This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

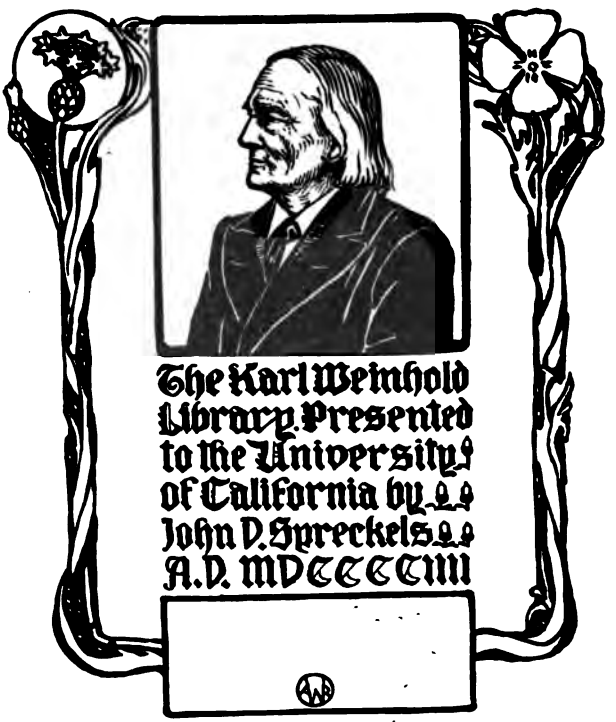
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

KARL WEINHOLD


The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII

KARL WEINHOLD

The Karl Weinhold Library. Presented to the University of California by John D. Spreckels A.D. MDCCCCIII

Leſſing.

Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Schriften

von

Dr. Erich Schmidt,
Profeſſor an der Univerſität Berlin.

Zweiter Band.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Berlin.
Weidmannſche Buchhandlung.
1892.

8662
S349
vol. 2

Inhalt.

Seite

Zweites Buch. Von Berlin bis Wolfenbüttel.*)

V. Capitel. Laokoon.

Vorgeſchichte 1
Analyſe 12
Grundſätze 29
Anwendungen 31, 38
Diderot 41
Winckelmann 2, 49
Herder 51
Berlin 53

IV. Capitel. Hamburg.

1. Die Hamburgiſche Dramaturgie 60
Vorgeſchichte 61
Die Truppe 69
Kritik der Darſtellung 75
„Die Matrone von Epheſus“ 80
„Der Schlaftrunk“ 89
Deutſche Komödie 90
Franzöſiſche Komödie 94
Deutſche Tragödie 95
Franzöſiſche Tragödie 100
Theorie, Ariſtoteles 111
Ausgang 122
Theaterkrieg 127
2. Die Klotziſchen Händel.
Klotzens Leben und Schriften 132
„Briefe antiquariſchen Inhalts“ 147
Wirkungen 158
„Wie die Alten den Tod gebildet“ 163
3. Leben und Ausſichten.
Umgebung 166
Bode und der Buchhandel 174
Pläne und Berufung 178

*) S. 1—346 ſind 1886 als „Zweiten Bandes erſte Abtheilung“ erſchienen.

161865

Seite

VII. Capitel. Emilia Galotti.
Entstehungsphasen 186
Analyse 191
Aufnahme 216
Wirkung auf das Geniedrama 221
„Spartacus" 224
Geniezeit. Goethe 225
Beilage: „Emilia Galotti" und Bandello 235

Drittes Buch. Wolfenbüttel.

I. Capitel. Der Bibliothekar. Frau Eva.
Eintritt und Erinnerungen 239
Die Guelferbytana 246
„Zur Geschichte und Litteratur" 251
Kunsthistorisches 255
Deutsche Philologie 259
Fabel 265
Epigramm 272
Braunschweig. Der Erbprinz 278
Eva König 288
Wien 302, 316, 323
Italien 318
Kamenz 325
Mannheim 330
Ehe. Evas Tod 329, 343

II. Capitel. Der theologische Feldzug.
Berengar 348
Reimarus 354
„Beiträge" 382
Semler 395, 475
Gegner der Fragmente 405, 413, 450, 474
„Duplik" 409
Goeze 415, 456
Lessings Antworten 437
Censur 465
Nachlaß 478

III. Capitel. Nathan der Weise.
Vorgeschichte 486
Ringparabel 488
Boccaccio 503
Geschichtliches. Marin 514
Voltaire 520
Composition 526
Entwurf 533
Menschen 534
Vers 566
Aufnahme 571
Theater 575

Seit

IV. Capitel. Die Erziehung des Menschengeschlechts.
Freimaurerei 582
„Ernst und Falk“ 588
Politik 593
Geistesart 604
Entwicklung. Leibniz 620
Determinismus 625
„Erziehung“ 629
Analyse 635
Seelenwanderung 650
Spinoza. Jacobi 659
Zweifel 670

V. Capitel. Sprache.
Geschichtliches 683
Sonderart. Dialekt 2c. Manier 695
Deutlichkeit. Entwicklung 709
Lebendigkeit 715
Brief 720
Dialogisches 723
Bewußtheit 724
Gleichnis 726
Persönlichkeit 735

VI. Capitel. Lebensausgang.
Amt. Haus. Gäste 737
Braunschweig 747
Weimar 750, 776
Hamburg 751, 760
Jacobi 756
De la littérature allemande 764
Jülich-Cleve 768
Tod 771
Nachrufe 773
Anmerkungen 780
Register 811

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zweites Buch.

Von Berlin bis Wolfenbüttel.

V. Capitel. Laokoon.

„Nicht alles, was die Kunst vermag, soll sie vermögen".
„Das Genie lacht über alle Grenzscheidungen der Kritik",
„und vieles muß das Genie erst wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen sollen".

Zu den wenigen Werken, die sich in weiten Kreisen der Nation das Ansehen nicht nur von classischen, sondern fast von kanonischen Büchern erobert haben, zählt Lessings „Laokoon". Noch fällt es uns schwer diese seltene Vereinigung von Strenge und Freisinn als eine historische Urkunde im Entwicklungsgang der deutschen Aesthetik abzuwägen, die prägnanten Hauptsätze von anderen vorbereitet zu finden, die Wucht ihrer Gebote hier und da zu bestreiten, oder zu mildern und mit der dankbaren Bewunderung für den großen Torso die volle unbefangene Kritik, welcher jedes Denkmal einer abgelaufenen Epoche unterliegt, zu paaren. Lessing selbst wäre bei aller Schroffheit gegen voreiligen Widerspruch der letzte seiner Schrift die Geltung unantastbarer Gesetze beizumessen; aber heute und immer fort schlägt jede Berührung anregende Funken aus diesen Steinen, und wir haben in den scharf gezogenen Kreisen des „Laokoon" noch lange nicht ausgelernt. Einschränkend oder erweiternd schöpft der Aesthetiker neue Kraft und Klarheit aus Lessings Vorgang. Verirrungen der Poesie, Unarten der bildenden Künste wecken die unmuthige Frage: ward der „Laokoon" nicht auch für dich geschrieben?

Unsere Hochschulen haben ihre Lehrstühle für Archäologie und Kunstgeschichte, ihre Gipsmuseen und kunsthistorischen Apparate. Abgüsse, Stiche und Photographien schmücken allenthalben auch bescheidenere

Bürgerhäuser. Ausstellungen aller Art folgen rasch auf einander, die Galerien der Großstädte wimmeln von Schaulustigen, und der leichte Reiseverkehr fördert von Jahr zu Jahr im Mittelstande die Kenntnis hervorragender Denkmäler. Es gehört zum guten Ton Italien durchstreift zu haben. Schnell und billig trägt uns der Lloyddampfer zum attischen Gestade, wo der Tourist vor dem Parthenon der kürzlich in London beschauten Elgin Marbles gedenken mag. Es ist nicht leicht aus einer Zeit, wo des Praxiteles Hermes auf allen Kaminen thront und kein Berliner Bürgerkind den Gigantenfries aus Pergamon unbesehen läßt, zurückzutauchen in die Tage, da diesseits der Alpen die antiken Originale so dünn gesät und Gipse nur in ein paar Mittelpunkten des Kunstinteresses anzufinden waren. Die allerwenigsten deutschen Alterthumsfreunde, die ihren Horatius am Schnürchen hatten und sich täglich im genußreichen Besitz der alten Litteratur befestigten, weideten je ihr Auge an einem plastischen Werk anders, als daß sie ein unhandliches Kupferwerk wie die dankenswerthe Compilation Montfaucons aufschlugen. Im Bücherzimmer wurde mit vielen gelehrten Allegaten über nie geschaute Statuen verhandelt. Man trieb Aesthetik, wie man der Logik oblag, und hatte statt fruchtbarer Beispiele allgemeine Principien zur Hand.

Aber in der trostlosen Werkstatt eines altmärkischen Flickschusters erwachte ein hellenischer Genius, dem während peinvoller Lehrjahre die Vielwisserei des Saeculums eine strömende Sehnsucht nach dem Schönen nicht verschütten und die Pedanterie der Facultäten den tiefen Genuß der alten Dichter und Weisen nicht schmälern konnte: Johann Joachim Winckelmann. In der reizlosesten deutschen Landschaft betete der Schulmärtyrer Gleichnisse aus dem Homer und überhörte das Geplärr buchstabirender Kinder. Schon winkt ahndevoll seiner verdurstenden Seele das Sehnsuchtsland Italien, für das er sich in Dresden, aus Barock und Rococo in antike Gefilde flüchtend, ausrüstete. Vor seinem werbenden Blick entschleierte sich die ferne Kunst des perikleischen Zeitalters, deren Wesen die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (1755) in edler Einfalt und stiller Größe begründet fanden. So lehrte dann Winckelmanns Freund Oeser den Studenten Goethe nicht nur die Augen aufthun, sondern zugleich, das Ideal der Schönheit heiße Einfalt und

Stille. Mit dem Rufe, der einzige Weg zur Größe, ja zur Unnachahmlichkeit sei Nacheiferung der Griechen, aber ohne trügerische Makler, pflanzte der junge Forscher und Prophet das Banner des classischen Kunstidealismus auf und wies, des Gottes voll, mit dem Manieristen der Neuzeit auch den Realisten als Affen der gemeinen Natur aus dem Tempel der Kunst, worin der griechische Contour angebetet wurde. Alte medicinisch-philosophische Erwägungen und die Methode moderner Historiker genial aufnehmend, entwickelte er aus dem griechischen Klima die hellenische Kunstblüte, aus dem griechischen Leben und Glauben die Heiterkeit dieser hellenischen Kunst. Er brachte mit mystischer Entzückung sein frommes Opfer dar: die höchste Schönheit ruht in Gott. Eine pathetische Natur, weiß er im hohen Stil rauschender Perioden und großer Bilder sein Evangelium zu künden und die einzelnen Kunstwerke hinreißend zu beschreiben, ethische Motive gern herauskehrend. Die Marksteine zwischen Poesie und Plastik schieren seinen weitspurigen Schritt nicht im mindesten, und der Allegorie bleibt er blindlings zugethan. 1755 kommt er nach Italien, wie ein nordwärts Verbannter aufathmend in die geschmückte wärmere Heimat zurückkehrt. Der Plan, die Geschichte der antiken Kunst zu entfalten, war die Frucht seiner ersten Gänge durch Roms Gassen, Gärten und Säle. Er hat Griechenland nie gesehen, konnte aber divinatorisch die hellenische Kunst als ~~als~~ lebendigen, herrlich gegliederten Organismus, der da wird, auf eine Höhe steigt und allmählich sinkt, mit voller Rücksicht auf Bodenbeschaffenheit, Nationalcharakter, Verfassung, Lebensart darstellen. Seine Welt waren nicht die Bücher, und philologische Genauigkeit im Einzelnen wurde bei dem großen Wurfe nicht erstrebt. Indem er als Erster die Geschichte einer nationalen Kunst skizzirte, wies er der Culturgeschichte Herders, der Litteraturgeschichte Friedrich Schlegels den Weg. Er führte die Archäologie aus der Stube, ihr Befreier und geistiger Vater; er brach die Bahn für die Carstens und Thorwaldsen; er lehrte uns den Begriff des Stils und der Schule; er steckte unsrer Dichtung das ideale Ziel die Schönheit ebenda zu suchen, wo Homer und Sophokles sie gefunden hatten.

Grundverschieden nach seinen geistigen Anlagen, wurde Lessing in diesem antikisirenden Kunstidealismus der Bundesgenosse Winckelmanns. Der Moment ist festzustellen, wo der letztere mitten hinein tritt in

die Lectüre und philosophische Deduction, der Lessing und Moses huldigten. Dieser schreibt im December 1756: „Ich gehe mit Ihnen in die Schule der alten Dichter; allein wenn wir sie verlassen, so kommen Sie mit mir in die Schule der alten Bildhauer. Ich habe ihre Kunststücke nicht gesehen, aber Winckelmann (in seiner vortrefflichen Abhandlung von der Nachahmung der Werke der Griechen), dem ich einen feinen Geschmack zutraue, sagt, ihre Bildhauer hätten ihre Götter und Helden niemals von einer ausgelassenen Leidenschaft dahinreißen lassen. Man fände bei ihnen allezeit die Natur in Ruhe (wie er es nennt) und die Leidenschaften von einer gewissen Gemüthsruhe begleitet, dadurch die schmerzliche Empfindung des Mitleids gleichsam von einem Firnisse von Bewunderung nnd Ehrfurcht überzogen wird. Er führt den Laokoon z. E. an, den Virgil poetisch entworfen und ein griechischer Künstler in Marmor gehauen hat. Jener drückt den Schmerz vortrefflich aus, dieser hingegen läßt ihn den Schmerz gewissermaßen besiegen und übertrifft den Dichter um desto mehr, je mehr das bloße mitleidige Gefühl einem mit Bewunderung und Ehrfurcht untermengten Mitleiden nachzusetzen ist." So tritt zu den abstracten oder aus alten und französischen Tragödien geschöpften Erwägungen über das Mitleid auf einmal das Beispiel des plastischen „Laokon"; Winckelmanns Offenbarung über den Grundzug der antiken Bildhauerei wird mit in die Debatte gezogen; Lessing muß sich fragen, ob er gleich Moses und Winckelmann eine Überordnung der Statue über die epische Behandlung, und zwar aus sittlichen Gründen vornehmen solle. Damit sind schon 1756 die fruchtbarsten Keime in den Boden gesenkt, der sie nach langem Hegen aufsprießen läßt. Und wenn Lessing gleich darauf die Erklärung abgiebt, er wolle die tragische und epische Dichtart nicht ohne Noth verwirren und die Grenzen der einen nicht in die der andern laufen lassen, so mußte er sich um so mehr zum Grenzwächter zwischen Poesie und Malerei berufen fühlen. Schon überlegt er, was der Vertreter dieser oder jener Kunstsphäre gut oder schlecht ausdrücken könne. Definiren im wörtlichen Sinne des Abmessens und Abgrenzens war ja seine eigenste Gabe. Er trieb Poesie und Metaphysik, Philosophie und Religion, Glauben und Dichtung aus einander. Die fruchtbare Correspondenz mit Moses wirkte in beiden Schreibern lange nach; der dritte, Nicolai, konnte nur ein ganz dürftiges Scherflein beisteuern, da

sein Raisonnement seicht, sein Ausdruck unklar war und er einmal selbst die Unfähigkeit sich auf diesem Gebiete mitzutheilen eingesteht. Doch rührig wie immer schlug er 1758 einen Briefwechsel über die Quellen der schönen Künste vor, also ein Mendelssohnsches Thema, und die Verhandlung nahm wenigstens einen Anlauf. Moses hatte wie Lessing die nüchterne Schönheitslehre des von Mylius verdeutschten Hogarth beachtet. Nicht sowol auf die schon vor dem Engländer gepriesene Wellenlinie kommt es an, sondern auf den inductiven Weg der Beobachtung, den die empirischen Britten ihrer Geistesrichtung gemäß vor anderen einschlugen und welchen Burke so erfolgreich wandelte. Er wurde, du Bos und Baumgarten verdrängend, der Lehrer Mendelssohns, und dessen aesthetische Aufsätze über die „Empfindungen" und „Über die Quellen der schönen Wissenschaften und Künste", die Speculation über gemischte Gefühle wie das Mitleid, über das Wolgefallen an künstlerischer Nachahmung, über Naiv und Erhaben wiesen aus den alten Geleisen jener furchtbar platten Nachahmungslehre hinaus, der endlich Schelling in glänzender Rede den Todesstoß versetzt hat. Ausgehend von der Vollkommenheit als dem Grunde des Gefallens, sah Moses nicht mehr die Natur allein für eine groß schaffende Meisterin, die Kunst bloß für eine nachhumpelnde Copistin an. Batteux' Eines Prinzip, das Ziel aller Künste sei möglichst genaue Nachbildung der Natur, diese mechanische Anwendung der aristotelischen Nachahmungslehre, war nicht die seine. Daß der Künstler nicht das von der Natur Geschaffene abschreibe, sondern das Schaffen von der Natur selbstschöpferisch zu lernen habe, ahnte er, und in dem Gebot „Der Künstler muß sich über die gemeine Natur erheben" traf der Idealist Moses mit dem Idealisten Winckelmann zusammen.

Moses versuchte auch eine systematische Absonderung der Künste, indem er, was Franzosen und Engländer über die verschiedenen Zeichen der einzelnen oder der Gruppen formulirt hatten, aufnahm, ferner Dichtung und Malerei als Kunst des Nacheinander und Kunst des Nebeneinander schied, die Wahl des günstigsten Augenblickes für den Maler und Bildhauer erwog und die Verbindungen, welche verschiedene Künste schließen können, ins Auge faßte. Darin ist er Lessing vorangegangen und hat schon nach aristotelischer Methode aus einer Untersuchung der künstlerischen Mittel Kunstgesetze abzuleiten versucht.

Leſſing wucherte mit den Anregungen aus jenem Briefwechſel über die Tragödie. Er verſenkte ſich in ſophokleiſche Studien, wo ihm denn außer dem vielbewunderten Philoktet ein verlorener Laokoon des griechiſchen Meiſters entgegentrat. Er bezeichnete in den Fabelabhandlungen haarſcharf die Handlung der Poeſie und ſtellte Malerei und Dichtung in Contraſt, indem er Veränderungen, die nur neben einander beſtehen und nicht auf einander folgen, nicht als zureichend für eine Fabel anerkannte. Er ſagte in den Litteraturbriefen der beſchreibenden Dichtung harte Worte, konnte von Klopſtock leicht den Weg zu Milton und Homer finden und zeigte ſich während der im Stillen betriebenen Arbeiten über Sophokles öffentlich als Bewunderer Shakeſpeares, den er bald in einer Reihe mit den Führern der antiken Kunſt nannte. Immer mehr befeſtigte und erweiterte ſich in ihm während ſeiner aeſthetiſchen Studien die Abſicht ſeine kritiſchen Fünde frei zuſammen zu faſſen, von dem Alterthum aus zu zielbewußten Mahnungen für die Gegenwart vorzuſchreiten und die Poeſie von dem Holzweg des Maleriſchen abzurufen, ihr zu nehmen was ihr nicht gehörte, ſie zu beſtärken in ihrem eigenſten Können. Durch ſolches Thun glaubte er den Muſen zu dienen und getroſt mit dem griechiſchen Spruch abtreten zu dürfen: „Nun iſt es an der Zeit unſere Rede zu beſchließen, die wir gleich einem auf bunter Blumenwieſe geflochtenen Kranz den Muſen darbringen.“

Die ſchriftliche Ueberlieferung in der Kunſt und die hergezählten Namen durch lauter anſchauende Kenntnis zu erſetzen, wie das Goethe neugeboren in Rom anſtrebte, blieb Leſſing inneren und äußeren Verhältniſſen zufolge verſagt. Wir hören nichts von eigener Anſchauung, aber wir können die ſeine Gedanken weckende oder mannigfach fördernde Lectüre ungefähr ſkizziren. Das Alterthum gab von Plato und ſtärker von Ariſtoteles her Anregungen die „Mittel der Nachahmung“ zu unterſuchen, doch unendlich mehr als die verſprengten Aperçus über die Schranken der geſammten ſchönen Kunſt oder ihrer Gattungen belehrte den Forſcher die unbewußte Erfüllung innerer Geſetze, welche aus dem Schaffen der Antike hervorleuchteten. Plutarchs Ausſpruch, die Künſte ſeien durch ihren Stoff und ihr Mittel unterſchieden, fand ſich überall in der griechiſchen Praxis bewahrheitet; das von demſelben Plutarch überlieferte Bonmot des Simonides dagegen, Malerei ſei

ſchweigende Poeſie, Poeſie redende Malerei, mußte dieſer Praxis gegenüber bloß als hingeworfene geiſtreiche Antitheſe, nimmermehr als Satz der antiken Kunſtlehre gelten. Gerade dieſes blendende Paradoxon hatte jedoch die modernen Theoretiker ebenſo in die Irre geführt, wie herausgeriſſene und misverſtandene Worte im „Brief an die Piſonen" des Horaz, dieſer launigen Plauderei über litterariſchen Dilettantismus. Da las man gleich anfangs, Dichtern und Malern habe ſtets die gleiche Befugnis alles zu wagen zugeſtanden — aber, erklärt Gottſched richtig, „dies ſind nicht Horazii, ſondern eines Stümpers Worte." Und ſpäter ſtieß der kritikloſe Leſer auf den Ausſpruch ut pictura poesis; flugs wurde die große Autorität des Römers dem Sinne des Verſes ganz zuwider für die Gleichheit von Malerei und Poeſie aufgerufen.

Nun ſingt eine neue Autorität, Altvater Opitz, einen befreundeten Pinſel an:

Es weiß auch faſt ein Kind
Daß Dein und meine Kunſt Geſchwiſterkinder ſind ...
... daß euer edles Malen
Poeterei die ſchweig, und die Poeterei
Ein redendes Gemäld und Bild das lebe ſei.

Überall erklingt das ut pictura poesis als ſelbſtverſtändliches Wahrwort. Die Aeſthetiker Frankreichs und der Schweiz finden kein beſſeres Motto für ihre Verwirrung, in der ſich der allegoriſche Schwulſt und die Unart katalogiſirender Schilderungen wiederſpiegelten. Beſtand Jahrhunderte lang der ſcheinbar durch den beliebteſten Römer gefeite Wahn, der Dichter male mit Worten, der Maler dichte mit Farben, ſo mußte dem Dichter jede Beſchreibung, dem Bildhauer und Maler die krauſeſte und unſinnlichſte Symbolik geſtattet ſein und der Wirrwarr endlich durch Batteux' verrufenes Lehrbuch gekrönt werden. Selbſt ein ſo feiner Kopf wie Abbé du Bos mit ſeinen noch heute ſehr lehrreichen und anziehenden Réflexions critiques sur la poésie et la peinture tappt von dem richtigen Pfade der Kritik immer in die Nebel der Confuſion zurück. Er erſcheint bald als trefflicher Vorgänger Leſſings, bald als ſchädlicher Irrlehrer. Unſer wackerer Breitinger erklärt die Poeſie kurzweg für eine beſtändige und weit-

läuftige Malerei, er verherrlicht Hallers unanschauliche Schilderung von Blumen als ein Meisterstück der Naturwahrheit und nennt die homerischen Epen zwei reichlich versehene Bildersäle. So lag es auch sehr verdienten Archäologen nahe sowol die alten Dichter allzu peinlich darauf hin ins Gebet zu nehmen, was sie aus der Malerei geschöpft, als auch den neuen Malern allzu dringend die Ausbeutung Homers und Vergils bis ins Detail hinein anzuempfehlen.

Oder man schlage im Nordischen Aufseher Klopstocks Abhandlung „Von dem Range der schönen Künste und schönen Wissenschaften" auf, wo Malerei, Baukunst, Kupferstich, Plastik und — Musik hier, Poesie, Beredsamkeit, Geschichte und Philosophie dort je eine Gruppe bilden. Die Philosophie sagt denen gegenüber folgendes Gemisch von Verkehrtem und Zutreffendem: „Jede Geschichte, die ihr vorstellt, muß die Geschichte eines Augenblicks sein. Welche Reihe von ähnlichen, und oft schönern Augenblicken verbindet die Aeneis! Welche Reihe von Meistern müßte es sein, die sie malen wollten? ... Und würde derjenige, der die Aeneis nicht gelesen hätte, sie gesehen haben, wenn er durch diese unendlich lange Galerie gegangen wäre? Wie viel Neues, wie viel von euren Meistern ungesagtes würde er finden, wenn er nun den Virgil läse." Ein Beispiel statt vieler für das Tasten ohne kritische Consequenz.

Daß die bildende Kunst auf „Augenblicke" beschränkt sei, war, nach flüchtiger Formulirung schon im Alterthum, die gemeine Weisheit aller vorlessingischen Kunstlehrer, bei du Bos und Caylus so gut, wie bei Webb und Richardson. Und weiter: daß der Künstler den günstigsten Moment wählen müsse, hatte Moses ebenfalls in mehreren Büchern vorfinden können, ja Shaftesbury bezeichnet schon entschiedener den kritischen Augenblick als den geeigneten. Shaftesburys Name steht auf dem Widmungsblatt des Discourse of Music, Painting and Poetry (1744) von James Harris, und diese Abhandlung ist inmitten zweier anderer 1756 verdeutscht worden. Schon Herder und F. Schlegel haben die Bedeutung der beiden ersten Aufsätze für Mendelssohn und Lessing erkannt. Harris scheidet mit Aristoteles die Künste in solche, die durch Energie wirken, d. h. deren Theile nach und nach erscheinen und in steter Veränderung vorbeigleiten (Musik und Tanz), und in solche, die ein Werk hervorbringen, welches nicht wie die Energie mit

dem Abschluß der Production entschwindet, sondern Bestand hat; eine namentlich von Herder angenommene Scheidung. Aber da die Wirkungen aller Künste aus gewissen Theilen bestehen, postulirt Harris mit Beispielen aus Sculptur und Tanz, „daß diese Theile entweder zu gleicher Zeit zusammen bestehend sind (coexistentes) oder nicht; und wenn sie nicht zu gleicher Zeit zusammen bestehend sind, so müssen sie nach und nach auf einander folgen (successivae)." Ferner, so fährt die zweite Abhandlung fort, die Künste operiren nur mit zwei Sinnen, Gesicht und Gehör — Herder würde sogleich den Tastsinn beifügen —; die Malerei als Kunst für das Auge hat Farbe und Figur als Mittel zur Nachahmung sichtbarer Gegenstände; sie verfügt nicht über das Mittel der Bewegung, und alle Umstände der von ihr darzustellenden Handlungen müssen in demselben Zeitpunkt zusammenlaufen, während die successive Poesie ihre Naturnachahmung mehr zergliedernd betreibt. Über den geeigneten Zeitpunkt für die Malerei (Anfangspunkt der Ausschau, Mittelpunkt der Umschau, Endpunkt der Rückschau) knüpft Harris knappe Betrachtungen an Shaftesbury an. Schade nur, daß er mit den Theoretikern der Zeit besonders auf das Werthverhältnis der einzelnen Künste ausgeht, statt seine klaren, nüchternen Unterscheidungen der Mittel folgerichtig auszubeuten. Auch die Differenz der Zeichen, insofern Malerei und Musik „natürliche", die Poesie jedoch „künstliche und willkürliche" Zeichen gebraucht, ist bei ihm angedeutet, zwar nicht als neue Entdeckung, da z. B. schon du Bos von den signes arbitraires et institués als von etwas Bekanntem spricht.

Geistsprühend ergriff in dieser internationalen Debatte neben dem Paragraph auf Paragraph trocken abwickelnden Engländer auch Diderot das Wort, um seinem Landsmann Batteux ein aesthetisches Colleg zu lesen. Der „Brief über die Taubstummen" will zeigen, warum ein bewundernswerthes dichterisches Gemälde lächerlich sein würde auf der Leinwand. Vergil schildert uns, wie Neptun, als das Meer sich glättet, zornig das Haupt aus dem Wasserspiegel reckt — der Maler, an einen „Augenblick" gebunden, kann hier den moment frappant nicht ergreifen, denn man würde einen Geköpften zu erblicken glauben; er kann also überhaupt nicht malen, was uns in der Aeneis so entzückt. Und überhaupt ist die Phantasie freier und duldsamer als das Auge: Polyphem, die Gefährten des Odysseus fressend, ist ein dichte-

rischer, kein malerischer Vorwurf. Obwol nun Diderot kategorisch behauptet, der „schöne Moment" des Dichters sei keineswegs immer der „schöne Moment" des Malers, und die schöne Natur sei nicht dieselbe für Maler und Dichter, läßt der feinsinnige Causeur sich hier nicht darauf ein principielle Grenzen abzustecken und bringt, ähnlich wie Harris, in seiner Lettre noch keinen Protest gegen die schildernde Poesie, sondern die ganz ungenügende Antithese: „die Malerei zeigt den Gegenstand selbst, die Dichtung beschreibt ihn."

Lessing unternahm es die fruchtbaren und durchschlagenden Gedanken der englischen, französischen und deutschen Kunstrichter unerbittlich zu Ende zu denken, den von Parisern, Zürchern und Sachsen ohne viel Gewinn geführten Homerfehden neue aus der ersten Quelle geschöpfte Studien zur Poetik entgegenzuhalten und statt Homer und Vergil an einander zu messen, lieber auf Mendelssohns Rath mit Winckelmann und gegen Winckelmann Vergil und die Bildhauer zu vergleichen. Vielleicht ließen sich die allgemeinen Kriterien der Harris und Genossen hier glänzend belegen, vielleicht von hier aus die einzelnen Beobachtungen und aesthetischen Aperçus Diderots entscheidenden Fundamentalsätzen unterordnen. In zwangloser Entwicklung, ohne den Anspruch à la Batteux sämmtliche Künste ein für alle Mal systematisch festzunageln und zu schematisiren, wollte er in Breslau seine Aesthetik einem bunten Sammelwerk einverleiben, dessen Titel „Hermäa" durch eine schöne, höchst charakteristische Vorrede dahin erläutert wird: „Hermäa hießen bei den Griechen Alles, was man zufälligerweise auf dem Wege fand. Denn Hermes war ihnen unter Andern auch der Gott der Wege und des Zufalls. Man denke sich einen Menschen von unbegrenzter Neugierde, ohne Hang zu einer bestimmten Wissenschaft. Unfähig, seinem Geiste eine bestimmte Richtung zu geben, wird er, jene zu sättigen, durch alle Felder der Gelehrsamkeit herumschweifen, Alles anstaunen, Alles erkennen wollen und Alles überdrüssig werden. Ist er nicht ganz ohne Genie, so wird er viel bemerken, aber wenig ergründen; auf mancherlei Spuren gerathen, aber keine verfolgen; mehr seltsame als nützliche Entdeckungen machen; Aussichten zeigen, aber in Gegenden, die oft des Anblickes kaum werth sind. Und diese seine Bemerkungen, seine Spuren, seine Entdeckungen, seine Aussichten, seine Grillen, wie könnte er sie besser nennen als Hermäa? Es sind Reichthümer, die

ihn ein glücklicher Zufall auf dem Wege, öfter auf dem Schleichwege als auf der Heerstraße, hat finden lassen. Denn auf den Heerstraßen sind der Finder zu viel, und was man auf diesen findet, hatten gemeiniglich zehn Andre vor uns schon gefunden und schon wieder aus den Händen geworfen. — So viel von der Absicht dieses Werks, von seinem Verfasser und dem räthselhaften Titel, der einen verliebten Roman verspricht, und mit den Wanderschaften eines gelehrten Landstörzers Wort hält." In losester Form also gedachte Lessing, was sich seit Mitte der fünfziger Jahre und länger an aesthetischer Erkenntnis in ihm gehäuft hatte, unter die Leute zu bringen; aber gerade auf einem Gebiete, wo schon mancher hitzige oder aberweise Kunstrichter garstig gestrauchelt war, durfte auch Lessing nicht tumultuarisch vorgehen. Wieder und wieder wurden die Probleme durchgenommen und der Gewinn nicht sogleich endgiltig, sondern als vorläufige Unterlage zu erneuter Gedankenarbeit und fördernder Besprechung niedergeschrieben. Schließlich lockten äußere Anlässe einen Torso hervor.

Wir besitzen zwei einander ziemlich deckende Breslauer Urentwürfe, deren zweiter von Moses mit Glossen versehen wurde; sei es, daß Lessing schon im Spätsommer 1763 den Berliner Freunden seine Skizze persönlich vorlegte, sei es, daß er im folgenden Winter die Blätter aus Schlesien zur Prüfung, an der auch Nicolai ganz obenhin theilnahm, einsandte. Mendelssohns Winke kamen den Untersuchungen, welche bereits alle Theorien des „Laokoon" fast aufs Wort enthalten, reichlich zu Gute. Ohne fortbildende Aneignung wurden sie zwar nie übernommen, doch darf man mehr als einmal eine zu geringe Rücksicht auf den feinsinnigen Rathgeber bedauern. Hätte Lessing gleich damals ein Buch fertig gestellt, so würde Mendelssohn, der dem Schlußcapitel (13) eine Übersicht über sein System der schönen Künste angehängt hatte, in viel höherem Maße den Ruhm eines stillen Mitarbeiters ansprechen können. Das von demselben Genossen vor sieben Jahren angezogene Beispiel Winckelmanns, Laokoon in der Sculptur und im Epos, hatte Lessing fallen lassen. Es trat ihm bald wieder erleuchtend vor den Geist und wurde die Ursache einer gründlichen Umgestaltung des Planes, wie viel auch in allem wesentlichen Bestand behielt. Von einem „Laokoon" kann streng genommen erst bei dem dritten und vierten Entwurf die Rede sein, wo nach gleicher Einleitung mit

energiſcher Induction der Ausgang von der Statue, von Sophokles und Homer gewählt und nebſt dem deductiveren Verfahren auch die ſyſtematiſchere Gliederung des Vortrags aufgegeben wird. Im Gegenſatze zu den früheren Brouillons ſind dieſe neuen Entwürfe bloße Schemata. Der vierte giebt auch ein Gerippe des dritten Theiles, den ſonſt nur ein Brief an Nicolai erſt im Frühjahr 1769 raſch ſkizzirt; für den zweiten Theil liegt noch eine ſelbſtändige Dispoſition vor; bunte Fragmente vervollſtändigen, vorläufig oder nachträglich, die Maſſe des Stoffes.

Außer der empiriſcheren Methode tritt die Beziehung auf Winckelmanns Kunſtgeſchichte ſcheidend zwiſchen die beiden Gruppen der großen Entwürfe. 1764 erſchienen, mag das grundlegende Buch etwas verſpätet in Leſſings Hände gelangt ſein. Jedenfalls hatte er bereits den dritten Entwurf begonnen. Weder wollte er ſeine lang durchdachte Anlage zerſtören, noch durfte er das große Werk ignoriren. Er ſuchte und fand einen Ausweg, nämlich die allergrößte Strecke ohne jede zerſtreuende Berückſichtigung der Winckelmannſchen Schöpfung zurückzulegen und erſt nach Erledigung ſeiner lieben alten Aufgaben die neue Erſcheinung mit einem dramatiſchen Effect, wie wenn unerwartet eine herrſchende Figur den Schauplatz betritt, zu würdigen. Dieſe Vorarbeiten gehören den Jahren 1764 und 1765. Im letztern Sommer hat er ſich — wir werden noch erfahren, warum — entſchloſſen zunächſt nur einen erſten Theil, in welchen manches aus dem zweiten einging, mit antiquariſchen Beilagen zu veröffentlichen. Zur Oſtermeſſe 1766 erſcheint endlich bei Voß in Berlin „Laokoon: oder über die Grenzen der Mahlerey und Poeſie .... mit beyläufigen Erläuterungen verſchiedener Punkte der alten Kunſtgeſchichte". Gleich der Titel eine ſcharfe Erklärung wider die landläufige Confuſion, und ein Motto aus Plutarch fügt die Definition hinzu: „Durch den Stoff und die Mittel der Nachahmung ſind ſie verſchieden." So bietet ihm derſelbe Alte ein ander Mal Gelegenheit zu folgender Zuſammenfaſſung der Laokoonſtudien: „Ich behaupte, daß nur das die Beſtimmung einer Kunſt ſein kann, wozu ſie einzig und allein geſchickt iſt, und nicht das, was andere Künſte eben ſo gut, wo nicht beſſer können, als ſie. Ich finde bei dem Plutarch ein Gleichnis, das dieſes ſehr wol erläutert. Wer, ſagt er ... mit einem Schlüſſel Holz ſpalten

und mit der Axt die Thüre öffnen will, verdirbt nicht sowol beide Werkzeuge, als daß er sich selbst des Nutzens beider Werkzeuge beraubet".

Eine Vorrede stellt das Ziel der Polemik scharf vors Auge: die Schilderungssucht in der Poesie, die Allegoristerei in der Malerei, unter welchem Namen Lessing die bildenden Künste überhaupt begreift. Der Antithese des „griechischen Voltaire", wie Simonides etwas kühn genannt wird, steht die weise Norm der Antike gegenüber, und als Schüler dieser Antike ruft Lessing warnend seinen Zeitgenossen zu: „Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu wenig noch zu viel zu thun." Unbegründete Urtheile und einen falschen Geschmack will er hier durch kein System bestreiten, denn er spottet über die deutsche Systemsucht und verspricht nur unordentliche Collectaneen zu einem Buch, aber Beispiele, die nach der Quelle schmecken. Er vergleicht die lockere Disposition des Werks mit einem freien Spaziergang. Auch der erste Ursprung seiner zwanglos vereinigten Aufsätze aus jenen freundschaftlichen Verhandlungen der fünfziger Jahre wird gleich anfangs angedeutet: denn der Liebhaber, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung spürte, entspricht dem dilettantischen Nicolai; der Philosoph, der in des Innere des Gefallens und der Schönheit eindringt, ist Moses; der Kunstrichter, welcher die abgeleiteten allgemeinen Regeln kritisch für Poesie und Malerei abwägt, betreibt das Geschäft Lessings. Und an der Spitze des ersten Capitels weist Winckelmanns Wort von der „edlen Einfalt und der stillen Größe" auf Mendelssohns alten Brief zurück. So lange hat es gebraucht, bis Lessing das von dem Freund aus Winckelmann geholte Problem völlig durchgearbeitet. Dem allgemeinen Satz über das Wesen der hellenischen Kunst pflichtet er gläubiger bei, als es die reich ausgestattete Archäologie der Gegenwart thun darf, und da, wo er zum zweiten Male der Fackel Winckelmanns folgt, erklärt er mit demselben felsenfesten Vertrauen, das seine Dramaturgie in Aristoteles setzt: das Thun der alten Künstler werde ihn lehren, was die Künstler überhaupt thun sollen.

Winckelmann hat seinen großen Satz namentlich an der Laokoongruppe exemplificirt, obwol dieses seit der Auferstehung 1506 als „Wunder der Kunst" hochgepriesene Werk schon eine kühne Wendung zum technischen Virtuosenthum verkörpert. Ihm war es „des Polyclets Regel; eine vollkommene Regel der Kunst", unnachahmlich wie

Homer. Bevor er in Rom mit der Schilderung des Originals selbst ein Kunstwerk hohen Stils lieferte, gab er zu Dresden wahrscheinlich nur nach einer Abbildung der Umrisse, nicht nach einem Abguß eine knappe mehr auf das Seelische als auf das Anatomische gerichtete Beschreibung. Keine Anschauung also, sondern eine sehnsüchtige Polemik gegen die fade Tändelei und den crassen Metzgergeschmack des Zeitalters, die gemeine Wirklichkeit „holländischer Formen und Figuren" und die manierirte „Franchezza" zog ihn aus den Umarmungen griechischer Dichtung und Weisheit zur bildenden Kunst, zum berühmten Laokoon. Pathetisch feierte er ein pathetisches Werk: einen Dulder, dessen große gesetzte Seele den Schmerz über ein nicht verdientes, unwürdiges Geschick maßvoll bändigt. Später haben unbefangene Forscher und Betrachter diesen ethischen Überschwang sowol durch litterarische Belege über eine strafbare Schuld des Priesters als durch die Betonung der grandiosen Effecte in der bis zum äußersten Kunstmaß reichenden Wiedergabe physischer Leiden eingedämmt, ohne in das grobsinnliche Extrem einer schon von Bernini kund gegebenen, von Goethe gegeißelten Auffassung zu verfallen, wonach Vater und Söhne von Gift durchwühlt, gebissen und wieder gebissen sind.

Nachdem bereits im sechzehnten Jahrhundert Sadolet in meisterlichen Hexametern auf den wundervollen Fund von kaum hörbaren Seufzern gesprochen — Winckelmann spielt darauf an, Lessing druckt das Gedicht ab — stellte Winckelmann das beklommene Seufzen des plastischen Laokoon und das schreckliche Schreien bei Vergil in Gegensatz. Lessing stimmt ihm zu: der Laokoon der Gruppe seufzt, der Laokoon der Aeneis schreit; doch lehnt er Winckelmanns sittliche Begründung ab und sucht für die rhodischen Bildhauer ein anderes Motiv als das untergeschobene seelischer Größe. Schreien ist ja kein Schimpf. Mag Lessing hier den homerischen Helden zu reichlich beimessen was sie auf der Walstatt sinkend nur als gelegentlichen Zoll der Menschennatur entrichten, mag er einmal dem Priamus und seinen Troern zu barbarische Gesinnungen nachsagen, so ist doch der Unterschied zwischen hellenischer Heldenmenschlichkeit und dem jedes Gefühl der Schwäche verbeißenden Kriegerthum des scandinavischen Nordens und der Naturvölker nie mit schönerer Bildlichkeit ausgedrückt worden. Als unsere Alterthumskunde immer tiefer in die Leidenschaft des germanischen Urcharakters eindrang, bezog sie sich gern auf Lessings

Antitheſe des griechiſchen Heroismus, der an verborgene Funken in einem klaren, kalten Steine mahnt, und des barbariſchen, einer hellen, freſſenden Flamme, die, immer tobend, alle anderen Eigenſchaften aufzehrt oder ſchwärzt.

Winckelmann hatte gemeint, der ſeufzende Held der Gruppe leide nicht wie im römiſchen Epos, ſondern er leide wie der ſophokleiſche Philoktet. Gegen das Unpaſſende dieſes Vergleiches proteſtirt Leſſing; erſt flüchtig, bald in einer ausführlichen Abſchweifung. So treibt ihn alles auf ſein Lieblingsfeld, das Drama. Das alte Thema ſeines Briefwechſels über die Tragödie, welche nicht durch Bravour und ſtoiſches Martyrium eine froſtige Bewunderung erregen ſoll, galt es von neuem abzuhandeln. Er durfte nun aus der Fülle der Sophoklesſtudien ſchöpfen, wie er ja deren gelehrte Reſultate hinten im „Laokoon" ablagerte, und er dachte ſelbſt vielleicht erſt jetzt an eine Bearbeitung eben dieſes von Winkelmann zur Unzeit angerufenen Philoktet, weil das mitleidweckende Leiden dieſes Helden und die wahrheitsliebende Jünglingsnatur des Neoptolemos ihn gleich mächtig anzogen. Wie die Griechen der Ilias ihren Empfindungen als echte Menſchen freien Lauf laſſen, ſo jammerte bei Sophokles der gewaltige Herakles, und der Laokoon ſeiner verlorenen Tragödie benahm ſich gewiß nicht ſtoiſcher. Daß heftige phyſiſche Schmerzen ſich in dem griechiſchen Drama unbeſchadet der heroiſchen Würde mit Wehgeſchrei entladen durften, lehrt „Philoktet" am klarſten, wo der Poet ohne falſche Scheu die Eiterlappen von der Fußwunde zieht, und der arme Inſelbewohner durch langgezogene Jammerrufe uns erſchüttert. Es iſt natürlich, daß Leſſing ſeinem beſondern Zweck zu Liebe die meiſterhafte Analyſe des Stückes gerade auf die körperlichen Leiden und die lauten Ausdrücke des Schmerzes richtet. Dabei ſieht er ſeine eigenen ethiſchen Ideale ſtets im Einklang mit den griechiſchen; eine antike Natur hat man ihn genannt, und die ſophokleiſche Menſchlichkeit preiſend legt er tiefe Selbſtbekenntniſſe ab. Hier der claſſiſche Grieche — dort die Meiſter des Anſtändigen, unſere artigen Nachbarn, denen ein Geſchrei und Gewinſel auf der Bühne lächerlich und unerträglich ſein würde. Wie wird bei ihnen ein Philoktet ſich gebärden? In einem raſchen Waffengang vor dem Hamburgiſchen Kriege vernichtet Leſſing das unſäglich alberne Stück des Chateaubrun. Bei Sophokles muß die Verzweiflung des Helden,

dem in seinem Bogen die einzige Hilfe auf der öden Insel geraubt wird, unser Mitleid zum äußersten treiben — der Pariser Philoktet hat eine verliebte Tochter und ihre Confidente zur Gesellschaft. „O des Franzosen, der keinen Verstand, dieses zu überlegen, kein Herz, dieses zu fühlen gehabt hat! Oder wenn er es gehabt hat, der klein genug war, dem armseligen Geschmack seiner Nation alles dieses aufzuopfern!" Dabei hat die bitterböse Polemik gegen eine pseudo-classicistische Verzärtelung der Antike keineswegs ihr Bewenden, sondern es wird wiederholt, was vor Jahren gegen die tragédie sainte und ihren Stoicismus vorgebracht worden, und die haute tragédie muß einen höhnischen Zuruf hören, weil sie die reine Menschlichkeit des Sophokles durch ihre zu lauter Halbgöttern hinaufgeschraubten Helden verläugnet. Nothwendig kommt Lessing auf den verhängnisvollen Vermittler zwischen Athen und Paris, Leyden, Breslau zu reden, auf Seneca, gegen dessen Rodomontaden er früher zu milde gewesen war, dessen Klopffechter auf dem Kothurn er jetzt höchstens frostig bewundern kann. Goethe und Heinrich von Kleist haben es dann Lessing nachgesprochen, das Theater sei keine Arena, und der Mensch, dem bezahlten Fechter ungleich, dürfe menschlich klagen. In den römischen Gladiatorenkämpfen, wo im blutigen Amphitheater alles natürliche Gefühl dem Zuschauer verborgen wurde, sieht Lessing mit Recht eine Hauptursache der Unarten Senecas und des so niedrigen Standes der römischen Tragik. Auch versäumt er nicht mit einer wolthuenden Verachtung gegen das platte Moralgewäsch der Tusculanen dem Schwätzer Cicero für seinen an die Abrichtung von Gladiatoren mahnenden Kram über die stoische Erduldung von Körperschmerzen einen derben Streich zu versetzen.

Also Philoktet schreit, Laokoon seufzt. Winckelmann hat eine richtige Beobachtung falsch erklärt und ausgebeutet. Der Laokoon der Gruppe schreit nicht, weil sein Schreien zwar gegen keine hellenische Seelengröße, aber gegen das höchste Gesetz ihrer bildenden Kunst, die Schönheit, verstoßen würde. Lessing sucht keinen anderen Grund daneben. Er fragt nicht und will nicht fragen, wie weit eine fürs Auge schaffende Kunst auch Laute andeuten möge; er tritt nicht wie Goethe vor die Gruppe um sie ruhig zu verhören: kann denn dieser Laokoon schreien? Er bekämpft einen einzelnen Irrthum Winckelmanns mit der glänzenden Waffe, die Winckelmann selbst schon in der Erstlingsschrift

und den Aufsätzen für die Leipziger „Bibliothek" geschmiedet hatte, daß nämlich die antike „Malerei" durchaus idealistisch dem Schönen nachgetrachtet und einer edlen Mäßigung alles untergeordnet habe, während der zweite Theil Lessings gerade die unlebendigen perfect characters der Poesie befehden sollte.

Darin lag außer beiläufigen Unklarheiten und Widersprüchen der Definition eine scharfgespannte Einseitigkeit, welche nicht unbestritten dauern konnte. Diesem Schönheitsevangelium widerstrebte der mächtige und in großen Werken bethätigte Zug der modernen, subjektiveren, interessanteren, individualisirenderen Kunst zum Charakteristischen, als dessen lebhafte Advocaten die Gerstenberg und Herder aufsprangen. Diesem alleinseligmachenden Glauben an ein ideales Alterthum rief Goethes jugendliche Unbändigkeit das Trutzwort zu, ein naives, höchst costümwidriges niederländisches Genrebild, Juppiter bei Philemon und Baucis, sei mehr werth „als ein ganzes Zeughaus wahrhafter antiker Nachtgeschirre." Die Erbschaft der Antike selbst schien anwachsend diese schönen, doch engen Schranken zu sprengen. Während ältere und neueste Stimmen bei jedem Volk und in jeder Zeit einen eigenen Kanon suchten, fanden es gerade unsere so verehrungsvoll der Antike zugewandten Classiker Weimars für nöthig, das Schöne des Griechen nicht von allem Charakteristischen zu befreien, dieses Charakteristische nicht lediglich zum Merkzeichen des Modernen zu machen, sondern seine Spuren in der hellenischen Plastik und Poesie zu verfolgen. Eine solche, im Goethe-Schillerschen Briefwechsel recht nachdrücklich gegebene Anregung, auch sie durch Laokoonstudien hervorgelockt, richtet sich unmittelbar gegen Winckelmann und Lessing, vor deren Auge selbst Michel Angelo wenig Gnade finden mochte. Man kann dem Realismus — und nicht auf seine Extreme kommt es an — kaum unduldsamer zu Leibe gehen als Lessing, wenn er Wahrheit und Ausdruck als erstes Gesetz der neueren Kunst stürzt und die durch Wahrheit und Ausdruck vollzogene Verwandlung der häßlichen Natur in schöne Kunst verpönen oder mindestens nach Maßgabe der nie ein Äußerstes erreichenden alten Kunst abschwächen will. Wie Winckelmann nur von der schönen Form, den reinen Contours der griechischen Statuen ausging, so trug auch Lessing beständig die ideale Darstellung des menschlichen Körpers im Sinn, denn im Auge

und in den Fingerspitzen hatte er sie nicht. Ruhige Einzelfiguren gaben ihm mit großen, einfachen Umrissen die Norm. Seine „Malerei", ein Collectivbegriff, war eben für die Malerei viel zu eng. Ein Moses für die Poesie, wurde er ein Draco für die bildenden Künste. Kritisch zwischen zwei großen Gebieten, versäumte er die Kritik innerhalb des einen und suchte weder Sculptur, die hohe Kunst der Alten, und Malerei, die ausgebildetere Errungenschaft der Neueren, zu trennen, noch den antiken Ausgang von der Form, den modernen Ausgang mehr von dem Inneren her sich historisch zu entwickeln. Er hätte sonst sogleich erkennen müssen, daß die objectivere Plastik und die erst in neueren Zeiten zur Freiheit emporgediehene subjectivere Malerei nicht nach Einem Gesetzbuch von wenigen Paragraphen zu richten seien. Weil die zeitgenössische Aesthetik alles für malbar hielt, was eine Auge sehen und ein Mund sagen konnte, sollte dieser Grenzüberschreitung eine strenge Internirung folgen. Überzeugt und mit Recht davon durchdrungen, die vornehmste Aufgabe der Plastik sei die Bildung schöner nackter Menschenkörper, warf Lessing ohne weitere Scrupel eine Legion stolzer Kunstwerke nach der andern unter den Tisch. Dem Enthusiasten für die classische Linie war das Colorit so gleichgiltig, daß er im Hinblick auf diese oder jene überlegene Handzeichnung die Erfindung der Ölmalerei paradox für einen zweifelhaften Segen erklärte. Und einer vereinzelten feinen Bemerkung über malerische Lichteffecte halte man folgendes Urtheil über den größten Lichtmaler aller Zeiten gegenüber; es steht in den Hamburger Collectaneen: „Die Rembrandtische Manier schickt sich zu niedrigen, possirlichen und ekeln Gegenständen sehr wol. Durch den starken Schatten, welcher durch den Vortheil des unreinen Wischens oft erzwungen wird, errathen wir mit Vergnügen tausend Dinge, welche deutlich zu sehen gar kein Vergnügen ist. Die Lumpen eines zerrissenen Rockes würden, durch den feinen und genauen Grabstichel eines Wille ausgedrückt, eher beleidigen als gefallen; da sie doch in der wilden und unfleißigen Art des Rembrandt wirklich gefallen, weil wir sie uns hier nur einbilden, dort aber sie wirklich sehen würden. Hingegen wollte ich hohe, edele Gegenstände nach Rembrandts Art zu tractiren nicht billigen" . . . Lessing spricht über den großen germanischen Maler nicht viel verständiger als manche Zeitgenossen über den großen germanischen Dramatiker. Er hätte das

Thierstück grundsätzlich verworfen und das niederländische Genre als carikirende „Kothmalerei", dergleichen eine antike Gesetzgebung untersagte, abgewiesen. Er ist blind gegen die Landschaftsmalerei, und wenn ein ähnlich gestimmter Kunstrichter wenigstens die Staffage des heroischen Poussin bewunderte, sah Lessing die Landschaft nur für eine Vedute oder für eine Illustration nach poetischer Vorlage, den Landschafter für einen treuen Copisten der Natur oder für einen geschickten Mann an, der die Natur indirect durch das Medium dichterischer, etwa Thomsonscher Schilderung nachahme. „Das Genie hat an seinem Werke wenig oder gar keinen Antheil". Daß man wie Goethe freundlich über „Blumenmalerei" schreiben und „Ruysdael als Dichter" der Landschaft feiern könne, würde der Verfasser des „Laokoon" schwer begriffen haben. Sein Bedürfnis nach Einfalt und Stille litt principiell weder die wirren, an reintransitorischen Stellungen reichen Schlachtenbilder, wie er denn etwa die von der Brücke stürzenden Amazonen des Rubens schon als schwebende Körper nicht dulden könnte, noch die figurenreichen Historien. Immer seiner vorgefaßten Meinung treu, die Schönheit „bestehe in dem Ideale der Form vornehmlich", sucht er den Ursprung der Historienbilder einzig in dem Wunsch mannigfaltige Schönheit auf einem Flecke zu vereinigen, will aber nicht, wie heute geschehe, Historie um der Historie willen gemalt wissen. So treffend auch sein Protest gegen die Erniedrigung der Kunst zur Dienerin andrer Künste und Wissenschaften die Programmmalerei und gemalte Geschichtsphilosophie unserer Tage mit Ruthen schlägt und so gewiß etwa Kaulbachs „Reformation" mit Lessing zu reden nur ein „Klumpen Personen" ist, das Einseitige und Gefährliche des Standpunktes liegt auf der Hand. Lessing vermochte wirklich einer „Schule von Athen" nicht gerecht zu werden; sie war ihm ein unklares Bild. Endlich schätzte er die Kunst des Portraitisten auffallend gering. Landschaft ist Vedute, Portrait ist Conterfei oder nach heutigen Begriffen Photographie, nicht aber die charakteristische Darstellung, welche das Ideal einer gewissen Persönlichkeit voll herausarbeitet. Weit übertraf ihn W. Schlegel.

Nun trete man hin und greine über Lessings Unverstand in allem, was bildende Kunst heißt . . . Aber kann nicht zu gewissen Zeiten nur eine schroffe Einseitigkeit freie Bahn brechen? Ließ nicht Lessing selbst seine ehernen Principien gern dem einzelnen Werke des Genies

gegenüber fallen, wie denn Justi mit Recht fragt, wen eine streng conventionelle, idealistische Kunst schneller gelangweilt haben würde als Lessing, der ja auch mit der ewigen Seligkeit die Vorstellung der Langenweile verband? Und was für ein künstlerisches Material lag ihm vor, als er sein unsterbliches Werk schrieb? Ein paar Erinnerungen aus Dresden und Leipzig, Berlin und Holland. Er hatte wol den lieblichen Adoranten im Original gesehen und vielleicht in der sächsischen Residenz einige Abgüsse — aber kein Abguß des Laokoon stand jetzt vor ihm. Winckelmanns Schriften faßten für ihn das Wesen der alten Kunst in Worte, die einzelnen Denkmäler in Schilderungen. Für die Plastik mußte das riesige Kupferwerk L'Antiquité expliquée et représentée en figures oder der bescheidene Auszug daraus, der „kleine Montfaucon", weiter helfen, so gut es eben ging. In der Malerei wurde Richardson sein Wegweiser und Vertrauensmann mit der reichen Description de divers fameux tableaux etc., einer trefflichen Musterung der antiken und modernen Schätze Italiens.

Der zweite Theil des „Laokoon" sollte nicht nur vielfach auf dieser Arbeit fußen, sondern auch das antike Schönheitsideal eingehender erörtern. Im ersten wird der von solchem Ideal regierten „Malerei" des Alterthums im Gegensatz zur freier ausgreifenden Poesie ein schönes Maß zugeschrieben: sie mildert, sie meidet die Verzerrung. Darum, meint Lessing (ohne daß ihm eine nüchterne Interpretation in allem beipflichten kann), verhüllte auf dem Gemälde des Timanthes Agamemnon beim nothgedrungenen Opfer der Tochter sein schmerzdurchwühltes Antlitz, wie das auch Oesers Vignette bei Winckelmann zeigt; darum sah man den rasenden Aias nicht unter den Schafen wüthen, sondern dumpf brütend nach dem Gemetzel; darum zeigte sich Medea nicht mitten im grausen Werke des Kindermordes. Laokoon seufzt, nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrathen, sondern weil das Aufreißen des Mundes das Gesicht ekelhaft entstellen würde. Die Sculptur mildert Schreien in Seufzen. Alle, die es noch gelüstet hier ein Schreien zu behaupten, hat neuerdings ohne Winckelmanns oder Lessings Gründe zu wiederholen der Anatom Henke derb aber glänzend geschlagen, indem er an der Spannung oder Nichtspannung gewisser Muskel, dem vorgetriebenen Unterrand des Brustkorbes, der eingezogenen Bauchhöhle unwiderleglich darthat, dieser Laokoon könne

gar nicht ſchreien, er befinde ſich vielmehr in einem Stillſtand zwiſchen dem Ein- und Ausathmen, in dem Seufzer, der auf den Lippen ruht, der aber dann mit einer Verzerrung des Mundes und anderen Wandlungen am Körper auch als Schrei ſich entladen mag. Schon Winckelmann ſagt übrigens: „Die Öffnung des Mundes geſtattet es nicht.“ Laokoon iſt ein ruhiges Bild der Erregung in jener kritiſchen Pauſe des Seufzens, wie ſie die Peripetie der Tragödie bezeichnet. So hätten denn Winckelmann und Leſſing Recht mit ihrer Betonung der Ruhe, wenn ſie auch die Ablehnung des äußerſten Affectes zu weit getrieben haben ſollten, da dieſe Frage nur von Fall zu Fall und nach Maßgabe des aufgewandten Talentes entſchieden werden kann. Jedenfalls hat die alte Kunſt ſich der ſtärkſten Steigerung nicht in dem Maße enthalten, wie jene, claſſiſcher als die Claſſiker der Bildhauerei, dictirten. Und der fruchtbare Augenblick, von dem Leſſing nun handelt, d. h. der Augenblick, der uns weiteres im freien Zuge der Phantaſie hinzudenken läßt, kann vor oder hinter der Höhe, aber doch auch, was Leſſing beſtreitet, in dieſem oder jenem künſtleriſchen Vorwurf auf dem Scheitelpunkt liegen. Wenn nun die bildende Kunſt ihrer ruhigen Tendenz nach das Tranſitoriſche nicht darſtellt, ſo dürfte ſtreng genommen auch nicht von einem fruchtbaren „Augenblick“ die Rede ſein, denn was iſt flüchtiger als ein Augenblick? Von dem Augenblick einer Handlung ſpricht Leſſing natürlich, weil ganze große Gattungen wie Landſchaft, Stillleben, Portrait völlig ignorirt werden. Doch braucht man das Wort bei ihm nicht zu preſſen, da er im Grunde ja von der Sculptur die Wahl einer Poſe oder Situation fordert, welche weder jede Ausſchau oder Rückſchau unſerer Einbildung verſperrt, noch rein momentan iſt. Irgend ein Anhalten oder Verweilen muß ſtattfinden. So kann der raſche Wettläufer auf ſeinem Standbein ruhen, wie leicht auch das Spielbein den Boden berühre; der Diskobol kann den geſchwungenen Arm ein Weilchen ſo zurückgeworfen halten; die Ringer können in verſchlungenem Sturz über einen Nu hinaus verharren; Laokoon, den nur die ehedem beliebte Fackelbeleuchtung nach Goethes ſchiefem Ausdruck als „verſteinerte Welle“ oder „fixirten Blitz“ zeigte, kann die Pauſe des Seufzers verkürzen oder verlängern; der galliſche Selbſtmörder kann ſein ſinkendes Weib noch mit der Linken im Fall aufhalten; aber der farneſiſche Stier wird allerdings im nächſten Augen-

blick plump die Erde erschüttern, während die Sculptur das Pferd mit seinem Bändiger oder Reiter unläugbar mitten im Bäumen, d. h. in der zwischen dem Aufsteigen und Niedergehen stets befindlichen Pause sehr wol vorführt und selbst Werke der griechischen Blüte wie die Parthenonsculpturen oder des Paionios Nike sich nicht durchaus unter Winckelmanns Gesetz der Ruhe beugen. Und gar das virtuose Fluten der pergamenischen Gigantomachie! Wir werden Unterschiede annehmen dürfen für die Einzelfigur und die Gruppe, freie Gruppe und Giebelgruppe, das Hochrelief und das Basrelief, welches gleichsam zwischen Sculptur und Malerei vermittelt und die Figuren in der Fläche festhält. Das Relief wird über den freiesten Spielraum für transitorische Bewegung verfügen, die Statue sich am ehesten dem Reintransitorischen, Plötzlichen, Rapiden versagen, während wiederum in den Gruppen der Malerei eine weit über die Befugnis des Reliefs hinausgehende Licenz auch flüchtigster Bewegung herrscht. Das lehrt uns jeder Gang durch jede Galerie. Die Malerei stellt das Wandeln, Laufen, Fliegen, das gelindere oder stürmischere Segeln, stellt rein transitorische Momente einer Schlacht, einer Jagd, eines Wettrennens dar, und sie bedient sich dabei mannigfacher älterer und neuer Behelfe, denen der Berufsaesthetiker wie der kunstsinnige Physiolog ihr Augenmerk zugewandt haben. Lessing selbst, sonst so gleichgiltig gegen Unterschiede zwischen Sculptur und Malerei, bemerkt einmal fein, wie irgendwo durch die schiefe Stellung des Wagens ein starker Grad von Bewegung angedeutet werde, und bezeichnet so ein einzelnes schwaches Mittel, zu dem eine fortschreitende Technik die angespannte Musculatur ausgreifender und schäumender Pferde, den wirbelnden Staub, den heftigen Luftzug und vor allem sehr richtig das Verschwinden der Speichen gefügt hat. Aber Lessing sagt kategorisch: Schnelligkeit, diese Erscheinung in Raum und Zeit, ist „kein Vorwurf der Malerei." Scharfsinnig und liberal in allen poetischen Dingen, prüft Lessing unten die dichterischen Mittel die Schnelligkeit wiederzugeben: die Götter Homers durchmessen einen Raum von bekannter Ausdehnung in kürzester Frist; ein ungeheurer Maßstab wird angelegt (was auch für den Schall zu beobachten wäre), z. B. springen die Rosse so weit als ein Mann von der Klippe aus ein Stück Meeres überschaut; man schließt von der Spur auf die Raschheit der Berührung, so wenn die Stuten des Erichthonios über

die Ähren rennen ohne deren Spitzen zu beugen. Solchen Beobachtungen über poetische Technik fehlt die Ergänzung für die bildende Kunst. Nur die Frage nach riesigen oder zwerghaften Dimensionen wollte er für beide Gebiete lösen; wir wissen nicht, ob nach dem Gesichtspunkt, die Sculptur sei für das Kolossalische unvergleichlich begünstigter als die Malerei.

Auffallend bleibt, daß in der Lehre vom Transitorischen ein richtiger Wink Mendelssohns zum Urentwurf ignorirt wird, nämlich über den Unterschied, der in der „Malerei" zwischen der ruhenden einzelnen Person und der an einer Handlung betheiligten Gruppenfigur walte. Die größere Freiheit der letztern leuchtet ein.

Milderung, Prägnanz, Enthaltung vom schlechthin Transitorischen wurden als Merkmale der Laokoongruppe erkannt. Mit dieser Erkenntnis tritt Lessing an die Verse der Aeneis heran, um das Verhältnis des augusteischen Epikers und der rhodischen Künstler Agesander, Polydoros und Athanodoros zu untersuchen. Man mag die Erörterung, daß Vergil sich unmöglich die Gruppe zu Nutze gemacht habe, mit Goethe, der die „abenteuerliche und ekelhafte" Episode für eine rhetorische Einlage des Aeneas zur Maskirung unverzeihlicher Thorheiten Troias hält, höchst ungerecht gegen den Dichter und die Dichtkunst überhaupt nennen. Eine solche Ansicht schmälert so wenig wie Lessings starker Irrthum, die Gruppe sei nach der vergilischen Vorlage geschaffen worden, den Werth seiner Vergleichung und allgemeinerer geistreicher Bemerkungen wie jener, daß in der Poesie das Kleid kein Kleid sei gleich dem verhüllenden Gewande der Sculptur; und ein solches Aperçu hat Bestand, auch wenn im einzelnen Fall des Laokoon nicht alles stimmen will, oder wenn Herder hundertmal sinnlicher über Nacktheit und nasse Gewandung declamirt, wenn der Archäolog die Kunst des Faltenwurfes ganz anders darlegt. Sicherlich fehlt Lessing, denn die Rhodier haben nicht gemäß ihrer Kunst den römischen Bericht ausgebeutet, und auch die immer noch beliebte Annahme einer römischen Copie kommt seiner Hypothese nicht zu Gute. Was lang vermuthet wurde, ist durch einen inschriftlichen Fund nunmehr ein gewisses Datum: die Gruppe gehört derselben Diadochenzeit an wie der Altar von Pergamon und steht mit diesem Werk in stilistischer, wenn nicht geradezu in einer gewissen abhängigen Ver-

wandtschaft. Winckelmann hatte auf die Epoche Alexanders des Großen geschlossen; Lessing muß das Werk in die erste Kaiserzeit verlegen, weil Vergil vorausgegangen sein soll. Aber so oder so: epische Überlieferung war schließlich doch das erste, und Goethes Blick glaubte aus der Gruppe noch Hoffnung für den älteren Sohn (Alter adhuc nullo violatus corpora morsu, Sadolet) zu lesen, ohne zu wissen, daß nach des Proklos Excerpten aus dem epischen Cyclus „zwei Drachen erschienen und den Laokoon sowie einen der Knaben vernichteten" oder daß ein Vasenbild, wo überhaupt nur ein Knabe in der Umstrickung der Schlangen erscheint, vorhanden ist. Nicht Vergil, wie Lessing meint, sondern Sophokles opferte zuerst aus Gründen tragischer Motivirung beide Söhne, doch der epische Cyclus blieb zur freien Ausbeute für die bildenden Künstler. Und so mögen Gelehrte wie Kunstfreunde darüber streiten, ob wir in der Gruppe eine dreifache Gradation des Untergangs erblicken oder, mit Goethe hoffend, consequent die Rettung des noch ungebissenen Jünglings als eine versöhnliche Seite in dem tragischen Dreieck begrüßen und das letzte Glied dieser plastischen Vereinigung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft für einen Glücksstrahl nehmen sollen.

Die vergleichende Betrachtung Vergils und der Rhodier führt ungezwungen zu weiteren Sätzen über originelle Nachahmung und über Copie als nachgeahmte Nachahmung. Lessing weilt auf diesem Feld um so lieber, als er daselbst zwei Männer erblickt, mit denen er gern anbinden möchte und welche wirklich durch seine meisterlichen Ausfälle beim weiteren Publicum nur zu sehr um ihren ganzen wissenschaftlichen Credit gekommen sind. Zunächst der Engländer Spence mit dem großen Dialog Polymetis (1747, 1755), worin die Wechselbeziehungen zwischen römischer Poesie und bildender Kunst verfolgt werden. „Mit vieler classischen Gelehrsamkeit und in einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den übergebliebenen Werken der alten Kunst", urtheilt Lessing, aber er nennt das Buch „ganz unerträglich für einen geschmackvollen Leser". Der Gelehrsamkeit setzt er möglichst viel Gelehrsamkeit entgegen, ohne die verderbliche Blindheit Spences gegen das Griechenthum aufzudecken, vielmehr dem brittischen Waidmann, der die malerischen Anleihen in den Dichtungen so findig belauerte, ins Gewirr seiner Beispiele folgend. Er hat ihm zu viel gethan. Der

Poet war öfters von dem bildenden Künstler angeregt, als Lessing zugeben möchte. Mit ungleich mehr Methode als der darauf los sammelnde Spence verfolgt die heutige Alterthumskunde diesen Wechselverkehr. Wie manches dankt nicht Goethe der Malerei; ja, unser anatomischer Berather hat darauf hingewiesen, daß Schillers Stanzen dem Vergil die seinem Laokoon fremden, nur von der Gruppe geholten Worte „er steht bewegungslos" leihen. Übrigens gab auch Lessing zu, Spence habe sein Bestreben nach beiden Seiten „öfters glücklich erreicht", und er wollte nur das seit dem Münzenbuch Addisons allzu maßlos eingerissene Gelüst den Dichtern statt eigener Phantasie Bekanntschaft mit fremder unterzuschieben eindämmen. Zugleich lag in diesem Hinundhervergleichen eine Misachtung aller Schlagbäume zwischen Poesie und Malerei. Die eine Kunst schien die andere ganz nach Lust auszuplündern. Deshalb Lessings Schärfe gegen den verdienten Spence und bald gegen den aristokratischen Führer der französischen Archäologie. Die gedankenlose Verbreitung und Verallgemeinerung dieser Manier konnte die irrende neuere Praxis nur noch weiter beirren; in der Art, welche Goethe empörte, als er im Atelier des Stuttgarter Hetsch ein Bild nach Klopstock, Maria und Porcia, sah: „Es hat mich so ein erzdeutscher Einfall ganz verdrießlich gemacht. Daß doch der gute bildende Künstler mit dem Poeten wetteifern will, da er doch eigentlich durch das, was er allein machen kann und zu machen hätte, den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte".

Hier ist eine der Stellen, wo Lessing seiner Vorrede nach kleine Excurse zur alten Kunstgeschichte beibringt: „Sie stehen nur da, weil ich ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen kann." Dennoch dienen sie alle dem Zwecke des Ganzen und beruhen auf den leitenden Gedanken. So der Protest gegen eine zornige Venus in der Sculptur und neben Kleinerem, wol auch Irrigem zwei vielberufene Sätze. Erstens: der Schönheitsdrang der alten Kunst, welche auch das Häßliche verklärte, litt keine grausen Furien, sondern schuf ernste Eumeniden. Ausgenommen wird das Kunsthandwerk der Münzen und Gemmen. Zugleich stellt Lessing das Problem, welchen Einfluß der Cultus auf die Sculptur geübt habe; ein großes Thema, wenn auch Lessing in seiner Scheidung zwischen Tempelstatuen und anderen, nicht für die Aufstellung in heiligen Hallen u. s. w. bestimmten falsche Consequenzen

gezogen und ſtatt einen archaiſchen und archaiſtiſchen Stil zu verfolgen zu ſchroff von dem äußerlichen Zwang der Religion, von bloßen gottesdienſtlichen Verabredungen geſprochen hat. Es verſchlägt herzlich wenig, daß Leſſing etwa bei etruskiſchen Furien für weiſe Abſicht des Künſtlers hält, was nur Unfähigkeit war, oder daß ihm ein ſammelnder Antiquar irgend eine Furie aufmutzt. Gerade hier bewährt er ſich, im Einzelnen fehlend, im Großen als Erben des antiken Geiſtes, als „Kenner", der dem Schutte wiedergiebt, was nur der kleine Gelehrte aus dem Schutte zog. Wir alle denken, ſobald von Furien die Rede iſt, nur an den plaſtiſchen Euphemismus der Alten; ſobald von der Meduſa die Rede iſt, nicht an die Fratze von Selinunt, ſondern an die edle Meduſa Rondanini oder an das unſäglich traurige Profil in der Villa Ludoviſi, deſſen Tragik kein Beſchauer je vergeſſen kann. Zweitens aber gab Leſſing ſchon hier einen Vorgeſchmack jenes duftenden Opfers, das ſeine Archäologie ſpäter der antiken Weltanſchauung und Kunſt darbrachte: die Alten haben den Tod als Bruder des Schlafes, nicht als „ekelhaftes", „widerliches" Skelet dargeſtellt.

Solche Sinnbilder und manche ſchiefe Behauptungen von Spence veranlaſſen einen raſchen Streifzug durch das Gebiet der Allegorie. Die Sculptur braucht allegoriſche Embleme; die Poeſie braucht ſie nicht. Und im dritten Theil ſollte der bildenden Kunſt ſowol die dunkle Weitläufigkeit, als auch jeder dem Bereich des Schönen entfliehende Gebrauch der Allegorie verboten werden. Leſſings Polemik gegen die ausſchweifende „Allegoriſterei" der Bildhauer und Maler war gerade in der Zeit ein Segen, wo im wirren Chorus der Allegoriſten ſelbſt Winckelmann mit der unglaublichen Behauptung, das Unſinnliche ſei die höchſte maleriſche Aufgabe, als Stimmführer auftrat. Und wer der Dichterlinge des ſiebzehnten Jahrhunderts oder des mühſeligen Apparates z. B. einer Voltaireſchen Henriade gedenkt, wird allerdings das beliebte, faſt mit dem gründlich discreditirten Hauptwort verwachſene Epitheton „froſtig" nicht ſparen, ohne deshalb einige Allegorien älterer Poeten, die Jugend und das Alter bei Raimund, die Sorge im zweiten Theile „Fauſt" und andere Geſtalten voll wirkender Macht unter Leſſings perſonificirte Abſtracta zu werfen.

In den Kern des „Laokoon" leitet uns die lange Auseinanderſetzung mit Caylus, der nach Spence ins Gebet genommen wird.

Ein großartiger Amateur und Mäcen, Sammler und Organisator, weit gereist, voll vornehmer, umfassender und gründlicher Bildung, archäologische Bedürfnisse klar erkennend und ungesäumt fördernd, bildete Graf Caylus lange Jahre hindurch mit Ehren den Mittelpunkt der französischen Alterthumsforschung. Er ist 1765 gestorben, hat also die von Lessing gegen eines seiner Nebenwerke gerichteten scharfen Angriffe nicht mehr erlebt. Caylus gab, wie er verlorene Werke der antiken Kunst aus den Schriftstellern mit umsichtiger Methode ungefähr reconstruirte, zum Frommen der Maler seiner Zeit und mit schöner Freude an Homer 1757 heraus Tableaux tirés de l'Iliade et de l'Odyssée d'Homère et de l'Enéide de Virgile nebst zweckdienlichen Belehrungen über das Costüm. Solche Mahnrufe konnten je nach dem Talente der Folgsamen einen blutleeren Classicismus oder ein Wiederaufleben des einfach edlen Stiles einleiten. Das wolgemeinte Buch krankt aber, obgleich auch Caylus im Eingang ausdrücklich die „Folge der Zeiten", die „Bewegung", die „Verkettung der Handlungen" in der Poesie und den „glücklichen Augenblick" der Malerei scheidet, an dem Grundübel, daß es die poetische Handlung ohne weiteres auf die Leinwand wirft, und dagegen wendet sich Lessing, indem er eine Reihe von Beispielen der Ilias durchgeht. Er ist mitunter etwas spitzfindig, so wenn er die verhüllenden Wolken Homers nur für poetischen Dunst erklärt, wogegen Herder richtig diese Wolken als wirklichen Nebel rettet; aber es ist illoyal von Herder Lessingen die Behauptung unterzuschieben, die homerischen Götter seien Riesen, da Lessing doch nur treffend die Unmalbarkeit des ins Riesenhafte gesteigerten stürzenden Ares behauptet hatte. Und wenn auf der Leinwand ein Held von einer Wolke umhüllt wird, so sieht man bloß die Wolke; daher ist wirklich eine solche göttliche Entrückung so wenig darstellbar als unsichtbare Gegenwart auf der Bühne.

Lessing war weit davon entfernt der bildenden Kunst die Wahl homerischer Sujets zu verwehren. Nur daß Caylus den engsten Anschluß an die dichterische Ausführung empfahl, schien ihm vom Übel. So erzählt Goethe, er habe 1801 in Göttingen Köpfe homerischer Helden von Tischbein betrachtet und sich der vorgeschrittenen Einsicht gefreut, wie der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern habe: „Wie viel weiter war man nicht schon gekommen als vor zwanzig

Jahren, da der treffliche, das Echte vorahnende Leſſing vor den Irrwegen des Grafen Caylus warnen und gegen Klotz und Riedel ſeine Überzeugung vertheidigen mußte, daß man nämlich nicht nach dem Homer, ſondern wie Homer mythologiſch-epiſche Gegenſtände bildkünſtleriſch zu behandeln habe.“ „Wie Homer“ ſoll heißen: mit derſelben Herrſchaft über die Mittel der beſtimmten Kunſt. So ſtellen die Weimariſchen Kunſtfreunde gern homeriſche Gegenſtände als Preisaufgaben und nennen Ilias und Odyſſee „von jeher die reichſte Quelle, aus welcher die Künſtler Stoff zu Kunſtwerken geſchöpft haben“; oft finde der Artiſt ſchon halbgethane Arbeit. Aber in ihren Beurtheilungen ſpielt die Wahl des fruchtbaren „Moments“ immer eine große Rolle; niemals wird eine Copie im Caylusſchen Sinne verlangt, wenn man auch für die Bewerber das betreffende Stückchen aus Voſſens Ilias bequem hindruckt; immer wird kritiſch betont, daß der Erzähler ſich an die freie Einbildung wende, während der Maler durch den zarteſten, reizbarſten Sinn, das Auge, zu uns ſpreche. Und wie fein muſtert Schlegel Flaxmans Umriſſe.

Leſſing, maleriſche und poetiſche Schönheit auseinanderhaltend, behauptet, ein nicht maleriſcher Dichter könne dem Artiſten ſehr brauchbare Vorwürfe liefern, während umgekehrt der maleriſche Dichter deshalb noch nicht eine Fundgrube für den Artiſten biete. „Das verlorne Paradies iſt darum nicht weniger die erſte Epopöe nach dem Homer(!), weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeſchichte Chriſti deswegen ein Poem iſt, weil man kaum den Kopf einer Nadel in ſie ſetzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge von Artiſten beſchäftiget hätte. Die Evangeliſten erzählen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artiſt nutzet die mannigfaltigen Theile desſelben, ohne daß ſie ihrerſeits den geringſten Funken von maleriſchem Genie dabei gezeigt haben. Es giebt malbare und unmalbare Facta, und der Geſchichtſchreiber kann die malbarſten ebenſo unmaleriſch erzählen, als der Dichter die unmalbarſten maleriſch darzuſtellen vermögend iſt.“ An dieſen Sätzen läßt ſich nicht rütteln; doch was würde Leſſing vor den Doréſchen Bildern oder Bildchen zu Milton und Arioſt oder zu einer tagelöhneriſchen Illuſtrationswuth ſagen, die blindlings über Goethes und Heines Lyrik, ſogar über Leſſings „Kleinigkeiten“ und Epigramme herfällt? Auch Winckelmann war von

der Unmalbarkeit Miltons durchdrungen, und Caylus fand darin einen Grund mehr über das „Verlorene Paradies" abzusprechen. Lessing aber wollte, ältere Bemerkungen Mendelssohns nutzend, später sowol einzelne Stellen dieses sogenannten Epos als malerische Sujets retten, als auch über den Einfluß der Miltonschen Blindheit auf seinen Bilderstil handeln und das „Orientalische" in der Bibel ins Auge fassen. Er wollte aber auch nochmals mit Klopstock rechten, denn er vermißte im „Messias" die homerisch anschauliche Art, wie Milton Evas Schönheit entwickelt, und hatte vor, der unfaßbaren Erhabenheit eines Klopstockschen Gottes, der sein Haupt durch die Himmel breitet, den Zeus des Homer und Phidias entgegen zu halten.

Das fünfzehnte Capitel bricht mitten in Exempeln mit einem Gedankenstrich ab, und im folgenden schwingt sich Lessing aus der vollen Induction heraus scheinbar ganz auf den deductiven Standort derjenigen Aesthetik, die man wol neuestens die Aesthetik von oben nennt: „Doch ich will versuchen, die Sache aus ihren ersten Gründen zu entwickeln." Die uns großentheils schon als formulirt oder vorbereitet bekannten Grundsätze dieses Kerncapitels fallen nur wie reife Früchte aus ihren umschließenden Schalen.

„Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei," die mit Figuren und Farben, also neben einander geordneten Zeichen im Raum arbeitet.

„Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie," die mit articulirten Tönen, also auf einander folgenden Zeichen in der Zeit arbeitet.

Alle Körper existiren aber auch, ihre Erscheinung und Verbindung ändernd, in der Zeit. „Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper." Die coexistirende Composition kann nur einen Augenblick der Handlung nutzen und muß den prägnantesten wählen.

Handlungen sind an gewisse Wesen gebunden. „Insofern nun diese Wesen Körper sind oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen."

Die fortschreitende, consecutive Nachahmung kann nur eine einzige Körpereigenschaft nutzen und muß die sinnlich ergiebigste wählen.

So faßt Lessing seine Kunstlehre zusammen, und wir glauben nicht, daß diese Bausteine verworfen werden können. Ganz anders stellt sich die Frage, ob diese Sätze nicht bloß zu den Fermenten der Aesthetik gehören, sondern geradezu die Eckſteine für das Verständnis von Malerei und Poesie in dem, was beide scheidet und einander nähert, bilden. Vor der Hand steht die schon von Herder geforderte „Physiologie der Sinne" in unserer Aesthetik noch aus, und zu einer tieferen Ergründung des an keine Materie gebundenen poetischen Concipirens, Schaffens und das ganze menschliche Empfindungsleben und Associationsvermögen bearbeitenden Wirkens sind nur tastende Ansätze gemacht. Wer will behaupten, daß Lessing mit dem als einzelnes Kriterium höchst brauchbaren Gegensatz von Körper und Handlung ein Meer, in welchem die ganze dichterische Sprach- und Phantasielehre ruht, ausgeschöpft habe? Er selbst erhebt diesen Anspruch nicht, sondern nennt den Laokoon nur ein fermentum cognitionis. Man hat an dem Terminus „Handlung" Anstoß genommen und die ganze Lyrik entschwinden sehen, als sei in der Lyrik keine äußere und innere Handlung. Wer für die Lyrik fürchtet, der setze getrost „Bewegung" — wie Lessing selbst, nach Mendelssohns Ergänzungsvorschlag „Handlung und Bewegung", im alten Entwurf geändert hat — und er wird sich redlich mit der „Energie" des Aristoteles und mit dem vermeinten kritischen Würgengel abfinden. Denn Lyrik ist Bewegung; auch in der leisesten Stimmungspoesie sieht man das Gemüth vibriren, wird ein Consecutives bemerkbar.

Man bestreite die rigorose Einschränkung der Poesie auf eine Körpereigenschaft und die irrige Begründung aus der auch bei Homer nicht streng vorhandenen Einheit der malerischen Beiwörter, aber man beruhige sich bei dem prägnanten „Augenblick", sonst möchte es allerdings erlaubt sein statt im Cyclus den verlorenen Sohn auf einer und derselben Tafel ausziehend, beim Wucherer, beim Wirth, bei den Schweinen und heimkehrend darzustellen. Dagegen würde der dritte Theil auch die in der Malerei möglichen Collectivhandlungen, z. B. in einem „jüngsten Gericht", erörtert haben. Er sollte auf die berührte Scheidung „willkürlicher" und „natürlicher" Zeichen eingehen und ein Schema aller Künste ausführen, bei der Tanzkunst die Überlegenheit

der Alten hervorheben, bei der Musik Franzosen und Italiener vergleichen und die Erfordernisse eines guten Textes erwägen und namentlich die Verbindungen der Künste unter einander würdigen. Poesie verbindet sich mit Mimik. Musik mit Poesie. Musik, Poesie, Mimik (den Tanz eingeschlossen) machen die Oper. Baukunst zieht Plastik und Malerei künstlerisch heran, während Poesie und Malerei im niedrigen Bänkelsang eine sehr unaesthetische Ehe eingehen, weil das Successive mit dem Coexistenten in Streit geräth und ruhiges Werk nur mit ruhigem Werk, bewegte Energie nur mit bewegter Energie sich vermählen kann.

Von der „trockenen Schlußkette" seiner Grundsätze kehrt Lessing im 16. Capitel zur maßgebenden Praxis Homers zurück und liefert mit fortgesetzter Polemik gegen Caylus die willkommensten Beobachtungen über epische Technik. Homer malt nichts als fortschreitende Handlungen. Er macht keinen eitlen Versuch uns den Bogen des Pandaros zu beschreiben, vielmehr interessirt er uns durch Mittheilung der ganzen Entstehungsgeschichte für das treffliche Waffenstück. Er schildert keinen Wagen, sondern führt dem Leser das Anschirren und andere Handlungen vor. So auch beim „schwarzen" Schiff: es fährt ab oder landet, wird abgetakelt oder ausgerüstet. Er weiß das Scepter des Königs imposant zu machen, ohne seine malerischen Eigenschaften abzuschreiben. Mit einem Wort: Homer setzt überall für Coexistentes Successives ein. Es thut wiederum gar nichts zur Sache, daß für das homerische Volksepos statt eines instinctiveren, unbewußteren Treffens zu stark der Kunstverstand eines bewußten, nach erkannten Normen wirkenden Poeten behauptet wird. Weiter: der Dichter, welcher seine Kunst kennt, wird eine Landschaft nicht als ein ruhendes Nebeneinander schildern, sondern den Leser hindurchführen, wie uns Homer durch die Gärten des Alkinoos geleitet. Der Altmeister Hans Sachs mit seinen mannigfachen Spaziergängen, Schillers „Elegie" und das Verfahren Goethes, etwa in den „Wahlverwandtschaften", wo wir durch die Gegend schreiten oder eine Parkanlage allmählich werden sehen, zeugen gleich vielem anderen für Lessing. Er hätte seine helle Freude haben müssen an der classischen Wanderung in „Hermann und Dorothea":

Da durchschritt sie behende die langen, doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück nnd die wolgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, schritt ihn hindurch und freute sich jegliches Wachsthums . . .

Sie wandelt über den Weinberg:

Und so nun trat sie ins Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.
Zwischen den Äckern schritt sie hindurch auf dem Raine den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hause gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen; er war in der Gegend
Weit und breit gesehn, und berühmt die Früchte des Baumes;
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten.

Auch dieser Abschluß echt homerisch: wie der Gang der Wirthin uns zugleich ein Bild von dem stattlichen Anwesen des „goldenen Löwen" giebt, so heißt es von dem Birnbaum nur, er sei „groß", doch lassen die Mittheilungen über sein Alter, seine weite Sichtbarkeit und seinen geräumigen Schatten Höhe und Umfang erschließen. Bald darauf lesen wir, wie dem Homer und Laokoon abgestohlen:

Hermann eilte zum Stalle sogleich, wo die muthigen Hengste
Ruhig standen und rasch den reinen Hafer verzehrten
Und das trockene Heu, auf der besten Wiese gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen sogleich durch die schön versilberten Schnallen
Und befestigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht schon
Vorgeschoben die Kutsche, sie leicht an der Deichsel bewegend.
Abgemessen knüpften sie drauf an die Wage mit saubern
Stricken die rasche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Hermann faßte die Peitsche; dann saß er und rollt' in den Thorweg.

Die homerische, so sparsame Landschaftskunst erschöpft die Mittel der Poesie keineswegs. Goethes Gedichte beleben den Mond und das

finstre Gesträuch; er entfaltet im „Werther" einen Reichthum dieser Art, der ursprünglich ist wie Mythologie. Tieck lehrt uns in seinen Wäldern das Gruseln. Groth und Storm dehnen mit ihrer träumerischen Stimmung die endlose Haide vor uns aus. So hat das von Schiller für einen kaum Würdigen geschaffene Wort „Landschaftsdichter" sein gutes Recht. Nur die falsche Beschreibung mit dem Wahn, als könne dem Leser eine Gegend sichtbar werden, wird trotz dem Thomsonschen Naturdichter und Damenliebling Stifter, der aus dem guten Stil nur zu oft in eine schlechte Manier fällt, für sträflich gelten. So kann der Dichter an eine Blume seine Symbolik knüpfen, die Beschreibung jedoch wird er dem Botaniker überlassen; ist es doch ein ermüdendes Kunststück, wenn derselbe Franzose, der eine wahre Symphonie von Käsegestänken entfesselt, in einem Treibhaus oder einem verwilderten Garten ein Gewächs nach dem andern seinen specifischen Duft ausathmen läßt. Lessing verwirft Hallers berühmte Schilderung der Enzianen mit achtungsvoller, aber unerbittlicher Polemik. „Es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit großer Kunst und nach der Natur malet. Malt, aber ohne alle Täuschung malet .... Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernet zu sehen." Der Dichter der „Alpen" hat, Lessing misverstehend, eine unglückliche Appellation eingelegt; unläugbar will doch, wer gleich ihm in einer längeren Versreihe Blüten und Blätter beschreibt, uns die Blume zeigen, nicht nur einige Eigenschaften angeben. Und schon sein Bewunderer Pyra sagte verständig: „Wir können bei einigen unserer Dichter sehen, wie fruchtlos ihre Bemühung in Beschreibung der Gestalt der Blumen und anderer Dinge abgelaufen. Sie bleiben bei all ihrer gesuchten Deutlichkeit dunkel, wann uns nicht die Gestalt schon bekannt ist. Vergleichungen ersparen viele Worte." Haller hatte mit Farben gearbeitet, als führe er den Pinsel Huysums. Wenn dagegen ein Lehrdichter wie Vergil eben als Lehrdichter die Kennzeichen einer tüchtigen Kuh herzählt, so will Lessing nicht protestiren, doch für Poesie hält er solche didaktische Hexameter ohnehin nicht. Die Verurtheilung der „Schilderungssucht" als eines dem Horaz und Pope schon lang verdächtigen frostigen Spielwerks, die Bemängelung selbst des Kleistschen „Frühlings" mit der festen Versicherung, sein verstorbener Freund würde die Bilderreihe zu

einer Reihe von Empfindungen umgeschaffen haben, fuhr der alten Garde und den jungen Stümpern wie ein Blitz in die Glieder. Ironisch sprach Herder von einem Blutbad. Es war ein wolthätiger Aderlaß für das stockende Geblüt unserer Poesie, das nach Lessings Cur rascher circulirte. Köstlich, wie Lessing anderswo gegen die unzeitige Malerei des Euripides, der freilich bildender Künstler gewesen, losbricht; es handelt sich um eine Gefahr, welche der Kreusa im „Jon" droht; ein Sclave berichtet und schildert in dreißig Versen ein Zelt sammt seinen Tapeten als den Schauplatz des Geschehenen; da läuft dem ungeduldigen Lessing die Galle über: „Verdammter Erzähler, du selbst zitterst für deine Gebieterin; die dich hören, zittern für sie und zittern zugleich für sich selbst . . . ; die Zuschauer zittern: und du malst uns das Gewirke der Tapeten, den ganzen gestirnten Himmel von Seide!" Gleichermaßen floh er von den verdammten Wortmalern seiner Zeit zu Altvater Homer.

Um den Schild des Achill waren zur Zeit Scaligers, zur Zeit Boileaus und noch zwischen Leipzig und Zürich blutige Schlachten geschlagen worden, wo auch die Ritter Homers wie Pope des Guten gar zu viel gethan, indem sie alle Kunstregeln moderner Malerei auf diesem Schilde wiederfanden. Lessing mischt sich nicht in den Streit, ob der fragliche Abschnitt der Ilias eine Alfanzerei oder ein admirables Gemälde sei. Er ist warm für Homer und kühl gegen Vergils Nachahmung, aber er will sich später gern darüber mit Heyne vergleichen. Es kam ihm wieder vor allem auf die technische Bedeutung an, die er klar dahin aussprach: „Homer malt nämlich nicht das Schild als ein fertiges vollendetes, sondern als ein werdendes Schild. Er hat sich also auch hier des gepriesenen Kunstgriffes bedienet, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertiget."

Wollten wir in das Detail der Lessingschen Ausführungen eingehen, so würde sich unter anderm auch ein triftiger Beleg dafür ergeben, wie die deutschen Sprachmeister der Folgezeit über einen apodiktischen Satz des „Laokoon" hinweggeschritten sind. Die Behauptung, im Deutschen müsse ein dem Hauptwort nachgesetztes Beiwort unflectirt

auftreten, wodurch die Verwechslung mit dem Adverb drohe — also *κάμπυλα κύκλα, χάλκεα, ὀκτόκνημα:* „runde Räder, ehern und achtspeichigt" —, wurde entkräftet durch Voß und durch Goethe, der ohne Bedenken in der „Achilleis" schreibt „zwei Platten sondert' ich aus, beim Graben gefundne, ungeheure" oder in der „Pandora" „biegsame Sohlen, goldne, schrittbefördernde, beflügelte." So wirkte Homer nicht nur auf die Methode, sondern auch auf den Sprachgebrauch unserer antikisirenden Poesie. Aber Lessing wird nicht meinen mit dem Nachweis des homerischen „Kunstgriffes" etwas ausschließliches und erschöpfendes vorgetragen zu haben, und Goethe war sich ohne Zweifel bewußt, daß die Nachahmung dieses Behelfes, wie bei Hermanns Wagen, nur spärlich angewandt werden dürfe, um uns nicht auch ihrerseits zu ermüden. Der Dichter ist bei leblosen Gegenständen nicht lediglich an eine Art Entwicklungsgeschichte gebunden; er wird unserer Phantasie hervorstechende Merkmale bezeichnen, wird die Einrichtungsstücke eines Zimmers mit Stimmung umkleiden und in gemüthlichen Rapport zu dem Charakter des Bewohners setzen, aber er wird allerdings die unerträgliche Manier moderner Franzosen meiden, welche aus purer Schilderungssucht ein Schloß vom Boden bis zum Keller, einen Salon bis zu den kleinsten Bibelots auf dem Kamin beschreiben, als handle es sich um einen Auctionskatalog des Hôtel Drouot. Das künstlerische Ergebnis ist Null, und der Leser sieht nur, daß die Brüder Goncourt historisch gebildete Amateurs und begabte Decorateurs sind.

Lessing versäumt nicht zu Homer auch den alten Liebling Anakreon zu rufen, der die Schönheit seines Mädchens und seines Bathyll zergliedert, indem er sich einen Maler bei der Arbeit denkt; aber dies Zusammenlesen körperlicher Reize von allen möglichen Göttergestalten her scheint ihm mit Recht zu beweisen, daß hier die Poesie stammelt und die Beredsamkeit verstummt, wenn ihnen nicht die Kunst noch einigermaßen zur Dolmetscherin dient.

Wie schildert nun ein Dichter körperliche Schönheit? Die Frage wäre dahin zu verallgemeinern: wie schildert ein Dichter lebendige Körper? — doch bleibt Lessing in seinem engeren kunstidealistischen Cirkel. Nur wer das Handgreifliche läugnet, daß die Poesie der Malerei in allem Äußerlichen weicht, um sie im Innerlichen hinter sich zu lassen, kann folgenden Sätzen eine rückhaltlose Zustimmung versagen:

„Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit als Schönheit gänzlich. Er fühlt es, daß diese Elemente, nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie, neben einander geordnet, haben; daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf sie zugleich zurücksenden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewähret; daß es über die menschliche Einbildung gehet, sich vorzustellen, was dieser Mund und diese Nase und diese Augen zusammen für einen Effect haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Composition solcher Theile erinnern kann." Dem Dichter ist die Vergegenwärtigung ruhiger Körperlichkeit versagt. Die Malerei wirkt unmittelbar und völlig für das Auge, der Dichter wirkt auf unsere Phantasie und sucht, wie W. v. Humboldt treffend darlegt, Einbildungskraft durch Einbildungskraft zu entzünden, die Einbildungskraft des Lesers zur Production in bestimmter Richtung zu nöthigen.

„Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster"; er läßt sich nirgends, obwol der ganze trojanische Krieg von Helenas Schönheit abhängt, auf eine Schilderung ihrer Schönheit ein. Diese strenge Enthaltsamkeit Homers hat viele Jahrhunderte vor Lessing schon Dio Chrysostomus hervorgehoben. Und die geistvolle Durchforschung des griechischen Romans durch E. Rohde hat eine weitere Beobachtung Lessings vollauf bestätigt, daß nämlich die förmlichen Steckbriefe körperlicher Vorzüge erst bei den Byzantinern als Zeichen des Verfalls auftreten, während die älteren hellenistischen Erzähler, der dichterischen Schranken bewußt, mit Hyperbeln, Metaphern und Vergleichen aus Kunst und Natur arbeiten. Lessing, wie so oft vom Falschen ausgehend, legt die öde Schilderung der schönen Helena bei Constantinus Manasses vor. Da die byzantinische Manier wirklich in die Erotik Italiens eindrang, ist Lessings Sprung von einem mönchischen Pfuscher zu dem phantasievollen, farbenprächtigen, tönereichen Meister Ariost nicht zu groß. Glänzende Stanzen des „Rasenden Roland" suchen ein detaillirtes Bild der schönen Zauberin Alcina zu geben. Man glaubt dem beredten Vortrag, der sich kaum genug thun kann, die äußeren Vorzüge Alcinas, aber man sieht sie nicht. Auch hier gilt Lessings Vergleich mit den Steinen, die zur Errichtung eines Prunkgebäudes auf die

Bergesspitze gewälzt werden, aber alle von selbst auf der andern Seite wieder herabrollen. Die Verbindung des Nacheinander zum Neben einander will nicht kommen. Darum begnügt sich Homer damit eine göttliche oder sterbliche Frau weißarmig oder schönlockig oder schönwangig zu nennen, wie Lessing, ohne daran die so naheliegende Theorie der Association zu knüpfen, im Vorbeigehen anmerkt. Fein entdeckt er, daß Anakreons Wunsch, der Maler möge um den Nacken des Mädchens Liebesgötter flattern lassen, eine dichterische, ganz unmalerische Bewegung fordre, und die bestrittene Schilderung der Alcina liefert ihm mit den holdblickenden, langsam sich drehenden Augen, dem lieblich lächelnden Mund, dem wallenden Busen doch wichtige, echt poetische Züge für eine Theorie, die wieder an den Alten exemplificirt wird.

„Was Homer nicht nach seinen Bestandtheilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wolgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursachet, und ihr habt die Schönheit selbst gemalet." Daher kann auch eine Aufzählung weiblicher Körperreize dichterisch sein, wenn daraus eine trunkene, leidenschaftlich häufende Stimmung spricht; so bei Ovid, bei vielen Modernen. In den Ilias zeigt sich die „Wirkung" der Schönheit da, wo Helena vor die Ältesten tritt und die Graubärte Trojas den Krieg um ein so göttlich schönes Weib staunend begreifen. Diese homerische Scene ist gewiß auch malbar — Carstens u. a. haben sie gemalt —, aber die Aufgabe des Malers unterscheidet sich wesentlich von dem Kunstgriff des Dichters, denn auf dem Bilde wird die Darstellung der schönen Erscheinung zur Hauptsache, die der Wirkung zur Nebensache. Und nicht die Malbarkeit überhaupt hat Lessing bestritten, sondern die Anweisung des Grafen Caylus, der von den „gierigen Blicken" der Alten sprach.

„Ein anderer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholet, ist dieser, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung." Lessing nimmt hier Mendelssohns Notiz „Reizend ist nur die Schönheit der Form in Bewegung" auf, eine von den Aesthetikern Englands schon ähnlich gefaßte Definition, die sich auch bei C. L. v. Hagedorn und in Winckelmanns Aufsätzen findet und welche von Schiller in seinen

claſſiſchen Auseinanderſetzungen über die „Anmuth“ fortgebildet wurde. Nur das iſt Leſſing nicht einzuräumen, daß bei dem Maler der Reiz, ein tranſitoriſches Schönes, zur Grimaſſe würde. Das Äugeln oder Lächeln darzuſtellen ſteht bei ihm nach Maßgabe ſeines Talentes, und wer mit Leſſing den lachenden La Mettrie auf dem Portrait unausſtehlich findet, wird deshalb das Lachen auf einem Bilde, wo die Situation dieſen Ausbruch motivirt, gewiß nicht verwerfen.

Jedenfalls hat die Praxis der echten Dichter, wie ſchon Arioſt mitten in einer falſchen Manier zeigte, die aus Homer gefolgerten Theorien Leſſings bewahrheitet. Selbſt im Mittelalter, wo die katalogmäßige Beſchreibung ſo im Schwange geht, finden wir eine unbewußte Befolgung der Geſetze von Bewegung, Wirkung, Reiz. Man nimmt wahr, wie Wolfram von Eſchenbach Beſchreibung in Handlung auflöſt, indem theils die Gegenſtände handelnd gefaßt, theils die Perſonen in ſucceſſiver Betrachtung gezeigt werden. Der Minneſänger ſetzt Stimmung für Schilderung und weckt durch hyperboliſche Betheurungen, wie daß die Frau ihm werther ſei als die Krone, durch Schmeicheleien, wie daß Gott ſie in beſonders glücklicher Stunde geſchaffen, durch ſtarke Metaphern eine bedeutende Vorſtellung von ſeiner Schönen in unſerer Phantaſie. Gottfried von Straßburg tritt mehrmals glänzend aus der falſchen Schilderung heraus: die Blumen frohlocken in dem Gras, der Raſen legt bunte Sommerkleider an, die ſüße Baumblüte lächelt und der Menſch erwidert ihr den Gruß mit „ſpielenden“ Augen. Blanſcheflur wird von Gottfried gar nicht beſchrieben: ſie wirkt ſo auf jeden Mann, der ſie ſchaut, daß er fortan Frauen und Tugend noch eifriger liebt. Und ein Meiſterſtück, alles zum Reiz zu beleben, iſt das Auftreten der Iſolde: der Rock ſchmiegt ſich um den Leib, der Mantel wallt, unter den kleinen Falten lugen die Füßchen hervor, mit dem linken Daumen faßt ſie die Spange, mit der Rechten den unteren Saum. Der Dichter unterbricht ſich mit einem Zwiſchenſatz der Wirkung: Iſoldens gefiederte Raubblicke brachten gar manchen Mann außer ſich; und indem Gottfried zu dem Geſchmeide übergeht, braucht er die köſtliche Wendung: das Diadem und Iſolde, Gold und Gold leuchteten einander an, ſo daß die Weiſen über den Goldglanz ihrer Locken ſtaunten; wir ſehen ſie wandeln und wie der Falk auf dem Aſt äugeln, bis Mutter und Tochter, Sonne und Morgenroth, grüßend und neigend

vorſchreiten. Alles virtuos dargeſtellt; aber auch die ſchlichte Kunſt Hans Sachſens hat häufig die richtige Umſetzung des Nebeneinander in ein Nacheinander gefunden, und ſelbſt ſein liebenswürdiger Steckbrief der Barbara Harſcherin iſt, obwol möglichſt unhomeriſch, doch ein trauliches Genreſtück gegen die während des ſiebzehnten Jahrhunderts geltende Verſteinerung der Geliebten, wo Perlenzähne, Türkisaugen, Rubinwangen, Alabaſterhälſe und Marmelballen als Gegentheil aller Belebung ſchwülſtig in Mode waren. Während dann im achtzehnten Jahrhundert die Schilderungsſucht das Naturgedicht und ein tändelndes Zuſammenklauben körperlicher Vorzüge die Lyrik ausfüllte, gab Wieland ſchon in dem 1767 gedichteten „Idris" (4, 13) ſchalkhaft ſeine Gelehrigkeit kund:

Er läßt den Fluß zurück und tritt in einen Hain,
Den ich, weil Leſſing mich am Ohr zupft, nicht beſchreibe.

Goethes Lyrik weiß von Anbeginn nichts von den artigen Sächelchen, die Vater Gleim der Reihe nach auskramt, aber Friederike und Lili leben vor uns. Ovidiſch „ſpäht" er in den Römiſchen Elegien „des lieblichen Buſens Formen", und in den „Briefen aus der Schweiz" wird nicht das nackte, ſondern das eintretende, Stück für Stück abwerfende, auf dem Lager ſich bewegende, lockende Mädchen beſchrieben, ſo wie er die Dirnchen Venedigs als Lacerten herumſchlüpfen läßt. Werther ſchildert Lotte nicht, doch ſehen wir ſie beim Tanz in graziöſer Bewegung, ihre Lippen beim Geſang lechzend geöffnet, ihre ſchwarzen Augen einmal voll unwiderſtehlichen Ausdrucks. Goethe haßte das Beſchreiben des Körpers; er konnte ſich für eine Empfehlung ſeines Helden Wilhelm Meiſter „kaum entſchließen, durch Wernern etwas zu Gunſten ſeines Äußerlichen zu ſagen." Im Epos verfährt er wie Homer und Gottfried: man redet von Dorotheens Kleidung, damit Hermann ſie finde, und Umriſſe ihrer Geſtalt bauen ſich vor uns auf, wenn der rothe Latz den gewölbten Buſen hebt oder der Rock ihr im Gehen um die wolgebildeten Knöchel ſchlägt. Sein Meiſterſtück iſt die Vorführung Friederikens in „Dichtung und Wahrheit", wie ſie in ländlicher Tracht als ein Stern aufgeht, aus heitern Augen frei in die Welt ſchaut, mit dem artigen Stumpfnäschen in die Luft forſcht, ein Urbild lieblicher Anmuth, das durch Bewegung im Freien, durch zier-

liches Schreiten und noch zierlicheres Laufen die letzten künſtleriſchen Striche empfängt, während die Jugendlyrik ſie in tändelnder Grazie vor dem Spiegel wies. Oder weſſen Phantaſie wäre zu träge, Gottfried Kellers Figura Leu ſich ſo oder ſo zu bilden, wenn der allerliebſte Hanswurſtel hinter Papa Bodmer einhergaukelt; anderer trefflicher Belege aus Keller, Heyſe, Storm zu geſchweigen.

Beſondere Hervorhebung verdient die überaus kunſtreiche Einführung der Goetheſchen Pandora, deren Reize Prometheus und Epimetheus, einander fortwährend ins Wort fallend, entwickeln:

Doch ſchmückt Hephaiſtos wolbedenkend reich ſie aus;
Ein goldnes Hauptnetz flechtend erſt mit kluger Hand,
Die feinſten Drähte wirkend, ſtrickend mannigfach.
Dies göttliche Gehäge, nicht das Haar bezwang's,
Das übervolle, ſtrotzend braune, krauſe Haar;
Ein Büſchel flammend warf ſich von dem Scheitel auf ...
In Flechten glänzend ſchmiegte ſich der Wunderwuchs,
Der, freigegeben, ſchlangengleich die Ferſe ſchlug.
Das Diadem, nur Aphroditen glänzt es ſo!
Pyropiſch, unbeſchreiblich, ſeltſam leuchtet' es.
Mir blickt' es nur geſellig aus dem Kranz hervor
Aufblühnder Blumen; Stirn und Braue hüllten ſie,
Die neidiſchen! Wie Kriegsgefährte den Schützen deckt
Mit dem Schild, ſo ſie der Augen treffende Pfeilgewalt.
Geknüpft mit Kettenbändern ſchaut' ich jenen Kranz,
Der Schulter ſchmiegten ſie zwitzernd, glimmernd gern ſich an.
Des Ohres Perle ſchwankt mir vor dem Auge noch,
Wie ſich frei das Haupt anmuthiglich bewegete .....
Die Ringe ſchmückend verbreiterten die ſchlanke Hand. —
Die mir ſo oft ſich, herzerfreuend, hingeſtreckt! —
Und glich ſie wol Athenens Hand an Kunſtgeſchick? —
Ich weiß es nicht, nur liebekoſend kannt' ich ſie. —
Athenens Webſtuhl offenbart' ihr Oberkleid. —
Wie's wellenſchimmernd, wogenhaft ihr wallte nach. —
Der Saum verwirrte feſſelnd auch den ſchärfſten Blick. —
Sie zog die Welt auf ihren Pfaden nach ſich her ....
Wer ſäh' den Saum an, zeigte ſich der Fuß im Schritt,
Beweglich wie die Hand, erwidernd Liebesdruck!
Auch hier nicht müde, ſchmückte nur der Künſtler mehr;
Biegſame Sohlen, goldne, ſchrittbefördernde.
Beflügelte! Sie rührte kaum den Boden an.

Oder man erinnere ſich des Göttereinzugs in den „Achilleis" und der unnachahmlich prägnanten Plaſtik in den „Elegien", wo dem Dichter die großen Typen der bildenden Kunſt dichteriſch zu Gute kamen:

Juppiter ſenket die göttliche Stirn, und Juno erhebt ſie,
Phöbus ſchreitet hervor, ſchüttelt das lockige Haupt;
Trocken ſchauet Minerva herab, und Hermes, der leichte,
Wendet zur Seite den Blick, ſchalkiſch und zärtlich zugleich,
Aber nach Bacchus, dem weichen, dem träumenden, hebet Cythere
Blicke ſüßer Begier, ſelbſt in dem Marmor noch feucht.

So belebt der Poet das marmorne Pantheon einer Bildhauerwerkſtatt, und dieſe Goethiſch-antiken Verſe mögen unſere Beiſpiele zum „Laokoon" beſchließen. Sie zeigen das Körperliche in der Poeſie als ein dienendes, das Phyſiſche dem Pſychiſchen unterthan, die Umſetzung des Coexiſtirenden in Succeſſives dem Lauf unſerer Phantaſie entſprechend, dieſe bewegliche Phantaſie nach Bewegung, nicht nach ruhenden Gegenſtänden verlangend und mit einem Impulſe zufrieden, unmuthig gegen eine Beſchreibung, die mit ihrem Fluge nicht Schritt hält und ihr detaillirte Vorſtellungen aufdrängt. Der Realismus des modernen franzöſiſchen Romans, der obſerviren und ſeciren, Sociologie und Phyſiologie treiben will, mag freilich ſolche Erwägungen nicht hören; aber ſind uns Balzacs bis auf den letzten Rockknopf beſchriebene Figuren anſchaulich? Oder iſt es unſerer Phantaſie nicht willkommener, wenn Dickens gern ein einziges Characteriſticum hervorhebt, als wenn die ausgezeichnete G. Eliot ſich ganze Seiten hindurch in Schilderein erſchöpft? —

Hier nun werde nochmals neben Leſſing der Franzoſe genannt, der die taſtenden Verſuche der Vorgänger ſo geiſtbeſchwingt überholte und es klar ausſprach: „Jede Kunſt hat ihre Vortheile. Will die Malerei die Poeſie auf ihrem Gebiet angreifen, ſo muß ſie weichen, aber ſicherlich wird ſie obſiegen, wenn die Poeſie es unternimmt ſie auf dem ihrigen anzugreifen." So Diderot, nimmer müde dem leidigen ut pictura poesis erit ſein ut pictura poesis non erit entgegenzuhalten. Leſen wir ſo ideale Leiſtungen im Kunſtfeuilleton wie Diderots unvergleichliche „Salons", ſo empfinden wir Leſſings unfreiwillige Beſchränkung auf den Taubſtummenbrief ſchmerzlich, und ſehen wir Diderot mit Webb oder dem Dresdener Hagedorn beſchäftigt, ſo erhebt ſich die Klage, daß ihm der „Laokoon" entging. Zwei Menſchen ſind

getrennt, die für innigen Gedankenaustausch geboren scheinen. Freudig möchte man ihr Zwiegespräch belauschen. Vermuthlich würde der Franzose sich nicht immer geduldig in die Cirkel des Deutschen bannen und Schritt für Schritt sprunglos zum Wahren leiten lassen. Er würde rasch Einwürfe und Ergänzungen vorbringen, die nach Lessings Plan erst im zweiten oder dritten Theil zur Verhandlung kommen sollten. Auch tiefere Unterschiede würden hervortreten. Diderot wirft wol Dinge zusammen, die er anderswo streng aus einander hält. Er huscht als eiliger Feuilletonist da nachlässig vorbei, wo Lessing eine kritische Station macht, und ruft: was schiert es mich, ob der Laokoon der Bildhauer dem des Dichters vorausgeht oder nicht; soviel steht fest: einer hat dem andern als Modell gedient. Diderot hat vor allem ein viel kühleres Verhältnis zur Antike als Winckelmann und Lessing. Für ihn ist die Idealschönheit der griechischen Sculptur kein unverbrüchliches Gesetz, vielmehr sieht er als Bewunderer moderner Charakteristik das gleichberechtigt neben einander, was jenen um manchen Höhegrad getrennt schien. Allerdings erläutert er seinen Lessingschen Satz „Laokoon leidet, aber er grimassirt nicht" ganz Winckelmannisch-ethisch durch das Lob der mitten im tiefen Schmerz gewahrten Manneswürde, aber in seinen Augen steht Winckelmann als fanatischer Schwärmer dicht neben dem verrannten Jean-Jacques. Wie hinreißend, meint er, ist Winckelmanns Hymnus auf den vaticanischen Torso! Doch fragt ihn nur weiter: soll man lieber die Antike studiren oder die Natur? Die Antike, wird Winckelmann ohne sich zu besinnen sagen, die Antike! Und so werde der wärmste, geistreichste, geschmackvollste Mann auf einen Schlag zum Don Quixote. Diderot will, daß man sich in der Betrachtung der antiken Werke bloß das Auge für die Natur schule. Wenn aber bei ihm so oft eine vordringliche Moral die aesthetische Erörterung sprengt, möchten wir unsererseits rufen: da steht der feinste Kunstrichter auf einen Schlag mitten in Toboso! Dann dünkt es ihn, als habe er, „obwol kein Kapuziner", schon genug sinnverwirrende Nubitäten gesehen, und er schreit nach der Stunde, wo auch die bildenden Künste in den Wettkampf zur Sittenreinigung eintreten, wo der Pinsel nicht mehr Lastern und Ausschweifungen frönen, sondern gleich dem Griffel des neueren Bühnendichters unterrichten, rühren, bessern will, denn nur anständige Sujets sind von Dauer. So ist

denn Greuze der rechte Mann für den Verfaſſer des „Hausvaters“: „ſein Genre gefällt mir, Moralmalerei.“

Wie er vor Leſſing vom moment presque indivisible, vom moment frappant der Malerei geſprochen, ſo trifft er mit Leſſing auch in den Beiſpielen häufig zuſammen. Über die Furien, über den verhüllten Agamemnon, über den jammernden Philoktet und über das verzärtelte Frankreich ſpricht er gleich ihm. Verwirft Leſſing den lachenden La Mettrie, ſo erklärt auch Diderot, auf dem Portrait werde das Lachen zum Grinſen: le ris est passager; on rit par occasion, mais on n'est pas rieur par état. Er bietet gute Belege für die Wahl der Kriſis: Hercules hat ſich noch nicht entſchieden, ſondern er faßt erſt den Entſchluß; Kleopatra liegt noch nicht im Sterben, ſondern ſie nähert die Schlange der Bruſt; Iphigenie wird noch nicht geopfert, ſondern Kalchas tritt mit Meſſer und Blutbecken an ſie heran; Aphrodite iſt noch nicht verwundet wie auf Doyens Bild, ſondern Diderot würde den Moment vor der Verwundung wählen. Dabei fallen die feinſten Bemerkungen: z. B. der Dichter darf ſagen, ein Jüngling ſei von Amors Pfeilen getroffen; ein Maler wird den Liebesgott ſein Geſchoß nur eben anlegen laſſen, denn ſonſt würde man auf der Leinwand nichts Sinnbildliches, ſondern phyſiſche Verwundung erblicken.

Diderot verwirft gleich Leſſing die beſchreibende, vag malende Dichtung. Im „Salon“ von 1767 ſteht folgende anregungsreiche, hinreißende Stelle: „O mein Freund, eine ſchöne Gelegenheit abzuſchweifen und die Dichter Italiens zu fragen, ob ihre Ebenholzbrauen, ihre zärtlichen Blauäuglein, ihre Liliengeſichter, Alabaſterbuſen, Korallenlippen, blinkenden Emailzähne je eine ſo hohe Vorſtellung von Schönheit wecken können“ wie die Harmonie vergiliſcher Verſe. „Der wahre Geſchmack hält ſich an ein oder zwei Merkmale und überläßt den Reſt der Phantaſie. Dann, wenn Armida mitten in Gottfrieds Heerſchaaren vorſchreitet und die Feldherrn begehrliche Blicke wechſeln, iſt Armida ſchön. Dann, wenn Helena vor die troiſchen Greiſe tritt und dieſe laut aufſchreien, iſt Helena ſchön. Und dann, wenn Arioſt mir Angelica, glaub' ich“ — nein: Alcina — „vom Wirbel bis zur Zehe beſchreibt, iſt Angelica trotz der Anmuth, Leichtigkeit und weichen Eleganz ſeiner Poeſie nicht ſchön. Alles zeigt er mir, er läßt mir nichts zu thun. Er macht

mich müde, ungeduldig. Wenn eine Geſtalt ſchreitet, malt mir ihre Haltung und Beweglichkeit: ich nehme den Reſt auf mich. Beugt ſie ſich, ſagt mir nur von ihren Armen und Schultern: ich nehme den Reſt auf mich. Thut ihr aber mehr, ſo vermengt ihr die Gattungen: ihr hört auf Dichter zu ſein und werdet Maler oder Bildhauer. Ich merke eure Einzelheiten und verliere das Ganze, das mir ein Zug wie Vergils vera incessu gezeigt hätte . . . . . Verſucht in der galanten, ſcherzhaften und burlesken Dichtung derlei Detailbeſchreibungen; ich habe nichts dagegen. Im Übrigen werden ſie kindiſch und geſchmacklos ſein. Ich nehme an, daß der Dichter, wenn er die lange, minutiöſe Schilderung einer Geſtalt beginnt, das Ganze im Kopfe habe: wie wird er mir dies Ganze vor Augen führen? Spricht er mir von den Haaren, ſo ſeh ich ſie, von der Stirn, ſo ſeh ich ſie, aber dieſe Stirn ſchließt ſich nicht an die Haare, die ich ſah. Spricht er mir von den Brauen, der Naſe, dem Mund, den Wangen, dem Kinn, dem Hals, dem Buſen, ſo ſeh ich ſie, aber da keiner dieſer ſucceſſiv bezeichneten Theile ſich mit den vorigen zu einer Ganzheit fügt, zwingt er mich entweder eine verfehlte Geſtalt in meiner Phantaſie zu tragen, oder dieſe Geſtalt bei jedem neu vermerkten Zug zu retouchiren. Ein einziger Zug, ein großer Zug; überlaßt den Reſt meiner Einbildungskraft. Das iſt der wahre, der große Geſchmack. Ovid hat ihn manchmal. Er ſagt von der Göttin der Meere:

nec bracchia longo
Margine terrarum porrexerat Amphitrite.

Welch ein Bild! welche Arme! welche wunderbare Bewegung! welche ſchreckliche Ausdehnung! welche Figur! Die grenzenloſe Phantaſie faßt ſie kaum . . . Dies porrexerat, das gar nicht endet." So wirft Diderots leichte Feder die ganze Lehre von Wirkung und Reiz, die ganze Aſſociationstheorie, daß Gefälliges Gefälliges weckt und der Dichter unſerer Phantaſie nach der Figur pars pro toto nur einen Stoß geben ſoll, improviſatoriſch hin. Zugleich faßt er die ungemeine Macht der Wortwahl und Wortordung, des Rhythmus und der Tonmalerei vorzüglich zuſammen; doch hat auch Leſſing, wie philologiſche Collectanea lehren, in dieſer Richtung Studien an römiſchen Poeten, vornehmlich an Ovid, gemacht. Gewiß iſt ſelbſt mit allen hinge-

worfenen Anregungen Diderots das Thema keineswegs erſchöpft, beſonders nicht nach Seiten der Dichterſprache. Wie wol ſteht ihr der vervollkommnende, idealiſirende Vergleich, der da am Platze iſt, wo er ohne Trivialität unſere Luſtempfindung an bekannten Gegenſtänden oder Weſen weckt und nährt, wo er Sinnliches durch Sinnliches hebt oder Geiſtiges durch Körperliches illuſtrirt. Nur die alte und neue Manier ſchlechter Poeten, an Götter und Heroen mahnend Idealbilder hervorzuzaubern oder die Perſonen durch die Bemerkung, ſie ſeien den Geſchöpfen dieſes Bildhauers, jenes Malers ähnlich, zur Anſchauung zu bringen und ſo die Armuth im eigenen Hauſe durch kleine Anleihen aus fremden, vollen Kaſſen zu maskiren, würde weder Leſſings noch Diderots Beifall haben.

Welche Vortheile hat aber das Schickſal dem franzöſiſchen Kunſtkritiker in ſeinem Paris gegönnt, und wie wenig hatte Leſſing geſehen! Gewiß war es auch unter andern Umſtänden ſeinen Naturanlagen verſagt, Vernetſche, Lauterbourgſche, Robertſche Landſchaften ſo nachzudichten oder vor Motiven aus Rom eine ganze Aeſthetik der Ruine ſo zu entwerfen wie Diderot; doch immer erblicken wir Leſſing vor ein paar Kupferwerken in Breslau und Berlin, Diderot dagegen im „Salon". Nicht allein; nein, mit hervorragenden Künſtlern, von denen er lernt und die wiederum ihm das Zeugnis ausſtellen, er ſei der einzige, deſſen Bilder, ſo wie er ſie in Gedanken angeordnet, auf die Leinwand ſpazieren könnten. Geben Sie mir doch, ruft La Grenée, eine Idee für den „Frieden", und er thut keine Fehlbitte. Wie ſoll ich, fragt Baudouin, ein nacktes, doch ſchamhaftes Weib vorführen, und Diderot malt ihm das Modèle honnête in die Luft, ſo daß der Künſtler mit Dank verſichert, er ſehe ſein Bild. Niemand kann erfinderiſcher und einſichtiger den Malern das Beſſermachen zeigen. Nichts entgeht ihm. Flugs ſkizzirt er einen neuen Entwurf: man würde ſehen . . . und ſchließt behaglich: ſo, Freunde, muß man dieſen Stoff anpacken und ausführen. Diderot blieb immer im lebendigſten Zuſammenhang mit der Production, während Leſſing von allen in den „Salons" beſprochenen Leuten die einzige Madame Therbuſch geſehen hat. 1765 ſaß er über ſeinem „Laokoon", und Diderot ſchrieb im „Salon": „Wenn Mengs Wunder thut, ſo liegt der Grund darin, daß er in jungen Jahren ſein Vaterland verlaſſen, daß er Rom zum

Wohnsitz gewählt und sich von dort nicht mehr entfernt hat. Zerrt ihn über die Alpen, trennt ihn von den großen Vorbildern, schließt ihn in Breslau ein und ihr sollt sehen, was aus ihm wird." Wir sind mit der Breslauer Ernte Lessings sehr zufrieden.

„Ich lenke mich wieder in meinen Weg, wenn ein Spaziergänger anders einen Weg hat" sagt Lessing von der freien, an Nebenpfaden und Seitenaussichten reichen Anlage seines Buches.

Der Erörterung des Schönen folgt die Erörterung des Häßlichen, die auch nur fermentum cognitionis, nicht umfassende Aesthetik des Häßlichen sein will. Von einer Baumgartenschen Definition ausgehend und weiterführend, was schon vor ihm über die Mischung des Häßlichen mit dem Lächerlichen und dem Schrecklichen gesagt worden war, beschränkt sich Lessing auf die körperliche Häßlichkeit, insofern sie ein Ingrediens ist, und spricht von sittlicher Häßlichkeit nur, insofern sie mit körperlicher eine Verbindung eingeht. Zweierlei behauptet er im engen Anschluß an Mendelssohn.

Unschädliche Häßlichkeit kann lächerlich sein. So der homerische Thersites, den ein declamirender Geschmäckler wie Klotz aus der Ilias streichen wollte, der aber doch wol in seiner grotesk carikirten Erscheinung und seiner widerwärtigen Frechheit nicht bloß lächerlich ist.

Schädliche Häßlichkeit ist allezeit schrecklich. Deshalb ist der häßliche Richard schrecklicher als der schöne Edmund im Lear. Lessing citirt für jeden eine lange Versreihe aus dem Shakespeareschen Urtext und bemerkt zu Glosters grausamer Selbstcharakteristik, hier höre man einen Teufel und sehe einen Teufel. Aber Lessing erklärt die Häßlichkeit nicht für ein nothwendiges Element des Schrecklichen, denn Milton habe „Teufel zu schildern gewußt, ohne zu der Häßlichkeit der Form seine Zuflucht zu nehmen."

Auch für das Ekelhafte knüpft er an engere Bemerkungen Mendelssohns an.

Das Ekelhafte kann in der Poesie das Lächerliche mehren. So in des Aristophanes „Wolken", wo dem gen Himmel speculirenden Sokrates ein Wiesel in den offenen Mund hofirt; ein burlesker Cynismus, den Herder allzu vornehm eine Concession an den Pöbel Athens schalt.

Das Ekelhafte kann in der Poesie das Schreckliche zum Gräßlichen

ſteigern. So die Eiterlappen des Philoktet; und fein wird an alten und neueren Beiſpielen beobachtet, wie die dichteriſche Darſtellung des Hungers nothwendig auf ekle Züge verfalle. Bei einer engliſchen Scene findet Leſſing das Maß „ein wenig zu übertrieben"; ſo wird wol überhaupt auf dieſem Gebiet ohne feſt zu formulirende Geſetze entſchieden werden müſſen und auch im Einzelnen volle Einhelligkeit des Urtheils kaum zu erreichen ſein. Aber ſicherlich darf die Poeſie im Häßlichen viel weiter gehen als die Kunſt für das Auge: was in Zolas „Aſſommoir" allenfalls erlaubt iſt, widert uns an in der „Branntweingaſſe" von Hogarth. Ja, es iſt kaum begreiflich, wie Breitinger nicht bloß den Therſites, ſondern auch eine ganz ſcheußliche Bettel bei Brockes malbar finden und J. E. Schlegel gar einem Maler eklere Sachen als einem Dichter geſtatten konnte. In der Malerei iſt Leſſing von ſeinem Schönheitskanon aus natürlich, kurz geſagt, ein Gegner des Häßlichen, ein Feind des Eklen. Zwar will er die Frage, ob auch hier zur Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen häßliche Formen anwendbar ſeien, nicht geradezu verneinen, aber er giebt ſein Votum klar dahin ab: „die Malerei, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken; die Malerei, als ſchöne Kunſt, will ſie nicht ausdrücken." Wer zu Winckelmann ſchwört, wie Leſſing und mit ihm in dieſer Frage Herder, Schiller, darf nicht anders urtheilen. Wer dem Charakteriſtiſchen nachtrachtet, wird die Schranken unmöglich ſo eng ziehen. Gewiß bieten viele chriſtliche Marterbilder Verirrungen der Kunſt. Ein Lazarus voll eiteriger Schwären verſcheucht den Beſchauer; ein ſterbender Cato, dem die Gedärme aus dem durchbohrten Leibe hängen, iſt abſcheulich; abſcheulich die bläulichen Kinderleichen und der im Gezweig faulende Judas heutiger Ausſtellungen. Leſſing verpönt das Begräbnis Chriſti von Pordenone, wo einer der Umſtehenden ſich die Naſe zuhält, weil die bloße Idee des Geſtanks Ekel wecke; doch erregt hier nicht ſowol der Geſtank an ſich, als die höchſt unwürdige Auffaſſung der Leiche Chriſti, welche ſtinkend gedacht wird, Unwillen, und wenn im Piſaner Campo ſanto der Ritter vor einem offenen Grabe dieſelbe Gebärde macht wie jene Figur Pordenones, ſo wird man dies draſtiſche Motiv im Gegenſatze zwiſchen Weltluſt und Verweſung nicht ohne weiteres verwerfen. Es läßt ſich in dieſen Dingen ſchwer generaliſiren.

Eindringliche, ſtarkes Leben athmende Charakteriſtik verleiht dem Häßlichen der Form einen Paß in den Tempel der Kunſt. Vor einem Portrait Rembrandts fragt niemand nach dem claſſiſchen Contour des Winckelmannnſchen alleinſeligmachenden Evangeliums. So giebt ein kraftſtrotzender, behaglicher Humor vielen plumpen, ſaufenden, hopſenden, hadernden, ſpeienden, ihr Waſſer abſchlagenden Bauern der Oſtade und Teniers ein unvergängliches Recht des Daſeins. Auch ſie ſind ewig, denn ſie ſind. So feſſelt uns, helle Bewunderung erzwingend, das beſtialiſche Wolfein in der Fratze einer Hille Bobbe von Frans Hals, und ſelbſt Leſſing würde vor ihr ſeinen toleranten, alle rigoroſen Allgemeinheiten des „Laokoon" mildernden Satz ausſprechen, ſo manches wäre in der Theorie unwiderſprechlich, wenn es dem Genie nicht gelänge das Widerſpiel durch die That zu erweiſen. Aber er würde doch auch ſeinen Standpunkt mit dem andern Satze vertheidigen: „der Kunſtrichter muß nicht nur das Vermögen, er muß vornehmlich die Beſtimmung der Kunſt im Auge haben. Nicht alles, was die Kunſt vermag, ſoll ſie vermögen." Er hat es bei ſeiner kurzen Abwehr des griechiſchen „Kothmalers" Piraëicus unterlaſſen, oder vielmehr er war damals nicht in der Lage das antike Genre durchzugehen. Ein volltrunkener Faun entzückt uns, während die beſoffene Alte im capitoliniſchen Muſeum uns abſtößt. Iſt die Bronze duldſamer als der Marmor? Jedenfalls iſt die Malerei um vieles duldſamer als die Plaſtik, die aber wiederum in kleinen und größeren Terracotten wagen möchte, was ihr der Stein verſagt. „Ich bleibe ſtets der Überzeugung, daß die Sculptur etwas Einheitlicheres, Reineres, Erleſeneres, Originaleres braucht als die Malerei" ſagt Diderot. Würdevoller, pathetiſcher, mehr für die Ewigkeit ſchaffend, hat ſie einen engeren Stoffkreis. Sie duldet das Burleske, Groteske, Ekle nicht und ſchränkt das Komiſche und Häßliche ein. Sie kann wollüſtig ſein, doch nie ſchmutzig. So ließe ſich, was als Gegenſatz beider bildenden Künſte allgemein ins Auge ſpringt, innerhalb der einzelnen nach Größe und Material und Technik verfolgen. Andere Geſetze ſind der Freske, dem Ölgemälde, der Radirung gegeben. Iſt der Pinſel ausgelaſſener als der Meißel, ſo gehört der Feder, dem Stift eine noch viel weitere Licenz. Das Sollen, Dürfen und Können hat große Abſtufungen.

Solche, hier kaum anzudeutende Erwägungen lagen den deutſchen

Kunſtidealiſten des vorigen Jahrhunderts gar fern. Winckelmann hatte 1764 in dem Hauptwerk ſeinen Dresdener Standpunkt nicht geändert. Zu dieſem Buche ſpringt nun Leſſing, nachdem er früher einmal die Fiction ſeines ſehnlichſten Verlangens danach aufrecht erhalten, im ſechsundzwanzigſten Capitel über: „Des Herrn Winckelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums iſt erſchienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieſes Werk geleſen zu haben. Bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunſt vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz, zu ſeiner Beſchämung in den Werken der Kunſt widerlegt findet. Auch die Alten kannten die Bande, welche die Malerei und Poeſie mit einander verknüpfen, und ſie werden ſie nicht enger zuſammengezogen haben, als es beiden zuträglich iſt. Was ihre Künſtler gethan haben, wird mich lehren, was die Künſtler überhaupt thun ſollen; und wo ſo ein Mann die Fackel der Geſchichte vorträgt, kann die Speculation kühnlich nachtreten.“ Er entſagt, um der inductiven Methode mit vollem Nachdruck zu huldigen, dem älteren Vorhaben das von Winckelmann bloß aus den alten Denkmälern empiriſch abgeleitete Schönheitsgeſetz ebenſo unfehlbar durch bloße Schlüſſe zu erweiſen und wendet ſich ſofort dem Grundbuch der deutſchen Archäologie zu. Wir ſind höchſt geſpannt, wie er zu den großen Reſultaten und den noch größeren Anregungen Winckelmanns Stellung nehmen wird. Gerade heraus: Leſſing hat kein Wort dafür. Allerdings notirt er ſich zur Ausführung das Thema: „Von den Schulen der alten Malerei, und von den Aſiatiſchen Künſtlern“, doch bleibt es bei der kahlen Notiz. Unfähig gleich Herder und F. Schlegel mit Winckelmanns Ideen zu wuchern oder auch nur mit dieſem Fackelträger das entdeckte Land zu durchwandern, bricht er ſeinen „Laokoon“ ab und liefert einen Anhang, der eigentlich erſt dem dritten Theile folgen ſollte: „Zerſtreute Anmerkungen über einige Stellen in Winckelmanns Geſchichte, wo er nicht genau genug geweſen.“ Er discutirt von neuem das Alter der Gruppe, er giebt eine falſche Erklärung des borgheſiſchen Fechters und bringt auch ſonſt keinen erheblichen archäologiſchen Einzelgewinn bei, er benutzt ſchließlich ein Verſehen Winckelmanns in der Datirung der „Antigone“ dazu ſeine ſophokleiſchen Studien anmerkungsweiſe zuſammenzufaſſen, er meidet bei aller Hochachtung im polemiſchen Ton eine dieſem Werke gegenüber ver-

ſtimmende Kleinlichkeit nicht ganz, und es ſcheint wirklich an der Zeit, daß er raſch abbrechend mit einer Schlußverneigung vor Winckelmann ſeinen Torſo entläßt. „Ich wollte" ſagt Herder vorſichtig „daß die Aufmerkſamkeit Herrn Leſſings lieber auf das Weſentliche . . und auf das ganze Gebäude ſeiner Geſchichte gefallen wäre, das noch ſo mancher Schwierigkeit unterworfen iſt."

Leſſing, der kühl die Wette bot, es werde unter den Leſern des „Laokoon" kein Dichter und kein Maler ſein, ſehnte ſich nach berufenen, ſelbſtändigen Beurtheilern ſeines „Miſchmaſch von Pedanterie und Grillen", und es war ihm weder um die verdächtigen Poſaunenſtöße eines Profeſſor Klotz, noch um die Gunſt des jungen Riedel, der ihn unter ſchielenden Lobſprüchen ausplünderte, noch um ſo dürftige Nachträge und Einwürfe zu thun, wie ſie der Nürnberger von Murr herbeiſchleppte. Die klare Analyſe aus Garves Feder, in der Leipziger Bibliothek 1769, ſtellte ihn durch ein verſtändiges, nie blind zuſtimmendes Eingehen und die Würdigung ſeiner ganzen wiſſenſchaftlichen und ſtiliſtiſchen Art zwar „ſehr wol zufrieden", ohne in ihrem ruhigen, an der engliſchen Aeſthetik geſchulten Gang zu einer fruchtbaren Fortſetzung des großen Principienſtreites anzufeuern. Winckelmann, mit dem er gar zu gern voll ſtolzer Hochachtung den Degen gekreuzt hätte, war erſt im Gefühl ſeiner in Italien geweihten Alleinherrſchaft geneigt ohne weitere Kenntnisnahme in Leſſing nur das ſchriftgelehrte Magiſterthum Deutſchlands zu misachten. Er glaubte es mit einem „jungen Bärenführer", einem Reimſchmied zu thun zu haben. Bald geht dem Entfremdeten ein helleres, freundlicheres Licht über dieſe nordiſche Leiſtung auf. Leſſings Schreibart erfüllt ihn beinahe mit Neid, er nennt es rühmlich von ſo rühmlichen Leuten beurtheilt zu werden und überlegt eine würdige Antwort, bis er ſich wieder hochfahrend gegen die ganze ihm antipathiſche, der Autopſie bare Kunſtweisheit der deutſchen Antiquare und gegen Leſſings „paradoxen Univerſitätswitz" verſchließt. Öffentlich findet er nur ein flüchtiges Wort für den scrittore giudizioso ed erudito. So verſchieden haben beide Männer ihre widerſtrebende Bundesgenoſſenſchaft zum Ausdruck gebracht. Winckelmann, ſeinen großen Vorſprung als Kenner und Hiſtoriker vornehm herauskehrend und vom gezwungenen Lob zum

abschätzigen Tadel zurückspringend; Lessing, nach Kräften lernend, die einzelnen Einwürfe mit beredter Bewunderung übergoldend, endlich durch Winckelmanns entsetzlichen Tod tief erschüttert und bereit, dieses jäh abgebrochene Leben durch einige Jahre des seinen zu verlängern.

Lessing würde mit der Erwartung, wenig Leser und noch weniger giltige Richter zu finden, fürs erste Recht behalten haben, hätte nicht Herder, wie er lernend und streitend an die „Litteraturbriefe" angeknüpft, nun im jugendlichen Vorgefühl seines ganzen aesthetischen Vermögens die Lust gleich das Höchste zu ergreifen durch einen aus Dankgefühl und Widerspruch gemischten Anti-Laokoon in den „Kritischen Wäldern" gebüßt. Früher und später nur zu sehr geneigt, seine Gedankenfülle stürmisch und übersprudelnd an den Mann zu bringen, zügelte er dies Mal den kühnen Drang so energisch wie nie in seiner Jugend und ließ der ersten fast bedingungslosen Zustimmung eine lange, ernste Prüfungszeit folgen. Kurz vor dem Erscheinen des aus einem Sendschreiben zum Buch herangewachsenen „Ersten Wäldchens, Herrn Lessings Laokoon gewidmet" (1769) trug er, ein Freund des litterarischen Versteckspiels, dem verehrten Gegner in einem anonymen Briefe dieselben Betheurungen vor, die er öffentlich abgab: er schreibe über, nicht wider Lessing, er wolle nicht nachsprechen und schmeicheln, sondern erklären, ergänzen, anregen. In den Kern der Lessingschen Lehren einzudringen schien ihm mit Recht das einzig würdige, aber noch ausstehende Lob. Doch fehlen panegyrische Töne nicht, und der „Laokoon" heißt ihm „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie, der Kunst des Schönen geschäftig gewesen". So vieles sträubte sich in ihm gegen Lessing, den „Kunstrichter des Poeten". Ein classischer Vergleich zwischen diesem und dem Lehrer griechischer Kunst Winckelmann zeigt unzweideutig, wohin Herdern sein volles Herz zieht. Lessing gewährt ihm die edle Lust einer geistigen Gymnastik, aber Winckelmann führt den Andächtigen aus der Arena in den Tempel. Ihn liest er wie einen Homer und Platon, ihn schaut er trunken an wie Winckelmann seinen Apoll. Eine Nänie auf den göttlichen Winckelmann ist im absichtlichsten Gegensatze zum „Laokoon" der Ausklang dieses reichen Kunstbekenntnisses. Durch jahrelange Wallfahrten zu den Alten fühlt Herder sich der Antike und ihrem Priester nahe. Er

parodirt Leſſings Vorrede durch die ſtolzen Worte im Epilog: wenn ſeine Schlüſſe nicht ſo bündig ſeien wie die Leſſingſchen, ſo würden ſie dafür mehr nach der Quelle ſchmecken. Darum ruft er zärtlich und zugleich ſehr anſpruchsvoll „Mein Homer“ und bedauert ſelbſtbewußt ſo ſelten in homeriſchen Fragen mit Herrn Leſſing gleich zu antworten. Er lebt und webt in ſeinen Griechen, aber die hinreißenden Partien über Homer und auch über Sophokles ſind, wie intimes Poeſieverſtändnis ſie auch ausſprühen, doch nur ſelten wirkliche und triftige Beſtreitungen der ruhigen, manchmal einſeitigen Sätze des Obſervators Leſſing, der oft genug zu Herder ſagen dürfte: ſtöre meine Kreiſe nicht. Herder fordert einen zweiten Leſſing für poetiſche und bürgerliche Sittlichkeit, für Poeſie und Muſik und legt ſich ſelbſt erfolgreich auf die Scheidekunſt, doch immer rebellirt ſeine ganze Natur dagegen ſich von Leſſings Verſtand vorwärts gängeln zu laſſen. Er enteilt ihm, hört ihn nicht zu Ende, fällt ihn von der Seite an. Mehrfach ſchiebt er unter, was Leſſing nicht ſagt noch meint. Er polemiſirt wiederholt gegen eigne Misverſtändniſſe, um ſchließlich bei demſelben Ziel anzukommen. Von Einſchränkungen gegen den allein gebietenden Schönheitskanon aus trifft er doch mit Leſſing im Proteſt gegen alle Fratzenvorſtellungen, Knochenmänner, Teufelsidole überein. Seine entlehnten Hauptdogmen von Werk und Energie, die er der Handlung und dem Succeſſiven Leſſings beredt entgegenſtellt, vertragen ſich ganz wol mit Leſſings Coexiſtenz und Bewegung, und im Haß gegen die todte Schilderungsſucht ſind der Verfechter der Kraft und der Vertreter des entwickelnden Nacheinander ganz einig, ſo daß eigentlich in dem reichen Buch viel weniger Einzelpolemik gegen Leſſing ſteckt, als Herder zu glauben ſcheint. Der Unterſchied der Naturen iſt das Trennende. In einer großen Frage allerdings übertraf und ergänzte Herder die Kritik Leſſings: er ſchied Malerei und Sculptur und ſtellte die erſtere mit ihrem Figurendrama viel näher zur Poeſie. Seine durch Diderots „Taubſtummenbrief“ angeregte Überzeugung, die Malerei wende ſich an das Geſicht, die Plaſtik auch an den Taſtſinn, führte er jedoch erſt im vierten, von ihm dem Druck vorenthaltenen „Wäldchen“ aus und legte dieſen Satz — Malerei fürs Auge, Bildhauerei fürs Gefühl — der bis 1778 aufgeſchobenen Schrift „Plaſtik“ zu Grunde, die ſich auch mit hiſtoriſchem Sinn gegen die ausſchließliche Geltung des griechiſchen

Ideals wehrt und doch so sinnlich warm über hellenische Nacktheit und nasse Gewandung handelt. Die Lehre vom „Zutappen", wie das der junge Goethe nannte, hat Herder zu Übertreibungen geführt; er scheint manchmal einen Blinden zur Statue zu führen, daß er sie betaste. „Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand" muß es heißen wie in der Elegie Goethes. Dieser, durch Oeser vorbereitet, las den „Laokoön" zuerst als Leipziger Student. „Man muß Jüngling sein" sagt uns seine Lebensbeschreibung „um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings „Laokoon" auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange misverstandene ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Rede-Künste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten." Er knüpft in „Dichtung und Wahrheit" daran einige Erwägungen über Schön und Häßlich, die, soweit sie die deutsche Kunst betreffen, kaum dieser Zeit angehören, aber ein Jugendbrief spricht von dem Eroberer Lessing, der in Herders Wäldchen garstig Holz machen möchte. Lessing hatte vielmehr seine Freude an der aus dem Vollen geschöpften kritischen Gabe und würde in dieser Gesinnung sich mit Herder in einer Fortsetzung des „Laokoon" auseinandergesetzt haben.

„Laokoon" blieb Torso. Vielleicht wären gar bloße Materialien aus dem Nachlaß auf uns gekommen, wenn Lessing nicht durch eine gewichtige kunstwissenschaftliche Leistung den deutschen Höfen hätte sagen wollen: hier bin ich. A. Schöne hat scharfsinnig den Zusammenhang des fragmentarischen Werkes und trüglicher Hoffnungen Lessings nachgewiesen.

Wir wissen, daß die im siebenjährigen Kriege geleisteten Dienste für den Breslauer Secretär ohne Frucht geblieben waren. Im October 1764 stand er wieder frei da, aber wenn er dieses ungebundene Recht der Selbstbestimmung rühmte und seine alte Abneigung gegen amtlichen Zwang von neuem betonte, so mußte ihn doch die Sorge um die Zukunft bedrängen, denn außer Büchern durfte er wenig sein nennen, schriftstellerischer Gewinn war unsicher, die Nothlage in Kamenz stieg, und außer dem armen, fast demüthig zu ihm redenden Vater

parodirt Leſſings Vorrede durch die ſtolzen Worte im Epilog: wenn ſeine Schlüſſe nicht ſo bündig ſeien wie die Leſſingſchen, ſo würden ſie dafür mehr nach der Quelle ſchmecken. Darum ruft er zärtlich und zugleich ſehr anſpruchsvoll „Mein Homer“ und bedauert ſelbſtbewußt ſo ſelten in homeriſchen Fragen mit Herrn Leſſing gleich zu antworten. Er lebt und webt in ſeinen Griechen, aber die hinreißenden Partien über Homer und auch über Sophokles ſind, wie intimes Poeſieverſtändnis ſie auch ausſprühen, doch nur ſelten wirkliche und triftige Beſtreitungen der ruhigen, manchmal einſeitigen Sätze des Obſervators Leſſing, der oft genug zu Herder ſagen dürfte: ſtöre meine Kreiſe nicht. Herder fordert einen zweiten Leſſing für poetiſche und bürgerliche Sittlichkeit, für Poeſie und Muſik und legt ſich ſelbſt erfolgreich auf die Scheidekunſt, doch immer rebellirt ſeine ganze Natur dagegen ſich von Leſſings Verſtand vorwärts gängeln zu laſſen. Er enteilt ihm, hört ihn nicht zu Ende, fällt ihn von der Seite an. Mehrfach ſchiebt er unter, was Leſſing nicht ſagt noch meint. Er polemiſirt wiederholt gegen eigne Misverſtändniſſe, um ſchließlich bei demſelben Ziel anzukommen. Von Einſchränkungen gegen den allein gebietenden Schönheitskanon aus trifft er doch mit Leſſing im Proteſt gegen alle Fratzenvorſtellungen, Knochenmänner, Teufelsidole überein. Seine entlehnten Hauptdogmen von Werk und Energie, die er der Handlung und dem Succeſſiven Leſſings beredt entgegenſtellt, vertragen ſich ganz wol mit Leſſings Coexiſtenz und Bewegung, und im Haß gegen die todte Schilderungsſucht ſind der Verfechter der Kraft und der Vertreter des entwickelnden Nacheinander ganz einig, ſo daß eigentlich in dem reichen Buch viel weniger Einzelpolemik gegen Leſſing ſteckt, als Herder zu glauben ſcheint. Der Unterſchied der Naturen iſt das Trennende. In einer großen Frage allerdings übertraf und ergänzte Herder die Kritik Leſſings: er ſchied Malerei und Sculptur und ſtellte die erſtere mit ihrem Figurendrama viel näher zur Poeſie. Seine durch Diderots „Taubſtummenbrief“ angeregte Überzeugung, die Malerei wende ſich an das Geſicht, die Plaſtik auch an den Taſtſinn, führte er jedoch erſt im vierten, von ihm dem Druck vorenthaltenen „Wäldchen“ aus und legte dieſen Satz — Malerei fürs Auge, Bildhauerei fürs Gefühl — der bis 1778 aufgeſchobenen Schrift „Plaſtik“ zu Grunde, die ſich auch mit hiſtoriſchem Sinn gegen die ausſchließliche Geltung des griechiſchen

Ideals wehrt und doch so sinnlich warm über hellenische Nacktheit und nasse Gewandung handelt. Die Lehre vom „Zutappen", wie das der junge Goethe nannte, hat Herder zu Übertreibungen geführt; er scheint manchmal einen Blinden zur Statue zu führen, daß er sie betaste. „Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand" muß es heißen wie in der Elegie Goethes. Dieser, durch Oeser vorbereitet, las den „Laokoon" zuerst als Leipziger Student. „Man muß Jüngling sein" sagt uns seine Lebensbeschreibung „um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings „Laokoon" auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange misverstandene ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Rede-Künste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten." Er knüpft in „Dichtung und Wahrheit" daran einige Erwägungen über Schön und Häßlich, die, soweit sie die deutsche Kunst betreffen, kaum dieser Zeit angehören, aber ein Jugendbrief spricht von dem Eroberer Lessing, der in Herders Wäldchen garstig Holz machen möchte. Lessing hatte vielmehr seine Freude an der aus dem Vollen geschöpften kritischen Gabe und würde in dieser Gesinnung sich mit Herder in einer Fortsetzung des „Laokoon" auseinandergesetzt haben.

„Laokoon" blieb Torso. Vielleicht wären gar bloße Materialien aus dem Nachlaß auf uns gekommen, wenn Lessing nicht durch eine gewichtige kunstwissenschaftliche Leistung den deutschen Höfen hätte sagen wollen: hier bin ich. A. Schöne hat scharfsinnig den Zusammenhang des fragmentarischen Werkes und trüglicher Hoffnungen Lessings nachgewiesen.

Wir wissen, daß die im siebenjährigen Kriege geleisteten Dienste für den Breslauer Secretär ohne Frucht geblieben waren. Im October 1764 stand er wieder frei da, aber wenn er dieses ungebundene Recht der Selbstbestimmung rühmte und seine alte Abneigung gegen amtlichen Zwang von neuem betonte, so mußte ihn doch die Sorge um die Zukunft bedrängen, denn außer Büchern durfte er wenig sein nennen, schriftstellerischer Gewinn war unsicher, die Nothlage in Kamenz stieg, und außer dem armen, fast demüthig zu ihm redenden Vater

ſahen auch die erwachſenen Brüder in Gotthold ihren einzigen Helfer. Zu Neujahr 1765 iſt er entſchloſſen aus Breslau, wo er ſich erſt lange genug getummelt und dann lange genug an ſtiller Arbeit gelabt hatte, wo ihn aber nichts feſſelte, nach Berlin zurückzukehren. Dort erwarteten ihn treue Freunde. Es galt nur fallengelaſſene Fäden wieder aufzuheben, und dem bewährten Secretär Tauentziens, dem auswärtigen Mitgliede der Akademie ſollte wol leichter glücken, was dem unreifen Dolmetſch Voltaires und dem unſteten Litteraten entgangen war. Zum letzten Male ſetzt er ſeine Hoffnungen auf die Stadt Friedrichs des Großen. Schon öfters enttäuſcht, behält er dieſe Wünſche und Pläne für ſich und läßt es der Familie gegenüber bei dürftigen Andeutungen bewenden. Die Abreiſe wird auf Mitte April anberaumt, unterwegs will er befreundete Adelige beſuchen, wol Bekannte von Berlin her und aus dem Kriegsleben, und auch jetzt nicht an Frankfurt, dem Grabe Kleiſts vorbeieilen. Er ſpricht von keinem dauernden Aufenthalt und hat von vornherein für den Fall, daß ihn nicht „gewiſſe Umſtände" in Berlin feſthalten, eine Reiſe nach Dresden auf ſein Programm geſetzt. Dieſer reichlich bemeſſene Beſuch der ſächſiſchen Hauptſtadt, der natürlich auch einen Abſtecher nach Kamenz erlaubte, wird aber verſchoben und geradezu von dem Abſchluß einer Schrift abhängig gemacht. Es handelt ſich nur um den „Laokoon", als Leſſing am 4. Juli ſchreibt, er müſſe „auch vorher noch etwas drucken laſſen, ohne welchem meine Reiſe vergebens ſein würde." Er ſaß nun ſchon ſechs Wochen in Berlin, wo ihn der ſchlimmſte Wirrwarr durch die Lüderlichkeit des Bedienten und die zu beſchaffende neue Einrichtung erwartet hatte. Mit großer Sorgfalt wurde im Winter der Druck des „Laokoon" betrieben. Das Buch erſchien nächſte Oſtern, zu dem Termin alſo, den Leſſing neuerdings für die Fahrt nach Dresden beſtimmt hatte. Ohne Zuſendung und Widmung glaubte er, durch ein ſolches zugleich wiſſenſchaftlich gediegenes und formſchönes Werk legitimirt, in der vornehmſten Kunſtſtadt Deutſchlands perſönlich erſcheinen und auf einen würdigen Platz da zählen zu dürfen, wo Winckelmann gefördert und außer anderen Hagedorn angeſtellt war. Unterdeſſen ſchien Berlin eine greifbarere Ausſicht zu gewähren als Dresden, denn während hier eine Stelle für Leſſing erſt zu ſchaffen war, ſah er dort eine Lücke, die er trefflich ausfüllen konnte. Schon Kleiſt hatte, wie oben bemerkt,

sich 1757 angestrengt seinem Lessing einen Posten an der Berliner Bibliothek zu verschaffen, doch war dem alternden Gaultier de la Croze, welcher auch das Antiquitäten- und Medaillencabinet verwaltete, bereits ein Adjunct bestellt worden. Geheimerath de la Croze starb am 21. Februar 1765, Hofrath Stosch übernahm jene mit der Bibliothek verbundenen Sammlungen, die verwahrloste Bibliothek harrte eines kundigen, gelehrten Ordners und Mehrers. Lessing mag noch in Breslau von einem königlichen Rescript gehört haben, demzufolge die nöthige Reform gleich nach dem bald zu erwartenden Tode Crozes erfolgen sollte. Freunde und Gönner richteten seinen Blick auf dieses Ziel. So enthüllen sich die „gewissen Umstände" in dem citirten Brie nach Kamenz. Was folgte, ist nicht ganz aufgeklärt und widerspruchslos. Während Sulzer die Gelegenheit für Lessing zu wirken trotz den alten an Kleist abgegebenen Betheurungen theils aus Sympathie für einen andern glänzenden Candidaten, theils aus heimlicher Verstimmung gegen Lessing vorbeiließ, soll nach einer Version der wackere, akademisch gebildete Oberst Quintus Icilius sogleich, d. h. im Sommer 1765, Lessing beim König in Vorschlag gebracht haben. In der That: „einen gelehrten und zur Aufsicht und Unterhaltung einer öffentlichen Bibliothek recht sehr begabten und in den Wissenschaften geübten Mann", wie ihn der Cabinetsbefehl forderte. Friedrich aber, der von Lessing nicht viel mehr wußte, als was ein unglücklich scharfes Gedächtnis über den alten Handel mit Voltaire sich gegenwärtig hielt, wies diese Zumuthung kurz zurück. Nun wurde Winckelmanns Candidatur gestellt und diese Wahl von Quintus Icilius als einstigem Hallenser Commilito, von Sulzer als schöngeistigem und hilfsbedürftigen Alterthumsfreund, von Nicolai, der wol den näheren Genossen für unmöglich hielt, als immer rührigem Vermittler betrieben. Mehrmals während der letzten Jahre hatte eine Verbindung zwischen dem König und dem märkischen Römer in der Luft geschwebt: es war an eine regelmäßige römische Correspondenz nach dem Muster der von Grimm in Paris geführten, an Ciceronedienste bei einer etwaigen Romfahrt Friedrichs II., auch an eine Berufung vergebens gedacht werden. Jetzt empfing Winckelmann durch Nicolai einen förmlichen Antrag mit der Bemerkung, er könne in seinen Bedingungen bis auf zweitausend Thaler Gehalt gehen. Eine patriotische Anwandlung ergriff den unter

südlichem Himmel so eingelebten Günstling des Cardinals Albani. Ohne eine Vorahnung des krankhaften Schauders, der ihn später fern von Italien im rauhen Deutschland schüttelte, und ohne seiner archäologischen, nur in Rom erfüllbaren Pflichten sogleich zu gedenken, überraschte Winckelmann, auch durch falsche Illusionen von einer reichen Gelegenheit zu mündlicher Lehre geblendet, durch ein Ja. Die unausbleibliche Reue ersparte ihm, freilich in beleidigendster Weise, der abschlägige Bescheid des Königs an die, welche von der geforderten oder richtiger als Maximalgehalt angebotenen Summe sprachen. Für einen Deutschen seien tausend Thaler genug, lautete die niederschlagende Antwort, der auch die dringendste Rücksicht auf die angegriffenen Staatsfinanzen nichts von ihrer peinlichen Bitterkeit nimmt. Aber für Lessings Wünsche wären tausend Thaler wirklich genug gewesen, und ihm hätten in der Bibliothek im Lustgarten keine sehnsüchtigen Träume von Rom und den verlassenen Herrlichkeiten die Seele gedrückt. Sollte man es nicht noch einmal wagen, oder, falls jener frühere Vorschlag unglaubwürdig ist, sollte man es nicht jetzt wagen? Eine Pause trat ein. Der für Berlin und Dresden fragmentarisch beschleunigte „Laokoon" erschien. Würdigte ihn der König eines raschen Blickes, so zeigte gleich der Eingang wahrlich keinen deutschen „Pedanten" und konnte den hohen Herren leicht von einem Vorurtheil curiren; das Ende gab in Bayles beliebter Weise strotzende Fußnoten, im Text aber den Beweis, Winckelmann sei diesseits der Alpen nicht ohne Rivalen; wogegen sich selbst französische Freunde des Königs wie Marquis d'Argens nicht verschlossen. Wäre es ferner nicht möglich, daß der spätere (il y a quelques années 1770?) Einfall den „Laokoon" französisch fortzusetzen auf einen älteren Berliner Plan zurückginge, daß die französisch wiedergegebene Einleitung bloß ein zurückgelegtes Blatt mit kleinen Änderungen wäre? Für Friedrich II. Simonide statt „der griechische Voltaire", für ihn die doch etwas dreiste Versicherung, dem Verfasser sei in derlei Materien das Französische ebenso geläufig als das Deutsche? Denn Französisch wurde gefordert, und daran scheiterte später Heyne. Auf der andern Seite: welche nie kleinlich rechnende Vornehmheit Lessings! Er hat kein Wort gegen französische Dichtung und Forschung in seinem Buch unterdrückt. Er giebt sich, obgleich die Polemik gegen Winckelmann ein gesuchtes Nachspiel ist, nicht den Schein eines

Triumphes, sondern beugt sich als Schüler vor dem Meister. Noch mehr: der dritte Theil des „Laokoon" sollte mit einem Mahnruf zur künstlerischen Verherrlichung des siebenjährigen Krieges und seines Hauptheros schließen, denn nichts anderes bedeutet die beabsichtigte „Ermunterung die bildenden Künstler aus den alten Zeiten zurückzurufen und sie mit Begebenheiten unserer itzigen Zeit zu beschäftigen. Aristoteles Rath, die Thaten Alexanders zu malen." Er hat nur das allerletzte Glied dieses Gedankens im 11. Cap. vorweggenommen, aber selbst die leiseste, feinste Schmeichelei verschmäht und erst, als er viel härter denn Winckelmann fortgestoßen war, dem König öffentlich in „Minna von Barnhelm" schlicht und groß gehuldigt.

Die Wartezeit in Berlin mochte ihm mit ihren Anfragen und Gerüchten verdrießlich sein, sonst wäre er schwerlich als Gesellschafter des halbwüchsigen v. Brenkenhof im Sommer nach Pyrmont gereist, denn der kränkelnde Jüngling konnte ihm geistig nichts geben, und etwa der klugen Rücksicht auf den sehr einflußreichen Vater desselben alle Neigungen zu opfern war Lessings Sache gar nicht. Ein Nebenmotiv ist es doch wol gewesen. Das Bad verschaffte ihm wenigstens eine flüchtige Begegnung mit Möser. Auf der Rückreise hielt er in Göttingen an, der Zeiten gedenkend, wo ihn der Vater hier in die Universitätscarriere schieben wollte, wo ihn von hier aus der Beifall Michaelis' ehrte. Jetzt besuchte er ihn als ein führender Schriftsteller und gab in frischen Gesprächen dem berühmten Orientalisten die Anregung zu einer populären, nicht nur für gelehrte Lateiner geschriebenen Bibelarbeit. Er befestigte die alte Freundschaft mit Kästner, ging sicherlich an Heyne nicht vorbei und schloß auf der Bibliothek mit dem in spanischen Dingen sehr bewanderten Dieze eine bleibende Verbindung. Cassel und seine Sammlungen wurden rasch betrachtet. In Halberstadt nahm ihn Gleim gastlich auf, doch scheint Lessing in den behaglichen Erholungsstunden bei dem liebevollen Hüttner seine erregten Gedanken über Berlin verborgen zu haben. Ob die Entscheidung gegen Ende der Reise oder bald darauf gefallen ist, wissen wir nicht. Quintus Icilius wurde ein für alle Mal mit seiner lästigen Empfehlung abgewiesen; freimüthige Worte zu Gunsten der Deutschen hatten nur zur Folge, daß Friedrich einen Bibliothekar aus Paris zu verschreiben beschloß. Auf dem Schauplatz, der einem Winckelmann, einem Lessing durch

unverständigen Eigensinn versperrt blieb, spielte nun eine klägliche Farce. Daß der König Winckelmann mit einem verkommenen Auditeur verwechselt habe, dürfte apokryph sein, aber seinen französischen Bibliothekar hat er durch ein wunderliches, vielleicht von Betrug nicht freies Quiproquo erhalten. Interessirt für die älteren Lettres philosophiques sur les physionomies des Pernety, fragt er seinen Finanzbeamten dieses Namens, ob der Schriftsteller Pernety mit ihm verwandt sei, und erhält die Antwort „Er ist mein Bruder." So wird statt des Lyoner Canonicus Jacques P. im Jahre 1767 sein Vetter, der Pariser Benedictiner Antoine Joseph P., der über Mythologie und Hieroglyphik geschrieben hatte, berufen, ein Fünfziger ohne jede Befähigung für seine Aufgabe, welcher der Bibliothek gar nichts leistete und 1783, von Stosch collegial gepeinigt und in seinem wirren Kopf durch lächerliche Orakel über einen in der Mark losbrechenden Weltuntergang verstört, nach Paris zurückkehrte. Eine Schande für die deutschen Zustände des achtzehnten Jahrhunderts, daß er nicht immer dort geblieben ist. Den jungen Lessing vertrieb ein Franzose vom Range Voltaires, den reifen Lessing verwarf Friedrich einem kleinen französischen Schriftsteller zu Liebe, den man noch dazu mit einem andern verwechselte. Doch hat Lessing das Satyrspiel nicht mehr in Berlin mitgemacht. Es scheint, daß der Schiffbruch seiner Hoffnungen in den October 1766 fällt, wenigstens schreibt er am 31. an Gleim so abgerissen, wie die Aufregung Lessings sich gern ausdrückt: „Ich bin indeß krank gewesen; ich bin verreiset und wieder verreiset gewesen; ich habe Verdruß, ich habe Beschäftigungen gehabt." Dem Vater theilt er nach geraumer Zeit unmuthig mit: „Ich bin von Berlin weggezogen, nachdem mir das Einzige, worauf ich so lange gehofft, worauf man mich so lange vertröstet, fehlgeschlagen." Nach solchen Erfahrungen konnte allerdings der Spruch „es kommt doch nischt dabei heraus" zur stehenden Redewendung bei Lessing werden, der fortan einen heftigen Groll gegen die Stätte so unverdienter Niederlagen nicht mehr überwand. Was hatte ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen? ruft er bitter, das Wort Molieres sehr ironisch auf die „Königin der Städte" anwendend. Die gepriesene Berliner Freiheit entlockt ihm eine bittere Parodie; er wirft dem selbstzufriedenen Berliner Pfahlbürger und Aufklärer Nicolai harte Worte über ein französirtes Berlin und vornehmen Hofpöbel, über die einzige verächt-

liche Freiheit der irreligiösen Sottise ins Gesicht, und Preußen heißt ihm das sclavischste Land von Europa. So war sein Eindruck; nie aber hat ihn die persönliche Unbill blind gemacht gegen die „glorreiche Sclaverei," in welcher der früh gealterte, vereinsamte, freudlose Preußenkönig sich verzehrte.

In Berlin konnte Lessing selbstverständlich nach solcher Enttäuschung nicht bleiben. Auch der geschworene Preuße Gleim mußte das einsehen; er schreibt später brav und treffend: „Himmel und Hölle hätte ich bewegt, Sie bei uns zu behalten, wäre ich, wie z. E. Sulzer, zu Berlin gewesen. Denn nicht Dem, der wegen seiner französischen Erziehung gleichgiltig gegen Alles, was deutsch ist, geworden, sondern allen denen, die sich für deutsche Patrioten ausgeben und nicht alle möglichen Wege eingeschlagen sind, einen Lessing bei uns zu behalten: Diesen nur leg' ich es zur Last, daß wir ihn verlieren." Der Gute wäre gleich mit dem ersten Beitrag zu einer Ehrengabe hervorgetreten, und er spielte in Dresden den eifrigsten Lobredner Lessings, sowie er und sein Kreis im Winter 1766 auf 1767 für Lessings Berufung nach Cassel sehr ernstlich wirkten. Leicht wäre Lessing Leiter der dortigen Kunstsammlungen und Professor der Alterthümer am Carolinum geworden, wenn er sich nicht inzwischen auf einem ganz andern Felde verpflichtet gehabt hätte. Der „Laokoon" heißt nun eine Nebenarbeit. Seine Losung schöpft er rasch entschlossen aus Juvenal:

Quod non dant proceres, dabit histrio.

Er verschreibt sich dem Theater.

VI. Capitel. Hamburg.

1. Die Hamburgiſche Dramaturgie.

Und auf der Spur des Griechen und des Britten,
Iſt er dem beſſern Ruhme nachgeſchritten.

In der Bühnengeſchichte unſrer hervorragendſten Theaterſtädte des achtzehnten Jahrhunderts ſteht Leſſings Name verzeichnet. Leipzig ſah ſeine taſtenden Schritte auf den ſchon morſch gewordenen Brettern der Neuberin und zog ihn ſpäter als treue Herberge der deutſchen Schauſpielkunſt nochmals an ſich. Wenig fehlte, daß Wien mit einem verſprengten Häuflein der Neuberſchen Truppe auch deren jungen Freund gewonnen und im Anfang einer „regelmäßigen" Bühnenreform feſtgehalten hätte. Doch der Jüngling ging nur eine lockere Verbindung ein, und der Mann, der in Wien vorſprach, zu dem Kaunitz ſeinen Boten ſandte, ward dem aufſteigenden Burgtheater ein Berather aus der Ferne. Als Mannheim, der Herd des bürgerlichen Dramas, ein Nationaltheater errichtete, wurde Leſſing ſogleich zum Leiter auserſehen. In allen Nöthen und Hoffnungen unſers Schauſpiels kannte man keine höhere Autorität über ihm. Er ſelbſt hing mit ganzer Seele an dieſer Entwicklung, unterhielt von Anbeginn perſönliche Beziehungen zu den Komödianten, beſchleunigte durch ſein dramatiſches Schaffen den Fortgang des deutſchen Luſt- und Trauerſpiels, rüttelte die Dichter, Darſteller und Zuhörer auf und fand von jeder Abſchweifung im Augenblick den Rückweg auf ſein Lieblingsfeld. Gerade vom „Laokoon" aus war die Brücke leicht zu ſchlagen: da wird Shakeſpeare auf den Schild gehoben, da verblaßt das Truggold der Franzoſen vor dem ſtillen Glanz der Alten, deren Kunſt auf der oberſten Staffel geſchaut wird,

da ſollte das Drama als höchſte dichteriſche Gattung anerkannt und abgegrenzt und auch die lebendige Malerei des Schauſpielers, ein altes Thema Leſſings, behandelt werden. Bei ſolchen Verbindungskanälen zwiſchen dem eben abgebrochenen Werk und dramaturgiſchen Beſtrebungen mußte auch ohne den Berliner Miserfolg eine feſtere Anknüpfung mit dem Theater ſehr viel Lockendes für Leſſing haben. Niemand hätte ja freudiger als er die bittere Verneinung der „Litteraturbriefe" durch eine frohe Bekräftigung verdrängt: wir haben ein Theater, wir haben Schauſpieler, wir haben ein Publicum.

Ehrliche Anſtrengungen zur Reform der deutſchen Theaterzuſtände waren nichts Neues. Nachdem die engliſchen Hoftruppen kleinerer Fürſten im ſiebzehnten Jahrhundert undisciplinirten einheimiſchen Banden Platz gemacht hatten, verſuchte endlich Magiſter Veltheim mit richtigem Blick und ohne Überſtürzung eine äußere und innere Säuberung der Scene. Er ſcheiterte in Sachſen und ging in Hamburg unter. Auch Neubers fanden in Sachſen kein dauerndes Glück und verließen den Hamburger Schauplatz mit vorwurfsvollen Worten. Eine Theaterreform durch die Principalſchaft war ein Widerſpruch in ſich, denn nur wenn dies mühſelige, nach Brot gehende, heimatloſe Vagabundenleben und die nothgedrungene volle oder halbe Rückſicht auf ein wechſelndes Parterre wegfielen und eine ſichere Beſtändigkeit eintrat, konnten Darſtellende, Dichter und Genießende unter der Obhut des Staates, des Hofes, der Großſtadt gemeinſam das Heil der Muſen fördern. Allzu lange verſchloß der undeutſche Kunſtgeſchmack der deutſchen Fürſten ſein Ohr gegen dieſe ſchreienden Bedürfniſſe, und erſt nachdem große Privatunternehmungen elend geſcheitert waren, ſchritten ſie zur Gründung ſogenannter Nationaltheater, denen die erſte Bedingung des Gedeihens nicht fehlte, nämlich finanzielle Sicherung. Die klarſten Reformvorſchläge, von Winken Pyras abgeſehen, machte der freigewordene Gottſchedianer J. E. Schlegel, aber für Dänemark, ſeine neue Heimat, nicht für Deutſchland. 1764 erſchienen im dritten Bande der von dem Bruder des Verſtorbenen geſammelten Werke mehrere Abhandlungen, welche die Schäden des franzöſiſchen Repertoires ſcharf beleuchteten und ein freimüthiges Programm zur Neugeſtaltung des ganzen Theaterweſens vorlegten. Schlegel will die „Einfalt" der Antike durch keine Pariſer Brille betrachten und, wie die Griechen, die Natur

im Philoktet ohne Ekel bewundern. Er erhebt den großen Stil des hellenischen Dramas, wo keine Declamation sich spreizt und ohne Romanverwirrungen, einförmige Liebeserklärungen und unindividuelle winselnde Helden „alle Zufälle aus den Charakteren der Personen" fließen. Nicht in der Polemik gegen den Hanswurst liegt für ihn die wahre Reinigung des Theaters, „denn das ist nicht genug, daß Unflätereien daraus verbannt sind; Liebesverwirrungen, Intriguen der Helden und die Sprüche der Opernmoral, wovon auch die Tragödien voll sind, sind ebenso gefährlich." Wie Lessing in den „Litteraturbriefen" leiten ihn völkerpsychologische Vergleiche zu dem Schlusse, daß in den nördlichen Ländern die conventionelle Liebe als Hauptheber der Tragödie nicht die gleiche Wirkung thue wie in romanischen, daß ihnen die englische Kunstweise viel gemäßer sei, daß man sehr thöricht aus einem nationalen Theater ein französisches in deutscher Sprache gemacht und das englische Drama aus Unverstand angeklagt habe, weil es dem Pariser widerspreche „und weil die Poeten in England ihre Stücke nicht nach Recepten machen, wie das Frauenzimmer seine Puddings." Gegen die hohlen classicistischen Regeln spielt er den Trumpf aus: „Die Wahrheit zu gestehen, beobachten die Engländer, die sich keiner Einheit des Ortes rühmen, dieselbe großentheils viel besser als die Franzosen, die sich viel damit wissen, daß sie die Regeln des Aristoteles so genau beobachten." Da aber ein künstlerisches Repertoire nur in einem nicht allen Wechselfällen der Principalschaft unterworfenen, sondern „beständigen Theater" gedeihen kann, fordert er für Kopenhagen eine Bühne, der ein kundiger Dramaturg mit Gehalt und einem Antheil am Gewinn vorstehe; die Schauspieler sollen ohne jede Sorge um die Tageseinnahme eine würdige Besoldung genießen, der Dichter aber — eine bedeutsame Neuerung — immer den Erlös der fünften Aufführung als Tantieme einstreichen.

Hamburg, die stolzeste Geldstadt und seit langer Zeit die wichtigste Theaterstadt Norddeutschlands, versuchte Schlegels fromme Wünsche zu verwirklichen. Hier war man in keinen ängstlichen Schranken befangen. Der behagliche niedersächsische Realismus ergetzte sich seit vielen Jahrzehnten an plattdeutschen Komödien, die Holbergschen Lustspiele empfing man nachbarlich aus erster Hand, die Handelsverbindungen hatten den frühesten Import englischer Litteratur herbeigeführt und ein Hamburger

hatte zuerſt von dem „berühmten Tragicus" Shakeſpeare geſprochen. Aber auch Frankreich und Oberſachſen ſandten ihre geiſtige Waare auf dieſen Platz, und in einem beliebten Localſtück wurde der Hamburger „Bookesbeutel" oder Schlendrian an dem artigen Kleinpariſer Witz und Benehmen gemeſſen. Die Haupt- und Staatsaction, die Harlekinade, die franzöſiſch-ſächſiſche Komödie, die durch Gottſcheds Schule angeeignete Tragödie, das bürgerliche Trauerſpiel Englands, alles hatte in Hamburg Aufnahme gefunden. Anfangs unter Schwierigkeiten, denn, durch lange Jahre obenauf, riß die Oper, bis ſie einer langſamen Zerbröckelung verfiel, alle Mittel und Intereſſen an ſich. Glanzvoll, im Pomp der Decorationen ſchwelgend, hatte ſie 1678 ein eigenes Haus am Gänſemarkt bezogen und ein berückendes Regiment entfaltet, dem die Flüche der empörten Orthodoxie keinen Abbruch thaten. Hohe Berge von Libretti thürmten ſich auf, ein Gemengſel aus heroiſchen, allegoriſchen, hiſtoriſchen, ſchäferlichen, poſſenhaften, verſtiegenen und platten, ſchwülſtigen und niederdeutſchen, ſteifen und ausgelaſſenen Elementen, zubereitet von flinken Litteraten und eifrigen Dilettanten. Die Dichtung Hamburgs gab ſich zeitweiſe ganz den Forderungen der Oper, des Oratoriums, der Cantate und Serenate hin. Händel legte hier einen Theil ſeiner großen Laufbahn zurück. Der geniale Keiſer ſchenkte ſein volles, mühelos und melodiſch ſprudelndes Schaffen den Hamburgern. Aber ſchon Barthold Feind in den „Gedanken über die Opera" rügte die einreißende „größeſte bassesse eines mauvais goût." Dieſe Alleinherrſchaft eines im Durchſchnitt ſehr äußerlichen, flüchtigem Ohrenſchmaus und ſinnlicher Augenweide frönenden Opernweſens war eine ſchlechte Vorbereitung zum Drama, ſo daß erſt nach dem Tode der längſt dem Marasmus verfallenen Oper, alſo um die Mitte des Jahrhunderts, und nachdem das Opernhaus faſt einer Ruine glich, gaſtirende Truppen ihre Rechnung fanden und viel, viel länger, über Leſſing, Schröder, Schmidt hinaus harte Klagen über den Mangel an ernſter Theilnahme ſehr berechtigt waren. Wenn noch Schröder ſich in Kämpfen gegen eingewurzelte Übel aufrieb und ſein künſtleriſcher Erbe, der „alte Schmidt", mit den Dramen Goethes und Schillers ſchlechte, mit denen Leſſings aber die ſchlechteſten Kaſſen machte, ſo ſpringen die ſehr erheblichen Schwierigkeiten für ältere Unternehmer ins Auge. Die beſten Truppen verſuchten in Hamburg ihr

Glück; was der Neuberin mislungen war, gelang seit 1756 dem in ihrer Bande ausgebildeten Schönemann leidlich und noch besser von 1758 bis 1763 dem uns von Leipzig her bekannten Koch, welchem Ackermann folgte. Indem diese Männer wesentlich denselben Grundsätzen huldigten und durch den Übergang erster Mitglieder von einem Principal zum andern sowol im Bühnenensemble und im collegialen Verkehr, wie im Verhältnis zum Publicum eine erfreulich wachsende gute Tradition eintrat, schien die Zeit für dauernde Gründungen reif. 1765 wurde das Operngebäude abgebrochen und an derselben Stelle binnen weniger Monate ein unscheinbares, aber geräumiges Schauspielhaus errichtet, welches der Eigenthümer Konrad Ernst Ackermann, Schröders Stiefvater und Vater der damals noch in den Kinderschuhen steckenden Charlotte, am 31. Juli eröffnete. Einer französischen Tragödie ging „Die Komödie im Tempel der Tugend" voraus. Schade nur, daß diesem Tempel die nöthige Ordnung und Eintracht fehlte, denn Ackermann erwies sich als schlechten Haushalter, überzahlte das von der schaulustigen Lebewelt geforderte Ballet und erlag bald trotz dem guten Repertoire und der trefflichen Darstellung theils seiner Finanzklemme, theils cliquenhaften Ränken. Letztere wurden besonders von dem Verfasser jenes tugendhaften Vorspiels betrieben. Eine herrschsüchtige Heroine schürte in Hamburg das Feuer, welches Johann Friedrich Löwen, Schönemanns Schwiegersohn, durch feindselige Broschüren von Schwerin aus egoistisch anfachte, denn ihn gelüstete, sich statt seines kümmerlichen Secretärpostens eine maßgebende Stelle am Hamburger Theater und zugleich seiner zu unfreiwilliger Muße verurtheilten jungen Frau ein vortheilhaftes Engagement zu erobern. Löwen, ein beweglicher, aber flacher Poet, dessen possirliche Romanzen einst weit verbreitet waren, empfahl sich durch persönliche Verbindungen, eine lange Bekanntschaft mit dem Theater, ein theoretisches Büchlein über Mimik, leichte Proben in der komischen Gattung, Bearbeitungen und reformatorische Auseinandersetzungen für eine leitende Stelle. 1766 erschien seine Tendenzschrift „Geschichte des deutschen Theaters", erbärmlich in der flüchtigen Übersicht über frühere Perioden — nennt er doch Reuchlin „einen gewissen Reichlin" —, lehrreich für die freilich sehr mit Absicht recht schwarz gemalten Wandertruppen des achtzehnten Jahrhunderts, vielfach direct an die „Litteraturbriefe" anknüpfend. Er bewundert Corneille,

tritt aber auch für das bürgerliche Trauerspiel ein, stößt gern in das Horn Diderots und wirft dem deutschen Lustspiel Mangel an Weltkenntnis vor. Seine Anklagen betreffen die Ungebildetheit der Principale und — Ekhof ausgenommen — der Acteurs, die schlechte Lebensart des Standes, die üble Finanzwirthschaft, die niedrig burlesken Bestandtheile des Repertoires, die Gleichgiltigkeit der Fürsten und Magistrate, das Vorurtheil der Geistlichkeit, den Mangel an französischer Centralisation. Seine Forderungen sind dreierlei. Der Souverän oder die Republik müsse das Theater der Principalschaft entreißen und einen Intendanten anstellen; dafür wäre, da Wien litterarisch zurückgeblieben, Berlin der berufene Ort, wegen seiner Dichter und Kritiker und durch einen mächtigen Fürsten, dessen bisherige Lauheit Löwen ganz vernünftig begreift. Es müsse eine Theaterakademie errichtet werden. Endlich: „Man müßte den Stand der Komödianten vorzüglich ehrwürdig zu machen suchen", jede Ausschreitung streng ahnden und wie in Rom das Bühnenwesen tüchtigen Censoren zuweisen.

Alles schien nach Wunsch zu gerathen. Ackermann befand sich in peinlicher Geldverlegenheit. Die erste Heldin Frau Hensel, froh eine mehr lyrische Rivalin, die auch von Goethe bewunderte Caroline Schulze, herauszubeißen und allein im Hause zu gebieten, drängte ihren Galan, den Kaufmann Abel Seyler, mit Ackermann zu verhandeln und sich an die Spitze eines Consortiums zu stellen, dem der in die Reihe der Truppe zurücktretende Director wirklich am 24. October 1766 sein Theater auf zehn Jahre verpachtete. Man erneuerte alte und schloß einige neue Engagements. Löwen wurde artistischer Director und übersiedelte mit seiner der Bühne wiedergegebenen Gattin. Ein aus Paris empfohlener Decorateur traf ein, auf welchen die Zeitungsreclame ebenso hinwies wie auf die Hauptacteurs, den Kostenaufwand für ein, bald unzulänglich befundenes, Ballet, das reformirte Orchester, die nach künstlerischen Grundsätzen eingerichtete Zwischenmusik. Bescheiden hatte Ackermann das Scepter niedergelegt, indem er das Publicum bat seinen berufenen Nachfolgern durch fortdauernde Gewogenheit ihr ruhmwürdiges Vorhaben zur Hebung des Theaters zu erleichtern. Als sei schon jeder Sieg gewonnen, stieß im October 1766 Löwen mit einer „Vorläufigen Nachricht von der auf Ostern vorzunehmenden Veränderung des Hamburgischen Theaters" selbstgefällig in die Trompete. Aber ohne einen Theaterdichter war das Programm

nicht ganz erfüllt; nur Leſſing oder Weiße konnten in Frage kommen: Weiße klebte an der ſächſiſchen Scholle, Leſſing ſtand ungebunden da. Vielleicht war der Kaufmann Weſſely, der im November einen für unſere Frage gleichgiltigen Brief Löwens (Hamburg 4. Nov. 66) ſammt der Broſchüre bei Nicolai abgab, beauftragt Leſſing auszuhorchen, ob man wol auf ihn zählen dürfe. Dieſe Kunde mußte dem Tiefgekränkten als Rettungsanker erſcheinen. Von der alten Liebe zum Theater entflammt, der Hamburger Tage von 1756 und der mit Ekhof geſchloſſenen Bekanntſchaft denkend, ſchiebt er den gedruckten „Laokoon", der ihm kein Heil gebracht, bei Seite und zieht die handſchriftliche „Minna von Barnhelm" hervor um ſeine Zukunft auf dieſe Karte zu ſetzen. Er fragt ſich, ob er über den gelehrten Arbeiten nicht ſchon zuviel Friſche des Geiſtes eingebüßt habe, und hofft in der Luft eines verheißungsvollen „Nationaltheaters" dichteriſch aufzuleben. Es reizt ihn ohne langes Hin- und Herſchreiben die „Hamburgiſche Entrepriſe" mit eigenen Augen zu prüfen. Am 22. December befindet er ſich ſchon einige Wochen an der Alſter und kann dem Bruder Karl, ſeinem Berliner Stubengenoſſen, melden, die bewußte Sache nehme einen ſehr guten Gang; es komme nur auf ihn an ſie mit den vortheilhafteſten Bedingungen abzuſchließen. In der richtigen Überzeugung, welch ein Gewinn ſchon der Name Leſſing für das Unternehmen ſei, bot ihm die Geſellſchaft das anſehnliche Jahresgehalt von 3200 Mark heutiger Rechnung. Das Geld aber, ſo willkommen es war, konnte nicht allein entſcheiden, und gegen die förmliche Beſtallung als „Theaterdichter" erhoben ſich in Leſſing gerechte Bedenken, gehörte er doch nicht zu den rüſtigen Arbeitern, die ihre Stücke zu beſtimmten Terminen pünktlich einliefern. Er war gewohnt raſch zu entwerfen, langſam zu prüfen, nach Luſt zu pauſiren und in der letzten Geſtaltung jedes Sätzchen ſeiner treuen Gehilfin, der Kritik, vorzulegen. „Wenn ich mit ihrer Hilfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: ſo koſtet es mich ſo viel Zeit, ich muß von andern Geſchäften ſo frei, von unwillkürlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſein, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll,

niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich." In diesem Sinne wird er gleich damals den Antrag Hamburgs Goldoni zu werden abgelehnt haben. Ohne bestimmte Verpflichtungen traf man „eine Art von Abkommen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht ..... Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen." Von regelmäßigen Theaterberichten scheint während jenes Besuches noch gar nicht die Rede gewesen zu sein, sondern nur von „einer Art" Versprechen zwanglos für die Nationalbühne zu schaffen. Die Rollen der „Minna" konnten ja sogleich vertheilt werden, und jener Absage zum Trotz überkam den Sanguiniker in der Zwischenzeit zu Berlin wieder das lange vermißte, den Lope herausfordernde Kraftgefühl, so daß er unter den Freunden lustig wettete, jeden beliebigen Stoff wolle er zu einem Lustspiel verarbeiten, und alsbald den vorgeschlagenen „Schlaftrunk" mit findiger Technik in Angriff nahm. Mittler Weile kam den „Entrepreneurs" der Einfall eben das an Lessing zu nutzen, was ihm die regelmäßige Tagesarbeit als Theaterdichter verbot, die Kritik, und dem deutschen Nationaltheater den ersten Kritiker Deutschlands als ständigen Berichterstatter zu gewinnen. Zugleich sollte der „Consulent" Lessing Sitz und Stimme im Verwaltungsausschuß haben, doch ist uns weder die Zeit der festen Übereinkunft, noch das Maß seiner Befugnisse und Obliegenheiten genauer bekannt. In erster Linie wurde er der officielle Journalist der neuen Bühne und ging als solcher Anfang April 1767 eilig, sogar ohne sich von dem Bruder zu verabschieden, nach Hamburg ab.

„Als vor Jahr und Tag" erzählt er am Ende seiner an Enttäuschungen reichen Dramaturgie „einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Principals geschehen könne: so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel und sich träumen ließ, daß ich bei diesem Unternehmen wol nützlich sein könnte? — Ich stand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf diese Freunde! — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgiltig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten, aber auch die

geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu sein glauben konnte. Ob ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters concurriren wolle? Darauf war also leicht geantwortet."

Die Träume seiner Jugend, wo er „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" übereifrig zu Markte gebracht, die ernsten Mahnungen seiner reifen Jahre schienen in Hamburg der Erfüllung nahe. Sehen wir zu, wie sich die Anfänge des Nationaltheaters darstellen. Ein Triumvirat von Kaufleuten stand an der Spitze des Consortiums, dem außer ihnen noch neun Gründer angehörten. Die Seele der Entreprise war der siebenunddreißigjährige Abel Seyler, ein Pfarrerssohn aus dem Canton Basel, der Kunst und den Künstlerinnen weit leidenschaftlicher als dem Mercur ergeben, das Gegentheil eines praktischen Schweizers und eines nüchternen Hamburger Handelsherrn. Keine Rücksicht auf seine Familie — eine Tochter wurde die Gattin des Dichters Leisewitz — konnte ihn hindern nach einem ungeheuren Bankerott die geretteten Reste den Löwenschen Theaterplänen zu opfern, um sein geliebtes Steckenpferd zu tummeln und die ehrgeizigen Wünsche seiner Herzenskönigin zu krönen. Ihm folgte sein Compagnon J. M. Tillemann; dritter im Bunde war der Tapetenhändler A. S. Bubbers, ein Enthusiast, der als junger Commis zur Schönemannschen Truppe entlaufen war und die alte Liebe zum Theater nicht vergessen hatte. Schon diese Zusammensetzung des Verwaltungsrathes stimmte manchen Hamburger bedenklich. Den tüchtigen Kaufherren wollte solch Hin- und Herlaufen zwischen Contor und Bühne nicht behagen, und eine von Bankeruttirern geleitete Entreprise fand an der soliden Börse wenig Credit. So herrschte von Anfang an bei manchem vorsichtigen und ehrenwerthen Mann ein starkes Vorurtheil gegen die Entreprise, das durch ungereimte Verschwendung hier, verlegene Knickerei dort bald erheblich gesteigert wurde. Fehlte damals überhaupt in den Hansestädten eine edle Opferwilligkeit für Tempel der Kunst, so wurde Seyler als „Butenminsch" und verkrachter Kaufmann um so weniger unterstützt. Dazu kamen unheilbare Mängel der inneren Organisation: Vielmännerwirthschaft, überall vom Übel, ist der Ruin der Bühne, die ein starkes Oberhaupt braucht und kein Collegium hochweiser Gemeinderäthe oder, wie in unserm Falle, wolmeinender Dilettanten. Auf die

unerläßliche Autorität war nicht zu rechnen, wenn der eigentliche Besitzer des Theaters Mitglied des untergebenen Personals war und seinen Pacht unregelmäßig empfing, wenn eine intrigante Actrice alle Fäden in der Hand hielt, wenn die Frau des Directors ein Rollenfach ausfüllte und der Director, an beiden Händen gebunden, den von Schiller für das Schauspielervolk als einziges Verhältnis geforderten kurzen Imperativ nicht zu sprechen vermochte. Löwen bekleidete auch das Amt eines „Übungslehrers", aber seine Lehre und Regie konnte so erprobten Kräften, wie hier im ersten Treffen standen, kaum imponiren. Lessing, wol geeignet auch Mimen Respect einzuflößen, mit ihrem Wesen und Unwesen lange vertraut, auch als Rathgeber bei schwierigeren Rollen bewährt, fühlte keinen Beruf ordnend in das Gewirr der Geldkrisen, Weiberränke, billigen und sehr unbilligen Anklagen aus dem trägen Publicum einzugreifen, denn seine Stellung als Recensent im Dienste des Nationaltheaters war höchst schwierig. Daß eine Liebhaberin nicht aus Hochmuth, sondern in der Erwägung dieses auf die Dauer undurchführbaren Zustandes gleich anfangs sich jede Erwähnung in den Recensionen verbat und die Leitung solche Ausnahmestellungen gut hieß, lehrt, wie schnell Lessing zu der Klage gedrängt werden mußte, niemand wisse, wer Koch oder Kellner sei; der schlimmste Vorwurf für ein Theater. Ein straffer Befehlshaber gebrach dieser erlesenen Truppe.

Die männlichen Kräfte führte Konrad Ekhof an, ein Hamburger Kind, eines Stadtsoldaten Sohn, damals im siebenundvierzigsten Lebensjahr, als fahrender Komödiant früh gealtert, das unschöne Handwerkergesicht voller Runzeln, kurz und schief gewachsen, aber mit einer Stimme begabt, welche den Neid jedes Collegen, das Entzücken jedes Zuhörers weckte, so voll und schmiegsam war dieses Organ und so weise verstand er auf diesem Instrumente zu spielen, stets der Rede die Gebärde anpassend. Die deutsche Bühne hat vielleicht nie einen größeren Sprecher gekannt, denn wie er die widerborstigen Alexandriner ohne den allen Schönemannschen anhaftenden Singsang bemeisterte, so frei floß ihm das heimische Platt in der Posse von den Lippen, und Lessings Prosa ward ihm nicht Anstrengung, sondern Genuß. Er wuchs mit seinen Aufgaben und wollte lieber dem Dichter in die Tiefen der Leidenschaft nachtauchen als die obenauf schwimmende

leichte Waare mühelos haſchen. Seine Berufsauffaſſung war gründlich und ſittlich, daher er einmal einem jungen Theologen ins Stammbuch ſchrieb, ſie ſeien beide Lehrer, nur an verſchiedenen Orten. Hier war wirklich nach Ciceros Forderung der vir bonus und der perfectus orator eins. Aller äußerlichen Geniemanier und Lüderlichkeit des alten Komödiantenthums feind, hatte er ſchon in den fünfziger Jahren als Vorbild für das collegiale Streben der ſpäteren Mannheimer eine kleine Akademie gegründet, wo man alle Theaterfragen ernſt berieth, auch an Penſionskaſſen dachte und für eine Schauſpielſchule ſchwärmte. Ekhof hatte ſich eine tüchtige Bildung angeeignet, er ſammelte Materialien zur Theatergeſchichte, bearbeitete fremde Stücke, war ſelbſt in beſcheidenem Maße Dichter und der Vertrauensmann mehrerer Poeten. Indem er durch ſeine gutbürgerliche Sittlichkeit wie durch ſeine bewunderte Künſtlerſchaft, als Menſch wie als Darſteller die größte Verehrung genoß und an mitteldeutſchen Höfen ein gern geſehener Gaſt wurde, eroberte er ſeinem ganzen Stande die Achtung der Nation. Darum feierte Gotter 1778 den Verewigten mit den Verſen:

Die deutſche Bühne war der Nachbarn Hohn:
Verzerrung galt für Witz, Klopffechten und Gebelle
Für Leidenſchaft; da ſandt' Natur uns ihren Sohn.
Ein Proteus von Geſtalt, ein Zauberer im Ton,
Stieß er den Unſinn vom entweihten Thron,
Und ſetzte Wahrheit an die Stelle.

Die ihr dem Heiligthum Melpomenens euch naht,
Ihm opfert dankbar an des Tempels Schwelle,
Ihm widmet Herz und Mund und That!
Wißt: Ekhof war es, der dem tiefen Britten,
Dem leichten Gallier den Lorbeerzweig entwand!
Wißt: er ſchuf euch die Kunſt und adelte den Stand,
Orakel eures Spiels, und Vorbild eurer Sitten.

Sein Medaillon ziert mit Fug gleich dem des Reimarus das Poſtament der Hamburger Leſſingſtatue. In dem Haus am Gänſemarkt ſtand er auf der Höhe ſeiner Kunſt, aber er wäre kein geborener Schauſpieler geweſen, wenn er nicht außer all den Species leidenſchaftlicher oder lehrhafter reifer Männer und launiger Komödienväter auch andre, ihm von der Natur zu hoch gehängte Früchte begehrt hätte. Er

klammerte sich an jugendliche Liebhaberrollen, die ihn nicht kleideten, und trug sie wol zu sehr im Predigertone vor, oder er pfefferte in Possen seinen Part mit so carikirten Späßen, daß er an die unflätige Harlekinade streifte. Abgesehen von derlei Verirrungen war Ekhof ein vollendeter Künstler, ein lebendiger Kanon. Da der junge Schröder, dem die ganze deutsche Schauspielkunst die Eroberung Shakespeares, die schlichte Wahrheit und das einfache Wort verdanken sollte, noch nicht in den Dienst der Entrepriſe übergegangen war, bildete den jugendlichen Contrast zu Meister Ekhof der vielgewandte David Borchers, ein studentisches Talent, von der Theologie zur Bühne entlaufen, begabt für das Komische und das Tragische, für junge und ältere Partien, auch er ein fortreißender, dabei natürlicher Sprecher, von beweglichem Mienenspiel und freier, feiner Haltung, der beste Salonliebhaber der Zeit, aber durch zügellose Leidenschaften wie die Wuth für das Pharao in der harmonischen Durchbildung seiner reichen Gaben gehemmt. Neben ihm gewann Boek, auch in Chargen, steigenden Beifall. Ackermann war immer noch frisch genug um einen Paul Werner zu creiren, und Gottlob Hensel spielte niedrig komische Rollen, Bediente namentlich, so wirksam, daß man ihm ein ungeschicktes Phlegma in der Tragödie, wo er manchmal aushalf, gern verzieh. Von seiner Frau lebte er seit geraumer Zeit getrennt.

Friederike Sophie Hensel, geborene Sparmann aus Dresden (23. Mai 1738—22. November 1789), war die bedeutendste deutsche Heroine vielleicht des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, „ohnstreitig eine von den besten Actricen, welche das deutsche Theater jemals gehabt hat.“ Und nach einigen Jahren urtheilt Lessing in einem Privatbrief: „Ich bin kein persönlicher Freund von Madame Henseln, aber ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich noch keine Actrice gefunden, die das, was sie zu sagen hat, mehr versteht und es mehr empfinden läßt, daß sie es versteht.“ Zu diesem hohen Kunstverstand, der öfters trivialen Stellen ungeahnten Geist einhauchte, trat der Vorzug einer imposanten Erscheinung, ein dämonisches Temperament und eine Stärke des Tones, dessen ziehende und tremolirende Manier gleich dem schnarrenden Rr Borchers' nur wenige störte. Gegner warfen ihr auch in der Tragödie Übertreibung vor und bemerkten boshaft „die Ungeheuer macht Madam Hensel allemal vortrefflich“,

aber keiner konnte ihr je eine falsche Betonung, etwas nur Eingelerntes oder Anempfundenes vorrücken und sich der Gewalt ihrer Rede oder dem Bann ihres stummen Spiels ganz entziehen. Die rôles de force im französischen Trauerspiel lagen ihr vorzüglich, und in Süddeutschland als Madame Seyler fügte sie ihrem Repertoire auch eine Lady Macbeth und neuere Machtweiber ein, so daß die geblendete Tageskritik schwankte, ob solche Würfe nicht gar ihren Medeen und Meropen den Rang abliefen. Goethe denkt noch in späten Jahren von dem Beruf der „berühmten Seylerin" für „kolossale" Heldinnen so groß, daß er bei dem Wiedererscheinen einer solchen Kraft die Umgestaltung der benachbarten Figuren in dem Stück für selbstverständlich hält. Was er aber dem Weimarer Ensemble einmal nachrühmt: „hier gilt nicht, daß einer athemlos dem andern heftig vorzueilen strebt um einen Kranz für sich hinwegzuhaschen", läßt sich am wenigsten auf die Hensel übertragen. Sie streckte die starke Hand nach allen Kränzen und drängte rücksichtslos bei Seite, was ihr im Wege stand. Demoiselle Schulze hatte weichen müssen; Madame Brandes, ihre namhafteste Rivalin, durfte in Hamburg nicht aufkommen. Für die „Donna", wie Klinger dann seine Directrice nannte, und die Brandes wurde jene opernhafte, durch lange leidenschaftliche Tiraden und große malerische Posen ausgefüllte Gattung des Monodramas gepflegt, wo die Heldin ganz allein über die Scene verfügt. Ekhofs Übergriffe waren harmlos gegenüber den Anmaßungen der allmächtigen Heldin: sie schritt auf ihrem Kothurn auch durch das Lustspiel und misfiel im bürgerlichen Drama durch ein gezwungenes weinerliches Wesen, oder sie gab plumpe Caricaturen und allerhand Kunststückchen der Technik. Wie geschaffen zur Marwood, spielte sie die Sara, und die realistische Wiedergabe des bei Sterbenden beobachteten Zupfens konnte schwerlich alles Vorausgegangene retten. Im Ganzen war Frau Hensel, die im Glück und Unglück eine seltene Energie bewährte und auch durch Bildung hervorragte, zugleich eine Zierde und eine Gefahr des Nationaltheaters. „Zwei ebenso sehr wegen ihrer Heftigkeit als wegen ihres Talents berühmte Actricen" nennt Gotter die Rivalinnen in dem für das „Lichter aus! mein Lämpchen nur!" der Primadonnen so symbolischen Monodrama. Glücklicherweise stand der Favoritin des ersten Unternehmers in der Gattin des Intendanten Löwen keine Brandes, sondern

eine sanfte, feine Frau zur Seite, die nach neunjähriger Pause wieder nie blendend, stets anmuthend als sentimentale Liebhaberin im Rührstück und feineren Lustspiel und manchmal auch in Mütterrollen dem Ensemble diente, durch eine gefällige Figur, liebenswürdige Mienen und eine lieblich geschulte Silberstimme vor einer ermüdenden Wirkung geschützt, welche ihr ausgeglichenes, nicht eben temperamentvolles Spiel sonst leicht hätte erzeugen können. Über eine Melanide, eine „Dame in Trauer" ergoß sie die sanfteste Melancholie. Derber war Frau Boek, darum in Hosenrollen beliebt, und rascheres Theaterblut besaß Madame Susanne Mecour, die graziöse Ingenue der Bühne, eine mehr pikante als schöne Erscheinung. Lessing, der sie öffentlich nicht kritisiren durfte, nennt sie brieflich „sehr gut"; sie schuf als letzte Rolle die Recha und entzückte die Hamburger als Franziska, nachdem die erste Darstellerin, Demoiselle Schulze, zum Unterschied von der erwähnten Caroline allgemein „die Berliner Schulzin" genannt, das Hamburger Theater rasch verlassen hatte. Diese machte in der Tragödie z. B. als Marwood, Fiasco, gefiel jedoch im Fach der Lisetten, besonders als Franziska; daher ist es sehr häßlich, wenn ein Pasquillant Hamburgs, Licentiat Wittenberg, zehn Jahre später die bereits Verstorbene „in allen ihren Reden, Wendungen und Handlungen gemein und pöbelhaft" nennt und in derselben theologischen (!) Streitschrift ihr Hamburger Engagement ziemlich unverblümt damit erklärt, daß sie Lessings Maitresse gewesen sei. Von dem Theaterklatsch konnte Lessing natürlich nicht verschont bleiben und sehr gelassen wies er die Hallenser Fraubase zurück, die seine artigen Wendungen über das sonore Marivaudage der Frau Löwen und über Demoiselle Felbrich zarter Neigung entspringen ließ. Die Felbrich, „ein junges Frauenzimmer, das eine vortreffliche Actrice verspricht und daher die beste Aufmunterung verdient", schied gleich der Berliner Schulzin sehr bald aus; wol wegen mangelnder Beschäftigung, denn das Theater war „überflüssig mit Frauenzimmern versehen."

Diese Kräfte und mehr gaben Lessing bald zu der Palinodie Gelegenheit: „Wir haben Schauspieler" — „aber keine Schauspielkunst" fügte er hinzu; doch ein wahrhaft stilvolles Ensemble, wie es das Hamburger Theater Schröders, die Wiener Burg, die Comédie française aufweisen, war nicht in einem Jahre zu gewinnen. Lessing

ſelbſt ſprach ſich, als man die erſten muthigen Schritte that, wie zur Dämpfung der Löwenſchen Reclame am beſonnenſten über die Ziele und Wege des Unternehmens vor dem Publicum Hamburgs aus.

Die Vorſtellungen wurden am 22. April mit einer deutſchen Originaltragödie, Cronegks „Olint und Sophronia," welche ein Wiener Litterat ergänzt und ein „benachbarter großer Dichter" (Duſch?) im vierten Act verbeſſert hatte, eröffnet. Prolog wie Epilog ſtammten von von Duſch, dem Opfer und Feinde der „Litteraturbriefe." Er nahm nach üblem Brauch den Mund etwas voll, verblüffte die Hamburger durch die Viſion eines reifenden Roscius, eines zweiten Sophokles und apoſtrophirte ſie feierlich: „Ganz Deutſchland ſieht auf euch!" Anders Leſſing, der übrigens Nachbar Duſch von Altona mit Liebenswürdigkeiten reichlich, allzu reichlich bedenkt. Denſelben Tag erſchien die Ankündigung ſeiner auf Koſten der Entrepriſe herauszugebenden „Hamburgiſchen Dramaturgie," die er mit einer antiken Bezeichnung erſt gar zu fremdartig hatte „Hamburgiſche Didaskalien" nennen wollen. Um nach dem erſten Kreuzfeuer der Meinungen ein ruhiges Gehör zu erlangen, ſchiebt er ſein erſtes Blatt um einiges auf und veröffentlicht die drei erſten Nummern, jede zu einem halben Bogen, am 8. Mai. Bis zum 18. Auguſt traten jede Woche zwei Stücke hervor; dann wurde der Fortgang ein ſehr unregelmäßiger und ſtockender, bis die letzten zwanzig zuſammen Oſtern 1769 herauskamen und eine Vereinigung aller Blätter in zwei Bänden erfolgte.

Leſſings „Ankündigung" iſt das Gegentheil theatraliſcher Marktſchreierei. Er verbürgt ſich für den Fleiß und die Opferwilligkeit, aber nicht ebenſo für Geſchmack und Einſicht der Unternehmer. Er will nicht zu viel verſprechen, das Publicum ſoll nicht zu viel erwarten. Keine ſchmeichelnde Verneigung vor dem hochanſehnlichen Parterre: man wird dem Urtheil lauſchen, doch die Kabale verachten und nicht jeden kleinen Kritikaſter für das Publicum, jeden Liebhaber für einen Kenner halten. Er weiſt darauf hin, daß ein Repertoire ohne mittelmäßige Stücke mit ein paar guten Spielrollen nicht beſtehen könne, und fordert eindringlich dazu auf immer dem Dichter zu geben was des Dichters, dem Schauſpieler was des flüchtig ſchaffenden, mit und für den Poeten denkenden Schauſpielers iſt. Beredt und nicht ohne eine bittere Gloſſe, daß ein deutſcher Dichter zur Hebung eines däniſchen

Theaters Vorschläge gethan, weist Lessing auf den einsichtigen Mahner Schlegel hin. Die deutsche Bühne ist ihm weniger eine werdende, als eine verderbte; man darf daher auf eine polemische Dramaturgie gefaßt sein. „Diese Dramaturgie soll ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den sowol der Dichter, als der Schauspieler hier thun wird." Demgemäß ist in seinen Blättern ein Haupttheil über das Drama in Einzelkritiken über Tragödien und Komödien Deutschlands, Frankreichs, Englands u. s. w. und allgemeinen Betrachtungen und eine verstreute Partie von Urtheilen über schauspielerische Leistungen im besonderen und weiteren zu scheiden.

Gute Theaterkritiker wachsen nur in guten Theatern; aus beobachtenden Schülern werden sie richtende Meister und bezahlen ihr Lehrgeld durch Kritik, nicht immer zur Freude der Betroffenen. Lessing hatte schon als Jüngling die Bühne studirt, dies Studium bei jeder Gelegenheit fortgesetzt, als schaffender Dramatiker stets mit der Darstellung gerechnet, Theorie der Mimik an der Hand älterer und neuer Schriftsteller und auf eigenen Pfaden betrieben. So urtheilsfähig wie damals in Europa der einzige Diderot trat er nun genießend und prüfend vor die Schöpfungen des Schauspielers. Sie waren künstlerischer als alles bisher von ihm betrachtete, daher konnte er wie im „Laokoon" inductiv verfahren, wieder lernen und lernen und, was er im Laufe mancher Vorstellung oder auch, da seine Ungeduld oft müde wurde, in einem Act, einer Scene aufgefaßt, als paradigmatisch niederschreiben. Aber gerade in der Aufgabe, den so vielgestaltig vorbeigleitenden Proteus mit Worten zu haschen und für Leser auf dem Papier festzuhalten, liegt die ungemeine Schwierigkeit, die immer nur andeutungsweise überwunden werden kann und der einfachen Vollendung gegenüber verzweifelt. Wasser zu ballen ist kaum schwerer als durch schriftliche Reproduction eine Leistung der Gebärde und des lebendigen Wortes zu fixiren, so daß wir sehen und hören was im Augenblick verschwunden und verklungen ist. Im Stile der uns vom „Laokoon" her geläufigen Aesthetik zu sprechen: der Schauspieler schafft kein „Werk", sondern er wirkt durch „Energie", oder wie Lessing es in seiner Terminologie ausdrückt: „die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch". Sie nimmt Theil an der Poesie und an der Malerei, denn der Schauspieler leiht den Worten des Dichters

ſeine Stimme und bietet durch eine fortlaufende, Wort und Stimmung interpretirende Pantomime eine „tranſitoriſche Malerei". Beide Elemente müſſen in ſtetem Einklang leben. Der flüchtigen Darſtellung erlaubt Leſſing gelegentlich, was er dem permanenten Stande der Sculptur verbot, die Wildheit eines Tempeſta, die Frechheit eines Bernini, aber auch ſie ſteht trotz der charakteriſtiſcheren Freiheit, welche ihr das Tranſitoriſche giebt, als ſichtbare Malerei unter dem Geſetze der Mäßigung, darf weiter gehen als die bildende Kunſt, nicht ſo weit gehen wie das Wort des Dichters. Äußerſte Wuth wird ſie, ohne das Feuer des Acteurs in ſeiner Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit zu dämpfen, nicht mit der äußerſten Anſtrengung der Stimme, mit den gewaltſamſten Gebärden, mit Geſchrei und Contorſionen zur äußerſten Illuſion bringen. „Die Pantomime muß nie bis zum Ekelhaften getrieben werden." Das ſind Paralipomena zum „Laokoon". Er geſtattet etwa der Poſſe Caricaturen, die in einer höhern Gattung abſcheulich ſein müßten, und rühmt den maître Pathelin Ekhofs, den Schröder und ſein getreuer Meyer widerlich fanden. Während er die ganze bildende Kunſt akademiſch unter das ſchöne Joch des antiken beau idéal zwingt, ſagt er von der Schauſpielkunſt nur: „Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo haben wir ſie nicht mehr, ſie iſt verloren, ſie muß ganz von Neuem wieder erfunden werden." Die antike Schauſpielkunſt, im weiten Raum auf dem Kothurn mit Maske und Schallapparat arbeitend, konnte von niemand als Norm ausgerufen werden, und man wird überall, wo ein mannigfaltiges Repertoire vorhanden iſt, nur einen, in ſeinen Mitteln wechſelnden Stil proclamiren dürfen, den der Wahrheit. Deutſchland hatte im ſechzehnten Jahrhundert eine marionettenhafte, im ſiebzehnten und länger eine rohnaturaliſtiſche, im achtzehnten eine geſpreizte Manier. Aber auch Garrick, wenn man z. B. den Macbethbildchen trauen darf, malte ſtark mit weitausholenden, Hogarthiſchen Schlangenlinien und war von der Tanzmeiſtergrazie — die Luft von ſich wegzurudern oder, wie Leſſing einmal ſagt, mit den Armen „krieplichte Achten" zu beſchreiben — ſchwerlich ganz frei. Ekhof vermittelte zwiſchen der Neuber-Schönemannſchen Convenienz und der Schröderſchen Naturwahrheit, die ſich wol zu wenig aus dem bürgerlichen Ton emporſchwang. Iffland, der gaſtirende Virtuos, gefiel ſich zu ſehr in den

Mätzchen einer Detailmalerei, deren Propheten Böttiger der „Geſtiefelte Kater" köſtlich perſifflirte. Die Weimarer Schule, auf neuen claſſiſchen Werken fußend, gängelte die Schauſpielkunſt ſo idealiſtiſch wie Leſſing die bildende Kunſt, und Goethe gab ihr einen Codex voll ſteifer Regeln, die man nicht ohne Lächeln leſen kann. Es wird auch nicht angehen zwei Stile, einen claſſiſchen oder antikiſirenden der idealmaleriſchen Wirkung, einer harmoniſch begleitenden und durchcomponirten Mimik, und andererſeits als mehr germaniſch eine ruckweiſe markirende, abſetzende Art energiſch iſolirter Geſten als ausſchließende Gegenſätze hinzuſtellen, da doch der Stil der Darſtellung dem Stil des Darzuſtellenden ſich anpaßt. Jene idealere Malerei wird vom Schauſpieler im antiken Drama, bei den alten Franzoſen, im „Nathan", in der „Iphigenie" oder im „Taſſo", in Schillers Jambenſtücken angeſtrebt werden, dieſe realiſtiſchere und momentanere bei Shakeſpeare, in „Emilia Galotti", im „Götz", in den „Räubern" oder „Kabale und Liebe", bei Kleiſt, im modernen Drama der Franzoſen und aller Charakteriſtiker unſeres Jahrhunderts. Wir ſehen denſelben Künſtler in Wort und Gebärde heute von dem Idealiſator Schillerſcher Rhetorik edel gebändigt, morgen von einem Realiſten zum Realiſten umgewandelt; dieſelbe Künſtlerin heute als Antigone in den Poſen antiker Plaſtik, morgen im Sittenſtück des Tages von gegenwärtiger Beobachtung gefördert. Es giebt alſo nicht Eine Schauſpielkunſt, ſondern ſo viele wahre Kunſtſtile als es wahre Richtungen des Dramas giebt. Durchmuſtern wir die Hamburgiſche Dramaturgie, ſo bewundert Leſſing einmal an einer Sprechrolle Ekhofs den Reichthum von malenden Geſten, durch die er allgemeinen Betrachtungen gleichſam Figur und Körper giebt und ſeine innerſten Empfindungen in ſichtbare Gegenſtände verwandelt, und er bewundert in der Komödie eine einzige Drehung des Kopfes, ein paar erhobene Finger. Er folgt dem Strom der Henſelſchen Tirade und hält mit ihr wie auf einen Ruck beim Übergang an, und er notirt ſich den faſt Iffflandſchen Zug in ihrer Sterbeſcene der Sara, den gelinden Spasmus, der ſich auf einmal, aber nur in den Fingern des erſtarrten Arms äußert. Nirgends iſt Leſſing in engen Doctrinen befangen, vielmehr verurtheilt er bloß die Überſchreitungen von Hamlets „goldner Regel", ſtellt es dem Schauſpieler anheim, ob er aus der ſtatuariſchen Starrheit der Kriſis herausbrechen oder allmählich ſich herauslöſen

ſoll, und fordert für die Geſten nur das Bedeutende und Individualiſirende, für die Declamation ein wechſelndes Mouvement und intenſive Accente. Seine ganze Weisheit hat er ſpäter für Schröders Stammbuch, von wo der Spruch in zahlloſe Künſtleralbums wanderte, dahin zuſammengefaßt:

Kunſt und Natur
Sei auf der Bühne eines nur;
Wenn Kunſt ſich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunſt gehandelt.

Der Naturaliſt und der Macher mag es ſich merken. Überall ſpricht ein Kenner der Bühne, der dem Schauſpieler beim Dichter beſcheidene Freiheiten einräumt und vom Dichter wiederum keine übertriebene Rückſicht auf Einzelheiten der Darſtellung verlangt. Wie ſchön corrigirt er einmal den Dichter Greſſet für den Acteur und ſagt: „Wenn ich Schauſpieler wäre, hier würde ich es kühnlich wagen, zu thun, was der Dichter hätte thun ſollen . . . Es ſei uns immer angelegener, Menſchlichkeit zu zeigen, als Lebensart.“

Leſſing iſt nun einer der wenigen, welche uns wirklich einen Schatten des vorbeiziehenden Bildes überliefern. Was z. B. Meyer im vieljährigen Studium Schröders nicht lernte, was Tieck, Laube, E. Devrient, L. Speidel manchmal vorzüglich treffen, hat Leſſing an Ekhof gelernt. Dieſer wurde ihm beinahe ein Laokoon der Schauſpielkunſt. „Alles“ ſagt er einmal von Ekhofs feiner Scala der Affecte „was Remond de Sainte Albine in ſeinem „Schauſpieler“ hierbei beobachtet wiſſen will, leiſtet Hr. Ekhof auf eine ſo vollkommene Art, daß man glauben ſollte, er allein könne das Vorbild des Kunſtrichters geweſen ſein.“ Ihn führt er uns in einzelnen Rollen oder Momenten vor Augen, ihm hat er die muſtergiltigen Bemerkungen über den brennenden und ſich allmählich auskühlenden Ton leidenſchaftlicher Eruptionen und die bewundernswerthe Beobachtung der Mimik des Zornigen abgelernt, und was die Dramaturgie lehrreiches über den Vortrag ſentenziöſer Stellen mittheilt, „hat man lediglich den Beiſpielen des Herrn Ekhof zu danken; ich habe nichts als von ihnen richtig zu abſtrahiren geſucht.“ Neben Ekhof dominirt nach Gebühr Frau Henſel, wie gleich die erſten Nummern zeigen. Aber dieſe ſchwierige Dame kannte nur

eine bedingungslos lobende Kritik und nahm anders als Frau Löwen, die aus Leſſings beredtem Lob die leiſen Bemängelungen beſcheiden herausſpürte, auch den discreteſten Zweifel an ihrer künſtleriſchen Allmacht und Unfehlbarkeit für eine Beleidigung. Die Vorgänge ſind lehrreich. Leſſing war in ſeiner Theaterkritik nicht ganz frei, daher verſchwieg er gewiß oft, was ihm misfiel und was hätte beſſer ſein müſſen, wenn auch nach ſeinem Scherz nur auf dem Theater von Utopia jeder Lampenputzer ein Garrick iſt. Seiner brieflich niedergelegten Überzeugung, auch ein zu gutes Spiel zerſtöre das Enſemble, widerſprach gewiß niemand öfter als die Henſel, die gern auf Koſten anderer glänzte und in forcirten Abgängen groß war. Dennoch gedenkt die Dramaturgie ihrer genialen Künſtlerſchaft ſtets mit dem höchſten, begründetſten Lob. „Ich wüßte" bemerkt Leſſing nach einer Kette von Superlativen über ihre Genie „nur einen einzigen Fehler; aber es iſt ein ſehr ſeltener Fehler, ein ſehr beneidenswürdiger Fehler. Die Actrice iſt für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Rieſen zu ſehen, der mit dem Gewehr eines Cadets exercirt. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte." Über dieſen beneidenswürdigen Tadel erboſte Madame Henſel derart, daß Leſſing nun ſeinerſeits aus Stolz und des lieben Friedens wegen ſchon vom 25. Stück an die Kritik der Darſtellung zum ſchweren Schaden der Kunſt und der Künſtler gänzlich fallen ließ. Er wiſſe dem Schauſpieler nur eine Schmeichelei zu ſagen, nämlich die: der Schauſpieler ſei von aller eitlen Empfindlichkeit entfernt, ſtelle die Kunſt über alles, höre gern eine laute, freie Kritik und wolle ſich lieber manchmal falſch als ſeltener beurtheilt ſehen. „Wer dieſe Schmeichelei nicht verſteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre, und er iſt es nicht werth, daß wir ihn ſtudiren." Und am Schluſſe des Ganzen ſpricht Leſſing nach ſarkaſtiſchen Anſpielungen auf den Couliſſenkrieg die Erfahrung jedes Kritikers aus, daß ſich ein Mime nie genug gelobt, aber allezeit viel zu viel getadelt glaube. Die Hamburger „Unterhaltungen" aber, welche ihre Theaterberichte dem Scepter Leſſings zu Liebe eingeſtellt hatten, nahmen ſie, da er beharrlich ſchwieg und nach einiger Zeit auch die einzelnen Repertoireſtücke außer Acht ließ, in ſcharfem Ton wieder auf; die Änderung des Leſſingſchen Planes will man lieber nicht auf ihre Urſache zurückführen:

„ſie wäre vielleicht auch für einige Perſonen des Hamburgiſchen Theaters zu ſchimpflich“ . . .

Seine Kritik war fortan eine ſpeciell litterariſche oder allgemein aeſthetiſche. Nur die Theatermuſik ruft ihn einmal als Referenten auf ein Gebiet, wo ihn wenige ſuchen möchten. In langen Auszügen aus Scheibes „Kritiſchem Muſicus“ und in einem ſtellenweiſe durch ſeine faſt pedantiſche Genauigkeit den fachmänniſchen Souffleur verrathenden Excurs über die von Agricola zur „Semiramis“ neu gelieferte Muſik nahm er Punkte des ungeſchriebenen dritten Laokoontheiles auf. Er berührt den Unterſchied zwiſchen der vageren Muſik und der beſtimmten Gefühlsdarlegung durch das Dichterwort, ahnt das Ideal Beethovenſcher Ouverturen oder Mendelsſohnſcher Zwiſchenmuſik, erhebt aber, wie Laien oft geſchieht, manche irrige und zu akademiſche Forderung an das Orcheſter. Hanslick hat dieſen Blättern eine liebevolle, feinſinnige Betrachtung gewidmet.

Bei zunehmender Verſtimmung gegen die Hamburger Theaterzuſtände mußte auch der anfangs ſo rege Drang die neue Bühne mit neuen Geſchöpfen zu bevölkern dahinſchwinden. „Minna von Barnhelm“ blieb Leſſings einzige Novität; ſie war längſt fertig. Aber „Fauſt“ rückte kaum vor, und „Emilia Galotti“ wurde zurückgelegt. Von zwei Luſtſpielen der Zeit beſitzen wir nur Fragmente: das geringere, „Der Schlaftrunk“, iſt modern und ihm ganz eigenthümlich, „Die Matrone von Epheſus“ dagegen experimentirt mit einem alten berühmten Stoffe der Weltlitteratur. Die leider ſo trümmerhaft überlieferten Satiren des Petronius enthalten eine ſchlank erzählte Novelle, die blutigſte Verhöhnung weiblicher Treue. Eine als Ausbund von Tugend anerkannte Epheſerin hat ſich, untröſtlich über den Verluſt ihres Gatten, mit einer Magd in ſeinem Grabmal eingeſchloſſen und harrt, ſchon fünf Tage faſtend, des vereinigenden Todes. Ebendamals waren in nächſter Nähe etliche Räuber ans Kreuz geſchlagen worden. Der Soldat, dem die Bewachung dieſer Leichen oblag, gewahrte einen Lichtſchimmer zwiſchen den Monumenten, vernahm die Klagen der Wittwe und betrat neugierig das Gebäude, worin er anfangs Geſpenſter zu erblicken wähnte. Nach Reden und Gegenreden holte er ſogar ſeine beſcheidene Zehrung herbei. Die Magd, durch den Duft des Weines verführt, langte munter zu, und tröſtende Mahnungen bewogen die Matrone

ein gleiches zu thun, denn niemand hört es ungern, wenn man ihn zum Essen und Leben nöthigt. Die von der Zofe unterstützten Schmeichelkünste des stattlichen und beredten Kriegers bethörten die schöne Frau bald bis zur völligen Hingebung. Bei verschlossener Thür buhlte die allgemein todtgeglaubte Matrone in dem Gewölbe drei Nächte lang mit dem Soldaten. Inzwischen wurde der Leichnam eines Räubers von dessen Verwandten gestohlen. Der sorglose Wächter betheuerte nach dieser Entdeckung, er wolle sich durch Selbstmord der Strafe entziehen, und bat um einen letzten Ruheplatz in der Gruft. Da rief die so mitleidige wie schamhafte Matrone: mögen die Götter verhüten, daß ich die beiden theuersten Männer zugleich bestattet sehe; lieber will ich den Todten ans Kreuz heften als den Lebendigen umbringen. Der Soldat machte sich die Weiberlist zu Nutze, und am nächsten Tage standen die Leute verwundert vor dem Kreuz. So erzählt Eumolpos; doch ein Zuhörer bemerkt: wäre der Kaiser gerecht gewesen, er hätte den Mann wieder bestatten und das Weib kreuzigen lassen. Und in einigen von den vielen Versionen dieser wahrscheinlich aus Indien nach Europa gewandelten Novelle wird nicht nur das Vergehen der treulosen Wittib bedeutend erhöht, sondern auch das Endurtheil des petronischen Lycas grimmig ausgeführt. Handelt die Matrone so entsetzlich wie in Chamissos Lied von der Weibertreue, schlägt sie dem Mann einen Zahn aus und verstümmelt sie seinen Leichnam noch weit frecher, damit er dem gestohlenen ähnlicher werde, setzt sie in einer verwandten Erzählung Voltaires das Rasirmesser an die Nase des nur Todtgeglaubten, so entpuppt sich wol bei einem mittelalterlichen Gewährsmann der Soldat als ein grimmer Rächer und ersticht die Frevlerin unter Worten des Abscheus. China legte einen tiefen Pessimismus in die höhnische Fabel, die es durch indische Buddhisten, schwerlich von abendländischen Vermittlern erfahren hatte: ein Weiser stellt sich todt, um die Tugend seiner jungen Frau zu prüfen, und schickt ihr ein Phantom in Gestalt eines verführerischen Scholaren ins Haus. Sie erliegt einer Verlockung nach der andern, und als es gilt für den Jüngling eine Arznei aus Menschenhirn zu gewinnen, schlägt sie den Sarg mit einem Beil entzwei und will den Schädel des vermeinten Todten zerspalten — da erhebt sich strafend der entsetzte Gemahl. Die Phantome verschwinden, die Frau erhenkt sich, der Mann steckt das Haus in Brand, zerschmettert nach

einem bittern Abschiedsgesang seine liebe Flöte, zieht von dannen und heiratet nimmer.

Anders einige moderne Nachahmer unseres ältesten Berichterstatters Petron. Lustig beschloß La Fontaine den an feinen Wendungen reichen Conte von der rasch getrösteten, erfinderischen Ephesерin mit einem frivolen Schellengeläut. Was verschlägts? Mieux vaut goujat debout qu'empereur enterré. Die Matrone vergoß auf der englischen Bühne ihre Wittwenzähren. Sie sprach oder trällerte auf den Brettern von Paris, wo zuletzt La Motte 1754 ein Klingsbergisches Paar gegen die hübsche Frau anrücken ließ und den gefährlichen Vorwurf mit talentlosem Leichtsinn übers Knie brach. Er hat gleich La Fontaine das Ende dadurch abgeschwächt, daß der ruchlose Vorschlag wie eine kleine Lustspielintrigue von der Servante ausgeht. Diese dem Petron ganz fremde Entlastung schien Lessing nicht entfernt zu genügen, als ihn sein kritischer Beruf in Hamburg zu dem Stoff zurückführte, den er schon in der Leipziger Studentenzeit, wir wissen nicht wie, bearbeitet hatte. Die Beurtheilung des La Motteschen Machwerks beflügelte nun im Dichter der „Minna" die Lust durch ein anderes „Soldatenglück" zu zeigen, wie eine so heikle epische Vorlage dramatisirt werden müsse. Es lockte ihn mit reifem Können einen Plan aufzuheben, den er einst als unausführbar neben Weiße hatte fallen lassen, und dem treu nach Petron gearbeiteten Alexandrinerstück des Leipziger Jugendfreundes nun eine gefährlichere Concurrenz zu bereiten.

Nur seinem neuen Vorhaben zu Liebe bringt er in der „Dramaturgie" eine Abschweifung darüber an, daß schon manche komische Erzählung in dramatischer Gestalt verunglückt sei. „Zum Exempel „Die Matrone von Ephesus" . . . Der Charakter der Matrone, der in der Erzählung ein nicht unangenehmes höhnisches Lächeln über die Vermessenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama ekel und gräßlich. Wir finden hier die Überredungen, deren sich der Soldat gegen sie bedient, bei weitem nicht so fein und dringend und siegend, als wir sie uns dort vorstellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit seinem Schmerze wirklich ernst ist, das aber den Versuchungen und ihrem Temperamente unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geschlechts zu sein; wir fassen also keinen besondern Haß gegen sie; was sie thut, glauben wir, würde

ungefähr jede Frau gethan haben; selbst ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelst des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Sinnreichen und der Besonnenheit wegen, verzeihen zu müssen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieses Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wol auch nur ein bloßer Zusatz des hämischen Erzählers sei, der sein Märchen gern mit einer recht giftigen Spitze hat schließen wollen. Aber in dem Drama findet diese Vermuthung nicht statt; was wir dort nur hören, daß es geschehen sei, sehen wir hier wirklich geschehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unser eigener Sinn hier zu unwidersprechlich; bei der bloßen Möglichkeit ergetzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer Wirklichkeit sehen wir bloß ihre Schwärze; der Einfall vergnügte unsern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unsere ganze Empfindlichkeit"; man wende der Bühne den Rücken und verlange gleich dem Kaufmann bei Petron die Kreuzigung eines solchen Weibes: „Und diese Strafe scheint sie uns um so viel mehr zu verdienen, je weniger Kunst der Dichter bei ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen sodann in ihr nicht das schwache Weib überhaupt, sondern ein vorzüglich leichtsinniges, lüderliches Weibsstück insbesondere. — Kurz, die Petronische Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte sie den nämlichen Ausgang behalten und auch nicht behalten, müßte die Matrone so weit gehen und auch nicht so weit gehen. — Die Erklärung hierüber anderwärts."

Dies „anderwärts" ist das Theater. Die That des Dramatikers soll den Rath des Dramaturgen ergänzen. Wahrscheinlich hat Lessing in Hamburg schon vor dem eben citirten 36. Stück das eilige, aber bereits in den Hauptsachen sichere Scenar von nur neun Auftritten geschrieben und darauf um Septembersanfang 1767 den erweiterten ersten Entwurf gegründet, der die letzte, neunte, Scene ausgearbeitet, aber die schwierigsten Stellen des Ganzen nur skizzirt enthält. Dann trat eine Pause ein. Erst neben und nach den Studien über den Tod in der antiken Kunst betrieb Lessing die endgiltige Dialogisirung. Zum Theil wörtlich dem ältern Entwurfe folgend, ist sie Torso geblieben. Daß auch diese letzte Arbeit nicht ununterbrochen vor sich ging, lehrt schon die schwankende Benennung des Todten, der erst Telamon, dann Kassander heißt.

Der Schauplatz unsers Lustspiels ist der unlustigste, den die Komödie je aufgesucht: ein halbdunkles Grabgewölbe, feucht und zugig; darin zwei Särge, einer geschlossen, der andere offen. Zwischen den Sarkophagen schlummert die trostlose Antiphila, während Mysis, die Magd, sich eben den Schlaf aus den Augen reibt und bitterböse Betrachtungen über die kalten Nächte in dieser vom pfeifenden Wind und klatschenden Regen getroffenen Höhle anstellt. Sie ist sehr ungehalten über ihre Herrin: „Wenn sie den Schnupfen bekommt, so mag sie es haben. Ja so, sie will sterben. Ob man mit oder ohne Schnupfen stirbt, Sterben ist Sterben." Das triste Epigramm stimmt zu dem unheimlichen Ort. Ein Geräusch unterbricht die Stille. Wo eine Zofe ist, mag ein Diener nicht weit sein, rechnete Lessing; den beiden Frauen müssen zwei Männer verschiedenen Ranges gegenüberstehen; wird der gemeine Soldat des Petron nothwendig zum Hauptmann befördert, so ist Raum für einen Offiziersburschen; und so folgen auf Tellheim, Werner, Just die Soldaten Philokrates und Dromo. Reichere Ausführung der Nebenpersonen wird auch hier die Bedenklichkeit der Haupthandlung mildern und verschleiern, die spaßigen Pointen des niederen Paares werden Wankelmuth und Vermessenheit des höheren annehmbarer machen und nach der gefährlichen Krisis die Hand zu einem Epilog gemäß alten Lustspielrecepten bieten. Dromo also tappt, von dem Lichtschimmer herbeigezogen, in das Grab. Der Wind hat ihm die Laterne ausgeblasen. Er traut anfangs den Dingen da unten nicht, hält Mysis für eine böse Geistin, ihre Lampe für Blendwerk — „das scheint nicht, das scheint nur zu scheinen" sagt so ein Lessingscher Dromo — und sucht furchtsam das Gespenst durch freundliche Titulaturen zu begütigen, bis er sich tastend von den ziemlich compacten Reizen seiner Geistin überzeugt. Mysis theilt ihm die Entschlüsse der jungen Wittwe mit. Nach Dromo soll jede Wittwe flugs einen Zweiten freien; „aber hier wird sie ihn schwerlich finden" lautet die ironische Ankündigung des Themas. Mysis fragt, ob ihr Besuch auch einer von den abgeschmackten Spöttern sei, die an keine Weibertreue glauben? Behüte, entgegnet Dromo-Lessing, glaube ich doch an Gespenster, warum nicht an die Treue der Frauen? „Ich glaube an alles, was nicht so recht glaublich ist." Mit stärkster Ironie läßt der epigrammatische Dichter die Zofe antworten: „Er war es nicht werth, an

dieſe heilige Stätte zu kommen, wo ſich nun bald ein Beiſpiel der ehelichen Liebe ereignen wird, dergleichen die Welt noch nie geſehen." Dromo hört die Kunde und enteilt, denn ſein Hauptmann ſei ein Teufel. Davon wird man ſich bald überzeugen.

Allmählich erwacht die verzweifelte Antiphila um mit der ſpitzfindigen Hartnäckigkeit eines geſtörten Sinnes von ihrem einzig geliebten Manne zu ſchwärmen. Nochmals wirft Leſſing, der in dieſen Fragmenten eine Menge Lichter aufſetzt, die Expoſition mit ſeinen Rück- und Seitenblicken ausſtattet und den Stil mit funkelnden Facetten überſät, einen Trumpf der zweideutigen Ironie hin. „Bei Allem, was in jener Welt ſchrecklich und heilig iſt, bei ihm, bei dem die Götter zu ſchwören ſich ſcheuen, — ſchwöre ich, daß ich nie, nie dieſen Ort ohne den Geliebten meiner Seele verlaſſen will." Gleich darauf nennt Myſis bedeutungsvoll den Hauptmann. Schon betritt dieſer mit Dromo die Schwelle. Antiphila ſtellt ſich ſchlafend (im erſten Entwurf ſchlief ſie wirklich). Nun wo die Matrone, im Innern doch voll unbewußter Gefallſucht, in einer nachläſſigen, vortheilhaften Stellung auf dem Sarge liegt, ſtrengt Leſſing alles an jene Forderungen der „Dramaturgie" zu befriedigen. Keine Kunſt der Verführung darf geſpart werden. Die Wittwe iſt gezwungen jedes Wort von den Lippen des bewundernden Offiziers anzuhören. Während Dromo, der auf ein „Sie ſchläft" der Zofe nur ein ungläubiges „Noch?" brummt, ſeine kecken Liebkoſungen fortſetzt, ſteht Philokrates vor der verdächtigen ſchönen Schläferin und träufelt ihr das Gift verwirrender Schmeicheleien ins Ohr. Er beſchaut ihre göttlichen Formen bei der Fackelbeleuchtung, die ihm Dromo wie einem Kunſtſchwärmer im Muſeum beſorgt. Aber dies rührende Bild einer klagenden Venus, einer unverwelklichen Hebe, es lebt. Dieſe Schlummernde vernimmt, wie der Eindringling die Lieblichkeit des Namens Antiphila preiſt, wie er unwillig die Dienerin verbeſſert, die von den vierundzwanzig Jahren der Herrin ſpricht, wie er mit der Betheurung, es ſei unmöglich ein ſolches Weib nicht zu lieben, hitzig fragt, ob der entſeelte Gemahl ſie denn nach Verdienſt mit der Liebe der inbrünſtigſten Liebe geliebt habe? Bei der von Myſis verneinten Frage nach etwaigen Kindern kehrt Antiphila ihr Geſicht zur Seite, giebt aber dadurch dem kühnen Enthuſiaſten nur neuen Anlaß zu einer feinen Zergliederung

ihrer unendlichen Reize, als wolle er eine von göttlichem Odem leise durchhauchte Statue analysiren. Wirklich hatte Lessing bei dieser raffinirten Rede eine Statue im Sinn — seine Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" beweist es — die schlafende Ariadne („die vermeinte Kleopatra im Belvedere"). Hingerissen will Philokrates die runde, weiße Hand küssen, die so nachlässig im Schoß liegt, als Antiphila erwacht oder vielmehr die Komödie des Erwachens spielen muß. „Schöne Leidtragende", „fromme Wittwe", „großmüthige Frau", „Beste ihres Geschlechts", „Krone der Frauen", solche bei Petron vorbereitete Ehrentitel hört sie aus dem Munde des um Verzeihung flehenden Soldaten. Dieser hat keine gekreuzigten Räuber zu bewachen, sondern nach einem siegreichen Streifzug gegen die Kolophonier und der Niedermachung von Gefangenen den Richtplatz zu hüten. Er bittet die Matrone um ein Dach gegen Wind und Wetter. Dromo wird zu Besorgungen ausgeschickt. Antiphilas Einreden weist der Eroberer mit einer Flut von Versicherungen, daß ihr bekanntes Gelübde, ihr gewisser Tod jede Verleumdung niederschlage, zurück. Auch er entfernt sich um das Abendessen und die Nächtigung vorzubereiten. Schon ist Antiphila so weit überrumpelt, daß sie schwächlich auf das Urtheil der Welt hinwies. Sie muß sich von Mysis sagen lassen, eine Frau werde selbst am Grabesrande die Augen aufschlagen um einen aufrichtigen Anbeter kennen zu lernen. Sie will sogar trotz der witzelnden Magd das Gewölbe verlassen, das sie nie zu verlassen geschworen hat, aber des Hauptmanns rasche Rückkehr schneidet ihr die Flucht ab, und der zweite Theil dieses von Lessing allerdings mit diabolischer Berechnung eingefädelten Sieges über weibliche Eide beginnt. Abgewiesen, scheinbar zu einem vorwurfsvollen Rückzug entschlossen, giebt sich Philokrates für einen nahen Freund des Todten aus und eine höchst calculirte Steigerung des Dialogs, indem der Hauptmann hastig fragend scheinbar eine genaue Kenntnis von Kassanders Abkunft und Titeln offenbart, macht ihn zum Vertrauten der Wittwe „dieses tapfersten, edelsten, besten Soldaten aller Männer von Ephesus". Mysis, sehr zufrieden mit der guten Wendung der Dinge, merkt sogleich, daß Philokrates sich das Epitaph beim Fackelschein eingeprägt und den Phylarchen Kassander, des Metrophanes Sohn, sein Lebtag nicht gesehen hat. Die bethörte Antiphila dagegen erliegt allen Gefahren

dieſer Liſt, welche ungleich geſchickter ausfällt als im erſten Entwurf das erlogene Orakel, Philokrates ſolle die beſte Frau bei den Todten finden. Gemeinſames Schwärmen und Klagen bringt Mann und Weib nur zu nahe: die Wittwe entzückt, Liebe und Freundſchaft zu Einem Todtenopfer zu vereinigen, nöthigt nun ſogar den Hauptmann zum Bleiben. Myſis und der Landsknecht Dromo freuen ſich im Hintergrunde der helleren und wirthlicheren Scene dieſes verwegenen Duettes, worin Philokrates den Jammer um den allzu früh Geſchiedenen berauſchend mit Schmeicheleien für die Schönſte, die ſein Freund verlaſſen, miſcht und Antiphila die Wolluſt in ſolchen Wunden zu wühlen mit ſteigender Koketterie auskoſtet. So geht es Schritt für Schritt langſam, unaufhaltſam vorwärts. Mit einem Ruck entſinnt ſich der Kriegsmann ſeines rauhen, dem wollüſtigen Schmerz ſo fremden Berufes. Wie es in Leſſings archäologiſcher Abhandlung heißt: das Sterben an ſich habe nichts ſchreckliches, „nur ſo und ſo ſterben, mit Schimpf und Marter ſterben, kann ſchrecklich werden und wird ſchrecklich", ſo ſagt der Hauptmann mit guter Motivirung für die nächſte Scene: der Soldat „ſoll gefaßt ſein, dem Tod unter allen Geſtalten, auch den gräßlichſten, entgegenzugehen, und er weinet ob der ſanfteſten dieſer Geſtalten, die ſeinen Freund in die Arme nahm und vorantrug? Nicht der Tod, ſondern der Tod mit Unehre iſt das Einzige, was ihm ſchrecklich ſein ſoll". Dieſe Erwägung mahnt ihn an die ſchimpflichen Pfähle da draußen, er wird von ſeinem unausſtehlichen, verantwortungsſchweren Poſten ſprechen, Dromo wird beſtürzt den Diebſtahl melden, Philokrates ſich der unwürdigſten Hinrichtung preisgegeben ſehen — — aber Leſſing bricht mit einer Reihe beredter Gedankenſtriche da ab, wo der Dramatiker den aus Petronius bekannten Ausgang laſſen und doch nicht laſſen, wo die Matrone ſo weit gehen und doch nicht ſo weit gehen ſollte.

Im Scenar und im erſten Entwurf meldet Dromo, ein Leichnam ſei verſchwunden. Myſis wagt es, wie bei den Franzoſen, den ſeligen Herrn Kaſſander als Erſatzmann vorzuſchlagen; die Matrone willigt ein um das gefährdete Leben des verführeriſchen Hauptmanns zu retten; Dromo frohlockt über den Erfolg ſeiner Lüge, welche die ſchöne Wittwe zu einer raſcheren Erklärung gebracht habe; mit einem Seufzer über ihre Beſchämung folgt Antiphila dem Offizier; Myſis und

Dromo beſchließen das neue Soldatenſtück wie Franziska und Werner das ältere. Doch nur die Technik iſt dieſelbe, die Charakteriſtik grundverſchieden. Myſis wird in zehn Jahren nicht Frau Generalin oder Wittwe ſein, denn die freche Scene entrollt vor ihrer parodiſtiſchen Beſiegelung ein böſes Stück Soldaten- und Dirnenleben:

Dromo. Ich will hoffen, mein Kind, daß Sie mit in den Kauf geht. Ich brauche alſo nicht lange um Sie zu handeln. — Wenn Sie heiraten will, heirate Sie einen ehrlichen Soldaten! Bleibt er, ſo tritt ſein Vordermann, ſein Nebenmann, ſein Hintermann an ſeine Stelle. Bleiben die auch, ſo iſt ein anderer Kamerad gleich bei der Hand. Kurz, wenn Sie einen Soldaten heiratet, ſo kann Sie eigentlich nicht zur Wittwe werden, als bis der Henker die ganze Compagnie auf einmal holt. Und das geſchieht ſo leicht nicht. Wir haben itzt in der Armee ein Weib, das bezieht ſchon die ganze Compagnie zwei Mal.

Myſis. Ja, ſo gut wird's der zehnten nicht.

Dromo. Soll's Ihr auch wol ſo gut werden? — Nein, alsdann möcht' ich doch wol lieber dein letzter als dein erſter Mann ſein — —

Myſis. Mache, daß wir ihnen nachkommen!

Dromo. Und dieſe heilige Stätte verlaſſen, wo ſich ein Beiſpiel der ehelichen Liebe ereignet hat, o dergleichen — dergleichen — dergleichen die Welt alle Tage ſieht.

Myſis. Grauſames, undankbares Geſchöpf! Iſt es nicht genung, daß Ihr uns verführt, müßt Ihr uns auch noch verſpotten?

Warum ſtockte Leſſing, da doch ſchon die Schlußſcene mit dem letzten epigrammatiſchen Frageſätzchen im Stil der „Emilia" bereit lag. Die „Dramaturgie" hatte noch viel zu freigebig gerechnet. Auch als bloßes Gedankenſpiel widerſtrebte der frevle Austauſch dem Theater, denn mit Leichen ſpaßt man nicht, und die böſe Geſchichte der epheſiſchen Matrone konnte ſelbſt von einem ſo erfahrenen Rechenmeiſter in kein Luſtſpiel verwandelt werden, weil zwiſchen den Sarkophagen einer Gruft und angeſichts einer Leiche auch die geiſtreichſte Farce beleidigt. Dieſe Gründe liegen in Leſſings letzten Gedankenſtrichen. Sie haben Unberufene wie Profeſſor Rahbek und Klingemann nicht abgehalten den Torſo des „Theatraliſchen Nachlaſſes" leichthin für die Bühne zu ergänzen. Als jedoch Boie Ende Mai 1771 an Knebel ſchrieb, Leſſings neues Stück „Die Matrone von Epheſus", „das er im vollen Unmuth über einige mislungene Verſuche das Sujet zu be-

handeln verfertigt hat", sei zwar vollendet, werde aber vom Verfasser aus Abneigung gegen alles Theater geheim gehalten, da sollte das Experiment einer bohrenden und tüftelnden Lustspielsprache in der höheren Tragödiensphäre durchgebildet triumphiren. „Die Matrone von Ephesus", ein geistreiches, aber unmögliches Stück, ist eine Stilübung nach, neben und vor den verschiedenen Fassungen der „Emilia Galotti".

Vertreten diese interessanten Fragmente eine terza maniera des Komödiendichters Lessings, so bezeichnet „Der Schlaftrunk" eine Rückwendung zur französisch-sächsischen Art, nur mit reicherem Beiwerk und behenderer Technik. Die Berliner Skizze führt bloß ein paar Personen mit französischen Namen auf, die Hamburger Ausarbeitung von 1767, großentheils sofort gedruckt, benennt die vermehrten Figuren deutsch und bringt uns in ein wolhabendes norddeutsches Kaufmannshaus, wo von bedeutenden Handelsplätzen gesprochen wird und der alte Herr sich von einem Kutscher Jochen zum regelmäßigen Spielchen in den Club fahren läßt. Herr Samuel Richard ist ebenso eigensinnig wie vergeßlich. Er verliert seine Gedanken noch während er sie ausspricht, geht aus dem Befehl in die Frage über, schlingt vergebens Knoten auf Knoten ins Schnupftuch und muß an alles erinnert werden. Wenn ihn nur niemand daran mahnt, daß morgen der letzte Termin für einen Proceß ist, den er mit seinem alten Freund Berthold führt, sonst steht es schlimm um Richards Nichte und Bertholds Sohn. Diesem farblosen Liebespaar eilt außer der typischen Finette das Fräulein Lucinde Berthold, ein lebhaftes, witziges Mädchen, zu Hilfe. Der Intrigant ist Samuels heruntergekommener Bruder Philipp, der das Zöschen in seine Speculationen auf die Erbschaft hineinzuziehen sucht. Der Alte kommt nachts mit einem kleinem Haarbeutel nach Hause, und der Witz des Ganzen sollte schließlich wol darauf hinauslaufen, daß es eines von den jungen Verschworenen beschafften Schlaftrunkes gar nicht bedarf: Samuel hat den Termin verpaßt; Philipp, dem man am Abend tapfer mit Champagner zugesetzt, kommt zu spät; Versöhnung und Verlobung. Der Vergeßliche wäre eine dankbare Rolle ohne specifisch Lessingsche Färbung, die hier nur die neuen Hamburger Figuren, Lucinde und Philipp, ziert. Bruder Philipp ist ein launig ausgearbeiteter Charakter, ein dreister Lump ohne Geld, der sein Fett

ſchuldig iſt, ein leeres Glas für eine große Sünde, ein Verſehen wider das Trinktempo für die größte hält, der die kecke, cyniſche Sprache des würdeloſen Bummlers und Speculanten führt und im wachſenden Rauſch eine verruchte Dialektik drollig entwickelt. Das Ganze ein übermüthig hingeworfenes Nebenwerk Leſſings, von welchem Spätere die Hand hätten laſſen ſollen, ein raſches dreiactiges Spielſtückchen für Hamburg.

„Unſere höchſt trivialen Komödien" lautet das harte, aber nur zu gerechte Geſammtverdict der „Dramaturgie" über den deutſchen Theil der Luſtſpielrepertoires, das im weſentlichen noch auf dem Niveau der Gottſchedſchen Epoche ſtand. Die Stücke der Frau Gottſched, J. E. Schlegels Studentenſtücke, die Beiträge von Gellert Krüger Romanus, dem reiferen Schlegel Weiße Leſſing ſelbſt — alle waren altmodiſche Vertreter oder wenigſtens Ausläufer der ſächſiſchen Komödie, und all das verſchwand vor „Minna von Barnhelm", ohne daß Leſſing mit einer Silbe auf ſeine in Charakteren, Sitten, Ton, Coſtüm und Bau gleich reformatoriſche Neuſchöpfung hinwieſe. Beſcheiden und launig läßt er ſeine eigenen Jugendwerke unter den Verſuchen junger Leute, die nichts geben können weil ſie nichts haben, mit durchſchlüpfen. Überall vermißt er Kraft und Nerven, Mark und Knochen; der denkende Mann, der ſich nicht bloß das Zwerchfell erſchüttern, ſondern auch mit dem Verſtande lachen will, iſt einmal im Parterre geweſen und kommt nicht wieder. Da in Deutſchland das Luſtſpiel nur den Nebenſtunden der Jugend geziemt und wer eben ſelbſt in die Welt tritt, die Welt unmöglich kennen noch ſchildern kann, muß unſer ganzer komiſcher Beſitzſtand hohl und leer ſein. Überall ſtört die Nachläſſigkeit im Detail und die Unaufmerkſamkeit gegen den Ton der großen Welt. Darin erblickt Leſſing die Wurzel des Übels, denn von den Gemeinplätzen der landläufigen Recenſenten hält er ſich ſehr entſchieden fern. Mag er auch nur aus Rückſicht auf die Entrepriſe die rohe „Gouvernante" von Kurz, dem wieneriſchen Bernardon, wo ein Frauenzimmer ſich in Schnaps betrinkt, wortlos paſſiren laſſen, ſo redet er mit Möſer dem ſcheinbar verbannten, in Wahrheit unſterblichen Hanswurſt und ſeinen wechſelnden Hypoſtaſen das Wort, lacht den Pedanten Gottſched aus und würde dem luſtigen Burſchen ganz gern wieder in das bunte Jäckchen helfen. In Wien zog der große Sonnenfels mit ſeinen

Mannen wider die komische Person zu Felde, in Hamburg fand der unverwüstliche Spaßmacher, der im kleinen Finger mehr Leben hatte als die ganze josephinische Poeterei zusammengenommen, einen freundlichen Parteigänger an Lessing. Dieser weiß, daß auch die saftige Posse ihr volles Existenzrecht hat. „Schon des Herrn von Sonnenfels allzu strenger Eifer gegen das Burleske ist gar nicht der rechte Weg das Publicum zu gewinnen" äußert er 1770. Ihn erfreut die aus dem fünfzehnten Jahrhundert gekommene, zwar bei dem neuen Bearbeiter (Brueys) heruntergekommene köstliche Farce von dem schurkischen Advocaten Pathelin und dem blökenden Schäfer, nicht minder aus dem achtzehnten Jahrhundert „Der Bauer mit der Erbschaft", der sein französisches Patois so geschickt gegen das hamburgische Platt vertauscht hatte. Wenn Pfeffel ein ernstes Nachspiel abfaßte um seriösen Stücken kein Satyrspiel mehr folgen zu lassen, so erklärt Lessing solchen würdigen Verbesserern des Theaters, er wolle lieber lachen als gähnen. Aber so liberal er die Posse behandelt, so streng schlägt er auf die abgetragenen Lustspiele los, daß der Staub und die Motten herausfliegen. Ein Hauptschlag wird gegen die sel. Gottschedin geführt, denn der siebzehnte Litteraturbrief hatte nur die tragischen Verbrechen der Leipziger Schule gerichtet. Die Originale und Übersetzungen der „lieben Frau" beurtheilt er nicht historisch, wie einer der selbst einmal eine „Alte Jungfer" geschrieben, sondern als gegenwärtige Repertoirestücke. „Das Testament" ist „noch so etwas", aber „Die Hausfranzösin" heißt niedrig, platt, kalt, schmutzig, ekel, im höchsten Grade beleidigend. „Dieses Stück ist eines von den sechs Originalen, mit welchen 1744 unter Gottschedischer Geburtshilfe Deutschland im fünften Bande der Schaubühne beschenkt ward." Und über die von drei Acten auf deren fünf gestreckte Bearbeitung eines französischen Werkes wird zunächst gesagt: „Ohne diese Verbesserung war es nicht werth in die deutsche Schaubühne des weiland berühmten Herrn Professor Gottscheds aufgenommen zu werden; und seine gelehrte Freundin, die Übersetzerin, war eine viel zu brave Ehefrau, als daß sie sich nicht den kritischen Aussprüchen ihres Gemahls blindlings hätte unterwerfen sollen." Zögernd nur gesteht Lessing der Dolmetschthätigkeit Adelgundens einzelne Verdienste zu — sie habe lustige Stücke des Destouches nicht ganz verdorben — um seinen jugendlichen Eifer für ihre Verdeutschung der „Cenie" nun

gröblich zu widerrufen: „dieses vortreffliche Stück der Graffigny mußte der Gottschedin zum Übersetzen in die Hände fallen.“ Selbst an den Franzosen gebildet und auf der Höhe damaliger Sprachkunst, weiß er nicht bloß Gottschedsche Versehen, sondern allgemeine Fehler zu treffen: die gewundene Periode mit ihrem Schwanz von Partikeln, das Geschwätzige der plattverständigen Paraphrasen, die tödtliche Auflösung einer natürlichen Affectsprache, den häßlichen Ton des Ceremoniells. Nicht die Gottschedin allein goß diese wässerige Prosa aus, nicht sie allein rief mit steifster Convenienz: „Frau Mutter! o welch ein süßer Name!“, wozu Lessing das Epigramm setzt: „der Name Mutter ist süß; aber Frau Mutter ist wahrer Honig in Citronensaft.“ Und die ganze schläfrig dahinschleichende Komödie der Pleiße meint sein boshafter Tadel über die Ausdehnung der Acte durch Kaffeetrinken und Gartenpromenaden. Stand es vielleicht bei Gellert besser? Löwen hatte gesagt, für das Theater sei unstreitig „Die kranke Frau“ sein schönstes Stück — Lessing, der wol einmal gegen den Dichter Löwen eine collegiale Connivenz übt, erblickt in diesem elenden Ehegemälde und Kleidertratsch nur die schmutzige Nachlässigkeit, die enge Sphäre kümmerlicher Umstände. Aber diese herben Urtheile und das köstlich fingirte Gespräch dreier aus dem Theater gehender Weiber waren zugleich eine ernste Predigt an das ganze deutsche Bürgerthum sich aus seinem trägen, kleinlichen Schlendrian emporzuraffen. Lessing giebt zu, daß Gellerts Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben; was für Häuser also bildeten diese „wahren Familiengemälde“ ab! So beschwor Schiller in einem Meisterstück pathetischer Satire den Schatten Shakespeares gegen die Misere des deutschen Lebens wie gegen die Misere einer Dramatik, welche in diesem Sumpfe stecken blieb. Lessing verwirft im deutschen Lustspiel sowol das Extrem des Unnationalen als das Extrem des Provinziellen, und den Pfahlbürgern von Danzig bis Leipzig und Wien ist die Befürchtung des unsern deutschen Michel aufrüttelnden Dramaturgen gesagt: „daß jeder die armseligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinschaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?“ Er nennt im Anschluß an eine gute Kritik Mendelssohns den „Geschäftigen Müßiggänger“ das kälteste, lang-

weiligſte Alltagsgewäſche, das nur immer im Hauſe eines meißniſchen Pelzhändlers vorfallen kann. Und er ſchämt ſich, weit entfernt dem aufflammenden Nationalgefühl Frankreichs einen engen Teutonismus entgegenzuſetzen, der eingeroſteten deutſchen Spießbürgerlichkeit, wenn die Franzoſen den Dichter De Belloy für ein patriotiſches Drama geräuſchvoll mit dem Ehrenbürgerrecht und Medaillen auszeichnen. „Dieſes Lärmen" entlockt ihm nur den klagenden Weckruf: „Wie weit ſind wir Deutſche in dieſem Stücke noch hinter den Franzoſen! Es gerade heraus zu ſagen: wir ſind gegen ſie noch die wahren Barbaren." Der Schöpfer der „Minna", von Friedrich verſtoßen, von einem bornirten Reſidenten wegen ſeines vaterländiſchen Stückes chicanirt, führt bitter aus, daß bei uns alles, was nicht den Beutel fülle, gering geſchätzt ſei, und ein deutſcher De Belloy, der aus einem Juriſten ſich in einen Komödianten und Theaterdichter verwandle, Verachtung und Bettelei zum Loos haben würde. Unſere barbariſchſten Vorfahren, meint er, hätten die Frage, ob ein Barde oder Einer, der mit Bärenfellen und Bernſtein handelt, der nützlichere Bürger ſei, für die Frage eines Narren gehalten; und wir ſollten die Auszeichnung De Belloys für bloße franzöſiſche Eitelkeit anſehen? Dieſe rühmliche Eitelkeit auf einſtige Großthaten und ihre dichteriſche Verherrlichung hat in Deutſchland keine Stätte. „Man äußere den Wunſch, daß eine reiche, blühende Stadt der anſtändigſten Erholung für Männer, die in ihren Geſchäften des Tages Laſt und Hitze getragen, und der nützlichſten Zeitverkürzung für ſolche, die gar keine Geſchäfte haben wollen (das wird doch wenigſtens das Theater ſein?), durch ihre bloße Theilnehmung aufhelfen möge: — und ſehe und höre um ſich". Die Antwort fällt nicht weit von Heines Spott, daß in Hamburg nicht Macbeth, ſondern Banco herrſche. Einen ſo ins Große arbeitenden Kritiker des ganzen geiſtigen und ſocialen Lebens konnten die Platituden der Tageskomödie unmöglich ergetzen. Da erſchienen etwa Krügers rohe „Candidaten" auf der Bühne und mahnten an die längſt verfloſſenen Tage ihres Nachahmers Vetter Mylius; oder von demſelben Theaterdichter und Hauslehrer der Schönemanns wurde die harmloſe Albernheit „Herzog Michel" applaudirt, die eben gut für ein Dilettantentheaterchen unter jungen verliebten Studenten und Bürgermädchen war. Weil denn unter Blinden der Einäugige König iſt, kann Leſſing nur zwei Stücke Schlegels

aus deſſen ſpäterer Zeit loben: „Der Triumph der guten Frauen“ gilt ihm für „eines der beſten deutſchen Originale“, „Die ſtumme Schönheit“ trotz ihrem däniſchen Coſtüm und den unglaublich albernen Motiven für „unſer beſtes komiſches Original in Verſen“; wirklich hat kaum ein Zeitgenoſſe die fließende Gewandtheit dieſer Schlegelſchen Alexandriner überboten.

Das Ergebnis der deutſchen Ernte war ſonach ein ſehr kümmerliches, und das Reſultat eines Vergleichs zwiſchen der Pariſer Fruchtbarkeit und dem armſeligen, geiſtloſen, unfeinen, mit kleinen Späßchen arbeitenden Einerlei unſerer Tagesgrößen, gegen welche Kotzebue ein Kröſus war, heißt noch heute: „unſere höchſt trivialen Luſtſpiele“. Im vollen Bewußtſein der heimiſchen Dürftigkeit erhebt Leſſing das franzöſiſche Luſtſpiel des achtzehnten Jahrhunderts ebenſo hoch wie während der Leipziger Lehrzeit, wo er ein deutſcher Moliere oder Regnard werden wollte. Seine Freundlichkeit ſetzt die franzöſiſchen Kritiker der „Dramaturgie“ in Erſtaunen, die ſich nicht in das Räthſel finden können, daß ein und dasſelbe Buch zugleich ſo antifranzöſiſch und ſo franzoſenfreundlich ſpricht. Ihre alten ſtolzen Ruhmestitel wie der Ehrenbrief des großen Corneille werden durchlöchert, vergeſſene kleine Leute wie St. Foix mit ſeinen zierlichen Nichtigkeiten faſt überſchwänglich ausgezeichnet. Moliere, der Claſſiker ihrer Komödie, erfährt, vielleicht mehr durch Zufälligkeiten des Repertoires, eine recht flüchtige Behandlung, und gewiß hätte Leſſing an eine ſpätere Aufführung des „Geizigen“ gern den eingehenden Ausdruck ſeiner Bewunderung geknüpft, denn mit der franzöſiſchen Tragödie auch den ganzen Moliere zu verwünſchen blieb der Schlegelſchen Dreiſtigkeit vorbehalten, die es juckte nach Leſſing ein Übriges zu thun. Aber doch iſt Leſſing, nur minder plump als die Gottſchedſche Secte, geneigt einem Moliere einen Destouches als feinerkomiſch vorzuziehen! Wie die Dinge liegen, ſind für ihn die nachmoliereſchen Luſtſpiele der Grundſtock des Theatergutes. Seinen alten Standpunkt feſthaltend, kann er ſich von einem Import der durch Überfülle ermüdenden und zerſtreuenden Londoner Komödien keinen Gewinn verſprechen; dagegen bleibt Regnards „Spieler“ ſein Liebling, Destouches überragt die deutſchen Nachahmer um Hauptes Länge, Marivaux kennt das Leben und den Ton der feinen Welt, mag er auch in einem ſehr engen Kreiſe hin und her tänzeln. Leſſings

ganze Taktik geht dahin den Franzosen zu sagen: eure Tragik taugt für uns nicht, aber auf das Lustspiel versteht ihr euch und bleibt unsere Lehrer. Sogar dem abgeschmackten „Sidney" Gressets, einer Verspottung des selbstmörderischen Spleens, gewinnt Lessing die gute Seite ab; Regnards sehr ungriechischen aber launigen „Demokrit", den Schlegel parodirt hatte, vertheidigt der beredte Advocat des modernen Lustspiels an der Seine; und selbst der Operettenharem in Favarts „Soliman II.", wie geschaffen für ein höhnisches Gelächter, wird nicht zu unglimpflich kritisirt, obgleich Lessing das Stück haßte und in einem Brief diesen Triumph einer französischen Stumpfnase unerträglich für die deutsche Bühne nennt. Seine Voreingenommenheit für die rührende mittlere Gattung und die Ideengemeinschaft mit Diderots bürgerlichen Tendenzen verführt ihn zur stärksten Überschätzung der französischen Proben einer Reaction gegen die aristokratisch gebundene Convenienz. Er ist bei Weiße zurückhaltend und behandelt den larmoyanten Versuch eines Wieners ziemlich kühl; aber wie schwärmt er für die thränenselige, langweilige „Cenie", wie eifrig setzt er sich für den steifen „Hausvater" ein, wie mitleidig tritt er zu der weinerlichen Tugend einer Melanide, weil diese matten Geschöpfe einer von ihm begünstigten Gattung zum Durchbruch verholfen hatten. Deshalb findet sogar der verhaßte Voltaire, nicht mit einer „Zaïre", doch mit einer „Nanine" und einer „Schottländerin" Gnade vor seinen Augen. Sonst so mistrauisch gegen Voltaires Eigenlob, scheint er hier den Bravaden zu trauen, mit denen die Écossaise als eine naturwahre Neuerung ausposaunt wird. Aber wenn wir in der Vorrede zum Enfant prodigue die liberalste Kunstregel lesen tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux, fühlen wir uns geneigt gerade Voltaires bürgerliche Versuche der einzig schlechten Klasse einzureihen und Lessing, obwol er sich in wichtigen Punkten ausdrücklich von Diderot trennt, einer starken Befangenheit zu zeihen.

Um so freier schreitet er auf dem Felde der Tragödie einher. Das tragische Repertoire war seit den Gottsched-Neuberschen Tagen dermaßen einer französischen Invasion verfallen, daß ein paar schüchterne deutsche Trauerspiele in diesem Schwarm nur dazu dienten unsere völlige Ohnmacht recht niederschlagend zu repräsentiren. Lessing giebt diesen schülerhaften Nachahmungen den Rest und schweigt auch von

Schlegels unzulänglichen Originalen, aber er greift die ſtattliche und glänzende Ausländerſchaar tapfer als den „gemeinen Praß franzöſiſcher Trauerſpiele" an. Gleich die erſte Vorſtellung, Cronegks „Olint und Sophronia", bot ihm den reichſten Anlaß zu beſondern und allgemeinen Angriffen auf den herrſchenden Geſchmack. Das falſche Pathos der declamatoriſchen Tragödie wird verurtheilt, der unreife Sentenzenkram der jungen Poeten wird ſcharf abgelehnt, die Coſtümwidrigkeit dieſer Stücke mit idealer Ferne wird bloßgeſtellt. Die epiſche Vorlage Taſſos und die ungeſchickte Verarbeitung meſſend, ſtreift Leſſing, wie auf komiſchem Gebiete bei Marmontel und Favart, bei Petron und La Motte u. ſ. w., den Unterſchied der Dichtgattungen und verwirft Cronegks Abweichungen als undramatiſche Verböſerungen. Bei Taſſo iſt Olint ein heißblütiger Liebhaber, Sophronia ganz geiſtige Schwärmerin; bei Cronegk herrſcht die kälteſte Einförmigkeit, und zu dem einen ſchwärmeriſchen Paar tritt noch ein zweites. Damit wird der ganzen verwaſchenen Charakteriſtik der deutſchen Alexandrinertragödie, die nur zwiſchen Weiß und Schwarz wählte und Nebenperſonen ganz farblos ließ, das Urtheil geſprochen. Bei Taſſo iſt die Religion ein Motiv, bei Cronegk iſt ſie alles; „gewiß eine fromme Verbeſſerung — weiter aber auch nichts als fromm." Grundgedanken jenes alten Briefwechſels mit Moſes treten nun ſiegreich hervor. Die Tragödie darf heroiſche Geſinnungen nicht verſchwenden, ſonſt läßt ſie kalt; „was in Olint und Sophronia Chriſt iſt, das Alles hält gemartert werden und ſterben, für ein Glas Waſſer trinken." Das Beiſpiel iſt ſo ſchlagend, daß auch Schiller in ſeiner von Leſſingſchen Ideen durchwehten Abhandlung „Über die tragiſche Kunſt" dasſelbe ausbeutet um dem Martyrium ſein Mitleid, dem wahnſinnigen Heroismus ſeine Bewunderung zu verſagen. Damit hängt wie bei Voltaire die unbedingte Verurtheilung der tragédie sainte, heiße ſie „Polyeuct" oder „Olint," ſei ſie groß oder klein, aufs engſte zuſammen, und man ſpürt zugleich, um wie viel ſkeptiſcher die Kritik ſeit dem gläubigen Corneille, deſſen Jahrhundert auch das Jahrhundert der großen franzöſiſchen Theologie war, geworden iſt. Es giebt keine chriſtliche Tragödie, worin uns der Chriſt als Chriſt intereſſirte, denn die ſpecifiſch chriſtlichen Tugenden ſind undramatiſch, das Trauerſpiel aber braucht Leidenſchaften, Kampf, Auflehnung, erſchütternden Untergang. Für den Chriſten, der ſich

innig nach der Krone des Blutzeugen sehnt, empfinde ich nicht Furcht noch Mitleid. Wunderbare Wirkungen der göttlichen Gnade haben im Drama keinen Platz, und die rasenden Märtyrer, welche den beseligenden Tod ertrotzen, werden uns nur zum Abscheu. Die Bühne, führt ein von jeder Flachheit freier Aufklärer hier aus, darf dem niedern Aberglauben kein Obdach bieten, und mit echter Vornehmheit ermahnt Lessing nach solchen Voltaireschen Streiflichtern seinen ganzen Stand: „Der gute Schriftsteller, er sei, welcher Art er wolle, . . . hat immer die Erleuchtetsten und Besten seiner Zeit und seines Landes in Augen, und nur was diesen gefallen, was diese rühren kann, würdigt er zu schreiben." In derselben Gesinnung erhebt Lessing einmal seine Stimme für Wielands psychologischen Bildungsroman „Agathon," der für das deutsche Publicum noch viel zu früh geschrieben scheine, „der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf von classischem Geschmacke." Auch hier sucht er mit bitteren Worten das deutsche Selbstgefühl zu reizen: „In Frankreich und England würde" dies Werk „das äußerste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf Aller Zungen sein. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unsere Großen lernen vors Erste an den *** kauen; und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indeß Deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wol einmal über den Agathon." Die deutschen Tragödien des Hamburger Theaters boten zu solchen stolzen Sarkasmen keine Gelegenheit, denn neben Cronegk erschien der einzige Weiße, von Lessings bürgerlicher und prosaischer „Sara" abgesehen. Hatte der früh verstorbene Freiherr lauter liebe gute Christen gefeiert, so gewann der obenanstehende Tragiker Sachsens mit einer Teufelsfratze, einem bramarbasirenden Nero, einem lästernden Julianus Apostata lauten Beifall. Diesen „Richard III". nennt Lessing das größte, abscheulichste Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen; die Bühne, denn das Leben sah derlei Monstra nie. Ohne in das Detail der wortreichen und handlungsleeren Katastrophe einzugehen, trägt der Dramaturg eine grundlegende Betrachtung über die schwarzen Charaktere vor. Sprache und Vers erhalten ein gezwungenes Lob, das freilich den vernichtenden Stachel dieser Kritik kaum abstumpfen kann. Der Riese Shakespeare, vor dem

Voltaires Größe zusammenschrumpft, zermalmt den Leipziger Zwerg, denn welche Naivetät gehörte dazu nach jenem einen „Richard" zu bilden, welche doppelte Naivetät zu erklären, er habe keinen Raub begangen, „aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an dem Shakespeare ein Plagium zu begehen." Nun macht ihm der alte Freund den Standpunkt klar: „Vorausgesetzt daß man eins an ihm begehen kann." Die kleinsten Theile seien bei Shakespeare so nach dem großen Maße seines tragischen Stiles zugeschnitten, daß Weiße ebenso wol ein gewaltiges Fresco als Miniaturbild für einen Ring, wie ein Shakespearesches Element für sein französelndes Drama brauchen könne. In den Litteraturbriefen hatte Mendelssohn vor Lear und Othello ausgerufen: „Wer aber ist kühn genug einem Hercules seine Keule, oder einem Shakespeare seine dramatische Kunstgriffe zu entwenden?" Diesen Ausspruch nimmt Lessing auf: „Was man von dem Homer gesagt hat: es lasse sich dem Hercules eher seine Keule als ihm ein Vers abringen — das läßt sich vollkommen auch vom Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares. Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat sich neben sie zu stellen." Darob großes Lamentiren und Protestiren unter den Halben in Mittel- und Süddeutschland, wo man durch hohe Worte gegen Gottsched und den Hanswurst Großthaten verrichtete und von einer strengen, sachlichen Kritik keine Ahnung hatte. Dieselben Leute, welche an Cronegks Grab über Lessings Härte greinten, aber doch den Fortsetzer des „Olint" auf Cronegks Kosten in Schutz nahmen, vertheidigten Weiße. Er hatte sich so lang und so laut den deutschen Shakespeare tituliren hören und goß eben sein Wasser in „Romeo und Julie", als gegen jeden Comment damaliger Cliquenkritik diese ganze Herrlichkeit zerstört ward. Da man eine fürchterliche Angst vor Lessing hatte, wurde die tapfere Faust in der Tasche gegen den Dramaturgen geballt. „Man hält ihn für zu strenge, man haßt den Shakespeareanismum und nimmt die Franzosen noch immer unter die Flügel der Liebe" berichtet Gotter 1769 von den Leipzigern, bei denen Gottscheds Grundsatz ja niemand abzuschrecken in vollen Ehren blieb.

Bedauernd sah Lessing, daß dem Theater aus den neuesten, so eigenartigen Dramen hervorragender deutscher Talente kein Gewinn

erwachse. Klopstocks Bardiet „Die Hermannsschlacht" galt ihm zwar für eine treffliche Dichtung, und ein kräftiger Hauch des lang vermißten Nationalstolzes wehte ihn daraus an, aber diese Chöre und planlos hingeworfenen halblyrischen Scenen widerstrebten der Bühne. Während der Weimarer Experimentirzeit prüfte Schiller das Undrama auf seine theatralische Brauchbarkeit um es rasch und verächtlich bei Seite zu schieben. Günstiger, und zwar damals aus persönlichen Gründen milder gestimmt, konnte ihm Lessing für die „Dramaturgie" höchstens die ironische Anspielung auf den Ruhm der Barden bei den germanischen Barbaren abgewinnen. Nach einiger Zeit verwarf er die bardische Manier völlig und wollte die „Hermannsschlacht" nie wieder lesen. Ferner Gerstenbergs Vorläufer der Genieſtücke, die technisch so sparsame, innerlich so revolutionäre Hungertragödie „Ugolino." Nach den maßlosen, wirren Brandreden der Schleswigschen Litteraturbriefe mochte Lessing keine bizarre Studie, sondern einen Plünderungsexceß erwartet haben; nun fand er „viel Kunst" und „außerordentliche Schönheiten" darin und „spürte den Dichter, der sich mit dem Geiste des Shakespeare genährt hat." „Wieder ein Knochen für die kritischen Hunde! Wenn sie sich genug darüber werden zerbissen haben, so will ich auch meinen Knittel drunter werfen." Sein eingehendes briefliches Urtheil wurde von Gerstenberg dankbar berücksichtigt. Es gründete sich auf die schon beim „Olint" berührte Frage nach dem Verhältnis zwischen Epos und Drama, das im Goethe-Schillerschen Briefwechsel so einsichtig abgewogen wird. Bei Dante hören wir die Begebenheit als geschehen, bei Gerstenberg sehn wir sie geschehend. Aber auch der „Ugolino" konnte in der Dramaturgie keine Erwähnung finden, und ein einziges deutsches Unternehmen wird im Zusammenhang mit der Tragödie und im bestimmtesten Gegensatz zu Gerstenbergs überstürzter Kritik lebhaft ausgezeichnet, Wielands mit Recht und Unrecht vielgescholtene Shakespeareübersetzung. Lessing fand über den Fehlern die Verdienste des schweren Unternehmens vergessen: „Die Kunstrichter haben viel Böses von ihm gesagt. Ich hätte große Lust sehr viel Gutes davon zu sagen."

Die Einbürgerung und das besonnene Studium Shakespeares schien ihm eine Hauptbedingung für das Gedeihen der deutschen Bühne. Ob Lessing geradezu an die Aufführung Shakespearescher Stücke gedacht hat und in welcher Weise, finden wir nirgends ausgesprochen, wie

ſchuldig iſt, ein leeres Glas für eine große Sünde, ein Verſehen wider das Trinktempo für die größte hält, der die kecke, cyniſche Sprache des würdeloſen Bummlers und Speculanten führt und im wachſenden Rauſch eine verruchte Dialektik drollig entwickelt. Das Ganze ein übermüthig hingeworfenes Nebenwerk Leſſings, von welchem Spätere die Hand hätten laſſen ſollen, ein raſches dreiactiges Spielſtückchen für Hamburg.

„Unſere höchſt trivialen Komödien" lautet das harte, aber nur zu gerechte Geſammtverdict der „Dramaturgie" über den deutſchen Theil der Luſtſpielrepertoires, das im weſentlichen noch auf dem Niveau der Gottſchedſchen Epoche ſtand. Die Stücke der Frau Gottſched, J. E. Schlegels Studentenſtücke, die Beiträge von Gellert Krüger Romanus, dem reiferen Schlegel Weiße Leſſing ſelbſt — alle waren altmodiſche Vertreter oder wenigſtens Ausläufer der ſächſiſchen Komödie, und all das verſchwand vor „Minna von Barnhelm", ohne daß Leſſing mit einer Silbe auf ſeine in Charakteren, Sitten, Ton, Coſtüm und Bau gleich reformatoriſche Neuſchöpfung hinwieſe. Beſcheiden und launig läßt er ſeine eigenen Jugendwerke unter den Verſuchen junger Leute, die nichts geben können weil ſie nichts haben, mit durchſchlüpfen. Überall vermißt er Kraft und Nerven, Mark und Knochen; der denkende Mann, der ſich nicht bloß das Zwerchfell erſchüttern, ſondern auch mit dem Verſtande lachen will, iſt einmal im Parterre geweſen und kommt nicht wieder. Da in Deutſchland das Luſtſpiel nur den Nebenſtunden der Jugend geziemt und wer eben ſelbſt in die Welt tritt, die Welt unmöglich kennen noch ſchildern kann, muß unſer ganzer komiſcher Beſitzſtand hohl und leer ſein. Überall ſtört die Nachläſſigkeit im Detail und die Unaufmerkſamkeit gegen den Ton der großen Welt. Darin erblickt Leſſing die Wurzel des Übels, denn von den Gemeinplätzen der landläufigen Recenſenten hält er ſich ſehr entſchieden fern. Mag er auch nur aus Rückſicht auf die Entrepriſe die rohe „Gouvernante" von Kurz, dem wieneriſchen Bernardon, wo ein Frauenzimmer ſich in Schnaps betrinkt, wortlos paſſiren laſſen, ſo redet er mit Möſer dem ſcheinbar verbannten, in Wahrheit unſterblichen Hanswurſt und ſeinen wechſelnden Hypoſtaſen das Wort, lacht den Pedanten Gottſched aus und würde dem luſtigen Burſchen ganz gern wieder in das bunte Jäckchen helfen. In Wien zog der große Sonnenfels mit ſeinen

Mannen wider die komische Person zu Felde, in Hamburg fand der unverwüstliche Spaßmacher, der im kleinen Finger mehr Leben hatte als die ganze josephinische Poeterei zusammengenommen, einen freundlichen Parteigänger an Lessing. Dieser weiß, daß auch die saftige Posse ihr volles Existenzrecht hat. „Schon des Herrn von Sonnenfels allzu strenger Eifer gegen das Burleske ist gar nicht der rechte Weg das Publicum zu gewinnen" äußert er 1770. Ihn erfreut die aus dem fünfzehnten Jahrhundert gekommene, zwar bei dem neuen Bearbeiter (Brueys) heruntergekommene köstliche Farce von dem schurkischen Advocaten Pathelin und dem blökenden Schäfer, nicht minder aus dem achtzehnten Jahrhundert „Der Bauer mit der Erbschaft", der sein französisches Patois so geschickt gegen das hamburgische Platt vertauscht hatte. Wenn Pfeffel ein ernstes Nachspiel abfaßte um seriösen Stücken kein Satyrspiel mehr folgen zu lassen, so erklärt Lessing solchen würdigen Verbesserern des Theaters, er wolle lieber lachen als gähnen. Aber so liberal er die Posse behandelt, so streng schlägt er auf die abgetragenen Lustspiele los, daß der Staub und die Motten herausfliegen. Ein Hauptschlag wird gegen die sel. Gottschedin geführt, denn der siebzehnte Litteraturbrief hatte nur die tragischen Verbrechen der Leipziger Schule gerichtet. Die Originale und Übersetzungen der „lieben Frau" beurtheilt er nicht historisch, wie einer der selbst einmal eine „Alte Jungfer" geschrieben, sondern als gegenwärtige Repertoirestücke. „Das Testament" ist „noch so etwas", aber „Die Hausfranzösin" heißt niedrig, platt, kalt, schmutzig, ekel, im höchsten Grade beleidigend. „Dieses Stück ist eines von den sechs Originalen, mit welchen 1744 unter Gottschedischer Geburtshilfe Deutschland im fünften Bande der Schaubühne beschenkt ward." Und über die von drei Acten auf deren fünf gestreckte Bearbeitung eines französischen Werkes wird zunächst gesagt: „Ohne diese Verbesserung war es nicht werth in die deutsche Schaubühne des weiland berühmten Herrn Professor Gottscheds aufgenommen zu werden; und seine gelehrte Freundin, die Übersetzerin, war eine viel zu brave Ehefrau, als daß sie sich nicht den kritischen Aussprüchen ihres Gemahls blindlings hätte unterwerfen sollen." Zögernd nur gesteht Lessing der Dolmetschthätigkeit Adelgundens einzelne Verdienste zu — sie habe lustige Stücke des Destouches nicht ganz verdorben — um seinen jugendlichen Eifer für ihre Verdeutschung der „Cenie" nun

gröblich zu widerrufen: „dieses vortreffliche Stück der Graffigny mußte der Gottschedin zum Übersetzen in die Hände fallen." Selbst an den Franzosen gebildet und auf der Höhe damaliger Sprachkunst, weiß er nicht bloß Gottschedsche Versehen, sondern allgemeine Fehler zu treffen: die gewundene Periode mit ihrem Schwanz von Partikeln, das Geschwätzige der plattverständigen Paraphrasen, die tödtliche Auflösung einer natürlichen Affectsprache, den häßlichen Ton des Ceremoniells. Nicht die Gottschedin allein goß diese wässerige Prosa aus, nicht sie allein rief mit steiffster Convenienz: „Frau Mutter! o welch ein süßer Name!", wozu Lessing das Epigramm setzt: „der Name Mutter ist süß; aber Frau Mutter ist wahrer Honig in Citronensaft." Und die ganze schläfrig dahinschleichende Komödie der Pleiße meint sein boshafter Tadel über die Ausdehnung der Acte durch Kaffeetrinken und Gartenpromenaden. Stand es vielleicht bei Gellert besser? Löwen hatte gesagt, für das Theater sei unstreitig „Die kranke Frau" sein schönstes Stück — Lessing, der wol einmal gegen den Dichter Löwen eine collegiale Connivenz übt, erblickt in diesem elenden Ehegemälde und Kleidertratsch nur die schmutzige Nachlässigkeit, die enge Sphäre kümmerlicher Umstände. Aber diese herben Urtheile und das köstlich fingirte Gespräch dreier aus dem Theater gehender Weiber waren zugleich eine ernste Predigt an das ganze deutsche Bürgerthum sich aus seinem trägen, kleinlichen Schlendrian emporzuraffen. Lessing giebt zu, daß Gellerts Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben; was für Häuser also bildeten diese „wahren Familiengemälde" ab! So beschwor Schiller in einem Meisterstück pathetischer Satire den Schatten Shakespeares gegen die Misere des deutschen Lebens wie gegen die Misere einer Dramatik, welche in diesem Sumpfe stecken blieb. Lessing verwirft im deutschen Lustspiel sowol das Extrem des Unnationalen als das Extrem des Provinziellen, und den Pfahlbürgern von Danzig bis Leipzig und Wien ist die Befürchtung des unsern deutschen Michel aufrüttelnden Dramaturgen gesagt: „daß jeder die armseligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinschaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?" Er nennt im Anschluß an eine gute Kritik Mendelssohns den „Geschäftigen Müßiggänger" das kälteste, lang-

weiligſte Alltagsgewäſche, das nur immer im Hauſe eines meißniſchen Pelzhändlers vorfallen kann. Und er ſchämt ſich, weit entfernt dem aufflammenden Nationalgefühl Frankreichs einen engen Teutonismus entgegenzuſetzen, der eingeroſteten deutſchen Spießbürgerlichkeit, wenn die Franzoſen den Dichter De Belloy für ein patriotiſches Drama geräuſchvoll mit dem Ehrenbürgerrecht und Medaillen auszeichnen. „Dieſes Lärmen" entlockt ihm nur den klagenden Weckruf: „Wie weit ſind wir Deutſche in dieſem Stücke noch hinter den Franzoſen! Es gerade heraus zu ſagen: wir ſind gegen ſie noch die wahren Barbaren." Der Schöpfer der „Minna", von Friedrich verſtoßen, von einem bornirten Reſidenten wegen ſeines vaterländiſchen Stückes chicanirt, führt bitter aus, daß bei uns alles, was nicht den Beutel fülle, gering geſchätzt ſei, und ein deutſcher De Belloy, der aus einem Juriſten ſich in einen Komödianten und Theaterdichter verwandle, Verachtung und Bettelei zum Loos haben würde. Unſere barbariſchſten Vorfahren, meint er, hätten die Frage, ob ein Barde oder Einer, der mit Bärenfellen und Bernſtein handelt, der nützlichere Bürger ſei, für die Frage eines Narren gehalten; und wir ſollten die Auszeichnung De Belloys für bloße franzöſiſche Eitelkeit anſehen? Dieſe rühmliche Eitelkeit auf einſtige Großthaten und ihre dichteriſche Verherrlichung hat in Deutſchland keine Stätte. „Man äußere den Wunſch, daß eine reiche, blühende Stadt der anſtändigſten Erholung für Männer, die in ihren Geſchäften des Tages Laſt und Hitze getragen, und der nützlichſten Zeitverkürzung für ſolche, die gar keine Geſchäfte haben wollen (das wird doch wenigſtens das Theater ſein?), durch ihre bloße Theilnehmung aufhelfen möge: — und ſehe und höre um ſich". Die Antwort fällt nicht weit von Heines Spott, daß in Hamburg nicht Macbeth, ſondern Banco herrſche. Einen ſo ins Große arbeitenden Kritiker des ganzen geiſtigen und ſocialen Lebens konnten die Platituden der Tageskomödie unmöglich ergetzen. Da erſchienen etwa Krügers rohe „Candidaten" auf der Bühne und mahnten an die längſt verfloſſenen Tage ihres Nachahmers Vetter Mylius; oder von demſelben Theaterdichter und Hauslehrer der Schönemanns wurde die harmloſe Albernheit „Herzog Michel" applaudirt, die eben gut für ein Dilettantentheaterchen unter jungen verliebten Studenten und Bürgermädchen war. Weil denn unter Blinden der Einäugige König iſt, kann Leſſing nur zwei Stücke Schlegels

gröblich zu widerrufen: „dieſes vortreffliche Stück der Graffigny mußte der Gottſchedin zum Überſetzen in die Hände fallen.“ Selbſt an den Franzoſen gebildet und auf der Höhe damaliger Sprachkunſt, weiß er nicht bloß Gottſchedſche Verſehen, ſondern allgemeine Fehler zu treffen: die gewundene Periode mit ihrem Schwanz von Partikeln, das Geſchwätzige der plattverſtändigen Paraphraſen, die tödtliche Auflöſung einer natürlichen Affectſprache, den häßlichen Ton des Ceremoniells. Nicht die Gottſchedin allein goß dieſe wäſſerige Proſa aus, nicht ſie allein rief mit ſteiffſter Convenienz: „Frau Mutter! o welch ein ſüßer Name!“, wozu Leſſing das Epigramm ſetzt: „der Name Mutter iſt ſüß; aber Frau Mutter iſt wahrer Honig in Citronenſaft.“ Und die ganze ſchläfrig dahinſchleichende Komödie der Pleiße meint ſein boshafter Tadel über die Ausdehnung der Acte durch Kaffeetrinken und Gartenpromenaden. Stand es vielleicht bei Gellert beſſer? Löwen hatte geſagt, für das Theater ſei unſtreitig „Die kranke Frau“ ſein ſchönſtes Stück — Leſſing, der wol einmal gegen den Dichter Löwen eine collegiale Connivenz übt, erblickt in dieſem elenden Ehegemälde und Kleidertratſch nur die ſchmutzige Nachläſſigkeit, die enge Sphäre kümmerlicher Umſtände. Aber dieſe herben Urtheile und das köſtlich fingirte Geſpräch dreier aus dem Theater gehender Weiber waren zugleich eine ernſte Predigt an das ganze deutſche Bürgerthum ſich aus ſeinem trägen, kleinlichen Schlendrian emporzuraffen. Leſſing giebt zu, daß Gellerts Stücke das meiſte urſprünglich Deutſche haben; was für Häuſer alſo bildeten dieſe „wahren Familiengemälde“ ab! So beſchwor Schiller in einem Meiſterſtück pathetiſcher Satire den Schatten Shakeſpeares gegen die Miſere des deutſchen Lebens wie gegen die Miſere einer Dramatik, welche in dieſem Sumpfe ſtecken blieb. Leſſing verwirft im deutſchen Luſtſpiel ſowol das Extrem des Unnationalen als das Extrem des Provinziellen, und den Pfahlbürgern von Danzig bis Leipzig und Wien iſt die Befürchtung des unſern deutſchen Michel aufrüttelnden Dramaturgen geſagt: „daß jeder die armſeligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinſchaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?“ Er nennt im Anſchluß an eine gute Kritik Mendelsſohns den „Geſchäftigen Müßiggänger“ das kälteſte, lang-

weiligſte Alltagsgewäſche, das nur immer im Hauſe eines meißniſchen Pelzhändlers vorfallen kann. Und er ſchämt ſich, weit entfernt dem aufflammenden Nationalgefühl Frankreichs einen engen Teutonismus entgegenzuſetzen, der eingeroſteten deutſchen Spießbürgerlichkeit, wenn die Franzoſen den Dichter De Belloy für ein patriotiſches Drama geräuſchvoll mit dem Ehrenbürgerrecht und Medaillen auszeichnen. „Dieſes Lärmen" entlockt ihm nur den klagenden Weckruf: „Wie weit ſind wir Deutſche in dieſem Stücke noch hinter den Franzoſen! Es gerade heraus zu ſagen: wir ſind gegen ſie noch die wahren Barbaren." Der Schöpfer der „Minna", von Friedrich verſtoßen, von einem bornirten Reſidenten wegen ſeines vaterländiſchen Stückes chicanirt, führt bitter aus, daß bei uns alles, was nicht den Beutel fülle, gering geſchätzt ſei, und ein deutſcher De Belloy, der aus einem Juriſten ſich in einen Komödianten und Theaterdichter verwandle, Verachtung und Bettelei zum Loos haben würde. Unſere barbariſchſten Vorfahren, meint er, hätten die Frage, ob ein Barde oder Einer, der mit Bärenfellen und Bernſtein handelt, der nützlichere Bürger ſei, für die Frage eines Narren gehalten; und wir ſollten die Auszeichnung De Belloys für bloße franzöſiſche Eitelkeit anſehen? Dieſe rühmliche Eitelkeit auf einſtige Großthaten und ihre dichteriſche Verherrlichung hat in Deutſchland keine Stätte. „Man äußere den Wunſch, daß eine reiche, blühende Stadt der anſtändigſten Erholung für Männer, die in ihren Geſchäften des Tages Laſt und Hitze getragen, und der nützlichſten Zeitverkürzung für ſolche, die gar keine Geſchäfte haben wollen (das wird doch wenigſtens das Theater ſein?), durch ihre bloße Theilnehmung aufhelfen möge: — und ſehe und höre um ſich". Die Antwort fällt nicht weit von Heines Spott, daß in Hamburg nicht Macbeth, ſondern Banco herrſche. Einen ſo ins Große arbeitenden Kritiker des ganzen geiſtigen und ſocialen Lebens konnten die Platituden der Tageskomödie unmöglich ergetzen. Da erſchienen etwa Krügers rohe „Candidaten" auf der Bühne und mahnten an die längſt verfloſſenen Tage ihres Nachahmers Vetter Mylius; oder von demſelben Theaterdichter und Hauslehrer der Schönemanns wurde die harmloſe Albernheit „Herzog Michel" applaudirt, die eben gut für ein Dilettantentheaterchen unter jungen verliebten Studenten und Bürgermädchen war. Weil denn unter Blinden der Einäugige König iſt, kann Leſſing nur zwei Stücke Schlegels

aus deſſen ſpäterer Zeit loben: „Der Triumph der guten Frauen“ gilt ihm für „eines der beſten deutſchen Originale“, „Die ſtumme Schönheit“ trotz ihrem däniſchen Coſtüm und den unglaublich albernen Motiven für „unſer beſtes komiſches Original in Verſen“; wirklich hat kaum ein Zeitgenoſſe die fließende Gewandtheit dieſer Schlegelſchen Alexandriner überboten.

Das Ergebnis der deutſchen Ernte war ſonach ein ſehr kümmerliches, und das Reſultat eines Vergleichs zwiſchen der Pariſer Fruchtbarkeit und dem armſeligen, geiſtloſen, unfeinen, mit kleinen Späßchen arbeitenden Einerlei unſerer Tagesgrößen, gegen welche Kotzebue ein Kröſus war, heißt noch heute: „unſere höchſt trivialen Luſtſpiele“. Im vollen Bewußtſein der heimiſchen Dürftigkeit erhebt Leſſing das franzöſiſche Luſtſpiel des achtzehnten Jahrhunderts ebenſo hoch wie während der Leipziger Lehrzeit, wo er ein deutſcher Moliere oder Regnard werden wollte. Seine Freundlichkeit ſetzt die franzöſiſchen Kritiker der „Dramaturgie“ in Erſtaunen, die ſich nicht in das Räthſel finden können, daß ein und dasſelbe Buch zugleich ſo antifranzöſiſch und ſo franzoſenfreundlich ſpricht. Ihre alten ſtolzen Ruhmestitel wie der Ehrenbrief des großen Corneille werden durchlöchert, vergeſſene kleine Leute wie St. Foix mit ſeinen zierlichen Nichtigkeiten faſt überſchwänglich ausgezeichnet. Moliere, der Claſſiker ihrer Komödie, erfährt, vielleicht mehr durch Zufälligkeiten des Repertoires, eine recht flüchtige Behandlung, und gewiß hätte Leſſing an eine ſpätere Aufführung des „Geizigen“ gern den eingehenden Ausdruck ſeiner Bewunderung geknüpft, denn mit der franzöſiſchen Tragödie auch den ganzen Moliere zu verwünſchen blieb der Schlegelſchen Dreiſtigkeit vorbehalten, die es juckte nach Leſſing ein Übriges zu thun. Aber doch iſt Leſſing, nur minder plump als die Gottſchedſche Secte, geneigt einem Moliere einen Destouches als feinerkomiſch vorzuziehen! Wie die Dinge liegen, ſind für ihn die nachmoliereſchen Luſtſpiele der Grundſtock des Theatergutes. Seinen alten Standpunkt feſthaltend, kann er ſich von einem Import der durch Überfülle ermüdenden und zerſtreuenden Londoner Komödien keinen Gewinn verſprechen; dagegen bleibt Regnards „Spieler“ ſein Liebling, Destouches überragt die deutſchen Nachahmer um Hauptes Länge, Marivaux kennt das Leben und den Ton der feinen Welt, mag er auch in einem ſehr engen Kreiſe hin und her tänzeln. Leſſings

ganze Taktik geht dahin den Franzosen zu sagen: eure Tragik taugt für uns nicht, aber auf das Lustspiel versteht ihr euch und bleibt unsere Lehrer. Sogar dem abgeschmackten „Sidney" Gressets, einer Verspottung des selbstmörderischen Spleens, gewinnt Lessing die gute Seite ab; Regnards sehr ungriechischen aber launigen „Demokrit", den Schlegel parodirt hatte, vertheidigt der beredte Advocat des modernen Lustspiels an der Seine; und selbst der Operettenharem in Favarts „Soliman II.", wie geschaffen für ein höhnisches Gelächter, wird nicht zu unglimpflich kritisirt, obgleich Lessing das Stück haßte und in einem Brief diesen Triumph einer französischen Stumpfnase unerträglich für die deutsche Bühne nennt. Seine Voreingenommenheit für die rührende mittlere Gattung und die Ideengemeinschaft mit Diderots bürgerlichen Tendenzen verführt ihn zur stärksten Überschätzung der französischen Proben einer Reaction gegen die aristokratisch gebundene Convenienz. Er ist bei Weiße zurückhaltend und behandelt den larmoyanten Versuch eines Wieners ziemlich kühl; aber wie schwärmt er für die thränenselige, langweilige „Cenie", wie eifrig setzt er sich für den steifen „Hausvater" ein, wie mitleidig tritt er zu der weinerlichen Tugend einer Melanide, weil diese matten Geschöpfe einer von ihm begünstigten Gattung zum Durchbruch verholfen hatten. Deshalb findet sogar der verhaßte Voltaire, nicht mit einer „Zaïre", doch mit einer „Nanine" und einer „Schottländerin" Gnade vor seinen Augen. Sonst so mistrauisch gegen Voltaires Eigenlob, scheint er hier den Bravaden zu trauen, mit denen die Écossaise als eine naturwahre Neuerung ausposaunt wird. Aber wenn wir in der Vorrede zum Enfant prodigue die liberalste Kunstregel lesen tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux, fühlen wir uns geneigt gerade Voltaires bürgerliche Versuche der einzig schlechten Klasse einzureihen und Lessing, obwol er sich in wichtigen Punkten ausdrücklich von Diderot trennt, einer starken Befangenheit zu zeihen.

Um so freier schreitet er auf dem Felde der Tragödie einher. Das tragische Repertoire war seit den Gottsched-Neuberschen Tagen dermaßen einer französischen Invasion verfallen, daß ein paar schüchterne deutsche Trauerspiele in diesem Schwarm nur dazu dienten unsere völlige Ohnmacht recht niederschlagend zu repräsentiren. Lessing giebt diesen schülerhaften Nachahmungen den Rest und schweigt auch von

Schlegels unzulänglichen Originalen, aber er greift die stattliche und glänzende Ausländerschaar tapfer als den „gemeinen Praß französischer Trauerspiele" an. Gleich die erste Vorstellung, Cronegks „Olint und Sophronia", bot ihm den reichsten Anlaß zu besondern und allgemeinen Angriffen auf den herrschenden Geschmack. Das falsche Pathos der declamatorischen Tragödie wird verurtheilt, der unreife Sentenzenkram der jungen Poeten wird scharf abgelehnt, die Costümwidrigkeit dieser Stücke mit idealer Ferne wird bloßgestellt. Die epische Vorlage Tassos und die ungeschickte Verarbeitung messend, streift Lessing, wie auf komischem Gebiete bei Marmontel und Favart, bei Petron und La Motte u. s. w., den Unterschied der Dichtgattungen und verwirft Cronegks Abweichungen als undramatische Verböserungen. Bei Tasso ist Olint ein heißblütiger Liebhaber, Sophronia ganz geistige Schwärmerin; bei Cronegk herrscht die kälteste Einförmigkeit, und zu dem einen schwärmerischen Paar tritt noch ein zweites. Damit wird der ganzen verwaschenen Charakteristik der deutschen Alexandrinertragödie, die nur zwischen Weiß und Schwarz wählte und Nebenpersonen ganz farblos ließ, das Urtheil gesprochen. Bei Tasso ist die Religion ein Motiv, bei Cronegk ist sie alles; „gewiß eine fromme Verbesserung — weiter aber auch nichts als fromm." Grundgedanken jenes alten Briefwechsels mit Moses treten nun siegreich hervor. Die Tragödie darf heroische Gesinnungen nicht verschwenden, sonst läßt sie kalt; „was in Olint und Sophronia Christ ist, das Alles hält gemartert werden und sterben, für ein Glas Wasser trinken." Das Beispiel ist so schlagend, daß auch Schiller in seiner von Lessingschen Ideen durchwehten Abhandlung „Über die tragische Kunst" dasselbe ausbeutet um dem Martyrium sein Mitleid, dem wahnsinnigen Heroismus seine Bewunderung zu versagen. Damit hängt wie bei Voltaire die unbedingte Verurtheilung der tragédie sainte, heiße sie „Polyeuct" oder „Olint," sei sie groß oder klein, aufs engste zusammen, und man spürt zugleich, um wie viel skeptischer die Kritik seit dem gläubigen Corneille, dessen Jahrhundert auch das Jahrhundert der großen französischen Theologie war, geworden ist. Es giebt keine christliche Tragödie, worin uns der Christ als Christ interessirte, denn die specifisch christlichen Tugenden sind undramatisch, das Trauerspiel aber braucht Leidenschaften, Kampf, Auflehnung, erschütternden Untergang. Für den Christen, der sich

innig nach der Krone des Blutzeugen sehnt, empfinde ich nicht Furcht noch Mitleid. Wunderbare Wirkungen der göttlichen Gnade haben im Drama keinen Platz, und die rasenden Märtyrer, welche den beseligenden Tod ertrotzen, werden uns nur zum Abscheu. Die Bühne, führt ein von jeder Flachheit freier Aufklärer hier aus, darf dem niedern Aberglauben kein Obdach bieten, und mit echter Vornehmheit ermahnt Lessing nach solchen Voltaireschen Streiflichtern seinen ganzen Stand: „Der gute Schriftsteller, er sei, welcher Art er wolle, . . . hat immer die Erleuchtetsten und Besten seiner Zeit und seines Landes in Augen, und nur was diesen gefallen, was diese rühren kann, würdigt er zu schreiben.“ In derselben Gesinnung erhebt Lessing einmal seine Stimme für Wielands psychologischen Bildungsroman „Agathon,“ der für das deutsche Publicum noch viel zu früh geschrieben scheine, „der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf von classischem Geschmacke.“ Auch hier sucht er mit bitteren Worten das deutsche Selbstgefühl zu reizen: „In Frankreich und England würde“ dies Werk „das äußerste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf Aller Zungen sein. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unsere Großen lernen vors Erste an den *** kauen; und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indeß Deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wol einmal über den Agathon.“ Die deutschen Tragödien des Hamburger Theaters boten zu solchen stolzen Sarkasmen keine Gelegenheit, denn neben Cronegk erschien der einzige Weiße, von Lessings bürgerlicher und prosaischer „Sara“ abgesehen. Hatte der früh verstorbene Freiherr lauter liebe gute Christen gefeiert, so gewann der obenanstehende Tragiker Sachsens mit einer Teufelsfratze, einem bramarbasirenden Nero, einem lästernden Julianus Apostata lauten Beifall. Diesen „Richard III“. nennt Lessing das größte, abscheulichste Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen; die Bühne, denn das Leben sah derlei Monstra nie. Ohne in das Detail der wortreichen und handlungsleeren Katastrophe einzugehen, trägt der Dramaturg eine grundlegende Betrachtung über die schwarzen Charaktere vor. Sprache und Vers erhalten ein gezwungenes Lob, das freilich den vernichtenden Stachel dieser Kritik kaum abstumpfen kann. Der Riese Shakespeare, vor dem

Voltaires Größe zusammenschrumpft, zermalmt den Leipziger Zwerg, denn welche Naivetät gehörte dazu nach jenem einen „Richard" zu bilden, welche doppelte Naivetät zu erklären, er habe keinen Raub begangen, „aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an dem Shakespeare ein Plagium zu begehen." Nun macht ihm der alte Freund den Standpunkt klar: „Vorausgesetzt daß man eins an ihm begehen kann." Die kleinsten Theile seien bei Shakespeare so nach dem großen Maße seines tragischen Stiles zugeschnitten, daß Weiße ebenso wol ein gewaltiges Fresco als Miniaturbild für einen Ring, wie ein Shakespearesches Element für sein französelndes Drama brauchen könne. In den Litteraturbriefen hatte Mendelssohn vor Lear und Othello ausgerufen: „Wer aber ist kühn genug einem Hercules seine Keule, oder einem Shakespeare seine dramatische Kunstgriffe zu entwenden?" Diesen Ausspruch nimmt Lessing auf: „Was man von dem Homer gesagt hat: es lasse sich dem Hercules eher seine Keule als ihm ein Vers abringen — das läßt sich vollkommen auch vom Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares. Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat sich neben sie zu stellen." Darob großes Lamentiren und Protestiren unter den Halben in Mittel- und Süddeutschland, wo man durch hohe Worte gegen Gottsched und den Hanswurst Großthaten verrichtete und von einer strengen, sachlichen Kritik keine Ahnung hatte. Dieselben Leute, welche an Cronegks Grab über Lessings Härte greinten, aber doch den Fortsetzer des „Olint" auf Cronegks Kosten in Schutz nahmen, vertheidigten Weiße. Er hatte sich so lang und so laut den deutschen Shakespeare tituliren hören und goß eben sein Wasser in „Romeo und Julie", als gegen jeden Comment damaliger Cliquenkritik diese ganze Herrlichkeit zerstört ward. Da man eine fürchterliche Angst vor Lessing hatte, wurde die tapfere Faust in der Tasche gegen den Dramaturgen geballt. „Man hält ihn für zu strenge, man haßt den Shakespeareanismum und nimmt die Franzosen noch immer unter die Flügel der Liebe" berichtet Gotter 1769 von den Leipzigern, bei denen Gottschebs Grundsatz ja niemand abzuschrecken in vollen Ehren blieb.

Bedauernd sah Lessing, daß dem Theater aus den neuesten, so eigenartigen Dramen hervorragender deutscher Talente kein Gewinn

erwachse. Klopstocks Bardiet „Die Hermannsschlacht" galt ihm zwar für eine treffliche Dichtung, und ein kräftiger Hauch des lang vermißten Nationalstolzes wehte ihn daraus an, aber diese Chöre und planlos hingeworfenen halblyrischen Scenen widerstrebten der Bühne. Während der Weimarer Experimentirzeit prüfte Schiller das Undrama auf seine theatralische Brauchbarkeit um es rasch und verächtlich bei Seite zu schieben. Günstiger, und zwar damals aus persönlichen Gründen milder gestimmt, konnte ihm Lessing für die „Dramaturgie" höchstens die ironische Anspielung auf den Ruhm der Barden bei den germanischen Barbaren abgewinnen. Nach einiger Zeit verwarf er die bardische Manier völlig und wollte die „Hermannsschlacht" nie wieder lesen. Ferner Gerstenbergs Vorläufer der Geniestücke, die technisch so sparsame, innerlich so revolutionäre Hungertragödie „Ugolino." Nach den maßlosen, wirren Brandreden der Schleswigschen Litteraturbriefe mochte Lessing keine bizarre Studie, sondern einen Plünderungsexceß erwartet haben; nun fand er „viel Kunst" und „außerordentliche Schönheiten" darin und „spürte den Dichter, der sich mit dem Geiste des Shakespeare genährt hat." „Wieder ein Knochen für die kritischen Hunde! Wenn sie sich genug darüber werden zerbissen haben, so will ich auch meinen Knittel drunter werfen." Sein eingehendes briefliches Urtheil wurde von Gerstenberg dankbar berücksichtigt. Es gründete sich auf die schon beim „Olint" berührte Frage nach dem Verhältnis zwischen Epos und Drama, das im Goethe-Schillerschen Briefwechsel so einsichtig abgewogen wird. Bei Dante hören wir die Begebenheit als geschehen, bei Gerstenberg sehn wir sie geschehend. Aber auch der „Ugolino" konnte in der Dramaturgie keine Erwähnung finden, und ein einziges deutsches Unternehmen wird im Zusammenhang mit der Tragödie und im bestimmtesten Gegensatz zu Gerstenbergs überstürzter Kritik lebhaft ausgezeichnet, Wielands mit Recht und Unrecht vielgescholtene Shakespeareübersetzung. Lessing fand über den Fehlern die Verdienste des schweren Unternehmens vergessen: „Die Kunstrichter haben viel Böses von ihm gesagt. Ich hätte große Lust sehr viel Gutes davon zu sagen."

Die Einbürgerung und das besonnene Studium Shakespeares schien ihm eine Hauptbedingung für das Gedeihen der deutschen Bühne. Ob Lessing geradezu an die Aufführung Shakespearescher Stücke gedacht hat und in welcher Weise, finden wir nirgends ausgesprochen, wie

überhaupt seine Stellung zu Shakespeare unmittelbar nur aus Gelegenheitsäußerungen, die sich auf einige hervorragendste Trauerspiele und auf kein einziges Lustspiel beziehen, zu erschließen ist. Er bewunderte die unergründliche Charakteristik, die Sprache, die große Architektur und hielt sich, ein Gegner der Historienfreiheit, von Wielandscher Nörgelei so fern, daß er einmal mitten in euripideischen Studien erklärt: „Von Shakespeares Fehlern getraue ich mir fast immer einen Grund angeben zu können. Er begeht sie um die Hauptsache zu befördern und die Zuschauer desto lebhafter zu rühren." Was man in Deutschland und Frankreich als einen Cardinalfehler Shakespeares bekrittelte, die Einmischung komischer Elemente in die Tragödie, das faßt Lessing viel tiefer. Er benutzte die in Hamburg durch den Handelsverkehr gebotene Gelegenheit das Repertoire Spaniens und das tragikomische Verfahren Lopes zu studiren. Er machte es dem puren Mischspiel zum Vorwurf, daß es wichtige rührende Begebenheiten allzu natürlich durch nichtige Zerstreuungen durchkreuze, und lehrte im Hinblick auf Shakespeare: „Nur wenn dieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesses annimmt und eine nicht bloß auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraction des Einen oder des Andern unmöglich fällt: nur alsdenn verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheile zu ziehen".

Für die Komödie und das genre sérieux durfte Lessing seine Landsleute an die Franzosen weisen, in der Tragödie mußte er Tabula rasa machen. Ein Mann, der sein Leben lang in jeder Hinsicht so viel von den Franzosen gelernt hat, kann der Feind gewisser französischer Richtungen und einzelner Schriftsteller, aber nimmermehr ein Feind der französischen Litteratur sein. Und doch, obwol seine für verschiedene Gebiete verschiedene Taktik klar vor Augen liegt, machen deutsche Forscher oder Rhetoren aus dem hier fester anknüpfenden, dort gründlich abbrechenden Reformer einen bilderstürmenden Reformator, französische Darsteller wie der unterrichtete Crouslé, der das landläufige Urtheil über Lessing drüben bestimmt hat, zu sehr einen voreingenommenen Antiwälschen. Er that was nothwendig war. Daß heute jeder Knabe, den die Präparation zur „Athalie" langweilt, trotzig auf die

„Hamburgiſche Dramaturgie" pocht oder daß die Geringſchätzung des ganzen franzöſiſchen Theaters manchen Halbgebildeten für ein patriotiſches Gebot gilt, war weder Leſſings Abſicht, noch iſt es ſeine Schuld. Ihn trieb, mit einem um ſo ſegensreicheren, je vereinzelteren phraſenloſen Patriotismus Hand in Hand gehend, der Zwang ſeine Axt an die Wurzel zu legen. Die Tragödie des siècle de Louis XIV. begann in ihrer Heimat ſichtlich zu veralten: längſt hatte Fénelon principielle Widerſprüche erhoben, Voltaire untergrub ihr den Boden, Diderot und die junge Generation ſchoben ſie als ein Stück Vergangenheit in den Hintergrund, De Belloy eröffnete mit der „Belagerung von Calais" eine neue nationalhiſtoriſche Gattung, die ſich nur nach ſchöpferiſchen Talenten ſehnte. Lechzte Frankreich ſelbſt, der Heroenſage und antiken Geſchichte, der Rhetorik und hohen Würde ſatt, nach friſchem Waſſer, ſo hatte ein deutſcher Kritiker, den keine Pietät an die ancienne tragédie band, unſtreitig alles Recht die Alleinherrſchaft dieſer fremden, unſerem Naturell aufgezwungenen, höchſt anſpruchsvollen Manier mit allen Mitteln zu bekämpfen. Nur ein radicales Verfahren konnte Erfolg bringen. Er durfte nicht hingehen und ſeinen lieben trägen Deutſchen ſagen: Corneille iſt impoſant, Racine der vollendete Inbegriff einer harmoniſchen, zur zweiten Natur gewordenen Regelmäßigkeit, Voltaire ein geiſtreicher, findiger Neuerer, aber andererſeits zeigt die franzöſiſche Theorie und Praxis ſo viele Mängel, daß wir uns lieber nach andern Muſtern umſehen wollen. Hätte er in dieſer Weiſe die Wagſchale vor dem Volk erhoben, ſo würde ſeine Rede eine bloße Lufterſchütterung geblieben ſein. La dramaturgie passe en Allemagne pour un chef-d'oeuvre, et les Allemands seraient bien ingrats, s'ils en jugeaient autrement ſagt Cherbuliez.

Dem gottſchedianiſchen Erbübel entgegen muß Leſſing möglichſt ſcharf beweiſen, daß ein Nachahmer der Franzoſen kein Nachahmer der Alten, die Regel des Corneille nicht ariſtoteliſch ſei und daß keine Nation die Geſetze des alten Dramas mehr verkannt habe, als gerade die Franzoſen. Er vergleicht ſeine Methode mit den Schritten, welche ein Irrender zurückgehen muß um wieder auf den rechten Weg zu kommen, und erklärt ganz offen: „Primus sapientiae gradus est, falsa intellegere . . . . secundus vera cognoscere. Ein kritiſcher

Schriftsteller, dünkt mich, richtet seine Methode auch am Besten nach diesem Sprüchelchen ein. Er suche sich nur erst Jemanden, mit dem er streiten kann, so kömmt er nach und nach in die Materie, und das Übrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Scribenten vornehmlich erwählt, und unter diesen besonders den Herrn von Voltaire". Ganz richtig wird im Vorwort der ersten französischen Ausgabe bemerkt, die Dramaturgie sei ein Kampf. Durch viele Blätter ist sie ein Duell.

Daß er die Waffen zum Theil von den Franzosen selbst, ja von seinem Hauptgegner geborgt, verschweigt Lessing nicht. Er citirt ein paar satirische Seiten aus den Bijoux indiscrets Diderots. Er fragt bei der „Rodogune" des P. Corneille ironisch: „War es von 1644 bis 1767 allein dem Hamburgischen Dramaturgisten aufbehalten, Flecken in der Sonne zu sehen und ein Gestirn auf ein Meteor herabzusetzen? O nein! Schon im vorigen Jahrhundert saß einmal ein ehrlicher Hurone in der Bastille zu Paris" .... Lessing zielt auf ein köstliches Capitel des jüngst erschienenen Voltaireschen Ingénu, ruft dann einen italienischen „Pedanten", Maffei, auf und endlich den Commentator Corneilles, d. h. wiederum Voltaire. Aus diesem perfiden Commentar, wie auch aus den Vorreden und andern verschlagenen Bekenntnissen hat Lessing gar manche Anregung geschöpft, ohne überall besonders auf seine Quellen hinzuweisen. Daß zwischen Corneille und Voltaire eine Kluft nicht bloß des Talentes gähne, mußte ihm also bewußt sein. Gleichwol fragt die „Hamburgische Dramaturgie" weder dem Entwicklungsgange der classicistischen Tragödie von ihren Anfängen zu Corneille, der sich den akademischen Regeln der Savants beugt, von Corneille zu Racine, der ohne Widerstand und Mühe die Regeln übt, von Racine zu Voltaire, der sich mehr versteckt als offen gegen die Tradition auflehnt, noch den Grundbedingungen nach, welche im siebzehnten Jahrhundert die Geburt dieser aristokratischen Tragödie voll honneur und amour so und nicht anders bewirkten und beschleunigten. Schiller beachtet wenigstens, wiewol beim ersten Schritt zu unbillig, die Scala, indem er den Corneille ganz verwirft, den Racine zwar schwach, doch dem Vortrefflichen näher und Voltaire sehr klar über Corneilles Fehler findet. Darum versuchen es die Weimaraner

mit zwei Stücken Voltaires und einem von Racine, der „Phädra", die auch heute am wenigsten veraltet ist. Die „Dramaturgie" ist ein kritisches Werk mit starken praktischen Tendenzen und journalistischen Schachzügen, keine litterarhistorische Charakteristik der französischen Bühne. Daß Lessings Endziele die richtigen und seine Kampfart die beste war, hat die Folgezeit in Deutschland und Frankreich bewiesen. Heute läßt sich ohne Hitze über diese Dinge verhandeln und dem großen Tone Corneilles wie dem gedämpfteren des Racine, den stolzen Würfen des einen wie dem feinen Ebenmaß des andern die gebührende Ehre erweisen. Wir würdigen, worauf Lessing nicht eingeht, neben dem strengen Grundriß und der vornehmen Repräsentation, dem typischen Ideal und der bewußten Würde eine nicht in Naturlauten, aber in vielen Mitteln der Kunstrhetorik sichere Sprache, deren Dialektik mit dem Vers innigst verwachsen ist. Unübertrefflich schreibt Schiller, als Goethe den „Mahomet" mit seiner deutschen Form bekleidete: „Die Eigenschaft des Alexandriners sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht bloß die ganze Sprache, sie bestimmen auch den ganzen innern Geist der Stücke, die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen. Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenkligte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und die Gedanken." Trotz dieser klaren Erkenntnis wollte Schiller selbst lieber eine „Phädra" in fünffüßigen Jamben bieten, als unserer Sprache den ihr unerträglichen Alexandrinerschritt zumuthen. Der Dolmetsch soll erst kommen, dem diese Aufgabe im Großen gelänge. Wenn nun auch Löwen in Hamburg alte Übersetzersünden auszubessern suchte, wenn man sogar den „Mahomet" in reimfreien Jamben brachte und Lessing zu Hause die Originale einsah, so klapperten doch die deutschen Alexandriner hölzern in seinem Ohr nach und die heruntergekommene Sprache wirkte verstimmend fort. Alles vereinigte sich ihn gegen dies tragische Repertoire einzunehmen. Uns, die wir nicht als Franzosen im Zeitalter Ludwigs XIV. leben und vom Drama keine fortlaufende virtuose Rhetorik abgezählter Disputationen, gesteigerter Tiraden, verblüffender Lakonismen, epischer Botenreden verlangen, ist die classicistische Tragödie eine ehrwürdige,

unnatürlich eingeſchnürte Mumie. Leſſingen erſchien ſie wie ein Vampyr, der jeder Natur das warme Blut ausſaugt und ſeinen Weg mit Schemen beſät. Man mochte ſie wieder zu mäßigem Beſuch rufen, als es galt der deutſchen Haltungsloſigkeit ihre Haltung, der deutſchen Plattheit ihre Würde entgegenzuſtellen und die harmoniſche Richtung Weimars auch von dieſer Seite zu ſtützen:

Nicht Muſter zwar darf uns der Franke werden,
Aus ſeiner Kunſt ſpricht kein lebend'ger Geiſt,
Des falſchen Anſtands prunkende Gebärden
Verſchmäht der Geiſt, der nur das Wahre preiſt,
Ein Führer nur zum Beſſern ſoll er werden,
Er komme wie ein abgeſchied'ner Geiſt,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Was Leſſing gegen die franzöſiſchen Tragödien im allgemeinen und einzelnen vorbringt, kann faſt nirgends widerlegt, aber häufig durch ergänzende Anerkennung gemildert werden. Von Pierre Corneille verfiel ihm „Rodogune", die Frucht langen Bemühens, vom Dichter ſelbſt als Meiſterſtück in den drei Einheiten und der Steigerung gerühmt, ihm das wertheſte. Was ſonſt vereinzelt erſcheine, finde ſich hier auf einem Flecke: Schönheit des Vorwurfs, Leichtigkeit des Ausdrucks, Sicherheit des Raiſonnements, Wärme der Leidenſchaften, Zärtlichkeit und Freundſchaft. Corneilles Liebe zu ſeinem Kinde ſtimmt Leſſing nur um ſo kritiſcher, ſo daß ſeine Scrupel gleich beim Titel einſetzen. Unmöglich die confuſe Compoſition mit ihren wiederholten langen, aber doch unklaren Orientirungsreden, die Überladung und Monotonie der Conflicte, die Übertreibung der Charakteriſtik gegen dieſe glänzende Kritik zu retten. Zwei Weiber voll Haß und Rachedurſt, zwei verhetzte Jünglinge im edlen Wettſtreit — alles drängt ſich, drückt ſich, hebt ſich auf. Und doch, wie wuchtig ſchließt der vierte Act, wie bewundernswerth iſt der der fünfte inſcenirt und bis zu welchen Gipfeln des Schauerlichen reißt uns Corneilles Genie mit ſich fort! Sogar der conventionelle Abgang zum Tod hinter der Scene wird aus dem Charakter der Heldin ſicher motivirt: rette mich vor der Schmach angeſichts der Verhaßten zu ſterben. Denn darin dürfte Leſſing fehlen, daß er zwar weibliche Eiferſucht, nicht aber weiblichen

Stolz als Triebrad in einer Folge von Greueln anerkennen will. Es ist schwer zu begreifen, warum eine syrische Königin nicht von Stolz und Herrschgier verzehrt werden soll. Lessing bekämpft, abgesehen von der wirklich verfehlten Anlage, principiell die monströsen Tiraden und den gleißenden Heroismus des Lasters als Gebrechen dieser mehr von Seneca denn von Sophokles inspirirten Richtung. Darum ist ihm Corneille nicht le grand: „den Ungeheuern, den Gigantischen hätte man ihn nennen sollen, aber nicht den Großen. Denn nichts ist groß, was nicht wahr ist.“ Und im Gefühl seines Wahrheitstriebes wie seiner theoretisch-kritischen Festigung bot der Dramaturg schließlich die stolzeste Wette mit den bescheidensten Nachsätzen: „Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte.“ So erbot sich auch Schiller schon 1788 „jede einzelne Scene aus jedem französischen Tragiker wahrer und also besser zu machen“.

Man schrie nach Natur. Corneille streckte sich überall ins Grandiose, Racine verkörperte zu gelehrig das Gebot einer aristokratischen Poetik étudiez la cour. Lessing hat kein Werk des jüngeren Sterns zu besprechen, beschränkt sich auf Seitenhiebe gegen „die gesetzmäßigsten Ausgeburten eurer correcten Racinen“ und fühlt auch deshalb weniger Reiz mit Racine anzubinden, weil dieser nur ein falsches Muster, aber nicht zugleich ein falscher Lehrer ist wie Corneille und Voltaire. Diejenigen waren die erwünschtesten Gegner, welche ihm praktisch und theoretisch zeigten, Frankreich habe keine wahre Tragödie. Corneille ließ sich als eine geschlossene Persönlichkeit leicht stellen: man brauchte nur seine Glossen mit dem aristotelischen Text zu vergleichen. Voltaire mußte hin und her bis in ferne Schlupflöcher verfolgt werden; ein erlesenes Jagdvergnügen für Lessing, der eine alte, kürzlich in Berlin wieder in frische Erinnerung gebrachte Rechnung mit Meister Arouet zu begleichen hatte. Voltaire wäre gern der Reformator des französischen Theaters geworden, war aber zu sehr ein zweideutiger Praktikenschreiber, zu wenig ein ursprünglich schöpferisches Talent und unbewußt viel zu fest in den Überlieferungen befangen um über halbe Ansätze hinauszukommen. Er kannte die englische Bühne. Daß er Addison so laut lobt, daß er Shakespeare oft so frech tadelt, ist nur Spiegelfechterei. Shakespearomane wie Gerstenberg und Herder, Shakespeareverehrer wie Lessing konnte ein gleich Voltaire gebildeter und

beanlagter Franzoſe nie werden, doch echter als ſein den Pariſer Anſprüchen anbequemtes Schimpfen war in ihm die Bewunderung für „Julius Caeſar," für „Hamlet" oder „Othello." Die ancienne tragédie kurzweg zu verdammen konnte ihm nicht einfallen, aber er ſetzte ihr mit ſchielendem Lob und ſauerſüßem Tadel von allen Seiten zu und wich in Praxi ſchon ſeit dem „Oedipus", wie ein Vergleich mit Corneille zeigt, von ihr ab. Er preiſt die Einheiten als weiſe Theaterregeln, das Genie der franzöſiſchen Sprache als klare Eleganz, er ſchmäht Shakeſpeare, aber er empfindet keine heilige Scheu vor antiker und claſſiſcher Tradition, er verwirft das ewige Einerlei dieſes Theaters, die hohe Declamation Corneilles und die zu ſchwachen Töne Racines und macht ſelbſt bei Shakeſpeare offene oder verſteckte Anleihen. „Eure unregelmäßigſten Stücke" ruft er, den Kern der Frage treffend, den Engländern zu „haben ein großes Verdienſt, das der Handlung", während die franzöſiſchen Stücke, ohne Handlung und Anſchauung, oft nur fünfſtündige Converſationen ſeien. Wie billig lautet ſeine Erklärung, er wolle durchaus nicht den engliſchen Geſchmack verdammen; jedes Volk habe ſeinen eigenen Charakter: „nicht für König Wilhelm ſchrieb Racine die „Athalie," ſondern für Frau von Maintenon und die Franzoſen . . . man muß ſeiner Nation gefallen." Voltaires Vorreden und die Noten zu Corneille predigen auch dem, der bei ihm nicht zwiſchen den Zeilen zu leſen gelernt hat, den Bruch. In ſeinen Stücken treibt er Compromißpolitik. Er läßt ſich zum Bürgerlichen nieder, führt franzöſiſche Geſchlechter vor, verfolgt neue geiſtige Tendenzen, ſiedelt die vornehme Tragödie bei ſchlichten Ghebern und Skythen an, läßt ſie mit ganz neuer Extenſivität auch nach China und Amerika ſchweifen, beſchäftigt das Auge mehr, lockert die Binden der Convention, beſchränkt die obligate Liebe, fügt zu der grandeur romaine des Corneille und der Racineſchen tendresse neue ſchärfere Figuren und reichere Motive, läßt es an Tact nirgends fehlen, kurz er thut vielerlei und doch nicht genug, weil ihm der poetiſche Götterfunke und der männliche Muth abgehn. Was der Kritiker Voltaire z. B. gegen den „Eſſex" des kleinen (Thomas) Corneille vorgebracht, konnte Leſſing außer den chronologiſchen Chicanen und ein paar Einzelheiten herübernehmen, aber dem Tragiker hat er zugeſetzt wie niemand.

Das Hamburger Theater ließ ſich das Prunkſtück „Semiramis"

nicht entgehen, das 1748 die Zuschauer endlich von der eingeengten Pariser Bühne vertrieben hatte. Place à l'ombre! Ganz richtig sah Voltaire in dem schmalen Raum einen Hauptgrund der handlungslosen Redereien. Er arbeitete nun mit großen Versammlungen und wagte es in seinen Stücken Geister und Leichen vor ein witzelndes Parterre und nervenschwache Damen zu führen. „Semiramis" beruht nicht nur in ihren Voraussetzungen und Verwicklungen auf dem „Hamlet", sondern der vergiftete König Ninus seufzt wie der Ghost unter der Erde und präsentirt sich im 3. Act am hellen Tage in einem überfüllten Saal, spricht auf dringende Zurufe (parle-nous und parle) einige höchst schwächliche Alexandriner und entschwindet, ohne daß die Leute eine tiefere Bewegung spüren. In der beigegebenen Abhandlung liefert Voltaire eine ganz verlogene, parodistische Analyse des „Hamlet", den er die Frucht der Phantasie eines betrunkenen Wilden nennt, bezeichnet aber die Erscheinung des alten Hamlet als einen der packendsten Theatercoups. Über seine ganz verfehlte Nachahmung lachte schon Friedrich der Große, Haller fand das Ganze unwahrscheinlich und zur Parodie reizend — sie blieb in Paris nicht aus —, Voltaire selbst that sich im Grunde auf Nini Geist nicht viel zu Gute. Lessing zeigt in der großartigen Confrontation zwischen Shakespeare und Voltaire die furchtbare Abgeschmacktheit dieser Erscheinung, um wundervoll darzulegen, warum im „Hamlet" das Haar auch des ungläubigsten Zuschauers sich sträube. „Ich kenne nichts frostigers als dieser Schatten" schreibt Herder im Reisejournal. Lessing las in der ruhmredigen Abhandlung weiter, wo die französische und die griechische Tragödie mit einander verglichen werden, und widerstand dem Kitzel nicht, den behaupteten Vorzügen geschickter Exposition, freier Erfindung, kunstreicher Scenenverkettung parodistisch eine weitere Reihe der schönen Sachen anzuhängen, welche die Griechen von den großen Modernen profitiren könnten. Die Prahlereien des hinterhaltigen Voltaire machten die tödtliche Vergleichung seiner Geschöpfe mit denen der Alten und Shakespeares zur verdientesten Strafe. Konnte Lessing im achtzehnten Jahrhundert keinen La Harpe hindern bogenlang den „Sturm" auszuhöhnen und die thurmhohe Überlegenheit Orosmans über Othello weitschweifig zu erweisen, so wiederholen heute unparteiische Franzosen Lessings Messungen als die Thaten eines kritischen „Meisters", nicht

eines beſtochenen „Advocaten“. Voltaires ſchönſtes Drama iſt gewiß die „Zaïre“, und Leſſing ſelbſt benutzte Züge daraus für ſeinen „Nathan“. Der glühende Eifer des greiſen Luſignan, der Kampf der Heldin zwiſchen Liebe und Familienpflicht, Muhammedanismus und Frankenthum ergreifen uns noch heute. Dramatiſches Leben und eine ſeltene Eleganz der Form ſind dem Stück ſo wenig zu beſtreiten wie der von Leſſing an „Alzire“ gerühmte Tact in der Behandlung der Religion auf der Bühne. Trotz einigen Stockungen ſteigt die Handlung kräftig empor. Liebesreden (wie die einfache Frage Zaïre, vous m'aimez und das ſchlichte Aparte Dieu! si je l'aime, hélas!) durchbrechen mehrmals angenehm die hergebrachte Manier, denn Voltaire hat hier gezeigt, daß er nicht nur die chriſtlich frommen, ſondern auch die verliebten Leute Corneilles verbeſſern könne. „Zaïre“, frei erfunden, wagt zum erſten Mal die Namen franzöſiſcher Adelsgeſchlechter zu gebrauchen und einen Sultan nach Saladins Muſter duldſam und hochherzig zu zeichnen. Die Scene 5, 9 widerſetzt ſich allem Herkommen des Claſſicismus: im Dunkel lauert Orosman, der Zaïrens Bruder für ihren begünſtigten Liebhaber hält, auf die Meineidige und ſticht ſie vor unſern Augen nieder. Mit ein paar Worten vollzieht ſich die Entdeckung des ſchrecklichen Misverſtändniſſes: Nereſtan erſcheint — Regarde-la, te dis-je — Ah! que vois-je? ah, ma soeur — Sa soeur?! Orosman büßt ſeine raſche That nach einer edlen Rede durch Selbſtmord. Freilich ſchließt der ganze Stil die wahren Naturlaute aus, und die Charakteriſtik hat ſtarke Schattenſeiten: die junge Chriſtin macht aus dem Chriſtenthum keine Herzensſache, der miſerable Corasmin fällt gegen ſein Vorbild Jago ſchmählich ab, und Orosman ſchwankt zwiſchen gelaſſener Milde und jäher Leidenſchaft. Jedenfalls iſt er ein ſehr zahm gewordener Othello. Es war Leſſing nicht ſchwer gemacht den Türken Voltaires mit Hilfe des eiferſüchtigen Mohren von Venedig abzuthun, und die Angriffe des Holländers Duim, der noch dazu ein elendes Concurrenzſtück geſudelt hatte, weitläufig zu citiren hätte er ſich ſparen können. Beſonders ſtolz war Voltaire auf ſeine Behandlung der Liebe. Damen hatten ihn gebeten der „großen Leidenſchaft“ in einer Tragödie den Mund zu löſen; Voltaire bemühte ſich ſein Beſtes zu geben und ſagte in der Vorrede, er habe die Liebe ſo zart wie nur möglich reden laſſen. Als er Corneilles und Racines Manier

tadelte, ſtellte er die Forderung auf: die Liebe ſei dann eine der Tragödie würdige Leidenſchaft, wenn ſie tragiſch, hitzig, raſend, grauſam, verbrecheriſch, ja gräßlich auftrete, „nur ja nicht galant.“ So ein Brief; aber die unſelige Neigung in gedruckten Worten zu ſchielen hatte ihn verführt, gegen die Engländer ſeine Landsleute als „Lehrer der Galanterie“ zu rühmen und ſich zu brüſten: „Unſere Liebenden ſprechen verliebt und eure vorderhand nur poetiſch.“ Um ſo weniger darf er ſich über Leſſings neue beredte Vergleichung beſchweren: „Die Liebe ſelbſt hat Voltairen die Zayre dictirt, ſagt ein Kunſtrichter artig genug. Richtiger hätte er geſagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe ſelbſt arbeiten helfen, und das iſt Romeo und Juliet, vom Shakeſpeare. Es iſt wahr, Voltaire läßt ſeine verliebte Zayre ihre Empfindungen ſehr fein, ſehr anſtändig ausdrücken; aber was iſt dieſer Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinſten geheimſten Ränke, durch die ſich die Liebe in unſere Seele einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die ſie darin gewinnt, aller der Kunſtgriffe, mit denen ſie jede andere Leidenſchaft unter ſich bringt, bis ſie der einzige Tyrann aller unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird? Voltaire verſteht, wenn ich ſo ſagen darf, den Kanzleiſtil der Liebe vortrefflich, das iſt diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn ſie ſich auf das Behutſamſte und Gemeſſenſte ausdrücken will, wenn ſie nichts ſagen will, als was ſie bei der ſprödeſten Sophiſtin und bei dem kalten Kunſtrichter verantworten kann. Aber der beſte Kanzeliſte weiß von den Geheimniſſen der Regierung nicht immer das Meiſte; oder hat gleichwol Voltaire in das Weſen der Liebe eben die tiefe Einſicht gehabt, ſo hat er ſie wenigſtens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht iſt weit unter dem Dichter geblieben.“ Ganz ähnlich fragt Herder: „Zayre iſt ein Stück der Liebe? ja, aber nicht die erſten Auftritte, nicht die Complimente. Auf die franzöſiſche Liebe gerechnet: ſie ſind Galanterie“; doch fand er manche Scenen rührend, und auch Leſſing iſt viel milder als bei der „Semiramis.“

Dagegen war die „Merope“ als Tragödie ohne Liebe außer der Mutterliebe berühmt. Friedrich II. ſchätzte ſie vor allem. Und ihre Wirkung kann weder excluſiv noch flüchtig geweſen ſein, denn das Stück wurde während der franzöſiſchen Revolution verboten, weil man von ſeinen beredten Trauer- und Sehnſuchtslauten eine gefährliche

royaliſtiſche Aufregung befürchtete. Erzählt uns das Alterthum von dem großen Erfolg, den die euripideiſche Behandlung deſſelben Stoffes in einem verlorenen „Kresphontes" gefunden, ſo glaubte Voltaire ſich brüſten zu dürfen, er habe den Athener nicht bloß erſetzt, ſondern weit überholt. Mit großer philologiſcher Gelehrſamkeit, obwol nicht ohne neuerdings berichtigte Verſehen geht Leſſing auf die antike Tradition ein, reconſtruirt mit Hygins Hilfe den „Kresphontes" und überführt ſeinen Gegner der ſchlimmſten Misverſtändniſſe. Er, den Voltaire der Unehrlichkeit beſchuldigt und damit auf immer für eine amtliche Stellung in Berlin unmöglich gemacht hatte, darf ferner hier die perfideſten Ränke aufdecken und den Franzoſen als Lügner brandmarken. Die ungemein überſchätzte, immer wieder aufgelegte „Merope" des Italieners Scipio Maffei hatte den Anſtoß und die Grundlage für Voltaires viel bedeutendere Schöpfung gegeben. Ebenſo keck, wie Voltaire ſeinen „Mahomet" einem freiſinnigen Papſt zueignete, widmete er die „Merope" dem Maffei. Der lange Begleitbrief war ein Scheinlob für den Vorgänger, eine Reclame für Voltaire. Weiter ſchrieb er an Brumoy, Brumoy an Tournemine, Tournemine an Brumoy, und dies ganze wolberechnete ſchmeichelnde Geſchreibſel wurde dem Publicum vorgelegt. Nicht genug: mit einem wahrhaft diaboliſchen Raffinement, wie es nur Voltaires litterariſche Händel zeigen, ließ der Dichter einen gewiſſen de la Lindelle ſich darüber äußern, daß Voltaire den Maffei viel zu ſehr, ſich ſelbſt viel zu wenig gelobt habe, und tüchtig auf den armen Scipio losſchlagen. Edelmüthig wies nun Voltaire einige Schroffheiten ſeines Verehrers gegen Maffei zurück. All dieſe Schliche verfolgt Leſſing mit Behagen, bis er die letzte Karte ausſpielt: Voltaire und de la Lindelle ſind eine und dieſelbe Perſon! Auch den berühmten Vorgang, daß bei der Meropeaufführung zum erſten Male der Dichter gerufen worden und erſchienen war, macht er ſich mit einer gewiß ungerechten Auslegung zu Nutze: es war eine Ehrenbezeigung, keine niedrige Neugier die Perſon des Autors zu ſehen. Und wenn Voltaire ein der boshafteſten, verächtlichſten Winkelzüge fähiger Intrigant war, wenn auch ſeine Eitelkeit keine Grenzen kannte, ſo focht das die unläugbaren Verdienſte der „Merope" im Grunde wenig an. Leſſing läßt kein gutes Haar an ihr. Die Halbheit der Voltaireſchen Reform bietet ihm der wunden Punkte genug, und gerade die vermittelnden

Kniffe eines klugen Poeten, der sich einem mächtigen System nicht entwinden kann und nach schlauen Escamotagen sucht, sind der „Dramaturgie" zum blutigen Opfer gefallen. Die Beweisführung, wie hohl diese Zeiteinheit, wie lächerlich diese eingebildete Ortseinheit sei, bildet einen der spielendsten Triumphe Lessingscher Polemik. Voltaire war ein Meister des höhnischen Tones; ihn selbst aber hat niemand so tödtlich, und zwar ohne aus dem Busch heraus vergiftete Pfeile zu schießen, verhöhnt als sein junger Berliner Schreiber, dessen „Dramaturgie" man ihm nun boshaft ins Haus schickte. Immer bleibt Lessing in den Grenzen des Sachlichen, zu jedem Angriff boten Voltairesche Zeilen die Handhabe, und die unermüdlichen, bis zuletzt so frischen Proteste gegen seine Technik der Einheiten trafen mit dem einzelnen einen ganzen Stil. Nach dieser Meropekritik verstummte das Gesetz:

Qu'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli.

Man blieb sich der unschätzbaren Vortheile möglichster Concentration im Drama bewußt, aber man berechnete ein Drama nicht mehr nach dem Stundenzeiger und wechselte lieber den Schauplatz von Act zu Act, ja auch im Aufzug, als einen imaginären Ort zu suchen und Personen da zu postiren, wo sie nichts zu thun haben.

Da die „Regeln" sich als heilige Gebote der Antike gebärdeten, war es nöthig neben der französischen Praxis auch der Theorie den Puls zu fühlen. „Ein Anderes ist, sich mit den Regeln abfinden, ein Anderes, sie wirklich beobachteu. Jenes thun die Franzosen, dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben."

Äußerlich und pseudaristotelisch war die ganze Pariser Regelmäßigkeit, gipfelnd in den „drei Einheiten" (action, jour, lieu). Von der Ortseinheit sagt Aristoteles keine Silbe; auch zeigen Beispiele des Aischylos und Sophokles, daß von dem im griechischen Bühnenwesen begründeten Brauch mitunter abgewichen wurde. Über die Dauer der Handlung trägt er keine Regel, sondern nur die Beobachtung vor, dem Epos eigne ein weiterer Zeitraum als dem Drama, das sich womöglich auf einen Sonnenlauf beschränke. Lessing fragt nach dem Grunde dieser Erscheinung und findet ihn im antiken Chor. Seine Motivirung, wie sie kurz vorgetragen wird, daß sich eine Menge nicht weit und lang

von Hauſe entferne, klingt zu nüchtern und erinnert faſt an Gottſcheds Deutung der Einheiten. Im Kern richtig, bedarf ſie der Ergänzung durch W. Schlegels geiſtvolle Auseinanderſetzungen über das Weſen des Chors und die Stetigkeit der Handlung wie über das freie Maß der poetiſchen, nicht bürgerlichen Zeit. Und von G. Freytag iſt verſtändig auf das Decorationsweſen im großen Dionyſostheater hingedeutet worden. P. Corneille hat einen ſeiner vielberufenen Trois discours den Einheiten gewidmet und windet ſich verlegen durch das Geſtrüpp dieſer Regeln, die er nur widerwillig adoptirt hatte. Das Ideal, die Handlung im Stücke genau mit dem Ausmaß der Vorſtellung zuſammenfallen zu laſſen, ſchien in den ſeltenſten Fällen erreichbar; wenn man jedoch den Tag zu vierundzwanzig Stunden rechnete und noch eine Zuwage von einem Halbdutzend erlaubte, ſo nannte man das s'accommoder avec Aristote. Den Ort betreffend geſtand Corneille bei Ariſtoteles und Horaz keine Vorſchrift zu finden, aber er forderte dieſe Einheit mit dem unlogiſchen Schluß, daß ſonſt eine Seite des Theaters Paris, die andre Rouen vorſtellen könne. So lebhaft erinnerte man ſich noch der frühern naiven Reiſen über die Bühne. Corneille verficht nun die „unverletzlichen" Regeln, indem er ſie „nach ſeiner Weiſe auslegt": fünf Acte können wol einmal fünf Tage dauern, der Schauplatz darf wol einmal nicht bloß ein Saal, ſondern auch ein Schloß, ein Stadttheil, eine ganze Stadt, ja gemäß der Zeiteinheit ein binnen vierundzwanzig Stunden zu durchmeſſendes Gebiet ſein. Dies noch bei Voltaire ſo befremdliche Sichabfinden mit falſchen Regeln wurde von Leſſing über den Haufen gerannt. Auf Corneilles Abhandlungen nimmt er Rückſicht, ohne ſie ſtets zu citiren, leider auch ohne ſie im Zuſammenhang mit andern Auseinanderſetzungen zu betrachten, denn er iſt im Voltaire beſchlagener als im Corneille und hat die mühſam abgefaßten Discours irrig als die letzte Beſiegelung ſeiner Grundſätze nach allen Dramen datirt.

Die franzöſiſche Poetik forderte ihn heraus den großen Fragen des Dramas auf den Grund zu gehen. Eine periodiſche Theaterſchrift kann kein Syſtem ſein, erinnert Leſſing ſeine Leſer. „Ich bin alſo nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulöſen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer ſich weniger zu verbinden, ja wol gar ſich zu widerſprechen ſcheinen: wenn es denn nur Gedanken ſind, bei welchen

sie Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts als fermenta cognitionis ausstreuen." So finden wir keine abgerundete Theorie etwa des bürgerlichen Dramas, aber fruchtbare Discussionen mit dem „besten französischen Kunstrichter" Diderot über die Zufälligkeit des Ständischen, die Klippe der vollkommenen Charaktere, die schon für den „Laokoon" als eine Gefahr notirt war, und anderes mehr. Wir finden keine erschöpfende Theorie des Lustspiels, aber außer vielen einzelnen Beiträgen und Excursen eine Darlegung über den Zweck des Lustspiels. Lessing bekämpft die alte Philisterlehre, die Komödie bessere durch die Verlachung von Gebrechen und Untugenden. Die Komödie sei keine Arznei; „Der Geizige" brauche keinen Filz zu heilen. Lachen, nicht verlachen! Aber das moralisirende Jahrhundert öffnet der ausgetriebenen Tugend auch in der „Dramaturgie" sogleich ein Hinterpförtchen: der Gegner der platten Moralisten wie der finstern Theaterfeinde kann sich nicht entschließen ein bloßes Ergetzen zu behaupten und in der Kunst nur mit der Kunst zu rechnen, also nennt er das Erkennen des Lächerlichen die Hauptsache. Das Lustspiel ist keine Arznei, aber ein Präservativ; es heilt nicht, aber es erhält uns gesund. Lessing, der sich einmal lebhaft gegen die Auffassung des Theaters als einer Tugendschule wendet, hat doch als Theoretiker dieser Anschauung nicht ganz entsagt.

Viel umfassender und tiefer sind seine Erörterungen der Tragödie. Die Franzosen stützten sich auf falsche, unantike Regeln; Lessing glaubt ewige Grundgesetze im echten Aristoteles zu finden, dessen fragmentarische „Poetik" er selbständig zu bearbeiten gedachte. „Ich gehe" schreibt er im November 1768 an Mendelssohn „in allem Ernst mit einem neuen Commentar über die Dichtkunst des Aristoteles, wenigstens desjenigen Theils, der die Tragödie angeht, schwanger." Aristoteles war diesem so wenig autoritätsgläubigen Forscher eine Autorität, seine aus den griechischen Musterdramen abstrahirte Lehre ein Kanon. Lessing erklärt schließlich ganz orthodox, er halte die „Poetik" für ebenso unfehlbar wie die Elemente des Euclid und getraue sich besonders von der Tragödie unwidersprechlich zu beweisen, „daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich ebenso weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen." Dennoch konnte auch einer solchen Rechtgläubigkeit, die übrigens rhetorisch aufträgt, unmög-

lich verborgen bleiben, daß die antike Tragödie und die Charaktertragödie Shakespeares einander nicht decken, daß die abrollende Handlung jener mit der Entwicklung in dieser nicht congruirt, daß dort das Typische, hier das Individuelle der Figuren überwiegt und der Zusammenhang zwischen den Begebenheiten, die dort mehr Ereignisse, hier mehr Thaten sind, und dem Charakter des Protagonisten beide Male ebenso verschieden ist wie die Auffassung von dem, was man schief die tragische Schuld nennt. Lessing selbst geht in „Emilia Galotti" entschieden auf das Charakteristische der modernen Poesie aus und bezweckt einen Causalzusammenhang der Facta und der Charaktere. Der gegen die Scheidung Diderots zwischen komischen „Arten" und tragischen „Individuen" gerichtete Einwurf „Die Charaktere der Tragödie müssen ebenso allgemein sein, als die Charaktere der Komödie" ließe sich in seinem Sinn auch umdrehen: die Charaktere der Tragödie müssen zwar symbolisch, aber doch zugleich individuell sein. Und der Gegensatz, die Komödie lege das Hauptgewicht auf die Charaktere, die Tragödie auf die Situationen, besagt nichts anders, als daß ein tragischer Charakter sich nur unter gewissen gegebenen Bedingungen tragisch auswachsen kann, komische Situationen aber von komischen Charakteren abhangen. Etwas ausschließendes will er natürlich nicht behaupten, denn „Situationslustspiel" und „Charaktertrauerspiel" sind jedem geläufige Begriffe. Wenn daher Schiller mit der Ansicht des „Höllenrichters" Aristoteles, im Trauerspiel seien die Begebenheiten alles, den Nagel auf den Kopf getroffen findet, so hören wir den Dichter des „Wallenstein", der „Maria Stuart", der „Braut von Messina", aber keinen erschöpfenden Herold des modernen Dramas. In derselben Zeit erklärt Schiller auf Grund der „Dramaturgie", aus welcher seine Aesthetik wie aus dem „Laokoon" reiche Belehrung geholt hatte, Lessing für den liberalsten deutschen Kunstkritiker. Wirklich kann kein Satz liberaler sein als dieser: „Nicht jeder Kunstrichter ist ein Genie, aber jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter." Während die abgelebte Poetik, den angeborenen Schöpferdrang nur beiläufig erwähnend, die Dichter in die Schule schickte und ihnen den Zaum lederner Einzelregeln anlegte, sah Lessing ganz davon ab dem angehenden Tragiker etwa einen Band Aristoteles in die Hand zu drücken. Im Gegentheil will er sein Lehrbuch bei Seite schieben, wenn ein Genie zu höhern Zwecken die Grenz-

linien der Gattungen in einander fließen läßt. Das Genie, meint er, braucht tausend Dinge nicht zu wissen, die ein Schulknabe weiß, denn sein Reichthum ruht nicht in den erlernten Kenntnissen, sondern in eigenster Schöpferkraft. Genie ist vor Regel, und die Regel kommt vom Genie. Seit Young tobte die junge Generation: Krieg den Regeln! Hamann und Herder hatten gesprochen. Gerstenbergs „Briefe" schienen in Deutschland einen Sturmlauf anzukündigen, der denn auch nicht ausblieb. Lessings Hieb gegen das jetzige Geschlecht von Schriftstellern, deren Kritik in der Verdächtigung aller Kritik bestehe, ist besonders auf Gerstenberg gemünzt. Diesen Tumultuanten, welche in demselben Athem Genie und Regel für eins nahmen und doch über die Unterdrückung des Genies durch das Regelbuch klagten, erwidert Lessing, Genie lasse sich überhaupt nicht unterdrücken, am wenigsten durch etwas aus ihm selbst Hergeleitetes. Verwerfe man mit der französischen Regel alle Regel als pedantisch, so laufe man Gefahr die ganze Tradition der Kunst zu verscherzen, und jeder Dichter werde von unten auf erfinden müssen. In diesem Sinne stützt sich Lessing, das Pseudaristotelische vernichtend, auf aristotelische Grundsätze. Er trägt auch hier freiere Ansichten über die „Nachahmung" vor. Er verwirft ausdrücklich die Zumuthung, das Trauerspiel solle eine Lehre darstellen wie die Fabel. Selbstverständlich ist ihm die Einheit der Handlung, daß nämlich alle Bestandtheile derselben zu einem Zwecke zusammenstimmen. Er interpretirt des Aristoteles Definition der Tragödie, eine Definition, die schon ein langes Martyrium hinter sich hatte und schwerlich schon am Ende ihres Leidensweges steht, da trotz dem philologischen Befund ein Aesthetiker lieber fragt, ob Aristoteles' Deutung mit der seinigen übereinstimme, als ob man die aristotelische Deutung richtig verstanden habe.

Aristoteles definirt: „Es ist die Tragödie die Nachbildung einer gewichtigen und ernsten Handlung, welcher Größe innewohnt, in geschmückter Rede .... durch Agirende nicht in epischer Erzählung, mittelst Mitleid und Furcht die Katharsis dieser Affecte bewirkend." Diesen nüchternen Satz umzingelt eine unabsehbare Litteratur, worin sich Gelehrsamkeit und Unwissenheit, Schärfe und Faselei aufs wunderlichste zusammen finden. Die ganze Schwierigkeit liegt in dem letzten Glied, obwol auch das Vorausgehende allerlei Misverständnissen ausgesetzt war. Uns kann es lediglich darauf ankommen, welche herrschenden

Irrthümer Leſſing zu bekämpfen hatte, wodurch er die Löſung förderte und worin die ſpätere Forſchung ihn ſelbſt berichtigen mußte. Leſſing ſtand den Franzoſen gegenüber, welche mit ihrem Dolmetſch Dacier φόβος als terreur faßten, ſo gut wie die Deutſchen mit ihrem Überſetzer Curtius „Schrecken" ſagten. Und Corneille, dem die richtige Deutung crainte nicht fremd iſt, hat ſich weder theoretiſch noch praktiſch von dem „Schrecken" befreit, ja ſeine Erklärung der Stelle iſt eine der allerconfuſeſten. Leſſing widerlegt ihn ſehr glücklich. Erſtens gehört der „Dramaturgie" das Verdienſt jenes falſche „Schrecken" endgiltig beſeitigt zu haben, nachdem ſie ſelbſt trotz Leſſings Entdeckung im alten Briefwechſel mit Moſes bis zu einem beſtimmten Punkt den irrthümlichen Ausdruck fortgeſchleppt hatte, der Leſſingen ſogar in den „Collectaneen" noch einmal entſchlüpft. Zweitens — il est aisé de nous accommoder avec Aristote — fälſchte man die kleine Partikel „und" und meinte, eines von beiden, φόβος oder ἔλεος, genüge. Drittens nahm Corneille die Katharſis für eine purgation des passions überhaupt, indem der Zuſchauer von allen in den Tragödien vorgeführten Leidenſchaften gereinigt werde: „Das Mitleid mit dem Unglücke, ſagt er, von welchem wir unſers gleichen befallen ſehen, erweckt in uns die Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne; dieſe Furcht erweckt die Begierde, ihm auszuweichen; und dieſe Begierde ein Beſtreben, die Leidenſchaft, durch welche die Perſon, die wir bedauern, ſich ihr Unglück vor unſern Augen zuziehet, zu reinigen, zu mäßigen, zu beſſern, ja gar auszurotten; indem einem jeden die Vernunft ſagt, daß man die Urſache abſchneiden müſſe, wenn man die Furcht vermeiden wolle"; wonach alſo ein Eiferſüchtiger in den „Othello", ein Ehrgeiziger in den „Macbeth" zur Reinigung geſchickt werden müßte. Dem entgegen verbindet Leſſing „Mitleid und Furcht" aufs engſte, definirt die Furcht als das auf uns ſelbſt bezogene Mitleid oder Mitleiden und ſieht richtig, daß die Katharſis mit den vorgeſtellten Leidenſchaften nichts zu thun hat. Aber einerſeits beirrt ihn ein falſches „ſondern" im Anfang der fraglichen Schlußworte, das er nicht ſtreicht, ſondern ſcharf- und ſpitzſinnig interpretirt, andererſeits, und das iſt viel erheblicher, überſetzt er τῶν τοιούτων παθημάτων nicht mit „dieſer Affecte" (d. h. des Mitleids und der Furcht), ſondern, allzu klug einen tiefen Sinn im Sprachgebrauch witternd, mit „dieſer und dergleichen"

und gesellt zu Mitleid und Furcht alle philanthropischen Regungen. Er läßt nun sehr subtil eine gründliche gegenseitige „Reinigung" unter allen Angehörigen dieser von Mitleid und Furcht geführten Sippschaft vor sich gehen, spricht zwar mit einer Abstellung der beiden Extrema Zuviel und Zuwenig einen fruchtbaren Gedanken aus, fällt aber durch seine unglückliche „Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten" in den Verdacht der Moralisterei und hat leider, obwol er die aristotetische „Rhetorik" heranzieht, eine für die richtige Interpretation der „Katharsis" unentbehrliche Stelle der „Politik" außer Acht gelassen. Nicht vergessen, denn er spielt mitten in seinem Excurs darauf an, nur ohne genauer nachzuschlagen; aber es ist sehr fraglich, ob eine neue Überlegung der jedenfalls von ihm bereits überlegten Worte seine Auffassung der Katharsis — Reinigung umgestoßen haben würde. „Aristoteles verspricht am Ende seiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenschaften durch die Musik redet, von dieser Reinigung in seiner Dichtkunst weitläufiger zu handeln".

Diese ausführlichere Definition ist uns im zweiten Buche der „Poetik" verloren gegangen; aus der Stelle der „Politik" und aus späten Nachklängen aristotelischer Lehren hat aber Jacob Bernays eine glänzende Aufklärung über das geschöpft, was Aristoteles unter tragischer Katharsis verstand. Ein kleiner Irrthum im Sprachgebrauch und eine effectvoll kühne Übertreibung gegen die Kunstmoralisten schmälert sein Verdienst so wenig, als die flüchtige Priorität einzelner Interpreten oder irgend eines versprengten Aesthetikers (z. B. des Batteux) den Fund und seine bewundernswerthe Ausbeutung herabdrücken kann. Aristoteles ist von der Medicin ausgegangen, wie schon Platon medicinische Erleichterung aesthetisch auf die Affecte anwandte, und er hat die beruhigende Wirkung gewisser die Nerven erregender Musik auf Menschen, die zur Verzückung neigen, beobachtet: „gleichsam als hätten sie ärztliche Kur und Katharsis erfahren". Katharsis ist also klärlich ein aus der Pathologie übertragener Ausdruck und nicht mit Reinigung, sondern etwa mit „Entladung" wiederzugeben. Die Purgation des Corneille scheint fast zu einer Purganz herabzusinken. Doch muß eine solche Entladung „lustvolle Erleichterung" sein um ein „unschädliches Vergnügen" zu gewähren: die Tragödie erregt unser Mitleid und unsere Furcht um diese Affecte lustvoll, erleichternd zu

entladen. Sehr schön sagt Goethe in frappanter, unabhängiger Übereinstimmung mit Aristoteles an einer Stelle der „Wanderjahre" (18,211): „Hier nun konnte die Poesie abermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik, heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt." Die künstlerisch maßvolle Erregung der an sich unlustigen Affecte und das künstlerische Abschöpfen der geweckten und überquellenden Affecte wandelt Unlust in Lust, ohne daß die Moral und die sogenannte poetische Gerechtigkeit bemüht werden. Gewiß hat die knappe Definition des Aristoteles gar keinen sittlich-nützlichen Beigeschmack. Corneilles Besserung ist ihr untergelegt; Lessings „Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten" nicht minder; Schillers Mannheimer Abhandlung, worin die Schaubühne als moralische Anstalt zur Gehilfin von Polizei und Religion gestempelt wird, hat sich von aristotelischer Katharsis so weit als möglich entfernt. Aber ein anderes ist die Moral Gellerts, ein anderes die Ethik Goethes. Dieser, gereizt durch Nachwehen des philanthropischen, tugendpredigenden achtzehnten Jahrhunderts, sprach in einem trotz der grundfalschen Deutung befreienden Aufsatz zur „Poetik" das Schutz- und Trutzwort aus: „Keine Kunst vermag auf Moralität zu wirken; Philosophie und Religion vermögen dies allein", und Bernays versichert uns, daß Aristoteles dem Wort für Wort beigestimmt haben würde. Sein Aplomb leidet hier unter einer blinden Einseitigkeit, welche sowol den Aristoteles als Goethe verkennt, denn keiner von beiden hat einen bildenden, veredelnden, ohne einzelne Moralgebote sittlich erbauenden Einfluß der Künste auf den Menschen je geläugnet. Er thut auch unserm Dramaturgen zuviel mit der Anklage: „nach der Lessingschen Durchführung durch alle Stufen des zu vielen und zu wenigen Mitleidens und Fürchtens, dürfte man die Tragödie ein moralisches Correctionshaus nennen, das für jede regelwidrige Wendung des Mitleids und der Furcht das zuträgliche Besserungsverfahren in Bereitschaft halten müsse". Sehr wirksam gesprochen und auf einzelne Äußerungen der „Dramaturgie" wol anwendbar; denn es klingt hausbacken, daß Lessing, nachdem Herr Curtius von der Tragödie Stärkung der Menschlichkeitstriebe, Weckung von Tugendliebe verlangt, ruft: „welches Gedicht sollte das nicht?" und hausbacken dünken uns seine

„tugendhaften Fertigkeiten". Und wenn Leſſing im Drama ein „weſentlicheres" Vergnügen als die Anſchauung moraliſcher Sätze ſucht, wenn er nicht ohne weiteres mit Duſch das Schauſpiel als Ergänzung der Geſetze betrachten kann, ſo iſt es ihm doch eine „Schule der moraliſchen Welt" und „beſſern ſollen uns alle Gattungen der Poeſie", nur auf verſchiedene Weiſe. Dennoch kann es nur ein Zufall ſein, daß Leſſing in der Eile des Schreibens hier ganz bei Seite läßt, was er ſchon lang erfaßt hatte und was er nun bei ſeinem Satze von den Extremen hätte erneuern können. Ja erneuern müſſen; noch iſt nämlich die Frage nach dem in Furcht und Mitleid liegenden Vergnügen nicht völlig beantwortet. Schopenhauer, der die ariſtoteliſche Anſicht ſehr oberflächlich nennt, ſpricht ab ohne auch nur den Wortſinn zu prüfen. Mit einer Anſicht, welche im fünften Acte über die poetiſche Gerechtigkeit und ſittliche Weltordnung frohlockt, können wir uns auch nicht befreunden. Daß die Tragödie einen künſtleriſch adäquaten Ausdruck des Traurigen findet und den Menſchen erfreut, indem der Dichter des Gottes voll ſich redend erleichtert, wenn andere qualvoll verſtummen, erſchöpft die Luſt am Unluſtigen nicht, obwol nur die Kunſt und nicht ein gemeiner Realismus das κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς vollzieht und den Menſchen erhebt, wenn ſie den Menſchen zermalmt. Unſere Luſt am Trauerſpiel liegt in unſerer allgemeinen Aufnahmsfähigkeit und in unſerem Trieb alle in uns ſchlummerden Regungen zu bethätigen. Moſes hatte in der Schrift „Über die Empfindungen" mit einer du Bosſchen Erklärung der unluſtig-luſtigen Empfindungen, daß nämlich die Seele überhaupt nach Bewegung verlange, gerechnet. Als Leſſing 1756/57 im Briefwechſel die Anſichten ſeines Freundes über das Mitleid und die Illuſion revidirte und ſo den Anſtoß zu weiteren Studien Mendelsſohns gab, aber auch im Verein mit dieſem der Aeſthetik Schillers in die Hände arbeitete, da ſchrieb er die pſychologiſch tiefen Worte hin: „Darin ſind wir doch wol einig, liebſter Freund, daß alle Leidenſchaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabſcheuungen ſind? Auch darin, daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabſcheuung eines größern Grades unſrer Realität bewußt ſind, und daß dieſes Bewußtſein nicht anders als angenehm ſein kann? Folglich ſind alle Leidenſchaften, auch die allerunangenehmſten, als Leidenſchaften angenehm. Ihnen darf ich es aber nicht

erſt ſagen, daß die Luſt, die mit der ſtärkern Beſtimmung unſrer Kraft verbunden iſt, von der Unluſt, die wir über die Gegenſtände haben, worauf die Beſtimmung unſrer Kraft geht, ſo unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt ſind ... es bleibt nichts übrig als die Luſt, die mit der Leidenſchaft als einer bloßen ſtärkern Beſtimmung unſrer Kraft verbunden iſt."

Wie Bernays entbehren wir dieſe Gedankenreihe ungern in der „Dramaturgie", welche ihrerſeits die einſeitige Lehre des Briefwechſels über das Mitleid durch die Verkettung von Mitleid und Furcht weit überholt. Wir bemitleiden den Helden, wir leiden mit ihm. Mitleid, ſagte Mendelsſohn, iſt eine vermiſchte Empfindung, die aus der Liebe zu einem Gegenſtande und aus der Unluſt über deſſen Unglück zuſammengeſetzt iſt. Wir fürchten, denn wir beziehen das Mitleid auf uns ſelbſt; eine zu enge Auffaſſung, welche der in der antiken Tragödie wie im „König Oedipus" ſteigenden Furcht, es möchte ein Unheil geſchehen ſein, und der in der Shakeſpeareſchen Tragödie ſteigenden Furcht, es möchte ein Unheil geſchehen, ſowie der inneren Identification zwiſchen Held und Zuſchauer nicht ganz genügt. Schied man aber mit den Irrlehrern Mitleid oder Furcht, ſo war das Martyrium und das Mordſpectakel, der Engel und der Teufel auf der Bühne erlaubt. Setzte man für „Furcht" „Schrecken", d. h. die plötzliche, jähe, heftige Furcht, ſo war dem Craſſen und der wolfeilen, von den Alten wie von Leſſing verpönten Überraſchung Thür und Thor geöffnet. Mitleid und Furcht kann der Menſch nur in menſchlichen Tragödien empfinden. Das Trauerſpiel braucht nicht, wie Corneille behauptet, le caractère brillant et élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle. Wenn es nur die Pein unſchuldiger Tugend vorführt, wird es gräßlich oder wie die „chriſtliche Tragödie" froſtig und abſtoßend. Wenn es nur das ſchwarze Laſter malt, kann es keine Sympathie erwecken, und Leſſing würde „ſo einen abſcheulichen Kerl, ſo einen eingefleiſchten Teufel" gleich Weißes Richard III. recht gern mit eigenen Augen der Höllenfolter überantwortet ſehen. Dazu kommen andere triftige Forderungen an die Charaktere: ſie dürfen in den Hauptperſonen nicht gleichartig ſein, ſie müſſen ſteigen, nicht fallen, ſie bleiben ſich conſequent.

Leſſing faßt ſein giltiges Ideal des dramatiſchen Cauſalnexus

zwiſchen Fabel und Charakter dahin zuſammen: auf dem Theater ſollen wir nicht lernen, was dieſer oder jener einzelne Menſch gethan hat, ſondern was ein jeder Menſch von einem gewiſſen Charakter unter gewiſſen gegebenen Umſtänden thun würde. Die Tragödie iſt keine dialogirte Geſchichte; die Geſchichte iſt für die Tragödie nichts als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewiſſe Charaktere zu verbinden gewohnt ſind. Die Facta ſind zufällig, die Charaktere weſentlich. Daher darf der Dichter mit den hiſtoriſchen Begebenheiten frei umſpringen, nur die Charaktere ſind ihm heilig; ſie zu verſtärken, in ihrem beſten Lichte zu zeigen iſt alles, was er dabei von dem Seinigen hinzuthun darf. Auf dieſe Sätze über Drama und Hiſtorie möchte man erwidern, daß der frei ſchaffende Poet ſicherlich nicht im Dialogiren hiſtoriſcher Überlieferung ein Genügen und die Erfüllung dramatiſcher Geſetze findet, daß aber Leſſings Auffaſſung des Werdeproceſſes hiſtoriſcher Schauſpiele an Gottſcheb erinnert, der für eine nackt vorhandene Idee oder ganz allgemeine Fabel einen geſchichtlichen Anhalt ſuchte, zum Theil an ältere Überlegungen Leſſings ſelbſt, der mit Analogien arbeitete, Verpflanzungen vornahm, aus dem Weltgeſchichtlichen das „Bürgerliche" herausſchälte, große Überlieferungen adaptirte und die Politik über Bord warf. Die einfache Antitheſe von der Nichtigkeit der Facta und der Heiligkeit der Charaktere erweiſt ſich ſchon dadurch als unzureichend, daß gewiſſe große Ereigniſſe ſo gut wie gewiſſe große Perſonen hell und unabänderlich in dem Gedächtnis des Volkes fortlebend jeder Ummodelung trotzen und daß die dichteriſche Phantaſie ſich nicht bloß an leuchtenden Einzelfiguren ſondern auch an hervorſtechenden Geſchehniſſen entzündet. Weder den Perſonen noch den Factis gegenüber iſt der Dichter ein ſouveräner Beherrſcher der Geſchichte; andrerſeits läßt ſich ſein gutes Recht hiſtoriſche Facta und auch hiſtoriſche Perſonen frei umzuformen oder zu retouchiren kaum auf eine Formel bringen. Überhaupt dieſes Leſſingſche Herabdrücken der Facta und zugleich der Geſchichtſchreibung, die ohne pragmatiſchen Gehalt und geſchichtsphiloſophiſchen Gang zur Notizenſammlerin niederſinkt. Gegen den von Leſſing, Schiller und anderen Stimmführern angenommenen Satz des Stagiriten, die Tragödie ſei philoſophiſcher als die Geſchichte, verwahrt ſich jede tiefere Hiſtoriographie, und gegen Leſſings Verkennung des hiſtoriſchen Dramas ertönen Proteſte von

den „Perſern" an bis zum „Prinzen von Homburg." Obwol Leſſing ſelbſt in der nationalen Begeiſterung für de Belloy einen geſunden, beneidenswerthen Kern gefunden, läßt er es dann auch nicht für eine Nebenbeſtimmung des Theaters gelten das Andenken großer Männer zu wahren und meint ſeine Ausſperrung nationaler Großthaten und Helden mit dem geſchickten Satze zu beweiſen: es heiße die wahre Würde der Tragödie ſchmälern, wenn man ſie zu einem bloßen Panegyricus berühmter Männer mache oder gar den Nationalſtolz zu nähren misbrauche. Eine Nationaltragödie kann einen berühmten Mann nach den Geſetzen der Kunſt feiern ohne ein bloßer Panegyricus zu ſein und einen edlen Nationalſtolz ſchüren ohne einen eitlen zu entfachen. Das hat ſchon Aiſchylos in den ariſtophaniſchen „Fröſchen" großartig geprebigt. Aber wo ſah Leſſing den Nationalſtolz auf den Nationalbühnen einer Nation, der er den Namen einer Nation bitter abſprechen zu müſſen glaubte?

Als Leſſing im Frühjahr 1769 ſeine ſtockende „Dramaturgie" endlich abſchloß, war der Traum eines Hamburgiſchen Nationaltheaters längſt ausgeträumt. Schon Anfang December des erſten Jahres ſtand es, obwol der Beſuch des Dänenkönigs einen trügeriſchen Glanz verbreitet hatte, ſo ſchlimm um das junge Unternehmen, daß man die Vorſtellungen mit dem „Mahomet" abbrach und die Truppe nach Hannover gaſtiren ſchickte. Feindſelige Blätter erſchienen, die alles herunterriſſen und ſogar einem Ekhof vorwarfen, er „quarre" ſeine Rollen. Im folgenden Mai wurde ein neuer Anlauf verſucht, aber der Verfall war nicht aufzuhalten. Im November debutirten die Brandes und „Signor Carolo machte ſeinen Abſchiedsſprung", denn man griff zu unwürdigen Hilfsmitteln und die Zeitung meldete lockend, der ſpaniſche Equilibriſt, der ſich bereits an mehreren europäiſchen Höfen mit Beifall gezeigt habe, werde verſchiedene ſehenswerthe Kunſtſtücke produciren. Die Bühne Tellheims, das deutſche Nationaltheater, war zum Circus herabgeſunken. Am 25. November 1768 ſagte Madame Henſel ihre Abſchiedsverslein:

Iſt dies der Arbeit Frucht? Iſt dies der Sorgen Lohn,
Auf den die Schauſpielkunſt gehofft? ...

Vergebens hatte Frau Löwen am Schluß der ersten Saison in einer ironischen Dankrede dem Publicum zugerufen: „Ihr Deutschen, noch ein Wort: vergeßt uns Deutsche nicht!“ Die Hamburger liefen den Tragödien, Komödien und artigen Singspielen einer guten französischen Truppe zu, welche zweimal im alten Hause beim Dragonerstall gastirte. Ackermann übernahm sein Theater wieder; er durfte noch hoffen, denn sein Stiefsohn war zurückgekehrt, und Charlottens Talent blühte trotz den Zweifeln der Tageskritik verheißungsvoll auf; aber die andern Theilhaber der Entreprise fühlten sich tief beschämt. Seyler wurde ein wandernder Principal. Löwen zog nach Rostock und sagte der Bühne Ade, denn nie werde Deutschland die Hoffnung auf ein Nationaltheater erfüllt sehen. Höhnisch bat Lessing einen Berliner Freund, man möge ihn doch nach zwanzig Jahren an das Hamburger Theater erinnern: „wenn ich den Bettel nicht schon vergessen habe, so will ich Ihnen die Geschichte desselben haarklein erzählen. Sie sollen alles erfahren, was sich in der Dramaturgie nicht schreiben ließ. Und wenn wir auch alsdenn noch kein Theater haben, so werde ich aus der Erfahrung die sichersten Mittel nachweisen können, in Ewigkeit keines zu bekommen. — Transeat cum ceteris erroribus!“ Aber wie bitter auch der Dramaturg im letzten Stücke Hamburg denjenigen Ort nannte, wo das Ideal eines Nationaltheaters sich am spätesten verwirklichen werde, so finden wir Lessing doch nach einem Jahrzehnt lebhaft interessirt für die Bühne Schröders und bereit aus der Ferne den Theaterdichter Hamburgs abzugeben. Hamburg sah in seinen Mauern ein lebenskräftiges Theater, geleitet von einem großen Künstler, der zugleich ein großer Director war. Aus seiner Schule ging der treffliche Nachfolger F. L. Schmidt hervor. Heinrich Marr erhielt in Hamburg den alten gediegenen Stil lebendig, und das Thaliatheater zeichnete sich als Pflegestätte des feinen Lustspiels neben dem Burgtheater, dem es junge Talente heranbildete, aus. Aber 1767 und 1768 was für verfahrene, trostlose Zustände!

Diese Verhältnisse, so niederschlagend für Lessings hitzige Hoffnungen, wirkten natürlich stark auf die ganze Haltung der „Dramaturgie“, ihren Stoffkreis, ihre Disposition, ihren Ton ein. Die Kritik der Darstellung entfiel aus internen Gründen, wie wir wissen. Das hannöversche Gastspiel zwang ihn seine Materie so lange zu dehnen,

bis die Gesellschaft zurückkehrte, und schon im August 1767 versicherte er glaubhaft „diesen Wisch" sehr ungern zu „schmieren". Langsam und widerwillig lieferte er, ohne sich um die Termine zu kümmern, seine verspäteten Blätter. Immer eigenmächtiger verfuhr er, berichtete ganz nach Zeit und Lust, behandelte mehrfach den großen Dichter knapp und den kleinen weitläufig, arbeitete in bedrängten Stunden mit Citaten und Auszügen, gönnte sich bequeme Nachlässigkeiten des Gesprächs- oder Briefstils und hastete ungeduldig dem Schlusse zu. Die „Hamburgische Dramaturgie" ist kein einheitliches, Stück für Stück ausgeglichenes, wolberechnetes Kunstwerk. Trockene Partien folgen auf die lebendigsten farblose auf die glänzendsten, schwerfällige auf die elegantesten. Nie hat ein Journalist seinen Lesern so viel zugemuthet wie Lessing, der ihnen uralte Theorien interpretirte, wenn sie die Schaumkost der Theaterneuigkeiten begehrten. Eine Folge von Nummern hatte den „Grafen Essex" des Thomas Corneille ebenso frisch wie umsichtig behandelt, aber die Leute mußten doch erschrecken, wenn nach einiger Zeit eine neue Reihe dasselbe Thema wieder aufnahm und bogenlang über Banks und einen unbekannten Spanier (Coello) sprach. Die Analysen sind vortrefflich, journalistische Zugstücke sind sie gewiß nicht. Immerhin mochte der Essex-Stoff viele interessiren, und manche Wendungen gegen den Kritiker Voltaire gehören zu Lessings glücklichsten Einfällen, Ausführungen wie die über eine von Elisabeth dem Günstling verabreichte Ohrfeige zu seinen bestgeschriebenen Seiten. Aber wem war mit zwei langen Serien über die armseligen „Brüder" des Romanus und ihr Verhältnis zu Terenz nebst ein paar obligaten Sticheleien gegen Voltaire gedient? Diese Stücke wären in der alten „Theatralischen Bibliothek" am Platze; hier sind sie bloße Nothnägel und Lückenbüßer. Oder war die an sich beachtenswerthe und anziehende Abhandlung über die Namen in der alten Komödie irgend durch Plan und Ökonomie dieser dramaturgischen Blätter bedingt? Lessing wirft dem großen Publicum seine Verachtung ins Gesicht. Schon inmitten der Zeitschrift steht das vornehm schroffe Bekenntnis: „Wahrlich, ich bedaure meine Leser, die sich an diesem Blatte eine theatralische Zeitung versprochen haben, so mancherlei und bunt, so unterhaltend und schnurrig, als eine theatralische Zeitung nur sein kann. Anstatt des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine lustige oder rührende Romane gebracht,

anstatt beiläufiger Lebensbeschreibungen drolliger, sonderbarer, närrischer Geschöpfe, wie die sind, die sich mit Komödienschreiben abgeben, anstatt kurzweiliger, auch wol ein wenig scandalöser Anekdoten von Schauspielern und besonders Schauspielerinnen, anstatt aller dieser artigen Sächelchen, die sie erwarteten, bekommen sie lange, ernsthafte, trockne Kritiken über alte bekannte Stücke, schwerfällige Untersuchungen über das, was in einer Tragödie sein sollte und nicht sein sollte, mitunter wol gar Erklärungen des Aristoteles. Und das sollen sie lesen? Wie gesagt, ich bedaure sie; sie sind gewaltig angeführt! — Doch im Vertrauen, besser, daß sie es sind als ich. Und ich würde es sehr sein, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Gesetze machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen sehr schwer zu erfüllen wären; wirklich nicht; ich würde sie vielmehr sehr bequem finden, wenn sie sich mit meinen Absichten nur besser vertragen wollten."

Als er im Winter nach dem Theaterkrach seinen zwang- aber auch freudlosen Jahrgang beendete, erleichterte er beim Abschied das übervolle Herz durch die persönlichsten Geständnisse. Er erzählt sein Hamburger Engagement; er setzt die Absicht, Entstehung, Entwicklung des Blattes auseinander; er giebt ein prägnantes dramaturgisches Glaubensbekenntnis; er sagt dem Publicum, den Kritikern, den Herrn Nachdruckern unumwunden die Meinung. Was ist geschehen? Nichts. Was hat das Publicum gethan? Nichts, weniger als nichts. Und nochmals faßt er seine auf Kunst und Leben gerichtete patriotische Pädagogik anklagend zusammen: „Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern nur von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen" . . . Die Klotzische Clique zu Halle hatte in ihrer „Deutschen Bibliothek" dem „Athleten" Lessing seine „sehr unanständigen Ausdrücke" gegen Corneille verwiesen; Lessings berühmte „Wette" ist die Antwort darauf, die Tonne für die kritischen Walfische, besonders für den kleinen Walfisch in dem Salzwasser zu Halle. Wie er mehrfach im Vorbeigehen kaum bemerkbar angreift oder abwehrt, so auch als Dramaturg, und es ist

anziehend die verstohlenen Anspielungen zu controliren. Aber ungleich mehr vergnügt ihn der offene Kampf hier und schon im 96. Stück. Die weisen Herren jammerten, unser Theater stehe noch in einem viel zu zarten Alter um das monarchische Scepter der Lessingschen Kritik zu vertragen, die „Dramaturgie" sei ohne periodischen Nutzen, eine Demüthigung für Deutschland, niederschlagend für unsre Dichter, durch philosophische Kälte vernichtend für das bischen Empfindung im Publicum, destructiv nicht anleitend, verkleinerungssüchtig, orakelnd, tyrannisch; die Bühne müsse durch Beispiele, nicht durch Regeln und Systemchen reformirt werden, aber raisonniren sei leichter als selbst erfinden. Darauf antwortet Lessing, er glaube die dramatische Dichtkunst besser studirt zu haben als zwanzig Ausübende und er habe sie so weit ausgeübt als es nöthig sei um mitsprechen zu dürfen. Den Gegnern, die auf seine eigenen Schöpfungen provocirten und zugleich sein philosophisches Fernglas und sein kritisches Streitroß verspotteten, erwidert er mit großartiger Offenheit: „Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den Letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken; und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt". Diesen lapidaren Worten seltenster Selbsterkenntnis läßt sich nichts abdingen, nichts beifügen. Bescheidenheit und Stolz wohnen

hier conflictlos beisammen. Nie dämonisch, unbewußt oder halbbewußt schaffend wie der geniale Schöpferdrang wenn der Geist über ihn kommt, ohne lyrische Empfindungsfülle und epische Einbildungskraft, warf sich Lessings productive Kritik auf dasjenige poetische Gebiet, welches den ordnenden und prüfenden Verstand am dringendsten anstrengt, das Drama. Er hatte keine große Erfindung, aber feine Einfälle, war geistreich, ein scharfer Beobachter, und sein klarer Verstand vertrug sich wol mit einer hellen und warmen Kraft des Gemüthes. Wir lesen keine „Emilia Galotti" um uns poetisch zu erquicken, keinen „Nathan" um im vollen Strom der Dichtung zu schwelgen und zu schwärmen, aber wir werden nicht müde das Planvolle des Baus, die tausend Feinheiten der Charakteristik, die reife Kunst der Rede bewundernd zu studiren und aus der spitzen grollenden Prosa wie aus den behaglich fließenden, freundlich lehrenden Versen die Eindrücke einer großen, unserer Poesie und unserem ganzen Geistesleben unentbehrlichen Individualität zu gewinnen. In der productiven, fortwirkenden Kraft erkannte der alte Goethe das Wesen des Genies und sprach: „Lessing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber." Er bleibt das größte kritische Genie der deutschen Litteratur.

Dieser Dramaturg mußte sich zum Schlusse der grundlegendsten aller modernen Theaterschriften mit allen Miseren eines bankerotten Unternehmens, mit dem Unverstand und der Tücke feindlicher Klopffechter, mit dem Freibeuterthum einer pseudonymen Schleichhändlerfirma herumschlagen. Das Nationaltheater war todt, und seine Dramaturgie endete klanglos mit mismuthigen Protesten gegen die Nachdrucker, die ihm frech antworteten. In demselben Jahr erhob sich der alte Feind des Theaters geharnischt gegen die Hamburger Schaubühne und die Schaubühne überhaupt. Die Gelegenheit schien günstig für ein Hauptbombardement auf die leider so dauerhafte Zielscheibe unzähliger geistlicher Geschosse. Denn vereinzelt stehen neben der theologischen Artillerie die weltlichen Theaterfeinde wie der verblendete Rousseau, der seiner Vaterstadt die Gefahr eines Schauspielhauses ersparen wollte. Schon das sinkende Alterthum ging dem Mimenvolk des öfteren mit scharfen Edicten zu Leibe, und unablässig donnerten die Kirchenväter gegen solche heidnische Greuel, allen voran mit der

vollen Wucht seiner strafenden Beredsamkeit Tertullian. Unbekümmert, wie weit die Polemik jener Frühzeit noch auf ganz anders geartete Spiele passe, holten die spätern christlichen Jahrhunderte sich ihre Waffen gern aus dem großen patristischen Arsenal. Wol übten einzelne große Theologen Toleranz und milde Censur, wol dichteten zahllose protestantische Pastoren und Jesuiten um die Wette steife oder spielerige Schulstücke, aber der fromme Ärger verstummte nicht. Namentlich das siebzehnte Jahrhundert hat in allen Litteraturländern Europas die Sitze der Schauspielkunst mit einer Hochflut von Anklagen bedrängt; und wenn der größte Kanzelredner Frankreichs sich gar eindringlich betheiligte, so erkennt man, wie ernst der Angriff gemeint war. In England mußten die Musen des Dramas vor den unwirschen Puritanern Reißaus nehmen. William Prynne erklärte in dem riesigen Sammelpamphlet „Histriomastix" die Schauspiele für Teufelspomp, den Beruf des Schauspielers für infam, die erste Priesterin des neuen Theaters für ein Ungeheuer. In Deutschland wurde Hamburg zweimal das Schlachtfeld, wo man den Bestand der Bühne mit größtem Eifer angriff und schützte. Während anderswo auch strengere Seelenhirten den Theaterbesuch gleich Tanz und Kartenspiel unter die Adiaphora rechneten, ward an der Alster das prächtige Opernhaus einzelnen Pastoren ein rechter Dorn im Auge. Sie nannten es „die an der Kirche Gottes gebauete Satanscapelle." Als der große Kurfürst die Oper mit seinem Besuch und Beifall beehrt hatte, predigte am nächsten Bußtag ein Eiferer dagegen, daß Monarchen herbeireisten um in Hamburg zum Teufel zu fahren. Lange wogte der Kampf hin und her; mit der „Schauspielergeißel" Prynnes rang nun Reisers „Theatromania oder Werke der Finsternis in denen öffentlichen Schauspielen" um die Palme. Aus ehrlicher Angst um das Seelenheil ihrer Pfarrkinder hatten Reiser und mehrere Amtsbrüder zur Feder gegriffen, doch erlangten sie im geistlichen Ministerium nicht die Mehrheit. Ein aufgeklärter Pastor dagegen, der es selbst für keinen Raub hielt Libretti abzufassen, secundirte dem schriftgelehrten Hanswurst Christoph Rauch, und die Theaterleitung verschaffte sich sogar von orthodoxen Facultäten Gutachten, worin nur der Misbrauch verpönt wurde.

Während so der geistliche Librettist Elmenhorst unangefochten und die ganze Streitigkeit etwa von 1678 bis 1693 in einem allgemeineren

Fahrwasser blieb, hatte der junge Pastor Schlosser in Bergedorf bei Hamburg 1769 ein böses Hagelwetter durchzumachen. Schwächliche Komödien aus seiner Studentenzeit waren unter Ackermann aufgeführt worden; sie erschienen dann gedruckt und wurden in einer verbreiteten Zeitschrift zwar getadelt, aber mit indiscreter Nennung des theologischen Urhebers als eine erfreuliche Freiheitsregung ausgehängt. Sogleich las der Senior Goeze in der „schwarzen Zeitung" Hamburgs dem „straßenjungensmäßigen" Redacteur jenes Journals, Klotz in Halle, und dem unglücklichen Komödienschreiber, der mit einem Fuß auf der Kanzel, mit dem andern auf der Bühne stehe, anonym die Leviten. Doch schien nach weitern offenen Briefen eine Ehrenerklärung alles beizulegen, als das ungeschickte Eingreifen eines Schlosserschen Freundes den streitlustigen Hauptpastor zu einer Entscheidungsschlacht herausforderte. Nach einem tiefen Athemzuge verkündigt er sein Thema „Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne, überhaupt: wie auch der Fragen: Ob ein Geistlicher, insonderheit ein wirklich im Predigt-Amte stehender Mann, ohne ein schweres Ärgernis zu geben, die Schaubühne besuchen, selbst Komödien schreiben, aufführen und drucken lassen, und die Schaubühne, so wie sie itzo ist, vertheidigen, und als einen Tempel der Tugend, als eine Schule der edlen Empfindungen, und der guten Sitten anpreisen könne?" Auf mehr denn zweihundert Seiten ruft er ein Mal über das andre mit wachsender Hitze sein zorniges Nein, Nein. Die Ausführung ist langathmig wie der Titel, polternd, voll von Wiederholungen. Schlossers kraftlose Gegenschrift bietet eine Statistik der bei Goeze immer wiederkehrenden Vergleiche zwischen dem Theater und einem Heuchler, einem Lustgarten, einem Gifttrank, einem Pesthaus, einem Bordell und — volle dreizehnmal — mit der großen Diana der Epheser. Der Herr Senior, der die Candidaten Ministerii für eidlich verpflichtet hielt das Kartenspiel, den Tanz und die „wahre Satansschule" zu fliehen, hat natürlich selbst nie ein Theater betreten. Sein Material stammt vom Hörensagen, von Theaterzetteln, aus Löwens Buch und aus den Anklagen der Kirchenväter sowie neuerer und neuester Gegner. Er hat auch seine Zeit nicht an die Lectüre zahlreicher Stücke verschwendet, doch hält er Gellert und namentlich Herrn Lessing in Ehren. Goeze kann „Minna von Barnhelm" nicht hoch genug stellen. Aber wie

ſoll eine verrufene Kokette das Fräulein, wie ein Menſch, der für einen Ducaten zu allem feil iſt, den Major oder Wachtmeiſter agiren? Die Moralität der Künſtler will er jedoch aus dem Spiele laſſen; er kenne ſie nicht, er richte ſie nicht — ſie ſtehen und fallen ihrem Herrn. Das Repertoire aber ſei nicht „gereinigt", und erſcheine einmal als Seltenheit ein ſittlich tüchtiges Stück, ſo laſſe der Unternehmer durch irgend eine Zwiſchen-Pantomime geſchmückter Dirnen die üppigſte Sinnenluſt entbrennen. Auch das desinficirte Peſthaus bleibe ein Peſthaus. Nur Scheingründe ſprechen für das Theater, wie in großen Städten für gewiſſe Gaſſen. Der Pöbel, dieſer „gute theatraliſche Zugvogel", vereitle jede gründliche Reform. Sollen wir unſern kurzen Erdenlauf zum Schaden der Seele an Eitelkeiten verſchwenden, uns im Parterre zum Nachtgebete rüſten? Bleibt doch die moraliſche Wirkung einzelner Trauerſpiele nur eine kleine Doſis Arznei in dem Löffel voll Gift; die Obrigkeit müßte von rechtswegen alle Tragödien, die ſo verführeriſch mit ſchrecklichem Selbſtmord ſchließen, unterdrücken. Und die Luſtſpiele werden mit ein paar Ausnahmen auf der Wage chriſtlicher Sittenlehre zu leicht befunden. Die Poſſe iſt ſchandbar, Holberg verächtlich, Moliere haſſenswürdig. „Dieſer wahre Patriarch, dieſes ſo hochgeprieſene Muſter der Schauſpieldichter gehört unſtreitig unter die verdammlichſten Lehrer des Laſters, und ich glaube nicht, daß Voltaire mit verſchiedenen Aufſätzen, in welchen ſich die Frechheit und Bosheit in ihrer höchſten Größe zeigt, ja welche der Satan ſelbſt zu verfertigen nicht frech genug ſein würde, ſo viel Schaden gethan hat" wie Moliere mit „George Dandin" oder dem üppigen König zuliebe mit „Amphitryon". Es iſt ein bornirter, aber ein ganzer, tief von ſeiner geiſtlichen Berufspflicht durchdrungener Mann, der hier ſein Wehe! Wehe! ſchreit. Während in Leſſings Epigramm der Prieſter, den man zum Beſuche des „Tartuffe" auffordert, dies „Schandſtück" verabſcheut, fährt unſer ehrlicher Goeze fort: „Bei dem allen aber bekenne ich gern, daß ich dem „Tartuffe" des Moliere vor allen ſeinen übrigen Stücken einen Vorzug gebe. Böſewichter von der Art, als Moliere in dieſem Schauſpiele vorgeſtellet hat, verdienen zwar allezeit am Pranger öffentlich ausgeſtrichen zu werden. Da ſie aber Mittel finden, dem Büttel zu entrinnen, ſo iſt es ihr gerechter Lohn, daß der nächſte Grad nach dieſer Strafe ſie treffe, und der beſteht darin, daß ihre Schande von einem

Moliere und seiner Bande öffentlich aufgedeckt werde." Nicht unwitzig schließt er mit einem Hieb auf die schmeichelnde Tirade über Louis XIV. den Gerechten: „Ich lese den Tartuffe des Moliere mit Beifall, bis ich auf die Rede komme, die er zuletzt dem Gefreieten in den Mund legt. Hier ist Moliere selbst der ärgste Tartuffe." Goezes zweiter Theil beschäftigt sich mit dem Verbrechen Schlossers und gebietet den Geistlichen sich nie im geringsten mit dem Theater zu bemengen. Die Göttinger Theologenfacultät pflichtete ihm bei. Ein heftiger Federkrieg währte bis gegen Ende November, wo der Senat die Fortsetzung dieser unschicklichen Händel verbot. Erst vor einem halben Jahre waren die letzten Stücke der „Dramaturgie" erschienen. Im Eingang des großen Werkes hatte Lessing auch der Geistlichkeit eine rasche Verbeugung gemacht und zu einer unreifen Sentenz Cronegks bemerkt: „Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die grade Heerstraße zur Hölle ausschreien?" Jetzt berührte ihn, während Löwen ergrimmte, der aufgewirbelte Staub nur flüchtig. Ein in den „Unterhaltungen" erneuertes älteres Sinngedicht drückte seine Meinung über den Fall Schlosser aus:

Frage: Steht einem Prediger das Versemachen an?
Darf ein Poet wol eine Predigt machen?

Antwort: Freund, Deine Fragen sind zum Lachen:
Ja doch! der, wenn er will, und jener, wenn er kann.

Als er ein volles Jahrzehnt später in den „Antigoezen" den Hamburger Theaterkrieg und die erbauliche Verfolgung Schlossers streifte, zog er seine Umschreibung dieses Spruches hervor und ärgerte die Frommen durch die Versicherung, daß Moliere und Shakespeare, wenn sie statt der Bretter die Kanzel bestiegen hätten, vortrefflich gepredigt haben würden.

Ihn selbst beschäftigte, wie auch die letzten Stücke der „Dramaturgie" lehren, schon 1768 eine ganz andere Polemik. „Ich denke" schreibt er im September „man wird es dem Ende anmerken, daß ich es, den Kopf schon voller antiquarischen Grillen, geschrieben. Aus dieser Ursache wünschte ich auch lieber, an dem zweiten Theile der

„Antiquarischen Briefe" arbeiten zu können, als hieran." Sein antiquarischer Gegner heißt Klotz.

2. Die Klotzischen Händel.

Homo vanissimus et vix mediocriter eruditus.
Ruhnken.

„Die Klotzische Episode in der deutschen Litteratur — Schande, wahre Schande". Herder.

Der Hallenser Geheimerath Christian Adolf Klotz konnte in früheren Schriften die feinsinnige Gelehrsamkeit Lessings nicht oft genug mit Complimenten überschütten, und indem er gern auf das Band der Landsmannschaft (Lessingius, popularis meus, homo elegantissimus) hinwies, deutetete er leis an, daß wie Kamenz seinen berühmten Lessing, so das nachbarliche Bischofswerda seinen ruhmwürdigen Klotz aufzuweisen habe. Diese lausitzische Gegend hat der Nation außer dem kritischen Genie Lessings die gedankenweckende und erziehende Kraft Fichtes und, was gerade hier nicht vergessen werden darf, die Künstlererscheinung Rietschels geschenkt; Bischofswerda aber suchte die Philologie des achtzehnten Jahrhunderts mit dem misrathenen Talent eines Klotz, die Theologie mit der wüsten Caricatur aller Kritik und Aufklärung in der Person des famosen Bahrdt heim. Klotz stammte aus einer angesehenen Pastorenfamilie schleswigschen Ursprungs. Sein Geburtstag ist der 13. November 1738. Die Eltern sahen ihn schnell steigen, jählings fallen und in der Blüte der Jahre kaum zu früh sterben. Sie mögen an der Bahre betrogener Hoffnungen auf die Kindheit ihres Sohnes zurückgeblickt haben, die durch Verhätschelung und Überreizung seines vielversprechenden Geistes im Keime vergiftet wurde. Während die Kamenzer Pfarre unter trübseligem Mangel seufzte, verschrieb der wolhabende Superintendent zu Bischofswerda die theuersten Hauslehrer für den Knaben, nährte seine Lesewuth und schmunzelte, wenn das zehnjährige Wunderkind deutsche Stegreifgedichte zungenfertig vortrug. Eine unausrottbare Eitelkeit wurde so dem behenden, aber für alle strenge Arbeit verdorbenen Jungen eingeimpft. Auf der Meißner Fürstenschule schwelgte er in Hagedorn, dem „Vater unserer lyrischen Poesie", und Horaz, aber er ging vor-

zeitig ab, weil ihm die energische Zucht nicht behagte. Dann erwarb er sich in Görlitz gute griechische Kenntnisse und schwärmte für Anakreon, Sophokles, vor allem für Homer, aber der Rector ließ ihm die Zügel schießen, dichtete mit seinem Liebling, der bedenklich früh die Kanzeln umliegender Dörfer besteigen durfte, um die Wette lateinische Verse und sah es gern, daß der Primaner eine Elegie öffentlich declamirte, in Druck gab und auch eine Abiturientenarbeit über Cicero schleunigst unter die Presse schickte. So hatte Klotz die Freuden der Autorschaft bereits genossen, als er Ostern 1758 in Leipzig immatriculirt wurde. Er brachte von der Schule den pythischen Spruch mit, er werde sehr gut oder sehr schlecht werden; man durfte jedenfalls auf Ungewöhnliches gefaßt sein.

Dem geistlichen Beruf seiner Väter entsagend, war Klotz dem Namen nach anfangs Jurist, der Neigung nach ein philologischer Bellettrist. Lessings Lehrer Christ fand er nicht mehr unter den Lebenden; dennoch ging er bei ihm in die Schule, denn Christs handliche, wie F. A. Wolf treffend sagt: helldunkle Werkchen wurden fleißig gelesen, Nachschriften seiner Collegia eifrig begehrt. Klotz hat lange Zeit diesen Archäologen ebenso überschwänglich als ein Ideal gefeiert, wie er ihn später abschätzig bekrittelte. Nur die undurchsichtige Schreibart Christs missfiel von Anbeginn dem flotten Stilisten, der unläugbar ein allerliebstes Latein plauderte und bei aller bequemen Scheu vor Ernestis Trockenheit doch die Übungen des berühmten Ciceronianers nicht verschmähte. Wiederum wurde seichte Vielgeschäftigkeit sein Verhängnis. Vom Hofrath Bel leider sofort in den Dienst der Acta eruditorum, einer bewährten Recensiranstalt, eingespannt, lernte der milchbärtige Criticus dreist absprechen und zudringlich loben. Die Lawine seiner litterarischen Händel kam schon damals ins Rollen, und neben ein paar echten Freunden gewann er zeitig einen fragwürdigen Anhang. Er hatte auf dem Scheideweg zwischen Poesie und Wissenschaft geschwankt und wollte nun den ernsten Altar der Philologie einladend mit den duftigen Gewinden geschmackvoller, poetisch angehauchter Weisheit zieren, Alterthumskunde und Aesthetik nach Gebühr vereinigen. Daß er mehr Genie als Fleiß besitze, wurde von seinem intimen Kreise früh als eine schielende Formel des Lobes aufgestellt. Er verbummelte ganze Monate. Sein Leipziger Triennium hatte außer einem gleich anfangs

hingeworfenen Schriftchen über die Unechtheit des homerischen Textes nur Recensionen und Carmina gezeitigt. Allerdings wußte er vielerlei, faßte schnell, war mehrerer moderner Sprachen leidlich mächtig, sehr belesen, nie um den Ausdruck verlegen; aber dieser Leichtigkeit fehlte die Festigung von Bildung und Charakter, und auf der Jagd nach kleinen Ehren verzettelte er seine unbestreitbaren Talente.

Der geschmeidige Streber fand vielmögende Gönner. So empfing ihn 1761 in Jena mit fördernder Huld der einflußreiche Walch, Haupt einer akademischen Dynastie, Präsident der lateinischen Gesellschaft. Die Universität Wittenberg fügte zu dem Magisterdiplom den Kranz des poeta laureatus. Sicherlich ist Klotz der genießbarste Neulateiner des vorigen Jahrhunderts und einer der gewandtesten Poeten überhaupt, welche eine abgestorbene Sprache dichterisch handhabten. Wenn er von Rosen und Liebe sang, ahmte der junge Lebemann nicht bloß seinem Anakreon oder Johannes Secundus nach. Ein Dithyrambus auf frohe Weingelage ist schwungvoller als die gesammte Trinkpoesie der Hallenser. Horazische Laune gestand auch Herder den Oden und frischen Sermonen gern zu, und mit dem Namen Klotz beschloß er die Fragmente über lateinische Dichter. Nur Ein böser Kritiker sprach von nachgemachten Straußbündeln römischer Blümchen und Spezereien; leise regte sich inmitten der von Bibliotheken und Litteraturbriefen gezollten Anerkennung der Zweifel, ob man diese Poeterei sehr ernst zu nehmen habe. Der Fluch der neulateinischen Poesie, Borg und Phrase, waltet auch hier im Übermaß. Lächerlich, wenn ein Biograph aus den Floskeln dieser Elegien und Carmina omnia ein Charakterbild Klotzens aufbaut. Kann etwas charakterloser sein als eine kleine Gedichtsammlung, die heute bei Kuß und Kelchglas den Sittenprediger auslacht und morgen langathmig die herbe Einfachheit der alten Cherusker feiert, die auf diesem Blatt bares Weltbürgerthum, auf jenem den schönsten sächsischen Patriotismus athmet, die den Krieg verabscheut, dann den Heldenfall des Preußen Kleist kräftig besingt und ein ander Mal den Tod für König und Vaterland so entzückt ausposaunt, daß man den Tyrtaios Klotz schon sein junges Leben mit einem letzten Gebet für den sächsischen Landesvater aushauchen sieht? Er, der die Übersiedlung von Bischofswerda nach Jena in dumpfen Trauertönen wie eine Verbannung aus Rom gen Tomi beklagte, verherrlichte in

Sachsen seinen Augustus, in Thüringen Anna Amalia, in Preußen das tolerante Scepter des großen Friedrich. Und stimmt Klotzens Lebensführung auch nur einen Tag lang zu dem leeren Selbstlob in etlichen Oden: nicht der Beifall der Menge, nicht Güter, nicht Titel sind mein Begehr!

In Jena wie in Leipzig verwandte Klotz viele Tage auf die Abfassung lateinischer Feuilletons, worin er, geschult an Mencke und Liscow, die Kleinlichkeit der Gelehrtenrepublik durchhechelte und neben Seitenhieben auf Deutschfranzosen und Krautjunker die wunden Punkte des Journalismus angriff. Ironisch wies er jungen Büchermachern den Weg zum Ruhm und grünen Zeitungsschreibern die Geheimnisse ihres Berufes. Sucht Gönner, stiftet Cliquen, seid bestechlich, spielt den ständigen Dictator und gewinnt durch unablässige Ausfälle auf die Männer, die euch ignoriren, Ansehen bei dem Pöbel! Besonders heftig ging er mit der grammatischen Mikrologie und den dickleibigen Commentaren ins Gericht. Soll der Kehricht von Druckfehlern, schlechten Lesarten, gehäuften Parallelstellen das Ideal philologischer Erläuterung sein? Das Latein seine hochmüthige Alleinherrschaft behaupten? Die Erörterung antiquarischer Quisquilien auch fürderhin das so nöthige Studium der Staatsalterthümer und der Kunstgeschichte erdrücken? Der Philolog muß Archäolog im allerweitesten Umfang sein. Schade nur, daß aus diesen, zum Theil so berechtigten Protesten nicht die Begeisterung und der heilige Zorn eines im Großen arbeitenden, im Kleinen festen Gelehrten spricht, sondern eine aesthetisirende Genußsucht, welche mühelos den Rahm der Alterthumskunde abschöpfen möchte. Klotz stimmt nicht ein in das Gebet eines Philologenfürsten „O daß ich ein guter Grammatiker wäre", denn ihm gilt der emsige Grammatiker nur für den rodenden Tagelöhner auf steinigem Acker. Humoristisch sieht er den wüthenden Buchstabenklauber mit rothem Kopf und funkelnden Augen daherrennen: „Rasch zur Flucht! nun geb ich für dein Leben keine taube Nuß, er wird uns zu Wurst hacken." Er selbst lag in blutigem Krieg mit Peter Burmann dem jüngeren und sparte bei großer schriftstellerischer Überlegenheit kein Mittel um dem eingebildeten Holländer jede wissenschaftliche und menschliche Ehre abzuschneiden. Mit der drastischen Caricatur „Burmanns Begräbnis" schloß er diesen kritischen Gang ab, wo er so schonungslos gesprochen,

den Gegner so verächtlich des Plagiates an fremden Heften geziehen, daß man fortwährend auf die ihm selbst von fern drohende Züchtigung ausblicken muß. Der Streit war über der griechischen Anthologie entbrannt, aber Klotz, immer schwach in der Emendatio und Recensio alter Texte, hat das Vorhaben einer großen Ausgabe so wenig wie andre umfassende Pläne ausgeführt, und die schwerfälligen Apparate durfte nicht verlachen, wer die paederastischen Zoten Stratons ohne schärfere Textkritik roh aus der Handschrift abdruckte und beim Tyrtaios gerade die elementaren Pflichten eines Herausgebers vernachlässigte. Der Sieger über Burmann erschien bald als halbgelehrter Windbeutel gegen einen Ruhnken, der 1764 schon über Klotzens abschüssige Laufbahn ein endgiltiges Verdict aus Holland nach Göttingen abgegeben hat. Für gründlich ausgetragene Studien hatte Klotz ein gar zu kurzes Gedärm, und Herders nicht unfreundliche Anzeige Klotzischer Opuscula trifft mit dem Satz „Überhaupt wünschen wir von Herrn Klotz irgend eine ausgeführte und vollendete Materie zu lesen" die unüberwindliche Schwäche des Mannes, der ein edles Ziel sehr einseitig erstrebte, wenn er im Jenenser Horazcolleg, ohne alle Wortphilologie eines Bentley, das künstlerische Verständnis der alten Poesie ausbreitete. Er unternahm also, was dann Heyne so erfolgreich und um vieles gelehrter in Göttingen leistete.

An die Universität Göttingen wurde Klotz im Herbst 1762 durch Michaelis' Vermittlung berufen und ein Jahr darauf, als ihm Halle einen philologischen Lehrstuhl, Gießen die orientalistische Professur — Klotz hatte einmal die Elemente des Hebräischen gelernt — anbot, zum Ordinarius befördert. Den Curator wußte er geschickt zu umbuhlen, aber die Collegen blieben mit wenigen Ausnahmen sehr kühl. Die gelehrte Societät verweigerte seine Aufnahme, die Facultät zog ihm durch die Berufung des würdigen Heyne an Gesners Stelle einen dicken Strich durch die Rechnung, wie er bald naiv in einer Vorrede gestand. So folgte er 1765 einem erneuten Ruf nach Halle, und was an der Leine mislungen war, glückte vollauf an der Saale: sich hinaufzuschreien zu Ruhm und Macht. Der junge Hofrath wurde bald der jüngste Geheimerath in Preußen, und auf den Titelblättern seiner Schriften prangte: „Vom Herrn Geheimdenrath Klotz." Er hatte Gutachten für die Schulreform in Polen abgegeben und zweimal

lockende Anträge aus Warschau erhalten. Aber sein Gönner Quintus Icilius verschaffte ihm eine ansehnliche Gehalt- und Rangerhöhung in demselben Jahre, wo Lessing so bittere Enttäuschungen in Berlin erfuhr, und auch die Leitung der Halleschen Bibliothek wurde Klotz übertragen. Dabei behielt er Wien, sein geheimes Endziel, scharf im Auge und schwang das Weihrauchfaß vor den Kunstgrößen Dresdens. Er hatte stets ein Füllhorn von begeisterten Superlativen zur Hand, seine Widmungen triefen von Süßigkeit, es kostete ihn nichts zu betheuern, man werde künftig statt „ein Maecen" nur „ein Münchhausen" sagen. In der That wuchs sein Einfluß dergestalt, daß er in zahlreichen Berufungsfragen den Ausschlag gab und die Universität Erfurt mit seinen Creaturen besetzte. Da war der betriebsame Meusel; der leichtfertig aesthetisirende Compilator Riedel, ein begabter, aber haltloser und endlich zu Wien in Elend und Wahnsinn verkommener Mensch, spöttisch, würdelos, frivol, in den lustigen Kreisen Erfurts der ausschweifendste; ferner der junge Bahrdt, der wegen schmutziger Geschichten aus Leipzig geflüchtet, aber von Klotz trotz früherer Entzweiung gastlich aufgenommen und der Mainzer Regierung dringend empfohlen worden war, obwol Bahrdt weder aus seiner höchst bedenklichen Vorgeschichte, noch aus seiner „furchtbaren Ignoranz" ein Hehl machte. Klotz sorgte für seinen einstigen Stubenburschen in Jena Harles, er poussirte seinen Kneipgenossen Schirach in Helmstädt, er wollte den gemeinen Hausen nach Polen befördern, er machte seinen Göttinger Schüler J. G. Jacobi zum Professor in Halle und hielt offene Tafel für alle jungen Leute, die ihm gefielen. So lebte auch Bürger als Student zu seinem sittlichen Schaden mehr als zu seinem dichterischen Gewinn in diesem lockeren Kreise; Klotz führte ihn in die Litteratur ein und wünschte ihm öffentlich das sorgenfreie Loos des dänischen Pensionärs Klopstock. Überhaupt war Gutmüthigkeit, so weit es sich irgend mit dem eigenen Interesse vertrug, eine der hervorstechendsten Eigenschaften Klotzens, der seine Wolthaten ohne Prüfung der Würdigkeit austheilte, Freundschaften nah und fern ohne kritische Wahl schloß, und, wie es in großen Cliquen zu gehen pflegt, selten Dank und Treue erntete. Der schlanke, hübsche Mann machte in Halle weit über seine Mittel ein Haus: „ich bin nicht gewohnt auf schlechtem Fuß zu leben, und da mir der König Geld giebt, so halte ich es auch für Pflicht, es

wieder so zu verthun, daß ich dem mir beigelegten Charakter keine Schande mache. Ich wohne vortrefflich, habe zwei Bediente und lasse auch sonst aufgehen. Daher bin ich oft so arm, wie ein Poete." Das Privatleben dieses frivolen Genußmenschen untergrub nur zu schnell sein Ansehen in Halle. Der leichtsinnige Zecher und Schuldenmacher mußte die letzte Achtung einbüßen, wenn er, der verheiratete Geheimerath, sammt seiner jungen Cohorte lärmend an den berüchtigtsten Orten von der Schaarwache überrascht wurde. Wie wegwerfend sprechen Beobachter dieses lüderlichen Treibens von „Signor Klotzen"! Und auch der pietätvolle Famulus kann in einer schönfärbenden Charakteristik die molluskenhafte Weichlichkeit, die Verschwendung, die Indiscretion und Leichtgläubigkeit, die hastige Lesewuth des Meisters nicht verschweigen. Ohne Ausdauer, Pflichtgefühl und Concentration nahm Klotz seine Vorlesungen auf die leichte Schulter; er beschränkte sie auf ein Minimum, und die paar Stunden, höchst nachlässig abgemacht, fanden keinen Anklang bei den Studenten. Der Lehrberuf war ihm zuwider; er gestand, daß er gar nicht unter Professoren passe und niemand um die Geschicklichkeit auf Universitäten eine glänzende Rolle zu spielen beneide. Er spielte sie nach außen. Niemand schüttelte bereitwilliger Vorreden, Nachschriften, Elogia aus dem Ärmel; kein damaliger Philolog war wie Klotz so überall und nirgends zu Hause. Heute ein Heftchen über römisches Recht aus Münzen, morgen ein Neudruck lateinischer Gedichte aus Frankreich über die Malerei, übermorgen eine unnütze Edition von Vidas alter Poetik. Er sprang wie Christ von einem Feld auf das andere. Seine Muße zur Arbeit war dabei durch eine riesige Correspondenz sehr beschränkt, deren Netz über die hohen Schulen hinausreichte, die Halberstädter Dichterbewahranstalt fest einschloß, Wien und Dresden umspannte und Fäden zu allen Litteraten von einigem Namen schlug oder zu schlagen suchte. So war er groß in der kleinlichen Universitätskunde, der Personalklatsch strömte aus allen Kanälen in die Cloaca Maxima nach Halle, Verdächtige wurden mit einer wahren Spionage umstrickt, Scheelsucht und kriechende Höflichkeit gaben einander in diesen Briefen das ausgiebigste Stelldichein. Der widerliche Schmeichelton, an welchem Gleim mitschuldig, war hier zu Hause, und ein Flögel wird wahrhaft grotesk-komisch, wenn er Klotzen wollüstige Thränen nachweint wie ein Mädchen ihrem Damon oder betheuert:

„Da ich die erste Schrift von Ihnen sahe, fiel mir Thusneldens Rede an den Hermann ein: schon im Eichenhaine sah ich dir die Unsterblichkeit an."

Klotzens sämmtliche Schriften sind philologisch-aesthetischer Natur. Er handelt z. B. „Über die glückliche Kühnheit des Horaz", Anlage und Stil der Oden untersuchend, Parallelen ziehend, ohne jede tiefere Poetik zwar, doch um die lyrische Technik bemüht. Er schreibt, durch Christ und Lessing angeregt, als Fortsetzung der eben genannten Abhandlung „Rettungen des Horaz" wider die Hyperkritik eines Franzosen, gegen welchen er auch wortreich die Schamhaftigkeit des Vergil verfocht. Da ist viel von Malerei die Rede; er stellt im Anschluß an Spence und Addison ein neues Princip auf, die bildende Kunst für die Erklärung der antiken Dichter zu verwerthen, ruft weiter zum Verständnis des Römers Petrarca und Malherbe, Sarbiewski und Uz heran und vergleicht eine Ode an Augustus mit Lessingschen Versen auf Friedrich den Großen. Dieses vergleichende Verfahren schwellt auch seine „Homerischen Briefe" gewaltig auf, lateinische Causerien über die Würde und über den Gebrauch der Mythologie im alten und neuen Epos, über den Einfluß antiker Götterbilder auf die christliche Kunst, über homerische Typen und ihr Nachleben und nebenher über alle möglichen epischen und nichtepischen Dinge, nicht ohne Blick, aber sehr obenhin. Der Stil ist flüssig und wässerig, die Fülle von Citaten aus Griechen, Römern, Italienern, Engländern, Franzosen, Deutschen überlästig, das Urtheil ohne festen Untergrund, die Gelehrsamkeit fadenscheinig, wie sehr sich Klotz auch überall mit massenhaften Belegstellen brüstet. Er hat vieles nur aus zweiter Hand und ist ein flinker Nachschreiber. Die Manier antike und neueste Poesie zusammenzukoppeln, wie man sie auch in Jacobis windigen „Rettungen des Torquato Tasso" findet, macht Klotzens Tyrtaiosausgabe interessant, ein zierliches Buch mit hübschen Vignetten und zahllosen Druckfehlern. Die Vorrede weist nachdrücklich auf die vergleichende Methode hin. Er erläutert den spartanischen Kriegspoeten nicht nur durch eine blendende Fülle classischer Citate, sondern fügt eilig eine Sammelabhandlung über die Kampfgedichte aller Völker bei, wo das althochdeutsche Ludwigslied und „Kein seliger Tod ist auf der Welt", der Pole Sarbiewski und der überschwänglich gepriesene preußische Grenadier, Regner Lodbrog und die Helden des Saxo Grammaticus einander die

Hand reichen. Weißes Nachdichtung der Tyrtaioslieder ist angeschlossen; man sieht, wie Klotz über die enge Zunft hinaus wirken will. Wenn der vornehmste Kenner aller Volkspoesie, Herder, mit Recht dieser Aufsädelung den Mangel an Untersuchung vorwirft, so suchte Klotz in dem, auch einer Aesopausgabe beigefügten, Aufsatz „Über den Einfluß des Himmelstrichs auf die Dichter" Winckelmannisch zu erforschen, was die Dichtart des Lappländers von der reicheren Blüte der Sänger des Südens unterscheide, und er hat feinsinnige Bemerkungen zur vergleichenden Poetik beigesteuert. Die Unbefangenheit, mit welcher ein akademischer Vertreter der classischen Philologie den künstlerischen Gesichtskreis universal zu erweitern strebte, dazu sein rasches Eingehen auf Woods homerische, auf Lowths hebräische Studien, sind hoch anzuschlagen. Und wenn etwa der junge Uhland auf der Schule eine Ahnung von vergleichender Epenkunde, vor allem den Hinweis auf den germanischen Norden empfing, so ist der Dank für solche Anregung mittelbar auch an Klotz abzustatten. Dieser, obgleich ein Gegner des neubeliebten bardischen und skaldischen Mummenschanzes, fühlte sich sowol durch die Wendung, die Klopstock gen Norden genommen, als durch seine Nebenarbeiten beim Tyrtaios zur eingehenden Beschäftigung mit der Historia danica des Saxo Grammaticus angeregt. Die Prolegomena zu der Ausgabe von 1771 sind mit Ehren zu nennen. Dieselben gehen zwar nicht auf Amlethus-Hamlet oder Toko-Tell ein, aber sie untersuchen Leben und Stil des Saxo, sie würdigen die ersten Bücher als eine reiche Fundgrube der Mythologie und Heldendichtung und stellen, selten durch rationalistischen Unverstand beirrt, das kostbare Monument beredt über mönchische Chroniken des deutschen Mittelalters, die Klotz gar zu gern mit der Liedersammlung Karls des Großen vertauschen möchte. Wer dachte damals im Schoße deutscher Universitäten an den alten Saxo? und welcher Litterat wußte viel mehr von ihm, als daß er dem Elias Schlegel einmal einen Stoff geliefert? So hat Klotz trotz aller Eilfertigkeit manchen fruchtbaren Samen ausgestreut, und die populäre Thätigkeit einiger Schüler blieb nicht unbelohnt; denn mag man Schirachs Geschichtschreibung noch so niedrig werthen, seine Plutarchübersetzung hat einem Schiller heroische Zeiten erschlossen.

Es war auch nicht Eitelkeit allein, was Klotz von der lateinischen

zur deutſchen Schriftſtellerei zog. Die Liebe zur Kunſt der Alten ſollte als ſtarkes Bildungselement immer weitere Wellenkreiſe treiben. Schlimm genug iſt ihm dieſer fatale Übergang allerdings bekommen, denn die lateiniſche Flagge hatte vieles gedeckt, was nun von den erſten deutſchen Schriftſtellern ſtreng revidirt wurde. Gerade 1766 konnte man ihn an Winckelmann und Leſſing meſſen, und Moſes ſprang ungnädig mit Klotzens Programm „Über das Studium des Alterthums" um. Wie Klotz in ſeiner Jenenſer Antrittsrede den Bildungsgehalt des Griechenthums gefeiert, ſo pries er nun zu Halle in einem blümchenreichen, von den unerläßlichen Citaten blinkenden Stil die Antike als Schule für „Gefühl und Geſchmack am Schönen". Voll Sehnſucht nach einem friſchen Hauch in ſeiner akademiſchen Disciplin ruft er dem trockenen Antiquar zu: Dieu vous fasse la grace de devenir moins savant! Er ſetzt Genie gegen Gelehrſamkeit, lebendige Kenntnis der neueren Kunſt ſowie der „Iliade in Steinen" im Gemmencabinet gegen den Buchſtaben, wirft mit großen Namen um ſich und feiert auch als Überſetzer und Vorredner den jüngſt verſtorbenen Grafen Caylus als Muſter eines Archäologen. Gegen Winckelmann vermag der Artigkeit nur für Artigkeit zahlende Declamator nirgends eine Antipathie ganz zu verbergen. Sein Schlagwort heißt „Geſchmack"; es kommt auf allen Seiten ſo ſicher vor wie ein Citat und iſt die Stichprobe für den Klotzianer, heiße er Riedel oder Jacobi. Jedermann wurde nun unabläſſig gebeten im Tempel des Geſchmacks den Grazien zu opfern. Man berief ſich auf Wielands Grazienphiloſophie; Jacobi, der Damenprediger, trug dieſe artigen Siebenſächelchen in die Salons und förderte unſtreitig die Anmuth der deutſchen Bildung. Weil zu jener Zeit das Studium der antiken Kunſt diesſeits der Alpen mit einzelnen Ausnahmen auf Kupferwerke und kleine Cabinette beſchränkt war, ſah ſich Klotz auch ohne ſeine Neigung für das Kleine, Zierliche auf zwei Lieblingsfelder des Jahrhunderts angewieſen, Münzen und Gemmen, als ihn Winckelmanns Kunſtgeſchichte ſogleich zur Publication archäologiſcher Werkchen reizte und die ſchon 1760 erſchienene Beſchreibung des Stoſchſchen Cabinets einen guten Fingerzeig gab. Beide Gruppen ſchienen auch am leichteſten und billigſten dem deutſchen Hauſe, der deutſchen Schule, für welche Klotz als ein zweiter Gesner helleniſche Quellen öffnen wollte, zugänglich. Er ſchrieb ſeit 1765 Diſſertationen

zur Münzkunde, über Schmähmünzen, Belagerungsmünzen u. ſ. w., und faßte dieſe Bogen 1772 als **Opuscula nummaria** zuſammen. Dazwiſchen liegt ſein „Beitrag zur Geſchichte des Geſchmacks und der Kunſt aus Münzen" von 1767 nach dem überall durchſchimmernden Muſter Addiſons, ein ſchöngeiſtiges Geſchwätz ohne eigene Geſichtspunkte, doch voll gezierter Übertreibung fremder Gedanken, anmaßend gegen den „gemeinen Haufen der Antiquarien". Poetiſche Schönpfläſterchen dürfen nicht fehlen, und Klotz flieht nicht nur „von furchtbaren Folianten in die lieblichen Umarmungen des freundſchaftlichen Gleims", ſondern bringt auch das Schlangenlied des Braſilianers in ſeinem Geſchmackstempelchen unter. Er handelt über die Sujets, Allegorien und Inſchriften und über die numismatiſchen Denkmäler des Wachsthums und Verfalls der Künſte; der Gedanke, daß die Neueren zu ſehr von der Schönheit der Alten abgewichen ſeien, geht durch; das Mittelalter gilt als barbariſche Nacht; hiſtoriſcher Sinn wird nirgends bethätigt und die Münze als Spiegel ihrer Zeit, als Charakterbild des Fürſten mit lächerlichen Feuilletonphraſen ausgeklingelt. Das Ganze auch für den Halbgebildeten mühelos zu genießen wie Jacobiſches Zuckerwaſſer, von Huldgöttinnen und Amoretten kredenzt. „Die Kunſt in Stein zu ſchneiden ſteht mit der Kunſt des Stempelſchneiders in einer nahen Verwandtſchaft" — ſo folgt 1768 die verhängnisvolle Schrift „Über den Nutzen und den Gebrauch der alten geſchnittenen Steine und ihrer Abdrücke von Herrn Klotz". Der Kamm iſt unſerem Kunſtrichter inzwiſchen beträchtlich geſchwollen. Bei jeder Gelegenheit ſpricht er von oben herab über Chriſt wie über einen altmodiſchen abgethanen Mann. Leſſing iſt mehr Gegenſtand der Polemik als des Lobes; Klotz citirt auch da „meinen geliebteſten Freund" Riebel als Autorität, wo dieſer lediglich den „Laokoon" ausſchreibt. Aber überall giebt es Zuckerplätzchen für die Hallenſer und Halberſtädter, und die Verherrlichung des braven Daktyliothekſammlers Lippert in Dresden kennt kein Maß. Der Ton iſt eben ſo anſpruchsvoll als die eigene Mühe in dieſer compilatoriſchen Schrift, einer unwillkürlichen Winckelmanncaricatur, gering. Dieſer echte Commentar zum Lippert ſoll in Schulen und Familien ein Wegweiſer zum Geſchmack und Lebensgenuß, ein anmuthiger Unterricht über Geſchichte und Technik des Steinſchneidens, über die Bedeutung der Gemmen für Kunſthiſtorie,

Mythologie und Litteratur sein, und daß so ein faßliches Büchelchen trotz seiner Phrasenhaftigkeit willkommen erschien, ist nicht zu läugnen. Die Gemmen waren ein Steckenpferd der Dilettanten. Der große Sammler erwarb Originale, der unbemittelte Kunstfreund ergetzte sich an Pasten. Freilich will die wissenschaftliche Archäologie heute von dem durch enorme Fälschungen so überaus schwierigen Gebiete nicht mehr viel hören — damals stand die Gemmenlitteratur in Blüte, und der Liebhaber beschaute die Steine oder Schwefel mit dem gleichen Entzücken, wie er die zierlichen Verse eines Gresset las. So ist Klotzens letzter Theil von bedeutendem litterarhistorischen Interesse für den inneren Zusammenhang dieser gaukelnden Archäologie und der benachbarten Dichtung, der „süßen, sinnreichen Tändeleien" dieser Steine und der Liebesgötterchen zarter Anakreontiker. Im Hinblick auf seine poetischen Freunde liefert Klotz, stellenweise nicht ohne Anmuth, eine förmliche Biographie Amors nach den Gemmen, um dem künftigen Historiographen vorzuarbeiten. Der Eingang ist ein Bouquet aus recht persönlichen Phrasen: „Ich wünschte, daß ein Freund desselben — und seine edlen und wahren Freunde sind zärtliche Seelen, voll Gefühl und Geschmack — uns die Geschichte dieses Gottes beschriebe, die mannigfaltigen Gestalten, unter welchen er den alten und neuen Dichtern und Künstlern erschienen ist, sammelte, seine nach dem verschiedenen Geschmack der Zeiten und Völker verschiedene Sitten, Reden und Schicksale schilderte, und hieraus gleichsam eine Chronik der Liebe zusammen setzte. Einer meiner geliebtesten Freunde (die Anm. citirt Jacobi) hat mit der Geschicklichkeit eines Watteau oder Boucher die Hauptumrisse entworfen . . . Ich wende mich mit den süßen Worten der Sappho an die zärtlichen Huldgöttinnen und an die Musen mit dem lockigten Haare, oder welches einerlei ist, ich wünsche mir auf einige Zeit die Gunst der Muse, welche einen Gleim und Weiße die zärtlichste Sprache gelehrt, und ihren schönen Seelen die sanftesten Empfindungen eingegossen hat".

Sollte man einem fein ausgestatteten Büchlein, das von solchem Honigseim überfloß und des Autors Freunden so süßen Brei um den Mund strich, den Stoff zu einem mörderischen Kriege zutrauen? Aber diese Biene, die von allen Auen ihre Blumenspeise gewann, konnte auch stechen, und der Grazienlehrer Klotz war zugleich ein schlimmer journalistischer Machthaber. Von der ersten Studentenzeit an ohne

Unterbrechung journaliſtiſch thätig, mußte Klotz, als in Halle ſeine ehrgeizigen Anſprüche maßlos wuchſen, die Gewalt der Preſſe ſich mit aller Kraft dienſtbar zu machen ſuchen. So finden wir ihn als Redacteur von nicht weniger denn drei kritiſchen Zeitſchriften! Er begann noch in Göttingen 1764 eine Quartalſchrift Acta litteraria und führte ſie bis in den ſiebenten Band; nach ſeinem Tode beſorgte Schirach 1772 und 1773 zwei weitere Hefte, das vierte hinkte erſt 1776 anonym nach. Er leitete von 1766 bis 1771 die „Neuen Halliſchen Gelehrten Zeitungen", deren Schlußband 1772 Bertram in anderem Sinn redigirte. Er gründete im Herbſt 1767 die „Deutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften" und ſtellte im letzten Heft, dem 24. (Sept. 1771), ſogleich für die nächſte Oſtermeſſe ein neues Organ, das „Magazin der Deutſchen Critik" in Ausſicht; Schirach ſetzte dann das verwaiſte Project ins Werk. Natürlich konnte die Redaction nur ſchleuderig geführt werden, und die Betheurung in einem lateiniſchen Motto „Ein ſchlechtes Buch kann ich nicht loben" ſcheiterte von vorn herein an Klotzens Stellung als Haupt einer Litteratencoterie zu Schutz und Trutz. Auch die Acta ſtreben über den Kreis der Gelehrtenzunft hinaus, indem ſie ſich gegen die neueſte Bellettriſtik nicht verſchließen, ſondern alle Bücher, welche der humanen Bildung dienen, muſtern. Und gewiſſe Tendenzen ſind allen drei Klotziſchen Organen gemeinſam. Man verfolgt die nur gelehrte, anmuthloſe Schulphilologie mit unermüdlichem Hohn: der altfränkiſche deutſche Proſa-Homer des wackeren, aber ungeſchickten Damm wurde ſo grauſam verſpottet wie die zwar ungelenke, doch dem Verſtändnis ſehr förderliche Demoſthenesüberſetzung Reiskes. Gewiß war dringend zu wünſchen, daß die Gelehrten Deutſchlands ihrem Stil größere Sorgfalt zuwendeten, denn wir erſchrecken heute vor der holprigen, täppiſchen und unſauberen Proſa, wie ſie Männer vom wiſſenſchaftlichen Rang eines Reiske oder Semler ſchrieben. Aber dieſer Misſtand rechtfertigt die ſyſtematiſche Verfolgung des Leipziger Graeciſten und Arabiſten nicht, der auf unvergängliche Arbeiten hinweiſen konnte und den nun die jungen Klotzianer lärmend mit Koth bewarfen oder verächtlich an dem Muſenliebling Gleim maßen, bis ſie auf einmal umſchwenkten. Weil Damm cyclopiſche Sätze baute, konnte in ihren Augen auch ſein griechiſches Lexikon keinen Werth haben, und wenn der derbe Alte ſeinen Dichter oft vergröbert hatte, ſo zeigten die Riedel

und Genossen nicht minder deutlich, daß ihr allerneuester seiner Geschmack der Naivetät Homers taub und mäkelnd gegenüberstand. Man feierte das Bequeme und Gefällige und wies nicht nur die detailklaubende kleinliche, sondern auch die gründliche wuchtige Gelehrsamkeit nach Litteratenart als Pedanterie aus dem Tempel der Charis. Man declamirte de pedantismo und de galantismo philologico. Mit dieser Neigung ging Hand in Hand der Ärger gegen die jüngsten extravaganten Richtungen der schönen Litteratur: das tiefsinnige Gesprudel Hamanns, die heftigen, in Lob und Tadel maßlosen Tiraden der Schleswigschen Litteraturbriefe und auch die feierlich geschraubte Weise Klopstocks behagten dem Klotzischen Journalismus so wenig, als sie die Anerkennung eines Jacobi fanden. Dagegen wurde dieser, wurden Gleim und Wieland als formgewandte Priester der Grazien unablässig gefeiert. Selbstverständlich huldigte Klotz in der Theologie freisinnigen Anschauungen. Er gab sich an hervorragender Stelle seiner Zeitschriften als Parteigänger der Aufklärung, befehdete z. B. die Hamburgische Orthodoxie, besonders den „heiser donnernden" Goeze und schilderte satirisch die Sitzung eines theologischen Triumvirates. Dabei wurde der Grundsatz Bücher, nicht Menschen zu recensiren gröblich verläugnet. Klotz fiel nur zu gern in den persönlichen Ton seiner ersten Pamphlete zurück. Da wurde ein Jenaer Gelehrter mit einem tanzenden Kamel verglichen, Damm als physisch und geistig schwacher Greis verhöhnt, ein Leipziger College in seinem Auftreten bei einer Disputation carikirt, ein Ingolstädter dem Kuhhirten gleichgestellt und ebenso burschikos im Vademecumstil apostrophirt wie ein Thomaner Lehrer wegen des Schnitzers divina poeta. Auf der andern Seite aber verlangte der Geheimerath Respect für den deutschen Professor, und die geringe Ehrerbietung vor der akademischen Schriftstellerei und Kritik wurde ein Hauptvorwurf gegen unzünftige Litteraten wie Herder oder Nicolai. Mit letzterem war Klotz eine Zeit lang in Verbindung gewesen, hatte sich aber gründlich mit der Allgemeinen deutschen Bibliothek und ihrem Redacteur zertragen, da man ihn nicht genug lobte. Die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften" sollte nun der Berliner Tyrannei den Garaus machen und nebenher Gerstenberg, Hamann und die „Hamännchen" treffen, auf daß sich über den Ruinen gestürzter Mächte der Thron Klotzens und seiner jungen Schleppträger

erhöbe. Deshalb wird alles verherrlicht, was zur Secte gehört oder für gewinnbar gilt. Einer lobt den andern, und Klotz spricht bei solchen Reclamen nur die Befürchtung aus, die zärtliche Liebe seines Freundes möchte dies Mal die Oberhand über dessen Weisheit und Schärfe behalten haben. Dagegen ständige Polemik gegen die Litteraturbriefe und ihre Berliner Nachfolgerin; und wie leichtsinnig auch die jungen Scribler ihr Geschäft besorgten, manche Besprechungen, z. B. ein Artikel gegen Ramlers Mishandlung fremder Gedichte, sind weder so schlecht geschrieben, noch so inhaltlos, als man uns vielfach überreden will. Klotz sah dann mit seinen „muthigen Leuten" verächtlich auf die „Berlinische Landmiliz, welche Nicolai commandirt" herab.

Den Fehdehandschuh hob zuerst kein Berliner, sondern der empörte Hamann in der Königsberger Zeitung auf. Sein Angriff vom Januar 1768 ist der Vorbote der Gewitter dieses Jahres. Schon am 2. Februar schreibt Lessing an Nicolai: „Das ist doch unleidlich, was die Kerle in Halle sudeln! Und in was für einem Tone! Das zweite Stück aber ist schon so elend, daß ich der ganzen Lufterscheinung eine sehr kurze Dauer verspreche. Die Königsberger fangen schon ritterlich an, sich über den Herrn Geheimenrath lustig zu machen, und ich will es noch erleben, daß Klotz sich wieder gänzlich in seine lateinischen Schanzen zurückzieht." Doch reizte es ihn in Sachen Ramlers, Gerstenbergs, Klopstocks, seiner mit Recht und Unrecht angegriffenen Freunde, ein „Litteraturbriefchen" gegen die Hallenser zu versuchen; von antiquarischen Fehden verlautet noch nichts.

Lessing hatte im „Laokoon" die Polemik der Epistolae Homericae gegen Thersites achtungsvoll bekämpft und Klotz einen Gelehrten von sonst sehr feinem und richtigen Geschmack genannt. Auch ihm also gefiel die aesthetische Richtung eines Philologen, den er im übrigen nur obenhin kannte und der ihm bald verdächtig wurde. Begierig ergriff Klotz die Gelegenheit dem berühmten Schriftsteller und kritischen Führer eine überströmende Liebeserklärung zu machen, welche Lessing mit zurückhaltender Höflichkeit erwiderte. Die Acta brachten eine große, mit vollen Superlativen für den Grazienzögling und sein goldenes Buch einsetzende Recension des „Laokoon"; die Hallischen Zeitungen priesen die vortreffliche Gelehrsamkeit und das göttliche Genie des classischen Autors. Freimüthig aber äußerte Klotz, der sich bei seiner

lateiniſchen Anzeige ſichtlich Mühe gab, einige Zweifel, ob die alten Plaſtiker wirklich ſo ſehr der Milderung gehuldigt, ob die Schranken im „Laokoon" nicht zu eng gezogen, ob Leſſing in Bezug auf den Tod und die Furien das Richtige getroffen, ob ſein Urtheil über Vergil und über die Datirung der Gruppe Beifall verdiene. Er wies Leſſings kühne Hypotheſe über den Borgheſiſchen Fechter zurück und lobte ſchließlich mit geheimer Schadenfreude die an Winckelmann geübte Kritik. Dieſer, ſagt ein gleichzeitiger Brief Klotzens, hintergehe den Leſer leicht durch Machtſprüche und Großthun. Vergebens wartete Klotz auf eine Quittung; es kam weder ein Dankbrief noch ein Gegenlob über „das Geſchmiere von Münzen." Und ſchweigend ſtrich Leſſing den angekündigten Beſuch in Halle von ſeinem Reiſeprogramm. Nun ſtimmte Klotz, in ſeinem Do ut des betrogen, den hohen Ton merklich herab: die Deutſche Bibliothek, die anfangs komiſch genug den Fll. der Litteraturbriefe mit dem Hamburger Dramaturgen contraſtirt hatte, äußerte gelinde Zweifel gegen Leſſings Dichtungen und brachte kurz angebundene Zurechtweiſungen wie: „Corneillen thut den Dramaturgiſt gewiß Unrecht" oder in einer Reclame für Riedel: „Herr Leſſing wird in einigen Stellen ſeines Laokoon widerlegt." In dem Gemmenbuch wundert er ſich über Leſſings irrige Auffaſſung homeriſcher Gemälde und giebt nach mehreren kleinen Proteſten ſeiner Schrift eine recht ausgeſucht antileſſingſche Spitze, indem er eine Furie zur Schlußvignette wählt, und kategoriſch das letzte Wort ſpricht: „Die Sache iſt alſo keinem Zweifel weiter unterworfen." Dieſes Büchelchen von den geſchnittenen Steinen wurde ſogleich durch Freund Duſch im Altonaer Reichspoſtreuter als ein Triumph über Leſſings „unverzeihliche Fehler" ausposaunt. Leſſing, lang erboſt über die Hallenſer Cliquenpolitik, erließ am 20. Juni 1768 eine ſcharfe Entgegnung, welche Anlaß und erſtes Stück der „Briefe antiquariſchen Inhalts" wurde.

Klotz antwortete. Ein großes öffentliches Duell mit dem eitlen Prätendenten zu Halle war keineswegs ſchon länger eine beſchloſſene Sache für Leſſing. Sein Vorſatz vom Februar — „Ich muß ſehen, ob ich nicht noch ein Litteraturbriefchen" gegen die Halliſche Feindin der Litteraturbriefe „machen kann" — war unausgeführt geblieben, und die Zeitungserklärung verſpricht keine Fortſetzung. Die volle Salve, die Leſſing ihr nachſenden will, iſt noch immer nicht gegen das „jämmerliche"

„elende" Steinbuch, sondern als selbständige Schrift gegen eine „ungereimte", übrigens aus Christ gestohlene Entdeckung Klotzens gerichtet, der die römischen Ahnenbilder für enkaustische Gemälde erklärt hatte. Sehr rasch begann Lessing, anfangs als Schulmann verkleidet, eine Abhandlung „Über die Ahnenbilder der alten Römer", ein Meisterstück gelehrter Kritik, dessen Tendenzen die neuere Forschung nur bestätigen und weiterführen konnte: die imagines waren zweifellos Wachsausgüsse von Gipshohlformen nach der Natur und entsprungen aus der gentilischen siebentägigen Ausstellung des Leichnams, der daher balsamirt und mit einer Maske versehen werden mußte. Aber die Arbeit nahm keinen Fortgang, und auch der spätere Plan, sie im Rahmen des antiklotzischen Hauptwerks unterzubringen, fiel. Die ganze Coterie stellte eine knappe Verurtheilung des Meuselschen Apollodor bloß, der durch eine phrasenhafte Lobrede des „Herrn geheimen Rathes" eingeleitet war. Damals hatte Lessing, nunmehr gewillt gründlich aufzuräumen, schon den Kampf auf der ganzen Linie vorbereitet. Der ersten „Kriegserklärung" folgte nach einer Pause in demselben Journal Schlag auf Schlag eine Serie; seine Verachtung der Klotzischen Gelehrsamkeit und des Klotzischen Charakters stieg, je näher er dem ganzen Scheinwesen trat; nicht den einzelnen Mann, sondern den Krebsschaden des gesammten „Klotzianismus" wollte er ausrotten; er glühte vor Streitlust, und der Tod Winckelmanns erregte in ihm nicht nur ein schmerzliches Bedauern, sondern auch den stolzen Wunsch der Welt trotz aller galanten Archäologie seine Anwartschaft auf den erledigten Ehrenplatz frisch zu beweisen. Stand er doch schon auf dem Sprunge nach Rom und gedachte auf classischem Boden eine neue Folge antiquarischer Briefe zu verfassen. Die erste war ihm in der Freude der Polemik ganz überraschend schnell gelungen. Er läßt die „Dramaturgie" liegen, bricht die „Ahnenbilder" ab und vollendet binnen weniger Sommerwochen den ganzen ersten Theil der „Briefe", der im September schon fertig daliegt und noch 1768 erscheint.

In einer schneidigen Vorrede beweist Lessing seine Competenz und die Berechtigung oder vielmehr die Nothwendigkeit seines Tones. Sogleich setzt die Vertheidigung seiner Laokoonsätze über das Verhältnis der alten Artisten zum Homer ein. Er verbittet sich Klotzens Unart des Widerspruchs und der Belehrung, streite doch Klotz jedesmal nicht mit ihm,

ſondern „mit Einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem großen Ignoranten und zugleich zu einem unſrer beſten Kunſtrichter macht.“ Er halte ſich weder für das eine noch für das andere. Damit hatte Leſſing eigentlich abſchließen wollen — aber „Nothwehr entſchuldigt Selbſtlob“: er ſieht ſich zu eingehender Auseinanderſetzung mit Klotz und deſſen Orakel Caylus gedrängt. Voll improviſatoriſcher Lebendigkeit ſpringt er ſehr von oben herab vor und fährt mit klar gegliederter, doch nie ſchulmäßiger Rede dazwiſchen. Über den höhniſchen und recht ausdrücklich auch für höhniſch ausgegebenen Abſchweifungen vergißt er ſein Zweitens und Drittens nicht. Dem gedankenloſen Dreinreden Klotzens ruft er ſchallend ein dreifaches „Es iſt nicht wahr“ entgegen. In der That war es ein plumpes Misverſtändnis Klotzens zu behaupten, Leſſing habe das Staunen der homeriſchen Greiſe über Helenas Schönheit einen eklen Gegenſtand genannt. Dieſe Blätter ſind ein hinreißender Triumph polemiſcher Kunſt. Leſſing ändert die Taktik in der Frage nach den Furien der Antike. Was er im „Laokoon“ allerdings angedeutet, faßt er nun ſehr beſtimmt: Münzen und Steine ſind ausgenommen. Er ſchränkt hier und da eine Behauptung ſeines Buches ein, ſchlägt aber ſtets einen dictatoriſchen Ton an, und je mehr er die Stellen, wo er ſelbſt ſterblich iſt, deckt, deſto ausfallender führt er ſeine Klinge. Kommt ihm Klotz mit einem Beiſpiel aus der Kunſt oder einem litterariſchen Beleg, ſo erwidert Leſſing, er kenne das ſchon längſt und zwar aus der Quelle, nicht von zweiter, dritter Hand wie Klotz, oder er bringt die kühle Ausrede, gedacht habe er natürlich daran, nur ſei er beim Nachſchlagen an einer andern Stelle haften geblieben. Oder, wolberechnet, gleich darauf bedient er ſich einer neuen Methode: die Stellen, deren Unkenntnis ihm Riedel vorgeworfen, ſeien ohne jede Beweiskraft, und er weiß die Dinge ſo zu drehen, daß er ſich ſacht herauswindet und Klotz und Riedel einander in die Haare gerathen. Er ruft immer wieder „O Logik, und alle Muſen“; er erklärt von ſeiner hohen Warte aus: „Nur der Antiquar der nichts als Antiquar iſt, dem es an jedem Funken von Philoſophie fehlet, kann mich ſo verſtehen“; er breitet den Glanz ſeiner Bilderſprache über die geringe Streitfrage: „Ich kannte dergleichen Steine: aber Herr Klotz kennt einen mehr! Ei, welche Freude! So freuet ſich ein Kind, das bunte Kieſel am Ufer findet,

und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schoß bringt; die Mutter lächelt und schüttet sie, wenn das Kind nun müde ist, alle mit eins wieder in den Sand." Es ist auch für den wissenschaftlich Ebenbürtigen ein böses Ding mit einem solchen Stilisten und Dialektiker zu streiten; aber wehe dem, der ganz waffenlos dasteht, dem der überlegene Gegner von vornherein alles verbietet, was er doch selbst anwendet, der sich auch der unläugbaren Gewaltthätigkeit und manchmal der Kleinlichkeit gegenüber findet. Auf die Suche nach Druckfehlern brauchte sich ein Lessing nicht zu begeben, und falsche Schreibungen für „Achat" sollte er dem Feinde mindestens nur einmal aufmutzen; aber weil sich Klotz mit Kleinigkeiten brüste, sei ihm keine Kleinigkeit zu schenken. Klotz darf nie und nirgends einen Schein von Recht haben. Er streckt ihn in den Sand und macht ihm noch die Stäubchen auf dem Kleide zum Vorwurf.

Die „Antiquarischen Briefe" enthalten Partien, welche trotz aller Stilkunst den Eindruck der sophistischen Mühsamkeit und Unfruchtbarkeit erzeugen. So, was gegen eine Stelle des Klotzischen Münzenbuches über die Perspective der Alten breit vorgetragen wird. Die Klotzianer höhnten dann, Lessing habe ein gräßliches Geschrei, ärger als der von den Schlangen gebissene Laokoon, erhoben. Und die sachliche Förderung ist nicht stark genug. Das gilt besonders von der zweiten Serie des ersten Theiles, denn der 13. Brief macht einen Einschnitt und der vierzehnte hebt frisch an: „Und nun fragen Sie mich, was ich von dem Buche des Herrn Klotz überhaupt urtheile". Darauf der sechzehnte: „Laufen Sie geschwind die ganze Schrift des Herrn Klotz mit durch." Voraus gehen köstliche Spötteleien über Klotzens Prunken mit fremden Federn und das Hervordrängen seines lieben Ich. Was aber Klotz „vorausschickt", erklärt Lessing mit einer Wendung der französischen Taktiker für enfants perdus, für Pulverfutter, und er begiebt sich an die Arbeit mit den zuversichtlichen Worten: „Ich verspreche es Ihnen: was nicht ganz in die Pfanne gehauen wird, soll wenigstens nicht gesund nach Hause kommen." Das Folgende fällt empfindlich ab und kann auf allgemeines Interesse nur geringen Anspruch erheben. Lessing handelt als gelehrter Antiquar und treuer Schüler Christs sehr genau und scharfsinnig über Edelsteine, über Chronologie und Technik der Gemmen, über Tuscher und Natter, über sigillarius und scalptor — aber wenn

er sich etwa mit einer richtig übersetzten, doch irrig ausgelegten Plinius-stelle herumschlug, schrieb der praktische Oeser an seinen Schüler Goethe: „Gehen Sie zu dem ersten besten Wappen-Steinschneider, und sehen Sie ihn eine Stunde arbeiten, so werden Sie die Plinischen Worte besser treffen und den Sinn derselben richtiger erklären. Ich wette, Sie gerathen über Christen, Lessing und Klotzen in ein so gesundes Lachen, daß Sie vollkommen genesen." Mikrologisch trocken schließt der erste Theil der „Briefe" ab. Er begann als meisterliche Streit-schrift und endete als Specimen antiquarischer Kenntnisse. Nur darf man die Planmäßigkeit dieser Anlage nicht übersehen, denn weislich sparte Lessing seine schärfsten Pfeile für den zweiten Feldzug, und der weit-läufige Vortrag so gelehrter Details sollte ihm das unvermeidliche Geständnis eines eigenen gelehrten Irrthums erleichtern.

Nicht die Erschöpfung des Vorraths an geripptem italienischen Druckpapier, sondern neben der Unruhe eines Auswanderungsplanes eben der Zwang gerade in einem Antiklotz, wo er gern so unanfechtbar erschienen wäre, archäologische Fehler zu widerrufen verzögerte den Abschluß einer neuen Folge dieser „Briefe antiquarischen Inhalts." „Ich werde fleißig Abschweifungen machen, um mir bessere Gegner zu suchen." Ein solcher Gegner ist Heyne: mit ihm sich ehrenvoll abzufinden, war das nächste Ziel der Fortsetzung, die so „keine bloße Lauge für Klotzen" werden konnte. Daß Lessings im „Laokoon" vor-getragene Entdeckung, „auf die ich mir alles einbilde, was man sich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann", daß diese Be-hauptung, man habe den Borgheſischen Fechter auf Grund einer Stelle des Cornelius Nepos für eine Chabriasstatue zu erklären, unmöglich sei, hatten nicht sowol Murr oder Klotz, als dessen ernsterer College in Göttingen bewiesen. Schon der dreizehnte antiquarische Brief nahm recht verschlagen Stellung zu Heynes Recension und bereitete den Rückzug vor. Es zeugt für Lessings gefürchtetes Ansehen in der gelehrten Welt, daß Heyne einen förmlichen Entschuldigungsbrief schrieb und, sich selbst eines Versehens zeihend, dem verehrten Freund durch einen neuen Artikel der Göttinger Anzeigen mit diplomatischer Artigkeit eine Brücke baute.

Die neuen „Briefe", im August 1769 beendet, gehen sofort auf die Chabriasfrage ein. Klotz, der unabhängig von Heyne die Wahrheit

entdeckt haben will, wird sehr zuversichtlich abgewiesen. Der Göttinger Gelehrte selbst ziehe seinen Vorwurf zurück und meine nur, Lessings Deutung passe „noch eher" auf eine Kriegerstatue in Florenz als auf den Fechter der Villa Borghese. Mit vielen Finten und Paraden sucht Lessing seiner verlorenen Sache die beste Außenseite abzugewinnen. Er hält nun selbst Klotzen die triftigeren Gründe vor, welcher dieser hätte verfechten sollen, und zieht aus Heynes fast demüthiger Vermittlung den möglichsten Nutzen. Er würzt manche gewundene Erklärung und rechthaberische Spitzfindigkeit mit schönen Aperçus und belehrt uns im Sinne des Laokoon und der Dramaturgie, auch das Werk des bildenden Künstlers sei im Dienste höherer Schönheiten kein bloßes Denkmal historischer Wahrheit. Er erkennt sein Unrecht, hat es lang erkannt, und verhärtet sich mit einer nicht ganz aufrichtigen Taktik nur gegen die schwächeren Beweise. Diese zurückschlagend, will er einer Niederlage möglichst lang den Schein des Sieges geben. „Ich denke nicht, daß man eine Schanze darum allsogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sei." Dann läßt er mit raschem Entschluß die übereilte Muthmaßung fallen: „Ich nehme sie gänzlich zurück . . . In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abschnitt, der ihn (Chabrias) betrifft, weg: so wie mehrere antiquarische Auswüchse, auf die ich ärgerlich bin, weil sie so mancher tief gelehrte Kunstrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat." Nur glaube man nicht, daß sich Lessing dabei beruhigt. Er nimmt nicht allein die Miene an, als habe er nach dem „Laokoon" selbständig die seiner Behauptung so ungünstigen Stellen der griechischen Historiker gefunden, sondern er sucht aus seiner irrigen Interpretation des Cornelius Nepos doch Gewinn für das Verständnis des Textes zu schlagen und spielt das geistreiche und tiefe, aber leicht zu misbrauchende Wort aus: „In dem antiquarischen Studio ist es öfters mehr Ehre das Wahrscheinliche gefunden zu haben als das Wahre. Bei Ausbildung des erstern war unsere ganze Seele geschäftig: bei Erkennung des andern, kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten." Kaum je ist ein unhaltbarer Posten mit regerer Kunst vertheidigt, ein leidiger Rückzug auf unbequemeren Schleichwegen und mit stolzerer Miene vollzogen worden.

„Und nun" ruft er frei aufathmend „wieder zu Herrn Klotzen!

Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten." So wird die im ersten Theil abgebrochene langwierige Polemik gegen den Compilator des alten Lippert, dem Lessing respectvoll begegnet, mit unermüdetem Eifer fortgesetzt, und, obwol Lessing einmal Miene macht seine Kritik über das Mechanische der Steinschneidekunst nicht zu weit auszudehnen, bis in das letzte Mauseloch angestrengt. „Da ich mich nun einmal mit ihm abgegeben habe, so muß ich ihn schon völlig zu Boden bringen" lesen wir in einem Briefe.

Klotz hatte auf den ersten Theil im siebenten Stück seiner Deutschen Bibliothek geantwortet, sein Bedauern über eine so zänkische Verirrung Lessings geäußert, den Angriff für einen Ausbruch persönlicher Leidenschaftlichkeit erklärt und die Widerlegung im Einzelnen einer besonderen Schrift vorbehalten. Er macht bei allem Trotz ein sehr verlegenes Gesicht; doch wenn er auch jetzt noch jedem gesunden Auge beweisen will, Lessing habe die Greise des Homer, nicht die des Caylus einen eklen Gegenstand genannt, so scheint seine Bornirtheit größer als seine Hartnäckigkeit. Der eilfertige Mann ist wirklich von der Logik und den Musen verlassen, und seine geliebten Grazien helfen ihm nicht aus dieser Noth dieses grausamen Zweikampfes. Die armseligen Stiche gegen den „Mitarbeiter der Litteraturbriefe," die unnütze Schmähung, Lessing verstehe kein Latein, die plötzliche Betheuerung, er habe Lessing niemals für einen Kunstkenner gehalten, die Confrontation widersprechender Urtheile über Klotzianer in Nicolais Bibliothek, an der er Lessing unthätig wußte, das abgerissene Citat aus einem Briefe Lessings, die Rüge, Lessing mishandle nebenher auch die Deutsche Bibliothek, die Beschwerden über „die pöbelhaften Beleidigungen, die Zudringlichkeiten, den Stil, der oft mehr, als bloß satyrisch ist, kurz den Ton, welcher uns, wider unseren Willen, an den Verfasser des Vademecums für Herrn Langen zu denken zwingt" — all das wurde nur zu scharfen Waffen in der Hand des Gegners, der zu Anfang des 51. Briefes das Gemmenbuch bei Seite schleudert und Klotzens ganze Persönlichkeit, sein ganzes Litteratenthum, den ganzen Klotzianismus in einer hinreißenden Folge von sieben Briefen vernichtet. Zuerst werden die früheren Repliken Klotzens bündig abgethan. Klotz hatte sich mit der Ausrede, dieser Zwist interessire das Publicum nicht, aus dem Staube machen

wollen, doch Leſſing hält ihn feſt zu einer Belehrung über wahre und falſche Beſcheidenheit, ſo wie er ſchon in dem Vorwort zum erſten Theil die antike Urbanität und den Complimentirton moderner Höflichkeit kräftig geſchieden hatte. Der höfliche Herr Klotz iſt ein Grobian gleich dem höflichen Herrn Wirth in der Minna von Barnhelm. Erfriſchend proteſtirt Leſſings eigenſte Definition, der Neidiſche, Hämiſche, Rangſüchtige, Verhetzende ſei, möge er ſich noch ſo höflich ausdrücken, der wahre Grobe, gegen den ſchalen, falſchen Ton des damaligen Umgangs, der damaligen Schriften. Aber Klotz hatte ja nun artige Worte Leſſings veröffentlicht, damit die Leſer glauben müßten, er ſei von dem Verfaſſer des „Laokoon" ſelbſt um die Mittheilung ſeiner Einwürfe gebeten worden. Nie iſt eine Indiscretion ſchlimmer heimgezahlt worden. Auch Leſſing zieht eine Schublade auf: ſein Brief war ja nur eine Antwort; Klotz hat ihn geſucht, nicht umgekehrt; Klotz hat ſich einer perſönlichen Begegnung in ſeinem zarteſten Alter erinnert, ſeine aufrichtigſte Verehrung beſchworen, den Laokoon als ſeinen Troſt in dem barbariſchen Halle geprieſen; Klotz hat um die Erlaubnis gebeten Leſſingen nach weiterem Nachdenken einige Zweifel in den Actis mitzutheilen; er hat dem „Lieblinge der Griechiſchen Muſe" endlich von ſeinen vorhabenden Arbeiten erzählt und mit der ſüßen Wendung geſchloſſen: „ich trage Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden, bis ich die Verſicherung habe, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu ſein." Dieſe zudringliche, ein Voſſiſches Kraftwort zu gebrauchen: anhündelnde Epiſtel druckt Leſſing vollſtändig ab. Kein Zweifel, daß er ſeine ganze Antwort noch in der Kladde beſaß: Satz für Satz den Brief Klotzens perſifflirend, entwirft er dieſe Antwort, und nur die Blindheit des Opfers konnte ſich dadurch verleiten laſſen den unverkürzten Brief Leſſings in die Deutſche Bibliothek zu rücken. Er ſtimmt aufs Haar zu der hier gebotenen Skizze und iſt ein klares, ſehr überlegtes, verbindliches, aber vornehm zurückhaltendes Schreiben. Leſſing hat alſo, weit entfernt Klotz um eine Recenſion zu bitten, das angetragene Urtheil nur nicht verbitten wollen. Dieſes Urtheil erſchien und ging Leſſingen nebſt einem Begleitbrief im Stil der erſten Liebeserklärung, im Jacobitchenſtil zu. Ein leiſer Vorwurf über den unterlaſſenen Beſuch wurde darin raſch übertönt von Phraſen über das Vergnügen Leſſing hoffentlich in Berlin zu umarmen und

zu genießen. Auch dieses Blatt macht Lessing bekannt und fragt: „Ist es nicht ein feiner, artiger, süßer, liebkosender Brief; voller Freundschaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabei lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! . . . Was werde ich auf diesen Brief, und auf diese Recension, dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündnis geboten haben! Nicht wahr?" Mit furchtbarer Ironie bittet er Klotz doch auch seinen zweiten Brief vorzuzeigen, um dann mit einer dramatischen Überraschung zu erklären, er habe gar nicht geantwortet. Und wieder, doch dies Mal ohne ein Concept, entwirft er eine Antwort voll schneidender Antithesen. Jedes Wort ein Schlag, jedes Wort ein Mann. Unsere Litteratur hat diesem vierundfünfzigsten der „Briefe antiquarischen Inhalts" kaum irgend eine gleiche Verbindung von Prägnanz, Treffsicherheit und gebändigter Empörung an die Seite zu setzen; aber, was bei Lessing folgt, hält sich auf der Höhe dieser imponirenden stählernen Männlichkeit.

Wie Lessing in einem kleineren Antiklotz spottet „was für schöne Seelen, die jeden, mit dem sie in einer Entfernung von hundert Meilen ein paar Complimente gewechselt, stracks für ihren Freund erklären", so stellt er hier dem feigen und feilen Coteriewesen der Zeit, das im Klotzianismus gipfelte, seine Einsamkeit großartig gegenüber: „Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen; aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft

ſchleidern, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben: auch kann ich ihn nicht ſanfter niederſetzen, als er fällt."

Und dieſen Mann wollte Klotz zum Parteigänger Nicolais herabwürdigen, dieſer Mann ſollte ihm wie nach Verabredung aufgelauert haben. Schon im März des Vorjahres hatte ein auswärtiger Freund geträtſcht, „Leſſing, ein Bruder des Dichters und cand. theol. zu Berlin" habe einmal in der Voſſiſchen die Deutſche Bibliothek angebellt. Jetzt ſprach Klotz von den ehrenrührigen Zeitungsartikeln des jüngeren Herrn Candidaten Leſſing, deren einer auf Befehl eines großen Miniſters unterdrückt worden ſei, und von dem Angriff des Magiſter Leſſing. Nicht blos die Infamie gegen den Bruder, ſondern auch die ſcheinbar harmloſe, im Grunde bauernſtolze Titulirung forderte Strafe. Der Geheimerath Klotz — der Magiſter Leſſing! Dieſer hatte ein Recht ſchon früher ironiſch den „Geheimberath" anzureden, denn dieſe Würde glänzte auf manchem Klotziſchen Schild, auch in der Deutſchen Bibliothek bis zu ihrem fünften Heft. Welche Frechheit dagegen, wenn Klotz eben in der Abwehr der Antiquariſchen Briefe höhnte, ſein Richter ſpreche „genau als wenn er bei ſeiner Magiſterdisputation ſeine Opponenten vor ſich hätte". Er wollte es mit dem Magiſter Leſſing halten, wie kürzlich mit einem kleinen Widerſacher in Nürnberg, wo er verächtlich die Kluft zwiſchen dem „Hofrath Klotz" und dem „Schulcollegen Götz" gemeſſen und nach ſeiner letzten Rangerhöhung geprahlt hatte: „Über dieſes iſt der Abſtand zwiſchen einem Königlichen Geheimenrathe und einem Schulcollegen etwas zu groß". Man erwäge, daß Klotz bald nach dem Schmeichelbrief über den aufheiternden Genuß, welchen Leſſings vortrefflicher „Laokoon" ihm bereitet, einem Freunde ſchrieb (13. Aug. 1766): „Jetzt hat mir Leſſings Laokoon vierzehn Tage geraubt. Wegen der Recenſionen, ſo kann Niemand ſagen, daß ich Sie für den Verfaſſer einer einzigen ausgegeben hätte. Der gute Herr Magiſter kann ſich am wenigſten beſchweren. Es iſt ja mit ihm ſehr glimpflich umgegangen worden. Allein dergleichen Leute verlangen bloß Weihrauch, und zündet man ihnen dieſen nicht an, ſo rufen ſie ängſtiglich". Dieſer frivole Menſch iſt nicht zu retten, und in keinem Satze ſeines Todesurtheils kann Leſſing der Übertreibung geziehen werden. Noch heute möchten wir im Angeſicht einer ſolchen Zweizüngigkeit alle Worte, die einen Schimmer von Anerkennung

bieten, widerrufen um in Leſſings raſch begründetes Votum über Klotzens geſammte Thätigkeit einzuſtimmen. Er verſichert, jede Silbe mit ruhigſtem Vorbedacht niedergeſchrieben zu haben. Kein Hohn iſt ihm nur entfahren. Wenn Klotz an den Stil des Vademecum denken muß, ſo hat er das lediglich ſelbſt verſchuldet. Der gemeine Journalismus wird als Grundzug ſeiner ganzen Schriftſtellerei aufgedeckt. Wenn ein Unglücklicher in der Actis als Säufer und trügeriſcher Bankeruttirer gebrandmarkt wurde, ſo iſt Klotz, ob Verfaſſer, ob Redacteur, ſelbſt gebrandmarkt, denn „der Wirth, der in ſeiner Kneipſchenke wiſſentlich morden läßt, iſt nicht ein Haar beſſer, als der Mörder". Für alle Zeiten ſtellt Leſſing den Unterſchied zwiſchen dem Kritiker und dem Pasquillanten feſt in vielberufenen Worten: „Sobald der Kunſtrichter verräth, daß er von ſeinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desſelben ſagen können; ſobald er ſich aus dieſer nähern Kenntnis des geringſten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet, ſogleich wird ſein Tadel perſönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunſtrichter zu ſein, und wird — das verächtlichſte, was ein vernünftiges Geſchöpf werden kann — Klätſcher, Anſchwärzer, Pasquillant". Beſonders ſcharf wird Klotzens Schwenkung zur deutſchen Schriftſtellerei durchgehechelt und der Schwarm junger aufſchießender Scribler, die Bibliotheksgarde von ſchalen, platten Wäſchern zu Paaren getrieben.

Die geſammte Wiſſenſchaft, die geſammte Litteratur Deutſchlands war Leſſing zu gleichem Dank verpflichtet, denn nicht auf das eine Buch von geſchnittenen Steinen, auf das eine Journal, auf den einen Mann kam es an, ſondern auf die ſittliche Würde unſerer Univerſitäten, unſerer Kritik, unſerer Bellettriſtik. Nun lag der „plumpe Goliath der gelehrten Philiſter mit ſeinen in ganz Deutſchland zerſtreuten Spießgeſellen" nach Leſſings derben Würfen danieder. Ein dritter und vierter Theil Antiquariſcher Briefe, woran Leſſing jetzt und ſpäter dachte, waren nicht von Nöthen. Er wollte die an Winckelmann und an Chriſts Collegienheften begangenen Plagiate aufdecken, die grauſame Muſterung der Gemmenſtudien auch auf die „zuckerſüße Geſchichte des Amors" zerſtörend ausdehnen und nach dem Meiſter die Creaturen Schirach, Riedel und Genoſſen züchtigen als die Banditen, die Klotz wie der Alte vom Berge ausgeſandt, und er wollte Paralipomena und Excurſe zum Laokoon in Antiquariſchen Briefen ablagern, nachdem die

eigentliche Fehde ausgefochten war. Mit Umkehrung eines berühmten thukydideischen Satzes hatte er sein Werk mehr eine beiläufige Streitschrift als einen Gewinn für immer genannt. Aber es wurde uns zum bleibenden Heil, daß Lessings zornige Beredsamkeit das ethische Moment jeder geistigen Arbeit so erschütternd betont hatte. Ein Litterat ohne Sold und Amt rettete die deutsche Gelehrtenehre, sowie es dem armen Extraordinarius Schiller zufiel mit idealen Worten den wahren von dem Brotgelehrten zu unterscheiden. Der Recensent eines bankerotten Privattheaters stellte die giltige Tonleiter der Kritik auf: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher".

Die Wirkung war die eines Gewitters. Sudelschriften von Klotzianern und auch Nicolaiten voll niedriger Personalien schlichen nur im Verborgenen und ließen Lessing fast ganz aus dem Spiele. Die gemeinen Spottverse „Zwei lose Huren stritten sich" ergetzten nur ein paar gemeine Seelen, und die Vornehmheit, mit der ein Haller und andere ältere Gelehrte den einreißenden Ton der Polemik bedauerten, verkannte die Nothwendigkeit einer solchen Entladung. Die meisten Universitäten fühlten sich von einer Krankheit befreit. Männer wie Reiske, die sich ihrer Haut nicht gegen die Klotzianer zu wehren gewußt, dankten überströmend für die Züchtigung der hölliſchen Lotterbuben und waren wol so naiv dem beizufügen, ihre Zeit sei zu edel alle Sünden Klotzens zu enthüllen, ihre Hand zu gut um sie mit solchem Blute zu beflecken; doch der Ruf „Ich danke Ihnen also, großer Lessing, im Namen des Publicums" kam von Herzen. Mehr als andere freute Herder sich des Lessingschen Sieges. Ohne die abwägende Vorsicht Lessings hatte er sein Lob an Klotz verschwendet, ihn mit Ernesti und Gesner öffentlich als Schutzengel der griechischen Musen angerufen und brieflich nicht nur die „Fragmente" dem berufensten Geschmacksrichter empfohlen, sondern auch die begeisternde Gedankenzusammenkunft mit einem solchen Mann als Milderung seines nordischen Exils erbeten. Nach derlei Floskeln zur maßlosesten Bekämpfung Klotzens als eines armseligen, an Seele, Geist und Herz unwürdigen Gelehrten überzugehen war ein böse Sache, aber Herder, rasch entnüch-

tert, trat 1767 erst in geheimen, dann nach dem Unfug der Hallenser Recensenten in offenen Gegensatz zu Klotz. Die „Deutsche Bibliothek" brachte einen widerlichen Mischmasch von Anerkennung und persönlicher Unbill, nachdem die Acta die „Fragmente" in einem kritischen Winkel lau gelobt hatten. Tumultuarisch stürmte Herder nun gegen Klotz und seine Leute vor. Dem „Wäldchen" über den Laokoon folgten zwei weitere „über einige Klotzische Schriften", heftig hingewühlte, leidenschaftliche Scheltreden gegen das thersitische Geräusch und die Scherbensammlung der Epistolae, den Wortschwulst und die Parallelenmacherei der Vindiciae u. s. w., die Münzenschmeckerei, den schönen Nonsense, das lallende Phraseslatein, die leichte und vornehme Miene, den falschen Federschmuck und den unausstehlich selbstwichtigen Ton des Führers, die Schmeichelei und Hohlheit der Klotzischen Knappen — und, wo er von der erzieherischen Tendenz des Gemmenbuches zur antiquarischen Seite sich wenden soll, hält er geschickt an mit dem Jubelruf: „da kommen mir eben Lessings Antiquarische Briefe, die ich gern eher gehabt hätte! Welch ein hinreißender Strom! welche Kenntnis des Alterthums! welcher Scharfsinn!" Er hatte den mächtigsten Bundesgenossen für einen Kampf gefunden, worin er selbst sich gerade durch ein unwürdiges Versteckspiel der Anonymität, ja der lauten Verläugnung seiner nie zu verkennenden Kinder bedenkliche Blößen gab. Die Klotzianer schämten sich nicht Herders Aushängebogen diebisch zu misbrauchen; ihre Organe goßen giftigen Hohn über den „Faun," den „kritischen Waldmann," das „livländische Pfäfflein, das unter der Satyrmaske in den „Wäldern" unter wilden Thieren und Eulen haust und sich am Sang des Uhus ergetzt"; ihre „Briefe an das Publicum" hielten dem christlichen Prediger Herder perfid seine sinnlich durchglühten Rhapsodien über die Antike vor. Aus andern Gründen als Lessing die Fortsetzung der Antiquarischen Briefe, unterließ Herder die Herausgabe des genialen vierten Wäldchens. Die Angriffe des Klotzianismus wurden so ehrlos und schmutzig, daß auch die verächtlichste Antwort unter seiner Würde gewesen wäre. Bot Herders in Lob und Tadel wankendes Verhalten solchen Feinden bequeme Handhaben, so stand Lessing unerschütterlich da. Was in den Klotzischen Zeitschriften gegen seine archäologischen Werke und die Dramaturgie noch abgefeuert wird, ist nur die letzte, matte Ladung eines fliehenden Trupps. Sein Ansehen

war so gefestigt, daß sogar diese Recensenten sich nicht jedes Beifalls entschlagen konnten. Klotz aber that nach dem zweiten Theil der Antiquarischen Briefe, was Lessing nach Klotzens zweitem Briefe gethan: er schwieg und behauptete die neue Folge gar nicht gelesen zu haben. Weder die besondere Streitschrift, noch die verheißene lateinische Umarbeitung des Steinbuches ist erschienen. Seine schriftstellerische Existenz war gebrochen, und ein unverdächtiger Zeuge sagt von seiner bürgerlichen, daß in Halle kein ehrlicher Mann mit ihm umging. In dem Klotzischen Lager zeigte sich bald der jämmerliche Unbestand einer eigennützigen oder wenigstens leichtfertigen Vereinigung. Ein klägliches Schauspiel, dieses Ausreißen und dieses feige Hinundhergerede. Fast möchte uns die bornirte Treue einiger Partisane, die auf Lessing wacker schimpfen, besser gefallen, als die verclausulirten Friedensvorschläge eines Sonnenfels, der diplomatisch schmeichelt, Klotz habe einen doppelten Ruhm zu verlieren, Lessing aber nicht den Ruhm eines guten Menschen. Ja, die Litteraten der Zeit glaubten und hofften wirklich mit Weiße, diese beiden schönen Geister sollte das Band der Eintracht und Liebe verbinden; und der gute kleine Jacobi fügte zu thörichten Witzen gegen Herder die anakreontische Naivetät, er möchte dennoch mit Klotz, Lessing und Herder in einer Rosenlaube lachen und trinken! Aber wie schnell der Rausch dieser Wein- und Reimfreundschaft zwischen Halle und Halberstadt verflog, lehrt, wiederum sehr charakteristisch für das litterarische Leben jener Tage, das Benehmen Gleims. Nach dem Erscheinen der Klotzischen Laokoonrecension hatte er geschrieben: „Mit Ihren Erinnerungen kann und wird Lessing ebenso zufrieden sein, als mit Ihrem Lobe. Wenn Sie loben, mein liebster Freund, so hört man eine der Musen. Die Worte sind so harmonisch, eine Grazie vergäße zu erröthen, wenn sie ins Gesicht also gelobt würde!" Als Lessings Antiquarische Briefe erschienen, strich Gleim in der ersten Zeile eines Sinngedichtes „Klotz, Lessing, Hagedorn, ihr großen Kenner" den Namen seines Hallenser Freundes, sah sich aber, da Klotz eine ältere Abschrift besaß, zu den erbärmlichsten Ausreden und Versprechungen genöthigt.

Von den intimsten Genossen fiel zuerst Riedel ab, welchen Wieland während dieser Jahre ungemein politisch berieth. Wieland wußte sich mit der Deutschen Bibliothek sehr gut zu stellen ohne seinerseits Ver-

pflichtungen zu übernehmen. Er mahnte früh, man möge nicht nur mit Leſſing, ſondern auch mit dem vielverſprechenden jungen Herder ſäuberlich fahren. Ernſt und humoriſtiſch predigte er dem Liebling Klotzens, es ſei gewiß das Beſte vor Leſſing die Waffen zu ſtrecken. Klotz ſcheine ihm ganz und gar nicht gewachſen. Als Riedel fahnenflüchtig wurde, gratulirte ihm Wieland: „Ich bin froh, daß Sie ſich von dem cavalieriſchen, petitmaitriſchen, auf ſeinen geheimen Rathstitel und kleinen Hof von Autoren und unbärtigen Schulknaben ſo eingebildeten Klotz losgewunden haben ... Wir wollen ſehen, ob der kleine zwergiſche Dictator ſich durch Leſſings Peitſche, die er freilich ſehr grob finden wird, weiſer machen läßt; wo nicht, ſo wird ſein Schickſal leicht voraus zu ſehen ſein.“

Klotz mußte ſogar erleben, daß ſein theurer, für manche Wolthat verpflichteter Jacobi dem gehaßten Leſſing, über deſſen Worte und Thaten man ihm ſorglich berichtete, ſeine Aufwartung machte: „Sie haben Leſſing in Braunſchweig beſucht! den Parnaßhalter! Le Singe den Großen!“ Doch mit ſolchen Vorwürfen und elenden Wortſpielen ließ ſich die verlorene Macht und Ehre nicht wiederherſtellen. Die eigne Partei ſah ihn für zuſammengehauen an. Wo ſein Bild geleuchtet, erblickte man einen ſchwarzen Fleck wie im Dogenpalaſt zu Venedig ſtatt des Marino Falieri. Seine Arbeiten, auch der Saxo, fanden nur geringe Beachtung. Er war ein todter Mann. Die leibliche Auflöſung mußte ihm Erlöſung ſein. Als Komödiant ging er aus der Welt, indem er ſich den Phaidon vorleſen ließ und von der Unſterblichkeit der Seele ſprach. Am Sylveſtertage 1771 iſt er geſtorben, erſt einunddreißig Jahre alt, und es ehrt Leſſing, der in dieſer Zeit eine Klotz-Sonnenfelſiſche Intrigue in Wien gefürchtet hatte, daß er auf die Todesnachricht hin ſchrieb: „Ich möchte gern über dieſen Zufall lachen, aber er macht mich ernſthafter, als ich auch gedacht hätte.“

Damit dieſem triſten Ausgang das Satyrſpiel nicht fehle, ſang Paſtor Lange von Laublingen dem „ehrenvollen Gebein“ Klotzens ein begeiſtertes Grablied; das Opfer des Vademecum dem Opfer der Antiquariſchen Briefe. Und der Herausgeber der Klotziſchen Correſpondenz führt bittere Klage darüber, daß der einzige Lange „in Begleitung der Muſen eine Thräne auf Klotzens Grab weinte.“ Verlegenes Schweigen oder niederträchtige Verläugnung des todten Freundes

rings umher. Nur der treue Mangelsdorff, ein kleines beſcheidenes Licht, wagte eine biographiſche Rettung, der es jedoch an ſtarken Vorbehalten ſo wenig fehlte wie der mit Briefen geſpickten Apologie von Seiten des unglaublich bornirten Nürnberger Antiquars v. Murr. Weder Mangelsdorff noch Schirach verſuchte mit Leſſing anzubinden. Die alten und neuen Zeitſchriften der Partei beeiferten ſich vielmehr dem Gefürchteten ihre Reverenz zu bezeigen, als ſei nie etwas zwiſchen ihnen geweſen. Profeſſor Hauſen aber errichtete unter dem Vorwand, Klotz ſelbſt habe ihn zum aufrichtigen Erzähler ſeines Lebens beſtellt, dem Todten ein Schandmal, das ſogar diejenigen empörte, welche keinerlei Sympathie für den wehrloſen Helden dieſes ſchmähſüchtigen Machwerks hegten. So wurde die ſchmutzige Wäſche des Klotzianismus auf offenem Markte gewaſchen, und ein vertrauter Kenner aller gemeinen Fata des Herrn Hauſen band die Maske eines Bedienten vor und ſetzte dem Pasquill auf Klotz ein greuliches Pasquill auf „Priapens geilen Sohn" entgegen. Der niederen Klaſſe des ſchönen Geſchlechts gewidmet, reißt es die letzte Hülle von dem ehrloſen und wüſten Treiben mancher Klotzianer. Unterdeſſen ſaß der zarte Unſchuldſänger Jacobi, den Klotz einmal durch eine geharniſchte Widmung compromittirt und Hauſen nun in den eklen Strudel ſeines Klatſchbuches gezerrt hatte, unter Roſen und Kaſtanien auf einer Garbe, fühlte ſich als edlen warmen Menſchenfreund, als echten weiſen Tugendfreund und als des Laſters ſtrengen Feind, dachte an Klotzens Fehler und an Klotzens Herzensgüte und an Hauſens Bosheit und ſchrieb zur Vertheidigung ſeiner friedlichen, ſchönen Seele einen langen, weinerlichen Brief an Frau von La Roche, der ihm und ſeinem Weiberrecht nur ein verächtliches Gelächter eintrug. Dann wurde es ſtill.

Nie iſt Leſſing auf Klotz und ſeine Mannen zurückgekommen. Die ſatiriſchen Sudeleien der Klotzianer und ihrer kleinen Feinde, „Scurrile Briefe", eine „Bibliothek der elenden Scribenten" und dergleichen mehr, würdigte er keines Blickes. „Es ekelt mich ſchon vor Klotzen" hatte er bald nach dem erſten Theil der Antiquariſchen Briefe geſchrieben. So löſte er aus der Materie für die Fortſetzung des Streites einige friedlichere Blätter los, die es nach einer ausgeſprochenen Abſicht der Brouillons nicht ſowol mit Klotziſchen als mit allgemeinen archäologiſchen Irrthümern zu

thun haben und die Ausführung einer höchst prägnanten Note des „Laokoon" enthalten. Er ließ gegen Klotz und „bessere Gelehrte" 1769 als eine Zwischenarbeit oder ein milderes Nachspiel in klarer, anmuthiger Prosa erscheinen seine unvergängliche Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet", ein Kleinod tief durchgeistigter Alterthumsforschung. Weise wird hier, wo sein Harmoniebedürfnis und seine Heiterkeit den auch Leid und Verwesung verklärenden Schönheitscultus der Antike innig umfangen, die Polemik gegen Klotz in den Hintergrund gedrängt. Winckelmanns Evangelium des Kunstidealismus, zu dem sich der „Laokoon" bekannte, leitet Lessing auch hier. In Winckelmanns Erstlingsschrift heißt es: „Die Griechen bezeichnen ihre Werke mit einem gewissen offenen Wesen, einem Charakter der Freude: Die Musen lieben keine fürchterlichen Gespenster: auf keinem einzigen ihrer Denkmäler ist eine fürchterliche Vorstellung. Das Bild des Todes erscheint nur auf einem einzigen alten Steine, aber das Gerippe tanzt nach der Flöte, es erscheint in der Gestalt, wie es bei Gastmählern zum angenehmen Genuß des Lebens aufmuntern sollte."

Keineswegs kann sich Lessing diese schönen Sätze ganz aneignen, denn seine Abhandlung verficht so gelehrt und scharfsinnig wie feinfühlig zwei Thesen: Die Alten haben den Tod nie als ein Gerippe gebildet; Skelete bedeuten in der antiken Kunst nicht den Tod, sondern die Larvae abgeschiedener böser Menschen im Gegensatz zu den friedlichen Laren und Manen. Er nimmt seinen Ausgang von der schwierigen Beschreibung der Kypseloslade beim Pausanias, auf welcher Tod und Schlaf als Knaben dargestellt waren, und von der Ilias, wo dieselben Thanatos und Hypnos als Zwillingsbrüder die Leiche des Sarpedon vom Schlachtfeld heimwärts holen, friedliche Boten des Zeus. Er vergißt den Thanatos bei Euripides nicht, und eben das homerische Sarpedonlied und die euripideische Alkestis stehen im Mittelpunkt schöner Untersuchungen neuester Zeit über die bildliche Darstellung des Thanatos. Wie im „Laokoon" sucht Lessing hier aus Poesie und bildender Kunst der Antike wechselseitige Erhellung und gewisse principielle Unterschiede abzuleiten. Die poetischen Gemälde haben einen unendlich weiteren Umfang als die Gemälde der Kunst, aber auch die Dichter wissen nichts von dem Tod als einem Skelet. Tapfer erklärt Lessing den Tod für kein Schrecknis, und die Euphemismen, mit denen

das Alterthum das Ableben umschrieb, erfreuen seinen heitern Geist. Auf römischen Sarkophagen und Urnen findet er gern die Zwillingsbrüder des Homer wieder: knabenhafte anmuthige Gestalten; die eine mit der umgestürzten Fackel, dem Symbol des erlöschenden Lebens, sei der Tod, wie ihn die Alten gebildet. Nullique ea tristis imago, und keinem ist das ein trauriges Bild, lautet sein Motto. Nicht alles, was Lessing auf diesen Blättern entwickelt, hat Geltung in der Wissenschaft behauptet. Weder der schleunige Widerspruch eines urtheilslosen Pedanten Zeibich, noch die abweichenden Ansichten des Modern und Antik feinfühlig sichtenden Herder, noch die ersten jugendlichen Anfänge der Lobeckschen Kunstmythologie widerlegten ihn im Einzelnen, sondern, wo es sich nicht um pure Texterklärung handelt, die reichen Errungenschaften an antiken Bildwerken. Lessing hatte nur ein paar römische, und zwar späte, schlecht reproducirte, z. Th. unechte Grabdenkmäler vor sich, die er in Abbildungen nach Abbildungen wiedergab. Heute wissen wir, daß er die Interpretation der geflügelten römischen Eroten auf Tod und Schlaf viel zu sehr gepreßt hat, daß bei den Griechen Thanatos durchaus nicht immer der Zwillingsbruder des Hypnos ist, sondern daß er auch als ernster, bärtiger Mann zusammen mit dem jüngeren Bruder Schlaf seines Amtes waltet, und es steht fest, daß die bildliche Darstellung des Thanatos mehr gemieden als mit idealisirender Milderung angestrebt, daß sie gern durch phantasievollere Bilder vom Charon, vom Hermes Psychopompos und anderes mehr ersetzt wurde. Was verschlägt das? In genialer Ahnung hat Lessing den Sinn und die Kunst der Griechen auch ohne Kenntnis ihrer Monumente getroffen. Mag man ihn daher verbessern und ergänzen, mögen seine nachfolgenden abgerissenen Hypothesen über eine Agrippina und die Isische Tafel nichtig sein, mag er in Stunden des Ärgers die Mängel des ganzen antiquarischen Studiums einseitig übertrieben haben — diese eine kleine Abhandlung sichert ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der echten Archäologie. Lessing hat aus den schablonenhaften Arbeiten römischer Steinmetze, ja aus den Fälschungen in Boissards berüchtigtem Sammelwerk den hellenischen Geist des großen vierten Jahrhunderts geahnt. Er hatte unendlich mehr antiken Sinn als der hochverdiente Graf Caylus, und er war kein sammelnder oder compilirender Geschmäckler wie Klotz.

„Ein anderes ist der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthums-

kundige. Jener hat die Scherben, dieſer den Geiſt des Alterthums geerbet. Jener denkt nur kaum mit ſeinen Augen, dieſer ſieht auch mit ſeinen Gedanken. Ehe jener noch ſagt, ſo war das! weiß dieſer ſchon, ob es ſo ſein können."

Der denkende Archäolog Leſſing weiß alſo, daß jenes Skelet, welches beim Gelage des Trimalcio herumwandernd den Menſchlein die Vergänglichkeit predigte, nicht „der Tod" ſein kann und daß alle Gerippe der antiken Plaſtik nur das ſind, was ein von ihm herangezogener altfränkiſcher Dolmetſch des Seneca „die todten Geſpenſt, da nichts dann die leibigen Bein an einander hangen" nennt. Mit aller Schärfe wies er das Gerippe mit dem Stundenglas und der Hippe, dem ſeine anakreontiſche Jugendpoeſie ein Schnippchen geſchlagen, erſt der chriſtlichen Kunſt zu. Er ſetzte rückhaltlos auseinander, daß diejenige Religion, welche den natürlichen Tod für der Sünde Sold erklärte, ſeine Schrecken unendlich vermehren mußte. Ja er wagte den freimüthigen Satz: „Es hat Weltweiſe gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, ſchlechterdings in keines Menſchen Gedanken kommen, der nur ſeine Vernunft brauchte." Iſt demnach durch das Chriſtenthum des alte heitere Bild des Todes der Kunſt verloren gegangen, ſo glaubt doch dieſelbe Religion an ein ſanftes, erquickendes Ende des Frommen, und ihre Schrift redet von einem Todesengel. Was ſollte unſere Künſtler abhalten das ſcheußliche Gerippe wiederum aufzugeben? Sie haben es dank dieſer Mahnung Leſſings gethan. Der Genius mit der geſenkten Fackel ziert wieder die Denkmäler, welche das Skelet geſchändet hatte. Der klapperige Knochenmann auf Pigalles berühmtem Monument des Marſchalls von Sachſen iſt uns ſo widerwärtig, wie er es Leſſing ſein mußte. Anders ſteht es um die Malerei; denn wer wollte ſich den grauſen Humor der Todtentänze von Holbein bis Rethel rauben laſſen und dem Stift oder Pinſel ganz verbieten, was dem Meißel nicht anſteht? Zu der heiteren Schönheit des Heidenthums, wie moderne Sehnſucht ſie glaubte, rief Leſſing Schauende und Schaffende, indem er, ſeiner theologiſchen Periode nahe, ſchloß: „Nur die misverſtandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt."

Begeistert gedenkt Goethe in seiner Lebensbeschreibung dieser erlösenden und verklärenden Schrift, deren emphatischer Widerhall aus Schillers Klagen um „Die Götter Griechenlands" ertönt:

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt' ein Genius
Seine Fackel.

Nullique ea tristis imago. Warum fehlt dieser „Genius" über der Gruft dessen, der ihn wieder erweckt und den Sensenmann verjagt hat?

3. Leben und Aussichten.

„Ich bin . . hier so tief eingenistet, daß ich mich gemächlich losreißen muß, wenn nicht hier und da ein Stück Haut mit ihm bleiben soll."
Hamburg, 7. Nov. 69.

Wie für die meisten Strecken des Lessingschen Lebenslaufes, so fließen auch für seinen Hamburger Aufenthalt nur spärliche Quellen, aus deren Spiegel weder die Ereignisse noch die an ihnen betheiligten Personen in schärferen Umrissen und farbiger Ausmalung zu gewinnen sind. Wenig Schriftsteller hatten so geringe Neigung zur autobiographischen Beichte wie Lessing. Fast nirgends beschert er uns in seinen zahlreichen Briefen zusammenhängende epische Berichte, fast nirgends fühlt er sich gedrungen Portraits oder auch nur Silhouetten derjenigen zu entwerfen, mit denen er dauernden oder flüchtigen Umgang pflog. Und die seines Verkehrs gewürdigt waren, haben zwar alle diesen Gewinn ihrem Gedächtnis eingeprägt, auch wol ihre Erinnerungen in ein paar preisende Worte gefaßt, diese oder jene Begebenheit niedergeschrieben, aber die Nachwelt nicht näher in die bunten, vielgestaltigen Beziehungen eingeweiht. Vereinzelte Daten, wie vom Zufall planlos überliefert; neben Erscheinungen, die der Nation in anderer Verbindung und Äußerung anschaulich geworden sind, physiognomielose Schatten und bloße Namen; statt vergegenwärtigender Charakteristik meist nur ein ziemlich allgemeines Beiwort, eine abgerissene Notiz, eine willkommene oder belanglose Anekdote — das gilt auch von den biographischen Urkunden der Hamburger Zeit.

Es war ein an ſtolzer Vergangenheit und ſtattlicher Gegenwart reicher Boden, auf den ſich Leſſing im Frühjahr 1767 verſetzt fand, als er aus der Reſidenz des aufgeklärten Despotismus hinweg ſein Heil in einer ſtädtiſchen Republik ſuchte. Hamburg hatte im achtzehnten Jahrhundert, nachdem ſchon das abgelaufene u. a. eine rege Bauthätigkeit entwickelt hatte, einen höchſt bedeutenden Aufſchwung genommen. Leſſing ſah dann mit eigenen Augen, wie der Gottorper Vertrag dem langwierigen Hader zwiſchen der mächtigen Hanſeſtadt und dem däniſchen Staat ein Ziel ſetzte, Hamburgs unmittelbare Reichsſtandſchaft anerkannte und nach allmählicher Überwindung finanzieller Bedrängniſſe den Handel in noch größere, freiere Bahnen lenkte. Hier ſaß ein ehrenfeſtes, bedächtig ſicheres Bürgerthum, das ſich ſelbſt klug regierte und in ſeinen Hauptbüchern zwiſchen den nüchternen Ziffernreihen Kunde gab von tüchtiger, aus dem Kleinen in die Weite reichender Arbeit. Vom Elbhafen und der ferneren See her wehte eine friſche Briſe in dies Contorleben, das ſein Zahlennetz über den Erdkreis ausbreitete. Hier war nicht Krämergeiſt, ſondern Handel im großen Stil zu Hauſe, ſo daß ſelbſt Leſſing, dem leider die Hauptſache fehlte: das kaufmänniſche Genie, als Geſchäftsmann unter Geſchäftsmännern ſeine Kaſſe endlich einmal redlich zu füllen hoffte. Wie die ſtattlichen Kauffahrteiſchiffe ein vielſprachiges Matroſenvolk ans Land ſetzten, ſo gaben die internationalen Verbindungen mit ihren großen Correſpondenzen und weiten Reiſen der derben und zähen niederſächſiſchen Sinnesart weltläufige Bewegung, den höheren Klaſſen zur Behaglichkeit des deutſchen Hauſes auch engliſchen Comfort und Schliff. Streng geregelt floß die Arbeit des Tages dahin, bis man ſich zur ausgiebigen Hauptmahlzeit niederließ und Abends am Spieltiſch geſellig ausruhte. „Stomachopolis", die Magenſtadt, nennt 1768 ein eingeborner Litterat dies eine wolbeſetzte Tafel aufrichtig ſchätzende Hamburg, dem er gar nicht gerecht wird mit der Schilderung: „Unſer ganzes Leben beſteht hier in Viſiten geben und annehmen, in Whiſt und Ombre, in Verleumden und Tractiren und Kirchengehen." In Hamburg war für Faulenzer wenig Raum, und die Orthodoxie gab keineswegs allenthalben den Ton an, aber auch dieſe Orthodoxie übte keine ertödtende Askeſe. Selbſt ein geſtrenger Senior Miniſterii ließ den köſtlichen Rheinwein in ſeinem Keller nicht ausgehen, denn Heines

frivoler Witz, die Hamburger Geistlichen seien bei aller Meinungsverschiedenheit über die Bedeutung des Abendmahls ganz einig über die Bedeutung des Mittagmahls, trifft auch frühere Geschlechter. Der Wolstand Hamburgs ging stets Hand in Hand mit einer reichen Gastlichkeit, welche auch der heitern, weinfröhlichen, geselligen Dichtung zu Statten kam, wie sie im Epicureismus Hagedorns gipfelt. Derselbe Wolstand ermöglichte eine achtunggebietende gemeinnützige Thätigkeit und beförderte mit großem Erfolg das Wachsthum der Bildung. Es herrschte an der Alster doch mehr als Banco. Im achtzehnten Jahrhundert wetterte Friedrich Wilhelm I. gegen die Hamburger, daß sie ihm seine Stützen, die braven Geistlichen, durch lockende Berufungen „aus'm Lande debauchirten"; im siebzehnten Jahrhundert schon stand eine Studienanstalt wie das Johanneum in der vordersten Reihe der höheren deutschen Schulen und verfügte über ausgezeichnete Kräfte, reiche Mittel. Wirkten auch die führenden Naturforscher und Philosophen des Zeitalters außerhalb Deutschlands, so ragte doch in Hamburg ein Gelehrter wie Joachim Jungius weithin sichtbar empor. Von ihm lernte Goethe, „wie sich ein tüchtiger Mann als Zeitgenosse Bacos von Verulam, Descartes', Galileis und anderer Heroen jener Tage benommen und sich doch wieder auf seinem Lebens- Studien- und Lehrgange unabhängig und originell gehalten habe"; wozu Goethe den ehrenden Schluß fügt: „Zu gleicher Zeit muß bemerklich werden, auf welchen Grad sich schon damals die Schulanstalten in Hamburg gesteigert hatten, da neben einem dergleichen Manne von solchen Kenntnissen und Lehrmethoden eine Anzahl tüchtiger Collegen und strebsamer Schüler nothwendig zu denken sind." Naturwissenschaftliche, auf alle Reiche und Fächer sammelnd und beobachtend gerichtete oder speciell den Trieben der Thiere aufmerksam zugewandte Interessen begleiteten als liebe Nebenbeschäftigung des Leben eines Brockes oder eines Reimarus, die überall das geistige Band suchten, mag auch der erstere den Faden etwas grob gesponnen haben. Auch die classische Philologie gedieh unter der Nachwirkung Scaligers und anderer Größen in der vom Bedürfnis mehr an die modernen Verkehrssprachen gewiesenen Stadt, bis Fabricius als echter Polyhistor mit eisernem Fleiß große Sammelwerke unternahm und eine berühmte Privatbibliothek zusammentrug. Im Frühjahr 1738 bettelte sich Winckelmann nach Hamburg um der Versteigerung dieser Schätze

beizuwohnen. Er lernte den würdigen Schwiegersohn des Verstorbenen kennen, Hermann Samuel Reimarus, der zu Anfang des Lessingschen Aufenthalts noch als greiser Philolog, Theolog, Philosoph, Zoolog der Gelehrtenrepublik Hamburgs vorstand und noch 1765 an die Spitze einer „Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Kunst und nützlichen Gewerbe" trat. Ihr eigentlicher Gründer, der durch eine seltene Aufopferung im Dienste des Gemeinwesens unvergeßliche J. G. Büsch, stiftete bald darauf eine ausgezeichnete Handelsakademie und blieb als theoretischer und praktischer Cameralist bis zu seinem Tode thätig, auch er ein Mann von classischer Bildung, der außer deutschen Lehrschriften lateinische Denkmäler für den Schulmann und Dichter Richey und für Reimarus verfaßte und früher auch wol einen humoristischen englischen Roman übersetzte.

Die schöne Litteratur Hamburgs ging im siebzehnten Jahrhundert, obgleich es an Individualitäten nicht gebrach, entschieden mehr in die Breite als in die Tiefe und zeigte später, auch von sehr angesehenen Patriciern betrieben, im Solde der Oper nur einzelne Proben niederdeutscher, theilweise dem Holberg verwandter Komik, in dicken lyrischen Sammelbänden mehr aneignende Belesenheit als Ursprünglichkeit, mehr Singsang als Melodie, mehr Zerflossenheit als Gestaltung und eine zwischen Schwulst und Dürre hin und her wankende Stillosigkeit. Auch die Dicht- und Sprachgesellschaften brachten es zu keiner nachhaltigen Bedeutung. Aber Heiterkeit drang als Charakter dieser Hamburgischen Dichtung durch. Der Rathsherr Brockes schritt nimmermüde als optimistischer Prediger des „Irdischen Vergnügens in Gott" zwischen Hamburg und Ritzebüttel hin und her und ließ sich nicht nur von Gebirg und Thal, sondern auch von einem Frosch oder einem gebratenen Lammskopf die zweckmäßige Güte des Schöpfers erklären, indem er sehend, hörend, riechend, schmeckend mit offenen muntern Sinnen durch das irdische Freudenthal ging. Zopfig vergnügt erscheint Richey, der auch ein treffliches Hamburgisches Idiotikon schrieb. Hagedorn endlich sandte die Göttin Freude aus seiner Sphäre des Wollebens in alle deutschen Lande. Sein Geist herrschte fort über die kleineren Geister der Stadt, und auch unsaubere Spötter glaubten ihm das Geleit zu geben. Auf Hagedorn schauten die Hamburger Ebert und Eschenburg; ihm dankte Daniel Schiebeler, der 1763 aus Leipzig heimkehrte, die

leichte Form ſeiner den Studioſus Goethe entzückenden Operette und den flotten Zug ſeiner Romanzen. Den kunſt- und weltfeindlichen Eiferer lachte ſo ein junger Poet auch jetzt, wie in den anakreontiſchen Tagen, übermüthig aus und richtete etwa die Bitte „An das Halsweh“:

O raub uns länger nicht die Töne Der liebenswürdgen Sängerin,
Verlaß die ſüße Lene Und fleuch zu Goezen hin.

Andere Litteraten wie Borkenſtein, deſſen anſchaulicher Dreiacter „Der Bookesbeutel“ ſeit 1742 lange Reihen von Aufführungen gefunden hatte, lebten in gänzlicher Trennung von der Poeterei nur noch ihrem bürgerlichen Beruf. Der alte Rector J. S. Müller wußte ſich ſchwerlich mehr zu entſinnen, daß er vor vierzig Jahren ſo manchen Text für die Hamburger Oper geſchrieben, aus deren Blütezeit der hochbetagte Componiſt Telemann noch als Ruine in die Nationaltheaterzeit hineinreicht. Vergeſſen waren die Hamburgiſchen Sängerkriege aus Warnecks Zeit; ſie wurden erſetzt durch Journalgezänk mit halbtheologiſchem Anſtrich.

Leſſings Notizbuch verräth ſein Bemühen mit dem alten und neuen Hamburg recht bekannt zu werden. Er intereſſirte ſich für den vielbeſungenen Seeräuber Störtebecker und ſkizzirte nach den Mittheilungen des klugen Frl. Reimarus Hagedorns Leben und Gewohnheiten. Er betrachtete die Geſchichte der Oper und durchblätterte ein paar Libretti. Er klopfte hier und dort an, wo etwas von Bedeutung zu finden war. Da ſah er bei einem Kaufherrn ſpaniſche Komödien oder Bücher aus Liſſabon und den feſſelnden Tractat eines portugieſiſchen Juden gegen das Chriſtenthum; ein anderer beſaß ſchöne Münzen und Gemmen; die Reimarer zeigten alte Manuſcripte und mit Collationen verſehene Ausgaben, Goeze ſeine umfaſſende Bibelſammlung; auch ging Leſſing der Thätigkeit Hamburgiſcher Künſtler in den Kirchen nach und muſterte beim Bürgermeiſter Greve beſonders die niederländiſchen Gemälde. Eine Türkenbelagerung von Hugtenburg bezauberte ihn durch ihren Ausdruck von Furcht, Schrecken, Wuth, Schmerz und Todesangſt und die Steigerung dieſer Affecte; ſo trat der Verfaſſer des „Laokoon“ auch unbefangen vor einige Blumen- und „Küchenſtücke“.

Überall fand der berühmte Mann jene den Hamburgern eigene Begrüßung, welche ohne großen Wortſchwall den perſönlich Fremden

herankommen läßt, die aber nach einem Schein von Zugeknöpftheit allmählich immer wärmer wird wie ein Ofen, der langsam in Zug kommt und um so dauerhafter seinem wolthätigen Zweck genügt. In größeren Kreisen mochte ein engherziger, steifer Kasten- und Familiengeist den Eindringling abstoßen — „weder der Hamburgische Adel noch die Hamburgischen Rathsverwandten sind jemals sehr nach meinem Geschmacke gewesen" — dafür verbreiteten die kleinen gemüthlichen Cirkel ein erquickliches Behagen. Wenn der rebenbekränzte Bacchus des Eimbeckschen Hauses den alten „Bacchusknecht" in den Rathsweinkeller lockte, was recht häufig geschah, traf Lessing wackere Stammgäste und verschmähte es nicht die derben Einfälle eines Münzmeisters, die neuesten Scandalgeschichten eines lästernden Legationsrathes beim Trunk zu genießen. Angeregte Abende vereinigten ihn mit Theaterleuten, besonders mit Ekhof, dann mit Schröder. Ein freundliches Geschick hatte ihn gleich anfangs als Miether in eine ausgezeichnete Familie gebracht, bei der es ihm so wol ward, daß er mit diesen ihm rasch zu Freunden erwachsenen Wirthen im ersten Herbst aus dem alten und abgelegenen Giebelhaus am Brook in das Michaeliskirchspiel der Neustadt übersiedelte. Der Mann, Commissionsrath J. F. Schmidt, war ihm ein zuverlässiger Berather in den neuen Verhältnissen und als Übersetzer für die Bühne mit dem Dramaturgen verbunden; die Frau eine liebenswürdige Frohnatur. Ihre Freunde wurden auch seine Freunde, die Knorres, die Schubacks, die Büschs, die Schwalbs, der Seidenhändler König und dessen Gattin Eva, ein süddeutsches Element des so ausgeprägt norddeutschen Kreises. Und diese Frau Eva König sollte dann tief wie keine andere in das Leben Lessings eingreifen. Man plauderte, man schmauste, man spielte L'hombre à la fureur wie Riccaut, man kahnte auf der Alster nach beliebten Vergnügungsorten oder unternahm hübsche Fahrten und Spaziergänge über Land. Doch schlug Lessing auch seine eigenen Pfade ein, und des Staunens und Stichelns war kein Ende, seit er im Januar 1769 zum ersten Mal bei dem gefürchteten Senior Goeze vorsprach, der ihm als kernige Natur und gelehrter Streiter größeres Vergnügen bot als die Begegnung mit dem unmanierlichen und wühlenden Basedow oder dem vielgeschäftigen, unreifen, zänkischen Journalisten Wittenberg. Goezes theologischer Gegner Alberti aber, ein Mann von großen geselligen

Talenten und unwiderstehlicher mimischer Begabung, blieb ihm werth; und aus dem stattlichen Hauptpastorat neben der St. Katharinenkirche, der Behausung und dem Schlachtfelde des Seniors, wandelte der unbefangene Gast in das Haus Reimarus, wo nach dem Tode Hermann Samuels (1. März 1768) der Sohn Johann Albert Hinrich, Lessings Altersgenosse, und die in den Dreißigern stehende jüngere Tochter Margarethe Elisabeth wohnten. „Der Doctor", nach größeren Studienreisen als Arzt in seiner Vaterstadt thätig, die ihm die Einführung der Impfung und des Blitzableiters verdankt, wurde an geistiger Regsamkeit von seiner Schwester bedeutend übertroffen. Demoiselle Reimarus, Lessings verständnisvollste und treuste Freundin, war mit einem männlichen Verstand, einem durchdringenden Urtheil, einem bei Frauen seltenen Feuereifer für Aufklärung, einer hellen Wahrheitsliebe, einer dem entsprechenden Gabe des klarsten und gewandtesten Ausdrucks im Gespräch und Brief, einer umfassenden Bildung ausgestattet, mit Eigenschaften also, die, ohne ins Blaustrümpfige zu entarten, eine Natur wie Lessing mit wechselseitiger Zuneigung anziehen mußten. Die beiden hätten ein glückliches, harmonisches Paar abgegeben; man kann nicht umhin zu beklagen, daß dieser Freundschaftsbund kein Ehebund und kein Damm gegen mancherlei Bedrängnisse in Lessings innerem und äußerem Leben geworden ist. Elise, deren scharfgeschnittenes Profil die Physiognomik so leicht macht, stellt uns einen sprechenden Contrast dar zu den weichen, hingebenden, schwärmenden, religiös-poetisch begeisterten Frauen, unter denen Klopstock seine Gattin Meta, die demüthig beglückende Gefährtin, gefunden hatte. So kann es niemand wundern in der späteren Correspondenz zwischen Lessing und Elise auf kleine Bosheiten über Klopstocks weiblichen Anhang beim Schlittschuhlaufen und über die „empfindsame Gesellschaft", einen „Theone" benamsten Lesecirkel, der die Bücher bald mit Spielkarten vertauschte, zu stoßen. Während der Hamburgischen Zeit Lessings wohnte Klopstock noch in Dänemark, doch kam er im Juli 1767 auf Besuch und führte mit Lessing collegiale Gespräche über seine jüngst vollendeten oder erst keimenden Werke, Bardiete und griechische Metrik und überkünstelte Oden und neue Messiasgesänge, aber auch über geheime Projecte, die allen deutschen Schriftstellern, insbesondere den beiden ungleichen Freunden zum Segen gereichen sollten. Sie schieden im besten Einverständnis: „Klopstock ist hier

gewesen" meldet Lessing nach Berlin „und ich hätte manche angenehme Stunde mit ihm haben können, wenn ich sie zu genießen gewußt. Ich fand, daß er mir besser gefallen müßte als jemals." Klopstock war es auch, der die Verbindung zwischen Lessing und Gerstenberg herstellte; letzterer aber besaß zu Hamburg einen treuen Freund in Matthias Claudius. In bunter Reihe gruppirten sich so die verschiedenen Vertreter des religiösen Lebens um Lessing: der orthodoxe Goeze und der Sectirer Basedow; der überschwängliche Messiassänger und ein kluger jüdischer Kaufmann Moses Wessely, der einem Drama Lessings zu Liebe unter die Recensenten ging und später dem Nathandichter Vorschüsse machte; Verfechter oder Verfechterinnen des vorgeschrittensten Liberalismus und der den Stillen im Lande zugethane Claudius, durch seine schlaffe Lebensführung, seine christliche Weltanschauung, seine stürmische Mittheilsamkeit, seine kindliche Heiterkeit, seine sanfte oder drollige Hauspoesie, seinen von gesuchter Einfalt nicht freien populären Humor ein vollkommener Gegensatz zu Lessing. Gleichwol entspann sich auch zwischen diesen Antipoden ein freundlicher Verkehr. Noch im Juli 1768 schreibt Claudius: Lessing „hab ich noch gar nicht gesehen, ich weiß selbst nicht warum", aber bald darauf besuchte er ihn und wurde Zeuge davon, in welcher Unruhe Lessing nach dem Zerfall des Theaters lebte: „zerstreuter ist in dieser Gegend kein Mensch als er." Er verfolgte die Klotzischen Händel mit reger Theilnahme und, während Lessing die empfindsamen Wallfahrten nach Metas Grab gewiß nicht theilte, war Claudius gern sein Begleiter zu dem hastigen K. Ph. Emanuel Bach, den Lessing wol schon aus Berlin kannte, wo dieser zweite Sohn des großen Sebastian von der Rechtsgelehrsamkeit zur Musik übergegangen und ein gefeierter Clavierspieler, ein angesehener Componist geworden war. Der „Berliner Bach", seit Ostern 1768 Musikdirector und Cantor am Johanneum, gab dem willkommenen Besuch Proben seiner Kunst und belehrte Lessing über die Kunstrichtung eines Telemann im Unterschied von der Art eines Graun oder klagte die komische Musik wegen ihres zerstörenden Einflusses an. Seines Rathes wird sich Lessing bei den musikalischen Excursen der Dramaturgie fleißig bedient haben.

Leider verschloß er sich gegen sachverständige Mahnungen in einem dilettantisch begonnenen Unternehmen, das ihm statt des gehofften

Gewinns nur Verluſt über Verluſt und die zweite Hamburger Enttäuſchung eintrug. Leſſing trat nämlich in buchhändleriſche Compagnie mit Johann Joachim Chriſtoph Bode. Der rieſige, breitſchultrige Mann, deſſen grobes Geſicht von ſtrotzender Kraft, feſter Geſundheit und derber Heiterkeit zeugt, hatte romanhafte Schickſale durchgemacht. Ein armer Soldatenjunge aus dem Braunſchweigiſchen, um ein Jahr jünger als Leſſing, war Bode nach dürftigem Elementarunterricht Schafhirt bei ſeinem Großvater und weiter Hoboiſt einer Militärcapelle geworden, aber als Urlauber in Helmſtädt, mit Lehrern und Studenten verkehrend, emſig bemüht geweſen die verſäumte Bildung nachzuholen, fremde Sprachen zu lernen und ſeiner Mutterſprache nach allen Feinheiten des Ausdrucks und der Periodenrundung mächtig zu werden. Nachdem er Weib und Kinder begraben, trat er 1757 in Hamburg als Muſik- und Sprachmeiſter auf, wurde von namhaften Männern wie dem Wingolfgenoſſen Dr. Olde und Alberti als Hauslehrer empfohlen und durch ſeine Unterhaltungsgabe in der Geſellſchaft beliebt, auch in der Freimauerloge ein Mitglied von wachſendem Anſehen. 1759 fand er ſeinen eigentlichen Beruf, als Überſetzungskünſtler zu wirken, ohne ſogleich das richtige zu treffen, denn ſeine claſſiſchen Leiſtungen beginnen erſt ſeit 1768 mit Sterne. Er dolmetſchte anfangs engliſche und franzöſiſche Dramen und glaubte wol auch im Spaniſchen, deſſen Anfangsgründe ihm ein gereifter Schuhmacher beigebracht, Futter für das deutſche Repertoire zu finden. Leſſing widerrieth ihm die übereilten Theaterarbeiten aus Marivaux und Voltaire, gab ihm Yoriks Sentimental journey in die Hand und prägte, da Bode den Titel nicht gehörig zu verdeutſchen wußte, das Wort „empfindſam", ſo daß eine Leſſingen ſo antipathiſche Strömung Deutſchlands von ihm den Namen empfangen hat. Bis 1776 folgten der vielgeſpielte „Weſtindier" Cumberlands und von Romanen Smollets „Humphrey Klinker," Sternes „Triſtram Shandy," Goldſmiths „Landprieſter von Wakefield", congenial wiedergegeben, nur zuweilen mit Bodeſchen Schnörkeln und niederdeutſchen Kraftübungen belaſtet. In Weimar ſchloß endlich die vortreffliche Überſetzung der Montaigneſchen „Eſſais" eine Thätigkeit ab, welcher Herder den Dank für Beförderung des moraliſch-guten Geſchmacks in Deutſchland abſtattet. Weit minder bewährte ſich Bode als Geſchäftsmann, obgleich wir ihm den „Wandsbecker Bothen" unter

Claudiusscher Redaction verdanken. Er war nach dem Tode seiner zweiten Frau, einer jungen Hamburgerin, im Besitz bedeutender Geldmittel, die er Ostern 1767 zur Errichtung einer Buchdruckerei auf dem Holzdamm verwandte. Die „Buchhandlung der Gelehrten" sollte ein neues Verhältnis zwischen dem Schriftsteller und dem Buchhändler begründen, alte Klagen stillen und einen Lieblingsplan Klopstocks verwirklichen, den damals auch Gleims Gedanke einer „typographischen Gesellschaft" verfolgte. Schon bei seinem vorläufigen Besuch in Hamburg fing Lessing für das Unternehmen Feuer und schrieb an Gleim: „Kennen Sie einen gewissen Herrn Bode daselbst? . . . Dieser Mann legt in Hamburg eine Druckerei an; und ich bin nicht übel Willens, über lang oder kurz auf eine oder andere Weise gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen." Und später an den Vater: er sei entschlossen seine Versorgung und sein Glück von sich selbst abhangen zu lassen und er hoffe, wenn das Werk erst einmal im Gange sei, für seinen Antheil als ehrlicher Mann davon leben zu können. Er that den entscheidenden Schritt gleich nach der Übersiedelung. Die in Berlin zurückgelassenen Partien seiner Bibliothek sollten „springen", aber die Auction der an einzelnen Seltenheiten und großen Journalreihen reichen Sammlung betrog im Sommer 1768 seine wie immer zu hoch gespannten Erwartungen. Ein großer Theil wurde nach Polen und gegen Ende des Jahrhunderts trümmerhaft nach Petersburg in die Bibliothek des Czaren verschlagen! Was nicht die Schulden fraßen, brockte Lessing gleich allem andern Besitz und Erwerb bei dieser seiner Hamburgischen Entrepriſe ein „bis auf den letzten Heller."

Die Verhältnisse des deutschen Buchhandels entbehrten damals der Einigung und Festigung, die sie erst durch die Gründung der Leipziger Börse und die raschen Verbindungen empfingen. Der Meßverkehr war langsam und unvollkommen, ein selbständiges Sortimentsgeschäft existirte nicht, in den zerfahrenen deutschen Ländern und Ländchen gab es nicht nur keinen genügenden Privilegienschutz, sondern die Fürsten begünstigten wol sogar den räuberischen Misbrauch geistigen Eigenthums durch die Reutlinger, Karlsruher, Wiener Nachdrucker, die mit den Pressen Hollands und der Schweiz um die Wette arbeiteten. Kaiser Joseph und der Markgraf von Baden hätten sich, statt den Trattner und Macklot gefällig zu sein, ein größeres Verdienst als durch Trugbilder von

Akademien und dergleichen durch Verfügungen gegen den Schleichhandel um die Schriftstellerwelt erworben. Zur Zeit Bodes und Lessings hatte auch die sächsische Regierung, in deren Bereich die Messen stattfanden, ihre heilsamen Edicte noch nicht erlassen. Der Schriftsteller schalt gegen den Verleger, der seinerseits über den Nachdruck jammerte. Die Honorare, zur Zeit Goethes und Schillers recht ansehnlich, waren in Lessings Tagen noch durchschnittlich niedrig; und schlug das ein für alle Mal honorirte Werk durch, so floß der Gewinn allerdings nur in die Tasche der Sosier. Gellert z. B. erhielt „einen traurigen Ducaten" für den Bogen seiner Fabeln — der Verleger Wendler wurde reich dabei. „Verbrennen sollte man euch" flucht Herder humoristisch „wie Sardanapal auf euren Papierschätzen mit Weib und Kindern." Seit Leibniz spukte der Gedanke an Selbstverlag in den Köpfen. Die roheste Form war die, daß der Autor einige Ballen Papier kaufte, die Druckkosten bezahlte und dann das Hazardspiel der Subscription wagte und dabei, verschämt oder unverschämt, alle Mittel anstrengte um Abnehmer zu pressen. Das Ideal aber, das so vielen, den Wieland Gleim Klopstock Lessing, vorschwebte, war ein nicht von Einzelnen, sondern von einem Schriftstellerbund organisirter Selbstverlag. In diesem Sinne war das Lessing-Bodesche Unternehmen gemeint; nicht nur Druckerei, sondern auch unabhängige Verlagsanstalt. Sofort drang Lessing in Gleim wegen einer Gesammtausgabe der Gleimschen Werke. Kenner des Büchermarktes wie Nicolai ernstlich zu befragen hielt weder Lessing noch Bode, der die Warnungen seines neuen Verwandten, des Buchhändlers Bohn, in den Wind schlug, für nöthig. Kostspielige Privatliebhabereien wie italienisches Papier, ungewöhnliches Kleinquartformat, Meilsche Vignetten und Leisten, unpraktische Neuerungen wie die Nichtsignirung der Bogen wurden eingeführt. Möglichst viel zu drucken und zu verlegen schien Lessingen günstiger als jeden Artikel behutsam abzuwägen. Daß die Buchhändler, deren Hilfe beim Vertrieb doch nicht zu missen war, ein nur „fest" und direct zu beziehendes, nicht in zahlreichen Exemplaren nach Leipzig spedirtes Werk und überhaupt ein gegen ihre eigensten Lebensinteressen gerichtetes Unternehmen eher abwehren als fördern würden, bedachte man gar nicht, war aber so naiv in einem bestimmten Fall sich zwanzig Procent vom Reingewinn bei den buchhändlerischen Vertreibern bedingen zu wollen. Die

Misachtung der Leipziger Commissionäre, die feste Lieferung und umgehende Bezahlung, die hohen Kosten der Herstellung mit ihren befremdenden Marotten waren sichere Zeugnisse des geschäftlichen Dilettantismus und des nahen Ruins. Auch hervorragende Verlagswerke wie „Ugolino" und „Hermannsschlacht" warfen keinen erheblichen Gewinn ab. Eigentlich sollten auch diese Dichtungen in einem geplanten Journal „Deutsches Museum" sammt neuen Oden Klopstocks, einem Lustspiel Zachariäs, einem Beitrag des schmollenden Weiße u. s. w. erscheinen, aber das periodische Sammelwerk kam überhaupt nicht zu Stande. Ein Gesuch um Censurfreiheit für die „Hamburgische Dramaturgie" und die Hamburgischen Repertoirestücke wurde abschlägig beschieden. Und da zur Meßzeit kein genügender Vorrath rechtmäßiger Exemplare der Lessingschen Theaterzeitschrift in Leipzig bereit lag, hatte die maskirte Räuberfirma „Dodsley und Compagnie, London [Leipzig]" gewonnenes Spiel für ihren Nachdruck. Lessings Wuth, die blindlings einen der angesehensten und redlichsten Verleger Leipzigs für den Hauptschuldigen hielt, entlud sich fruchtlos in jenem ingrimmigen Schlußstück, das die Dodsley lächelnd nachdruckten und frech als impertinente, verleumderische Harlekinade bezeichneten. Darauf eröffnete Nicolai in der Allgemeinen deutschen Bibliothek einen scharfen Feldzug wider die Nachdrucker ohne seine Bedenken gegen das ganze Verfahren Lessings und Bodes zu unterdrücken. Er hatte, auch von dem geschäftskundigen Moses unterstützt, die schlagendsten und sachlichsten Mahnbriefe an den verrannten Freund gerichtet. Dieser hielt sogar noch 1772 in der Skizze „Leben und leben lassen. Ein Project für Schriftsteller und Buchhändler" außer der wolberechtigten Forderung, die Arbeit der edelsten Kräfte dürfe nicht schlechter als die gröbste Handlangerei bezahlt werden, seine unpraktischen Vorschläge aufrecht. Lessing, der nicht hören wollte, mußte fühlen. Nachdem er im Interesse des Geschäfts zur Ostermesse 1768 eilig nach Leipzig gereist war, dort die Berliner Nicolai und Voß gesprochen und auch mit Gellert, mehr als Verleger denn als persönlicher und litterarischer Freund, verhandelt hatte, meldete er bereits im September, er habe sich von der Verbindung mit Bode losgesagt; doch ist die völlige Lösung des Vertrags erst im folgenden Sommer, und zwar in friedlichster Weise beendet worden.

Seine Finanzen befanden sich seit längerer Zeit in einem trostlosen

Zustand. Auch geborgtes Geld war in der unglücklichen Druckerei angelegt. „Gott sei Dank, bald kömmt die Zeit wieder, daß ich keinen Pfennig in der Welt mein nennen kann als den, den ich erst verdienen soll" schreibt er den 26. April 1768 an Karl. Er muß die Kamenzer auf bessere Zeiten vertrösten, die doch nicht kommen wollten, denn seine Klagen lauten immer verzweifelter: „Gott ist mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen fehlt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als gewiß keiner von unserer ganzen Familie ist. Denn der Ärmste ist doch wenigstens nichts schuldig, und ich stecke bei dem Mangel des Nothwendigsten oft in Schulden bis über die Ohren" (Juli 1769).

Unter solchen Umständen vernahm Lessing 1768, Winckelmann sei am 8. Juni in Triest ermordet worden. Er war schmerzlich betroffen, und wenn er acht Jahre später an eine Ausgabe der Werke und Briefe des großen Archäologen dachte, so starrte er jetzt in die Leere, welche das jähe, gewaltsame Scheiden des Führers in der antiquarischen Welt gelassen. Lessing hatte in Hamburg einen doppelten Bankerott gemacht und war, wie früher Preußens, nun Deutschlands müde. Er sah auf lauter zertrümmerte Hoffnungen. Was wäre Winckelmann in der Heimat geworden? Was ist Winckelmann in der Fremde geworden? Wer könnte nun in die Bresche springen? Aus diesen Fragen bricht im September der Entschluß hervor: „Künftigen Februar reise ich nach Italien." Er ließ sogleich einen Katalog seiner Bücher drucken, die wirklich im nächsten Februar versteigert wurden, und eine letzte Auction fand gegen Ende des ganzen Hamburger Aufenthalts statt. Zum Ersatz und zugleich um das Kriegsmaterial gegen Klotz bequem zu überblicken legte er sich große und polyhistorisch bunte Collectanea an. Vor der Einschiffung nach Livorno, von wo es geradenweges nach Rom gehen sollte, beabsichtigte er Klopstock den versprochenen Besuch in Kopenhagen abzustatten, und wenn er nach etlichen Monaten die um einiges verschobene Reise lieber auf dem theureren Landweg, über Frankfurt und Augsburg, also vielleicht über Wien machen will, so mag diese Änderung in einem geheimen Zusammenhang mit Klopstocks Hoffnungen auf Kaiser Joseph stehen; davon später. „Was ich in Rom will" meldet er Nicolai „will ich Ihnen aus Rom schreiben. Von hieraus kann ich Ihnen nur so viel sagen,

daß ich in Rom wenigstens ebensoviel zu suchen und zu erwarten habe als an irgend einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für achthundert Thaler leben; aber in Rom für dreihundert Thaler. Soviel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun, so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland . . . nichts in der Welt kann mich länger hier halten. Alle Umstände scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomons Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wiederkam." Wie geflissentlich er auch betheuert, er werde sich künftighin keineswegs ganz in die Alterthümer vergraben und er schätze dies Studium nur für ein Steckenpferd mehr die Reise des Lebens zu verkürzen, so beweist doch die energische Concentration auf die „Briefe antiquarischen Inhalts" und „Wie die Alten den Tod gebildet" seine stillen an die ebenso plötzlich beschleunigte Laokoonarbeit erinnernden Berechnungen. Dasselbe Schreiben vom August 1769, welches die immer wieder verzögerte Reise so unwandelbar als das Schicksal nennt, erwähnt die Nöthigung gewisse Dinge abzuwarten, gewisse Hindernisse zu heben und verbindet mit der Ankündigung einer gewissen Zwischenarbeit die Versicherung, der dritte Theil der Antiquarischen Briefe müsse vor dem Aufbruch fertig sein. Wir wissen nun, warum Lessing jede Empfehlung nach Rom ablehnte — die schneidigen Antiklotze, die friedliche, mit dem Tiefsinn der antiken Bildersprache vertraute Abhandlung über Tod und Schlaf sollten seine Empfehlungsschreiben sein. Und vielleicht genügte eine mehrwöchentliche Station in Göttingen und Cassel den „Laokoon" flott zu machen, um das fertige Werk den Klotzischen Neidern, aber auch der unparteiischen Welt diesseits und jenseits der Alpen unter die Augen zu halten. Kein Wunder, daß die öffentliche Meinung Lessings Rückkehr zur Archäologie und die gleichzeitig auftretenden Gerüchte von der nahen Übersiedlung nach Rom mit dem Tode Winckelmanns in ursächlichen Zusammenhang brachte. Man sah Lessing wol schon als Freund und Clienten an der Seite Albanis, wenn nicht gar als speculirenden Nachahmer des Convertiten Winckelmann vor römischen Altären knieend, im Kleid eines Abbate. Er jedoch wies die artigen und werthvollen Anerbietungen Muzell-Stoschs zurück

und versicherte ausfallend in seinen Briefen, daß Winckelmanns Monumenti unter der Rücksicht auf den Cardinal nur gelitten hätten, daß er seine Anknüpfungen in Rom allein sich und dem Zufall danken und dort ohne Cardinäle ganz nach Wunsch sehen und leben wolle. Die Zeitungen trugen die Märe, Lessing sei an Winckelmanns Stelle als päpstlicher Bibliothekar nach Rom berufen, auch in die Kamenzer Pfarre; da Gotthold schwieg, wandte sich der erregte Vater um Auskunft an Karl. Der Sohn eines lutherischen Pastors im Dienste des Papstes! Aber Karl (9. Jan. 69) trat nicht nur warm für die treue Pietät seines schweigsamen Bruders ein, sondern gab auch eingehende Aufklärungen über dessen Lage und Pläne: er wolle auf eigne Kosten, vom Erlös seiner Bücher nach Italien reisen um die Alterthümer daselbst zu studiren; „was er für Hoffnungen sich von Italien gemacht? weiß ich freilich nicht: aber er geht nach Italien, um sich Kenntnisse zu erwerben, die er in Deutschland nicht haben kann. Wird ihm ein Glück aufstoßen, das nach seiner Denkungsart ein Glück ist, so wird ers nicht fahren lassen: wo aber nicht, so verläßt er Italien mit der Zeit, wie er ungefähr auf Ostern Deutschland verläßt. — Ob er daselbst Freunde hat? — hat er sie nicht, so wird er sie gewiß bekommen. Und ich kann Sie versichern, daß man ihm die besten Empfehlungen von hier aus geben wollte, die er aber alle verbeten hat. Der Bruder kann sich selbst empfehlen, denke ich, und was soll man mit den Wischen? Wenn es Wechsel wären! — Ich weiß, daß man es ihm für übel gehalten, ich weiß aber auch, daß viele Menschen anders denken als der Bruder."

Gotthold selbst schrieb schon ein Vierteljahr früher an Ebert: „Wissen Sie, was mich ärgert? Daß alle, denen ich sage „ich reise nach Rom", sogleich auf Winckelmannen verfallen. Was hat Winckelmann und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen als ich; aber dennoch möchte ich ebenso ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin!" Auf Winckelmanns Weise sein Glück in Rom zu suchen, lag Lessing jedenfalls sehr fern; Winckelmanns wissenschaftliche Thätigkeit in Rom fortsetzen zu wollen war eine Selbsttäuschung des Bücherarchäologen, der, als ihn sein Schicksal später südwärts führte, dort wie ein echter nordischer Gelehrter von Stadt zu Stadt, von

Bibliothek zu Bibliothek, von Litteraten zu Litteraten reiste. Wer vermöchte es sich Lessing in jahre- oder auch nur monatelanger ganz hingegebener Versenkung in den künstlerischen Nachlaß der Antike, wer sich diesen fahrigen, unbotmäßigen, an keine einschmeichelnden Winkelzüge und diplomatischen Kniffe gewöhnten Mann angesiedelt zu denken unter all den gelehrten und halbgelehrten, ehrlichen und unehrlichen, freundlichen und neidischen, großartigen und kleinlichen Dilettanti, Akademikern, Priestern, wie uns Justi die wogende Umgebung seines Helden geschildert hat? Aber der Plan dieser Reise war so fest in Lessings Zukunftsprogramm eingegraben, daß er nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, und daß ein baldiger Urlaub für Italien ausdrücklich ausbedungen wurde, als endlich eine Möglichkeit auftauchte mit Ehren im Vaterlande zu bleiben.

Der Sommer 1768 hatte Lessing die persönliche Bekanntschaft des liebenswürdigen und feingebildeten Professor Ebert vom Braunschweiger Carolinum gebracht; im Herbst folgte eine angenehme Begegnung mit Eberts jüngerem Landsmann Eschenburg. Lessing betonte mit schmeichelhaften Worten, welchen Werth er auf eine derartige Erweiterung seines Umgangs lege, und die neuen Freunde wünschten nichts sehnlicher als einen Lessing ihrer Vaterstadt abspänstig zu machen und nach Braunschweig zu ziehen. Eberts kluge Politik spielte dem Erbprinzen außer der ersten Reihe „Antiquarischer Briefe" vertrauliche Privatschreiben Lessings in die Hand, die den grimmen Streiter von der gewinnendsten menschlichen Seite zeigten und zunächst die Bitte zur Folge hatten, Lessing möge doch seine Reise nach Rom nicht bloß über Göttingen und Cassel, sondern auch über Braunschweig machen. Im October 1769 kam die förmliche Anfrage, ob er die Leitung der Wolfenbüttler Bibliothek übernehmen wolle. „Es ist auf alle Weise meine Schuldigkeit, nach Braunschweig zu kommen, um dem Erbprinzen in Person für die Gnade zu danken, die er für mich haben will; es mag davon so viel oder so wenig wirklich werden, als kann. Erwarten Sie mich also zu Anfange des künftigen Monats zuverlässig" antwortet Lessing seinem treuen Sachwalter, Exemplare der Abhandlung über den „Tod" und der zweiten „Briefe" für den hohen Gönner beischließend; doch sollte die Streitschrift, wie er tactvoll anordnet, nicht in seinem Namen überreicht werden. Am Ende des Monats sehnt er sich schon

nach dem neuen Bestimmungsort und will nur die Rückkehr des Prinzen aus Berlin abwarten, und wieder eine Woche später glaubt er, entzückt über das vom Erbprinzen in Person gegen Moses Mendelssohn bethätigte, vielleicht auch auf eine Berufung zielende Wolwollen, nur noch einen einzigen Brief an Ebert schreiben zu müssen. Doch ein kleiner Aufschub folgte dem andern, bis Lessing im November auf mehrere Wochen nach Braunschweig abging, dort mit der Schriftsteller- und Beamtenwelt in ungetrübter Heiterkeit verkehrte, auch den Hof trotz den Zweifeln, die er selbst in seine Courfähigkeit setzte, vollends für sich einnahm und mit dem Versprechen baldiger Übersiedlung schied. Die Nachricht dieser Berufung war eine Hiobspost für das Klotzische Lager, das natürlich auch in Braunschweig seine Horcher hatte. Neue Verzögerungen hielten ihn fest, die er nicht deutlich bezeichnen und wol auch sich selbst nicht klar gestehen wollte. Außer den Schulden — und die drängendsten Gläubiger sind für einen Ehrenmann seine opferwilligen Freunde — eine geheime Angst vor dem Ende der freien, wiewol sorgenschweren Wanderjahre und eine tiefgefühlte Verpflichtung der lieben Familie König, deren Oberhaupt von ernsten Lebensfragen in die Ferne gerufen worden war, seinen männlichen Beistand möglichst lange zur Seite zu stellen. Eine unbewußte Herzensneigung mochte schon die ritterlichen Empfindungen für Frau Eva durchwärmen und die Pein des Abschieds aus so vertrauten und bewährten Kreisen verschärfen. Hatte er doch noch vor dem entscheidenden Besuch in Braunschweig an Ebert geschrieben: „Ich bin leider hier so tief eingenistet, daß ich mich gemächlich losreißen muß, wenn nicht hier und da ein Stück Haut mit sitzen bleiben soll. Besonders wenn ich es so einrichten will, daß ich allenfalls nicht wiederkommen dürfte.“ Und nun traf im Januar die Kunde ein, König sei in Venedig einem Fieber erlegen! Ein schmerzlicher Beweggrund mehr stumm in Hamburg zu bleiben, als gäbe es kein Braunschweig und keine Wolfenbüttler Bibliothek, kein Amt, keine Pflicht. Der alte Herzog fragte nach ihm, der empfindliche Erbprinz setzte den vermittelnden Ebert durch eine ungeduldige Erkundigung in die größte Verlegenheit.

Dieses Säumen hat es gefügt, daß Herder im Februar und wieder im April 1770 noch mit Lessing zusammentraf, der Verfasser der „Kritischen Wälder“ mit dem Verfasser des „Laokoon“. Als ihm in

Riga die „Predigerfalte" immer läſtiger geworden war, hatte Herder im Hinblick auf Leſſings Ungebundenheit hitzig gerufen: „Niemals, niemals würde Leſſing der Mann ſein, der er iſt, wenn er in die enge Luft eines Städtchens oder gar in eine Studirſtube eingeſchloſſen, in einer Falte ſeines Geiſtes bloß Würmer hecken und Ungeziefer, kriechendes Ungeziefer von Gedanken ausbrüten ſollte. Ich beneide Herrn Leſſing in mehr als einer Abſicht. Er iſt ein Weltbürger, der ſich aus Kunſt in Kunſt und aus Lage in Lage und immer mit ganzer unveralteter Seele wirft; ſolch ein Mann kann Deutſchland erleuchten." Nun kam er ſelbſt köſtlich erfriſcht nach innen und außen von einer langen, freien Fahrt zurück, wo er friſche Seeluft geathmet, die ſchottiſche Küſte Oſſians gedenkend begrüßt und Frankreich mit einer auch für die Weite ſeines Geiſtes erſtaunlichen und unabgeriſſenen Productivität beſucht hatte. Sein Reiſejournal barg eine Fülle reformatoriſcher Entwürfe praktiſcher und reingeiſtiger Natur, welche die Lebensarbeit vieler herausforderten. Alles, was er früher geplant, war während des Frühlingshauches dieſer Befreiungsfahrt in üppigem Grün emporgeſchoſſen, und ſein Weg führte ihn nicht wieder in die Rigaer Einſchränkung, ſondern er verſprach ſich von einer nahen Reiſe mit dem Prinzen von Eutin nur neue, reichere Ernten. Italien ſtand ihm offen; er ſollte genießen, wo Winckelmann genoſſen hatte; ſollte ſchauen, da er bisher nur geahnt hatte; und gewiß, eine Romfahrt Herders würde damals Früchte getragen haben, wie ſie der müde Weimaraner nicht mehr zu pflücken vermochte. Das Blatt hatte ſich gewendet: Herder durchſtreifte die Welt, Leſſing war im Begriffe ſich die feſſelnden Pflichten eines Amtes aufzuerlegen und ſich in die kleine Stadt eines kleinen Staates zu vergraben. Aber von Wolfenbüttel war zwiſchen ihnen kaum die Rede während der vierzehn Tage, als Claudius der geſpannt lauſchende Dritte bei dieſen Geſprächen war. An die Ausſicht auf Italien, wohin der eine früher der andere ſpäter aufzubrechen gedachte, knüpften ſich Erinnerungen an Winckelmann, freundſchaftliche Discuſſionen über noch nicht ausgetragene Fragen der Poeſie, Malerei und Sculptur. Der Sieg über die Klotzianer durfte gemeinſam gefeiert werden, und Herder hat ſeine Freude an der Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" mit dem Dank für eine ehrenvolle Erwähnung ſeiner belehrenden Polemik verbunden. Dem Dramaturgen

konnte er seine frischen Pariser Theatereindrücke als Gesinnungsgenosse, nur minder aristotelesgläubig und shakespearefester, mittheilen, vielleicht auch den Plan einer rhapsodischen Verherrlichung des brittischen Dichters und reicher Dolmetschproben entwickeln. Man sprach über den Stagiriten und über Burke. Auch an theologischem Gesprächsstoff war kein Mangel, besonders wenn Lessing den Schleier über einem revolutionären handschriftlichen Schatz ein wenig lüftete. Herder, damals fünfundzwanzig Jahre alt, von Ideen übersprudelnd wie nur je ein junges Genie, geschmeichelt durch Lessings Freundschaft, hoffnungsreich und gesund, ließ hier natürlich nichts von jener herrischen und höhnischen Manier ahnen, die er bald unter physischen und psychischen Leiden, gegen Jüngere namentlich, herauszukehren liebte. Noch in seinen verbitterten letzten Lebensjahren konnte er hinreißend liebenswürdig und ein bezaubernder Unterhalter sein; wie viel mehr während dieser Tage! Schon hatte er in dem Schriftsteller auch den Charakter hochachten gelernt, jetzt gewann der „Mann" sein volles Vertrauen. Er schloß sich ganz auf. Claudius erwähnt als besonders anziehend die Berichte über Hamann, der auch Lessing durch einzelne Übereinstimmungen und noch mehr durch den Reiz des Contrastes zwischen zwei genialen Persönlichkeiten lebhaft interessirte. Als Herder zum zweiten Mal mit Lessing herumschwärmte, da mochte er auch berichten, wie er den hochnäsigen Eutiner Adel durch seine Recitation der „Minna" zu Lessing bekehrt habe; er selbst war der Heldin nicht gut, aber ein warmer Lobredner des seinem Schöpfer so verwandten Majors. Zu rasch kam die Trennung, die für immer eine örtliche, aber nie eine geistig und gemüthlich entfremdende wurde. „Es hat mir nothwendig sehr angenehm sein müssen diesen Mann von Person kennen zu lernen und ich kann Ihnen jetzt nur so viel von ihm sagen, daß ich sehr wol mit ihm zufrieden bin" erzählt Lessing dem Mahner in Braunschweig ruhig und gewichtig; in enthusiastischer Erinnerung bewahrte Herder die ersten und einzigen, aber von beiden Seiten gründlich ausgekosteten Begegnungen.

Noch galt es einige mehr oder weniger gleichgiltige Dinge abzuthun — eines der gleichgiltigsten war der Eintritt in die Loge — und die Übersiedlungsgeschäfte vollends abzuwickeln, und nichts konnte, da auch eine leichte Erkrankung bald wich, den Aufschub länger ent-

ſchuldigen. Endlich ſagte Leſſing den guten treuen Menſchen Ade und der geliebten Freundin König ein doppelt ſchmerzliches Lebewol, um einem ganz neuen Daſein entgegenzugehen. Am ſiebzehnten April 1770 hat er Hamburg verlaſſen. Unterwegs hielt er bei Seyler an, der mit ſeiner Truppe in Celle gaſtirte, und hatte ſo Gelegenheit zu einem letzten trüben Rückblick auf die große „Entrepriſe". Man führte J. G. Jacobis zartes Singſpiel „Elyſium" auf, und der damals in Celle wohnhafte Dichter konnte ſeinen Freunden das Lob Leſſings mittheilen, der ihm auch perſönlich zuvorkommender war als früher in Leipzig, wo Leſſing gegen den leicht trillernden Lyriker, den faden Correſpondenten Gleims und den Jünger Klotzens ſich ablehnend verhalten hatte.

Das nächſte Jahrzehnt Leſſings iſt weſentlich theologiſch geartet, aber auch die heranwachſende Poetengeneration hatte ſich vielfach mit einem Meiſter auseinanderzuſetzen, der in der neuen Wirkungsſtätte vor einer langen Pauſe ſeines Dichtens ein epochemachendes Drama abſchloß, das ihn ſchon viele Jahre beſchäftigte und mehr die zweite auf Aeſthetik und Dramatik gerichtete Periode ſeines Lebens und Schaffens abſchließt, als der letzten theologiſch-kritiſchen angehört. In der Poeſie wird ein neues Geſchlecht mächtig; ſein größtes Genie erfährt noch in demſelben Jahre, wo Leſſing und Herder beiſammen ſaßen, die Unterweiſung Herders; der Weg von Leſſing hat Herder zu Goethe geführt; eine entſcheidende Wendung in der deutſchen Litteratur naht heran.

VII. Capitel. Emilia Galotti.

Die Genieperiode.

„Zu seiner Zeit stieg dieses Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weissischen u. s. w. Wasserflut um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen: Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig".
Goethe an Zelter, 27. März 1830.

Was Lessing für die deutsche Bühne geleistet, lehrt überzeugender als alles die Thatsache, daß unsere ältesten Repertoirestücke der heiteren wie der tragischen Gattung von ihm geschaffen sind. Neben „Minna von Barnhelm" steht ebenso unverlierbar „Emilia Galotti" auf den Brettern, denen auch „Nathan der Weise" als echtes Fest- und Weihespiel nimmer entschwinden kann.

Vier Phasen, je zwei nahe bei einander, sind in der langen Entwicklungsgeschichte der „Emilia Galotti" zu unterscheiden. Nachdem die nur in der Sprache spanische, in allem Wesentlichen französische „Virginia" des Montiano den Herausgeber der Theatralischen Bibliothek mehr als Nacherzähler denn als Kritiker beschäftigt hatte, begann 1757 der zu neuem Übereifer erglühte Dramatiker selbst ein römisch-republikanisches Trauerspiel „Virginia". Es ist das freie, gleichfalls dem Livius abgewonnene Seitenstück zum „Befreiten Rom", wo die entehrte Lucretia sich vor dem Volk ersticht und Brutus denselben Dolch in die Brust des Tyrannen bohrt. Eine klare, sparsame Expositionsscene zwischen zwei Liebedienern des üppigen Gewalthabers, einem dreisten und einem zaghafteren, liegt uns vor. Man erfährt, daß Virginia, die Braut des Icilius, für den Decemvir erobert werden soll, und daß es solchen Leuten nöthigenfalls auf keine Schandthat ankommt. Der Vater Virginius wird zum Heere stoßen und so die

ſchöne Tochter den Anſchlägen des Appius Claudius preisgeben müſſen. Mit wenigen Strichen wird er als das Urbild eines alten Römers gezeichnet; ein ungeſtümer Mann, der den Anhang des verhaßten Freiheitsfeindes mit unverhohlener finſterer Verachtung mißt. Alter und wahnwitzige Träume von Rom und Ehre haben ihm das ſchwärmeriſche Gehirn verrückt, bemerkt Rufus, aber er zittert bei dem Gedanken, die ſtürmiſche Begierde des Appius könne durch Anwendung von Gewalt Unheil herbeirufen, denn „Virginius iſt durchgängig verehrt; ſein ſilbernes Haar, ſein Ruhm, ſeine rauhe Beredſamkeit würde ganz Rom erbittern". Auch iſt der junge muthige Tribun Icilius ein Schoßkind des Volkes. Kein Zweifel: Leſſing wollte in ziemlich engem Anſchluß an Livius ein echtes Römerſtück liefern, Appius als Unterdrücker und Lüſtling im Kreiſe feiler Schergen darſtellen, dem Icilius die herkömmlichen Vorzüge des jugendlichen Heldenliebhabers leihen, Virginia im Heroinenſtil halten, ihre Ermordung wie einen Opfertod zum Signal der ſiegreichen Volkserhebung machen, ihren Leichnam ſühnend mit Tyrannenblut beſprengen und den Vaterſchmerz des Virginius, der mit der âpre vertu eines Corneilleſchen Horaz gewetteifert hätte, durch patriotiſche Errungenſchaften tröſten. Vermuthlich trat der grimme Alte erſt im Schlußact auf wie bei Montiano, deſſen leichte Anregungen noch in der letzten Geſtaltung Leſſings hier und da aufgeſpürt werden können. Das Stück war gleich dem „Befreiten Rom" auf drei Acte berechnet und ſollte gewiß mit einem volltönenden Finale auf dem Forum ſchließen. Aber Leſſing zog dem Ruhme, die Hans Sachs Campiſtron Montiano Patzke mühelos als Virginiadichter zu überflügeln und die dröhnenden Schlußklänge einer freiheitlichen Haupt- und Staatsaction anzuſchlagen, ſehr bald jene bürgerliche Moderniſirung vor, die ihn damals immer ſtärker beſchäftigte. Er ließ die antike Toga fallen, um mit aller Macht die rein menſchlichen Motive hervorzuheben. Dieſe Wandlung vollzog ſich zwiſchen dem October 1757 und dem Januar 1758. Nun wollte der „junge Tragicus" mit einer „bürgerlichen Virginia, der er den Namen Emilia Galotti gegeben" um Nicolais Tragödienpreis kämpfen. Er ſonderte die Geſchichte der Römerin von allem politiſchen Intereſſe ab, denn die Tochter vom Vater ermordet, dem ihre Tugend mehr gelte als ihr Leben, ſei an ſich, ohne den Umſturz der ſtaatlichen Zuſtände,

tragisch genug. Wieder handelte es sich um einen Dreiacter, und Nicolai berichtet, daß der Part der Orsina noch nicht darin war, wenigstens nicht auf die jetzige Weise. Ein unklarer Zusatz, der uns vermuthen läßt, die Gräfin habe zwar eine abweichende und geringere Rolle mehr hinter als auf den Brettern gespielt, sie sei aber doch schon in der Skizze vorhanden gewesen. Gerade damals mußte sich ja diese bei keinem Livius oder Montiano vorbereitete Figur den Berechnungen Lessings aufdrängen. Auf Mellefont und Sara folgen Prinz Hettore und Emilia, auf „Mellefonts alte Liebste" Marwood, diese modernisirte Medea, folgt unendlich tiefer gefaßt die verlassene Orsina, welcher Elemente einer modernisirten Kassandra nicht fehlen. Und schon Zeitgenossen des Dichters wollten diese Gestalt in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu der leidenschaftlichen Italienerin Olivia setzen, die sich in unerwiderter Liebe zu dem ehrenwerthen Sir Charles Grandison und in heller Eifersucht auf die sanfte Clementina verzehrt. Allerdings schätzte Lessing diesen Roman, aber viel ergiebiger waren zwei Novellen des Bandello. Kurz, wir glauben an eine Orsina schon für das Jahr 1758, wo Lessing den Rohstoff des Livius und nebenher des Dionys von Halikarnaß zu einem modernen Trauerspiel umformte. Palimpsestartig schimmerte unter der italienischen Tragödie die Skizze einer römischen mehr oder weniger verblaßt durch. Ein Vater tödtet seine Tochter, welche die Helfershelfer eines mächtigen Wollüstlings durch Verführung oder Gewalt ihrem Bräutigam entreißen wollen. Das Mädchen muß isolirt, der Verlobte so oder so entfernt werden. Odoardo ersetzt den Virginius, Emilia die Virginia, Claudia die Pflegerin, Appiani den Icilius, der Prinz den Decemvir, Marinelli den frechen Hörigen Marcus Claudius, der abgefeimte Gesellen warb wie Marinelli einen tollkühnen Bravo. Ja, der feige, von Gewissensbissen gefolterte Pirro mag dem vorsichtigen Rufus in Lessings alter „Virginia" sein flüchtiges Dasein danken. Der geplante Gewahrsam im anrüchigen Hause des Kanzlers Grimaldi erinnert daran, daß Virginia von dem Tyrannen als eine Unfreie dem Marcus zugesprochen ward, wie denn die Geschichte auch von Kupplerinnen erzählt, die ausgesandt wurden um Virginien zu kirren.

Mit sicherer Hand wählte Lessing Ort und Zeit: an Stelle Roms ein italienisches Duodezfürstenthum, anstatt der frühen Antike das

Zeitalter des wollüstigen Selbstherrschers Louis XIV., dem die Kleinen allenthalben nachäfften. Am Hofe von Guastalla — denn in Deutschland durfte Lessing sein revolutionäres Werk nicht ansiedeln — zeigte er die Willkür eines gewissenlosen Fürsten und dienstfertiger Creaturen, gedungene Banditen und abgethane Maitressen in der Nachbarschaft, in der Ferne grollende Edle. Ein Prinz Ettore Gonzaga hat nie gelebt; das regierende Haus ist um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ausgestorben. Kleine Züge wie die Ansprüche auf Sabionetta entnahm Lessing der Geschichte, welche von der Bildung, Kunstliebe und Sinnlichkeit der Familie Gonzaga Kunde giebt. Aber Lessing zeichnete mehr deutsche als italienische Zustände und Figuren, denn auf die Localfarbe war man zu jener Zeit gar nicht versessen, und die sächsischen Auguste, frivol, gewandt, üppig, Mäcene der bildenden Kunst, kannte er besser als einen Duca jenseits der Alpen. Sein Marinelli mit dem aus Bayle entlehnten und an Macchiavelli anklingenden Namen ist kein italienisch-jesuitischer Hofmann; der heißblütige Odoardo hat doch eine Beimischung deutschen Phlegmas; die Wälsche Orsina eine starke Dosis nördlicher Verzweiflungsphilosophie. Wie viel unreifer mußte das in dem Entwurfe von 1758 hervortreten! In den Umrissen der Handlung und Charakteristik entsprach dieser Plan gewiß schon der Fassung von 1772, aber nur wie die Disposition eines Schülers dem Werke des Meisters, und es ist, von einzelnen sicheren Angriffspunkten abgesehen, ein bloßes Spiel des Scharfsinns den alten dreiactigen Entwurf Scene für Scene schematisiren zu wollen.

Fast zehn Jahre verstrichen, bis Lessing sein Scenar wieder aus dem Staube zog und zu fünf Acten erweiterte. Was ihn antrieb, liegt auf der Hand. Einmal die Nähe trefflicher Künstler, die für einzelne Rollen der „Emilia" vorzüglich geeignet schienen und sich unter den Augen des Dichters zu vollkommenen Repräsentanten so hoher Aufgaben erheben konnten. Denn war Ekhof nicht ein geborener Odoardo, die leidenschaftliche, kluge, beredte Hensel nicht wie geschaffen zur Orsina? Brachte Borchers für den Prinzen nicht Erscheinung und Bildung mit, und konnte Mad. Löwen als Emilia versagen? Im Hinblick auf solche Kräfte schrieb Lessing eine neue „Emilia" bloß für das Spiel, nicht für den Druck. Man erkennt die Spuren einer Fassung, welcher das lebendige Wort des Dichter-Regisseurs erklärend

zu Hilfe kommen wollte, noch in der endgiltigen Gestalt. Jetzt wurde die Exposition viel feiner ausgearbeitet und die Scene des Malers Conti wenn nicht erfunden, so doch um das allgemeinere aesthetische Gespräch bereichert. Appiani erbte manche Züge seines Vorgängers Tellheim. Orsina wuchs zur Beherrscherin eines ganzen Actes. Jede Person, jeder ältere oder frische Auftritt durfte von der gereiften Theaterkunst des Dramaturgen zehren.

Stärker jedoch als der Ansporn eines wolgeschulten Personals mußte die Lust sein nicht bloß theoretisch zu kritisiren, sondern auch neben die Lehre praktisch das Beispiel zu pflanzen. Der Irrweg war erkannt, ein neuer Pfad gewiesen, exemplificirend schreitet der Bahnbrecher voraus. Er knüpfte an Diderot an, um rüstig über den matten Verfasser des „Familienvaters" hinwegzuschreiten. Der sentenziösen Alexandrinerdeclamation, auf deren Wellen der Acteur bisher so bequem schwamm, setzte Lessing eine bis auf Punkt und Komma ausgesparte, höchst anspruchsvolle Prosa entgegen, die auf der anderen Seite mit den Unarten eines „Ugolino" contrastirte. Jede Seite seines Bühnenmanuscriptes war eine gegenständliche Verurtheilung oder Anerkennung vorhandener Leistungen und Strömungen des europäischen Dramas. Durch eine feste Handhabung der Einheiten bewies er dem Dichter der „Merope", daß ihm der Tadel leicht und das Bessermachen nicht schwer falle. Jeder falsche Anstand blieb der Katastrophe fern, die aber natürlich nicht nach dem „Erstochen und geklatscht!" der verkürzten deutschen „Zaïre" eingerichtet werden sollte. Keine unechte Spannung verdunkelte die Exposition, denn Schritt für Schritt führte Lessing den Zuschauer in die den Hauptpersonen selbst unklare Anlage ein. So erfüllte er ohne das armselige Vergnügen einer Überraschung ein Gebot, das die Hamburgische Dramaturgie seinem lieben Diderot beifällig nachgesprochen hatte: „Weit gefehlt, daß ich mit den meisten, die von der dramatischen Dichtkunst geschrieben haben, glauben wollte, man müsse die Entwicklung dem Zuschauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es sollte meine Kräfte nicht übersteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorsetzte, wo die Entwicklung gleich in den ersten Scenen verrathen würde und aus diesem Umstande selbst das allerstärkste Interesse entspränge".

Der Ruin des Hamburger Theaters kreuzte Lessings ehrgeiziges

Bemühen. Archäologische Arbeiten drängten das Bühnenstück nochmals in den Hintergrund. Und ein inneres, wol nur halbgestandenes Hemmnis trat wieder der Vollendung entgegen, die große Schwierigkeit nämlich den von jeder politischen Umwälzung abgelösten Untergang einer Virginia-Emilia überzeugend zu gestalten. Erst die Wolfenbüttler Einsamkeit im Winter 1771 auf 72 schenkte bequeme Mußestunden für „Emilia Galotti." In dieser vierten Entstehungsphase wurde die Tragödie endlich im Februar abgeschlossen. Als Diener eines Herzogshauses, dem die geheime Chronik mancherlei Liebeshändel nachsagte, in einem verödeten Fürstenschlosse schrieb Lessing, jedes Sätzchen langsam abwägend, sein revolutionäres Trauerspiel vollständig um. Er habe weder die dreiactige Skizze, noch die fünfactige Hamburger Ausarbeitung brauchen können, versichert er mit leichter Übertreibung. Am ersten März ging das letzte Manuscript nach Berlin ab, wo Voß die „Emilia Galotti" sowol mit Sara und Philotas zu einem Band „Trauerspiele" vereinigte, als auch besonders herausgab. Er fand seine Rechnung.

Der erste Act gehört dem Prinzen, in dessen Cabinet er sich am frühen Morgen abspielt. Hettores erste Worte über die traurigen Geschäfte sind der volle charakteristische Gegensatz zu der Berufsauffassung Friedrichs des Großen, der sich den obersten Diener des Staates nannte. Oberflächlich in den Einläufen blätternd, sagt er achselzuckend und mehr leichtsinnig als gutmüthig: „Wenn wir allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden." Aber der Name Emilia unter einem Gesuch frappirt ihn, und sofort ist das Thema des Stückes mit eben diesem Namen angekündigt. Die Quelle dieses glücklichen Motivs war der zweite Aufzug des spanischen „Esser" von Antonio Coello: Elisabeth setzt sich vor dem Schlafengehen zu den Briefschaften und Papieren, welche der Kanzler überbracht hat. „Sie will" so analysirt der Hamburger Dramaturg „sie will sich ihres verliebten Kummers entschlagen und anständigeren Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! „Muß es denn eben" sagt sie „von einem Grafen sein, was mir zuerst vorkömmt!" Dieser Zug ist vortrefflich. Auf einmal ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjenigen Grafen, an den sie jetzt nicht denken wollte." So fällt das Auge des Prinzen auf die Bittschrift einer „Emilia Bruneschi — nicht Galotti. Nicht Emilia

Galotti." Sie fordert viel, dieſe Emilia, aber ihr Vorname verſchafft ihr bei dem Mann der ſouveränen Laune ein raſches Gewährt. Die Luſt zur Arbeit iſt dem Stimmungsmenſchen, der Entſchlüſſe nur faßt um ſie zu widerrufen und einen einzigen Gedanken, den an Emilia Galotti, feſt hält, verflogen, weil eine arme Bruneschi Emilia heißt. Noch weiß der Zuſchauer nur den Namen des Weibes, das den Fürſten ganz beſitzt; noch erfährt der Zuſchauer, als ein Billet der Gräfin Orſina gebracht und von Hettore ungeleſen bei Seite geworfen wird, nur, daß die Liebe zu dieſer Dame der Vergangenheit angehört, wie uns frivole Worte verſichern. Die nächſten Scenen heben den Schleier, indem ſie zugleich den Charakter des Prinzen immer klarer enthüllen. Ein Maler Conti wird vorgelaſſen. Der Künſtler hat freien Eintritt bei dem feingebildeten Gönner, in deſſen Gebiete die Kunſt nicht nach Brot gehen ſoll. In gewinnendſter Form entfalten die Geſpräche mit dem Hofmaler ein vertrauliches Verhältnis zu dem Künſtler und der Kunſt. Conti hat zwei Portraits mitgebracht, ein beſtelltes und ein um ſo ſehenswertheres nicht beſtelltes. Das erſte iſt das Bildnis der Gräfin. Während er die beiden Stücke aus dem Vorzimmer holt, bleibt dem Prinzen Zeit zu einem kleinen, für die Zuſchauer, nicht für Conti beſtimmten Erguß. Der weithin lichtverbreitende Expoſitionsact hat einen ſtreng ſymmetriſchen Bau von acht Auftritten; der erſte ſetzt mit ein paar monologiſchen Zeilen ein und alle folgenden ungeraden Scenen werden ausſchließlich von dem Prinzen ausgefüllt. Dazwiſchen Dialoge im ſtrengſten Sinne des Zwiegeſprächs, bis ein fürſtlicher Rath, an Eliſabeths Kanzler erinnernd, den Aufzug mit ein paar monologiſchen Zeilen abſchließt. Bei dieſer Alleinherrſchaft des Prinzen kann ſich eine ſolche Fülle von Charakteriſtik durch Thaten und eigene Worte über ihn ergießen, daß es für Hettore allein jener directen Charakteriſtik faſt gar nicht bedarf, welche in dieſem Stücke die meiſten Perſonen oft ſo ſcharf beleuchtet. Gleich der Eingang hatte die Namen Emilia und Orſina ſchroff contraſtirt. Jetzt hören wir in Form eines kleinen Monologs, daß in Hettores Bruſt ſtatt des verſtoßenen Bildes der Orſina ein ander Bild wohnt und daß ihn dieſe Verehrung nicht ſo ausgelaſſen, aber beſſer ſtimmt. In die Ausmalung desſelben Gegenſatzes vertieft ſich die zweitheilige Scene nach Contis Rückkehr. Statt einer Bittſchrift und eines Billets ſieht der Prinz zwei Gemälde.

Was in seinem Herzen lebte und lebt, steht jetzt vor seinen Augen. Und wie sorgsam auch im Theater die Leinwand dem Publicum entzogen wird, wir schauen die Bilder mit dem Prinzen, denn er zergliedert mit carikirender Grausamkeit das Conterfei seiner gefallenen Favoritin und er versenkt sich in die stumme Bewunderung des andern, das uns Conti beredt anpreist. Vergangenheit und Zukunft stoßen hart zusammen. Noch vor einem Monat lag der sinnliche Hettore gern in Orsinas Fesseln. Jetzt geht es dem Wankelmüthigen wie dem Helden der alten Anekdote, der ein von dem Bräutigam bestelltes Bild als Ehemann kühl kritisirte. Indem er die unredlich redliche Bemühung Contis, welche die „großen, hervorragenden, stieren, starren Medusenaugen der Gräfin" so trügerisch idealisirt habe, perfid ablehnt, liefert er einen unmittelbaren Beitrag zur Charakteristik Orsinas: „Sagen Sie selbst, Conti, läßt sich aus diesem Bilde wol der Charakter der Person schließen? Und das sollte doch. Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei in sanfte Schwermuth verwandelt." Stolz, Hohn, Schwärmerei, Trübsinn sollen wirklich den späteren Scenen der Gräfin ein Medusenantlitz leihen. Aber noch andere Personen werden in diesem Gespräch exponirt. Conti wendet das zweite Portrait um; Hettore, seiner nicht mächtig, ruft: Emilia Galotti! Der Mittheilung, er habe sie seit einer Vegghia nur noch an heiliger Stätte getroffen, folgt die wichtige prägnante Auskunft: „Auch kenn' ich ihren Vater. Er ist mein Freund nicht. Er war es, der sich meinen Ansprüchen auf Sabionetta am meisten widersetzte. — Ein alter Degen, stolz und rauh, sonst bieder und gut!"

Die Scene streift mit ihrem enggepackten Reichthum von Apercus mehrfach zu sehr an die geistreiche Vorlesung. Conti scheint ein aesthetisches Colleg bei dem Verfasser des „Laokoon" gehört zu haben: er spricht von den Schranken seiner Kunst; er weiß von Aristoteles her, daß der Portraitmaler „schmeicheln", d. h. den Menschen dem schönen Urbilde, dem von der Natur geformten Modell nähern und ein Ideal des Individuums suchen soll; er bedauert nicht unmittelbar mit den Augen zu malen und spielt das vielberufene Paradoxon aus, „daß Raphael das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden." Auch der Prinz behält mitten im Sturm entzückter Aufregung hinreichende Klarheit

um dieſem ſeltenen Maler ein paar Sprüche voll Eſprit heimzuzahlen. So prägt er C. L. Hagedorns Satz „Lebhafte Empfindungen ſind ſelten beredt: die Verzögerung des Lobes iſt vielleicht das ſchmeichelhafteſte Lob für den Künſtler" in das artige Epigramm um, „daß man den Künſtler dann erſt recht lobt, wenn man über ſein Werk ſein Lob vergißt." Weit mehr noch als in der „Minna", ja wol zu gefliſſentlich hob Leſſing ſo den Dialog auf die höchſten Höhen der Bildung. „Der denkende Künſtler iſt noch eins ſo viel werth", dies Wort des Prinzen iſt eine Loſung des ganzen Dramas, und gerade die Nebenrolle des Conti heiſcht einen Vertreter von Geiſt. Dieſe Malerſcene hat ferner eine große techniſche Bedeutung, da die Epiſode, wie ſie für Riccaut in der „Minna" gewagt worden war, nun durchgebildeter und mit feſterer Vernietung in die deutſche Tragödie eingeführt wurde, um ihr zu verbleiben. Die epiſodiſchen Auftritte ſind mit Maß erlaubt, wenn ſie die einheitliche Haupthandlung oder die Charakteriſtik der Hauptperſonen fördern. Die ausgemalte Contiſcene thut beides, die lakoniſche Rotaſcene dient der letzteren Aufgabe.

Allein geblieben mit dem ſchönen Werk der Kunſt und voll geſteigerter Sehnſucht nach dem ſchöneren Meiſterſtück der Natur, bedauert Hettore den Kammerherrn Marinelli gerufen zu haben. Der Intrigant des Trauerſpiels erſcheint. Er ſteht neben dem Prinzen wie bei Racine Narciß neben Nero, und mehrere, leider ganz abgeriſſene Notizen melden, daß Leſſing noch 1779 dem Prinzen von Guaſtalla einen kunſtſinnigen, wollüſtigen, grauſamen, im Cäſarenwahnſinn endenden „Nero" nachſchicken wollte. Wäre dieſer Leſſingſche Nero ſelbſtverſtändlich nicht wie Weißes Richard als eingefleiſchter Teufel vor ein ſchauderndes oder auch gähnendes Parterre getreten, ſo iſt es andrerſeits ein thörichtes Bemühen misverſtandenen Sätzen der Dramaturgie zu Liebe dem Marcheſe Marinelli einige noch dazu ſehr verdächtige Tugenden anzudichten. Ein Held, moraliſch ſchlecht ohne einen heroiſchen und dämoniſchen Anſtrich, iſt gewiß auch aeſthetiſch ſchlecht. Aber wollen wir einen Marinelli mit ſeinem Dienſteifer für den Prinzen, einen frechen Jago mit der Berechtigung ſeines Grolls, einen Wurm mit ſeiner ſogenannten gutbürgerlichen Liebe zu Luiſe — eine ſchöne Liebe in der Dictirſcene! — vertheidigen? Sie haben es wahrlich nicht nöthig. Zudem folgen die Perſonen zweiten und dritten

Ranges anderen, laxeren Gesetzen als die leitenden Figuren. Und macht sein verbrecherischer Diensteifer diesen höfischen minister libidinis, wie sein römischer Vorfahr von Livius genannt wird, etwa besser, ist seine Intrigue etwa frei von gemeiner Selbstsucht? Nein, Marinelli steht moralisch tief unter dem Freunde des schwachen Clavigo. Der Prinz ist ein frivoler Empfindungsmensch, Marinelli ein gewissenloser Verstandesmensch, doch nur mit dem Verstand der kleinen Ränke begabt, wo man mit Impertinenzen, Lügen, Banditen auskommt. Er ist dem Prinzen bequem und unentbehrlich, aber nicht befreundet. Ein scharfes „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht er" weist ihn von oben herab in seine Grenzen. Durchaus Geschöpf und Sclave eines faulen Schranzenthums, weiß er Menschen außerhalb des unfreien Hofbezirks gar nicht zu messen. Nach seinem cynischen Katechismus blüht jedes Lärvchen nur für den Landesherren, und jede Mutter freut sich insgeheim so etwas wie die Schwiegermama eines Fürsten zu werden. Er ist frech und hämisch wie ein Affe, schadenfroh und feig, nie um eine spitze Wendung, eine Unwahrheit, eine Unverschämtheit verlegen. Ton und Manieren glatt und kalt. Ehedem war er offenbar ein Liebediener der Favoritin und wird, obwol sie ihn verachtet, immer noch von ihr benutzt, aber er rümpft jetzt verächtlich die Nase über die machtlose Närrin. „Bin ich nicht, leider, ihr Vertrauter?" sagt er seinem Gebieter, dem er auf die Frage nach Neuigkeiten die schon bekannte Ankunft Orsinas meldet.

Die Unterredung beider baut sich im strengen Parallelismus zur Contiscene auf. Dort zwei Bilder, ein gleichgiltiges der Orsina und ein unschätzbares der Emilia; hier zwei Neuigkeiten, eine uninteressante von Orsina und eine wie der Blitz einschlagende über Emilia. An die erste knüpft sich ein kurzer Wortwechsel über die Ehe, welche Hettore aus bloßer Politik mit der Prinzessin von Massa schließen soll, und über Orsinas eifersüchtige Angst nicht einer solchen Gemahlin, sondern einer neuen Geliebten geopfert zu werden. Die Schilderung ihrer Herzenspein und geistigen Zerrüttung macht nicht den geringsten Eindruck auf den Prinzen. Er bricht gelangweilt ab: „Von etwas anderem. — Geht denn gar nichts vor in der Stadt?" Und mit ungemeinem Raffinement wird das erregende Moment dieser Tragödie langsam in die Exposition getragen. Es gehe so gut wie gar nichts

vor, beginnt Marinelli mit unbewußter Ironie; Graf Appiani vollziehe heute seine Vermählung. Er kann nicht kühl genug über das große Geheimnis des Empfindsamen spötteln, den ein Mädchen ohne Rang und Vermögen mit ein wenig Larve und Tugend ins Garn gelockt habe. Aber der Prinz charakterisirt nicht nur, gleichwie er vorhin den alten Galotti gezeichnet, jetzt den Grafen gerechter als einen schönen, ehrenvollen, sehr würdigen jungen Mann, sondern er beneidet ihn auch um seine Liebesheirat und fragt nach dem Namen der glücklichen Braut. Die Spannung zu erhöhen muß Marinelli seine Antwort hinziehn und erst höhnisch von den Folgen der Mesalliance und von Appianis Absicht fortan mit seiner Gebieterin unter den Gemsen und Murmelthieren Piemonts zu hausen sprechen, bevor er auf eine zweite Frage höchst gleichgiltig erwidert: „Es ist eine gewisse Emilia Galotti.“ Die Wirkung dieser trockenen Auskunft hat Lessing mit einer wolberechneten Steigerung ausgedrückt. Die athemlosen Fragen des Prinzen, welche Marinelli noch uneingeweiht mit seinem eintönigen „Eben die“ beantwortet, sind gleich viele zwanglose Nachrichten für den Zuschauer: „Die Tochter des Obersten Galotti bei Sabionetta?“, „Die hier in Guastalla mit ihrer Mutter wohnet?“, „Ohnfern der Kirche Aller-Heiligen?“ Es ist sehr wirksam, wenn der Prinz zuletzt das Bild hervorreißt und ein letztes „Eben die“ als Verdammungsurtheil hört. Marinelli, erst mit Vorwürfen, dann mit Bitten überschüttet, entfaltet seine ganze Kaltblütigkeit. Nach einem cynischen Versuch nichtige Hoffnungen auf die Gräfin Appiani zu erwecken setzt er dem „schon heute“ des verzweifelnden Prinzen ein überlegenes „erst heute“ entgegen und empfängt Vollmacht für alles, was den unerträglichen Schlag dieser Vermählung pariren könnte. Es ist wirklich keine Zeit zu verlieren. Tritt Appiani heute von Sabionetta aus die Hochzeitsreise nach Piemont an, so hat der Prinz auf ewig das Nachsehen. Marinelli muß bereits auffallend genau von allen Vorkehrungen Galottis und Appianis unterrichtet sein, und er muß für den Fall, daß eine erste leichtere Intrigue fehlschlägt, eine zweite nicht nur bereit halten, sondern schon ins Rollen gebracht haben. Der Prinz gedenkt einen Gesandten nach Massa zu schicken: so reise denn Appiani noch heut in dieser Mission ab! Den Hilfsanschlag deutet Marinelli nur an: „Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie sogleich nach Ihrem Lustschlosse, nach Dosalo.

Der Weg nach Sabionetta geht da vorbei. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen, so denk ich — —". Wer von der Feindschaft zwischen Appiani und Marinelli gehört hat, wird die Gedankenstriche auszufüllen wissen. Marinelli eilt an die Arbeit, der Prinz will sogleich nach Dosalo aufbrechen. Sein Expositionsact wäre zu Ende, läge es nicht in dem launischen Eigenwillen Hettores einen Vorsatz im Nu zu ändern. Warum sich allein auf Marinelli verlassen? Er befiehlt also seinen Wagen um Emiliens gewohnte Andacht in der Dominicanerkirche ein letztes Mal zu überraschen. Die Unwahrscheinlichkeit, daß er in solcher Situation noch nach seinen Räthen fragt, nimmt man wegen der Wucht des so ermöglichten Anhangs gern in den Kauf. Camillo Rota kommt, ein pflichttreuer, wortkarger Beamter. Ein Todesurtheil ist zu unterschreiben. „Recht gern" erwidert der zerstreute, eilige Fürst, bei dem die Entscheidung über Wol und Wehe, Leben und Tod seiner Unterthanen steht. Und der brave Alte unterschlägt rasch das furchtbare Blatt, nachdem er jene gedankenlose Antwort eines himmelschreienden Leichtsinns aus Fürstenmunde vernommen. Wie ferner Donner grollen die schwierigen Schlußzeilen des Actes: „Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätt' es ihn in diesem Augenblick nicht mögen unterschreiben lassen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern, recht gern! — Es geht mir durch die Seele, dieses gräßliche Recht gern!" Der Prinz hat sich selbst das Urtheil gesprochen.

Nicht nur der Prinz, auch der Dichter hat Eile. Die straffe Einheit des Tages, ein eiserner Reif für die Einheit des Interesses, bietet gewiß unschätzbare Vorzüge der Composition, aber sie nöthigt leicht zu mühsamen und verwickelten Voraussetzungen, während die freiere Technik englischer Manier zwangloser ihr Getriebe entfalten kann. Mit unbeirrter Sicherheit handhabt Lessing im Anschluß an das bürgerliche Drama Frankreichs die Herrschaft über den Schauplatz: der erste Act im Cabinet des Prinzen, der zweite im Vorzimmer der Galotti, die drei letzten, ohne daß der Vorhang zu fallen hat, fortlaufend in demselben Schloßsaale zu Dosalo. Dieser Brauch, innerhalb des Actes die Ortseinheit möglichst streng zu wahren, wurde maßgebend für das moderne Drama. Aber wenn nicht schon in manchen scheinbar nebenhin, thatsächlich sehr zu unserem Unterricht gesprochenen Sätzchen

des ersten Aufzugs der „Emilia", so gewiß und recht empfindlich im zweiten stößt man auf Schwierigkeiten, welche der Rahmen einer karg bemessenen Frist dem Dichter bereitete. Im Vollbesitze des sicher calculirenden Verstandes, wie ihn ein Theaterdichter braucht, hat der kluge Rechenmeister diese Verlegenheiten überwunden. Den Schweiß der Arbeit hat er nicht völlig abwischen, die Spuren des Zwanges einer kritischen Nachprüfung nicht ganz entziehen können. Man bewundert den immer wachen, rückwärts und vorwärts blickenden Scharfsinn und klatscht der so planmäßig arbeitenden Maschinerie Beifall, aber der Gedanke an die Mühe, durch welche diese Anlage endlich fertig wurde, mengt sich manchmal abkühlend dazwischen. Jede Person muß ängstlich auf der Hut sein, damit sie nicht ein Wörtlein zu viel sage. Hier wird ein halbes Geständnis gemacht, dort ein Ereignis von großer Tragweite verschwiegen. Der Vater darf erst jetzt erfahren, was er längst hätte erfahren sollen; der Bräutigam hört nicht, was er hören müßte; dafür läßt er die Neugier der Mutter unbefriedigt. Odoardo Galotti wohnt nicht in Guastalla, sondern in Sabionetta, hat aber, seinem mistrauischen Charakter ganz zuwider, Frau und Tochter der „Stadterziehung" halber allein in Guastalla gelassen. Es ist sogar für den Fortgang des Stückes nöthig, daß er im zweiten Act zwar einen eiligen Ritt zu der Gattin und dem künftigen Eidam macht, aber weder Emilien am Morgen ihres Ehrentags daheim erwartet, noch an der Hochzeitsfahrt an Dosalo vorbei nach Sabionetta sich betheiligt. Während Schiller mit einer verblüffenden Theaterwillkür über Lücken und Widersprüche hinwegsetzt, stachelt die jeden kleinen Schritt motivirende, behutsame Technik Lessings eben durch ihre Klugheit und Klügelei den Verstand eine Revisionsprobe zu machen.

Odoardo räumt nach einem kurzen Entrée mit seiner Gattin Claudia den Platz für Pirro und Angelo. Es ist nothwendig, daß der im Solde Marinellis arbeitende Bravo, ein Ausbund von Verwegenheit, Behendigkeit, Gaunerhumor und Gaunerehre, ältere Beziehungen zu einem Diener der Galotti hat und so die Anstalten zur Hochzeitsfahrt noch viel genauer als sein infamer Auftraggeber erkunden kann. Der muthlose Pirro hat dem vogelfreien Straßenräuber vor kurzem einen deutschen Herren in die Falle geführt und empfängt jetzt widerstrebend einen Theil von dem Erlös eines kostbaren Rings. Man möchte an

Winckelmanns unseliges Ende denken und den seinen Namen Angelo von dem verruchten Mörder Arcangeli herleiten. So zielsicher sind die scharfen, kurzen Fragen dieses Angelo, daß Marinellis geheimer Anschlag nun ein gar gefährliches Gesicht annimmt. Ein mit allen Hunden gehetzter Galgenstrick rüstet sich wie ein Raubthier zum Sprung; ein kläglicher Verbrecher verräth das Glück seiner Herrschaft.

Gleich nach dem ersten Gutenmorgen spricht Odoardo Worte des Mistrauens. Auch in die nahe Kirche soll Emilia nicht allein gehen, denn ein Schritt genüge um fehlzutreten. Ängstliche Strenge ist der Ausdruck seiner Liebe zu der einzigen, theuren Tochter und der Gattin, deren leichterer, sorgloser Sinn Stadt und Hof nicht mit der „strengen Tugend" Odoardos richtet. Er freut sich, daß Emilia so bald in stille Thäler voll Unschuld scheidet. Appiani, der „würdige junge Mann", entzückt ihn. Vor allem berührt der stolze Unabhängigkeitstrieb des Grafen eine verwandte Saite in dem starren Republicaner. Beide verachten das kriechende Gezücht der Marinelli, beide suchen Glück und Ehre nicht bei Hofe. „Der Prinz haßt mich" sagt Odoardo trotzig. Claudia sucht diese wirklich übertriebene Auffassung zu mildern, indem sie erzählt, wie gnädig sich der Prinz im Hause seines Kanzlers gegen Emilia bezeigt habe. Jedes Wort der weltlichen Frau schürt nur den grimmen Argwohn des Mannes: „Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödtlichsten zu verwunden bin!" Das Blut schießt ihm zu Kopf; seine Empörung mühsam bemeisternd, eilt er hinweg mit Abschiedsworten, welche tief ironisch auf den eingeweihten Zuschauer wirken: „Kommt glücklich nach". Während Claudia diese „rauhe Tugend" zweifelnd beurtheilt, stürzt Emilia wie ein verfolgtes Reh in das Zimmer. Liebesschwüre haben ihre Gebete durchkreuzt. Vergebens hat sie den Himmel um Taubheit gebeten und endlich beim Aufbruch als den seufzenden, schmeichelnden Frevler erkannt — „Ihn selbst!" „Wen ihn selbst?" „Den Prinzen."

Fassen wir sogleich den springenden Punkt des Dramas, Emilias Verhältnis zum Prinzen, scharf ins Auge. Lessing selbst kommt uns in einem Briefe mit erläuternden Bemerkungen zu Hilfe. Danach soll die Titelheldin seiner Tragödie keineswegs der hervorragendste Charakter des Stückes sein, denn die jungfräulichen Heroinen und Philosophinnen scheinen ihm unwahr, und er kennt „an einem unverheirateten Mädchen

keine höheren Tugenden als Frömmigkeit und Gehorsam." Emilia ist also ein unerfahrenes Kind, das seine seelischen Bedrängnisse zur Mutter und in die Beichte trägt, die ersten Anfechtungen der Welt durch die strengen Heilmittel der Kirche niederkämpft und seine Auffassung der Dinge gern der reiferen Einsicht einer Mutter unterwirft. Als gute Tochter hat sie keinen starken Eigenwillen. Sie läßt sich beruhigen, verzichtet nach den weltklugen Einreden Claudias auf eine Mittheilung an Appiani, schlägt sich die alberne Furcht aus dem Sinn und möchte nun ja nicht ob ihrer Angst vor dem galanten Prinzen eitel gescholten werden. So eilt sie dem Bräutigam heiter entgegen. Aber diese Emilia — ein einfaches Mädchen, so weit ein Lessingsches Mädchen einfach sein kann — verfügt doch nicht über die Kälte einer Heroine Virginia, welche den Decemvir verabscheut und als Opferlamm fällt. Ihr Schweigen gegen den Bräutigam ist nicht das Schweigen der Heldin Montianos, die ihren Icilius inbrünstig liebt. Man hat uns wol moralisch-politisch auseinandergesetzt, „Emilia Galotti" statuire ein Exempel, daß die Wollust mit allen Künsten der Tugend kein Bein stellen könne. Im Gegensatze zu dieser Plattheit sprach Börne als Theaterreferent von Emiliens „anatomischer Unschuld", und schon Goethe, dem das Stück allmählich etwas mumienhaft vorkam, warf in derbem Ton die schiefe Frage auf, ob Emilia den Prinzen liebe oder nicht. Es sei, meinte er gesprächsweise, der Grundfehler dieses Trauerspiels, daß die Liebe zum Prinzen nur subintellegirt und zuletzt durch ihre Angst vor dem Hause Grimaldi ungeschickt ausgesprochen werde. Gewiß liebt Emilia den Prinzen so wenig als Grillparzers Erny den Herzog von Meran, aber sie ist von dieser unsittlichen, doch blendenden Persönlichkeit, welche ein junges, weltfremdes Mädchen mit allen Bestechungskünsten von Rang, Glanz, Bildung, Manieren, Sinnlichkeit, schmeichelnder Causerie und heißer Beredsamkeit umzingelt, so bestrickt, daß sie sich im Banne seiner Gegenwart gelähmt fühlt wie ein wehrloses Vöglein vor einer gleißenden Schlange. Unnennbare Empfindungen voll Angst und Lust, Abscheu und Sehnsucht durchwogen sie, ihr selbst ein Räthsel. Es wäre ein grober Fehler, wenn sie jetzt schon mehr gestehen wollte und könnte als eine unklare Bestürzung und nicht erst in den letzten Minuten, durch furchtbare Ereignisse gereift, es in Worte faßte, welchen Samen der Besuch jener Vegghia

in ihre Seele geworfen hat: „Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter, und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten." Aber diesem Tumult der Gefühle entspringt schon ihre höchst verrätherische Antwort „Ihn selbst". Der Prinz, der heute zum ersten Mal seine Liebe entdeckt, muß doch Emilias Gedanken sehr beschäftigen um für sie „er selbst" zu sein. Eine dämmernde Ahnung hat das fromme Mädchen überfallen, daß die Welt ihren Kindern außer einer Ehe mit dem „Herrn Grafen", dem „guten Appiani", noch viel lockendere, der Tugend freilich verbotene Früchte darreicht. Und bis an den Altar ist ihr die Sünde nachgeschlichen, während des Hochamts hat der Verführer ihre Andacht vergiftet, im Vorraum des Gotteshauses ihre Hand gedrückt. Die Stärkungen der Religion sind ohnmächtig geblieben. Sie habe ihm geantwortet, sie wisse nicht was; glaubhafter jedoch ist die spätere Versicherung des Prinzen: „Mit allen Schmeicheleien und Betheuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil höret." Die Späher der Orsina mochten sogar an ein stilles Einverständnis glauben. Weise mischt Lessing den Charakter Emiliens aus Fassungslosigkeit und Festigkeit. Claudia erinnert einmal den Vater an die bekannte Art ihrer Tochter: „Sie ist die furchtsamste und entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig: aber nach der geringsten Überlegung in alles sich findend, auf alles gefaßt."

Dieser Doppelnatur Emiliens trägt schon der zweite Act volle Rechnung. Nach dem athemlosen Auftritt mit der Mutter findet sie ihre ruhige Fröhlichkeit wieder für eine Scene mit dem Grafen, dem sie als naives Mädchen begegnet. Appiani erfüllt die Erwartungen, die man nach den vorbereitenden Worten Hettores und Odoardos hegt, mit feierlicherem, gepreßteren Ernst, als ihn die Braut am Hochzeitstage vom Bräutigam verlangt. Sein Wesen entbehrt der jugendlichen Frische und Anziehung. Ein Schwiegersohn nach dem Herzen des alten Galotti, gönnt er der männlichen Liebe nur leise Töne, während sein auf alles Gute und Edle gerichteter Sinn laut in Odoardo das Muster der Tugend feiert. Er ist der ausgeprägte Gegensatz zu dem

Prinzen und Marinelli. Sein Lebensideal ruht in der hier sehr tiefgewurzelten Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts: il faut cultiver son jardin, fern vom Lärme der Menschen, von den Fesseln eines Hofes. Marinelli ist ein Sclave, er ein Freier; Marinelli feig, er ritterlich; Marinelli besorgt seine Ehrenhändel aus dem Hinterhalt, er mit dem Degen. Der Prinz gaukelt frivol durch das Leben, Appiani wandelt sinnend die gerade Bahn; der Prinz denkt keinen Gedanken zu Ende, Appiani grübelt; der Prinz genießt den Augenblick, Appiani starrt schwermüthig in die Zukunft. Ohne eine Spur rührseliger Weichlichkeit erzwingt dieser sonderbare Hochzeiter, wenn er kurzlebig einen einzigen Act durchschreitet, unsere Sympathie. Der Tod hat ihn gezeichnet wie der Holzhauer den Stamm. Ein Thränenflor der Vergänglichkeit breitet sich um ihn, und seine zu traurigen Bildern gestimmte Einbildung haftet an der Auslegung eines Traumes, der Emilien dreimal gekommen ist ohne das Mädchen selbst tiefer zu ängstigen. Aus einer mageren Stelle bei Gryphius hat Lessing diesen Traum vom Brautgeschmeide, dessen Steine sich in Perlen verwandeln, schön entwickelt. „Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen." Schmerzlich spricht Appiani diese Deutung mehrmals vor sich hin, während Emilia zu ihrem Putz forteilt. Noch einen Schritt vom Ziel oder gar nicht ausgelaufen sein dünkt diesen Melancholiker im Grunde dasselbe. Aus so trüben Gedanken reißt ihn der überraschende Besuch des Marchese Marinelli. Mit verachtender Kälte empfängt Appiani den Zudringlichen. Er ist wie als Liebhaber, so auch in seiner Auffassung der Freundschaft zurückhaltend gleich Lessing. Daher schneidet er die verlogenen Freundschaftsphrasen des Kammerherrn kurz ab. Er verweigert die schon zugesagte Mission nach Massa wegen seiner Vermählung, ergrimmt über Marinellis schamlose Sticheleien auf diese Hochzeit, wirft dem Frechen die Herausforderung „Affe" ins Gesicht, und, erfrischt durch solche Wallungen des Zornes, will er auch heute die Zeit zu einem kleinen Waffengang wol finden. Fahl vor vor Wuth entfernt sich Marinelli. Der Graf ist nun den Angelos verfallen. Vielleicht wäre er es nicht, wenn er sich mit Claudia aussspräche oder wenn ihm Emilia die volle Wahrheit eröffnet hätte. Dieses Schweigen aber ist, wie alles bis zur kleinsten Kleinigkeit in Lessings Exempel zur Dramaturgie, aus den Charakteren motivirt. Und Lessing,

der eben erst das Leiden durchaus guter Hauptpersonen als untragisch verworfen und die Bravour der gemarterten Tugend vom Trauerspiel ausgeschlossen hatte, verlangte mit Aristoteles nicht maßvolle, sondern erregte, menschlicher Gebrechen theilhafte Personen für die Tragödie. Ohne gewisse Schwächen oder Mängel würden Charakter und Unglück kein causales Ganzes ausmachen. Derart dem Charakteristischen nachtrachtend, hat der Dichter seiner Emilia einen Reiz der Sinnlichkeit ins Blut, einen unbewußten Keim der ἁμαρτία in die Seele gelegt und ihr eine unschuldige Mitschuld an dem Tod Appianis gegeben, die sie selbst sich später leidenschaftlich vorrückt. Er führte aus, was seine Dramaturgie fordert: „Ein Mensch kann sehr gut sein und doch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er sich in ein unabsehbares Unglück stürzet, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllet, ohne im geringsten gräßlich zu sein, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist."

Der dritte Act zieht die Consequenzen der Exposition. Das Tempo erfährt eine sehr merkliche Beschleunigung. Marinelli weiht den verstimmten Prinzen eben halb in seine Veranstaltungen ein, als in der Nähe Schüsse fallen. Der tolldreiste Angelo huscht herbei und berichtet dem Marchese, Appiani werde tödtlich verwundet in die Stadt zurückgefahren. Während des Handgemenges „rettet" ein Lakai aus dem Schloß Emilien. Man sieht sie durch die Allee eilen. Sie glaubt nur vor Räubern zu flüchten. Erst auf Dosalo denkt die Furchtsamste ihres Geschlechts an Appiani und Claudia. „Äußerst bestürzt" vernimmt sie von Marinelli, ihr Asyl sei das Lustschloß des Prinzen, dem sie nun gleich, wieder der ersten Eindrücke nicht mächtig, gegenübersteht. Fast wortlos hört sie seine äußerst zarte, den Überfall in der Kirche entschuldigende und alles ihrer Gnade, ihrem Vertrauen anheimgebende Rede. Zweideutig verspricht er die Wiedervereinigung mit ihren Lieben in oft misverstandenen und wirklich seltsamen Worten: „Kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen." Sie läßt sich „nicht ohne Sträuben" hinausgeleiten. Man muß diese Spielscene sehen, nicht lesen: der Prinz bezaubernd durch vornehmen Ton und zurückhaltende Gebärden, das Mädchen fassungslos im Feuer seiner Blicke. So ist denn, wie Marinelli witzelt, der Wolf beim Schäfchen, und Lessing hat Mühe dem langen Aufenthalt Emiliens hinter den Coulissen

Prinzen und Marinelli. Sein Lebensideal ruht in der hier sehr tiefgewurzelten Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts: il faut cultiver son jardin, fern vom Lärme der Menschen, von den Fesseln eines Hofes. Marinelli ist ein Sclave, er ein Freier; Marinelli feig, er ritterlich; Marinelli besorgt seine Ehrenhändel aus dem Hinterhalt, er mit dem Degen. Der Prinz gaukelt frivol durch das Leben, Appiani wandelt sinnend die gerade Bahn; der Prinz denkt keinen Gedanken zu Ende, Appiani grübelt; der Prinz genießt den Augenblick, Appiani starrt schwermüthig in die Zukunft. Ohne eine Spur rührseliger Weichlichkeit erzwingt dieser sonderbare Hochzeiter, wenn er kurzlebig einen einzigen Act durchschreitet, unsere Sympathie. Der Tod hat ihn gezeichnet wie der Holzhauer den Stamm. Ein Thränenflor der Vergänglichkeit breitet sich um ihn, und seine zu traurigen Bildern gestimmte Einbildung haftet an der Auslegung eines Traumes, der Emilien dreimal gekommen ist ohne das Mädchen selbst tiefer zu ängstigen. Aus einer mageren Stelle bei Gryphius hat Lessing diesen Traum vom Brautgeschmeide, dessen Steine sich in Perlen verwandeln, schön entwickelt. „Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen." Schmerzlich spricht Appiani diese Deutung mehrmals vor sich hin, während Emilia zu ihrem Putz forteilt. Noch einen Schritt vom Ziel oder gar nicht ausgelaufen sein dünkt diesen Melancholiker im Grunde dasselbe. Aus so trüben Gedanken reißt ihn der überraschende Besuch des Marchese Marinelli. Mit verachtender Kälte empfängt Appiani den Zudringlichen. Er ist wie als Liebhaber, so auch in seiner Auffassung der Freundschaft zurückhaltend gleich Lessing. Daher schneidet er die verlogenen Freundschaftsphrasen des Kammerherrn kurz ab. Er verweigert die schon zugesagte Mission nach Massa wegen seiner Vermählung, ergrimmt über Marinellis schamlose Sticheleien auf diese Hochzeit, wirft dem Frechen die Herausforderung „Affe" ins Gesicht, und, erfrischt durch solche Wallungen des Zornes, will er auch heute die Zeit zu einem kleinen Waffengang wol finden. Fahl vor vor Wuth entfernt sich Marinelli. Der Graf ist nun den Angelos verfallen. Vielleicht wäre er es nicht, wenn er sich mit Claudia aussprächе oder wenn ihm Emilia die volle Wahrheit eröffnet hätte. Dieses Schweigen aber ist, wie alles bis zur kleinsten Kleinigkeit in Lessings Exempel zur Dramaturgie, aus den Charakteren motivirt. Und Lessing,

der eben erst das Leiden durchaus guter Hauptpersonen als untragisch verworfen und die Bravour der gemarterten Tugend vom Trauerspiel ausgeschlossen hatte, verlangte mit Aristoteles nicht maßvolle, sondern erregte, menschlicher Gebrechen theilhafte Personen für die Tragödie. Ohne gewisse Schwächen oder Mängel würden Charakter und Unglück kein causales Ganzes ausmachen. Derart dem Charakteristischen nachtrachtend, hat der Dichter seiner Emilia einen Reiz der Sinnlichkeit ins Blut, einen unbewußten Keim der ἁμαρτία in die Seele gelegt und ihr eine unschuldige Mitschuld an dem Tod Appianis gegeben, die sie selbst sich später leidenschaftlich vorrückt. Er führte aus, was seine Dramaturgie fordert: „Ein Mensch kann sehr gut sein und doch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er sich in ein unabsehbares Unglück stürzet, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllet, ohne im geringsten gräßlich zu sein, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist."

Der dritte Act zieht die Consequenzen der Exposition. Das Tempo erfährt eine sehr merkliche Beschleunigung. Marinelli weiht den verstimmten Prinzen eben halb in seine Veranstaltungen ein, als in der Nähe Schüsse fallen. Der tolldreiste Angelo huscht herbei und berichtet dem Marchese, Appiani werde tödtlich verwundet in die Stadt zurückgefahren. Während des Handgemenges „rettet" ein Lakai aus dem Schloß Emilien. Man sieht sie durch die Allee eilen. Sie glaubt nur vor Räubern zu flüchten. Erst auf Dosalo denkt die Furchtsamste ihres Geschlechts an Appiani und Claudia. „Äußerst bestürzt" vernimmt sie von Marinelli, ihr Asyl sei das Lustschloß des Prinzen, dem sie nun gleich, wieder der ersten Eindrücke nicht mächtig, gegenübersteht. Fast wortlos hört sie seine äußerst zarte, den Überfall in der Kirche entschuldigende und alles ihrer Gnade, ihrem Vertrauen anheimgebende Rede. Zweideutig verspricht er die Wiedervereinigung mit ihren Lieben in oft misverstandenen und wirklich seltsamen Worten: „Kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen." Sie läßt sich „nicht ohne Sträuben" hinausgeleiten. Man muß diese Spielscene sehen, nicht lesen: der Prinz bezaubernd durch vornehmen Ton und zurückhaltende Gebärden, das Mädchen fassungslos im Feuer seiner Blicke. So ist denn, wie Marinelli witzelt, der Wolf beim Schäfchen, und Lessing hat Mühe dem langen Aufenthalt Emiliens hinter den Coulissen

durch aufklärende Erzählung wie durch unterbrechende Scenen des Prinzen das Anstößige zu benehmen. Der gemeldeten Ankunft Claudias sieht Marinelli lächelnd entgegen. Er hat sich sehr getäuscht in dieser Mutter. Sie mag weltlicher sein als ihr Gatte, aber sie ist nicht schlecht. Sogleich erkennt Claudia in Marinelli den Herren, der vormittags jenen unaufgeklärten Wortwechsel mit Appiani gehabt. Ihre Anklage „Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen ... Mit einem Tone!... Ha, könnt' ich ihn nur vor Gerichte stellen, diesen Ton" ist das Leitmotiv der ersten Hälfte dieses steigenden Auftritts. Die angstvolle Frage nach Emilien leitet zur zweiten über. Die Nennung des Prinzen, der sorgsam um Emilien beschäftigt sei, wirkt auf die Mutter noch heftiger als vorhin auf die Tochter. Sie combinirt das „Bubenstück" in der Kirche mit dem Zank am Morgen und dem letzten Wort des Sterbenden. Der feige Mörder Marinelli ist der Kuppler des Prinzen! Er aber hört die „gute Frau" mit eiserner Stirn an und ersucht sie nur ihr wildes Geschrei mit Rücksicht auf den Ort zu mäßigen. Sie erwidert großartig, wiewol zu spitzsinnig: „Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubet, in wessen Walde sie brüllet?" und stürzt in das Nebenzimmer, aus dem Emiliens Rufe der Mutterstimme antworten. Lessing hat alle Schleusen für diese große Scene der Claudia aufgezogen und im bewußten Kampf gegen Racines Agrippina der weiblichen bienséance mit den stärksten Ausdrücken getrotzt. Diderots Ansicht war auch die seine: „Wie? die Action einer Mutter (Klytämnestra), deren Tochter man opfern will, sollte heftig genug sein können? Sie laufe immer auf der Bühne als ein verrücktes und rasendes Weib umher; sie lasse den Palast von ihrem Geschrei ertönen; sogar in ihrer Kleidung zeige sich ihre Verwirrung: das alles kömmt der Verzweiflung zu."

Der vierte Act. Von Claudia hat der Prinz, ihr den Platz bei der fast ohnmächtigen Tochter räumend, Appianis Tod erfahren; durch Claudia erst kennt Marinelli den unbequemen Vorfall in der Kirche. Den Anklagen des Prinzen begegnet Marinelli mit Berufungen auf seine Vollmacht und mit Lügen, ja der Elende heuchelt ein starkes persönliches Bedauern, weil dieser jähe Tod die Austragung eines Ehrenhandels mit Appiani vereitle. Wer aber ist schuld, wenn die Welt in Angelo das Werkzeug, in Hettore den Thäter sehen wird?

Der Prinz, der zwar vor einem „kleinen, ſtillen, heilſamen Verbrechen" nicht erſchrickt, tadelt zornig, doch mit Haltung die weiſen Anſtalten ſeines Kammerherrn. Mit überlegenen Waffen ſchlägt Marinelli dieſe Vorwürfe nieder: „Was läge an meinen Anſtalten, daß den Prinzen bei dieſem Unfalle ein ſo ſichtbarer Verdacht trifft? — An dem Meiſterſtreiche liegt das, den er ſelbſt meinen Anſtalten mit einzumengen die Gnade hatte . . . Er erlaube mir, ihm zu ſagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan — mit ſo vielem Anſtande er ihn auch gethan — ſo unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieſer Schritt dennoch nicht in den Tanz gehörte." Wie ein abgekanzelter Schuljunge, der einen dummen Streich begangen, ſeufzt der Prinz „daß Sie Recht haben!", und der in ſeinen Plänen ſo unverantwortlich geſtörte Intrigant bemerkt trocken: „Daran thu' ich freilich ſehr Unrecht." Nur durch jenen eigenſinnigen Gang in die Kirche iſt der Verdacht geweckt worden. Außer Claudia weiß auch die Orſina davon. Welche denn im nächſten Augenblick erſcheint und machtvoll die Zügel des Actes an ſich reißt. Ein Bedienter meldet die Gräfin — „was für eine Gräfin?" fragt der zerſtreute Prinz. Man kann nicht ſchneller vergeſſen. Die einſtige Favoritin hat in jenem Billet des erſten Aufzugs um ein Stelldichein in Doſalo gebeten; der Prinz befindet ſich nachmittags in Doſalo, aber aus Gründen, die mit dem ungeleſenen Billet nichts zu ſchaffen haben.

Was Orſina ſagt und thut, entſprießt dem üppigen Boden eines tiefen, vernichtenden, mit grauſamem Raiſonnement in den Eingeweiden wühlenden Schmerzes. Wehmuth und Verzweiflung, Liebe und eiferſüchtiger Haß, Mitleid und Rachgier, Sinnlichkeit und zerſetzendes Grübeln, alles predigt dieſen Schmerz einer Verſtoßenen. Dieſer Schmerz lehrt ſie den Hohn, die bohrende Dialektik, die anſchwellende Redeflut der Leidenſchaft, die elegiſche Abſchweifung, das ſpitze Epigramm, kurz die ganze Fülle von Tönen, die ſie ſprungweis anſchlägt. Dieſer Schmerz macht ſie zur Philoſophin, zur Sibylle, zur Mänade. Mitten im Reden preßt ſie ihre Hände gegen die fieberheiße Stirn und ſtöhnt „Mein Kopf, mein armer Kopf!" Schon ſchlägt der Wahnſinn düſtere Fittiche um dieſes ſtolze Haupt, aber ein halber Wahnſinn voll Klarheit in Einem Gedanken, daß, wenn die Liebe ſtirbt, die Rache als Tröſterin aufſteigt. Wie der Liebling Hamburgs, Charlotte

Ackermann, in eigenen Gefühlswirren befangen die Sterbescene Emilias mit Herzblut tränkte, so verblutet die verstörte Aurelie des „Wilhelm Meister" im Studium der Orsinarolle. „Wenn er einer guten Schauspielerin in die Hände fällt, so muß er Wirkung thun" sagt Lessing selbst von diesem Charakter, der gleich große Anforderungen an das dämonisch leidenschaftliche Temperament, wie an den ausarbeitenden Kunstverstand und die vornehme Haltung seiner Trägerin stellt. Weislich hat der Dichter — und den Dichtertitel wird dem Schöpfer einer Orsina kein Zweifel rauben — ihr keine Scene mit Emilia und nur die allerflüchtigste Begegnung mit Hettore gegeben. Als ihr gewissenloser Geliebter mit den nichtigen Worten „ich bin beschäftiget" „ich bin nicht allein" „ein andermal" über die Bühne eilt, muß sie wol glauben, daß er ihr Billet nicht gelesen hat. Marinelli nimmt sie sehr zu seinem Schaden für eine ungefährliche Närrin. Ehedem gehörte sicherlich auch er zu den geschäftigen Augendienern der gebietenden Favoritin; jetzt ist das hämisch kalte Betragen gegen eine gefallene Hofgröße charakteristisch für den Marchese, und man braucht das Wort „Verachtung", das er in einer Art Entschuldigung ausspricht, weder mit Goethe als unhöfisch zu tadeln nach lexikologisch in „Nichtbeachtung" umzudeuten. Marinelli überhört ihre herben Klagen und die tiefsinnigen Proteste gegen seine oberflächliche Scheinwahrheit, ein Zufall habe den Prinzen nach Dosalo geführt. Er nimmt alle Sarkasmen, alle Schimpfworte der sehr aus dem Hofton fallenden Gräfin gleichgiltig, wol auch parodistisch auf. Es sind das jene scharfen Titel wie „Hofgeschmeiß" „nachplauderndes Hofmännchen" „Gehirnchen" „Stock", jene bittern Witze über „elenden Schnickschnack", jene carikirenden Rufe „wie er da steht, der Herr Marchese", jene schneidenden Epigramme „Ein Frauenzimmer, das denkt, ist eben so ekel als ein Mann, der sich schminkt", jene inständigen Bitten um eine einzige Lüge, jene wahnwitzige Aufforderung an Marinelli in ihr menschenfeindliches Lachen einzustimmen und seine trockene Antwort „Gleich, gnädige Gräfin, gleich" — diese grollenden, ganz und gar nicht scherzhaften Scherze sind es, bei denen ungebildete Zuhörer zu kichern pflegen. Auch ihnen vergeht die Lachlust, wenn Marinelli eine Aufklärung über die dringende Abhaltung des Prinzen mit dem Namen Appiani beginnt und Orsina rasch einfällt, Appiani könne nicht hier sein, „denn Graf

Appiani, wenn Sie es noch nicht wissen, ist eben von Räubern erschossen worden." Das Gespräch wird nun eine Parallele zu der großen Scene zwischen Marinelli und Claudia. Den allerdings sehr wirksamen Combinationen der hellsehenden Gräfin hat Lessing einigermaßen die Wahrscheinlichkeit der Voraussetzungen geopfert. Daß Orsina unterwegs dem Wagen mit Appianis Leiche begegnet ist, bietet keinen Anstoß; aber daß Orsina, deren Kundschafter den Vorfall in der Allerheiligenkirche beobachteten, noch nicht wissen soll, die arme, unglückliche Braut sei eben diese Emilia Galotti, ist um so gezwungener, als das Haus der Galotti, wie Pirro erzählte, an diesem Hochzeitstage von Neugierigen überlaufen wurde. Gleichviel; wie ein Blitz erleuchtet für Orsina die Kunde „Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröstet" den ganzen fürchterlichen Sachverhalt. Mit raffinirter Spannung spricht sie nach bewegten Zwischenreden das letzte Wort aus, welches Claudia nicht sagen, kaum ahnen durfte. Ganz leise will sie es dem Spießgesellen ins Ohr flüstern und in einem Anfall von Raserei schreit sie ihn an „Der Prinz ist ein Mörder" und wiederholt, die Stimme ebenso plötzlich zu geheimnisvollem Hauche senkend, „Der Prinz ist ein Mörder! des Grafen Appiani Mörder! — Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht." Durch eine bewundernswerthe Steigerung ist so die erste Scenenreihe Orsinas auf ihrer Höhe bei den Galotti angelangt, von denen sie das Interesse anfangs abzuleiten schien. In diesem Augenblick eilt Odoardo, eben von der Verwundung Appianis und der Zuflucht seiner Familie unterrichtet, in den Saal. Orsina wollte gehen. Sie hört das Wort „Vater" und — bleibt. Eine grobe, aber im Theater kaum auffällige Unvorsichtigkeit Marinellis ermöglicht die furchtbarste Enthüllung. Der Kammerherr, statt einem Diener zu klingeln, läßt sich abschieben um den misliebigen Obersten beim Prinzen anzumelden und wähnt seinen Rückzug mit einer Lustspielwendung zu decken. Wie Molieres Don Juan die zur Unzeit nahende Elvira den Bäurinnen als extravagante Närrin vorstellt, so flüstert Marinelli dem alten Galotti zu, er müsse ihn bei einer Dame lassen, „die — der — mit deren Verstande —"; Odoardo möge daher ihrer seltsamen Worte nicht achten und lieber jedes Gespräch vermeiden. Aber gleich die Anrede „Unglücklicher Mann" zieht ihn kraft der Magie, welche die

Unglücklichen an einander kettet, zu der seltsamen Frau. Marinelli läßt ihnen Zeit sich auszusprechen und stört auch die Schlußscene mit Claudia nicht. Mitgefühl, schneidende Ironie, Hoffnung auf Rache wühlen in den Reden Orsinas. Mit größerem Aufgebot von Berechnung ist schwerlich je ein unheilschwangeres Geheimnis aufgedeckt worden; sarkastischer und spitzer hat die Leidenschaft nie gesprochen. Was bei andern die bare Manier wäre, bleibt bei Lessing noch eben in den Grenzen eines grandiosen Stiles, denn diese aparte, auch im Sturme der Empfindung das Wort wägende und würzende Sprache ist dem Tragiker Lessing natürlich. Sprach er doch in der Tragödie des Lebens wie Odoardo und Orsina; ein Sarkasmus und ein dumpfes Lachen kam ihm wie anderen eine Elegie und ein Strom von Thränen.

Der große Auftritt zwischen Galotti und der Orsina ist gespickt mit berühmten Sentenzen und Antithesen: „Das unglückliche Kind ist immer das einzige" „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren" „Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer" „Sie wollten mich um den Verstand bringen: und Sie brechen mir das Herz." Aus all diesen wie in Stein gehauenen Sätzen sprühen aber die hellen Funken des Affects, wenn ein Berufener daran rührt. Die Scene ist ja ein Donnerschlag für Odoardo. Appiani todt! Emilia „schlimmer als todt"? Orsina spannt ihn auf die Folter mit der Lösung des Räthsels. „Des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe: des Nachmittags hat er sie auf seinem Lust — Lustschlosse." Odoardo, schon am Morgen ob jener Vegghia so argwöhnisch, verliert jede Fassung, flucht schäumend über Meuchelmord und Entführung, parodirt Claudias Geschwätz von der prinzlichen Gnade, durchwühlt, ohne Degen wie er ist, alle Taschen nach einer Waffe und greift begierig nach dem Dolch, den Orsina ihm mit freudigem Verständnis reicht. Beide zielen auf denselben Feind. Noch weiß Odoardo nicht, wer ihm gegenübersteht, und vermuthlich hätte seine rauhe Tugend bei früherer Aufklärung jedes Gespräch mit einer ehemaligen Maitresse kurz abgelehnt. Eine verzückte Tirade von fieberhaftem Crescendo weiht ihn jetzt erst ein, wo er in der halbtollen Gräfin eine Dame von großem Verstande, seine Freundin und Wolthäterin gefunden hat. Lichterloh schlagen hier die lang niedergepreßten Flammen der Leidenschaft empor:

„Ich bin Orsina; die betrogene, verlassene Orsina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlassen. — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch sie verlassen sein. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! — Ha! welch eine himmlische Phantasie! Wann wir einmal alle, — wir, das ganze Heer der Verlassenen, wir alle, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn uns unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräther einer jeden versprach und keiner gab! Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte!"

Vornehm in seinen Wirkungen, giebt Lessing der Orsina diese schauerlich frohlockende Vision nicht zu einem sogenannten Abgang, sondern er läßt Claudia dem Erretter zueilen, Odoardo ein unheimlich ruhiges Verhör anstellen und endlich, nicht ohne Zwang, Claudia mit der Gräfin heimfahren. Odoardo allein bleibt auf Dosalo, den Dolch Orsinas im Gewand.

Der letzte Act gehört dem Vater und der Tochter. Claudia ist kurzer Hand beseitigt, Orsina hat die Lunte ans Pulverfaß gelegt und sich nach gethanem Werk entfernt, Marinelli stellt seine neuen Fallen ohne viel Raisonnement, der Prinz verhält sich zuwartend und unthätig. Odoardo aber steht immer vor uns; auch in der Eingangsscene als der einzigen, die er hinter den Coulissen verbringt, denn wir beobachten ihn mit Hettore und Marinelli, wie er in den Arcaden da unten nach Fassung ringt. Der Exposition entsprechend hält Marinelli auch hier einen Anschlag bereit ohne ihn auszukramen. Das Netz wird immer fester zusammengezogen. Man ist gespannt auf eine That Odoardos. Und alle Sorge des Dichters muß sich darauf richten Odoardos letzte Virginiusthat so vorzubereiten, daß sie als einzige Rettung aus diesen Wirren ihm mit unwiderstehlichem Zwange dictirt scheint. In nicht weniger als drei Monologen, knapp wie alle Selbstgespräche unseres Dramas, theilt sich der Held dem Publicum mit. Odoardo kennt sich, wie die andern ihn schildern und wie Lessing selbst seinen eigenen Vater kannte, als einen jähen, aufbrausenden Mann, den der Augenblick fortreißt. „Ruhig, alter Knabe, ruhig!" Er schwankt zwischen heißblütiger Übereilung und mühsamer Fassung. Mit trügerischer Sicherheit bestimmt er seine Aufgabe; er will die Sache des väterlich geliebten Appiani einem ganz anderen Rächer anheimstellen, den Mörder aber

dadurch strafen, daß er die Frucht des Verbrechens nicht genieße, sondern daß ein Hohngelächter der Hölle seine Träume voll Blut und Wollust zerstöre. So läßt doch mehr der verlegene Dichter als der rauhe Soldat, der zwar auf dem glatten Schloßparquet, in so ungewohnter, beklemmender Hofluft immer mehr von seiner barschen Selbstbestimmung einbüßt, die Anklage des sterbenden Grafen ganz fallen, und Odoardo, da getroffen wo er am tödtlichsten zu verwunden ist, weiht sich einzig dem Schutz Emiliens. Es gewinnt den Anschein, als wolle er resignirt mit seiner Tochter das Weite suchen. Den Orsinadolch trägt er umsonst. Es wird mit den klarsten Worten ausgesprochen, warum Odoardo, man sage nicht: keinen, sondern nicht diesen Fürstenmord begehen darf. Seine That würde weder rein, noch einheitlich sein. Als Mörder des Prinzen wäre er zugleich der Retter seiner jungfräulichen Tochter und der Rächer der beleidigten Favoritin. „Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen? Jene allein hab ich zu retten."

Hierin liegt die Entscheidung. Mag nun Marinelli dem Alten gegen dessen väterlichen Willen Emiliens Verbringung nach Guastalla vorschreiben und die Entscheidung des Prinzen anrufen — Odoardo wird sich zwar in neuen Zorneswallungen den gesetzlosen Verächtern des Gesetzes entgegenwerfen wollen, als habe er sie zum Zweikampf vor seiner Klinge, doch im nächsten Moment der Warnung des Verstandes lauschen und auf alle Vorwände Marinellis eine schlagende Antwort zu finden glauben. Er findet sie nicht. Die freche List des Marchese treibt seinen geraden, bornirten Sinn rasch in die Enge; die überaus verbindliche Art des Prinzen ist eine polirte Fläche, von der jeder Griff abgleitet. Und als ihn einmal der Gedanke nach Orsinas Wünschen zu handeln wiederum schüttelt, da genügt allerdings ein schmeichelhaftes „Fassen Sie sich, lieber Galotti" des Prinzen um Odoardo zu erinnern, daß er sich wirklich fassen muß. „Das sprach sein Engel" raunt er, die Hand leer aus dem Schubsack hervorziehend. Orsinas Dolch ist nicht der Dolch, den Lucretia „Meinem Rächer!" zuwirft. Lessing giebt in diesem gedämpften Act seinem Odoardo keine Gelegenheit zu einem gewaltsamen Ausfall gegen Hettore, vielmehr bewegt sich der Prinz auch mitten in der neuen Intrigue ohne die kleinste grobtyrannische Maßregel. Er macht Ansätze zu reumüthigem Einlenken und beugt sich

zuletzt gar im aufrichtigen Bewußtsein frivoler Schwäche vor seinem ehrwürdigen Opfer: „O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater sein wollten!"

Als Freunde wie Moses Mendelssohn den Schlußact unter anderem deswegen bemängelten, weil der Prinz eine zu matte Passivität zeige, fand Lessing ihre Ausstellungen „nicht so ganz ohne; denn ich erinnere mich sehr wol, daß ich ihn, so wie er jetzt in dem ersten Acte ist, zu einer Zeit angelegt habe, als ich noch nicht ganz gewiß bei mir war, wie viel Antheil ich ihn an dem Ausgange würde können nehmen lassen." Wirklich erlahmt die Rolle des Prinzen, die schwierigste im ganzen Liebhaberrepertoir, sobald die absteigende Handlung auf Dosalo beginnt. Die Zeit für intime Selbstgespräche und geistsprühende Unterredungen ist vorbei. Er hat seinen großen Act hinter sich. Zudem war der Dichter durch sein fatales Endziel gezwungen den Prinzen möglichst aus der vorderen Reihe zurückzuschieben. Keine grelle That, kein souveräner Befehl darf Odoardo mit voller Ladung treffen; keinen Augenblick soll der Zuschauer ungestüm die Rachgier Orsinas theilen, wenn er den Prinzen erblickt. Man sieht hinter Odoardo kein empörtes Volk wie hinter Virginius, sondern private Verhältnisse werden vor das tragische Tribunal gezogen, und wie es weiter im Staate Guastalla zugeht, das läßt sich vielleicht erschließen, ausgesprochen aber wird es nirgends. Hettore Gonzaga ist kein brutaler Tyrann wie der Decemvir Appius Claudius. Einverstanden zwar mit kleinen, stillen Verbrechen, setzt er keinen Gewaltact selbst in Scene. Jeder Criminalrichter müßte ihn unbedingt freisprechen. Lessing hat mühsam genug Sorge getragen die Ermordung des Grafen nur auf Marinellis Rechnung zu setzen und für diesen auch persönlich zu motiviren. Hettore ruft in zorniger Bestürzung: „Bei Gott! ich bin unschuldig an diesem Blute." Er theilt niemals Marinellis gemeine Anschauung der Menschen und Dinge, vielmehr bricht durch seine frevle Selbstsucht öfters eine edle Regung hervor. Er fügt sich nur ohne Strenge und Reue in alle von dem rührigen Intriganten geschaffenen Thatsachen, weil sie ihm bequem sind. Lessing entlastet ihn wenigstens äußerlich, indem er ihn mehr und mehr der Führung enthebt. Nach Livius geht der Plan Virginia dem Vater abzusprechen von dem Decemvir selbst, nicht von seinem Spießgesellen aus — hier

dadurch strafen, daß er die Frucht des Verbrechens nicht genieße, sondern daß ein Hohngelächter der Hölle seine Träume voll Blut und Wollust zerstöre. So läßt doch mehr der verlegene Dichter als der rauhe Soldat, der zwar auf dem glatten Schloßparquet, in so ungewohnter, beklemmender Hofluft immer mehr von seiner barschen Selbstbestimmung einbüßt, die Anklage des sterbenden Grafen ganz fallen, und Odoardo, da getroffen wo er am tödtlichsten zu verwunden ist, weiht sich einzig dem Schutz Emiliens. Es gewinnt den Anschein, als wolle er resignirt mit seiner Tochter das Weite suchen. Den Orsinadolch trägt er umsonst. Es wird mit den klarsten Worten ausgesprochen, warum Odoardo, man sage nicht: keinen, sondern nicht diesen Fürstenmord begehen darf. Seine That würde weder rein, noch einheitlich sein. Als Mörder des Prinzen wäre er zugleich der Retter seiner jungfräulichen Tochter und der Rächer der beleidigten Favoritin. „Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen? Jene allein hab ich zu retten."

Hierin liegt die Entscheidung. Mag nun Marinelli dem Alten gegen dessen väterlichen Willen Emiliens Verbringung nach Guastalla vorschreiben und die Entscheidung des Prinzen anrufen — Odoardo wird sich zwar in neuen Zorneswallungen den gesetzlosen Verächtern des Gesetzes entgegenwerfen wollen, als habe er sie zum Zweikampf vor seiner Klinge, doch im nächsten Moment der Warnung des Verstandes lauschen und auf alle Vorwände Marinellis eine schlagende Antwort zu finden glauben. Er findet sie nicht. Die freche List des Marchese treibt seinen geraden, bornirten Sinn rasch in die Enge; die überaus verbindliche Art des Prinzen ist eine polirte Fläche, von der jeder Griff abgleitet. Und als ihn einmal der Gedanke nach Orsinas Wünschen zu handeln wiederum schüttelt, da genügt allerdings ein schmeichelhaftes „Fassen Sie sich, lieber Galotti" des Prinzen um Odoardo zu erinnern, daß er sich wirklich fassen muß. „Das sprach sein Engel" raunt er, die Hand leer aus dem Schubsack hervorziehend. Orsinas Dolch ist nicht der Dolch, den Lucretia „Meinem Rächer!" zuwirft. Lessing giebt in diesem gedämpften Act seinem Odoardo keine Gelegenheit zu einem gewaltsamen Ausfall gegen Hettore, vielmehr bewegt sich der Prinz auch mitten in der neuen Intrigue ohne die kleinste grobtyrannische Maßregel. Er macht Ansätze zu reumüthigem Einlenken und beugt sich

zuletzt gar im aufrichtigen Bewußtsein frivoler Schwäche vor seinem ehrwürdigen Opfer: „O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater sein wollten!"

Als Freunde wie Moses Mendelssohn den Schlußact unter anderem deswegen bemängelten, weil der Prinz eine zu matte Passivität zeige, fand Lessing ihre Ausstellungen „nicht so ganz ohne; denn ich erinnere mich sehr wol, daß ich ihn, so wie er jetzt in dem ersten Acte ist, zu einer Zeit angelegt habe, als ich noch nicht ganz gewiß bei mir war, wie viel Antheil ich ihn an dem Ausgange würde können nehmen lassen." Wirklich erlahmt die Rolle des Prinzen, die schwierigste im ganzen Liebhaberrestort, sobald die absteigende Handlung auf Dosalo beginnt. Die Zeit für intime Selbstgespräche und geistsprühende Unterredungen ist vorbei. Er hat seinen großen Act hinter sich. Zudem war der Dichter durch sein fatales Endziel gezwungen den Prinzen möglichst aus der vorderen Reihe zurückzuschieben. Keine grelle That, kein souveräner Befehl darf Odoardo mit voller Ladung treffen; keinen Augenblick soll der Zuschauer ungestüm die Rachgier Orsinas theilen, wenn er den Prinzen erblickt. Man sieht hinter Odoardo kein empörtes Volk wie hinter Virginius, sondern private Verhältnisse werden vor das tragische Tribunal gezogen, und wie es weiter im Staate Guastalla zugeht, das läßt sich vielleicht erschließen, ausgesprochen aber wird es nirgends. Hettore Gonzaga ist kein brutaler Tyrann wie der Decemvir Appius Claudius. Einverstanden zwar mit kleinen, stillen Verbrechen, setzt er keinen Gewaltact selbst in Scene. Jeder Criminalrichter müßte ihn unbedingt freisprechen. Lessing hat mühsam genug Sorge getragen die Ermordung des Grafen nur auf Marinellis Rechnung zu setzen und für diesen auch persönlich zu motiviren. Hettore ruft in zorniger Bestürzung: „Bei Gott! ich bin unschuldig an diesem Blute." Er theilt niemals Marinellis gemeine Anschauung der Menschen und Dinge, vielmehr bricht durch seine frevle Selbstsucht öfters eine edle Regung hervor. Er fügt sich nur ohne Strenge und Reue in alle von dem rührigen Intriganten geschaffenen Thatsachen, weil sie ihm bequem sind. Lessing entlastet ihn wenigstens äußerlich, indem er ihn mehr und mehr der Führung enthebt. Nach Livius geht der Plan Virginia dem Vater abzusprechen von dem Decemvir selbst, nicht von seinem Spießgesellen aus — hier

ist es Marinelli, der mit dreisten, aber doch nicht ganz abzuweisenden Gründen die Verbringung Emiliens in die Residenz und ihre Absonderung als Zeugin für Appianis Ermordung fordert. Der Prinz willigt nur mit glatten Worten ein und bestimmt freundlichst das dem Odoardo wie ein Pestherd verhaßte Kanzlerhaus zum Obdach der armen, liebenswürdigen Emilia. Alles nimmt, so furchtbar empörend es ist, einen so ruhigen äußeren Verlauf, daß der im Schachspiel der feinen Bubenstücke unerfahrene Haudegen Galotti sich von allen Seiten umschlossen sieht. Scheinbar ganz einverstanden, begehrt er — wie Virginius den Decemvir um einen Abschied von Virginia bittet — nur ein Gespräch unter vier Augen mit seiner Tochter, das ohne weiteres bewilligt wird. Die Einheit des Ortes verlangt die Motivirung, die Tochter könne ja wol zum Vater kommen. Marinelli hatte Odoardo und Orsina allein gelassen — der Dolch wurde gegeben; Marinelli und sein Herr lassen Odoardo und Emilia allein — der Dolch wird gebraucht. Den Beiden nachblickend, schlägt Galotti eine bittere Lache an. „Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub' ich war es selbst." Ruckweise spricht er seine wühlenden Gedanken aus. Ein jäher Argwohn packt ihn; eine furchtbare That dämmert auf; er will vor seinem eigenen Einfall fliehen, da der Himmel seine Hand nicht brauche; doch Emilia tritt ein — „Zu spät! Ach! er will meine Hand; er will sie!" Wenn er nun sofort, hingerissen von einer verzweifelnden, mistrauischen, empörten Vaterliebe, seine durch unüberwindliche Mächte, vielleicht auch durch geheime Mitschuld verlorene Tochter niederstieße, so wäre das ein gewaltsamerer, doch natürlicherer*) Fortgang, als ihn der grübelnde Geist Lessings unserer Tragödie gegeben hat.

Emilia soll zum Schluß ohne Rückhalt offenbaren, zu welcher trost-

*) Schröder an Herder, 9. April 1802 (über Abrastea St. 4; ungedr.): „Nie habe ich stärker gefühlt, daß jede grause That gehörig präparirt sein muß, wenn sie den Effect machen soll, den der Dichter beabsichtigt, als in der Emilia Galotti, da der Vater seine Tochter mit beinahe kaltem Blute durchstößt. Ich schlug Lessing vor: er sollte nach Emilias Rede: „Ehedem gab es einen Vater ꝛc." den Prinzen hereintreten und ihr die Hand reichen lassen, um sie nach dem Wagen zu führen — die Tochter nach alle dem, was vorgegangen, an der Hand des Wollüstlings zu sehen, setzt ihn außer sich, und er stößt zu. Nur so kann nach meinem Bedünken Wahrheit in die Handlung gebracht und sie gerechtfertigt werden. Lessing antwortete: Ich mag die Theatercoups nicht leiden." — Ein echter Schauspielervorschlag!

losen Einsicht das junge Mädchen des zweiten Actes nach wuchtigen Schicksalsschlägen und noch peinvolleren Gewissenskämpfen gar schnell herangereift ist. Darum muß Odoardo bei ihrem Eintritt seine künstliche Ruhe wieder erhalten, und eine der bestrittensten Scenen des deutschen Dramas hebt ziemlich spitz mit scharfen Fragen und Gegenrufen an. Emilia spielt dies Mal durchweg die Entschlossenste ihres Geschlechts. Sie blickt den grausamen Thatsachen fest ins Gesicht, schickt der Erkundigung ob Appiani wirklich todt sei die schonungslose Selbstanklage „Und warum er todt ist!" voraus, folgert aus dem sicheren Ruin nur das Machtgebot alle Ruhe zu bewahren und trotzt Odoardos heftigen Mittheilungen über die gezwungene Trennung mit dem Satze, kein Mensch könne den Willen eines anderen zwingen. Aber gerade auf der Unfreiheit des menschlichen Willens gegenüber dem Willen gewisser Voraussetzungen beruht diese schwüle, peinliche Scene. Sie hat formell den unläugbaren Fehler, daß die Personen ihren Witz in Situationen funkeln lassen, welche die Natursprache der erregten Empfindungen fordern. Lessing war einer Orsina gerecht geworden; er übernahm sich bei der Emilia. Erwartet man von dem biederen Oberst überhaupt keinen geistreichen Spruch „Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thone; sie nahm ihn zu fein", so spricht Emilia in prägnanten Gnomen wie in eigensten Bekenntnissen zu gelehrig die verstandesklare, scharfe, auch affectvolle Sprache des Mannes Lessing, nicht die individuelle Mundart eines Mädchens. Wir glauben dieser Emilia, daß sie in einer entschlossenen Stunde aus Furcht vor ihrem den ersten Eindrücken erliegenden Temperament den Tod begehrt, aber wir hören nicht Emilia, sondern den motivirenden Dichter, wenn sie die Schonung ihres gleißenden Feindes und seines Genossen mit den Worten „Dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben" begründet. Ihr aus tiefster Seele geschöpftes Geständnis hat in seiner allzu präcisen Fassung als Beichte eines Weibes gegenüber einem Manne, sei er auch der leibliche Vater, etwas Verletzendes, worüber niemand hinweg kann. Nicht daß wir die innere Wahrheit der Situation irgend in Zweifel zögen, mit dem guten Matthias Claudius über die heiligen Pflichten Emilias gegen den eben verblichenen Bräutigam moralisirten oder gar nach neuerer Anleitung diese peinvoll hervorgestoßenen Sätzchen für

ein bloßes Gerede nähmen, erfunden auf daß der Vater sie tödte. Denn warum soll er sie tödten, wenn sie ihrer selbst ganz sicher ist? Eine rohe Vergewaltigung steht wirklich nicht vor der Thür.

Auch Du hast nur Ein Leben zu verlieren.
Und nur Eine Unschuld!
Die über alle Gewalt erhaben ist.

Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluten, und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch!

Kann es die Schauspielerin in dieser für undankbar verschrieenen Scene nicht sehr eindringlich machen, daß hier ein frommes, gefoltertes, schwaches und doch starkes Mädchenherz sich in der höchsten Gefahr von ihrer Angst und zugleich von einer plötzlichen Erleuchtung ein flehendes Geständnis erpressen läßt, vermag sie es nicht auszudrücken, welche Welt- und Selbsterkenntnis dieser eine Tag in ihr angehäuft hat, dann besteht Grillparzers Verdammungsurtheil „widerlich" zu Recht. Aber auch wenn die darstellende Kunst ihrer Pflicht vollauf genügt, wirkt die nackte Formulirung dieses Seelenzustandes erkältend und abstoßend. Der frivole Zuschauer lächelt, der empfindsame ärgert sich, der gesunde schüttelt den Kopf. Weit entfernt zu behaupten, daß Emilia ihren Gefühlen für den Prinzen klareren Ausdruck zu leihen hätte, finden wir im Gegentheil, daß sie nur zu klar wird. Was die Poesie mit Halbtönen andeuten und in geschmückte Reden einhüllen kann, was nur ein urnaives Dichtergemüth gerade heraus sagen dürfte, tritt hier in den mageren Formen eines harten Realismus und als strenger Determinismus auf.

Es soll noch schlimmer kommen. Als Odoardo ihr den Dolch verweigert, sucht Emiliens Hand nach einer Haarnadel und faßt zufällig

die Rose, auf welche schon im zweiten Act ein Gespräch über den bräutlichen Schmuck vorbereitete: „das Haar" — „in seinem eignen braunen Glanze; in Locken, wie sie die Natur schlug" — „die Rose darin nicht zu vergessen". Diese Rose nun giebt Gelegenheit zu dem schlimmsten Satze der Scene: „Du noch hier? — Herunter mit Dir! Du gehöreſt nicht in das Haar Einer, — wie mein Vater will, daß ich werden soll!" Aber als Odoardo eine neue Herausforderung mit dem ersehnten Dolchstoß beantwortet, giebt dieselbe Rose Gelegenheit zu dem schönen, obgleich früh zu geistreich gefundenen Bild „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert". Odoardo wiederholt dann das letzte Epigramm seiner Tochter. Und vorher zerpflückt Emilia ihre Blume während einer bitteren Anspielung auf das antike Paar Virginia und Virginius: „Ehedem wol gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter giebt es keine mehr!" Durch Emilias historische Reminiscenz führt uns Lessing zu seiner ersten Quelle zurück, von der er sich doch eben hier so weit entfernt. Trotz seiner rauhen Tugend ist Odoardo kein Horace, trotz seinem Dolchstoß kein Virginius. Er ist nur Vater, nicht Römer und Patriot, und nur um die Tugend seiner Tochter zu schützen, giebt er ihr den Tod. Was aber nun? Der Prinz und Marinelli kommen hinzu. „Entsetzen!" ruft der eine, „Weh mir!" der andre. Genau abgezirkelte Responsion der Sätze und Worte, bis Emilia den letzten Seufzer aushaucht. Was diesem erschütternden Eingang der Schlußscene folgt, lehrt handgreiflich, daß alle Mittel und Mittelchen Odoardo einzuengen und dem Prinzen eine Hinterthür zu öffnen, nicht zulangen, daß der Schluß dieses Trauerspieles ein Nothdach ist. Lessing empfand das schon während der Arbeit: „Je näher ich gegen das Ende komme, je unzufriedener bin ich selbst damit". Sein Stück ist überhaupt unvollendet. Wenn der Prinz seine letzte Phrase gesprochen hat, möchte auch der Verächter jener misverstandenen poetischen Gerechtigkeit, die aus den Trümmern des Lasters eine wolfeile Triumphpforte für die Tugend baut, einen forschenden Blick hinter den Vorhang werfen. Odoardo hat — sehr gegen Lessings Regel, daß auf dem Theater vom Theater zu schweigen sei — erklärt, er wolle seine That nicht wie eine

ſchale Tragödie durch Selbſtmord beſchließen. Er liefert ſich ſelbſt ins Gefängnis, wird alſo vor ein Tribunal treten, deſſen oberſter Richter der Prinz iſt. Dieſen aber erwartet er vor dem Richter unſer aller; eine Vorladung, die im Drama nicht zieht. Hettore verbannt ſeinen elenden Intriganten „auf ewig"; doch wie lange wird eine ſolche Ewigkeit währen? Dieſe Frage brachte zuerſt Seydelmann ungebührlich zum Ausdruck, indem er vor der Thürſchwelle mit geringſchätzigem Achſelzucken auf den ſchwächlichen Herren zurückſchaute; Dawiſon knickte verzweifelnd zuſammen, als ſei die Creatur durch die Ungnade des Gebieters vernichtet. Der Schauſpieler, dem Leſſing nichts vorſchreibt, wird am beſten ohne eine ironiſche oder hypertragiſche Nuance verſchwinden. Dann hält der Prinz im Geiſte des blaſirten Prologs, nur in herberer Tonart, einen zugeſpitzten Epilog, der mit der elaſtiſchen Frage ſchließt: „Iſt es, zum Unglücke ſo mancher, nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind: müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?" So hatte Wielands Sultan von Scheſchian geſagt: „Ein Fürſt muß ein Gott ſein, oder er muß betrogen werden, wenn die, ſo ihn umgeben, ſich verabreden, ihn zu betrügen."

Den ſchönſten Ausweg fand 1778 Leſſings alter Feind, der bornirte Bodmer in einer halb parodirenden, halb corrigirenden Sudelei „Odoardo Galotti, Vater der Emilia", wo der nur leicht angeſchoſſene Appiani den Mörder des „weiblichen Odoardo" fragt, warum er nicht lieber den Prinzen erſtochen, Odoardo aber den Prinzen für heilig erklärt und beide ſich mit dem reuigen Hettore verſöhnen. Noch 1815 pfuſchte der Braunſchweiger Profeſſor von Seckendorff als „Folgeſtück aus Leſſings Emilia Galotti" ein fünfactiges Trauerſpiel „Orſina" um die von Leſſing offen gelaſſenen Fragen zu beantworten.

Aber auch Herder beendete 1794 eine vortreffliche Würdigung unſerer Tragödie mit den bitteren Worten: „In wenigen Tagen, fürchte ich, hat er (der Prinz) ſich ſelbſt ganz rein gefunden, und in der Beichte ward er gewiß abſolviret. Bei der Vermählung mit der Fürſtin von Maſſa war Marinelli zugegen, vertrat als Kammerherr vielleicht gar des Prinzen Stelle, ſie abzuholen. Appiani dagegen iſt todt; Odoardo hat ſich in ſeiner Emilia ſiebenfach das Herz durchbohrt, ſo daß es keines Bluturtheiles weiter bedarf! Schrecklich!" Der überlebende Prinz war eine Zielſcheibe für revolutionäre Empörung. Du

bist zu gut weggekommen, müssen wir ihm noch heute mit Worten der Hamburgischen Dramaturgie zurufen, und vor hundert Jahren schürte der aesthetisch anfechtbare Schluß überall in deutschen Landen das Feuer antityrannischer Gesinnung. Das verdrängte staatliche Interesse des Urstoffes schien am Ende doch wie ein furchtbarer Schatten nach Blut zu begehren. Kunstvoll war das Drama einem Fürstenmord ausgebogen, wie die deutschen Zustände und Stimmungen im achtzehnten Jahrhundert wirklich ein grollendes Ducken unter das verhaßte Joch dem freien Aufbäumen, ein ingrimmiges Verbluten dem rächenden Gegenschlag vorzogen. Doch alles, was Lessing zur Deckung seines Prinzen so erfinderisch aufgeboten, schwand zumal in den Augen einer aufgereizten Jugend gegen die schrecklichen Anklagen dahin, welche sich im Verlaufe der Tragödie gegen dieses unselige Regiment immer steiler erhoben. Guastalla wurde in Deutschland gesucht und gefunden.

Während z. B. in Gotha späterhin eine Aufführung des gefährlichen Stückes abgelehnt ward, fand die Premiere der antihöfischen Tragödie zu Braunschweig am Geburtstag der Herzogin, dem 13. März 1772, statt. Der Erbprinz scheint die Absonderlichkeit dieser Wahl, die in Auerbachs „Auf der Höhe" effectvoll wiederkehrt, nicht empfunden und das Geflüster der albernen Scandalchronik, die in Hettore ihn selbst, in Orsina die schöne Branconi erkennen wollte, nicht gehört zu haben. Er sprach sich über das Werk und über die Leistungen der Döbbelinschen Truppe, die ein competenter Wiener eben in „Emilia" 1776 „miserabel" fand, sehr befriedigt aus, und so gewann der einsame Wolfenbüttler Gesinnungsgenosse Appianis und Galottis unter den ersten Lobeserhebungen den Beifall eines Prinzen, der dem von Guastalla trotz allem in einigen Talenten und Schwächen verwandt war. Ausdrücklich eingeladen, blieb Lessing den drei Aufführungen im März und April fern. Doch wol nicht bloß kleiner Unpäßlichkeiten wegen, denn er hatte Döbbelins Bitte, ihm die neue „Emilia" für jenes Hoffest anzuvertrauen, nicht erfüllen wollen, ohne sich in einem interessanten Brief an Herzog Karl zu decken. Er habe, heißt es da, die Tragödie bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet; er wisse nicht, ob dieselbe für eine solche Gelegenheit passend und genehm sei; er stelle alles Sr. Durchlaucht anheim; das Ganze solle nichts sein als die römische Geschichte Virginias in moderner Ein-

kleidung, wie er gleichzeitig sehr geflissentlich auch nach Berlin schrieb. Es war ihm offenbar nicht ganz behaglich zu Muthe.

Bald begann „Emilia Galotti" auch anderwärts das höchste Können der deutschen Theater herauszufordern. „Es ist, als wenn sich in Spieler und Zuschauer ein neues Leben ergösse, wenn ein neues Stück von Ihnen auf die Bühne kommt" schrieb Nicolai. Koch errang seit dem 6. April in Berlin Erfolge, die nur durch die Schuld der Darstellung — Claudia überragte ihre Partner zu empfindlich — in den letzten Acten etwas nachließen. Man hatte sich von der Truppe einer weit ungenügenderen Darstellung versehen, und jeder Einsichtige brachte die ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten in Abzug. Allmählich fielen hier und dort die großen Aufgaben an die wahrhaft Berufenen: Ekhof stand im vierten Acte, wie es sich Lessing in Gedanken vorgespielt, als unübertroffener, tief in den Geist des Stückes eindringender Odoardo neben der dämonischen Hensel-Orsina; Brockmann, Deutschlands berühmtester Dänenprinz, soll auch die heikle Rolle des Prinzen von Guastalla vorzüglich bewältigt haben; Großmanns galant-boshafter Kammerherr blieb nach dem Urtheil der Sachverständigsten unerreicht; Madame Starke feierte als Claudia ununterbrochene Triumphe; und während Charlotte Ackermann ihre Emilia mit allen Reizen eines jugendfrischen Talentes ausstattete, gab ihr Stiefbruder Schröder den Hamburgern zu streiten, ob sein Cabinetstück Angelo oder seine Charakterfigur Marinelli den Preis verdiene. In Wien dagegen wurde nur Mad. Huber in der Rolle Claudias den Intentionen ihres alten Leipziger Freundes gerecht, und erst im neunzehnten Jahrhundert sühnte das Burgtheater glänzend die Sünden des achtzehnten. Frau König hat im Juli 1772 dem Dichter einen lebendigen Bericht über die rasche Folge der ersten, beifällig aufgenommenen Vorstellungen erstattet. An wahrem Verständnis ließen es die Wiener so weit fehlen, daß Kaiser Joseph selbst mit dem Parterre in das höchst fragwürdige Lob einstimmte, ihn habe noch kein Trauerspiel so gelächert. Die Darstellung verirrte sich stellenweise bis zur widerlichen Farce, als handle es sich um Caricaturen à la Pumphia und Kulikan. „Den Prinzen machte Stephanie der ältere, ich möchte fast sagen: so schlecht wie möglich. Die schöne Scene mit dem Maler, die verliert bei ihm ihren ganzen Werth. Denn die spielt der Prinz und der Maler, beide zugleich so

abgeschmackt, daß man sie möchte mit Nasenstübern vom Theater schicken. Stephanie wird täglich affectirter und unerträglicher, besonders in seinem stummen Spiele. Was thut er zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt sein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, streckt seine Zunge lang mächtig aus dem Halse, und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erstochen ist." Wenn ein großstädtisches Publicum dem „abscheulichen Kerl" solche sogenannte Nuancen willig nachsah, was Wunder, daß Lessing, gegen die Dichterlinge und Kritikaster Wiens schon lange verstimmt, nun von den Zuschauern und Acteurs der Kaiserstadt eine allzu geringe Meinung erhielt. Inhaltreiche Blätter der neueren Theatergeschichte melden jedoch von dem hingebenden Eifer, den in Hamburg der wackere Schmidt durch Thaten und Aufsätze, in Berlin durch die auch im Übermaß stets anregende Ausarbeitung Seydelmann, in Wien ein Anschütz-Odoardo, ein Sonnenthal-Hettore, eine Wolter-Orsina, ein Lewinsky-Marinelli der „Emilia Galotti" gewidmet haben. So ist „Emilia Galotti" bis heute eine hohe Schule der Schauspielkunst, ein Bollwerk gegen sprachlichen Schlendrian und leere Routine geblieben. Theatergerecht wie wenige Stücke der Weltlitteratur, ohne einen Abstrich, eine leise Änderung zu fordern und zu vertragen, steht das Werk da zum gewichtigen Zeugnis, daß in der dramatischen Gattung ein Geschöpf des kritischen Verstandes leicht langlebiger ist als viele jüngere Geburten poetischerer Köpfe. Vergebens wollten einseitig absprechende Romantiker wie die Brüder Schlegel und Adam Müller in der „Emilia" nur ein gutes Exempel dramatischer Algebra, einen Calcul aus den dramatischen Species, ein in Schweiß und Pein producirtes Stück des reinen prosaischen Verstandes, ein kleinlich lauschendes Hoftrauerspiel im Conversationston, ein schlimmes Beispiel sehen. „Emilia Galotti" bestand, während die impotenten Jon und Alarcos wie die Fliegen starben. Hier lernt der Darsteller, der Zuschauer, der Leser nicht aus, und seit elf Jahrzehnten wogt der Widerstreit der Meinungen um diese Tragödie, der überreich zu Theil geworden ist, was Lessing für das Große verlangte: zweifelnde Bewunderung, bewundernder Zweifel.

„Die Emilia ist ein Rock auf den Zuwachs gemacht, in den das Publicum noch hineinwachsen muß" äußerte bald nach dem Erscheinen ein kluger Berliner Prediger. Auffälliger Weise fand man gerade in

dem geſcheiten Berlin nicht ſogleich das rechte Verhältnis zu dem Drama der productiven Kritik. Am beſten bewährte ſich neben Engel, der eine Analyſe der Charaktere verſuchte, der treue Moſes, ſeinen Beifall mit wolerwogenen Einwürfen ſpendend, indeſſen Nicolai wie gewöhnlich den ſelbſtgefälligen Klugredner abgab, Karl Leſſing gegen Emiliens Träume und Kirchgänge rationaliſtiſche Bedenken auskramte und Ramler eine laue, höchſt oberflächliche, aber das Antityranniſche ſtark betonende Recenſion hinwarf. Zeitungskritiken und Broſchüren von der eingehenden und einſichtigen Beurtheilung Eſchenburgs und dem ſchwatzhaften, doch nicht unergiebigen Panegyricus des Gießener Schmid an bis zu dummdreiſten Aufſätzen des Mannheimer Aeſtheticus v. Klein und des Wiener Virginiapfuſchers v. Ayrenhoff zeugten vielſtimmig für „Emilia Galotti" als für ein litterariſches Ereignis, mit dem jeder Gebildete ſich ernſtlich auseinanderzuſetzen habe. Sie bewieſen, daß dieſes Stück überall das Augenmerk für die Kunſt dramatiſcher Architektonik, die Zeichnung individualiſirter Figuren, die Eigenart eines ausgeprägten Stiles ſchärfte. Der Techniker und Charakteriſtiker empfing von allen Seiten den Lorbeer; moraliſche Proteſte wider Emiliens Schwäche oder dringende Rufe nach „poetiſcher Gerechtigkeit" am Schluſſe ſchmälerten dieſe Bewunderung kaum. Der Sprache dagegen wurde mit Recht, ſei es ſchüchtern, ſei es ſchärfer wie durch den kecken Bilderſtürmer Mauvillon, eine unverkennbare Neigung zur Manier vorgeworfen, und man trug bald allerhand Stilbeobachtungen zuſammen, denen Leſſings Selbſtkritik ernſte Erwägung ſchenkte. „Emilia Galotti" ſolle nicht ſein beſtes Werk bleiben, war ſeine ſtolzbeſcheidene Antwort auf willkommenes Lob geweſen, und wer die berühmten Geſtändniſſe am Schluß der „Dramaturgie" abgelegt hatte, ließ ſich die falſchen Vergleiche mit Shakeſpeare nicht zu Kopf ſteigen. So hatte ihn Ebert gleich im Sturm des erſten Theatereindrucks mit liebenswürdiger Begeiſterung als den „Shakeſpeare-Leſſing" angerufen, obwol Leſſing dem von Ebert vorher citirten rare Ben leicht näher ſteht als dem Will of all Wills, dem eine tumultuariſche deutſche Jugend damals immer dröhnender zujauchzte.

„O Shakeſpeare-Leſſing!" — in dieſen Ruf mochte der Überſetzer Wieland einſtimmen; die jüngeren Genies im deutſchen Südweſten, die aus der Verehrung des größten germaniſchen Dramatikers eine Religion

machten, konnten es nicht. Herder und Goethe, ihre Führer, mußten empfinden, welche Kluft den freischöpferischen Dichter des elisabethanischen Zeitalters von dem weisen Dramaturgen des achtzehnten Jahrhunderts scheide. Bei aller Hochachtung witterten sie nach einem Gang durch Shakespeares Zaubergärten, deren Duft sie fast betäubte, dann in Lessings engerem Bezirk den Geruch einer deutschen Lampe, und es ward ihnen lästig, von Lessings ordnendem Verstand gegängelt zu werden. Das unerbittlich Bewußte dieser Production verdroß sie. Lessing könne Weiber nicht würdig schildern, schrieb Herder damals über die aparte Heldin des männlichen Tragikers an seine schönseelige Braut; „nur gedacht" nannte Goethe das Trauerspiel ohne Caprice und Zufall in einem Brief an seinen gleichgesinnten Mentor, und er fügte hinzu: „Darum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist." Man vergegenwärtige sich, daß Goethe in demselben Winter, da Lessing sorglich die letzte Hand an „Emilia Galotti" legte, angeglüht von dem ausschweifenden Shakespeareevangelium Herders und im maßlosen Rausch überschäumenden Schöpferdranges die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt" hatte. Eine geniale Historie außer Rand und Band, unklar und gährend wie junger Most aus edlen Trauben. Wer Shakespeares Theater für einen Schönerarität enkasten ansah und, der Haft aller Regeln trotzig entlaufend, von den planlosen Plänen seines Abgottes declamirte, konnte kein geschlossenes Kunstwerk unbefangen würdigen, geschweige denn eines schaffen. Da belehrt ihn Herder, daß ihn Shakespeare „ganz verdorben", und Goethe nimmt sich in einem neuen „Götz von Berlichingen" möglichst zusammen. Da erscheint im schroffsten Gegensatze zu der skizzenhaften Historienfreiheit und der genialen Stegreifmanier des jungen Dichters die „Emilia Galotti", und Goethe geht ein Jahr nach dem „Gottfried" bei dem klar denkenden Dramaturgen gelehrig in die Schule, um wieder ein Jahr später den „Clavigo", sein Theaterstück, als Schüler Lessings zu schreiben. Er wollte sich damit vollends von dem Übermaß seines misverstandenen Shakespearethums curiren und dann seine eigenen Wege wandeln.

„Emilia Galotti" ist überaus lehrreich für Lessings Verhältnis zur geräuschvollen Episode des Sturmes und Dranges. Sie wirkt stärker als irgend ein anderes einzelnes Werk auf die zeitgenössische

Production. Kein zweites Drama hat einen so epochemachenden Einfluß auch auf Widerwillige geübt. Die Technik für bürgerliche Stoffe stand seitdem trotz der Zuchtlosigkeit, in der sich damals junge Dramatiker gefielen, fest, aber die Wirkung war keineswegs auf Äußerlichkeiten der Composition beschränkt, die man zur Noth hätte aus Frankreich sich holen können. Man trachtete nach individueller Charakteristik, auch der Nebenpersonen. Überall, selbst bei überspannten Schreiern, erklang ein Echo des scharfen Tones, der spitzen Epigramme, der elegischen Grübelei, der Antithesen, Wiederholungen, Widerrufe und anderer rhetorischer Lieblingsfiguren aus „Emilia Galotti." Wir hören Lessingsche Accorde im „Clavigo" und an zahllosen Stellen, bis zu wörtlicher Übereinstimmung, in den unbändigen Erstlingen Schillers. Die Sprache Lessings war gleichsam ein Wetzstein, auf dem die Ausdrucksweise für einen Carlos, für einen Wurm geschliffen wurde. „Sein letzter Seufzer war Amalia" wiederholt die Braut des edlen Räubers im Anschluß an Claudia, „Wie er da steht, der Schmerzenssohn" spottet gegen den kläglichen Hofmarschall Schillers Ferdinand im Anschluß an Orsina. Im „Julius von Tarent" bewies Leisewitz, diese vereinsamte Erscheinung im Gewühle der jungen Genies, auf jeder Seite, daß Lessing sein vornehmstes Muster sei. Dagegen wagte der Westfale Sprickmann seine Hoftragödie „Eulalia" als unfreiwillige monströse Caricatur der Form und des Inhalts, der Figuren und einzelner Scenen von „Emilia Galotti" hinzuschleudern, so lächerlich und abscheulich, als hätte er den scharf umrissenen Zügen Lessings einen Hohlspiegel vorgehalten, worin alles verschwollen, misgeboren und wahnschaffen aussieht. Solchen Frevels machte nicht er allein sich schuldig, obwol kein anderer so viele Sünden gegen das schwierige Vorbild auf einem Flecke zusammengerafft hat. Auf Marinelli folgten die bis ins Mark faulen, frechen, blasirten Hoffratzen namentlich Klingers und allerhand teuflische Freunde schwacher oder verbrecherischer Menschen; sogar Conti zog einen Schweif schwärmerischer Maler nach sich; hinter Orsina und Goethes Adelheid führten sogenannte „Machtweiber" einen wahren Veitstanz auf, denen Lady Milford ebenso hoch überlegen ist, als diese tugendhafte Maitresse tief sinkt gegen die Lessingsche Gräfin. Wenn sich Schiller auch zu einer wärmeren Liebe für Leisewitz bekannte, da Lessing zu sehr der Aufseher, nicht der Freund seiner Gestalten sei,

ſo war er doch mit „Emilia Galotti“ aufs Innigſte vertraut und ſie wurde ihm erſt viel ſpäter „zuwider“. Er iſt ihr in allen drei Proſaſtücken ſeiner Jugend ſchwächer oder ſtärker, bewußt oder unbewußt gefolgt, und noch Poſa, der kein Fürſtendiener ſein kann, verläugnet eine entfernte Verwandtſchaft mit Appiani nicht. Der kindliche Koſinsky, ein Vorläufer Ferdinand Walters, peitſcht zur Empörung gegen die Paſchawirthſchaft der Höfe; die ganze craſſe Verrinaepiſode im „Fiesko“ iſt eine ſehr verzerrte Nachahmung der „Emilia“, der confiscirte Mohr dagegen ein ausgezeichneter Rival des Angelo; Luiſe Millerin kommt uns aus der Kirche entgegen und Wurm kehrt zuletzt den Teufel gegen ſeinen hohen Spießgeſellen heraus, Frau Miller iſt eine meiſterlich ins kleinbürgerliche Genre umgearbeitete, jedes Adels entkleidete Claudia, der Muſicus ſteht als rundeſte und unübertrefflichſte Figur in der langen Reihe, welche Oberſt Galotti in Deutſchland anführt. Odoardo wurde als Typus des Heldenvaters ſo maßgebend wie Michel Angelos Jehovah als Gottvatertypus. Er hat den grauen Alten der deutſchen Tragödien und Ritterſtücke ſeine Züge geliehen, den würdigen Greiſen, die noch keine Thräne geweint haben, die ihre weichen Gefühle durch Barſchheit maskiren, das Schwert gewandter als das Wort führen, nicht den kleinſten Makel an ihrer und der Ihrigen Ehre leiden und als Freie im Kampfe gegen Tyrannei und Laſter ſiegen oder fallen. Nicht immer trug Odoardo Uniform und Harniſch; er ſtieg ſocial einige Stufen nieder und ſpielte im Wamms des Bürgermannes etwa einen rauhen, grob humoriſtiſchen Metzger, ſchnauzte ſeine vergnügungsſüchtige Hausfrau an, bewachte grimmig die Tugend ſeiner einzigen, vielgeliebten Tochter und hielt ſich vergebens die ſeidenen Herren zehn Schritte vom Leibe. Schiller tritt auf und ruft ohne Scheu von den Brettern herab: Guaſtalla liegt in Deutſchland! Er läßt das Bürgerpathos des Vater Miller ertönen und zieht überwältigend die politiſchen Conſequenzen der „Emilia Galotti“, welche nur die feige Verſöhnlichkeit Iffflands abſchwächte. So hatte Klinger, Leſſing mit Rouſſeau verſetzend, den Reigen ſeiner ſtereotypen ſchwachen Fürſten, nichtswürdigen Rathgeber, pompöſen Heroinen und ſprudelnden, rebelliſchen Feuerköpfe in eine freilich nur zu oft zum wüſten Durcheinander ausartende Bewegung gebracht, ſei es, daß eine helle Fanfare des Freiheitsſieges den Schluß machte, ſei es, daß die Freien geknebelt blieben oder weltflüchtig wurden

mit der Resignation Appianis. Die Neigung für italienischen oder auch spanischen Schauplatz weist auf Lessing, wie später die politische Satire im orientalischen Gewand auf Wieland, dessen „Goldener Spiegel" ein Katechismus über Volksrecht und Fürstenpflicht war.

Die Frühzeit der römischen Republik war die Wiege der „Emilia Galotti", und der Niedergang der römischen Republik bot Lessing, bevor er an jenen „Nero" dachte, den Stoff zu einem Trauerspiele „Spartacus", das er selbst als „meine antityrannische Tragödie" bezeichnet, von welchem uns aber nur einige Notizen und Fragmente, eines in Jamben, vorliegen. Sein Held, der Anführer im Sklavenkriege, solle aus andern Augen sehen als der beste römische, schreibt er im December 1770 an Ramler. Aber die Arbeit ging ihm nur zögernd von der Hand. „Emilia Galotti" mußte den Vorrang behalten. Die Zustände der deutschen Bühne waren entmuthigend, und Lessing tröstete sich bitter, sein Spartacus werde doch noch eher fertig, als man in Deutschland ein Theater besitze. Er zählte 1772 auch diesen angehauenen Stein zu dem Halbdutzend von Stücken, deren jedes nur sechs Wochen zur Vollendung brauche, und hatte in demselben Jahre 1775, wo er den festen Entschluß äußerte jede Theaterarbeit aufzugeben, den Gedanken an seinen Gladiator nicht ganz fallen lassen. Spartacus, später von dem jungen Grillparzer mit besonderer Vorliebe für einen Cyclus von Römerstücken ausersehen, war 1760 von Saurin zum Helden einer uneinheitlichen stoischen Tragödie gemacht worden, die der aristokratischen Tradition widerstrebte ohne auf französisches Römerthum, ein Übermaß von Liebe und eine jungfräuliche Heroine zu verzichten. Lessing, seiner eigenthümlichen Arbeitsweise gemäß, las den Saurin neben den antiken Berichterstattern. Durch ihn angeregt, führte er eine Tochter aus Crassus' erster Ehe ein. Sie ist in der Macht des Spartacus wie Saurins Emilie. Man darf vermuthen, daß die junge Aristokratin eine menschlich reine Beurtheilung der verachteten Fechter gewinnen und mit ihnen wie eine Zugehörige untergehen sollte. Denn Lessings „antityrannische" Tragödie war als demokratisches Humanitätsbekenntnis gedacht. Er wollte in Crassus einen schändlichen Geizhals, der mit Sklaven wuchert, schildern. Gegen solche Machthaber richtet sich die Empörung. Lessing tadelt die „fast lächerliche Verachtung" seines Helden bei dem römischen Historiker,

der die Fechter unter die Sklaven, diese „Untergattung von Menschen", stellte. Sein Stück ist nur auf eine heldenhafte Katastrophe angelegt, worin unsere volle Sympathie dem Fechterführer zufällt. Dieser Spartacus kennt keinen höhnischen Stolz, auch gegen seinen früheren Herren nicht, dem er nach einem glücklichen Motiv begegnen sollte. Er bedient sich der erbeuteten Praetorzeichen nur zu seinem Schutz und zur Wahrung der Mannszucht. Sein Außerordentliches liegt in seiner schlichten, normalen Menschlichkeit. Er wirft der hauptstädtischen Überbildung die Philosophie des gesunden, tapferen Menschenverstandes entgegen. „Ich höre, du philosophirst, Spartacus" spöttelt der Consul — „Was ist das: du philosophirst? — Doch ich erinnere mich — Ihr habt den Menschenverstand in die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können — Wo du nicht willst, daß ich philosophiren soll — philosophiren — es macht mich lachen — Nun gut — wir wollen fechten!" Und anderswo fragt er „Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen, die es verlangt, daß er Menschen zu Sklaven habe?" Dieser der Hefe des Volkes, den Parias der Gesellschaft entstiegene edle, einfache Fechter für Menschenrechte, ein Verächter der Tyrannei, der Kasten, der aufgeblasenen Schulweisheit — welch eine Figur für die in Rousseau und Plutarch schwelgende Jugend!

Fragen wir aber, wie sich Lessing zu dem Programm und den Erstlingen dieses jungen Geschlechtes stellte, so lautet die Antwort: er verhielt sich keineswegs feindselig oder gar neidisch, sondern kritisch. Von persönlichen Begegnungen ist nur wenig zu erzählen. Seines intimeren Umgangs erfreute sich in Braunschweig der junge Leisewitz, kurze Zeit ein laues Mitglied des Göttinger Bundes, der einsilbige Dichter des „Julius von Tarent." Lessing nahm herzlichen Antheil an dieser maßvollen, grüblerischen Preisarbeit. „Ich glaube nicht, daß viel erste Stücke jemals besser gewesen." Aus Anlaß der Premiere des „Julius" in Berlin ebnete er dem jungen Autor fürsorglich den Boden; gewöhnlich ein lässiger Correspondent, theilte er dies Mal Ramler, Nicolai, Moses, Engel, Karl Gotthelf Lessing in einer raschen Folge von Briefen sein Vergnügen „über ein solches erstes Stück eines solchen jungen Mannes" mit und bewies durch eine so geflissentliche edle Bestechung der Berliner Theater- Schriftsteller- und Journalistenwelt, wie gern er sich für das Emporkommen frischer Talente mit

aller Kraft einsetze. Durchreisende Litteraten nahm er freundlich auf. In der Pfalz schloß er Freundschaft mit einem echten Vertreter der brausenden Geniezeit, dem Dichter und Maler Müller. Keine Spur von zugeknöpftem Wesen gegen den jungen Mann, der als Faustdichter wie Goethe ein Lieblingsthema Lessings angepackt hatte; Lessing erzählt ihm von seinen faustischen Entwürfen, spielt nichts weniger als den Pächter dieses Gebietes, schreibt artige Briefe und es kostet ihn nichts Grüße an den ungebärdigsten Kraftdramatiker, Klinger, zu bestellen; doch hatte sich ohne Lessings Absicht allmählich ein solcher Nimbus von Unantastbarkeit um ihn verbreitet, daß die dreisten Genies ihr Auge vor seinem „Geierblick" senkten und scheu an ihm vorbeischlichen. Dann heißt es wol, man habe ihm nicht die Cour machen wollen. Halb aus Verlegenheit, halb aus unreifem Hochmuth mied der Leipziger Student Goethe eine Begegnung mit Lessing; er hat ihn nie gesehen. Uns sind von Lessing nur kurze Urtheile über Goethes Anfänge zugegangen, einige unmittelbar, andere durch das trübe Medium unzuverlässiger Berichterstatter. Sieht man näher zu, stellt man sich historisch in das Gewühl des Sturmes und Dranges, bedenkt man die Verschiedenheit der Generationen, so kann bei diesem Verhältnis weder von Unverstand noch von Misgunst die Rede sein. Gerade diejenigen bezeichnen die Beurtheilung Goethes am schärfsten als einen wunden Punkt in Lessings Kritik, die zu jener Zeit laut in das Horn der Götz- und Wertherfeinde gestoßen hätten. Lessing hatte gegen Goethes Erstlinge manches auf dem Herzen; ohne ein Aber hat er keinen gelobt, außer in einer bewegten Stunde die titanischen Trotzverse des „Prometheus." Seine Aber finden stets eine befriedigende Erklärung, und mehrere bestehen zu Recht.

Der Dramaturg Lessing mußte das Geniedrama mit sehr gemischten Empfindungen betrachten, obwol er nur gegen das durchaus Werthlose streng intolerant war und einen „Ugolino", diesen Johannes der Geniedramen, höchst unbefangen gewürdigt hatte. Er rieth Shakespeare zu studiren, nicht zu plündern. Nun erschien „Götz von Berlichingen." Lessing las ihn erst im Februar 1774 und er spricht davon als von einer Erscheinung. Er las auch Schmids Broschüre darüber und er nennt sie ein „Wischiwaschi." Er ließ sich von Karl über die Berliner Aufführung berichten und er spottet nicht über Goethe,

sondern über den Erfolg der neuen Costüme. Er vernahm Ramlers Absicht den Götz von dem Batteuxschen Standpunkt zu kritisiren und er wird zum Vertheidiger des neuen shakespearisch-germanischen Dramas: „Wenn Ramler indeß von diesem Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet." Aber das unordentliche Durcheinander, die kecke Formlosigkeit des „Götz" mußte den kritischen Theaterfreund ärgern. Riß diese jedes Gesetzes spottende Manier ein, folgten dem Jugendstreich eines Genies die Kolosse und Extremitäten der Aftergenies, seinen urwüchsigen Gestalten die Mondkälber der nächsten Undramatiker, dann stand der Ruin des deutschen Dramas und der deutschen Schauspielkunst vor der Thür. Erkannte doch Schröder einige Jahre nach Lessings Tod Schiller für „das jetzt lebende größte dramatische Talent" und klagte: „Ich hasse das französische Trauerspiel — als Trauerspiel betrachtet — aber ich hasse auch diese regellosen Schauspiele, die Kunst und Geschmack zu Grunde richten. Ich hasse Schillern, daß er wieder eine neue Bahn eröffnet, die der Wind schon verweht hatte." Ganz wol; so ist es in der ersten Linie auf den Götz, diese Umarbeitung einer dramatisirten Geschichte Gottfrieds von Berlichingen, zu beziehen, wenn Lessing mit einer Wendung des Hudibras ärgerlich notirte: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für Drama ausschreit." Und Brandes berichtet: „Herzlich bedauerte er den allmählichen Verfall der echten Komödie; unzufrieden war er mit dem seit einiger Zeit zur Mode gewordenen historischen Schauspiele, der Regellosigkeit und dem ihnen beigemischten Klingklang von Aufzügen, Turnieren, vielfältigen Verwandlungen des Theaters u. dgl. m. und mit Unwillen äußerte er sich über die in manchen Schauspielen dieser Gattung so auffallend vorsätzliche Vernachlässigung in Sprache und Sitten. Dies bezog sich keineswegs auf das eigentlich Charakteristische."

Lessing hat Recht behalten. Gleich der „Clavigo" bezeugte ihm Goethes Einlenken. Und er wird „Goethisch" und „Goethianisch" gewiß noch besser geschieden haben als sein Bruder Karl, der in Berlin nicht bloß für den „Götz" Propaganda machte, sondern auch als Bühnenbearbeiter und Recensent von minderen Genieſtücken so eifrig

war, daß Gotthold ihn ermahnte sich nicht mehr mit diesen Leuten abzugeben. Zutreffend stellte er die bürgerlichen Werke der Lenz und Wagner höher als die wilden Misgeburten Klingers mit ihren Tollhäuslern und ihrem Bombast. So einen „Simsone Grisaldo" vermochte er nicht auszulesen; und der Wiener Schauspieler Müller hörte ihn gegen Klingers Stücke „viel einwenden". Man erwäge, daß ein unreifer Brausekopf wie Klinger als Theaterdichter mit einer Truppe reiste, welcher ein Hauptactionär des alten Hamburger Unternehmens, Abel Seyler, und die erste Schauspielerin dieser Lessingschen Bühne vorstanden. Seine ganzen Bemühungen schienen in Trümmer zu springen. Die Technik ging aus allen Fugen. Die Prosa sank bei vielen zum Gestammel, die Poesie bei den vornehmsten Talenten zum Knittelvers, ja zu dem Wortschatz und Lautbild des alten Hans Sachs. Ein Jungbrunnen war eröffnet, aber man konnte sich da auch zum Kinde trinken. Der Most gebärdete sich allerdings oft ganz absurd, und nur zu vieles ist als Most verdorben. Reife Männer von tieferer Gelehrsamkeit und überwiegendem Verstand hörten das neubeliebte Gepolter gegen die Wissenschaft an, als ob man die Fenster ihrer Studirstuben mit Steinwürfen zertrümmerte. Wie Lichtenberg die Klopstockschwärmer in Göttingen für die unwissendsten Studenten erklärte, so mochte Lessing gegen die Genies wiederholen, was er gegen die Amorettentändler in seiner Vorrede zum Scultetus geschrieben: in Dichtungen Gelehrsamkeit anzubringen sei ekle Pedanterie beim Mann, beim Jüngling ein Auswuchs, der von einem vollen Kopf zeuge und dem reifenden Geschmack weichen würde; „etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von unsern itzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen". Und klebt an dieser Auffassung der Jugendpoesie unläugbar einiger Staub und Schweiß der Schule, so hatte er doch alles Recht der neuen Genieaesthetik zu zürnen. Da trat ein Klingerscher Held im überlegensten Gefühl seines vollen Herzens vor einen Abguß des Laokoon und sprach den Dulder mitleidig auch darauf an, daß große Männer untersuchten, warum er den Mund öffne. Auf den Sitz seiner kritischen Reform schwang sich die unkritische Revolution. Genie, nicht Schule! wurde das tosende Feldgeschrei. So laut schrieen manche ihr Genie aus, daß ruhigere Zuhörer an dies Genie nicht recht glaubten. „Alles Genie" schreibt Lessing „haben itz

gewiſſe Leute in Beſchlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden laſſen", oder er ſpaßte unter Freunden: „Wer mich ein Genie nennt, dem geb ich ein paar Ohrfeigen, daß er denken ſoll, es ſind vier". Er hatte über das Verhältnis von Genie und Regel die giltigſten, zugleich die beſcheidenſten Worte geſprochen; jetzt wurde „Mamſell la Règle" blindlings über den Haufen gerannt. Ein unbändiger Naturalismus riß ein. Leſſing hatte ſeine ariſtoteliſche Orthodoxie bekannt; nun verhöhnten ungezogene Knaben den Ariſtoteles wie den blöden Compilator eines ſchalen Regelbuches. Eine, auch unter Goethes Namen oder als Compagniearbeit laufende dramaturgiſche Rhapſodie, Lenzens „Anmerkungen über das Theater", ſchlug dem Faß den Boden aus. Leſſing behauptete (11. Nov. 74) das letzte Intereſſe an theatraliſchen Dingen zu verlieren: „nicht ſelten gereichen ſie mir zu dem äußerſten Ekel. Recht gut; ſonſt liefe ich wirklich Gefahr, über das theatraliſche Unweſen (denn wahrlich fängt es nun an, in dieſes auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethen, trotz ſeinem Genie, worauf er ſo pocht, anzubinden". Er hätte gegen die Genies Proteſt erhoben wie Luther gegen die Bilderſtürmer.

So machte er 1775 in Leipzig, wie auch Boie erfuhr, kein Hehl aus ſeinem Ärger über die kecke Verachtung des Ariſtoteles und die ſchleuderhafte Dramatik der jüngſten Zeit. Weiße verbreitete derartige Äußerungen mündlich wie ſchriftlich und legte Leſſing dabei ſeine eigenen Anſichten über Shakeſpeare und Goethe unter. Selbſt zu feig loszuſchlagen, kündigte er ſeinen verſtimmten Freunden von der alten Schule einen Feldzug Leſſings gegen die „Partei" Herder Goethe Lavater an. Man lieſt mehr einen frommen Wunſch des Leipziger Bibliothekſchreibers als eine ausgeſprochene Abſicht Leſſings. Nicolai prahlte im Xenienſtreite gar als großmüthiger Retter Goethes. Er, der Verfaſſer der „Freuden" Werthers, will es durchgeſetzt haben, „daß nicht in Leſſings Werken Goethe jetzt als ein Gegenſtück zu Klotz erſcheint"! Er, Nicolai, habe die Herausgabe „Wertheriſcher Briefe", nicht bloß gegen den Roman, ſondern zugleich gegen die fauniſche Verachtung Wielands und den ganzen unerträglichen Geniedünkel, widerrathen. Eine verdächtige Behauptung. Über die ungeheuer reſpectloſe Farce „Götter, Helden und Wieland" hat ſich Leſſing freilich nicht ſo königlich ergetzt, als der derbe Zelter meint, denn er war

Wielands ehrlicher Freund geworden und stimmte den Urtheilen seines Bruders Karl über die burschikose Parodie der „Alceste" keineswegs zu. Er sah in Goethes naturalistischer Schaustellung der euripideischen Figuren eine gefährlichere Verkennung der Antike als in Wielands verzärtelnder Nachbildung. Ein glaubwürdiger Zeuge berichtet aus Lessings Munde das unwirsche und einseitige Urtheil: Goethe habe in seiner Posse nur bewiesen „daß er noch viel weiter als Wieland entfernt sei den Euripides zu verstehen. Goethes Ideen darüber seien der klarste Unsinn, wahrhaft tolles Zeug. Es sei unverantwortlich von Wieland, daß er dieses damals nicht ins Licht gestellt habe". Dieser Hader sollte sich jedoch ohne einen Federkrieg ausgleichen. Bei Lebzeiten Lessings unternahm der Dichter des „Götz" im Stillen eine harmonische Wiederbelebung antiker Gebilde in „Iphigenie", und leise Anklänge an jene ehedem so übermüthig ausgehöhnte „Alceste" mußten den gutmüthigen Wieland vollends wie ein Widerruf versöhnen. Den Jüngling hatte aus der Ferne niemand richtig beurtheilen können. Er erkannte ausdrücklich Lessing und Wieland als die berufenen Richter über sich an. Er rang von Anbeginn nicht nur nach charakteristischer Kraft, sondern auch nach stiller Anmuth. Er betete nicht nur zu dem Gothiker Erwin, sondern auch zu Winckelmann. Er bewunderte nicht nur die „Minna", sondern befestigte sich auch in den maßvollen Lehren des „Laokoon" und sah mit heller Freude das häßliche Todtengerippe vor dem Archäologen Lessing verschwinden. Während er den zügellosen Sturm und Drang allmählich austrieb, entfernte sich Lessing aus dem engen Cirkel seiner „nur gedachten Emilia Galotti" und näherte sich den freieren Kreisen des „Nathan". Beide Männer würden sich bei aller Verschiedenheit der Naturen und Interessen doch künstlerisch und menschlich gefunden haben. Ja, es währt nicht lange, so steht Goethe den letzten und größten Ausläufern des Geniedramas noch erzürnter gegenüber, als Lessing seinem maßlosen „Götz". Schillers ungeheure Würfe waren ihm verhaßt, „weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen bestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte".

Eigenthümlich steht es um Lessings Verhältnis zu den „Leiden des jungen Werthers". Er war ein starker, verstandesklarer Mann, als

durch die Jugend jene fieberhafte Erregung ansteckend lief, welche Goethe in seinem Roman wie einen Krankheitsstoff und doch so künstlerisch ausschied. Lessing, der Erfinder des Wortes „empfindsam", wußte wenig von der Sache. Die Überherrschaft des ausschweifenden Gefühls verdroß ihn. Sein Ideal hieß Thätigkeit, nicht Schwärmerei, und er war, so wie er einmal höchst bezeichnend von der „unterrichtenden und gefühlvollen Stunde" durch Jacobis „Woldemar" spricht, während der Lectüre der Goetheschen Gefühlspoesie einer unbefangenen Hingabe nicht fähig. Dennoch ist sein aesthetisches Urtheil sehr anerkennend, wie der oft citirte und oft misverstandene Brief an Eschenburg (26. Oct. 74) beweist: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethischen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch Andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können". Diesem kurzen, ungewöhnlich beifälligen Proömium folgt Lessings Aber mit eingehenderer Begründung:

„Wenn aber ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Art Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, daß Der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsers Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wol, daß ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τὸ τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schlusse; und je cynischer je besser."

Zweierlei vergällte ihm die Freude. Erstens die Furcht vor einem

üblen Einfluß auf die Jugend, der Goethe selbst in falscher Nachgiebigkeit gegen die moralisirende Kritik zurief: Sei ein Mann und folge mir nicht nach! Es ist leicht Lessing zu erwidern, daß ein Poet nicht nur imponirende gesunde Männlichkeit darzustellen hat und daß die moderne Dichtung die Liebe nicht nach den Normen der Antike schildern wird. So stark aber springt Lessings antiromantische Lebensanschauung aus seiner Kritik heraus, daß kein Mensch dieses eigenthümliche Bekenntnis anders wünschen möchte. Er spricht unumwunden im Sinne der Marathonkämpfer und der perikleischen Griechen, denn einen Haimon sollte man ja nicht wider ihn ins Feld führen, als falle des Kreon Sohn wie ein Werther. Den Dichtern der classischen Zeit galt heftige Liebe als Krankheit, δυσέρως oder Misliebe, und wenn sie wie bei dem einreißenden Raffinement des Euripides die Frau heftig entbrennen ließen, so gaben sie dem Jüngling eine spröde Haltung. Antike Überzeugung und Goethe-Werthers krankes Herzchen — es waren getrennte Welten. Mit einem behaglichen Parodoxon schließt Lessing ab. Wir beklagen nicht, daß sein cynisches Capitelchen in dramatischer Form, „Werther der Bessere", in den ersten sehr unbedeutenden Anfängen stecken blieb und daß er die Gelegenheit dem Ideal der Empfindsamkeit das Ideal der vita activa entgegenzustellen erst später aufs würdigste ergriff. Nur im Vorbeigehen und ohne Goethe zu nennen stichelte er wol auf Werthers Mitleid mit den armen Würmchen, denen in dem ungeheuren Grab Natur jeder Menschenschritt den Tod bringe, und fragte in einer theologischen Schrift, ob man deshalb lieber sterben als sich bewegen solle, weil jede Bewegung im Physischen entwickle und zerstöre. Ein Gegner des Werther- und Siegwartfiebers, nahm er Goethes Dichtung an hervorragender Stelle seiner Pamphlete in Schutz gegen den geistlichen Fanatismus Goezes. „Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sondern auf dem Parnasse gebildet" spöttelt er bissig; hatte doch Goeze gezetert: „Schriften von der Art, wie die Leiden des jungen Werthers sind, können Mütter von Clements, Chatels, Ravaillacs und Damiens werden." Kurz, er ging auch in der moralischen Beurtheilung des nun einmal von keiner Seite rein aesthetisch angesehenen Buches seinen eigenen Weg und widersprach nach links und rechts.

Zweitens beirrte seinen Genuß der Hinblick auf ein Modell

Werthers, den jungen Jerusalem, dem die größten Vertreter zweier Schriftstellerepochen so contrastirende litterarische Denkmäler errichtet haben, eines weithin glänzend und weltberühmt, das andere schmucklos und versteckt. Karl Wilhelm Jerusalem, Sohn des bekannten braunschweigischen Theologen, war im Sommer 1770 Assessor in Wolfenbüttel und während des an der dortigen Justizkanzlei verbrachten Jahres durch Vermittelung der Leibnizschen Philosophie rasch Lessings Freund geworden. Als nun alle Welt schrie: Goethes Roman ist die Geschichte des jungen Jerusalem, als die leidigen Berichtiger intime Privatverhältnisse auf den Markt trugen, als Lessing selbst während der Lectüre des Romans, wie der Brief an Eschenburg lehrt, so irr an seinem Leibnizianer wurde, da zog er einige handschriftliche Aufsätze Jerusalems hervor, die von jenem Sommer her ihm und Eschenburg, dem Correspondenten des Wetzlarer Secretärs, verblieben waren, betrachtete darin seinen Jerusalem und fand wieder, „daß sie viel Gutes enthalten". Jerusalem hatte sie im Verkehr mit Lessing, angeregt durch das Studium des Mendelssohnschen „Phaedon", geschrieben als ein Bekenntnis seines Determinismus. Den Leuten, die Jerusalem und Werther identificirten, dem Dichter, der den Anlaß dazu gegeben, wollte Lessing durch diese Papiere den wahren Jerusalem als einen ernsten Denker und Sprößling der Aufklärungszeit vor Augen stellen und sagen: ich kannte ihn besser, denn einen Werther hätte ich im Leben verachtet. Er hatte ihn aber nur halb gekannt; noch einseitiger freilich Goethe, mehr aus fremden Schilderungen als aus flüchtigen Begegnungen. Jerusalem war in „Seccopolis" Wetzlar menschenscheu, verbittert und durch eine grillige Liebe gequält. Er ging den Studentenspäßen der Rittertafel aus dem Weg und hielt Goethe für einen geckenhaften Journalisten. Hochmüthig und von scharfer Zunge, schnöd aburtheilend und lau anerkennend, sprach der unjugendliche Jüngling seine unerquicklichen Ansichten über die Narretheien der reimenden „Genies" zu Wetzlar aus, strich einsam umher und klagte in Briefen nach Braunschweig sehr sarkastisch über seine unselige Stellung und die Tagesarbeit für die Ratten des Archivs. Er war kein Schwärmer, sondern unter dem Druck vorhandener und eingebildeter Leiden wurde er aus einem kühlen Partner philosophischer Gespräche ein selbstquälerischer Hypochonder, verzweifelnd an der Philosophie, die seine Fragen

nicht löſte, an dem Leben und den Menſchen, die ihn ärgerten, an der Liebe, die ſeiner zerriſſenen Stimmung Gift ſtatt Balſam bot. Lange hatte er über den Selbſtmord disputirt, bevor er ihn ausführte. Eine Apologie des Selbſtmordes war ſein letztes Schreiben. „Emilia Galotti", wie der Roman wahrheitsgetreu erzählt, lag auf ſeinem Tiſch.

Als Leſſing nach den Worten der Eliſe Reimarus „größtentheils Goethen zum Trotze ſich verbunden geachtet, Jeruſalems echte Geiſtesgeſtalt in ſeinen philoſophiſchen Abhandlungen vorzulegen" — wir meinen unmittelbar nach der Lectüre des „Werther" — hatte ihm die Erinnerung den Todten verklärt. Es iſt nicht allein aus äußeren Gründen abzuleiten, daß die ſchon in den Meßkatalogen des Frühjahres 1775 angekündigte Herausgabe erſt Oſtern 1776 erfolgte. Die kluge Eliſe hatte ganz Recht: das Urtheil der Menge werde nur noch mehr verwirrt, „inſofern Jeruſalem immer erſchoſſen bleibt." Leſſings Briefe zeigen, daß ihm das Feld immer unbequemer wurde und er ſchließlich einen anſtändigen Rückzug nehmen wollte. Seine Publication blieb allerdings einzig und allein eine Antwort auf den „Werther", aber als Ergänzung, nicht zur Abwehr. Was Weiße von Leſſing gehört zu haben vorgiebt, daß dieſer Goethen in einer Vorrede derb die Wahrheit ſagen wolle, trifft gar nicht zu; auch hielt Leſſing, als er dieſe Vorrede und den für ſeine eigene Philoſophie ſo bedeutſamen Epilog ſchrieb, weder den wahren jungen Jeruſalem ſchlechtweg für einen kalten Philoſophen, noch den poetiſirten Jeruſalem Goethes ſchlechtweg für einen empfindſamen Narren. Die Annahme wird nicht zu gewagt ſein, daß Leſſing aus manchen Berichten ſowie aus den Wetzlarer Briefen eine objective Krankheitsgeſchichte gewonnen hatte. Nun erklärt er ſchön von der Doppelnatur oder richtiger von den verſchiedenen Spiegelungen dieſer Natur, der er zuviel Kühle und Goethe — immer nach damaliger Anſicht des Romans — zuviel Wärme gegeben:

Was ihm den Freund in Jahr und Tag ſo werth machte, „war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geiſt der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geiſt, und ſo viel ſchätzbarer; der ſich nicht abſchrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf ſeinen Verfolgungen öfters entwiſchte." Leſſing will den übrigen Freunden alles glauben, was ſie von Jeruſalem erzählen; „aber warum wollen einige von ihnen

mir nicht glauben? daß dieſer feurige Geiſt nicht immer ſprühete und loderte, ſondern unter ruhiger und lauer Aſche auch wieder Nahrung an ſich zog; daß dieſes immer beſchäftigte Herz nicht zum Nachtheil ſeiner höheren Kräfte beſchäftiget war; und daß dieſen Kopf eben ſo wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten." Nicht um den Jeruſalem-Werther zu verläugnen, ſondern ausdrücklich um „ſein Bild völlig zu ründen", legte er einem kleineren Leſerkreiſe dieſe ſcharfſinnigen, planen Aufſätze vor, worin Jeruſalem einmal ſagt: der von den Leidenſchaften hingeriſſene Menſch werde ſich nicht ſtrafwürdig finden, aber er werde ſich verachten. Und nicht bloß gegen den angekränkelten Kunſtenthuſiasmus Werthers, der in den Regeln die Zerſtörung jedes wahren Naturgefühls und Ausdruckes ſah, ſondern gegen die geſammte Genieaeſthetik richtet ſich in der Vorrede der unantaſtbare Proteſt des Hamburger Dramaturgen und des Wolfenbüttler Dramatikers:

„Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Geſundheit allzubeſorgte Geiſter dieſe Art von Unterſuchung, dieſe Entwickelung unſerer Gefühle, dieſe Zergliederung des Schönen, ſo gern verſchreien, war ihm nicht im mindeſten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines ſolchen Geſchäfts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein zu voreiliger Kunſtrichter dann und wann crude Regeln daraus abſtrahiret, ſchien ihm eine ſehr misliche Sache zu ſein. Und wie ſollte es nicht? Man hintergeht, oder ward ſelbſt hintergangen, wenn man die Regeln ſich als Geſetze denket, die unumgänglich befolgt ſein wollen; da ſie weiter nichts als guter Rath ſind, den man ja wol anhören kann. Wer läugnet, daß auch ohne ſie das Genie gut arbeitet? aber ob es mit ihnen nicht beſſer gearbeitet hätte? Es ſchöpfe immer nur aus ſich ſelbſt, aber es wiſſe doch wenigſtens, was es ſchöpft. Das Studium des menſchlichen Gerippes macht freilich nicht den Maler: aber die Verſäumung desſelben wird ſich an dem Coloriſten ſchon rächen."

Beilage. „Emilia Galotti" und Bandello.

Das Manuſcript zu vorſtehendem Capitel war längſt in die Druckerei gewandert, als mich ein litterariſches Geſpräch mit B. Litz-

mann antrieb die Novelle des Matteo Bandello, welche zuerst 1554 erschienen und auch eine wichtige Fundgrube für Shakespeare geworden sind, auf ihre etwaigen Beziehungen zur „Emilia Galotti" hin durchzugehen. Ich zweifle nunmehr nicht daran, daß Lessing einer Novelle des Italieners gleich bei der ersten Modernisirung der „Virginia" zahlreiche Motive seiner neu gestalteten italienischen Fabel und daß er einer andern in eben so freier Weise Töne für die berühmte Tirade der Orsina abgelauscht hat. Die Nummer 2,37 ergiebt mit ihrem ersten Wort Galottis Vornamen Odoardo, der natürlich nicht von dem komischen Alten der Wiener Posse geborgt sein kann. König Odoardo III. von England verliebt sich auf einem Feldzug in die schöne und keusche Gräfin Alix, die bald darauf nach dem Tod ihres Gatten das väterliche Haus zu London bezieht. Seine Leidenschaft wächst. Er weiht einen Kammerdiener — wie Hettore seinen Kammerherrn — ein, beobachtet mit ihm alle Schritte der Gräfin, folgt ihr bis in die Kirche wie Lessings Prinz, und sie, die immer den „leidigen Ton seiner Seufzer im Ohr hatte", wagt es kaum mehr auszugehen. Gegen den Rath des Dieners beschließt Odoardo den Vater der Alix, Graf Ricciardo von Warwick, für sich zu gewinnen, einen „Mann von sehr tapferer Art und in der Kriegskunst berühmt". Er ruft ihn zu sich und überschüttet ihn mit langathmigen, leidenschaftlichen, zugleich respectvollen Reden, bis er endlich als das Ziel seiner glühenden Wünsche bezeichnet: la vostra Alix. Der Graf soll auf ein mit des Königs Unterschrift versehenes Blatt jede Forderung setzen, die ihm beliebt. Entrüstet über eine so disonesta domanda, läßt sich Ricciardo nach weiteren mündlichen und schriftlichen Verhandlungen dennoch dazu herbei, der Tochter Odoardos Begehr kund zu thun und gegen sein Herz ein Opfer ihrer Tugend zu verlangen. Sie aber — und man hört die Emilia des letzten Actes — antwortet: Ditemi, padre, che onore sarebbe il vostro, se io cosa meno che onesta operassi, quando per la città o a corte ve n'andate, che ovunque vi occorresse passare, udiste dal volgo dire: ecco il padre della tale, ecco chi per aver venduto la figliuola di grado e ricchezze è cresciuto. Der Vater, der in unserer Novelle eine recht schwankende Figur spielt, freut sich dieser Gesinnung, meldet dem König, er habe Alix bitten, nicht zwingen können, und verläßt mit seinen Söhnen

die Stadt, in welcher so Mutter und Tochter allein zurückbleiben. Der König verzehrt sich in fiebernder Aufregung. Er besitzt eine Villa an der Themse; der Weg dahin führt am Hause der Alix vorbei, die sich aber stets verbirgt, wenn Odoardo passirt. Ganz England schilt ihre Sprödigkeit. Einige Herren stecken sich hinter die Mutter, auf die es doch — man denke an Marinellis Worte über die „Schwiegermama eines Fürsten" — einigen Eindruck macht: se la figliuola diveniva del Re amica, che ella sarebbe la prima donna e baronessa dell' isola. Sie redet vergebens der Tochter zu. Odoardo spricht mit jedermann nur von seiner Leidenschaft. Seine Umgebung — cortegiani, adulatori, ed uomini di poco giudizio e pessima natura — hetzen gegen die gräfliche Familie. Die Mehrheit räth ihm Alix zu rauben; andere empfehlen eine minder gewaltsame Entführung. So schickt der König seinen Kammerdiener zur Gräfin Mutter, wie Lessings Kammerherr das Haus Galotti aufsucht. Der Vertraute hält eine höfliche, aber in Drohungen auslaufende Rede. Die Mutter verspricht unter Thränen, auf Alix einzuwirken. Ein Starrkrampf unterbricht ihre langen vorwurfsvollen Mahnungen in dem Gemach der Alix, die sich endlich gelassen bereit erklärt ihr zum König zu folgen. So fahren sie im Boot nach jenem Lustschloß. Freudig überrascht empfängt sie der Kammerdiener und geleitet sie in den Garten, wo der traurige König, in Gedanken der Alix Bild umfangend, sitzt und bei ihrem Anblick im Paradies zu weilen glaubt, während Alix die Hölle fühlt. Odoardo führt sie an der Hand in die Gemächer und dann von der Mutter und den Zofen hinweg in ein Zimmerchen, dessen Ausgang er abschließt. Nun aber richtet sie eine sehr eindringliche Ansprache an ihn: er soll ihr die Erfüllung einer Bitte zuschwören. Er thuts. Sie dankt ihm knieend, zieht ein Messer aus dem Gewand und stellt in einer großen Rede gegen seine Wollust die Alternative: Schonung oder Selbstmord. Was folgt, hat gar nichts mit Lessing gemein: Odoardo bittet Alix bewundernd um einen keuschen Kuß, öffnet die Thür, ruft auch die ersten Würdenträger herbei und kündigt seine Vermählung mit der keuschen Schönen an.

Bandello 1,42: Im spanischen Valenza verläßt der vornehme Didaco Centiglia seine Geliebte Violante, ein schönes Mädchen niedriger Herkunft, das er (molto eloquente e bel parlatore) auf

keine Weise als durch eine heilige Eheschließung hat gewinnen können. Diese Heirat blieb auf seinen Wunsch vorderhand geheim. Nach einem Jahr wendet er sich, sei es aus Scham über Violantes Rang, sei es aus Übersättigung, einem Fräulein aus einem der ersten Geschlechter zu. Violante überläßt sich einer maßlosen Verzweiflung, bis sie mit ihrer treuen Amme einen furchtbaren Racheplan schmiedet und den Treulosen bald nach seiner neuen Hochzeit nachts scheinbar liebevoll herbeilockt, ihn im Schlaf fesselt und unter furchtbaren Ausbrüchen eifersüchtiger Wuth, unter leidenschaftlichen Apostrophen an die Zunge, die Finger u. s. w. Glied für Glied verstümmelt. Man höre eine Probe dieser zärtlich-grausen Beredsamkeit: io non so, occhi ladri, che degli occhi miei siete qualche tempo stati tiranni, ciò che di voi mi dica. Voi mi mostrate, quando io vi mirava, una infinita pietà, un immenso amore, un ardentissimo desiderio di sempre compiacermi. Ove son quelle false lagrimette che per amor mio mi deste ad intendere che avevate sparse? Quante fiate vi sforzaste voi a farmi credere che altra beltà che la mia non miravate, che altra leggiadria non era possibile a vedere, che a par della mia fosse, e che in me, come nello specchio d'ogni gentilezza, d'ogni bel costume, e di quanta mai grazia fu in donna, vi specchiavate? Si oscuri questo falso lume. Und nun: questo dicendo, tutti due gli occhi gli accecò, acciò che mai più non veggia la luce del sole. Nè di questo contenta, poichè qualche altra parte del corpo, che per onestà mi taccio, gli recise, e quasi per ogni membro dell' infelicissimo cavaliere ebbe i suoi taglienti ferri adoperati, al cuore si rivolse. Das falsche Herz! Und aus ihrer Wuth spricht doch immer noch die alte, so schmählich betrogene Liebe. Endlich bohrt sie drei Mal das blutige Messer bis ans Heft mitten in sein Herz. Diese „tragische Geschichte" des Bandello mag zusammen mit Motiven der alten „Bakchai" Orsinas schaudervolle Vision von der Zerfleischung des Verräthers inspirirt haben.

Drittes Buch.

Wolfenbüttel.

I. Capitel. Der Bibliothekar. Frau Eva.

„Freilich ist der Schauplatz für einen solchen ἐπιδείκτην zu klein und zu enge." Reiske, Mai 1772.

„Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." 31 XII 1777.

In den Tagen, da sich Lessing nach langem Hinziehen endlich zur Vereinigung mit seiner „verlobten Braut", der altberühmten Bibliotheca Guelferbytana, anschickte, schrieb der liebenswürdige Schöpfer dieses Bundes, Ebert, an einen gemeinsamen Freund: „Welch eine Freude es für mich sein müsse, daß Herr Lessing zu uns kömmt, das können Sie sich leicht vorstellen. Und es muß mir um so viel angenehmer sein, da ich mir vielleicht schmeicheln darf, daß ich etwas dazu beigetragen habe. Schon seit einigen Jahren hatte ich es mir zur Pflicht gemacht, unsern vortrefflichen Erbprinzen, wie mit andern verdienten Männern und großen Genien unter unsern Landsleuten, so auch vornehmlich mit L. in Bekanntschaft zu bringen. Er wünschte ihn immer persönlich kennen zu lernen, um ihn in unser Land zu ziehen. Aber dazu konnte ich ihm keine Hoffnung machen, weil ich wußte, wie sehr sich L. vor allen Fesseln und allem, was einem Amte ähnlich sah, scheute. Das einzige Amt, was sich noch für ihn zu schicken schien, und wovon ich glaubte, daß er es auch nicht ausschlagen werde, war ein Bibliothekariat. Ich wünschte also, daß das in Wolfenbüttel ledig sein möchte. Ich äußerte meinen Wunsch auch ein paar Mal gegen ihn selbst, wenn ich ihn in Hamburg besuchte;

und ich merkte wol, daß es ihm nicht ganz zuwider sein würde, wenn er erfüllt werden könnte."

Nun war der Wunsch erfüllt. Lessing sah die Verwaltung und Verwerthung von Bücherschätzen in seine Hand gegeben, deren außerordentliche Reize schon der unstete Reisende vor vierzehn Jahren empfunden hatte. Nach kurzem Aufenthalt zu Braunschweig traf Lessing am 4. Mai 1770 in Wolfenbüttel ein, und am 7. übergab ihm im Beisein des von der Leitung zurücktretenden Klosterrathes Hugo und des Personals einer der vornehmsten und tüchtigsten Beamten Braunschweigs das neue Amt. Mit ernster Bewegung mag Lessing Erbhuldigung und Diensteid geleistet haben, als er, schon im zweiundvierzigsten Lebensjahre stehend, so zum ersten Male seine Kraft einem Staate verschrieb. Aber er sah sich mit Vollmachten ausgestattet, die rein persönliche Auszeichnungen waren. Die Vacanz war eigens für ihn geschaffen worden durch eine Liberalität des Erbprinzen, deren Fülle der Empfänger dankbar, fast überschwänglich anerkannte. Das Ausmaß der Amtsgeschäfte sollte lediglich ihm überlassen bleiben. Es war der ausgesprochene Wille seines hohen Gönners, daß Lessing mehr die Bibliothek, als daß die Bibliothek Lessingen nutzen sollte, aber das Eine mußte aus dem Andern folgen. Lessing fand die Stelle wie von jeher für sich geschaffen. Auch schienen ihm die äußeren Bedingungen seiner neuen Existenz vollauf zu genügen: das für damalige Verhältnisse recht ansehnliche, ihm schon seit dem Januar zufließende Jahreseinkommen betrug anfangs 600 Thaler, nicht gerechnet die freie Wohnung und andere Vergünstigungen. Seine ersten Briefe athmen eitel Zufriedenheit. In Wolfenbüttel stille Zwiesprach mit raren Büchern und neuzuentdeckenden Handschriften; im nahen Braunschweig ein reger, Geist und Gemüth erfrischender Verkehr mit trefflichen Männern — beides zusammen sollte wol die unabweislichen Bedürfnisse stillen, welche Lessing zwischen Büchern und Menschen allzeit gefühlt hatte. Wenn er von einem heiteren Symposion heimfuhr oder ein frischer Fund ihm geglückt war, hoffte er trotz dem Gegensatz seines gewöhnlichen neuen Stilllebens zu der Bewegung des Hamburger Kreises in Wolfenbüttel recht glücklich zu werden. Still war es allerdings in dem heruntergekommenen, weltfremden, wie ausgestorbenen Städtchen an der Oker, sehr still, und schmal und öde war die Bahn,

die er alltäglich mit einer sein Naturell bald empörenden Regelmäßigkeit zu beschreiben hatte: vom Schloß in die Bibliothek, von der Bibliothek ins Schloß, das „verwünschte", „große verlassene Schloß", wo er „ganz allein" eine weitläufige unwirthliche Zimmerflucht oben im dritten Stockwerk bewohnte. Ein breiter Wassergraben trennte die frostige Behausung vollends von der ganzen übrigen Welt. Vor dieser Scheide zopfige allegorische Figuren aus gemeinem Sandstein, aber keine Menschen. Gras aufsprießend zwischen den Steinen des großen Platzes, dessen linke Seite eben das Schloß einnimmt; zur rechten erhebt sich das stattliche Zeughaus, während rückwärts Bibliothek und Nebenhäuser den Abschluß bilden und in anderer Richtung, aber entfernter, die hohe barocke Schloßkirche Lessings Blick anzog, wenn er aus seiner „Burg" auslugte. Er sah die Denkmäler entschwundener Zeiten, wo Stadt und Veste Wolfenbüttel der sichere und zugleich glänzende Herrschersitz des stolzen Welfenzweiges gewesen war, ein Bollwerk gegen die freie Reformation der braunschweigischen Nachbarn, ein Schauplatz edler und niedriger Fürstenlust. Seitdem der regierende Herzog Karl 1754 mit dem Hofe für immer in das kräftig emporgediehene Braunschweig verzogen und die wolhabenderen Einwohner Wolfenbüttels fast ausnahmslos der scheidenden Sonne gefolgt waren, stand in diesem friedhofstillen Aufenthalt von Ackerbürgern und etlichen Beamten die große Architektur der Vorzeit wie verloren und vergessen, und Lessings verwünschtes Schloß mochte den einsamen Bewohner leicht wie ein verwunschenes anmuthen. In einsamen Nächten stiegen träumerische Sterne der Erinnerung auf und lockten rückwärts in die Hallen der Vergangenheit; aber auch wer am hellen Tage dem alten vielgeprüften Bau seine Geschichte abfragte, erfuhr von den Steinen bunte Episoden aus dem Leben eines durch Fehler und Vorzüge hervorstechenden Fürstenhauses.

Hier hatte Heinrich, Luthers vielgeschmähter „Hansworst", den die evangelischen Widersacher nah und fern den „argen Heinze" oder den höllischen „Lycaon" schalten, im starren, gewaltthätigen Welfentrotz seinem Kaiser die Treue und der protestantischen Revolution Braunschweigs ungestüm Widerpart gehalten. Hier, wo nun Lessing philosophirte, war vielleicht auch der flüchtige Pantheist Giordano Bruno, dessen Weltanschauung eben 1770 Goethe jugendlich begeistert ahnte,

aus ſeinem Aſyl Helmſtedt zur Dankſagung erſchienen, und hier, wo nun kein Gelage mehr lärmte, hatte ſich der fahrende Zecher Hans von Schweinichen einen derben Rauſch getrunken ohne damit das Decorum der groben Zeit zu verletzen. Das heiße Blut der Welfen war hier in manchen unvergeſſenen Liebesabenteuern aufgelodert. Ihrer Freude am Glanz verdankte Wolfenbüttel ſchon ſeit den letzten Decennien des ſechzehnten Jahrhunderts ſeine baulichen Zierden. Heinrich Julius, der Freund des ſtillen kaiſerlichen Sternſehers zu Prag, zeigte ſich allen Künſten hold: in Braunſchweig kann man ein von ihm dilettantiſch gepinſeltes Landſchäftchen betrachten; er beſoldete, mit dem Heſſen wetteifernd, die vorzüglichſte engliſche Wandertruppe und ließ, geſchult an ihrer luſtigen und grauſigen Art, an der niederſächſiſchen Komödie und an den lateiniſchen Dramen des keck profanen Nicodemus Friſchlin, der kurze Zeit dem Braunſchweiger Martineum als Rector vorſtand, ſeine keuſchen Frauen und grotesken Maulhelden, ſeine tragikomiſchen Ehehändel, Lügenpoſſen und blutigen Trauerſpiele über die Bretter gehen, den ausgeſponnenen hochdeutſchen Dialog gern durch plattdeutſche und andre mundartliche Einlagen würzend. Dann fand in den auch für Braunſchweig und Wolfenbüttel verhängnißvollen Nöthen des großen Krieges die Sorge um vaterländiſches Weſen und um die Reinheit der uralten Heldenſprache an allen mitteldeutſchen Höfen eine Stätte. Ferdinand Albrecht trat der fruchtbringenden Geſellſchaft bei. Herzog Auguſt war der gelehrteſte Regent Europas. Aber der fürſtliche Schüler des gelehrten Sprachmeiſters Schottel warf ſich in eine andere übermächtige Zeitſtrömung. Das Pariſer Alamode überflutete ein höfiſches Gebiet, deſſen Herrſcher ſtets auf eine prunkende ſelbſtbewußte Repräſentation großen Werth gelegt und ihre Begierden ſelten gezügelt hatten. Anton Ulrich promenirte als räthſelnder Dichter vaſter Romane, die gleich ſeinen geiſtlichen Liedern lange beliebt blieben, auf ſchäferlichen und pſeudohiſtoriſchen Pfaden, indem er die Phantaſie ſeines Publicums durch eine wirre Handlungsfülle ſättigte und von zart ausgemalten chriſtlichen Leiden zu überladenen Ohrenſchmäuſen und blendenden Augenweiden fortſprang. Geſchworener Liebhaber des franzöſiſchen Hof- und Kunſtſtiles, ſetzte dieſer reichbegabte Fürſt verſchwenderiſch Feſt auf Feſt in Scene, gründete eine wälſche Oper und ſchuf, ein Louis XIV. in Miniatur, aus dem Landſitz Salzdahlum ein

kleines deutsches Versailles, dem weder steife Gartenanlagen mit Springbrunnen und steinernen Allegorien noch werthvolle Gemälde und eine niedliche Bühne fehlten. Braunschweig erhielt ein großes Theater, und in Wolfenbüttel wanderte die Bibliothek aus einem unwürdigen Stall in einen prachtvollen Neubau. Es war eine üppige Zeit in und um Wolfenbüttel. Auch die Schüler des Martineums mußten in halbdramatischen schwülstigen Huldigungen für die herzogliche Familie dem Geschmack des hohen Herren opfern, dessen souveräner Eigenwille den echten Welfen zeigte. Er entfremdete sich als Katholik dem schwer erkämpften Protestantismus seines Landes und vergiftete die blühende Jugend einer braunschweigischen Prinzessin durch jesuitische Seelenfolterung um seinem Hause den Glanz einer kaiserlichen Mariage zu gewinnen. Aus dieser Ehe ging Maria Theresia hervor, und so waren Lessings Herren mit den führenden Regentengeschlechtern Deutschlands eng verwandt. Auch ein trauriges Stück Kirchengeschichte hatte sich damals im Wolfenbüttler Schloß abgespielt, interessant genug für den neuen forschenden und reformlustigen Bewohner, hier einer kurzen Erwähnung wol werth. Im siebzehnten Jahrhundert war die Landesuniversität Helmstedt durch Georg Calixt und seinen Anhang ein Hort edler Unionsbestrebungen gegen das herrische Lutherthum gewesen und als bestgehaßte deutsche Hochschule von ihrer Regierung gegen die wüthenden Calov beschützt worden, die heimlich und offen wider solchen Kryptokatholicismus und -calvinismus zeterten. Calixt wollte nicht, daß eine hadernde Theologie die Gemeinschaft der Kirche zerreiße und ihr vor Muhammedanern und Juden die Schmach des Unfriedens auflade, sondern daß der uralten ersten apostolischen Kirche aus ihren Symbolen erhellender Consens gewahrt werde, daß man die Mishelligkeiten der religiösen Spaltung durch Nachgiebigkeit in allen Nebendingen thunlichst mildere und durch gute Gedanken, Worte und Werke nach dem Himmelreich trachte. Dieser milde Synkretismus, mit dem Lessing schon zu Wittenberg bei der knappen Rettung des Ineptus religiosus zu schaffen gehabt, war im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts einer feigen, dehnbaren, rabulistischen Theologie gewichen, die ohne jesuitische Feinheit auf Befehl dies oder jenes bewies und ihr Mäntelchen nach dem Hofwind hängte. Auch diese Zeiten, wo in Lessings Burg unentwegte Lutheraner den landesherrlichen Zumuthungen

tapfer widerstanden und gefügigere Priester diesen Wünschen gegenüber alles Protestiren verlernt hatten, waren vorbei. Am Hofe waltete moderne Bildung, die Geistlichkeit bekannte sich zur altersschwachen Orthodoxie oder zu einer maßvoll vermittelnden Aufklärung, die Universität Helmstedt hatte überhaupt ihre Rolle ausgespielt. Kein hervorragender Mann lockte Lessing hinüber; er hat weder diesen sinkenden Bildungsort noch das verödete Lustschloß Salzdahlum, wohin doch Goethen ein Everdingen zog, von Wolfenbüttel aus aufgesucht.

Es stand in der Macht des Herzogshauses durch Verlegung der Hochschule in das mit gelehrten Schätzen so reich versehene Wolfenbüttel aus der alten und der neuen Residenz einen Complex zu schaffen, der guten Stadt Weimar-Jena vergleichbar. Man hatte eine andere Gründung für das geistige Leben des in seinem Unterrichtswesen wolverwalteten Landes vorgezogen. So hauste denn Lessing als der einzige Gelehrte in Wolfenbüttel. Auch ein philosophischer Geist wie der junge Assessor Jerusalem war nur ein seltener und flüchtiger Gast. „Ich komme hier zu keinem Menschen und nie von meiner Stube, als wenn ich auf die Bibliothek gehe", meldete Lessing nach einem Jahre von seinem einförmigen Leben. Die Honoratioren Wolfenbüttels konnten ihm nichts geben, wie ehrenvoll sie den berühmten neuen Bibliothekar auch empfingen. Da schrieb in der ersten Woche der Lessingschen Amtsführung ein Hofrath bei der Justizkanzlei, E. D. von Liebhaber, unmittelbar nach dem Antrittsbesuch Lessings, der ihm einen Brief zu überbringen hatte, reizvoll naive Worte in sein Tagebuch: „Die Hamburgischen Verhältnisse scheint dieser sehr genau zu kennen. Er hat für die dasige Komödie früher etwas geschrieben, sprach aber sehr verächtlich davon, als ich die Rede darauf brachte. In Braunschweig scheint man sich große Dinge von ihm zu versprechen. Eberts Lob überschreitet alles Maß. Eschenburg war zurückhaltender. Ein tüchtiger Gelehrter wird Lessing sein; ansehen kann man es ihm freilich nicht; aber ob er wol Hugo ersetzen kann? — Was machte er doch für einen Eindruck auf mich? Wie soll ich sagen? Er entschuldigte sich höflich, daß er den Brief nicht schon vor ein paar Tagen abgegeben habe. Ein Gelehrter gewöhnlichen Schlages ist er nicht; das habe ich weg. Er hat überhaupt etwas Ungewöhnliches an sich, etwas Festes. Ich sähe ihn lieber in einer Uniform als in der Bibliothek. Ob der wol

lange hier bleibt? Ein vorzüglicher Menſch im Umgange ſcheint er zu ſein? Ob er am Hofe verkehren wird? Vielleicht mit dem Erbprinzen." Später kann Herr von Liebhaber notiren, wie freundlich und heiter der einſame Junggeſell, wenn er zu Beſuch kam, mit den Kleinen ſpielte, ihnen Papierfiguren ausſchnittt oder mit ungeübten Fingern ein Stückchen auf dem Clavier zum Beſten gab, oder wie Leſſing das eine Bübchen in der Bibliothek herumführte und dem ſtaunenden Kinde, das gar nicht faſſen konnte, wie Ein Menſch ſo viele Bücher beſitzen könne, gewaltige Folianten und zierliche Proben mönchiſcher Initialkunſt zeigte. Und weiter meldet unſere erſt neulich erſchloſſene Quelle aus dem Sommer 1770: „Heute traf ich Leſſingen auf dem Weghauſe. Wir waren einige Stunden beiſammen. Iſt das ein Mann! Ich bewundere nicht ſo ſehr die Tiefe ſeines Wiſſens, wie die Klarheit, mit der er ſich mitzutheilen weiß. Das wäre ein Theologus geworden! Je eindringlicher und überzeugender er redet, deſto tiefer ſinkt ſeine Stimme herab, faſt bis zum Flüſtern. Er will eine Geſchichte Luthers und der Reformation ſchreiben, ſobald er nur Zeit dazu gewinnen kann. Ich glaube, in der Bibliothek ſteckt dazu ſo Manches und Herr Leſſing ſcheint unermüdlich zu ſein. Dieſer Mann beſitzt einen hocherleuchteten Geiſt und eine antike Seele." Unſchätzbar iſt dieſe klare Spiegelung der in Wolfenbüttel aufgehenden Größe durch einen wackeren, urtheilsfähigen Mann, der zunächſt vergeblich nach einer Formel für dieſe incommenſurable Erſcheinung ſucht und dem kleinſtädtiſchen Beamtengeiſt durch die Vergleichung mit dem ſchwer zu erſetzenden Hugo ein Opfer bringt, aber die großen Züge ſeines Gaſtes ſcharf faßt, allmählich auch die harmloſe, kindliche Güte liebgewinnt und nach einem weiteren aufſchlußreichen Geſpräch doch die prägnante Formel für Leſſings Geiſt und Gemüth trifft. Wir ſehen Leſſing verbindlich auftreten: es liegt etwas Siegendes in dieſen Zügen und dieſer feinen, zwangloſen Haltung, das nichts von Magiſterthum und Bibliothekenſtaub weiß und nicht ſofort den deutſchen Gelehrten ankündigt; er entfaltet das gewinnendſte geſellige Benehmen, lehnt die Frage nach ſeinen dramaturgiſchen Schriften mit gewohnter Nachläſſigkeit und Geringſchätzung ab und verſucht nichts weniger als durch gelehrte Anſpielungen ſich vor dem gegen eingeſchobene Litteraten etwas miſstrauiſchen Beamtenthum Wolfenbüttels für ſeinen Poſten zu legitimiren.

Aber ein Zufall macht ihn reden von dem, was seinen rastlosen Geist bewegt, und man lauscht nicht nur dem klaren Meister des Wortes, sondern erkennt nun auch in dem sicheren Weltmann, der für ein militärisches Kleid geboren schien, den gelehrten kritischen Theologen, man bewundert sowol die Bildung als die Charakterstärke des unruhigen Genies, das so wenig Muße übrig hat und so große Pläne reif in sich trägt. Ob der wol lange hier bleibt? fragen die Wolfenbüttler bescheiden.

Lessings feurige Mittheilungen im Weghause, dem beliebten Stelldichein zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel, flossen aus der frischen Freude an einer Sammlung, die für Theologie, Philologie und Geschichte dem kundigen Sucher reiche Ausbeute versprach und deren Druckwerke und Autographa der Reformationszeit sammt Cranachs durch kräftige Charakteristik ausgezeichnetem Lutherbilde dem schon zu lange solchen Gegenständen entfremdeten Jünger der Kirchengeschichte eine hohe Aufgabe vor Augen stellten, das alte Lieblingsthema seines greisen armen Vaters. Hoffnungsvoll nistete er sich ein in dem hohen, zwar gefährlichen und kalten, aber durch die weite, übersichtliche Anlage und den pomphaften Schmuck großartig wirkenden Holzbau der Anton-Ulrichschen Rotunde. „In der That" sagt O. v. Heinemann, der berufene Geschichtschreiber des Schlosses und der Bibliothek, „läßt die Idee des ganzen Baues nicht nur in Bezug auf Schönheit, sondern auch auf Zweckmäßigkeit kaum etwas zu wünschen übrig. Der große schöne Mittelraum mit seinen imposanten Pfeilerstellungen, der in einer Länge von neunzig und in einer Breite von siebzig Fuß sein Licht von oben durch die Fenster der ihn krönenden Kuppel erhält, die denselben in zwei Stockwerken umschließenden Umgänge, welche eine bequeme und zweckentsprechende Aufstellung der Bücher ermöglichen, die acht Eckzimmer, welche, je vier in jedem Stock, zur Unterbringung einzelner gesonderter Theile der Bibliothek passenden Platz bieten, der würdige, ja großartig-stattliche Eindruck des Ganzen, alles dieses macht dem Geschmacke und dem praktischen Sinne des Baumeisters (Korb) alle Ehre." Und nun der Inhalt dieses trotz der Vergänglichkeit seines Materials so herrlichen Schatzhauses! Cimelia von unberechenbarem Werthe, Prachtstücke deutscher und romanischer Miniaturkunst, ein durch Alter und Umfang verblüffender Handschriftenbestand an Prosai-

kern und Poeten des Alterthums, gothischen Fragmenten und altdeutschen Werken, theologischen Tractaten, Chroniken, Correspondenzen, eine bis in die ersten Anfänge zurückreichende einzige Folge von Incunabeln der Buchdruckerkunst und, ohne Übertreibung, die umfassendste litterarische Illustration des gesammten Reformationszeitalters. Ehrfürchtig beschaut der Besucher die riesigen, mittelst einer Kurbel zu drehenden Katalogfolianten, in denen der hohe Stifter mit der Hingebung des echten Liebhabers Erwerb auf Erwerb eingezeichnet hat. Nachdem schon das sechzehnte Jahrhundert bedeutende Anfänge einer noch unbeständigen Wolfenbüttler „Liberey" gesehen hatte, ward im Januar 1644 während langsam verrauschender Kriegsstürme Herzog August durch den Transport seiner zahl- und werthreichen Druck- und Handschriftenbände der Gründer einer unvergänglichen neuen Bibliothek. Sein eigner Bibliothekar, weihte dieser vielseitig gelehrte Bibliophile was er nur an Zeit und Geld sparen konnte so unermüdet wie umsichtig den geliebten Büchern. Darum kann Lessing ihm nachrühmen: „Die meisten Bibliotheken sind entstanden: nur wenige sind angelegt worden; und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, wie Augustus, in einer ununterbrochenen Reihe von nahe fünfzig Jahren beeiferte." Und er nennt weiter seinen Herren, Herzog Karl, den zweiten Gründer der Bibliothek, denn die stolzen und liebevollen Worte, womit Augusts Testament die wolgeordneten Früchte unglaublicher Arbeit und schweren Aufwandes als einen „unermeßlichen Schatz des ganzen Landes, auch Zierde unseres ganzen Hauses" den Nachfolgern auf ihr Gewissen anbefahl, wurden nie ganz in den Wind geschlagen, wenigstens durch glückliche Gelegenheitskäufe planlos geachtet und dann von Karl durch gewaltige Zuweisungen und Reformen rühmlich eingelöst. Für lächerliche Sümmchen Handschriftenstöcke, wie den des Flacius, den Weißenburger, den Gudischen zu gewinnen erlaubte freilich die vorgeschrittene Zeit nicht mehr, aber man kaufte den Nachlaß einzelner Gelehrten, und besonders was im Privatbesitz von Prinzen zerstreut und todtes Capital war, wurde nutzbar als Theil des großen Ganzen. Keine Bibliothek habe im achtzehnten Jahrhundert so viele und so wichtige Beiträge zu so mancherlei Theilen der Gelehrsamkeit geliefert als die Wolfenbüttler, schreibt Lessing, eigene „Beiträge" unternehmend, zur Freude des Herzogs, der seinem neuen Diener bald herz-

lich dafür danken kann, „daß Er es weder Fleiß noch an Bemühungen fehlen läßt, die ihm anvertraute Bibliothek berühmter zu machen."

Zwischen dem erlauchten Bibliothekar August und Lessing hatten außer unthätigen Beamten und untüchtigen Kalmeusern auch emsige Gelehrte wie Burckhard, der Erforscher der Humanistenzeit, u. a. des Amtes in der Rotunde gewartet, einige Jahre hindurch, nicht bloß zum äußerlichen Glanze des Institutes, sogar Leibniz. Lessings unmittelbarer Vorgänger war mit seinem Berufe nicht enger verwachsen, hatte aber die in Wolfenbüttel fast immer bethätigte Liberalität aufrecht erhalten und nicht gleich anderen Hofbibliothekaren nur wie der Hund vor dem Heu gelegen. Nun übernahm der gefeiertste Litterat Deutschlands das Regiment, ein Bibliophile von Jugend auf, aber kein staubfressender Bücherwurm, ein Polyhistor, aber kein Zettel- und Notizensammler. Er brachte viele der vornehmsten Gaben mit, deren ein Bibliothekar höheren Ranges nicht entrathen darf, als eine sehr ausgebreitete Litteraturkunde, eine erstaunlich vielseitige Sachkenntnis, einen höchst findigen Spüreifer, ein schönes Pflichtgefühl gegen jeden würdigen Gesuchsteller, überhaupt Drang und Vermögen mit allen ihm anvertrauten Gütern zu wuchern. „Nur diejenigen sind mit den Schätzen, die sie unter ihrer Verwaltung haben, zurückhaltend und neidisch, die sie selbst nicht zu brauchen wissen" hatte er früher einmal an einen gefälligen Custos geschrieben; jetzt ward ihm dieser Satz zur eigenen Losung. Er setzte einen Stolz darein durch Verlehnung und Auskünfte den Wolfenbüttler Reichthum zu verbreiten. Der Etat für die Neuanschaffungen war leider gering und wurde von Lessing wesentlich im theologischen Interesse aufgebracht; sein Nachfolger vermißt das frische Wasser im alten Wolfenbüttler Salzmeer, aber Lessing war mit dem Erbe der Vorzeit mehr als zufrieden. Er fand fast immer was er suchte und oft was er nicht suchte und sich nie da zu suchen hätte einfallen lassen. Dergestalt Entdecker und Finder, konnte er im eigenen und fremden Interesse alle Räume durchwühlen um sich irgend eine Gewißheit zu verschaffen, mit dem peinlichsten Fleiß Kataloge und Bücherreihen zur Controle einer verdächtigen bibliographischen Angabe mustern, jeden eingestaubten Schrein auf seinen Inhalt prüfen. Hübsch anschaulich erzählte er dann dem Leser seiner „Beiträge", wie er zufällig ein ver-

kramtes Manuscript unter ausgemerzten Kupfern und Karten in einer abgesperrten Truhe, deren Schlüssel verloren war, nur dank der Neugier „einen längst beiseite gesetzten Kasten zu durchstankern" ausgegraben habe, oder er verkündigte mit lautem Selbstbewußtsein der litterarischen Welt: „Nicht Wien, sondern Wolfenbüttel besitzt ihn, diesen Schatz. Bei uns muß ihn der Gelehrte suchen." In der Hitze begegnete es ihm wol, daß er dasselbe Manuscript, dessen Titel und Nummer er im Katalog vermißte, seinerseits ausführlich erörterte ohne die Lücke des Verzeichnisses auszufüllen. Er ordnete und bestimmte eine Fülle von Kupferstichen, die er nach Braunschweig ablieferte ohne eifersüchtig die Habe seiner Anstalt zu bewachen. Die alltäglichen Obliegenheiten des Bibliotheksdienstes ermüdeten und langweilten ihn. Er überließ das dem Secretär v. Eichin, seinem zweideutigen Factotum, einem entlaufenen Mönch, und gab Pläne, welche jahrelange Arbeit erforderten, wie eine neue Aufstellung und Katalogisirung, nach kurzen Anläufen wieder auf, und was vielleicht seinen ausgezeichneten Vorgesetzten Herrn v. Praun im Interesse des Dienstes oder aus anderen Gründen eine banausische Dienerseele verdroß, wird ihm kein Schätzer der höheren Rechte und Pflichten eines Genies vorrücken. Er war nicht angestellt worden um alle von Hugo hinterlassene Unordnung aufzuarbeiten, sondern um besseres zu thun, und sein bloßer Name hätte der Bibliothek viel von dem Ruhme verliehen, den sein bibliothekarischer Verkehr mit Gelehrten und seine bibliothekarische Schriftstellerei ihr überall sicherten.

„Alles was in unserer Bibliothek ist, steht jedem zu Dienste, der es brauchen kann" erklärt Lessing. Mit einer Ausnahme ist er diesem Princip treu geblieben, so daß Heyne und Reiske seine Zuvorkommenheit nicht laut genug preisen konnten. Selbst auf die Vermittelung von Helmstedter Manuscripten erstreckte sich seine Gefälligkeit, die mit keiner mühsamen Nachforschung und Mittheilung kargte, zur Hilfe für gelehrte Collegen jede Schreibunlust überwand und auch den frommen Betrug nicht scheute etwa eine nur im Lande zu benutzende Handschrift außer Landes zu schicken, weil Gelehrte, die einander dienen wollen, alle in einem Lande leben. Die Briefe an Reiske besonders zeigen einen bei Lessings vielbeschäftigter Thätigkeit und Unruhe doppelt anzuerkennenden Diensteifer. Sein bibliothekarisches Druckwerk öffnete eine Art

Sprechſaal, worin Leſſing Anfragen erſchöpfend beantwortete, Probleme ſtellte und löſte. Von vornherein berückſichtigte der Wolfenbüttler Schriftſteller vollauf die höchſten Gebote ſeines neuen Amtes: „Zudem" ſchreibt er nach ſeinem erſten Hermaion „zudem wollte ich mich gerne als einen ſolchen Bibliothekar ankündigen, dem nicht alles und jedes gleichgiltig ſei, was nicht in ſein Lieblingsſtudium einſchlägt, um ſchlechterdings keine Art von Gelehrten abzuſchrecken, ſich der Bibliothek durch mich zu bedienen"; oder er ſagt öffentlich nach der Beſprechung eines auf Orientalia bezüglichen und die Kenntnis des Türkiſchen fordernden Manuſcriptes, er habe davon nur als Bibliothekar gehandelt, dem es erlaubt ſei über Werke zu reden, die er nicht verſtehe.

Niemand hat die aufgethürmten Sandhaufen todter Gelehrſamkeit mehr verachten dürfen als der wahrhaft gelehrte Leſſing. Wie die Franzoſen ſeit dem weiſen Montaigne den savant und den sage, den plus savant und den mieux savant ſchieden, ſo bekennt Leſſing: „Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrſamkeit. Eigene Erfahrung iſt Weisheit. Das kleinſte Capital von dieſer iſt mehr werth als Millionen von jener" und wieder „Ich bin nicht gelehrt — ich habe nie die Abſicht gehabt, gelehrt zu werden — ich möchte nicht gelehrt werden, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles wonach ich geſtrebt habe, iſt, im Falle der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können." Dieſe hoheitvollen Sätze, welche das Werthverhältnis von einzelnen Kenntniſſen und dem geiſtigen Bande der Erkenntnis beſtimmen, muß ſich gegenwärtig halten wer die in Hamburg begonnenen, für den bibliothekariſchen Polyhiſtor ſo intereſſanten Collectaneen Leſſings durchblättert. Sie können ſonſt leicht den Eindruck einer krauſen und ziemlich altmodiſchen Vielwiſſerei hervorbringen, denn dieſe Leſefrüchte — „Gelehrte Kretze" wollte Leſſing einmal eine Miscellenſammlung nennen — bieten außer maſſenhaften antiquariſchen und philologiſchen Beobachtungen und Vermuthungen die bunteſten Notizen zur europäiſchen Gelehrtengeſchichte, neben Excerpten aus Winckelmann die faſt paroditiſche Frage, ob Diogenes in einem irdenen oder in einem hölzernen Faſſe gewohnt habe, neben litterariſchen und politiſchen Adverſarien Curioſa über Flugmaſchinen und Alchymie, über das Küſſen, Nieſen, Riechen, über Tabackrauchen und Syphilis, über Phyſiognomik und Geburtshilfe,

über wunderbar organisirte Menschen; kurz, unser „gelehrter Landstörzer" pflückt jedes Gräschen auf seinem staubigen Wege. Man erkennt noch immer den Verbesserer des Jöcher, den Schüler Bayles. Aber Lessing, interessirt für dergleichen Sammelsuria, überschätzt ihren Werth an sich nicht, er treibt eine von unfruchtbaren und paradoxen Auswüchsen nicht freie Mikrologie nur um überall festen Boden für größere Arbeit unter seinen Füßen zu haben und schüttet nicht ohne Wahl Stroh und Körner von dieser Ährenlese vor der Welt aus, sondern hegt und prüft die Ernte im Stillen, immer durchdrungen von jenem Unterschied zwischen dem mechanischen Lernen und dem eigenen, freien Forschen. In diesem Sinne stellte er mit der Charakteristik des wahren Gelehrten Reimarus sein Ideal auf: „Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen und jeden Pfad desselben zu finden wissen, sobald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten". In diesem Sinne durchstreifte Lessing das reiche Wolfenbüttler Revier, wo er bald seinem scharf umherspähenden Auge, bald dem glücklichen Zufall Fünde dankte, denen seine bibliothekarische Polyhistorie ihrem Werthe gemäß die rechte Fassung gab. Er wollte nach der „Emilia Galotti" „etwas gescheiters" thun, d. h. er wollte zeigen, daß er der Mann sei die Guelferbytana zu nutzen. Die Haupturkunde dafür sind die sechs von 1773 bis über Lessings Tod hinaus erschienenen „Beiträge": „Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel."

Voraus ging gleich im ersten Jahre als hochbedeutendes theologisches Hermaion die Untersuchung über Berengars verloren geglaubten Tractat vom Abendmahl, der wie alle theologischen und philosophischen Beiträge einer späteren zusammenfassenden Betrachtung vorbehalten bleibt. Alle diese Stücke vom Berengar an sind mit feinster strategischer Berechnung ausgerüstet und ausgeschickt worden: der alte scholastische Aufklärer und Leibniz, ein der „Rettung" werth geachteter Irrgänger des siebzehnten Jahrhunderts und ein zum Sturmbock erkorener Radicaler des achtzehnten reichen einander planvoll in diesen Lessingschen Schriften die Hand, die übrigens manches Lose und Geringfügige enthalten. Aber auch das Kleinste kann die wissenschaftliche Überlieferung dankenswerth ründen, und wenn Lessing den Philologen

Ergänzungen der Anthologie oder mit scharfsinniger Kritik der Verfasserschaft das Gedicht eines Byzantiners auf die pythischen Bäder oder gar Nachträge zu einem astrologischen Machwerk des fünfzehnten Jahrhunderts mit ein paar geistreichen culturgeschichtlichen Aperçus auftischte, gab er allen hochnäsigen Feinschmeckern folgendes zu bedenken („Ergänzungen des Julius Firmicus"): „Was die Welt einmal hat, muß sie so ganz als möglich, so ganz, als es ihr vom Anfange bestimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntnis der Welt gebracht worden, muß sie so genau, so zuverlässig wissen können, als möglich, oder es wäre ebenso gut, daß sie jenes gar nicht hätte und dieses gar nicht wüßte. Nach dieser Regel wünschte ich die einzelnen Aufsätze in meinem Beitrage geschätzt zu wissen und nicht nach ihrem Nutzen, den sie gar wol haben können, ohne daß er sofort und Allen in die Augen fällt: noch weniger nach einer Unentbehrlichkeit, die sich noch bei viel wichtigern Dingen nicht findet."

Mehrere Fünde zogen Lessing auf das lange gemiedene Feld der Geschichte. 1628 hatte der Orientalist W. Schickard zu Tübingen eine ottomanische Genealogie in Druck gegeben, welche sich auf ein riesiges türkisches Stammregister stützte, das ein Ulmer Rathsherr, Veit Marchtaler, vor Jahren bei der Plünderung einer Moschee als Beute fortgerafft hatte. Dieser Schickard-Marchtalersche „Tarich Beni Adam", durch Herzog August von dem Sohne des schwäbischen Kriegsmannes angekauft, wurde von Lessing aus einer alten Kiste ans Licht gezogen, seine Geschichte, die Art der fragmentarischen Verwerthung durch Schickard, die Spuren der Rolle bei dem berühmten und schwergelehrten, diesmal jedoch irre geführten Ludolf, der Werth dieses Registers als historischer Quelle auseinandergesetzt. Ein Gegenstand von sehr begrenztem Interesse, nur ein paar Historikern und Orientalisten werth, aber reizvoll behandelt, da wir mit Lessing in dem Kasten wühlen und in der Litteratur weiter suchen, finden und auch nicht finden, mit ihm Antworten ertheilen und bibliothekarische Fragen erheben dürfen und so selbst hier einen dramatischen Genuß finden. Auch ein persönliches Moment, wie denn die meisten Wolfenbüttler Arbeiten eigentlich Gelegenheitsschriften für gewisse Freunde oder Feinde sind, macht sich geltend: der Aufsatz ist ein Geschenk, zugleich ein Ehrenmal für den braven Reiske, der in der Geschichte unserer classi-

schen und semitischen Philologie als ein Gelehrter von rührender, opferwilligster Unverdrossenheit, ehernem Fleiß, erstaunlicher Productivität in den kargsten Verhältnissen dasteht und dessen kindliches Gemüth im Gelehrtenelend niemals verzagte. Er, der wie ein χαλκέντερος darbend gearbeitet und obendrein den Hohn seichter Schwätzer gehört hatte, verdiente und brauchte mehr als irgend jemand den öffentlichen Zuruf der Edlen. „Man denke an Abulfeda und Reiske!" ruft Lessing in seinem kleinen Excurs über einen von Reiske besorgten arabischen Text „an diesen einzigen Mann, der allein, bei der kleinsten Unterstützung, in diesem Felde der Gelehrsamkeit auf einmal Engländer und Franzosen ebenso weit würde hinter sich gelassen haben, als diese vor den Deutschen nun noch voraus sind! An diesen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu werden braucht, um sich von einer ebenso undankbaren Anbauung eines andern Feldes wieder in dieses zu wenden!" So griff Lessing nach den Klotzischen Händeln den Gelehrten unter die Arme, stand einem Burmann mit Nachrichten über Gudische Manuscripte bei, einem weimarischen Philologen mit genauen Auskünften über mönchische Poesien derselben Handschriften, folgte einem undankbaren Braunschweiger in die verworrene Überlieferung des falschen Demetrius und unterwies den fernstehenden Unbekannten so willig wie den lieben Professor Reiske für dessen attische Redner. Was den jugendlichen „Rettungen" die starke ethische Würze giebt, diese selbstlose Advocatur für das Verkannte, ist den „Beiträgen", ganz abgesehen noch von Adam Neuser, bescheidener eigen: Lessing erhebt seine Stimme nicht bloß für den befreundeten Zeitgenossen Reiske, sondern in der nach damaligem Stande der Dinge fortführenden, nach heutigem Material ganz veralteten Spende „Marco Polo, aus einer Handschrift ergänzt und aus einer andern sehr zu verbessern" ist ihm der alte italienische Übersetzer des großen Reisenden, Ramusio, „dessen Verdienste um das Werk des Polo man entweder nie recht erkannt oder vielleicht schon längst wieder vergessen hat", wahrhaft sympathisch gegenwärtig geworden, und die dem Tarichauffatz stilistisch nachstehende Abhandlung, aus bibliographischen und fördernden chronologischen oder geographischen Anmerkungen, Einzelcapiteln und Parallelterten locker gefügt, erhält einen persönlichen Hauch durch eine solche Wiederbelebung und durch das menschliche Bedauern, daß der

gute Ramusio unter der Bank liegt, während unzuverlässige Gewährsmänner ihren Credit behalten. Der Interpret bekümmert den bibliothekarischen Beiträger offenbar mehr als Marco Polo mit den Seinen selbst und die Durchforschung Persiens, sowie ihn Schickard und Ludolf mehr bekümmerten als die Khalifengeschlechter, die Herren Müller und Schlözer mehr als der Charakter des Demetrius. Anderes ist trockenstes Anekdoton mit etlichen Glossen wie eine Ergänzung der „Flandrischen Chronik", verfehlte geographisch-linguistische Deutung wie die Erörterung von „Maranjon", welche dem „ein wenig sehr spanischen Raisonnement" eines älteren Reisebeschreibers leider trotz der Hilfe des benachbarten Rectors Leiste ein zu unsicheres Spanisch entgegenstellt, überflüssiger Aufwand wie die Mittheilungen aus und über „Erasmus Stella." Da erst vor sechs Jahren das Autographon dieses schwindelhaften Antiquars und Ethnographen aus dem 16. Jahrhundert, dürftiges Zeug über die Elb- und Saalgegenden, abgedruckt worden war, hätte sich Schmid die Abschrift der Wolfenbüttler Copie und Lessing die Würdigung des auch als Neuigkeit ärmlichen Fundes sparen können. „Es ist zuverlässig eine bisher noch ungedruckte Schrift" meldete sein Commentar, der sich durch den scharfsinnigen Nachweis einer noch unenthüllten Stellaschen Fälschung auszeichnet, an der Spitze — der Klotzianer Schirach lachte höhnisch über die Entdecker: Lessing kümmere sich mehr um die alten verlegenen Waaren seiner Bibliothek als um das, was von lebenden Gelehrten um ihn herum geschehe. Nach geraumer Zeit noch denkt Lessing trotz dem kritischen Vorsprung seiner Ausgabe mit Ärger an diesen Irrthum und den unbequemen Recensenten. Doch den Vorwurf der Kleinlichkeit, dessen was die vornehmen Romantiker im Vollgefühl ihres Geistreichthums Andacht zum Unbedeutenden nannten, rechnete er sich stets zur Tugend:

„Vitrea fracta dürfte bei dieser Aufschrift vielleicht ein Leser denken, der ekler ist, als ich ihn mir wünsche. Aber mit seiner Erlaubnis. Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dienet, dienet einem Andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein Anderer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öftrer die Schwäche seines Gesichts bekennen, als den Werth der Dinge schätzen. Ja, nicht selten geschieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug ist, einen andern einen Mikro-

logen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrolog ist, aber freilich nur in seinem Fache. Außer diesem ist ihm alles klein, nicht weil er es wirklich klein sieht, sondern weil er es gar nicht sieht; weil es gänzlich außer dem Sehwinkel seiner Augen liegt. Seine Augen mögen so scharf sein, als sie wollen, es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine große Eigenschaft. Sie stehen ihm ebenso unbeweglich im Kopfe, als dieser Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe steht. Daher kann er nichts sehen, als wovor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Überschauung eines großen Ganzen so nothwendig sind, weiß er nichts. Es gehören Maschinen dazu, den schwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden; und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wieder aus dem Gedächtnisse".

Es ist eine kunsthistorische Untersuchung, welche Lessingen den Anlaß zu diesen vielberufenen Worten giebt, und die petronischen oder Liscowschen „Glasscherben" citirt er mit um so treffenderer Ironie, als es sich um „Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau" handelt. Wie Lessings Forschungen zur alten Kunstgeschichte fast nirgends der Autopsie, sondern einem theoretisch-aesthetischen und litterarischen Anstoß entspringen, so hat ihn auch in der neueren Kunstgeschichte keine forschende Anschauung von Gegenständen, sondern die Prüfung gedruckter oder handschriftlicher Berichte über solche Gegenstände angetrieben. Der verdiente Dresdener Kunstforscher von Heinecken hatte in französischen und deutschen Schriften über Bücherdruck, Holzschnitt und Kupferstich der Biblia pauperum genannten Bilderbibel seine Aufmerksamkeit gewidmet. Den Ursprung dieser Blätter, welche die Wolfenbüttler Bibliothek in rarsten Exemplaren von 1470 und 1475 besaß, glaubte Lessing aus Büchern und Handschriften eben dieser Bibliothek überraschend nachweisen zu können. Man spürt dem lebendigen Vortrag die Freude des Findens an, denn kein fertiges Gespinnst bringt Lessing zu Markte, sondern wir sollen ihn am Webstuhl seine Fäden schlagen sehen. Ganz richtig erkannte Reiske auch in den „Beiträgen" den großen Dramatiker, der einen desperat verfitzten Knaul erst auf eine bängliche Weise fest zuschlinge und ihn dann ohne Reißen durch behutsames und glückliches Entwickeln so sanft löse, daß die Katastrophe sich ganz natürlich ergebe und der Knoten ganz gemach

aus einander gehe. Wir beobachten nun hier diesen Dramatiker nach beendeter Lectüre Heineckens bei der Arbeit und verfolgen, wie weit er nach und nach auf seiner Suche kommt. Ein ganzes Itinerar breitet sich aus, wo denn die Geschichte der Reise fesselnder scheint als das Ziel, oder nach Lessings Worten die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, ebenso viel werth, ebenso lehrreich ist wie die Sache selbst. In des Crusius lateinischer Kunde von der Stiftung jenes schwäbischen Klosters, dem Uhlands Sagenpoesie so glücklich genaht ist, stößt Lessing auf eine knappe Nachricht über vierzig correspondirende Fenstergemälde des Kreuzganges, typisch und antitypisch den beiden Testamenten abgewonnen, in je drei Felder getheilt, mit Prophezeiungen verbrämt, an Zahl und Anlage den Blättern der Armenbibel völlig gleich. Er sucht weiter in den Annalen des Crusius und Trithemius, ohne nähere Aufschlüsse zu finden, bis ihm der Doctor Johann Parsimonius oder Karg, aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, mit einer ausführlichen, gerade den Bildern sehr genau zugewandten Beschreibung so entscheidend wie möglich zu Hilfe kommt. Lessing wußte von diesen Manuscripten, er las sie nach und reproducirte zwei der „wörtlichen Handrisse", woraus die Übereinstimmung mit jenen Holzschnitten unwiderleglich folgt. Dann aber scheint, wie Reiske sagen würde, der Knaul desperat versitzt: die Biblia pauperum, deren drei gothische Segmente schon für die Abstammung von gothischer Architektur zu sprechen scheinen, soll der Hirschauer Glasmalerei treulich gefolgt sein, und dem widerspricht die chronologische Angabe des Crusius. Und wenn Lessing auch den Crusius eines Irrthums überführt, so beweist ihm doch Trithemius, daß die Auszierung des Hirschauer Kreuzgangs erst nach den vierzig Holzschnitten fällt. Sonach wäre Lessings Spiel verloren, wenn er nicht mittelst neuer Combinationen von anderen Holzschnittsuiten und Fenstergemälden und durch die nothwendige Hypothese, der Abt des Trithemius habe die Bilder nur erneuert, seine scharf gedachte und elegant dargelegte Meinung rettete. Einem angehängten Excurs über den Namen der Biblia pauperum und eine gleichbetitelte „homiletische Schwarte" fehlt die Frische und Bündigkeit des Haupttheiles, während ein weiterer Aufsatz über „Des Klosters Hirschau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteste Schriftsteller" sowol Lessings erstaunliche Belesenheit und Emsigkeit in das hellste

Licht setzt, als auch besonders dem liebgewonnenen Parsimonius werthvolle Details für die Hirschauer Geschichte abgewinnt. Der ersten, ungleich anziehenderen Abhandlung wird das Verdienst, das einzelne Thema mit glänzendem Geschick gefördert und der ganzen, noch so dilettantisch sammelnden Kunstgelahrtheit die Leuchte einer strengen wissenschaftlichen Methode vorangetragen zu haben, durch die Resultate der jüngsten Jahrzehnte nicht geschmälert. Es ist nämlich erwiesen, daß die Drucke der Biblia pauperum von viel älteren Bilderhandschriften abstammen und Codices zu Wien und St. Florian aus dem Ende des dreizehnten oder dem Anfang des vierzehnten Säculums die Unwandelbarkeit dieses geschlossenen Typenkreises ohne die geringste Abweichung durch einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrhunderten außer Zweifel stellen, daß aber die Glasfenster des Hirschauer Kreuzganges nur als ein spätes Beispiel der langen Reihe, keineswegs als Archetypus für die Holzschnitte erscheinen.

Ähnlich steht es um die zweite kunsthistorische Arbeit, welche Lessing, durch den eben besprochenen Erfolg angefeuert, aus den Wolfenbüttler Manuscripten schöpfte: „Vom Alter der Oelmalerei aus dem Theophilus Presbyter," 1774 selbständig herausgegeben; der gesäuberte Text folgte erst 1781. Diese Arbeit, knapp und klar aus einer rasch fortschreitenden Darstellung und gelehrten Anmerkungen zusammengefügt, bietet einen erheblichen Beitrag zur Geschichte der Kunsttechnik des Mittelalters, indem sie überhaupt das Studium der Quellen anregt und in einem gegebenen, besonders wichtigen Fall ein allgemein nachgesprochenes Axiom des Vasari an der Hand eines älteren, zuverlässigeren Führers umstoßen will. Die Ölmalerei galt schlechterdings für eine Erfindung des altflandrischen Meisters Jan van Eyck — von dem größeren Bruder Hubert sprach man kaum — dem Antonello da Messina das Geheimnis abgelockt haben sollte; eine Sage, die aus manchen Gründen Lessings Zweifel weckte. Nur schien es ihm mislich den zur fable convenue gewordenen Ruhm eines Erfinders mit bloßen Vernünfteleien zu bestreiten, so lange der Verdächtigung sichere Beweise fehlten. „Meine Beweise sind klare, deutliche, unverdächtige, unwidersprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter"; sie sollen das Alter der Ölmalerei um Jahrhunderte hinaufrücken, denn die beiden Eyck malten in der zweiten Hälfte des vier-

zehnten und im ersten Viertel des fünfzehnten, der Wolfenbüttler Codex der Schedula diversarum artium aber, worin der Ölmalerei schon Erwähnung geschieht, gehört dem zehnten oder elften, und der Verfasser, wenn anders er in Tutilo von St. Gallen richtig erkannt ist, dem neunten Jahrhundert an. Lessings behutsame Argumentation behauptet denn doch zu viel: allerdings hat Lessing sich alle Mühe um einen festen philologischen Untergrund gegeben, die Leipziger oder „Pauliner" Handschrift herangezogen und richtig taxirt, auch einen jungen Pariser Codex nicht übersehen, trotz sehr verzeihlichen bibliographischen Irrthümern das Verhältnis des wiederholt aufgelegten Lumen animae, worin Theophilus citirt wird, zur Schedula in dem einen Hauptpunkt richtig aufgefaßt, über den sogenannten Anonymus Muratorii treffend abgeurtheilt, aber sein vornehmstes Manuscript stammt erst aus dem zwölften Jahrhundert, und seine, auch sprachlich verunglückte, Identification von Theophilus und Tutilo ist in keiner Weise zu halten. Der neueste Herausgeber Ilg sucht den Verfasser der Schedula und des Breviarium kühn in einem Benedictiner Rugerus oder Rogkerus, der um 1100 im Kloster Helmershausen der Goldschmiedekunst oblag. Ohne Zweifel war Theophilus ein im Kunsthandwerk wol erfahrener Kleriker. Er giebt trockene Anleitungen zur Glasbereitung, mit der Ofenconstruction beginnend, verfolgt die Metalltechnik besonders für die Kirchengeräthe als da sind Kelche, Kandelaber, Rauchfässer, Meßkännchen, Kreuze u. s. w. und handelt im ersten Buche seines „alten Tröfters," wie Lessing mit guter Laune sagt, von verschiedenen Farben, Firnissen und Leimen: „Die Ölmalerei wird darin gelehrt, bis auf die Bereitung des Öles selbst gelehrt." Ist dem so, dann behält Lessing Recht, mag er auch chronologisch gefehlt haben. Und wenn Lessing das zu getrost für wirkliche Ölmalerei nahm, was in den drei einschlägigen Capiteln des Theophilus streng genommen nur eine Art Anstrich oder Firnis bedeutet, wenn eine neue Epoche doch an Hubert und Jan van Eyck anzuknüpfen ist, welche dem Farbenkörper Öl beimischten, wenn endlich auch diese Meister bei stark vorwiegender Temperatechnik immer noch keine moderne Ölmalerei übten, und diese sich erst seit dem Ausgang des fünfzehnten, dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts neben der Temperamalerei allmählich im Süden wie im Norden auszubreiten begann, so verbleibt der gelehrt und scharf durchgeführten Untersuchung Lessings doch die

Ehre, einen der wichtigsten Tractate zur Kunsttechnik des Mittelalters philologisch erschlossen, die Spuren desselben in der Litteratur kundig verfolgt, das Alter der Anwendung von Öl in der Malerei zurückdatirt und die landläufige Anekdote, als sei die Öltechnik von Einem Mann auf Einen Schlag entdeckt worden, mit gesundem historischen Sinn bestritten zu haben. Die Glashütten Seiner Durchlaucht konnten freilich nicht, wie Lessings Begleitbrief zur Abhandlung andeutet, dem alten Theophilus Handgriffe und Vortheile ablernen, aber in der Kunstgeschichte war ein tüchtiger Schritt gethan.

Diese exacte umsichtige Methode trug Lessing auch in die Behandlung der alten und jüngeren deutschen Litteratur, als er zu Wolfenbüttel verjährte Pläne wieder aufhob und neue ins Auge faßte. Zunächst, als eine Gabe für Zachariä, mit einer Einleitung in Briefen „Gedichte des Andreas Scultetus" 1771, die ihn schon vor den Logaustudien angezogen hatten. Der junge Schlesier gehört zu den wenigen erträglichen Poeten des Opitzischen Zeitalters. Bevor sein Übertritt zur katholischen Kirche ihn verstummen ließ, hat er in manchen Versen ein echtes Pathos angeschlagen, obwol seine „Österliche Triumphposaune" gleich im Titel dem allgemeinen Schwulst verfällt und auch bei ihm forcirte Hitze mit gelehrter Kälte wechselt. Lessing schlägt die Begabung seines Schützlings wol ein wenig zu hoch an; die Erinnerung an gemeinsame Scultetuslectüre mit einem theuren Todten erweicht ihn: er meint, der einzige Umstand, daß Kleist eine Stelle jenes fast ganz verschollenen Dichters nachgeahmt habe, genüge, die Welt für den Andreas Scultetus einzunehmen. Mit besonderer localpatriotischer Genugthuung begrüßten die treuen Breslauer Freunde Lessings Spende zur schlesischen Litteratur, und wie Lessing fortan die Bemühungen der Braunschweiger um Tscherning, Warneck u. s. w. theilnehmend förderte, so dankte der wackere Klose dem Mann, „der meine höchste Bewunderung und Liebe" verdient, gleich Jachmann und Arletius durch Nachlesen zum Scultetus. Auch einem älteren Stück in Lessings erstem „Beitrag" sandte er eine Ergänzung nach, der „Nachtigall" den „Klaggesang der Nachtigall". Lessing hatte das vernachlässigte Gebiet des historischen Volksliedes eifrig aufgesucht, wo dann Eschenburg so rüstig erntete, und ein an poetischem Gehalt ziemlich geringes Reimpaargedicht aus den Grumbachschen Händeln wieder

abgedruckt und beleuchtet. Er erkannte den Werth dieſer großen Gattung, legte ſich Sammlungen an, verzeichnete die Pauſen der amatoriae cantilenae, ſtreifte den Übergang vom Minneſang zu den Meiſterſingern und die Metrik der letzteren und beutete unter anderm die Limburger Chronik als die vollſte Quelle für den weltlichen und geiſtlichen Volksgeſang des vierzehnten Jahrhunderts Jahr für Jahr aus, ohne doch zu einer bedeutenderen Publication vorzuſchreiten. Seine Liebe zur Popularpoeſie war ſeit den Tagen der Litteraturbriefe, wo er dem leidenſchaftlichen Lappen, der ſanften Litthauerin gelauſcht hatte, enger geworden, aber doch nicht erſtorben, während Herder und die Jüngeren theils auf allen Fluren der Welt unverwelkliche Blüten laſen, theils immer lauter nach einem deutſchen Percy riefen. Die enthuſiaſtiſchen Offenbarungen Herders machten Epoche und beſtärkten namentlich Bürger in ſeinem Vorhaben einer vaterländiſchen Sammlung, für die er geniemäßig im „Herzensausguß über Volkspoeſie" mit ebenſo viel ſchöner Begeiſterung wie ärgerlicher Übertreibung gegen Kunſtpoeſie und Aeſthetik Reclame machte. Dieſer Aufſatz und Aufruf „Daniel Wunderlichs" gab dem platten Geniefeind Nicolai 1776 Anlaß zu zwei Jahrgängen einer Parodie, deren Hohn wie bei den „Freuden Werthers" nur auf ſein eigen Haupt zurückfällt: „Eyn feyner kleyner Almanach vol ſchönerr echterr liblicherr Volckslieder, luſtigerr Reyen, unndt kleglicherr Mordgeſchichten . . . herausgegeben von Daniel Seuberlich, Schuſtern zu Ritzmück ann der Elbe" in einer toll traveſtirten Orthographie und mit plumpen Ausfällen. Darin treffliche Stücke, z. Th. mit Melodien, mancher mundartliche Fund, neben behaglich hingeworfenen Zoten der rührendſte Ernſt, aber man kann keine Freude daran haben, weil der Urheber die Kleinode des Volkes nur aus niedriger Geſinnung dem Schutt entriß und die ganze Einkleidung den Spender als einen grinſenden Hohnnecker bloßſtellt. „Syngen denn" ſagt er in der unerträglichen Vorrede von 1778 von den ſchwelgenden Genies „ſatt vnndt ſelig, eyn Volkslied vom feynen Liebchen oder von Geſpenſtern, die ym Mondenſcheyn wancken, ſprechen Hon der kalten Vernunft, ſchelten uff die Cultur." Das iſts: der rationaliſtiſche Dünkel verblendet Nicolai gegen das Volkslied, das ihm nur gemeiner Handwerksburſchenſingſang iſt und von dem die „gelarten Hanſen" ihre Hand laſſen ſollen. Anders Leſſing. Er trennt ſich

auch in dieſer Streitfrage der Geniezeit freiſinnig von dem aberweiſen Berliner und der nüchternen Aufklärung. Seine Antwort auf Nicolais erſtes Bändchen war Schweigen, nicht ſein ſo häufiges Schweigen aus Läſſigkeit, ſondern ein beredtes Schweigen aus Verlegenheit und Ärger. Als ihn Nicolai im folgenden Jahre mahnte und um ſeine Mithilfe bei einer würdigen Schlußpolyglotte „für gelehrtes Volk" bat, gab Leſſing zwar einen alten Scherz, die Übertragung der zweideutigen Verslein „Schauteſt du denn nie Jungfer Lieschens Knie" u. ſ. w. ins Griechiſche, Lateiniſche und Engliſche hin, bemerkte aber kurz, weiteres ſei ihm entfallen, ſo daß der bornirte Freund ſich ſelbſt ein recht grobes Schlemperliedel ſuchen mußte. Leſſings ausweichende Worte, er fälle kein Urtheil über die „Schnurre", bedaure aber, da doch auch eine ernſte Abſicht dabei walte, den Mangel an Quellenangaben, hat Nicolai nicht beherzigt. Deutlicher ſagte ihm der nächſte Brief (20. Sept. 1777): „Etwas wirklich Gutes" könne Leſſing nicht einſchicken, denn „das wäre gerade wider Ihre Abſicht"; Nicolai verſpotte die Wichtigkeit einer Sammlung guter Lieder, und Leſſing empfiehlt deren Aufbewahrung als eine ſehr angelegene Sache; wenn Nicolai nach ganz verfehlten Producten ſtudirter alter Reimſchmiede verlange, ſo ſeien dergleichen Lieder gerade keine Volkslieder; „alſo hätte ich bloß auf ſolche Lieder aufmerkſam ſein müſſen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbelslieder nennen ſollte? Denn auf Vermengung des Pöbels und Volkes kommt der ganze Spaß doch nur an." Wie fern Leſſing von jener im achtzehnten Jahrhundert durch Litteratur und Leben ſo ausgebreiteten Misachtung des Volkes war, lehrt auf unſerem poetiſchen Gebiet außer der Lection an Nicolai auch das ältere, freundſchaftlich ſchonende Schreiben an Gleim, der 1772 wolgemeinte, aber ſaftloſe und altkluge „Lieder fürs Volk" herausgegeben hatte. Ganz anders als Gellert und Genoſſen verſteht Leſſing das ſogenannte Herablaſſen zum Volke, für deſſen fröhliche Armuth er herzliche, liebenswürdige Worte findet. Der gutmüthig verſelnde Volkslehrer und der ſpaßende Satiriker in Leſſings Freundeskreiſe waren beide gleich unfähig echte Volkspoeſie zu ahnen, in einem Jahrzehnt, das auf Herders „Volkslieder" ſtolz ſein darf. Bürgers Declamation wird auch Leſſing mißfallen haben, aber an Herder ſchrieb er den bündigen Lobſpruch: „Ihre Volkslieder ſind mir ſehr lieb und werth".

Zwei Jahre nach Nicolais Zumuthung richtete Herder die Bitte um Förderung seiner „Volkslieder" an Lessing, den er mit verwandten Studien beschäftigt glaubte. Lessing klärte ihn auf: „Nicht deutsche Volkslieder, sondern deutsche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen". Der lyrischen Gattung fremder und mit dem Sang eines Walther wenig vertraut, glaubte er, man müsse, dem poetischen Genie unserer Vorfahren Ehre zu machen, mehr das erzählende und didaktische Fach wählen. Auf Priameln und Bildergedichte kam es ihm an. Die Auffädelung alter Kernsprüche zu einer epigrammatisch-ethischen Sammlung „Altdeutscher Witz und Verstand" ergetzte ihn. Er fand bei Luther und dessen Zeitgenossen die unabsehbarste Beute, machte mit klugen und nachdrücklichen Worten auf die in wüster Sprachkraft schwelgenden und culturhistorisch so ergiebigen Schriften des begabtesten, temperamentvollsten Antilutheraners Thomas Murner aufmerksam und würdigte als erster außer den Knittelreimen auch die reformatorischen Prosadialoge des Hans Sachs. Bei solcher Lectüre sah stets der Theologe dem Philologen über die Schulter. Und der Didaxis des ausgehenden Mittelalters wollte Lessing eine Auferstehung schaffen durch eine kritische Ausgabe des weitläufigen „Renners" von Hugo von Trimberg nach den drei Wolfenbüttler und anderen Handschriften; eine vollständige, während Herder die Ausmerzung der unnützen Allegorien wünschte. Aus seinem besten Codex hat der Bibliothekar ein großes Stück geduldig und reinlich abgeschrieben; es ist erwähnenswerth, daß ein Band dieser Copie später eine Zeit lang im Besitze F. A. Wolfs war. Er ging den Spuren Freidanks im „Renner" nach und brachte sprachliche und textkritische Anmerkungen zu Papier. Aber weder vermochte er die verwirrende Menge des heut angehäuften und gesichteten Handschriftenmaterials zu übersehen, noch kann das von ihm bei anderer Gelegenheit für altdeutsche Texte methodologisch empfohlene Verfahren befriedigen, welches sehr weit verschiedene Zeiten und Mundarten eklektisch zu einem falschen Ideal vereinigt. Lessing trotz dem philologischen Fortschritt, der schon in der abwägenden Benutzung mehrerer Handschriften liegt, lehrt uns doch selber, in welchem kindlichen Stadium die deutsche Philologie noch tappte. Wunderlich kritisirt er seine eigene Methode: „Auch wollte ich sie zu Dingen nicht anrathen, bei welchen es auf historische Gewißheit ankömmt, weil durch dergleichen Vermischung

das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meine ich, könnte sie gar wol gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen liest, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studiren zu wollen." Und doch war Lessing, der hier allen Gesetzen der classischen Philologie entgegen im Deutschen einen lässigen Dilettantismus des Geschmackes gut heißt, der verschrobenen germanistischen Pfuscherei eines Klopstock sehr überlegen. Er verrannte sich nicht in der Bardenurzeit und declamirte nicht lang von den Heldengedichten Karls des Großen, sondern musterte unterwegs die altdeutschen Manuscripte einer Klosterbibliothek und las mittelhochdeutsche Epen. Er fälschte unsere Sprache nicht durch abgeschmackte alterthümelnde Neologismen, sondern arbeitete zu verschiedenen Zeiten mit historischem Interesse, wiewol etymologisch recht unsicher, an einem deutschen Wörterbuch und excerpirte u. a. ebenso freudig wie etwa Voß und ebenso fern von Adelungs nervenlos correctem Dünkel die Werke Luthers, ohne das Zeitalter der Schlesier und neueste schöpferische Schriftsteller wie Klopstock und Wieland zu vernachlässigen oder über dem Hochdeutschen das Plattdeutsche zu vergessen. Das Recht der Dialekte hatte er stets geachtet und in Hamburg sein eigenes Obersächsisch durch niedersächsische Ausdrücke bereichert. Das von Herder genial erfaßte Problem des Ursprungs der Sprache ist auch ihm, der an keine fertige göttliche Inspiration glauben konnte, schon vor Herders Preisschrift flüchtig durch den Kopf gegangen; er wollte in einer Abhandlung über die Verschiedenheit der Sprachen von der Sage des Thurmbaus zu Babel ausgehen. Über die Entstehung der hochdeutschen Schriftsprache als einer willkürlichen Auslese aus den Mundarten machte er sich irrige Gedanken, und das Gothische galt ihm zwar richtig als ältere Schwester nicht als Mutter des Althochdeutschen, aber, durch Knittel auf ein Wolfenbüttler Fragment des Römerbriefes und den silbernen Codex des Ulfilas geführt, ging er der Anordnung der gothischen Evangelien, ihrer Quelle, dem absichtlichen Ausfall eines Capitels, also „nur dem mageren theologischen Gewinn, nicht dem großen sprachlichen nach." Seinem Urtheil fügt J. Grimm die Worte bei: „Diesen hellen scharfen Geist lenkte seine Vorliebe für Fabel und Spruch nur zu wenigen altdeutschen Dichtern zweiten oder dritten Ranges; hätte er die besten je gelesen, er würde auch Mittel gefunde

haben für sie zu gewinnen." Und doch war ihm Walther von der Vogelweide früh zu Gesicht gekommen, doch gingen ihm nachher höfische Epen durch die Hände und er streifte Ursprung und internationale Verzweigung der Gralsage, doch nannte Gleim noch 1773 die Vertreter der mittelhochdeutschen Blüte in einem Brief an Lessing „Ihre Dichter des dreizehnten Jahrhunderts", als sei Lessing zugleich Liebhaber und Autorität auf diesem Gebiete der Poesie. Es hatte wirklich eine Zeit gegeben, wo er „die naive Sprache, die ursprünglich deutsche Denkungsart der Barden aus dem schwäbischen Zeitalter" mit frischer Begeisterung umfing. Er war, wie wir wissen, schon 1758 von den Liedern des preußischen Grenadiers zu den „Kriegsliedern der alten Barden und Skalden", von den tapferen Streitern des siebenjährigen Krieges zu unsern Vorfahren als einer „Nation von Helden", von Friedrich zu den Staufern zurückgegangen und hatte aus Nibelungen und Heldenbuch einen Hauch des kriegerischen Geistes der Germanen gespürt. Mit kühler Ironie dagegen lehnt er in Wolfenbüttel mehrmals den Ausdruck „schwäbisches Alter" ab, „das mir überhaupt ein wenig zu sehr nach den französischen siècles geformt zu sein scheinet. Denn Gott weiß, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im Geringsten mehr Verdienst haben als der itzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwol will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet". Es war Johannes Müller vorbehalten die Nibelungen als „deutsche Ilias" zu verherrlichen und eine romantische Liebe zur Poesie des deutschen Mittelalters zu entfachen. Der griechengläubige Verfasser des „Laokoon" dachte beim Untergang der Burgunden, wie er ihn in schlecht überlieferten gedrungenen Strophen ohne den harmonischen Fluß des Hexameters, ohne die entfaltende Weise und die behaglichen Bilder Homers las, nie an Achilleus und Hektor. Schon in jenen Frühjahrstagen der patriotischen Begeisterung von 1758 hatte er bei der Lectüre mehr Wortphilologie als Alterthumskunde getrieben und aus den „unverantwortlichen Fehlern" in Bodmer-Breitingers Ausgabe von „Chriemhilden Rache" die Überzeugung gewonnen, „daß die Herren Schweizer eben nicht die Geschicktesten sind, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungs-

art herauszugeben." Darum hätte er gern, im „alten schwäbischen Deutsch" geübt, an Text und Glossar die Schwäche der Zürcher nachgewiesen, aber nicht den aesthetischen und nationalen Werth der Dichtung beleuchtet. Ein Theil seiner zur gleichen Zeit begonnenen Untersuchungen über die historischen Elemente des „Heldenbuchs" mit entschiedener Polemik gegen einzelne Gelehrte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist in Lessings Nachlaß auf uns gekommen; die Erhaltung anderer Hefte über diesen Gegenstand würde der Wissenschaft weder Resultate noch Anregungen eingebracht haben, denn seine Gesichtspunkte für die geschichtliche Grundlage sind falsch gewählt, seine Deutungen der Personen mehrfach ein Rückschritt gegen Gottsched.

Daß die Heldensage ein Gewebe aus Mythos und Geschichte sei, fehlt diesen Lessingschen Blättern bis auf die leiseste Ahnung. Sowol für die Texte des deutschen Mittelalters als für die Entstehungsgeschichte des deutschen Epos erwachte in Karl Lachmann, der zwölf Jahre nach Lessings letzten germanistischen Versuchen eben in Braunschweig geboren ward, der lang entbehrte Meister.

Viel glücklicher war Lessing in seinen Forschungen über die mittelalterliche Fabel. 1757 hatten die Zürcher einen Band „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" herausgegeben. Es ist selbstverständlich, daß Lessing, damals in frischen Fabelstudien begriffen, zur alten Einfalt der Apologen zurückstrebend und litterarhistorischen Arbeiten hingegeben, sich diese Gabe sogleich aneignete. Im Wörterbuch zum Logau zieht er sie mehrmals und zwar nach der falschen Taufe, welche Gottsched vorgeschlagen und das schweizerische Gelehrtenpaar blindlings angenommen hatte, als Fabeln des Herrn von Riedenburg heran. Ihm selbst war es beschieden Inhalt, Zeit, Verfasser, Quellen des vermeinten Ineditums, von welchem Bodmer und Breitinger nur einen Theil durch einen ältern elsässischen Germanisten vorweggenommen wähnten, mit zwingender Beweisführung zu bestimmen. Die Mangelhaftigkeit des Textes konnte ihm gleich anfangs nicht entgehen, aber zur chronologischen Fixirung, die heute jeder Student treffen müßte, bedurfte es damals, wo man tastend weit getrennte Perioden in ein vages schwäbisches Alter zusammenwarf und Werke aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vor Kaiser Friedrich II. ansetzte, anderer als sprachlicher und metrischer Stützen. Erst in Hamburg lenkte 1769 eine bibliographische

haben für sie zu gewinnen." Und doch war ihm Walther von der Vogelweide früh zu Gesicht gekommen, doch gingen ihm nachher höfische Epen durch die Hände und er streifte Ursprung und internationale Verzweigung der Gralsage, doch nannte Gleim noch 1773 die Vertreter der mittelhochdeutschen Blüte in einem Brief an Lessing „Ihre Dichter des dreizehnten Jahrhunderts", als sei Lessing zugleich Liebhaber und Autorität auf diesem Gebiete der Poesie. Es hatte wirklich eine Zeit gegeben, wo er „die naive Sprache, die ursprünglich deutsche Denkungsart der Barden aus dem schwäbischen Zeitalter" mit frischer Begeisterung umfing. Er war, wie wir wissen, schon 1758 von den Liedern des preußischen Grenadiers zu den „Kriegsliedern der alten Barden und Skalden", von den tapferen Streitern des siebenjährigen Krieges zu unsern Vorfahren als einer „Nation von Helden", von Friedrich zu den Staufern zurückgegangen und hatte aus Nibelungen und Heldenbuch einen Hauch des kriegerischen Geistes der Germanen gespürt. Mit kühler Ironie dagegen lehnt er in Wolfenbüttel mehrmals den Ausdruck „schwäbisches Alter" ab, „das mir überhaupt ein wenig zu sehr nach den französischen siècles geformt zu sein scheinet. Denn Gott weiß, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im Geringsten mehr Verdienst haben als der itzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwol will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet". Es war Johannes Müller vorbehälten die Nibelungen als „deutsche Ilias" zu verherrlichen und eine romantische Liebe zur Poesie des deutschen Mittelalters zu entfachen. Der griechengläubige Verfasser des „Laokoon" dachte beim Untergang der Burgunden, wie er ihn in schlecht überlieferten gebrungenen Strophen ohne den harmonischen Fluß des Hexameters, ohne die entfaltende Weise und die behaglichen Bilder Homers las, nie an Achilleus und Hektor. Schon in jenen Frühjahrstagen der patriotischen Begeisterung von 1758 hatte er bei der Lectüre mehr Wortphilologie als Alterthumskunde getrieben und aus den „unverantwortlichen Fehlern" in Bodmer-Breitingers Ausgabe von „Chriemhilden Rache" die Überzeugung gewonnen, „daß die Herren Schweizer eben nicht die Geschicktesten sind, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungs-

art herauszugeben." Darum hätte er gern, im „alten schwäbischen Deutsch" geübt, an Text und Glossar die Schwäche der Zürcher nachgewiesen, aber nicht den aesthetischen und nationalen Werth der Dichtung beleuchtet. Ein Theil seiner zur gleichen Zeit begonnenen Untersuchungen über die historischen Elemente des „Heldenbuchs" mit entschiedener Polemik gegen einzelne Gelehrte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist in Lessings Nachlaß auf uns gekommen; die Erhaltung anderer Hefte über diesen Gegenstand würde der Wissenschaft weder Resultate noch Anregungen eingebracht haben, denn seine Gesichtspunkte für die geschichtliche Grundlage sind falsch gewählt, seine Deutungen der Personen mehrfach ein Rückschritt gegen Gottsched.

Daß die Heldensage ein Gewebe aus Mythos und Geschichte sei, fehlt diesen Lessingschen Blättern bis auf die leiseste Ahnung. Sowol für die Texte des deutschen Mittelalters als für die Entstehungsgeschichte des deutschen Epos erwachte in Karl Lachmann, der zwölf Jahre nach Lessings letzten germanistischen Versuchen eben in Braunschweig geboren ward, der lang entbehrte Meister.

Viel glücklicher war Lessing in seinen Forschungen über die mittelalterliche Fabel. 1757 hatten die Zürcher einen Band „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" herausgegeben. Es ist selbstverständlich, daß Lessing, damals in frischen Fabelstudien begriffen, zur alten Einfalt der Apologen zurückstrebend und litterarhistorischen Arbeiten hingegeben, sich diese Gabe sogleich aneignete. Im Wörterbuch zum Logau zieht er sie mehrmals und zwar nach der falschen Taufe, welche Gottsched vorgeschlagen und das schweizerische Gelehrtenpaar blindlings angenommen hatte, als Fabeln des Herrn von Riedenburg heran. Ihm selbst war es beschieden Inhalt, Zeit, Verfasser, Quellen des vermeinten Ineditums, von welchem Bodmer und Breitinger nur einen Theil durch einen ältern elsässischen Germanisten vorweggenommen wähnten, mit zwingender Beweisführung zu bestimmen. Die Mangelhaftigkeit des Textes konnte ihm gleich anfangs nicht entgehen, aber zur chronologischen Fixirung, die heute jeder Student treffen müßte, bedurfte es damals, wo man tastend weit getrennte Perioden in ein vages schwäbisches Alter zusammenwarf und Werke aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vor Kaiser Friedrich II. ansetzte, anderer als sprachlicher und metrischer Stützen. Erst in Hamburg lenkte 1769 eine bibliographische

Beschreibung frühester Incunabeln Lessingen auf die rechte Spur, welche Gottsched bereits gekannt hatte. Jene Fabeln waren kein Anekdoton, und das bisher nur von Seiten der Typographie, aber nirgends nach seinem Inhalt gewürdigte Buch befand sich in Wolfenbüttel. Einer der ersten Griffe des neuen Bibliothekars galt diesem Bande. Seine durch Heinecken geweckte Vermuthung ward Gewißheit: die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" lagen in einem Bamberger Druck von 1461 als ehrwürdiger Erstling deutscher Incunabeln vor ihm. Als er 1773 in dem Beitrag „Über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" seine erste Entdeckung eingehend bekannt machte, drängte sich ihm die lebhafte Bemerkung auf, die wir in anderen bibliothekarischen Schriften variirt fanden: „Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat als für seinen Kram! Und wie bekannt etwas sein kann und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es völlig ungerügt einmal und zweimal als etwas ganz Neues aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht, der Litterator verachtet meistens den Poeten, und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen wie ein geblendeter Gaul". Er erklärt es für seine Amtspflicht was er bewache auch zu kennen und beginnt mit Ergänzungen zu Heinecken ohne die typographische und bibliographische Frage völlig abschließen zu können. Sie ist hier auch nebensächlich. Für den Nachweis der Identität der Zürcher und Bamberger Fabeln genügen wenige Worte, sowie Lessingen Ein Blick genügt hatte diese Übereinstimmung zu erkennen. Also hat er nur die Mühe das nähere Verhältnis der beiden Texte zu bestimmen, was durch Vergleichung ganzer Stücke und einzelner Verse geschieht. Ungleich werthvoller als solche mangelhafte Collationen, die auch in der Ausscheidung von Flickversen zu weit gehen, ist die Ergänzung der Zürcher Ausgabe durch den Epilog und sechs von Lessing vollständig abgedruckte Fabeln, so daß, beide Bücher zusammengenommen, keines der „hundert peispil" mehr fehlt. Lessings Schluß deutet schon die zweite, nicht minder durchschlagende Entdeckung an, die er jedoch erst 1780 ausarbeitete, die Entdeckung des Verfassers. „Ich sage itzt nur so viel davon, daß dieser Name aus einer Hand-

schrift unsrer Bibliothek von Gottscheden mit einer Oscitanz — ich weiß kein anderes Wort, Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihresgleichen haben dürfte." Von den für unsre Fabeln in Betrag kommenden Handschriften, aus denen nun Lessing zwar höchst willkürlich zusammengeklaubte Textproben, aber den wahren Autornamen schöpfte, hatte Gottsched eine in der Hand gehabt. Gottsched verfügte überhaupt über das ganze nöthige Material, noch bevor die Schweizer auftraten: er kannte die Identität der Fabeln bei Scherz und der Fabeln des Bamberger Druckes, was den Zürchern entging, weil nach Lessings Bemerkung jeder auf den andern schimpfte und keiner den andern las; er hatte die Seite des Codex Gudianus, wo der Dichter sich nannte, aufgeschlagen, blieb aber zu bequem bei einem Verse stehen, der nicht den Poeten, sondern den Adressaten der Widmung anführte; er konnte ebenda finden, daß diese Fabelmasse dem Latein entlehnt sei, und die Quellenforschung eröffnen. Die Schweizer übernahmen von Gottsched in einem Nachtrag nur den unglücklichen Herrn von Riedenburg, den man sogleich in einem alten burggräflichen Minnesinger wiederfand. Ein Vergnügen für Lessing, die Köpfe der alten Feinde an Limmat und Pleiße auf einander zu stoßen. Aber er hat doch selbst die unzulänglichen Winke Gottscheds sehr verspätet kennen gelernt, beim Erscheinen der Zürcher Ausgabe noch gar nichts davon gewußt, Gottscheds leicht fortzuführende Entdeckung betreffs der Incunabel sogar erst nach seinen eigenen Fünden beachtet und kühl erwähnt. „Der es zu dewtsch pracht von latein . . . er ist genant Bonerius" las Lessing in der von Gottsched allzu flüchtig eingesehenen Handschrift. Die Wolfenbüttler Manuscripte des „Edelsteins" — diesen Titel konnte Lessing noch nicht kennen — sind freilich schlecht genug und Lessings Ausführungen darüber ohne weitern Belang, aber Boner heißt der Fabulist wirklich, vor Hugo von Trimberg hat er wirklich gelebt, er gehört wirklich dem vierzehnten Jahrhundert an, nur nicht der zweiten Hälfte, wie sein Entdecker mit subtilen Gründen darlegen möchte. So ist auch die Zeitbestimmung wenigstens ungefähr gelungen, und die Verwerthung des „Renners" dafür war an sich ein methodischer Fortschritt. Seither ist der Predigermönch Ulrich Bonerius urkundlich für die Jahre 1324—1349 zu Bern nachgewiesen und aus dem im Jahre 1340 erfolgten Abscheiden Herrn Johanns von Ringgenberg

(nicht Riedenburg oder anders) ein ziemlich sicherer Schluß auf die Abfassungszeit des „Edelsteins" gezogen worden. Durchweg auf Lessings Schultern steht die rüstige Bonerforschung neuester Zeit in der Quellenfrage, denn auch der Versuch an Avians Stelle die prosaischen Apologi Aviani zu schieben und selbst der weitere Versuch die Zeitfolge und sachliche Gruppirung bei Boner aus innern und äußern Gründen theils umzustoßen, theils klarzumachen, hat Lessings belesene Erweise zur Voraussetzung. Ebenso ist man in Bezug auf die schwierigen Epimythien in lateinischen Hexametern bis heute nicht viel weiter gekommen als Lessing, der diese Frage noch für einfacher ansehn durfte. Lessing hat in einer anschaulichen Tabelle bewiesen, daß in Boners Hundert über zwanzig Nummern aus Avian und vorher über fünfzig aus dem sogenannten Anonymus Neveleti geflossen sind. Er hat nur in Kleinigkeiten geirrt, wenn ihm ein allgemeiner Pentameter des Anonymus als Motiv für die 1. Fabel genügte oder der spätere „Renner" einmal allein beigezogen ward, und wahrscheinlich schon fast alles gewußt, was neuerdings aus den Gesta Romanorum, dem Jacobus a Cessolis, Petrus Alfonsi, Johannes Junior, Vincentius Bellovacensis hervorgeholt worden ist; denn Lessing versichert von dem noch unerledigten Viertelhundert achtzehn Fabeln belegen zu können, und mehrere der eben genannten Namen finden sich in seinen nachgelassenen Notizen, die sammt brieflichen Nachrichten für das regste, auch auf Chaucer und viel mehr ausgedehnte Parallelstudium der mittelalterlichen Apologen- und Novellenlitteratur zeugen.

Mit dem Anonymus Neveleti, der Hauptquelle Boners, war Lessing im Verlauf seiner unermüdlichen, seit den Leipziger Anregungen durch Christ erfolgreich betriebenen Forschungen über die antiken Fabulisten und ihr Nachleben im Mittelalter vertraut geworden. Außer bedeutenden Skizzen liegt uns der zwischen Christs paradoxer Kühnheit und dem ruhig sichtenden Fleiß der Gegenwart sehr förderlich vermittelnde Beitrag „Romulus und Rimicius" (1773) vor, ein bewundernswerthes Specimen von Gelehrsamkeit und Scharfsinn. „Mit jener Entdeckung" der Bonerschen Sammlung „hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Aesopischen Fabel verirrt. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerem Fleiße studirte als den Phädr. Und damals, wie oft wünschte ich mich in die Bibliothek zu Wolfen-

büttel! Denn nur allzu oft stieß ich in den Noten des Gudius über meinen Autor auf Dinge, die ich mir dort und nur dort aufklären zu können versprach." Der Bibliothekar durfte sich aufs Gründlichste in diese Stofffülle vergraben. Der griechische Aesop war im Mittelalter verschollen und ersetzt durch Prosaauflösungen der Jamben des augusteischen Phaedrus, besonders durch die an Kunstwerth geringe, aber höchst einflußreiche Paraphrase des Romulus, von welcher Oesterley neuerdings eine Handschrift des zehnten Jahrhunderts in völliger Übereinstimmung mit der Weißenburger, dem codex Gudianus zu Wolfenbüttel, fand. Der Anonymus in Isaak Nevelets Sammelwerk von 1610, Mythologia Aesopica, hat den ersten drei Büchern des Romulus, welche auch Heinrich Steinhöwel in seinem deutschen „Aesopus" (Ulm um 1475) ohne stärkeren Umsturz der alten Anordnung darbietet, die Form lateinischer Distichen geliehen und seinerseits eine internationale Wirkung gefunden. Das Material der Romulushandschriften und der unmittelbaren oder mittelbaren Bearbeitungen nach Romulus ist seit Lessings Tagen beträchtlich angeschwollen. Es war schon damals schwer zu überblicken, sehr schwer zu entwirren, da Gelehrte wie Nevelet und Nilant mehr verwickelnd als klärend gearbeitet und Christ, wie er den Knoten der noch immer nicht ohne Rest gelösten Phaedrusfrage mit der verfehlten Annahme einer humanistischen Falschmünzerei zerhieb, durch die Prolusio zum Phaedrus und die Fabulae Aesopicae nur eine unruhige Gährung der heiklen Probleme erzeugt hatte. Besonders waren verschiedene Romulusschichten zusammengeworfen und weiter der Prosaphaedrus des Romulus mit der Aesopübersetzung des Rimicius, eines Italieners aus der Renaissance, ärgerlichst confundirt worden. Hier räumte Lessing auf, indem er zugleich neues Licht über den Gudischen Phaedrustext und über den Bestand sowie den Zusammenhang mannigfacher Fabelwerke mittelalterlicher und neuerer Zeit verbreitete. Es ist unmöglich die unbequemen Pfade, wo so viele Dornen den Vordringenden aufhielten und so viele Steine den vorsichtigen Schritt gefährdeten, rasch abzugehen. Auf wenigen Blättern hat Lessing seine Resultate und Andeutungen, Antworten und Fragen zusammengefaßt, selten nach damaliger Sachlage fehlgreifend, gelegentlich Auskünfte versprechend, die uns vorbehalten worden sind wie für den Überschuß des Nilantschen

Anonymus gegen seine schlimm behandelte Quelle, den Romulus, oder für damit zusammenhangende Schlüsse auf die der heutigen Philologie reiner als der Christschen fließende Tradition des Phaedrus selbst. Zwei Beweise vor allem tritt er an, und beide sind ihm über allen Zweifel gelungen: „vors Erste, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig ebenso guter Romulus ist, als Nilant nur immer ans Licht gebracht. Zweitens, daß Rimicius nie das Allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt, daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben". Indem Lessing zum Schluß eine vergleichende Tabelle für den Phaedrus und mehrere Romuli aufstellte, erleichterte er den folgenden Paralleliſten ihre Arbeit beträchtlich; indem er dem Steinhöwelschen Aesop seine richtige Stelle in der Entwicklung anwies und auch sonst die so wichtigen litterarischen Makler Deutschlands im fünfzehnten Jahrhundert beachtete, half er dem noch heute sehr zurückgebliebenen Studium jener Übergangsepoche unserer Prosa die Bahn brechen. Auch dies Mal fehlt ein gutes Wort über die Schätzung derartiger Untersuchungen nicht: „Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuserei wissen, oder ob wir sie nicht wissen, daß Romulus Romulus gewesen und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wol überlegt, denke ich doch, daß ich nicht so ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe. Denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten: als eine magere Kuh für sich und als eine magere Kuh, nachdem sie eine fette verschlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will sagen, man kann in ihm entweder den bloßen Romulus, einen bloßen Schriftsteller des eisernen Zeitalters, oder die verschmolzenen Trümmer eines Schriftstellers aus dem gülbenen Zeitalter, eines Phaedrus, oder wie er sonst geheißen, sehen und finden wollen. In dem einen Falle sowol als in dem andern ist vor allen Dingen nöthig zu wissen, wo er in seiner möglichsten Lauterkeit noch anzutreffen, besonders wenn er einmal da ist; wenn ihn die Gelehrten in einer schlechtern Gestalt nicht gleichgiltig aufgenommen haben, warum soll man ihn nicht in seiner bessern bekannt machen dürfen?" Die Fabuliſten schienen ihren alten Liebhaber, den treuen Schüler Christs, gar nicht mehr loslassen zu wollen: im letzten Jahre seines Lebens schrieb er einen kleinen bestrittenen Aufsatz

über den Anonymus Neveleti, worin er für Christs verwegenste Hypothesen eintrat, aber seine eigenen Muthmaßungen nur fragmentarisch, in der Namensfrage — Alanus — entschieden fehlgehend vortrug; er sammelte kritische Beobachtungen zu einzelnen Fabeln des Aesop und Phaedrus und machte mehrere Ansätze zu einer Geschichte der aesopischen Fabel, von ihren Anfängen ausholend oder mit dem Mittelalter, das wenigstens in dieser kleinen Gattung den Vorwurf einer gegen die antike Erbschaft tauben Barbarei nicht verdiene, einsetzend. Was davon ausgearbeitet war, ist durch einen bösen Zufall verloren gegangen, aber Skizzen belehren uns über die strenge Gliederung und die weitere Ausschau dieser Studien. Es wäre anziehend beim Reineke Fuchs die Kluft zwischen Lessing und J. Grimm zu messen und in anderen Fragen seine Stellung zu Christ und nicht sowol dem Fabeldichter, als dem Fabelforscher Gellert zu beobachten. Einmal stehen die Entdeckungen über Boner summarisch an der Spitze, ein ander Mal erzählt der Eingang, daß Lessing ehedem an einer vollständigen Geschichte der aesopischen Fabel gearbeitet habe, sich aber nunmehr durch die Menge dieser Collectanea von der Ausführung abgeschreckt fühle.

Diese „Geschichte" hatte Lessing nicht selbständig oder in den „Beiträgen" erscheinen lassen wollen, sondern in einer Ausgabe „Vermischter Schriften", die ihn seit dem Anfang 1770 beschäftigte und es nur auf einen einbändigen Torso brachte. Er war schon vor Jahren, als er der Welt seine „Schriften" in Poesie und Prosa ein zweites Mal anbieten wollte, keineswegs gesonnen gewesen seine ganze geistige Entwicklung historisch vor dem Publicum zu entfalten. Knappe Fabeln sollten die bauschigen Verslein, männlichere Komödien die kindlichen, reifere Kritiken die ersten Würfe völlig ersetzen. Er wollte nicht umbauen, sondern neubauen. So auch und energischer jetzt. Schmid, der „Schurke von Anthologisten", brachte einen Neudruck Lessingscher Knabenwerke; Lessing wollte ohne jede Rücksicht auf derlei vergessene Lappalien den „Laokoon" als sein Hauptwerk umformen und vollenden, um dann der Reihe nach Prosafabeln, lebensfähige Dramen, der Erhaltung werthe Abhandlungen auf den Ambos zu legen. Die Leipziger Reime überwies er unbedenklich der ohne Unterlaß schnurrenden Drehbank Ramlers. Er selbst empfand nur geringe Freude am Feilen und

Auffrischen und bedauerte die Zeit, welche der „alte verlegene Bettel" ihn kostete. Als er den Eintritt seiner letzten Lebensperiode 1771 mit dem ersten Bande von „G. E. Lessings Vermischten Schriften" bezeichnete, nannte der bescheidene Vorbericht es eine Thorheit zur Ausbesserung einer alten Hütte Materialien zu verschwenden, aus welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden könnte. Die früheren Fabelstudien mit ihrer gedehnten Polemik und ihrer philosophisch-lehrhaften Theorie waren eine solche Hütte, die neue Geschichte der Fabel sollte ein festgegründetes Haus werden, und auch für zahlreiche neue Beispiele neben den alten wurde gesorgt. Aber der bis 1775 immer wieder vorgenommene und unmuthig zurückgelegte zweite Band kam überhaupt nicht zu Stande, während den ersten die gewiß schon viel länger geplanten „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten" als Novität zieren. Fünftheilig gegliedert wie die Abhandlungen über die Fabel von 1759, theilen sie mit diesen die Methode der negativen Instanzen, das Streben nach strenger Simplification, die Bevorzugung Eines antiken Musterautors, und die Grenzscheidung, dort zwischen Fabelhandlung und Drama, hier zwischen Epigramm und Fabel. Beide Male wird zunächst ausführlich gezeigt, welche Lehren verfehlt, was für Gedichte verunglückt seien. Aber an die Stelle der dortigen Umständlichkeit ist hier knappe Eleganz getreten, die ungenießbaren Reste Wolffscher Deductionen sind einer Fülle präcis ausgebeuteter Beispiele gewichen, statt jener steifen Erörterungen über die Klassen und den Nutzen der Fabel haben wir hier nach der einen historisch-theoretischen Abhandlung vier philologisch-kritische zur Geschichte des Epigramms, wie denn Lessing im zweiten Bande wahrscheinlich ein gut Theil seiner veralteten Untersuchungen über das Wesen der Fabel den geschichtlichen über die Reihe der Fabulisten geopfert haben würde. Sehr im Unterschied von den gefälligen Linien des „Laokoon" ist der Gang der Epigrammforschung eine unerbittlich schnurgerade Straße, auf welcher Lessing im hurtigsten Eilmarsch von Griechenland nach Rom schreitet. Er offenbart die volle Schlagfertigkeit und Sicherheit des logischen Kopfes, nur daß so ein Logiker von einer Prämisse aus gern allzu stracks weiter schließt, allzu enge mathematische Formeln für genügend hält, die Dinge der Kunst nach seinem Seh- und Angriffspunkt ungleich einfacher glaubt als sie

in der bunten Wirklichkeit leben. Epigramma heißt wörtlich Aufschrift: also meint Lessing von dem Ursprung der epigrammatischen Dichtung aus Denkmälertiteln ausgehen zu müssen, um das Wesen der Gattung richtiger zu fassen als die Scaliger Vavassor Boileau Batteux. Denn daß die epigrammatische Dichtung eine haarscharf zu definirende Gattung des Alterthums sei, daran zweifelt er natürlich keinen Augenblick, und da der unumschränkte Inhalt der Epigramme seinem Bedürfnis nach sparsamster Concentration nicht gehorcht, so muß sich ihm aus der Form, d. h. aus Zahl und Anordnung der Theile ergeben, warum ein Sinngedicht noch immer eine Aufschrift oder Inschrift heißen kann. Auf den „einzigen Umstand", daß gemäß dem monumentalen Ursprung der Epigramme jedes in zwei Theile, Reizung der Neugier und Befriedigung, „Erwartung" und „Aufschluß", zerfalle, gründet Lessing seine ganze Theorie, eine verbesserte Auflage der Vavassorschen von 1669. Lessing nennt „das Sinngedicht ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit Eins zu befriedigen." Diese Deutung könnte auch dann richtig sein, wenn Lessings wunderliche Auffassung, als sei jedes Denkmal ein Räthsel, das einer inschriftlichen Lösung bedürfe und so das Vergnügen befriedigter Wißbegier mit dem sinnlichen Eindruck des Schönen zu einem „dritten angenehmen Gefühl" vereinige, gar keinen Beifall fände und die ganze Ableitung in nichts zerfiele. Mit den beiden Postulaten, Erwartung und Aufschluß, bewaffnet, will Lessing die zwei Aftergattungen des Epigramms kennzeichnen: die eine, welche Erwartung erregt ohne Aufschluß zu gewähren, die andere, welche Aufschlüsse giebt ohne unsere Erwartung danach geweckt zu haben. Der ersten Klasse gehören vornehmlich die kleinen Versificationen bloßer seltsamer Facta oder Dicta an, wie Lessing im Einzelnen mit viel präsenter Kenntnis, Laune und Billigkeit zeigt, der zweiten besonders die allgemeinen Moralia oder Lehrsätze, was er treffend einigen Deutschen und schärfer dem pedantischen talentlosen Führer des Epigramms im siebzehnten Jahrhundert, John Owen, vorrückt im Gegensatz zu dem sehr selten moralisirenden Martial. Eher als Spannung und Pointe ließe sich die Kürze von Lessings Lapidarinschriften ableiten und danach dem ersten Theile, der Erwartung, übersichtliche Einheit vorschreiben,

ausführende Erweiterung, wo nicht eine bestimmte künstlerische Absicht der Hyperbel waltet, verbieten. Sogleich tritt die Lehre hinzu, daß ein Epigramm doch nicht all zu kurz gerathen, daß nicht die Erwartung bloß im Titel liegen und das Gedicht nicht bloß dem Aufschluß gehören dürfe; auch darin ist Martial das Muster. Und wieder glaubt Lessing sein Gesetz, des Aufschlusses erste und vornehmste Eigenschaft sei Kürze, aus der Inschrift eines bewunderten Denkmals zu folgern, dies Mal wol am spitzfindigsten und unglücklichsten: von den sattsam bekannten Personen und Handlungen, denen man Denkmäler errichte, lasse sich mit wenig Worten viel sagen, und die Denkmäler seien auf offenen Straßen und Plätzen „nicht sowol für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können." Aber wieder hat Hand und Fuß was Lessings Detailkritik über verschiedene Beispiele vollgepfropfter Sinngedichte beibringt oder gleich darauf über die Effecte trügerischer Erwartung, zweideutigen Aufschlusses bemerkt. Seine erste Abhandlung gipfelt in der Forderung der Pointe, und zwar einer Pointe, auf welche die Erwartung zielt und welcher alle übrigen Gedanken dienen, doch sagt uns Lessing in einem feinen Vergleich mit falschen, aber an Kunstwerth kaum geringeren Münzen, daß ihn auch die Pointe des bloßen Witzspieles und die mit glücklichen Mitteln bewerkstelligte Variation des acumen wol ergetzt; was wir dem Epigrammatiker Lessing gern glauben. Sein Sinngedicht ist das zugespitzte Sinngedicht der Römer, Neulateiner und Franzosen; von der straff gespannten Sehne fliegt der satirische Pfeil schwirrend an das Ziel. Das war Herders Sinngedicht nicht, und wie dieser durch seine aus der Sympathie griechischer Fülle gewonnene herrliche Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" dem engeren Bette der Lessingschen reine Fluten zuführt, so rückt er auch auf dem epigrammatischen Gebiete der verstandesmäßigen Einschränkung seinen lyrischen Reichthum, dem lapidaren Lakonismus oder kaustischen Witz die hellenische Anmuth, den philologischen Noten über Martialis seine aesthetischen Anmerkungen über die griechische Anthologie gegenüber (1785). Rasche Einwürfe hatte er gleich nach dem Erscheinen des Lessingschen Bandes als Recensent erhoben. Nun schildert er weit ausholend in lieblich geschmückter Sprache das Genie der griechischen

Dichtung und preist ihre leichte Wortfülle in Rede und Schrift, ihr sanftes Maß der Menschlichkeit und die Schule geselliger Empfindung, welche das griechische Epigramm, von stillem Mitgefühl für alles Umgebende heiter beseelt, eröffne. Ist die Theorie des philosophischen Lessing genetisch und umfassend genug? fragt er und hält eine viel weitere Revue über die sinnige und simple Exposition der Denkmäler durch Aufschriften, ohne die scharfe Forderung nach zwei wolgemessenen und klug combinirten Theilen zu stellen. Lessing kannte nur Eine echte Gattung des Epigramms und etliche Aftergattungen, Herder unterscheidet sieben Arten: die einfache epigraphische Exposition, das Exempelepigramm, das schildernde, das leidenschaftliche, das künstlich gewandte, das täuschende, das rasch und kurz contrastirende, lehrende, strafende. Das letztere, wo aus dem schnellen Anschlag zweier Kiesel die Pointe hervorblitzt, ist das Lessingsche mit seiner Erwartung und seinem Aufschluß. Lessing hat Eile, Herder hat Muße. Der Eine wandert scharfblickend seine Straße und will sich bei den Denkmälern am Wege nicht versäumen, der Andere liebt es nicht sich auf Lustreisen kurz abfertigen zu lassen, schweift von dem eingezäunten Pfad ab und bringt von den Wiesen, die er entzückt um sich schauend und genießend durchwandelt, einen duftigen Strauß mit, um daheim sich und andere zu vergnügen an „Blumen aus der griechischen Anthologie". Auch er ist wählerisch; nur fragt er nicht inquisitorisch nach dem Regelrechten, sondern nach dem Schönen, sucht mehr die Grazie als den Spott, läßt die erotischen Giftpflanzen wie Klotzens Straton unwillig im Schatten stehen und wundert sich, warum die Theoretiker des Epigramms nicht den Rückweg von Martial zur Anthologie der Griechen, dieser Meister und Lehrer in allem Schönen, genommen haben. Wie anders Lessing. Bei ihm bildet die Anthologie einen mageren Schluß, wo Dr. Reiske mehr gerühmt wird als der lyrische Gehalt jener Sinngedichte und wo in knappen Einzelbeiträgen gerade das hervorgesucht wird, was in der Anthologie zu dem pointirenden Römer stimmt, so daß man fast versucht wäre das Wort, von allen Arten des Geschmacks sei der einseitige der schlechteste, gegen Lessing selbst zu kehren. Er sucht keine Blumensträuße und nennt verächtlich den weder gesund noch klug, der seine Schöne nur in der Tracht einer unschuldigen Schäferin lieben könne. Für ihn hat die griechische Anthologie außer dem

poetiſchen Werth noch einen andern, „der, wenigſtens in den Augen des Gelehrten, jenem bei Weitem den Vorzug ſtreitig macht“: ſie iſt eine Fundgrube antiquariſcher Nachrichten, wo man ſich z. B. über den Herothurm zu Seſtos unterrichten kann. Herder hält etwas empfindſam die Hand vor die Augen, wenn er auf ſeinen Fluren eine Priapſtatue antrifft; Leſſing hat ſchon in den Breslauer Jahren die zotigen „Priapeia“ tractirt und iſt auch jetzt, wie ein beſonderer Abſchnitt zeigt, der Anſicht, daß ein ernſthafter Mann ganz wol einige Zeilen zur kritiſchen Berichtigung dieſer unſauberen Thorheiten aufwenden dürfe. Herder würde in Catull den größten lateiniſchen Dichter, den Lyriker Roms, feiern; Leſſing hat ein raſches Lob für die „ſchönſte Naenia“, die Sperlingselegie, und für — Freund Ramlers Nachbildungen, um ſich vornehmlich mit einem auf die Wiederentdeckung des Catull bezüglichen Humaniſtenepigramm zu befaſſen. Aber bei Martialis angelangt, fühlt ſich Leſſing auf der Höhe. Dieſe Abhandlung iſt Mittel- und Gipfelpunkt aller fünf, denn die theoretiſche erſte zielt auf den einzigen Martial, Catull iſt nur ein Überleiter, der Excurs über die Priapeia ein bloßer Anhang und die vergleichende Betrachtung der Anthologie führt rühmend zu Martial zurück. Bei ihm nämlich findet Leſſing die erſte deutliche Idee von dem Epigramm und die beſtändige Treue gegen dieſe Idee. Darum bleibt er ihm Meiſter und Muſter: „Es hat unzählige Dichter vor dem Martial bei den Griechen ſowol als bei den Römern gegeben, welche Epigramme gemacht, aber einen Epigrammatiſten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will ſagen, daß er der Erſte iſt, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet und dieſer eigenen Gattung ſich ganz gewidmet hat ... Und ſo wie dem Martial der Ruhm des erſten Epigrammatiſten der Zeit nach gehört, ſo iſt er auch noch bis jetzt der erſte dem Werthe nach geblieben.“ Nach einem geiſtreichen Vergleiche zwiſchen Wernicke, der mehr Metall, und Martial, der mehr gemünztes Geld in Händen gehabt habe, geht Leſſing ſogleich an eine Rettung ſeines alten Lieblings. Er läßt den Vorwurf eines falſchen Witzes nicht gelten und begnügt ſich mit einer, für ſich genommen ſehr hübſchen, zu einer Charakteriſtik des Dichters aber doch nicht ausreichenden Parallele zwiſchen Martials Verſen auf den Tod der Porcia und ſpäteren Sinngedichten über denſelben Gegenſtand, um den poetiſchen Werth des Martial richtig zu beleuchten. Er ſucht

eingehender das Pendant zu der einen Rettung des Horaz zu liefern und Martial von dem aus seinen unzüchtigen Versen gefolgerten Vorwurf persönlicher Unzüchtigkeit reinzuwaschen. Was bei dem Odendichter der augusteischen Jahre ganz leidlich gelungen war, ist bei dem Epigrammatisten der späteren Kaiserzeit weit minder geglückt, mag auch Lessing manche Ichverse des subjectiven Bekenntnisses entkleidet und mit gesunder Kritik einige Mythen über Martials Häuslichkeit weggeblasen haben. Und die ausführlichen Noten zu der Überlieferung der Epigrammata, die gelehrten und feinfühligen Einzelinterpretationen können dem Kern seine tendenziöse Einseitigkeit ebenso wenig nehmen, als die vorausgeschickte Theorie, deren Präcision stete Bewunderung finden muß, von einer dürren Auffassung freizusprechen ist. Schön sagt Herder bei anderem Anlaß über Lessings Manier: „Sein Scharfsinn durchschneidet, er durchschneidet meistentheils glücklich; es kann aber nicht fehlen, daß nicht zu beiden Seiten manches unbemerkt bleibe, worauf sein gerade durchdringender Blick nicht fiel."

Auch die Anmerkungen über das Epigramm und die Epigrammatisten tragen schon den Stempel der Wolfenbüttler Bibliotheksschriftstellerei, wo bei zunehmender Vereinsamung und Verstimmung Kritik das einzige Mittel war Lessing „zu mehrerem aufzufrischen oder vielmehr aufzuhetzen". Pecuniäre Pflichten nöthigten ihn Schriften zu fördern, die rasch von der Hand gingen und weder die Bemühung noch die geistige Heiterkeit verlangten, ohne welche die umgestaltende Redaction der älteren Werke nicht gedeihen konnte. Nach gezwungenen Versuchen schob er den Vorrath ärgerlich in die Ecke, ging so ungern an diese Aufgaben „wie der Dieb an den Galgen" und kehrte wieder zurück zu der „trockenen Bibliothekararbeit, die sich ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes hübsch hinschreiben läßt", zu den „Kalmäusereien", den „Mistwagen voll Moos und Schwämme". Der Gipfel der Eiche schien ihm zu verdorren, der Baum nur noch durch seine Wurzeln Nahrung zu ziehen, der poetische Funke in ihm während der mühseligen Dornenlese ganz zu erlöschen. Äußerungen in so herbem, wegwerfenden Tone sind bei Lessing nie für bare Münze zu nehmen, wie voll er auch an trüben Tagen von ihrer niederdrückenden Berechtigung durchdrungen war. Und er hatte der öden grauen Stunden so viele! Aber dann gaben die Gänge aus

dem verwünschten Schloß in die Rotunde, wo er „büffelnd" seine Entdeckungen anhäufte, doch reichen Trost des wissenschaftlichen Gelingens. Er fühlte sich der ehrenvollen Aufgabe die Bibliothek zu nutzen gewachsen, lieferte der Welt die Beweise dafür und fand im Braunschweiger Litteratenkreis eine so edle und verständige Theilnahme selbst für die abgelegensten Gegenstände, wie seine auch in der Schriftstellerei gesellige Natur nur immer sich wünschen mochte.

Lessing, an heiteren Umgang von jeher gewöhnt und eines durch Zustimmung und Widerspruch erfrischenden Gedankenaustausches so bedürftig, fürchtete im Bücherstaube zu ersticken: „Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank, und nur immer unter Büchern vergraben sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein". Was das gesunkene Wolfenbüttel dem Schmachtenden vorenthielt, konnte die Nachbarstadt ihm reichlich bescheren. Sehr ungerecht nennt der Archäolog Zoega in demselben Jahrzehnt Braunschweig einen übelgebauten, menschenleeren Ort, wo man hin und wieder die traurigen Denkmäler einer mitten in ihrem Glanze verschwundenen Pracht antreffe. Die neue Residenz hatte im Gegentheil nach jeder Richtung einen vielverheißenden Aufschwung genommen. Aus winkligen Gassen, wo die Masse der kleinen Fenster den schiefen Häusern wie in Hamburg das Aussehen eines Glaskastens gaben oder wo in behäbigen Gebäuden die berühmte Mumme gebraut wurde, trat man vor das gothische Rathhaus und die schöne Wage, die ernsten Kirchen, den freskenreichen Dom, und ein Schwarm geschichtlicher Erinnerungen bis zurück zu Heinrich dem Löwen, diesem gewaltigen Archetypus der Welfenart, drängte sich um den Beschauer. Neugründungen gaben von dem wolwollenden Dasein des Hofes und der angestammten regsamen Tüchtigkeit der Bürger Kunde. Das Bildungsleben stand auf einer Höhe wie zu keiner früheren und zu keiner späteren Zeit, und in diese nicht kurz bemessene Epoche ist das Knabenalter eines Gauß gefallen, der heut in Braunschweig mit Lessing die Ehre eines Standbildes theilt. J. Grimm nennt Braunschweig eine Stadt, „die lange Zeit her in ganz Norddeutschland ihren alten Ruhm behauptet, die nicht wenig große Männer in sich erzeugt und genährt, fast immer einen freien Sinn bewahrt hat." Einer noch jungen pädagogischen Stiftung verdankte der Ort während der zweiten

Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Ehre, zahlreiche Männer von Talent und Ruf, hervorragende Dichter und Gelehrte dauernd zum unschätzbaren Gewinn der lernenden Jugend und zum Heil seines ganzen geistigen Lebens zu beherbergen. 1745 war das Carolinum als eine zwischen Gymnasium und Universität vermittelnde Schule ins Leben getreten, eine Schöpfung des Prinzenerziehers und Hofpredigers Jerusalem. Seine drei Jahre zuvor erfolgte Berufung auf einen leitenden Posten machte Epoche im Lande, denn der feine und schmiegsame, in Hannover, Sachsen und England, auf Reisen und als Informator vornehmer Familien gebildete Theologe, der weder rechts noch links anstieß, sondern mit lauer Klugheit und sanfter Moral vor der versteinerten Orthodoxie und dem gefährlich raschen Deismus auswich, war zu einer Stellung bei Hofe geboren. Kein Streber, aber wachsender Ehren froh, gewann er das Vertrauen der ganzen herzoglichen Familie und sann als Mentor des Erbprinzen sogleich auf Schulreformen für das Land. Er leitete das Carolinum, das auch sein hoher Schüler durch mehrere Jahre besuchte, und vergab die Stellen auf eine urbane Weise und mit gutem Blick. Zu ihm zog Winckelmann als Bittsteller; auf seine Protection hoffte der junge Klopstock um so lebhafter, als von den Bremer Beiträgern mehrere an das Carolinum berufen worden waren, die nun Lessing in Braunschweig vorfand. Gärtner freilich zählte weder im geselligen Leben noch in Kunst und Wissenschaft mit, aber Zachariä war litterarhistorisch thätig und trotz kleinen prahlerischen Anwandlungen ein willkommener Cumpan; Ebert, weltmännischer und vielseitiger, hatte sich nach der langen Wanderung durch Youngs Nächte einer Hamburgischen Wollebigkeit hingegeben und ergetzte als witziger und gutmüthiger Gesellschafter den Hof wie den Freundeskreis durch seine Conversationsgabe und sein ausgezeichnetes Vorlesen; Konrad Arnold Schmid, den die Poesie schon in der Jugend nur selten besuchte, leitete als der gelehrteste Bewohner Wolfenbüttels zu den wissenschaftlich productiven Schulmännern wie Heusinger und Leiste über, mit denen Lessing in Sachen der „Beiträge" und anderer bibliothekarischer Interessen verkehrte, während Schmid für ihn nicht nur ein lebendes Repertorium und ein unermüdlich copirender Mitforscher, sondern auch der gastlichste Hausvater war. Seine Familienstube galt den jüngeren Braunschweiger Litteraten für die behaglichste der ganzen

Stadt: wenn Leſſing hier eintrat, umgab ihn die gutherzige Liebenswürdigkeit der Frau und Töchter; der Schwiegerſohn Eſchenburg, dem der „ſchmarutzende" Gourmand Ebert in Leſſings Gunſt bald weichen mußte, erzählte von ſeinen Shakeſpeareſchen und deutſchen Studien; und der ſelbſtloſe Papa ſchleppte herbei, was er den vielen Blättern des gelehrten Briefwechſels zwiſchen Braunſchweig und Wolfenbüttel noch nicht anvertraut hatte. Es war ein wolthätiger, auf geiſtige und ſeeliſche Übereinſtimmung feſt gegründeter Umgang, deſſen Segen Leſſing in Braunſchweig genoß. Man blieb nicht am Theetiſch ſitzen und ging zu Punſch und Wein in einen Kneipcirkel, wo Beamte und Officiere harmoniſch an den geſelligen und litterariſchen Vergnügungen theilnahmen. Nachdem er anfangs in Gaſthöfen abgeſtiegen war, miethete ſich Leſſing in Braunſchweig eine eigene kleine Wohnung bei einem wackeren Weinhändler, der außer der guten Herberge auch einen reinen Trank bot. Er lebte fortwährend mit Männern zuſammen, welche dem Hofe mehr oder weniger verbunden waren: zwar blieb ſein Verhältnis zu Jeruſalem ohne Conflict ein kühles, da weder der ebenmäßige, accentloſe Stil dieſes theologiſch-höfiſchen Gellert, noch die verwiſchende Apologetik der „Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion" ihn befriedigen konnte, aber Ebert ſtand in hoher Gunſt, Eſchenburg erzog einen natürlichen Sohn des Erbprinzen, der Kammerherr von Kuntzſch gehörte zu ſeinen Intimen.

Dieſer Hof gefiel ſich in keiner ſtolzen und ſchroffen Abgeſchloſſenheit. Von Braunſchweig iſt die junge Prinzeß Anna Amalia nach Weimar gezogen um dort mit heiterſter Verläugnung alles Etikettenzwanges ein Zuſammenleben von Geburt- und Geiſtesadel ohne Gleichen zu eröffnen. Wer die deutſche Kleinſtaaterei des vorigen Jahrhunderts verächtlich mißt, ſollte zugleich des Segens nicht vergeſſen, der von den beſcheidenen Bildungsherden beſonders mitteldeutſcher Höfe ſo voll über Deutſchland ſich ergoſſen hat, daß uns Frankreich mit ſeinem Einen rieſigen Bildungscentrum beneiden und jeder Souverain einer Großmacht dieſem im Verhältnis unübertroffenen Aufwand für die edelſten Güter die Palme reichen muß. Weimar, „wie Bethlehem in Juda klein und groß", gab der Kaiſerſtadt an der Donau und der Königſtadt an der Spree ein beſchämendes Beiſpiel. Kein zweiter Fürſt, der würdig und unbefangen genug wäre ein Gedicht wie „Ilmenau" oder

die Huldigung der venezianischen Epigramme zu empfangen; auch die Braunschweiger bei weitem nicht, wie ungerecht ihnen oft eine wolfeile Tendenzmalerei mitgespielt hat. Sie, nicht Friedrich II. von Preußen, nicht Joseph II. von Österreich, haben Lessing ein Obdach geboten, als er seiner deutschen Heimat auf ewig den Rücken kehren wollte, und sie haben loyaler mit Winckelmann verhandelt als ihr Schwager und Oheim an der Spree. Eine eigenthümliche, der Großartigkeit nicht entbehrende Einmischung moderner französischer und preußischer Elemente kennzeichnet die Braunschweiger Welfen der Lessingschen Zeit. Das wälsche Wesen eines Anton Ulrich, aus dessen Üppigkeit neben hohlen Nichtigkeiten auch edlere Früchte wie eine reinere Aneignung Corneilles erwuchsen, wurde zwar eingedämmt, doch die Vorliebe für Ballets, italienische Musik, französische Dramen behielt lang hin Geltung und fand in der nachahmende Rücksicht auf den undeutschen Geschmack des größten deutschen Fürsten neue Nahrung. Herzog Karl mit seinem leichten sinnlichen Naturell freute sich, auf dem Thron all die pedantischen Fesseln einer engherzigen Jugendbildung abzustreifen und seinem Impresario Nicolini übermäßige Mittel zur Verfügung zu stellen. Es kam sogar vor, daß deutsche Originale in französischer Vermummung auf das Braunschweiger Repertoire der sechziger Jahre wanderten: Prinz Friedrich selbst lieferte eine freie Übertragung der Miß Sara Sampson. Auf der andern Seite und in viel stärkerem Maße, als die hergebrachte Beurtheilung dieser Welfen uns glauben machen möchte, erstarkte die deutsche Politik Braunschweigs nach innen und außen, heldenmüthige Prinzen starben in den Feldzügen des Jahrhunderts seit dem spanischen Erbfolgekrieg den Tod der Ehre, Karl schloß sich innig an Friedrich II. an, und bis in die napoleonische Zeit blieben die Braunschweiger Preußens treue Bundesgenossen im Frieden, seine Feldherren und Blutzeugen auf den Schlachtfeldern. Geerbte und sorglos von Jahr zu Jahr vermehrte Schulden hinderten den Herzog keineswegs daran in vielen Zweigen der Landesverwaltung heilsame Reformen anzubahnen, die vorgefundene Unordnung nach Kräften wegzuräumen, die Gewerbe und gemeinnützigen Institute auf jede Weise zu heben und besonders das Schulwesen musterhaft umzugestalten. Dafür meinte der gutmüthige, lebenslustige Herr wol befugt zu sein in künstlerischen Genüssen, im Verkehr mit schönen Freundinnen und in der Sorge für

die Kasse seiner zahlreichen Anverwandten ohne ängstliche Sparsamkeit zu wirthschaften, und dieser von dem besten Willen beseelte, gebildete, thätige, aber in keiner Resignation und weisen Umsicht geübte Fürst zog die Landesfinanzen an den Rand des Abgrunds. Sein unfähiger Minister Schrader von Schliestedt ließ ihn gewähren. Als Lessing in Karls Dienste trat, schwebten die Existenzbedingungen der Dynastie und des Staates in einer langen, immer peinlicheren Krise. Der Bankerott schien unvermeidlich. Da übernahm, rasch entschlossen, 1773 der Erbprinz die Leitung des lecken Schiffes, der sechzigjährige Herzog trat als nomineller Herrscher auf sein Altentheil zurück, an Schliestedts Stelle regierte der energische Feronce von Rotenkreutz das Steuer und begann im Verein mit dem Erbprinzen eine erfolgreiche Finanzreform, welcher die rücksichtslosesten Mittel recht waren, wenn sie nur vorwärts führten. So hatte nicht nur der Bibliothekar zu Wolfenbüttel seine kummervollen Stunden; auch im Braunschweiger Schlosse wohnte die Sorge, und die Bemühungen des Hofes um Lessing sind um so höher zu schätzen, je mislicher die Verhältnisse des Landes lagen. Lessing kämpfte mit Schulden; auch der Erbprinz stemmte sich gegen die Lawine der Geldnoth. Lessing wurde durch solche Verlegenheiten oftmals zum Schwarzseher, dem sich Menschen und Dinge verzerrten; man gönne billig auch dem Erbprinzen mildernde Umstände, wenn sein Vorgehen mitunter den Schein eines bittern Egoismus trägt.

Als Lessing braunschweigischer Hofbeamter wurde, fand er sich in den höchsten Kreisen Persönlichkeiten gegenüber, die der Liebe, der Verehrung, des psychologischen Studiums wol werth waren. Das schon erschlaffte, durch und durch warmherzige Wesen des alten Herzogs offenbarte sich bei der ersten Begegnung ganz. Neben ihm ragte als imponirendster Vertreter der älteren Generation sein Bruder hervor, der preußische Feldmarschall Ferdinand, einer der größten Heroen des achtzehnten Jahrhunderts, der gefeierte Sieger von Crefeld und Minden, von Friedrich II. des Beinamens Alcide gewürdigt, dabei reich an schlichten bürgerlichen Tugenden, wolthätig, prunklos, gerecht, gebildet. Auf ihn dichtete Lessing, dessen Muse seit den Vossischen Zwangsarbeiten die Lobverse auf Fürsten verlernt hatte, einige preisende Epigramme, „Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnon, des ersten Feldherrn der Griechen spielte“: „Vorstellen und auch sein

kann Ferdinand allein". Der jüngste Prinz war Leopold, der mit Prinz Friedrich die schriftstellerische Neigung theilte, eifrig Geschichte und Militärwesen studirte und 1785 in Frankfurt an der Oder bei einer Überschwemmung den Tod fand, so in der verklärenden Volksphantasie den schönsten Bürgerkranz des braven Mannes erobernd. Aber die hervorstechendste Figur des Hofes, durch Macht und Charakter, war der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand.

Im October 1735 geboren und von Friedrich Wilhelm I. aus der Taufe gehoben, erst einem höfischen Ajo, dann der klugen Pädagogik Jerusalems anvertraut, zeigte schon der Knabe die eigenartige Mischung von Eigenschaften, die sich in dem Manne zu einem bald hell, bald dunkel schillernden Bilde steigerten. Der lebendige Geist des jungen Fürsten, meinte sein Erzieher, gleiche einer inneren, in einem feuerfesten Gewölbe eingeschlossenen Flamme. Er war sanguinisch, eigenwillig, ungeduldig, scharf und spöttisch, wißbegierig, kunstliebend, ehrgeizig, thatenlustig; er konnte jäh einem Einfall folgen und ebenso unvermuthet das Gleichgewicht der gemessensten Repräsentation wieder gewinnen, sich nachgeben und sich bändigen, seiner Umgebung anmuthig schmeicheln und ihr im nächsten Augenblick den Codex der Subordination vor Augen halten. Der schön gewachsene, kräftige und bewegliche Jüngling kam früh in die Nähe seines königlichen Oheims, aber in der Tafelrunde Friedrichs wich das sonst so lebhafte Mienenspiel einer ernsten Ruhe, diese freien Conversationen misfielen ihm, das Übergewicht des Königs drückte ihn, es war ihm woler in Friedrichs Schlachten als in Friedrichs Gesellschaften und Concerten. Auch er verband die Schwärmerei für Musik mit den rauhen Tugenden des Krieges. Im Lagerleben gehärtet, ertrug er, Sybarit und Stoiker in einer Person, jede Strapaze und verdiente sich durch Tapferkeit und strategische Begabung in den Oden des Onkels das Lob eines jeune héros. Das unbefangene Frohgefühl der Jugend hat er nie in seinem vollen Umfang gefühlt; daher schielt die in Einzelheiten sehr treffende Charakteristik aus Mirabeaus Feder, denn der Prinz war kein véritable Alcibiade, der ins Leben stürmte, Volksgunst und Frauenliebe durch ein dämonisch siegreiches Wesen eroberte und im Rausche des Leichtsinns verlor, vor den Weisen sich beugte und die Zügel der Weisheit verschmähte. Bewußt und überlegt in Wort und That, unterschied er

ſich gründlich von dem ſprühenden Liebling Athens. Er hielt ſich Maitreſſen, die ſeine Sinne, nie ſeinen Kopf und ſein Herz beherrſchten. Er ſprach elegant, aber man hörte ſeiner ſonoren Rede die Berechnung und Mache an. So war ſein ganzes Auftreten nicht ohne eine poſirende Vornehmheit, deren ſein angeborener Adel gar nicht bedurft hätte und deren Kühle die Vertraulichkeit fern hielt. Und wie durftig ſein Geiſt die Bildung des Jahrhunderts eingeſogen, dem vielſeitigen Verſtändnis und dem geſchmackvoll gefaßten Urtheil gebrach die warme Liebe, die volle Hingebung. Als er in England eine Convenienzehe geſchloſſen hatte, reiſte er nach Paris, ſpielte am Hof eine große Rolle und bethätigte durch Beſuche in der Akademie oder ein Diner im Kreiſe der Encyclopädiſten ſein feines Intereſſe an Frankreichs freierem Geiſtesleben. Voltaire wurde in Ferney begrüßt. Dann entfaltete der Prinz in Italien einen verblüffenden Luxus, ſeine Gondolieri in Venedig ſtolzirten in Atlas, überall wurden zahlreiche Lakaien gedungen und mit braunſchweigiſchen Livreen neu gekleidet, das Volk ſtaunte über die ungewohnte Pracht eines deutſchen Prinzen, er aber, das Äußerliche äußerlich abthuend, ſtrich an Winckelmanns Seite früh und ſpät durch Roms Sammlungen und Ruinen und hat dieſe Tage nie vergeſſen. Selbſt in ſolchen Wochen, wo gemeinſamer Genuß des Höchſten und Ewigen die Standesunterſchiede verflüchtigt, ſpröde Naturen erweicht und wo der Erbprinz wirklich von echter Bewunderung für das Geſchaute wie für den genialen Cicerone erfüllt war, hatte ſein Wechſel zwiſchen gewinnendſter Unterhaltung und froſtigem Schweigen etwas Unheimliches. Wie er ſelbſt den Scherz zurückhielt, ſo war ihm deutſche Jovialität und Satire als unfein verhaßt; ein Verſtoß gegen den Hofton beleidigte denſelben Fürſten, der es liebte mit ſchlichten Leuten das heimiſche Platt zu reden, obwol jedes Buhlen um Popularität ſeiner Art ſehr fern lag. Er kannte alle Schwächen ſeines Hauſes und fürchtete ihr Verhängnis, darum legte er mit ungeheurer Selbſtbeherrſchung ſeine Leidenſchaften wie Hunde an die Kette. In bitteren Anfällen von Menſchenverachtung mochte er klagen, kein Fürſt ſei von Liebe umgeben und der Glaube an die Redlichkeit der Leute verrathe mehr Gutmüthigkeit als Weltkenntnis. Aber er tadelte manche unhumane Züge Friedrichs und gab weder ſeiner ererbten Glanzliebe noch ſeinem alles Kleine verachtenden Ehrgeiz nach, als ihn die Noth

des Landes zwang den Vormund eines schwachen Vaters zu machen. Ohne eine Phrase zu verlieren übte er für seine Person eine ihm unnatürliche Ökonomie, ließ Schlösser und Gärten und Galerien im Stich um den Wolstand der Bauern zu heben, beugte seinen Stolz zu mühseligen Finanzoperationen und zur Vermiethung braunschweigischer Truppen und täuschte nach Friedrichs Tode die allgemeine Erwartung, er werde bestimmend auf Preußens Zukunft wirken, indem er, theils aus ernstem Gefühl für sein kleines Land, theils aus nie überwundener Furcht vor Miserfolgen, nur der aufopfernde General Preußens blieb, bis er auf dem Schlachtfelde von Jena und Auerstädt den Fall des fridericianischen Preußens mit seinem Blute besiegelte und nach den grauenvollsten Leiden landflüchtig starb. Nehmen wir dieser Erscheinung die willensstarke Selbstzucht, so bleibt ein Complex guter und schlimmer Eigenschaften, der unter anderen Verhältnissen eine Wendung ins Neronische hätte nehmen können und unter den gegebenen leicht eine furchtbare Gefahr für Land und Leute geworden wäre. So aber ist dieser Lebenslauf ein ergreifendes Schauspiel, wie der ernste männliche Wille alle widerspänstigen Regungen in den Dienst selbstloser, wenn auch freudloser Pflichterfüllung zwingen kann. In seinen Adern floß kein Tropfen von dem leichten Blut der liebenswürdigen Schwester Anna Amalia, sein gemessenes vornehmes Wesen drückte und langweilte die urgesunde Kraftnatur des Neffen Karl August, und dennoch nennt ihn Goethe, als er im Sommer 1784 mit seinem Herzog nach Braunschweig kam und während der entsetzlich langen Diners oder der prächtigen Redouten Beobachtungen sammelte, einen großen Mann. Die in fragwürdigem Französisch an Frau von Stein gerichteten Briefe liefern uns eine fortschreitende Charakteristik, die sich nach kühlen Worten über die leeren Formen des Braunschweigers bald erwärmt: man sehe überall den klugen Mann, der von allem, selbst von den Narrheiten seiner Vorfahren profitire, dessen Verstand und Benehmen durchweg bewundernswerth sei und der zielsicher ohne überflüssige, willkürliche, unnütze Nebensachen große Zwecke verfolge; seinen Neffen behandle er mit Auszeichnung, und wirklich müsse ein Fürst, der einen offenen Kopf habe und seines Gleichen im Durchschnitt für mehr als bêtes halte, von einem Verwandten dieses Schlages überrascht sein; die Umgebung nenne seine Absichten schön und bedeutend,

seine Mittel sicher, seine Ausführung consequent; sein Auftreten in der Welt sei unvergleichlich, denn er verstehe die Kunst jeder individuellen Eitelkeit zu schmeicheln vollendet, enfin c'est un oiseleur qui connoit ses oiseaux.

Lessing war dem Ruf in diese Sphäre gefolgt, nachdem er den braunschweigischen Schauplatz geprüft hatte. Es heißt beide Männer, Lessing und den Erbprinzen, herabsetzen, wenn man Lessings Anstellung aus der prahlsüchtigen Eitelkeit des letzteren einen Stern ersten Ranges zu den kleineren Lichtern des Carolinum und Catharineum zu gewinnen ableitet; doch wäre es die häufigste und schlechteste Eitelkeit nicht, die mit großen Männern Staat zu machen sucht. Das Gefallen war gegenseitig gewesen. Der Erbprinz, ein bezaubernder Causeur, wenn er wollte, wird an Lessings Reisepläne anknüpfend von Italien und archäologischen Interessen gesprochen haben; Lessing, in keinem Kreise der Welt verlegen, empfahl sich, je weniger er es auf eine clientenhafte Bewerbung anlegte, und es berührte ihn äußerst peinlich, daß ihm die Kosten dieses ersten Braunschweiger Aufenthaltes aus der Schatulle ersetzt werden sollten. „Sie glauben nicht, lieber Ebert, wie argwöhnisch ich bin, besonders in solchen Dingen. Ich kann mir nicht einbilden, daß der Erbprinz von selbst darauf gefallen ist. Ich fürchte, man hat es ihm zu verstehen gegeben, daß ich etwas dergleichen erwartet hätte. Ich habe zwanzigmal mein ganzes Betragen in Braunschweig überlaufen und mich jedes Wortes zu erinnern gesucht, ob ich das Geringste gethan oder gesagt, was diese Erwartung verrathen können. Der Erbprinz mag immerhin glauben, daß ich der Erstattung bedarf; aber ich möchte nicht gern, am ungernsten von ihm, für einen Menschen gehalten sein, der etwas erwarten und verlangen könnte, bloß deswegen, weil er es bedarf." Dieser stolze Unabhängigkeitssinn bestimmte fortan Lessings Verhältnis zum Hofe. Wenn er die zuvorkommende Leutseligkeit der hohen Familie erfuhr und der Huld des alten Herzogs zu jeder Zeit und in jeder Stimmung sicher blieb, wahrte er von vornherein eine geflissentliche Zurückhaltung, da er und ein Großer nicht für einander gemacht seien. „Ich bin indeß der Mensch nicht, der sich zu ihnen bringen sollte, vielmehr suche ich mich von allem, was Hof heißt, so viel als möglich zu entfernen und mich lediglich in den Cirkel meiner Bibliothek einzuschränken." Er folgte den Einladungen der Herrschaften, machte

fürſtlichem Beſuch wie der Herzogin Anna Amalia oder ſchwediſchen Prinzen pflichtgemäß, doch „als ob er dazu geprügelt würde", die Honneurs in der Rotunde und zog im übrigen aus ſeiner örtlichen Entfernung jeden Vortheil. Man ſah ſich bei der Neujahrscour und andern feſtlichen Empfängen meiſt vergebens nach ihm um. Seine Briefe verrathen keine Neugier nach Ereigniſſen und Reden bei Hofe, die doch in kleinen Reſidenzen wie der jeweilige Barometerſtand das Morgen- und Abendgeſpräch der Unterthanen ſpeiſen. Faſt nirgends eine Erwähnung der Frauen des herzoglichen Hauſes, kein Wort über Frau von Branconi, deren verführeriſche Züge uns in der Braunſchweiger Galerie Goethes bewundernden Ausruf über ſolche Unwiderſtehlichkeit predigen, nur eine freundliche Erwähnung „unſers lieben kleinen Grafen", ihres Sohnes. Er brachte dem Hofklatſch niemals den geringſten Tribut und war auch nicht geſonnen billigen Anſprüchen von oben, wenn ſie über Bücher- und Kunſtangelegenheiten hinausgingen, mehr nachzugeben als die kalte Pflicht gebot. Das anſpruchsvolle Weſen des Erbprinzen, der Leſſing hochſchätzte und ſeine Schriften, auch die gelehrten, gründlich ſtudirte, der aber mit dem eindringenden Blick des geübten Beobachters in Leſſings Gedanken las, und das nicht minder anſpruchsvolle Weſen Leſſings, welcher gern zu raſch aburtheilte und immer den Nacken ſteif hielt, zogen eine doppelte Schranke im perſönlichen Verkehr.

Die Wolfenbüttler Bibliothek ſuchte der Erbprinz faſt nie auf; hier herrſchte Leſſing ungeſtört. Selten unterbrachen Gäſte von auswärts ſeine ſtille Abgeſchiedenheit: der treue Moſes, Gleim, von jüngeren Litteraten Boie oder von den jüngſten desſelben Göttinger Bundes Cramer der Sohn, gelehrte Reiſende, unter ihnen ſogar ein Aſtronom aus dem Jeſuitenorden, der Leſſing zu Liebe einen großen Umweg über Wolfenbüttel nahm, und hochwillkommen im Auguſt 1771 Profeſſor Reiske aus Leipzig mit ſeiner lieben Frau und Arbeitsgenoſſin. Er voll ehrerbietiger Unterordnung zu Leſſing aufſchauend, deſſen raſche Vielſeitigkeit und leichte Stilanmuth mit ſo tiefem Wiſſen vereint er beſcheiden bewunderte, deſſen ſchneidige Polemik der unbeholfene Mann naiv anſtaunte und deſſen bibliothekariſche Gefälligkeiten bei ihm auf einen ſo fruchtbaren Boden fielen. Mit breitſpuriger Freude folgte Reiske den Wolfenbüttler Arbeiten. Seinem begeiſterten

Leſſingcultus mußte er auch öffentlich durch eine Widmung in den ausgezeichneten Oratores graeci ein Denkmal ſetzen, ſowie in Heynes Vergilausgabe ein Ehrenplatz für Leſſing eingeräumt iſt. Und mit inniger Dankbarkeit trat auf der „Luſtreiſe" zu den orientaliſchen Handſchriften Wolfenbüttels Madame Reiske an Leſſing heran, eine echte Philologenfrau, von ſtrenger wiſſenſchaftlicher Schulung, die ſelbſtändige Helferin ihres Mannes, geiſtvoller und beweglicher als dieſer, ohne eine Spur von Pruderie und ohne jedes Gelüſt die deutſche Dacier zu ſpielen. Um ſo lieber machte Leſſing der befreundeten Schriftgelehrten ſein ehrliches Compliment in den „Beiträgen", ſtand ihr thatkräftig bei, als Reiske im Sommer 1774 aus einem Leben der Entbehrung und Arbeit abſchied, und ſchenkte dem handſchriftlichen Nachlaß des „ſehr lieben Freundes", auch der Autobiographie, einer der rührendſten und ungeſchickteſten Urkunden deutſcher Gelehrtengeſchichte, ſeine gewiſſenhafte Theilnahme. Ein wolthuender Humor umſpielt für uns ſpäte Leſer dieſes philologiſche Paar, deſſen Verlobung nicht mit Blumen und Liebesbriefen, ſondern mit kleinen arabiſchen Galanterien gefeiert wurde und aus deſſen Ehe nicht liberi, ſondern libri hervorgingen. Dasſelbe reſpectvolle Lächeln ſtellt ſich ein, wenn der gute Reiske mit ſchwerfälligen Scherzen die gedruckten „Flatterien" für Madame verbittet oder Frau Erneſtine über die ſemitiſchen Manuſcripte ihres Seligen weg den Herzenswunſch, Leſſings Gattin zu werden, unverblümt kund giebt.

Leſſing aber, der ſo galant die Frage, ob ein Gelehrter heiraten ſolle, durch das eheliche Glück der Reiskes für gelöſt erklärt hatte, gehörte ſchon zur Zeit jenes Beſuches mit Herz und Hand einer anderen Frau, wenn auch die dunkle Wittwentracht und die ſchweren Sorgen ſeiner liebſten Hamburger Freundin nur geheime Wünſche für die Zukunft geſtatteten. In ernſten Stunden ſahen wir ihn den immer wieder aufgeſchobenen Abſchied von Frau Eva König nehmen. Ein Briefwechſel, ſo reg wie ihn Leſſing nur je geführt hat, entſpann ſich zwiſchen dem in ſeiner Vollkraft ſtehenden Mann und der reifen Frau, die, ihrer Stütze beraubt, allein den Kampf ums Daſein kämpfte. Eva Katharina Hahn war geboren in Heidelberg am 22. März 1736 als Tochter eines wolſituirten Kaufmanns; den Vater verlor ſie im zarteſten Alter — wehmüthig erzählt ſie einmal, ſie habe ihn gar nicht

gekannt — mit der Mutter blieb sie auch aus der Ferne in treuester Liebe verbunden. Eine gesinnungstüchtige, alle Proben des Glückswechsels überdauernde Harmonie herrschte in dieser Familie, die auch dem gelehrten Beruf akademische Kräfte zugeführt hat und in deren Schoße das junge aufgeweckte Mädchen eine ausgezeichnete Erziehung genoß. Wodurch das schöne Heidelberg Evas eingestandene Verstimmung gegen die Vaterstadt verschuldete, steht dahin, doch war es nicht etwa die Sehnsucht leidigen Verhältnissen zu entfliehen, sondern reine Herzensneigung, welche im Sommer 1756 die Zwanzigjährige dem aus der Elberfelder Gegend gebürtigen, in Hamburg ansässigen Handelsherrn Engelbert König als Gattin zuführte. Aus der Pfälzer Idylle in das bewegte Getriebe einer norddeutschen Großstadt mit anderen Bräuchen, anderer Sprache, anderen Menschen verpflanzt, fand sich die junge Frau schnell in der neuen Umgebung zurecht. Eine gesegnete Ehe, gute und getreue Nachbarn, ein wachsender Wolstand schufen dem liebenswürdigen und thätigen Paar einen dankbar genossenen Hausfrieden, den nur der Verlust mehrerer Kinder trübte. Von sieben blieben vier am Leben: eine Tochter Malchen (1761 geboren) und drei Knaben, deren jüngster, Friedrich (geboren im October 1768), Lessings Pathchen wurde und als schöner, munterer Junge zum Ebenbilde des Vaters heranzuwachsen versprach. Sie alle waren dem eifrigen Besucher des Königschen Hauses liebe kleine Gesellschafter; er verehrte die Frau und schenkte dem Mann, seinem „speciellen Freund", eine fest begründete Hochachtung. König hatte sich aus eigener Kraft zu Bildung, Ansehen und Vermögen emporgearbeitet. Er betrieb einen großen Seidenhandel in Hamburg, besaß Seiden- und Tapetenfabriken zu Wien, in denen das italienische Rohmaterial verarbeitet wurde, und unterhielt bedeutende deutsche und außerdeutsche Geschäftsverbindungen, die ihn häufig südwärts in die Ferne riefen. Es wird erzählt, und eine innere Wahrheit mindestens liegt in diesem späten Bericht, daß König beim Antritt der letzten Reise nach Österreich und Oberitalien dem Hausfreund Lessing, als dieser ihm ein kurzes Geleit gab, den Schutz seiner Familie mit den ahnungsvollen Worten „Wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte, so nehmen Sie sich meiner Kinder an" ans Herz gelegt habe.

Nur zu bald trat diese heilige Pflicht vor Lessings Seele. Engelbert König zog sich gleich nach seiner Ankunft in Venedig eine jähe

Krankheit zu, die ihn fern von der Heimat und den Geliebten am 20. December 1769 dahinraffte. Tags darauf wurde er auf dem protestantischen Friedhof der Insel S. Cristoforo beigesetzt, ebenda, wo er nach einer späten Familientradition zum letzten Mal die Abendsonne begrüßt hatte. Er zählte erst einundvierzig Jahre, und sein Handel war von ihm im sichern Gefühl, noch langhin die ganze Kraft einsetzen zu können, ausgebreitet worden. Der plötzliche Tod erregte bei den Seinen den Argwohn, ein gieriger Diener habe den mit größeren Geldmitteln versehenen Reisenden vergiftet, denn Winckelmanns schreckliches Ende lebte in frischer Erinnerung. Der plötzliche Tod weckte aber auch zu den schmerzlichsten Klagen ängstliche Besorgnisse für die Existenz der Familie. Die Wittwe stand mit vier kleinen Kindern der erdrückenden Aufgabe gegenüber, große kaufmännische und industrielle Geschäfte zu ordnen, die sich auf weit aus einander gelegene Orte vertheilten, in die Finanzen anderer Häuser eingriffen und zumal ohne flüssiges Vermögen, da alles Geld der beiden Gatten in Fabriken und Magazinen angelegt war, die langwierigste und verwickeltste Arbeit forderten. Auch waren zahlreiche Geschwister gewohnt, in dem Todten ihren Helfer und Meister zu erblicken. Als Frau Eva diese schwere Last mit der Ausdauer und dem praktischen Verstand eines Mannes auf ihre Schultern lud, um die Schöpfungen ihres überall rühmlich anerkannten Gemahls vor einem wirren Zusammensturz zu retten und die Zukunft der Kinder zu verfechten, fand sie zwar den Beistand redlicher Freunde und die opferwillige Hilfe einiger Verwandten, die ihr mit Rath und That, mit Vorschüssen und Geschenken beisprangen, aber die Wucht der harten Arbeit wurde dadurch nur um weniges erleichtert. Sie sollte ihre Kinder, von denen Fritz kaum anderthalb Jahre zählte, ihre des Vaters beraubten Kleinen verlassen und ein aufreibendes Reiseleben beginnen. So ging Lessing, um eine peinliche Sorge reicher, nach Wolfenbüttel. War ihm im letzten hamburgischen Monat, wo er an Evas Seite bei gemeinsamen Freunden Gevatter stand, schon der Gedanke an die Erreichbarkeit eines engeren Bandes aufgedämmert, so mußte die rauhe Wirklichkeit solche Träume unerbittlich zurückdrängen.

Ihre Correspondenz kam seit dem Juni 1770 in Fluß. Noch in demselben Monat begab sich Eva nach Pyrmont um dort Kräfte für die dringende weite Wanderschaft zu sammeln und mit einem recht-

schaffenen Bruder, dem eben von schwerer Krankheit genesenen Professor der Physik zu Utrecht, Rücksprache über ihre Lage zu nehmen. Lessing, aufgefordert an dieser kleinen Badereise theilzunehmen, aber durch sein neues Amt festgehalten, wurde von den Geschwistern durch einen Besuch entschädigt, dessen Vertraulichkeit nur unter der unvorhergesehenen und sehr ungelegenen Ankunft Gleims litt. Darum sprach Frau Eva schon nach einigen Wochen, Mitte August, ein zweites Mal in Braunschweig vor und sah sich nicht bloß im Gasthof zur „Rose" von Lessings zarter Fürsorge umgeben. Als sie Abschied nahm, nöthigte ihr der Freund seinen Pelz zum Schutz gegen Unwetter und schlechte Herbergen auf, empfing das Versprechen eines neuen Besuches auf der Rückreise von Wien und tröstete sich mit der Aussicht, die Heimkehrende dann von Wolfenbüttel nach Hamburg begleiten zu dürfen. Unterwegs in Postzimmern und Wirthshäusern, auch wol mitten im Lärm einer Dorfschenke, wo ihr das derbe Geschwätz der Bauern den robusten Realismus Bodes ins Gedächtnis rief, fand die seltene Frau Stimmung und Muße zu tagebuchartigen Blättern. Wir hören von den unvermeidlichen Abenteuern auf schlechten Straßen, von zerbrochenen Achsen, von Zwistigkeiten mit Posthaltern, von den wechselnden Gefährten, von einem Räuschchen der Zofe, kurz von allen mehr und minder lästigen Begebenheiten, wie sie in den romanhaften oder wirklichen Reiseberichten jener Tage nicht fehlen. Ohne eine Spur von Empfindsamkeit steuerte Frau König ihren so wenig lockenden Zielen zu, gestählt durch ihr mütterliches Pflichtgefühl. Sie schlägt nirgends den larmoyanten Ton einer „Dame in Trauer" an, sondern scheucht mit bewundernswerther Selbstbeherrschung, wenn sie dem Freunde sich mittheilt, den düsteren Zug der Erinnerungen und Befürchtungen zurück. Indem sie ihr „trauriges Naturell" besiegt, sucht sie doch nicht gefaßter zu erscheinen als sie in Wirklichkeit ist, und Lessing erwidert die leisen Regungen melancholischer Hoffnungslosigkeit mit der Mahnung „so viel Entschlossenheit und Muth, als Sie sonst in Ihrer ganzen Aufführung bezeigen, nicht verloren sein" zu lassen. Bei ihm selbst war die tiefste Trauer eingekehrt: er hatte soeben seinen Vater verloren, und das kümmerliche Loos der Kamenzer verdunkelte seine Tage. „Und dennoch" schreibt er mit gezwungener Fassung „und dennoch, bin ich versichert, wird sich und muß sich alles um mich herum aufheitern; ich

will nur immer vor mich weg und so wenig als möglich hinter mich zurücksehen." Wenn die einsame Frau in der Fremde unter lustigen Baiern mühsam die Thränen hinunterschluckt und einer lähmenden Unentschlossenheit zu verfallen fürchtet oder von körperlichen Leiden erzählt, dann bestimmt Lessing als ein tapferer Tröster, in welcher Tonart er den Briefwechsel führen will: „ein Gesunder an eine Gesunde, ein Vergnügter an eine Vergnügte. Wahrhaftig, wenn man das Erste ist, so muß man auch das Andre sein, und kann es sein, wenn man nur will." Diese seine Philosophie, sich selbst zum Glück zu überreden, predigt Lessing wahrlich nicht in den Wind, denn eine verwandte Frauennatur lauscht seiner ermuthigenden Rede.

Als die Correspondenz zwischen Lessing und Eva zuerst dem Publicum erschlossen wurde, rümpften manche Empfindler die Nase über ein so langweiliges Buch. Werther freilich schreibt ganz anders, und wer statt der ersehnten Gefühlsergüsse gleich anfangs Rauchfleisch und Spargel oder späterhin Pulver und Frostsalbe, Erbsen und Sauerkraut inmitten endloser Familiengeschichtchen aus Hamburg anrannte, mochte den Band enttäuscht aus der Hand legen. „Meine liebste Madam" und „Mein lieber Herr Lessing", „Dero ganz ergebenster Lessing" und „Dero ergebene Dienerin E. C. König" schien einen vor dem Frühlingssturm der neuen Empfindungspoesie zerstobenen Curialstil heraufzubeschwören, so dürr, daß man sich nicht die Mühe gab, die unmerklich fortschreitende Steigerung zum „Meine Liebe" und „Mein Lieber" zu verfolgen, den Unterschied gereifter Menschen aus einer sehr verständigen Epoche und eines dichterischen Liebespaares abzuwägen und mit würdiger Theilnahme das rührende Schauspiel zu betrachten, wie der stärkste Mann unserer Litteratur so bescheiden, so schüchtern, so leise werbend das andeutet, was sein ganzes Herz ausfüllt. Nie unterbricht ein ringendes Du die üblichen Anreden wie in Goethes ungestümen oder liebkosenden oder resignirenden oder beseligten Briefen an seine Weimarer Geliebte, und kaum wagt Lessing in der ersten Zeit die Betheuerung, daß seine Gedanken und Wünsche den Weg Evas nicht leer lassen. Aber schon vor hundert Jahren haben tiefe Gemüther den stilleren und farbloseren Reiz dieser Correspondenz nachgefühlt; so schreibt Lotte von Lengefeld 1789 an Schiller: „Ich habe Lessings Briefwechsel mit seiner Frau auch gelesen und er hat mir viel

Freude gemacht. Leſſings Geiſt iſt mir ſehr intereſſant und iſt es mir noch mehr geworden, er hat ſo eine gewiſſe Feinheit gegen ſeine Frau; auch ihre Briefe haben mir gefallen, ſie muß erſtaunend viel Thätigkeit gehabt haben und vielen Verſtand. Ich möchte mit jemanden über die beiden Menſchen ſprechen, der ſie genau gekannt hat, und recht viel von ihnen hören."

Wir beſitzen von Evas Briefen nur die an den Einen und nur des Einen Briefe an ſie. Gleichwol würden andere Quellen keine Züge wiederſpiegeln, die in unſerer Correſpondenz fehlen. Ihr geiſtiges Bild ſtimmt zu dem Porträt, das uns von ihr erhalten und in A. Schönes vortrefflicher Ausgabe des Briefwechſels ſehr gut geſtochen iſt. Ein alter Münchener Maler hat es 1770 ziemlich ſteif verfertigt; ein anderes von dem elenden Calau iſt verſchollen. Die Geſtalt ohne ſinnliche Fülle, vielmehr etwas knochig, auf einem ſchlanken Hals ein längliches Geſicht mit vollem Haar, freier Stirn, klaren großen Augen, ſcharf geſchnittener Naſe, feinem Mund, energiſchem Kinn, der Ausdruck ungemein geſcheit und angenehm. In ihren Gedanken und Gefühlen hatte nichts Niedriges Raum, und ihr heller durchdringender Geiſt gewährte der modiſchen Schwärmerei keinen Einlaß. „Eine liebenswürdige Frau von vielem Verſtande" wird ſie von Eliſe Reimarus genannt. Wahrheit ging ihr über alles: „Nichts fällt mir ſchwerer als Lügen. Sie wiſſen wol: ich bin ein altfränkiſches Weib." Einem thätigen Leben zugewandt, büßte ſie doch eine leichte Grazie des Geiſtes und die ſchöne frauenhafte Gabe, männliche Schroffheiten ſanft zu mildern, nie ein. Der ganz auf das Menſchliche gerichtetete Briefwechſel erörtert von den gemeinſamen geiſtigen Intereſſen nur diejenigen, welche greifbar in den Bereich des Tages treten oder mit Forderungen an die Zukunft eng verknüpft ſind, aber man behält durchweg das Gefühl, daß dieſe Frau in freierer Stimmung hörend, rathend und thatend auf jedes Leſſingſche Werk oder Vorhaben eingehen kann. Ritterlich ſorgend begleitet Leſſing ihren Weg, den er nicht noch mit bibliothekariſchen Grillen und ſeinen häuslichen Verdrießlichkeiten ſtören möchte, und beide ruhen von ihren mannigfachen Sorgen aus, indem ſie ſich wie in den entſchwundenen Plauderſtündchen von den Privatverhältniſſen der nächſten Hamburgiſchen Bekannten, der Schmidts und Knorres vor allem, ſehr eingehend unterhalten, Geburten, Verlobungen,

eheliche Zerwürfnisse, finanzielle Bedrängnisse registriren, von dem bösen Exsenior Goeze mit leichter Malice zu Klopstock und seinen Damen überspringen und leere „Amouretten" wie die Liebelei des Herrn von Kuntzsch mit dem „kleinäugigten Dortchen" Ackermann kritisiren: Frau König nimmt das leichter, während Lessing unwillig urtheilt, in so ein Ding könne nur der blinde Zufall verliebt machen. Eine tiefere Meinungsverschiedenheit drängt sich niemals zwischen die beiden geistig und gemüthlich verwandten Wesen, die auch im Ausdruck ihres brieflichen Gesprächs so weit harmoniren, als nur Mann und Frau ohne die Eigenart des Geschlechts zu verläugnen zusammenklingen können. Aus voller Überzeugung nennt Lessing, der im ersten Anfang den Ton nicht sofort zu finden scheint, seine Correspondentin eine fertige Briefschreiberin; sie aber verweist ihm den ganz ungewöhnlichen Complimentirton, der ihn nicht kleide und vor dem er sich also künftig hüten möge. Dennoch wird Lessings schlicht gefaßter Zusatz zu einem Recept ihr wolgethan haben: „Wenn es so lange hält, als unsre Freundschaft halten soll, so ist es ein Kitt, den wir loben wollen." Sie selbst bringt lieber neckische Wendungen an, etwa wie eine Minna von Barnhelm scherzt, und wie sein Tellheim grübelt Lessing einmal zu ernst über das von Eva leicht hingeworfene Sätzchen, er würde sie bedauern oder verlachen. Auf seine warmherzigen Vorwürfe antwortet sie dann in der einfachsten und genugthuendsten Weise, ohne jede Phrase, ohne jede Verstimmung und Zimpferlichkeit, denn nie hat dieses Verhältnis unter Launen und Misverständnissen zu leiden. Auch ein gesunder Kraftausdruck entschlüpft ihrer Feder zuweilen: sie nennt mit einem wienerischen Wort das unmäßige Kammermädchen eine „besoffene Ursche!". Wenn die Sonne während der trüben Wanderjahre Evas manchmal heller scheint, weiß sie aufs gewandteste von Litteraten und Künstlern ihres Schauplatzes zu erzählen oder aus den neu aufgelegten Studentenverschen des Freundes eine schalkhafte Mahnung zu ziehen: „Machen Sie, daß Sie bald kommen, sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen, und bin in meiner längst gehegten Meinung — Sie seien ein Erzweiberfeind, nun völlig bestärket. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter

machen! Sie müssen an verzweifelt harte Weiber gerathen sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig! für alle die Bosheit, so Sie an uns ausüben, noch gestrafet werden. Das Mädchen, das Sie sich wünschen, sollen Sie wenigstens nie finden." Welche Seelenstärke und Klarheit wohnte der Frau inne, die während einer endlosen Krisis den Kopf so frei trug.

Wir kehren zu jener ersten Wiener Reise zurück. Sie läßt sich von Station zu Station verfolgen. In Nürnberg wird Herr von Murr erwähnt, doch als Klotzianer vermieden. Eva gedenkt eines Kupferstichs aus dem sechzehnten Jahrhundert, aber die Reize der alten Häuser und Kirchen waren auch für diese Reisende noch nicht entdeckt. So meldet sie aus München nur die rasche Erledigung ihrer Visiten bei einigen Excellenzen, ganz ebenso wie Lessing derlei lästige Dinge behandelt, und findet fast nirgends eine Silbe über die Landschaft, denn auch ihr ist an der Schwelle der Wertherzeit eine schöne romantische Gegend noch keine stummberedte Trösterin: im Thüringer Walde denkt sie nur an die gefährliche Nachtpost; in Salzburg, wo sie sich erholt und mit den Leuten „alle das Merkwürdige und die Gegenden" sehen muß, redet sie lieber von dem Zustand der dortigen Komödie als vom Kapuzinerberg und den Alpen; in Niederösterreich thut sie eine herrliche Weinlese mit einer Zeile ab. Am 28. September traf sie endlich in Wien ein und wurde bis in den Februar 1771 auf dem heiteren, für sie so trostlosen Boden der Königschen Thätigkeit festgehalten. Die Größe ihres Verlustes stieg in den Straßen, die er durchschritten, in den Räumen, wo er gewaltet, so niederschmetternd vor ihr auf, daß sie sich ganz dem Gedanken an das zerstörte Familienglück hingab: Lessing habe seinen Vater verloren, den Eva auf der Rückreise in Wolfenbüttel anzutreffen gehofft hatte, aber er sei ihm doch bis hart an die Grenze des Naturlaufes erhalten gewesen — sie dagegen — „Ich muß nur hiervon abbrechen. Denn seitdem ich hier bin, bin ich in derselben Gemüthsverfassung, wie in Pyrmont. So wie mich einer anredet, habe ich Thränen in den Augen. Wie kann es aber anders sein? Alles erinnert mich an meine vergangene Glückseligkeit. Sogar die Fabrik, als ich sie heute besuchte, statt daß sie mich hätte freuen sollen, weil sie völlig gut und aufs beste eingerichtet ist, hat mich niedergeschlagen gemacht. — Sie haben völlig Recht,

alles hat seine Zeit; allein steht es bei uns, diese Zeit zu bestimmen? Glauben Sie nur, daß ich mir alle Mühe gebe, mich aufzuheitern. Was vermag ich weiter?" Bald wurde sie trotz allem Weh der Vergangenheit und Gegenwart durch ihre erstaunliche Willenskraft wieder ganz Herrin über sich, konnte arbeiten und Lessing von der Wiener Bühne unterhalten, Stücke, Übersetzungen, Acteurs, Actricen, Publicum, Kritik beurtheilen, vom Wiener Theater auf die Wiener Geistlichkeit, vom Hamburger Theater auf die Hamburger Geistlichkeit zu reden kommen und eifrig an den für uns Leser ermüdenden Berathungen über das hartnäckig betriebene Lottospiel theilnehmen, denn Lessing möchte die Fortuna zur Huld für „unser gemeinschaftliches Project, glücklich — wollte ich sagen, reich zu werden" zwingen. Er merkt sich alle neue Collecturen, vergißt keine Ziehung, träumt von Glückszahlen für Ternen und Quaternen und gewinnt im besten Fall einen Einsatz wieder. Die gastliche Güte der Wiener und das frohe Temperament der liebenswürdigsten von allen großstädtischen Bevölkerungen verfehlten nicht Frau Eva wolthuend zu erfrischen, und Lessing schilt das häßliche Wien nur, weil es so weit ist. Er hat eben in Braunschweig zwei österreichische Cavaliere kennen gelernt, denen Ebert das schiefe, fein parirte Compliment machte, sie seien durch ihre Bildung eine Ausnahme unter ihren Landsleuten; es trifft sich, daß der Vater des einen, Graf Chotek, ein alter Gönner Engelbert Königs gewesen ist. Eva ist überhaupt gezwungen an den Thüren der Aristokratie und Finanz anzuklopfen, doch beschränken sich ihre Briefe an Lessing wesentlich auf die kleinen Litteraten des großen Wien, Herrn von Sonnenfels an der Spitze, in dessen Familie sie freundschaftlich aufgenommen worden war ohne dem Frieden recht zu trauen. Endlich nach mancher Unpäßlichkeit und einer vorläufigen Ordnung der schlimmen Geschäfte begab sie sich am 18. Februar 1771 auf die Heimreise, von Lessing mit zartfühlenden Worten über den Besuch der Vaterstadt und der alten Mutter wie über die Rückkehr zu den Kindern und Freunden beglückwünscht. Doppelt spricht sich die Feinheit seines Gemüthes in der Sorge um die Freundin und den aus eigner Empfindungsweise gezogenen Schlüssen auf ihre Gefühle aus. „Im Grunde" bekennt er mit der tiefen Heiterkeit seines Wesens „ist es immer eins, wenn man sich über das Gegenwärtige oder über das Vergangene zu freuen hat; wenn man sich denn nur freuet."

Er selbst freute sich herzlich, denn im April erfüllte Frau König ihr Versprechen; Lessing hielt sie im „Stern" zu Braunschweig „belagert", wollte jede Kleinigkeit ihrer Erlebnisse hören und vermochte es nicht den immer übermächtiger gewordenen Drang seines Herzens ganz zu verschweigen. Er begleitete sie nicht zu einer unmittelbaren „Gegenvisite" nach Hamburg, aber sein nächster Brief nennt sie die „liebste Freundin" und mit all seinen Gedanken weilt er bei ihr. Sie verstand diese mehr angedeutete als ausgesprochene Werbung und beantwortete die Steigerung des Briefstils mit hamburgischen Anekdoten. Nicht aus kühler Koketterie, sondern die noch unbesiegten Schwierigkeiten der Lage bedenkend. In ihrem Herzen hatte sie den Schwur der Treue freudig erwidert, und als die Kinder von der Mutter überrascht sich vor Aufregung und Lust kaum zu fassen vermochten, als dann von dem ältesten Sohn aus der Heidelberger Pension beunruhigende Nachrichten über ein Fußleiden kamen, mußte Frau Eva im Voraus den Tag segnen, der die Zukunft der kleinen Schaar einem solchen Pflegevater anvertrauen würde. Sie mahnt Lessing dringend an den verheißenen Besuch: er soll bei ihr wohnen — aber das lehnt er ab und will lieber in seinem alten Schwarzen Adler absteigen, als daß die Freundin keinen Augenblick Ruhe vor ihm habe; nur um die Aussonderung eines kleinen behaglichen Kreises ohne hamburgische Noblesse und Magistratspersonen bittet er. Wir erfahren aus den Einladungen, Lessing sei bei den Frauen so beliebt wie die Primadonna Hensel bei den Herren, und ein Acteur — der später so berühmte Brockmann — bestehe nicht sowol durch sein gutes Spiel als durch seine Person, „weil er einem Herrn gleich sehen soll, der den hiesigen Damen gefallen hat." Lessing sehnte sich mit ganzem Gemüth nach Hamburg. Zum ersten Mal überwältigte ihn das Bewußtsein, nicht mehr der alte freie Vogel auf dem Dache zu sein, sondern in einem Käfig gefangen zu sitzen. Nachdem er bis jetzt, nicht bloß um die bedrängte Frau mit seinen Beschwerden zu verschonen, die eigenen Verhältnisse in fast ungetrübter Heiterkeit geschildert hatte, wurden nun seit dem Sommer 1771 Mißklänge laut. Die Freundin ist gestürzt, er kann nicht zu ihr eilen, er ist überhaupt nicht sein eigner Gebieter, er hat wenig Geld und keine Aussicht auf Besserung, er muß um Vorschüsse einkommen, er altert, er haust unter moderigen Büchern, er vegetirt im Kerker einer verlassenen Burg —

und indem er so mit hitziger Uebertreibung Wirklichkeit und Ideal vergleicht, bricht der lang gestaute Unwille doch auch der lieben Frau gegenüber durch, eben weil sie ihm nun näher angehört und wiederum so unerreichbar erscheint. Lessing war, wie in der Zeit vor dem erholungsreichen Kriegsleben bei Tauentzien, in Folge des anhaltenden Sitzens in der Bibliothek und der ganzen, die Hypochondrie nährenden Einförmigkeit gefährlich angegriffen: die Weißenburger und Gudischen Codices hatten seine Augen sehr geschwächt, er schleppte sich wochenlang so krank herum, daß ihm bei jedem Schreibversuch ein Angstschweiß vor die Stirn trat und er, allein den Schloßwall auf und ab wandernd, den Pyrmonter Brunnen versuchen mußte. Jetzt mahnte ihn Eva an sein eigenes Wort, die Schwermuth sei eine muthwillige Krankheit. Mit der körperlichen Frische fand sich die geistige schnell wieder ein, und sobald die guten Reiskes, die er nicht fortwinken durfte, das Feld geräumt hatten, eilte Lessing nach Hamburg, am letzten August 1771; dann sowol Geldgeschäften als einem großen theologischen Schlag zu Liebe nach Berlin, und wieder nach Hamburg, von da in stürmischer Nacht zurück in sein abgeschiedenes Schloß. Eva hatte ihn mit ihrem Jawort beglückt. Sie waren verlobt, doch durften weder Freunde noch Verwandte Mitwisser des geschlossenen Bundes werden. In derselben Zeit, wo Lessing von seiner Braut nach Berlin geschieden war und nur vor Bruder Karl den Schleier seiner Hoffnungen lüftete, erfuhr Eva den Tod ihrer geliebten Mutter; mit wenigen einfachen Worten meldete sie diesen Verlust dem Manne, der so nach und nach ihr Alles ward, und betheuerte ihm, er könne in der ganzen Welt keine aufrichtigere und treuere Freundin finden. Lessings Antwort, überwältigend durch die herzlichste Hingebung und die trostreichste Kraft, lautet: „Meine liebste, beste, einzige Freundin! Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, in welcher Betrübnis Sie sich wegen des Absterbens Ihrer Mutter befinden. — Aber nicht befinden sollten. Dieser Schlag war Ihnen so vorhergesehen, ist dem Laufe der Dinge so gemäß — Doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Gemeinplätzen trösten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem allen noch Eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte. Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen,

und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen. Machen Sie ja, meine Liebe, daß ich Sie nicht niedergeschlagener finde, als ich Sie verlassen habe! Wie gerne wäre ich eher wieder bei Ihnen gewesen; wie gerne wäre ich bei Ihnen geblieben . . . Leben Sie indeß recht wol! Ich umarme und küsse Sie tausendmal, meine liebste, beste, einzige Freundin!" Wer könnte bei diesem Ausbruch männlicher Empfindungsfülle ungerührt bleiben? Der feurigen Aufwallung Lessings folgt von Evas Seite die Versicherung, daß all ihr Glück in seiner Liebe ruhe, und am Schlusse scheinbar leichthin die Erlaubnis, zu den Nachrichten von seinem Wolbefinden noch „was hinzufügen, was mir eben nicht zuwider ist". Die Correspondenz lenkt in ihr früheres maßvolles Fahrwasser ein, denn die Verhältnisse waren in keiner Weise danach angethan die Fortsetzung ungeduldiger Liebesschwüre zu begünstigen. Lessings Auskommen reichte nicht für den würdigen Unterhalt einer größeren Familie, und Frau Eva wollte und durfte ihr Loos nicht an das Loos Lessings knüpfen, bevor die Königsche Verlassenschaft für sie und die Kinder endgiltig ausgeglichen war. „Die ganze verflossene Zeit meines Lebens kann ich ruhig zurückdenken, bis auf den Augenblick, worin ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte; wenigstens so lange, bis meine Umstände eine glückliche Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Antheil an allem genommen haben, was mir begegnet wäre, allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie jetzt thun; ob Sie es gleich nicht sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich; bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wissen Sie, noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, sie zu misbilligen; nennen Sie sie also nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränket — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Fall nicht so handeln würde, und antwortet es Ihnen Nein, so glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe." Das heißt denken und sprechen wie Lessing oder Tell-

heim. Hier stießen jedoch nicht wie in „Minna von Barnhelm" überreiztes Ehrgefühl und weibliche Laune zusammen, sondern das Machtgebot einer strengen Wirklichkeit verurtheilte zwei Menschen, die keine hoffnungsvollen Jugendjahre mehr einzusetzen hatten, zum Ausharren. Und Lessing hatte so wenig Geduld von der Natur mitbekommen.

Eva stand vor neuen Verwicklungen. Ein kaiserliches Mandat gegen die fremden Händler in österreichischen Landen ließ die Ablösung der Wiener Fabriken nicht räthlich erscheinen; größere Posten wurden gegen Erwarten fällig; sie sollte für geleistete Bürgschaft mit ihrem Geld eintreten. Gleichwol verlor sie in diesem Labyrinth weder die Besonnenheit noch das ehrliche Vertrauen zu allen Leuten, die ihr und ihrem verstorbenen Gatten irgendwie verpflichtet waren. Wie Lessing in seinen Geldnöthen einem fallirenden Freunde keinen Augenblick die paar hundert Mark schuldig bleiben will, so denkt Eva selbstlos an den Unstern dieser Hamburger Familie und möchte gar zu gern die Bedrängten retten. Ihre geschäftliche Rechtschaffenheit geht so weit, daß selbst der peinliche Lessing sie einmal bittet der Klugheit nicht ganz zu vergessen. Allein sie muß so handeln, wenn sie glücklich sein will, und es kann sie nicht beirren, daß neunundneunzig im gegebenen Fall anders verfahren würden. In ihre Herzenserleichterungen an den geliebten Mann drängt sich die Sorge seine Ruhe zu stören, er tröstet und täuscht sie durch frohe Briefe, sie gewinnen es über sich von Döbbelins Braunschweiger Campagne und Ackermanns Tod, von Büschs Akademie und Knorres Lotto, von Struensee und Bernstorff zu plaudern, ja Eva füllt einen ganzen Brief mit Stadtneuigkeiten, während sie an ihrem Heil verzweifeln möchte. Die Bilanz des letzten Jahres hatte sich als eine unglückliche erwiesen, und eine Indiscretion der Gläubiger konnte ihr ganzes sehr belastetes Vermögen zu nichte machen. Sie mußte, das Contobuch in der Hand, mit Hamburger Kaufleuten verhandeln und wäre dem Ansturm der Ereignisse und fortwährenden Aufregungen gewiß allmählich erlegen ohne das selbstlose Benehmen ihrer fernen Angehörigen, welche Forderungen nachließen und Zuschüsse machten, und ohne die edle Hilfe Johannes Schubacks, der, einer der geachtetsten und erfahrensten Handelsherrn Hamburgs, ihrer verworrenen Geschäfte sich wacker annahm. Als guter Kaufmann gab er ihr vor allem, was der unbeholfene und lässige Schwager König nie gegeben, einen klaren

Überblick über die gegenwärtige Lage und wollte das traurige Bild durch keine Schönfärberei mildern. Eva meldete ihre Dankbarkeit für den aufopfernden Arzt und zugleich ihre Niedergeschlagenheit an Lessing. Dieser zeigt, wenigstens in den Briefen an die Braut, eine schöne Fassung, er wünscht ihr seine Gesundheit und seinen Leichtsinn und will mit zartem Tact von „unsern eigentlichen Angelegenheiten" schweigen. Wie beredt versucht er die mercantilen Schwierigkeiten im besten Lichte zu zeigen, wie gern würde er ihren ganzen Kummer auf sich nehmen, wie ergeben bleibt er der einzigen Frau geweiht, „nach deren beständigem Umgange ich jemals geseufzt habe." In seinem Zimmer schreitet er auf und nieder und schont die müden Augen, indem er treue Gedanken zu ihr wandern läßt!

Frau König sah sich zu einer neuen Reise nach Wien gezwungen, wo eine jahrelange Arbeit ihrer harrte. Sie hielt mit ihrem Schwager bei Lessing an und schied am 22. Februar 1772, durch seinen Zuspruch aufgerichtet, aus Braunschweig. Langsam, unter gefährlichen Zwischenfällen, die sie sehr lebendig, einmal mit Yorickschen Anklängen zu schildern weiß, näherte sie sich dem Herd ihrer Sorgen und Anstrengungen, und nahm, um mitten im Geschäftsbetriebe zu stehen, ihre Wohnung auf der Fabrik. In den umliegenden Gärten der Wiedener Vorstadt wehte eine frischere Luft als in den engen Gassen der inneren Stadt, auch versprach ihr die Abgelegenheit des Quartiers eine erwünschte Sicherung vor dem geselligen Lärm der großen Welt. Bei ihrer Ankunft empfing sie die eben erschienene „Emilia Galotti" und widmete die erste Nacht dieser Lectüre. Der Brief versenkt sich in keine Ausmalung ihrer Eindrücke, aber die Aufführung in Wien hat sie später mit scharfer Beobachtung für den Dichter beschrieben, denn auch dies Mal, wo die Wogen ihrer Bedrängnisse immer höher schlugen, vermochte sie es über sich den Freund von dem geistigen Leben Wiens und den litterarischen Führern unbefangen zu unterhalten. Inzwischen folgte sie ohne Wanken der harten Losung: „Ich kann nicht thun, was ich will, sondern was ich muß". Seitdem die Augen des Oberleiters sich geschlossen hatten, war in den Wiener Fabriken unbedachtsam gewirthschaftet worden, und während Frau König hier früh und spät keine Mühe scheute, den Verkauf oder wenigstens die Räumung des minder einträglichen Seidenetablissements bedachte, bei

einflußreichen Großen antichambrirte, Staatsrath und Hof ihrem Anliegen günstig zu stimmen suchte, kamen trotz Schuback üble Nachrichten aus Hamburg. In dieser widerwärtigen Lebensprosa vertheidigte Eva heroisch jeden Fußbreit für ihre Kinder und ließ sich durch unverschuldete sehr empfindliche Einbußen nicht daran irre machen, daß ihr Fleiß doch endlich, obwol jetzt ein Bankerott in drohender Aussicht stand, gesegnet sein werde. Sollte sie die Kinder bei der Französin in Hamburg lassen? sie nach Wien nachziehen? oder wie den armen Ältesten in der Pfalz auf die Kost geben? Auch diese Pein bedrängte das Mutterherz, und sie wollte lieber aus der Welt gehen als eine Trennung für immer vollstrecken. Nichts war natürlicher, als daß Lessings ganzes Dichten und Trachten sich auf Wien richtete. Schon vor vier Jahren hatte ihm Klopstock ein trügerisches Lied von Kaiser Joseph und seinen weltbewegenden Reformen gesungen, die bald verwirklichen sollten, was zu Leibnizs Zeiten geplant worden und auch dem ehrgeizigen Gottsched ein süßer Traum gewesen war: eine deutsche Akademie der Wissenschaften und Künste, Wohnung des Verdienstes und Pflegestätte aufstrebender Genies. Die geheimnisvolle Widmung der „Hermannsschlacht" deutete an, daß der Barde und Messiassänger bereit sei mit klingendem Spiel aus Dänemark, wo sich ein Umsturz vorbereitete, nach Österreich überzugehen; Joseph, nicht der verwälschte Friedrich, sollte sein Licht leuchten lassen über die Söhne Teuts. Nicht als Bittsteller, sondern als ein von seiner hohen Sendung erfüllter patriotischer Wahrsager hatte er schon im April 1768 das wunderliche „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts" an den Fürsten Kaunitz geschickt, ein Programm, worin Lessing und Gerstenberg als die Intendanten, Dramaturgen und Censoren der staatlichen Bildungsanstalt, genannt Nationaltheater, unter den Auspicien eines Oberaufsehers figurirten. Der unpraktische Sänger träumte noch lang von den Wiener Luftschlössern und hielt in der „Gelehrtenrepublik", in der geschraubten Ode an den Kaiser seinen edlen Wahn, dem Lessing so gläubig und begierig gelauscht hatte, aufrecht. Auch Lessing ließ sich durch das Ausbleiben jeder That nicht so bald ernüchtern. Einem unsicheren Privatantrag, seine Kraft für ein sehr bedeutendes Gehalt einer wienerischen Nationalbühne zu vermiethen und wenn nicht an Ort und Stelle, so doch aus der Ferne jährlich

zwei Stücke einzuliefern, schenkte er, des ganzen Theaterwesens müde, im Frühjahr 1769 keine ernste Beachtung — aber im November 1771, als Eva wiederum von Hamburg nach Wien reisen sollte, mußte es seine Seele durchflammen, daß der Berliner Gesandte Gottfried von Swieten, des mächtigen Leibarztes Sohn, und der geschäftige Sulzer ihn sondirten, ob er geneigt sei unter vortheilhaften Bedingungen eben nach Wien überzusiedeln. Kaunitz hatte in seinen ministeriellen Vortrag über ein 1770 eingereichtes Exposé des Canonicus Marcy, welches die Centralisirung der Wiener Kunstschulen empfahl, den Gedanken einer Akademie in Klopstocks Sinn und der Berufung ausgezeichneter Männer aus Norddeutschland aufgenommen. Zu jeder andern Zeit würde Lessing vielleicht sein Sprüchlein „es kommt doch nischt dabei heraus" gesprochen haben; jetzt denkt er an Eva und antwortet auf die ganz vage Erkundigung umgehend, man möge auf ihn rechnen. Nur mit einer Bühne, die nicht unmittelbare Hofbühne ist, will er nichts zu schaffen haben; „doch ich glaube auch nicht, daß der Vorschlag das Theater betrifft, sondern daß etwas ganz anderes im Werke ist". „Habe ich" fährt er fort „recht geantwortet, meine Liebe? — Ich will es hoffen, und Sie begreifen leicht, was meine liebste Aussicht dabei sein kann. Was geschehen soll, weiß die Vorsicht am allerbesten zu lenken. Wenigstens sehe ich doch aus dieser Anfrage, daß man in Wien an mich denkt — an dem Orte, von welchem Sie so gern los sein möchten, und von welchem Sie vielleicht nie loskommen sollen." Ein paar Tage darauf ist seine erste Hitze verflogen und er denkt ruhiger über das verschwommene Project, wieder alles in Evas Hand legend: „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da, als an einem anderen Orte zu leben: so ist auch mir Wien ein sehr gleichgiltiger Ort, den ich, unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brot leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung: so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brot, auch noch an etwas mehr,

ſoll es uns gewiß nicht fehlen." Auch Frau König, die Öſterreich kannte und Leſſing kannte, räth, von den unverhofften Glücksſtrahlen geblendet, anfangs dringend zu, ſchwärmt von Leſſings Beliebtheit in Wien, überlegt ſchon den Betrieb der einen Fabrik mit einem tüchtigen Gehilfen und verführt durch dieſes lebhafte Eingehen den ſanguiniſchen Freund nicht nur ſeine Bereitwilligkeit zu wiederholen, ſondern auch ein bischen die Geſchichte von dem Milchtopf zu ſpielen, wenn ſie ſich ausrechnen, wie herrlich man mit zweitauſend Thalern in Wien leben könne, während in Wolfenbüttel doch ſeines Bleibens nicht ſei. Wirklich hörte Leſſing auch von andrer Seite, die Gründung der kaiſerlichen Akademie ſei fertig, die Berufung mehrerer Mitglieder bereits ergangen. Anlaß genug, ſich eine gemeinſame Reiſe oder ein Zuſammentreffen in Wien auszumalen und ſchon an die Übertragung des hamburgiſchen Waarenlagers zu denken. Aber die Zeitungen waren voreilig geweſen — weder Sulzer noch Garve hatte einen Ruf, die verheißenen directen Briefe aus Wien wollten nicht kommen, und Leſſing, der dieſe Dinge ſo gläubig und ſo discret behandelt hatte, wurde ſchon etwas ſtutzig darüber, daß von Klopſtock nichts verlautete, aber der Erfurter Riedel, „ein ſehr ſchlechter Mann", auf der gleichen Liſte mit ihm und den andern ſtand: „daß mir alſo bange iſt, die guten Wiener werden nicht immer die beſte Wahl treffen". Nun trat die ſchneller enttäuſchte Eva mit ihren klugen Bedenken hervor: ſie ſah in der noch ſchwebenden Berufung Riedels die Hand Sonnenfels', ſie durchſchaute die Furcht des unwahren und eitlen Mannes vor Leſſings Überlegenheit, ſie betonte ferner die Langſamkeit der öſterreichiſchen Entſchlüſſe und den Widerſtand der „Frau Mutter" gegen die Reformgelüſte Joſephs. Nach einiger Zeit war man von Berlin aus ſo naiv Leſſingen eine Wiener Reiſe auf gut Glück zu empfehlen: der Kaiſer werde die Koſten beſtreiten und Leſſing könne ja während eines ſolchen Beſuches Verſchiedenes einrichten helfen und ſeine Bedingungen ſtellen. Darauf antwortete er „faſt empfindlich", beſonders weil ſein Verhältnis zum Braunſchweiger Hofe ſtrenge Vorſicht erheiſchte, ließ aber, obgleich die große Akademie als ein rechtes Windei im Sande lag, doch die Hoffnung auf Wien nicht ganz ſinken und bat, immer mehr an Eva als an ſich denkend, die Freundin auch ſeine Angelegenheit an Ort und Stelle zu verfolgen.

Ein Brief an den Staatsrath und Dichterling von Gebler, dem Leſſing zur ſelben Zeit für zwei ſchlechte Komödien eine „Emilia Galotti" ſandte, ſollte ihr dieſe mündlichen Erkundigungen erleichtern.

Aus den Verhandlungen des Wiener Staatsrathes ergiebt ſich nur ein winziges, weder Klopſtocks hochfliegenden Plänen noch Leſſings ſchwankenden Erwartungen im geringſten angepaßtes Reſultat: im Auguſt 1770 legte der Miniſter Graf Pergen den für habsburgiſche Tradition revolutionären Entwurf einer Studienreform vor, wonach mit Ausſchluß der geiſtlichen Lehrer der Unterricht faſt nur in deutſcher Sprache nach einem neuen Lehrplan und neuen Lehrbüchern ertheilt, durch ein Lehrerſeminar gefördert und von einem Studienrath überwacht werden ſollte. Nachdem die Kaiſerin einige von Pergens Anregungen gebilligt hatte, wurde im Juli 1771 auf Antrag des Miniſters, den van Swieten warm unterſtützte, die Einſetzung der Oberſchulbehörde beſchloſſen und neben öſterreichiſchen Kräften ſogar eine Anzahl Norddeutſcher in Vorſchlag gebracht, ſo Ramler, Weiße, Sulzer, Semler, Erneſti, als jüngerer Erſatzmann auch Riedel. Am 8. November 1771 ſprach Maria Thereſia ihre Zuſtimmung aus; nur auf die Entfernung der Ordensgeiſtlichen aus den öffentlichen Schulen ging die ſtrengkirchliche Monarchin ſelbſtverſtändlich nicht ein, und die Folge dieſes ihres Widerſpruchs war, daß Pergens ganzes Reformproject von ſeinen Collegen im Staatsrath verläugnet wurde. Der Hofſecretär, welcher mit den genannten Männern „draußen" die Verhandlungen zu führen hatte, trug im Juli 1772 ſeinen Bericht über die Zuſammenſetzung des Studienrathes vor, und man ſprach ſich unter der maßgebenden Zuſtimmung Joſephs II. gegen die Berufung von Proteſtanten aus. Wenn Leſſing gleich nach dem erwähnten, ſcheinbar ſo günſtigen Beſcheid der Kaiſerin in die Combination gezogen wurde, ſo waren perſönliche Wünſche von Männern wie Swieten maßgebend, kein officieller Anlaß; es handelte ſich um luftige Erweiterungen des Schul- und Kunſtprojectes, nicht um das Idealgebilde Klopſtocks und ſeiner Genoſſen. Und das Ergebnis des ganzen durch Deutſchland ſummenden Bemühens war endlich ein gegen die proteſtantiſche Bildung Norddeutſchlands gerichteter Beſchluß des unklar in Toleranz und Volksbeglückung ſchwelgenden Fürſten und das Erſcheinen des jämmerlichen Riedel auf dem Wiener Schauplatz. Nirgends war der Boden unglücklicher beſtellt für Leſſing als

in der österreichischen Hauptstadt. Österreich, bis zur Zeit Grillparzers noch unfähig einen den mittel- und norddeutschen Schriftstellern ebenbürtigen Dichter zu erzeugen und mit dem Schatze seines musikalischen Ruhmes zufrieden, war in den siebziger Jahren schlechterdings unreif einen Schriftsteller wie Lessing zu begreifen. Im geistigen Leben seit Jahrhunderten zurückgeblieben, hatte man in den jüngsten Decennien langsam begonnen das Versäumte einzuholen und ging wie ein schlecht vorgebildeter Schüler mühsam dem raschen Fortschritt der deutschen Entwicklung nach. So erfaßte man, was im Norden schon veraltete, und kämpfte für und wider anderswo lang erledigte Dinge. Gellert galt noch für einen führenden Poeten, als die Generation Klopstocks, Lessings, Wielands über das sächsische Regime zur Tagesordnung überging; dann wurde Wieland nachgeäfft und behielt am längsten in Österreich den Ruf des ersten Dichters und Kritikers; abgethane lyrische Moden beherrschten die elenden Musenalmanache der unsäglich talentlosen josephinischen Poeterei; die über Goethe und Schiller vergessenen Dichter der sogenannten goldenen Zeit, ein Uz z. B. fanden in Wien noch im neunzehnten Jahrhundert eine Prachtausgabe; der Edle von Retzer, Censor und Versifex, hatte so wenig Gefühl für das Lächerliche, daß er in Jena und Weimar mit einer Ode auf den alten Gleim hausiren ging und als ein klägliches Subject in dem Briefwechsel der Classiker verewigt wurde. Das lehrreichste Beispiel aber für den niederen Stand der österreichischen Bellettristik, ein wahrer Typus selbstgefälliger Bornirtheit, ist Retzers Busenfreund Cornelius von Ayrenhoff, der durch einen ironischen Zufall fast als einziger von den zeitgenössischen Poeten den Beifall Friedrichs des Großen gefunden und überall mit erstaunlichem Geschick das Verkehrte getroffen hat. Seine theils ganz moderige, theils eigenthümlich alberne Theorie verlangt von einer durch die drei Einheiten geregelten Tragödie die Mäßigung der Leidenschaften und empfiehlt der Bühnenrhetorik den Alexandriner, weil dieser gerade im Deutschen „numeröser" sei als der klapperige und undramatische Blankvers. Lessing studirt den Aristoteles, Ayrenhoff übersetzt Boileaus Dichtkunst. Lessing erhebt den Shakespeare, Ayrenhoff schimpft wüthend auf dies „lächerliche Ungeheuer" und kann Lessingen die Vorliebe für den Britten so wenig verzeihen wie den Kampf gegen die Franzosen. Ohne eine Spur von Selbsterkenntnis setzt er Lessing 1772 durch die

Widmung eines „herzlich mittelmäßigen" Trauerspiels im Geschmack der Gottschedschen Schule in Verlegenheit und muthet dem klugen Wieland das Protectorat über seine dramaturgischen Thorheiten zu. Er zeigt Lessing durch eine Virginia, Shakespeare durch eine Kleopatra das Bessermachen und ringt wolgemuth mit Voltaire und Moliere. Er haßt die Genies, entsetzt sich über den unflätigen Götz und den schamlosen Fiesko und findet Schiller gerade im Drama am schwächsten. In der Epoche, wo die deutsche Sprache in Poesie und Prosa ihre Höhe erstieg, beklagte Ayrenhoff ihr Verderben und machte auch, mit einer Wunderlichkeit König Friedrichs wetteifernd, kostbare Besserungsvorschläge zur Euphonie, indem er dem „sch" und „h" den Krieg erklärte und „Suster", „Immel" einführen wollte. Zugleich mit Goethe bereiste Ayrenhoff Italien: er schrieb öde nationalökonomische Betrachtungen nieder, ging stumpfsinnig an den Kunstwerken vorbei und bedauerte die Aufbewahrung unnützer alter Manuscripte in den Bibliotheken von Florenz und Rom. Als in Wien endlich Schreyvogel seine reformatorische Thätigkeit begann, jammerten Ayrenhoff und Consorten über den Ruin des Burgtheaters. Und wie hätte der Feind eines Mannes, der „Minna von Barnhelm" und „Nathan" als Gipfel, „Laokoon" und „Hamburgische Dramaturgie" als kanonisch verehrte, der Parteigänger der Alexandrinertragödie in Theorie und Praxis, der hölzerne militärische Dilettant sich früher mit einem Lessing in maßgebender Wiener Stellung befreunden, wie hätte Lessing die Halbheit, den Schlendrian, den Dünkel dieses wienerischen Bildungsstandes ertragen können? Wäre andererseits seine theologische Minirarbeit in Österreich trotz Toleranzedicten und Protestantenpatenten irgend denkbar? Oder wäre Josephs unduldsame Duldung und überstürzte Ausgleichung diesem kritischen Sinne, der einmal mit verblüffendem Gerechtigkeitsdrang den unterdrückten Jesuiten das Wort redet, als die ersehnte Morgenröthe einer edlen Freiheit und Einheit erschienen? Lessing scherzt einmal gegen Eva, er erwarte seine kirchengeschichtliche Novität auf dem Wiener Index librorum prohibitorum zu finden; wirklich waren seit zwanzig Jahren seine „Schriften" wegen einiger Epigramme, des „Eremiten" und der „Religion" im Bereiche der österreichischen Censur verpönt. Und als die Aufklärung auch an die verriegelten Thore der süddeutschen Bildungsanstalten immer vernehmlicher pochte, ja selbst

habsburg-lothringiſche Prinzen in ihre Kreiſe zog, da, im April 1774, verurtheilte Maria Thereſia die ganze Aufklärung in Bauſch und Bogen: die ſogenannten Gelehrten und Philoſophen und ſtarken Geiſter ſeien elende Egoiſten, denen faſt ausnahmslos ein elendes Ende in Verzweiflung, Wahnſinn, Selbſtmord zum Lohn werde. Nein, Wien hatte damals keinen Raum für einen Leſſing.

Etwas Berichte über ihren Verkehr in Litteratenkreiſen klangen ebenfalls nicht ſonderlich berückend. Da war der Theatercenſor Herr von Sonnenfels, der, einer aus Preußen eingewanderten, getauften und geadelten Judenfamilie entſproſſen, ſeine zähe Kraft nie ohne ſelbſtiſche Motive zur Hebung des geiſtigen und geſelligen Lebens in Öſterreich angeſtrengt hatte. „Der Mann ohne Vorurtheil", ein geſchickter und muthiger Journaliſt, packte die Wiener bei der Ambition, forderte ſie zu Vergleichen zwiſchen ſich und anderen Völkern auf und wagte ſich auch an Adel und Clerus, ſowie er ſeine Stimme erfolgreich für die Milderung der Criminaljuſtiz erhob. Er verſtand die für Öſterreich mehr oder weniger neue Verwerthung zeitgemäßer Reformen und Unternehmungen, die anderswo lang ins Werk geſetzt waren, und kam durch ſein theils idealiſtiſch vordringendes, theils egoiſtiſches und ſtreberhaftes Wuchern mit entlehnten guten Gedanken in den Ruf eines großen, freidenkenden und werkthätigen Mannes, aber auch eines eingebildeten und präpotenten Machthabers. Auf dem Gebiete der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ſcheint er Gottſched viel näher verwandt als Leſſing, nur daß er den ſächſiſchen Geſetzgeber an Beweglichkeit und journaliſtiſchem Talent überholte. Sein Kampf gegen das Extemporiren war die Fortſetzung der Gottſchedſchen Fehde gegen die Burleske und die Haupt- und Staatsaction, und der Sieg über das verlotterte Stegreifſpiel kam den Anfängen des Burgtheaters zu Gute. Originell aber und productiv zeigte die Dramaturgie des Herrn von Sonnenfels ſich nie und nirgends, wie ſeine „Briefe über die Wieneriſche Schaubühne" (1768) neben Leſſings hamburgiſchem Werk, deſſen Anregungen offen vorlagen, beweiſen. Seine Kritik iſt die Gottſched-Weißiſche, nicht die Leſſingſche: „eine aufklärende Kritik, welche dem Schriftſteller, dem Schauſpieler, dem Zuhörer gleich nützlich iſt: vielleicht nicht jene ſtrenge unerbittliche, welche nie die Stirne aufheitert, um einem jungen Genie zuzulächeln und ſeine furchtſamen Schritte mit

Liebe zu leiten". Leſſing hatte die Nothwendigkeit einer tüchtigen Theaterkritik eben durch die That demonſtrirt; Sonnenfels hält gleichwol eine ſeichte Rede, worin er ſich einem lindernden Arzte, keinem ſtrengen Operateur vergleicht und dem angehenden Talent recht gönnerhafte Ermunterung verſpricht. Er drückt ſich ſacht um die Beurtheilung großer Originale und ſprengt, hier ganz der Nachzügler Gottſcheds, gegen Plautus und Goldoni, Opera buffa und Hanswurſt oder gegen den armen Gottſched ſelbſt vor, um „mit männlicher Standhaftigkeit" die Siegesfanfare zu blaſen: der Pöbel ziſcht mich aus, doch ich klatſche mir Beifall. Am ausführlichſten verbreiten ſich dieſe ſo gedankenloſen wie ſelbſtwichtigen Briefe über Noverre und ſeine Ballets! Leſſing wird mehrfach ſowol im Einzelnen als in der allgemeinen Theorie geplündert, gelegentlich etwas ſpitz erwähnt, mehrmals ſehr, doch in einem verdächtigen Tone gelobt, denn beſcheidene Verehrung des Größern iſt Sonnenfels' Sache gar nicht. Aber „an den Herrn geheimden Rath Klotz", ſeinen lieben Freund, hat er das letzte Stück dieſer Zeitſchrift adreſſirt, die in bekannter lauer Weiſe den Mittelweg zwiſchen franzöſiſcher politesse und engliſcher ruggedness empfiehlt. Immerhin erwarb ſich Sonnenfels das Verdienſt Stücke wie „Minna von Barnhelm" ungleich verſtändiger, als bisher ein Wiener Criticus geſchrieben, dem Publicum Öſterreichs durch Analyſen mundgerecht zu machen. Doch ſchon bei der Hamburgiſchen Dramaturgie wurde bemerkt, daß Leſſing den blinden Eifer gegen die volksthümliche Poſſe entſchieden misbilligte, und darin liegt wieder ein entſcheidender Punkt, worin Sonnenfels mit Gottſched übereintrifft, zugleich die größte Schwäche dieſer vermeinten Theaterreform. Denn man ſage, was man wolle, über den bodenloſen Verfall der populären Schaubühne mit ihrer Roheit und Unzüchtigkeit, Unbildung und Formloſigkeit — im Grunde war Hanswurſt doch die talentvollſte, ja die einzig lebenskräftige Erſcheinung der ganzen öſterreichiſchen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts und die Wieneriſche Volkspoſſe ein köſtlicher Beſitz, der nach veredelnder Pflege, nicht nach pedantiſcher Ausrottung verlangte. Hier grünte eine luſtige Sommerwieſe, wo das Volk, freilich mit einigem Pöbel untermiſcht, ſich wie nirgends des Lebens freute, ſang und walzte und auch ſein gutes Herz bewährte, und der größte Naturpoet des modernen Dramas ſollte dieſen Garten, der den

Sonnenfels ein Greuel war, im schönsten märchenhaften Zauberlichte strahlen lassen, sollte Hanswurst zum Valentin verklären. Gottsched verstand das Genie im „Doctor Faust" nicht; Sonnenfels übersah das Genie des Wiener Dramas, dem ja auch eben dieser „Faust" angehört. Man muß zugeben, daß es nicht leicht war einer Gattung gerecht zu werden, welche vorzugsweise den niederen Trieben des Wieners huldigte und deren Vertreter mit wenigen Ausnahmen eine patriotische Bildungslosigkeit so behaglich zur Schau trugen, daß ein Schikaneder erklärte, für Lessings sämmtliche Werke nicht den ersten Act seines „Tirolerwastels" hergeben zu wollen. Aber die Bildungsfähigkeit der Localdichter mag ein anderes ebenso naives Zeugnis illustriren: Perinet benutzt in seiner drolligen Hamletparodie (1807) die Kirchhofscene zu einer ernst gemeinten Verherrlichung Lessings, den er anstatt des armen Yorick also apostrophirt: „Du, den die Welt noch immer mit Achtung nennt, o du warst Lessing" . . .

Lessing hatte weder zu der Reinigung noch zu dem Reiniger der Wiener Schaubühne ein rechtes Vertrauen, und Evas Mittheilungen über abgestandene Bernardonaden oder neue Logenstücke, über Sonnenfels und die österreichischen Kunstdramatiker bestärkten seine vorgefaßte Meinung. Beide, Lessing und Eva, witterten in Sonnenfels' Betheurungen, er sei Lessings guter Freund und Gönner, eine hohle Phrasenhaftigkeit, waren doch die intimen, auf Cliquenlob gerichteten Beziehungen des Wiener Großsprechers zu Klotz, Riedel, Schmid bekannt. „Wer sich an solche elende Leute hängen kann, der muß um ein bischen Lob sehr verlegen sein. Es kann ihm gar nicht schaden, wenn man ihn in Wien ein wenig demüthigt." Im December 1772 stieß Lessing in Klotzens eben erschienener Correspondenz auf die Sonnenfelsschen Briefe: sie mußten ihn nicht nur durch die von dem Ehepaar gemeinsam betriebene Selbstberäucherung anwidern, sondern auch durch die feigen Äußerungen über die antiquarischen Händel, vor allem aber durch die schon erwähnte Unverschämtheit empören: Klotz habe einen doppelten Ruhm zu verlieren, Lessing vielleicht nicht den Ruf eines guten Mannes. Nun beschloß Lessing eine Züchtigung des Kabalenmachers, wie die höhnischen Zeilen an Eva melden: „Sie kommen doch noch von Zeit zu Zeit zu dem Herrn von Sonnenfels? Sagen Sie ihm doch, daß seine Correspondenz mit Klotz gedruckt worden; und daß ich es ihm melden

ließe, wenn er es nicht bereits genau wüßte. Vielleicht versteht er, was ich damit sagen will. Sie können noch hinzufügen, wenn Sie wollen: daß ich mir über eine gewisse Stelle eine öffentliche Erläuterung mit nächstem von ihm ausbitten würde. Doch warum will ich Ihnen diesen Auftrag machen? Der falsche und niederträchtige Mann könnte leicht Ihnen selbst darüber feind werden. Besser, daß ich mit nächstem selbst an ihn schreibe." Allein diesen für Sonnenfels so gefährlichen Zwist öffentlich auszutragen hinderte Lessingen die ritterliche Rücksicht auf schlimme Angriffe, die nach Evas folgenden Berichten eben damals hageldicht auf den Anmaßenden niederfielen und welchen nun durch die in Wien aus Scandalsucht eifrig begehrten Klotzbriefe neue Wucht und Schärfe zutheil ward. „Ohne Zweifel" schreibt Lessing der Freundin „haben Sie diese Briefe nun auch selbst gelesen; und Sie werden die Stellen hoffentlich nicht so ganz gleichgiltig überhüpft haben, worin der eitle Narr meiner gedenkt. Ich bin besonders über eine nicht wenig aufgebracht gewesen; nämlich über die, wo er sagt, daß ich den Ruhm eines guten Mannes weniger habe als Klotz, und nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß ihm, ich weiß nicht, was für Schandflecke meines moralischen Charakters bekannt wären. Ich war eben im Begriff, einen sehr empfindlichen Brief deshalb an ihn zu schreiben, ja gar diesen Brief drucken zu lassen, als ich den Ihrigen erhielt. Sie haben mich mitleidig gegen ihn gemacht, ohne es zu wollen. Auf wen alle zuschlagen, der hat vor mir Friede." In dieser vornehmen Gesinnung wurde die Lection aufgeschoben und bald aufgehoben. Sonnenfels, den ebendamals, wiederum gleich Gottsched, ein Komödiant carikirte, war mit der Angst eines schlechten Gewissens bestraft: seine Schwägerinnen kamen zu Frau König gelaufen um Nachrichten über Lessings Kriegspläne einzuholen. Unschuldiger war das Verhalten des Herrn von Gebler, eines talentlosen Nachzüglers der sächsischen Komödie, der die derben Schwänke durch sogenannte Comtessenstücke zu ersetzen suchte und in Evas Augen zwar als rechtschaffener, auch im Staatsrath für ihre Interessen thätiger Mann, aber ganz und gar nicht als eitler Dramenschreiber Gnade fand. Ein schwacher Charakter, liebäugelte er sogar mit Riedel und gerieth nach der indiscreten Veröffentlichung der Sonnenfelsschen Briefe in eine solche Angst, daß er Lessingen mit der einen Hand „elende" Stücke überreichte, mit

der andern aber seine paar Episteln wieder abverlangte. Die unwillkommenen Gaben beantwortete Lessing, dem Wielands unvergleichliches Talent auch Schriftstellern wie Gebler Sträuße zu winden und einer Ablehnung den Schein des Lobes zu leihen nicht zu Gebote stand, mit ausweichenden Allgemeinheiten. Die Forderung der Briefe hätte er am liebsten durch einen motivirten Abbruch der nur um Evas willen matt im Gang erhaltenen Correspondenz erwidert. Wenige Litteraten durften damals von sich sagen, was Lessing bei dieser Gelegenheit seiner Braut zuruft: „Mit meinen Briefen kann er machen, was er will. Denn ich bin mir nicht bewußt, an jemanden jemals eine Zeile geschrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt lesen könnte."

Lessing hatte sich während der Hoffnungen auf Wien daran gewöhnt Wolfenbüttel nur noch als ein pis-aller anzusehen. Seine Unruhe und sein Überdruß wuchsen von Tag zu Tag. Obwol er die Wiener Sache für unausführbar hielt, „so lange als zwei gewisse Augen" — die der Kaiserin — „noch offen sind", that er alles um jeden Augenblick der Bibliothek den Rücken kehren zu können. Nur zu diesem Zweck wurde die Umstellung der Büchermassen begonnen. Und zu diesem Zweck plagte er sich mit der raschen Folge der „Beiträge", die ihm ein Zeugnis bibliothekarischer Emsigkeit und Gelehrsamkeit vor dem Hof und der Gelehrtenwelt ablegen sollten. Aber er wollte gehen oder bleiben, wenn nur die Hoffnung seines Lebens, die Vereinigung mit Eva, erfüllt würde. Während beide so ohne greifbare Aussicht die Vortheile ihrer Städte abwogen und heute gelassener, morgen leidenschaftlicher ihre Sorgen austauschten, fühlte sich Lessing immer mehr gedrängt den trägen Gang der Dinge zu einer gewaltsamen Entscheidung zu treiben. Wie lange noch sollte die geliebte Frau in der Fremde schmachten, wie lange noch er selbst sein alterndes und kränkelndes Dasein in verbitterter Einsamkeit hinschleppen? Die verzweifelten Stunden brachen über ihn herein, wo er, den Kopf voller Grillen und das Herz voller Galle, der Geduld fluchte und so herb auflachte: „es ist doch ein hundsföttisches Leben". Der mühselig bewahrte Rest seiner Fassung war dahin, und in den Briefen an Eva folgten den elegischen Danksagungen für ihre aufheiternden Blätter Ausbrüche einer wilden Weltverachtung: „Mir ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende

Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben — unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei, das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Eindruck auf meine Seele und auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Compliment wegen meines gesunden Aussehens: und ich möchte dieses Compliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle?" Oder nach einem solchen hypochondrischen Anfall, wenn er die heilsamste Cur, den Umgang mit guten frohen Leuten, genossen hatte: „Das Einzige, was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich aus der Erfahrung erkenne, daß meine Hypochondrie wenigstens noch nicht sehr eingewurzelt sein kann. Denn sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme: so geht es wieder eine Weile. Und dann sage ich mir: warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort." Dann entflieht er seinem Gefängnis und ist auf Zachariäs nicht standesgemäßer, aber um so lustigerer Hochzeit der ausgelassensten und ausdauerndsten einer, um durch solche Reactionen ein bischen Athem für die Lasten des Tages zu gewinnen. Der Gedanke, nun seinen so lange verzögerten Urlaub nach Italien zu fordern und Eva in Wien zu besuchen, vielleicht auch durch sein persönliches Erscheinen alle Schwierigkeiten und Vorurtheile in Österreich zu besiegen, schießt ihm durch den Kopf. Er setzt sich zu Anfang des Jahres 1773 noch sechs Monate Frist und trotzt darauf, daß er sein Leben lang noch von keinem Plan abgewichen sei. Er bemüht sich zugleich um den Braunschweiger Hof und thut auf der Neujahrscour mit den andern „was zwar nichts hilft, wenn man es thut, aber doch wol schaden kann, wenn man es beständig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht, und das Maul bewegt." Schon nach einigen Wochen schien seine Lage durch die Gunst des Erbprinzen eine überraschend glückliche Wendung zu nehmen: Lessing wurde nach dem Tode des herzoglichen Hausarchivars Hofrath Lichtenstein in die Residenz beschieden und auf

die artigſte Weiſe befragt, ob er geneigt ſei zu ſeinem Wolfenbüttler Poſten auch die leichten Pflichten und die damit verbundenen Einkünfte der eben erledigten Hiſtoriographenſtelle zu übernehmen. So könne man ihn möglichſt günſtig fixiren, wenn er nur das Herumſchwärmen in der Welt vergeſſen, in braunſchweigiſchen Dienſten bleiben und jetzt den Fuß feſt in den Bügel ſetzen wolle. Leider mußte der Erbprinz unmittelbar nach dieſem verheißungsvollen und aufrichtigen Geſpräch verreiſen, ſo daß Leſſing bald von einer nervöſen Unruhe ergriffen und durch den Aufſchub von Woche zu Woche jeder kaltblütigen Überlegung beraubt wurde. Alles verzerrte ſich ihm: man thue ihm nur ſchön, man ſchmiere ihm das Maul, man antworte abſichtlich nicht, er wolle ohne Satisfaction keinen Fuß mehr nach Wolfenbüttel ſetzen und lieber betteln gehen als ſo mit ſich handeln laſſen, ja der Erbprinz werde nach ſeinem Regierungsantritt lieber heut als morgen Bibliothek ſammt Bibliothekar verkaufen. So wühlte er ſich in die blinde Wuth gegen einen Fürſten hinein, deſſen Verbrechen darin beſtand, daß er zu früh geſprochen und nun weder die freie Hand noch die Aufrichtigkeit hatte um Leſſings fieberhafte Ungeduld durch ein Ja oder Nein zu befriedigen. Leſſing ſelbſt kannte den Erbprinzen als einen Mann von Wort und war in freieren Stunden unbefangen genug ſich die Frage vorzulegen, warum man ihn denn zum Beſten haben und mit leeren Hoffnungen hinhalten ſollte? Wol war es ein langes Martyrium, dieſer aufreibende Wechſel von Hoffnung und Enttäuſchung. Die ſtolze Zurückhaltung des nur mit der Finanzreform beſchäftigten Erbprinzen gab keine entſchuldigende Aufklärung; aus den Wochen wurden Monate, aus den Monaten Jahre. Nur Eva konnte den Freund, als der trügeriſche Antrag ſich zum erſten Mal jährte, von einem ſchroffen Brief an den Verhaßten zurückhalten und durch ihr begütigendes Eingreifen einer unvermeidlichen Kataſtrophe vorbeugen, aber Leſſing, der ihr die Unterlaſſung übereilter, die letzte Hoffnung zerſtörender Schritte dankte und nach dem Ableben des ſaumſeligen Miniſters Schrader vergebens etwas aufgeathmet hatte, ſchloß ſich in Wolfenbüttel ein um nur den Weg des Erbprinzen nicht in Braunſchweig zu kreuzen. In ſeinem Kreiſe folgte eine Heirat der andern, nur ihm blieb die ſpäte Hochzeit noch immer verſagt. So troſtlos war ſeine Stimmung, daß er 1774 die Freundin durch ein

faſt dreivierteljähriges Schweigen ängſtigte. Er ſchien mit ſtumpfer Reſignation abzuſterben, und ſeine ſpärlichen Briefe an alte Freunde wurden immer ſarkaſtiſcher, müder, trübſinniger. Anſtatt ewig die alte Leier zu ſpielen will er durch ein Circular allen Bekannten ſeinen Tod anzeigen, denn das Leben ſei ihm noch nie ſo zum Ekel geweſen. An Gleim ſchreibt er: „Beſſer iſt unter noch ſo böſen Menſchen leben, als fern von allen Menſchen. Beſſer iſt, ſich vom Sturme in den erſten beſten Hafen werfen laſſen, als in einer Meerſtille mitten auf der See verſchmachten"; an den Bruder Karl: „Ich ſehe meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich drein"; an Ramler: „Ich, der ich die ganze Welt ausreiſen wollte, werde allem Anſehen nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern." In dieſer tragiſchen Zeit mußte Leſſing, dem Wahnſinn nahe, auch noch von einem infamen, durch viele Hände gelaufenen Brief erfahren, worin ein gemeiner Menſch gegen Frau König intriguirte und ausſtreute, Leſſing ſei wegen ihrer üblen Vermögensumſtände von ſeiner eingeleiteten Bewerbung zurückgetreten. Hätte Frau Eva derlei Schurkereien nicht in den düſtern Geſichtskreis ihres verzweifelnden Freundes tragen ſollen, ſo verſäumte ſie doch nichts um, wie Goethe von ſeiner Weimarer Beſänftigerin bekennt, dem heißen Blute Mäßigung zu tropfen, ſein jähes Urtheil zu zügeln und hin und her zu ſchauen, ob nicht irgendwo ein Strahl der Rettung blinke. Ihr Utrechter Bruder erhielt im Frühjahr 1774 einen Ruf an die Heidelberger Univerſität, zu deren Hebung der Kurfürſt ohne Anſehen der Confeſſion Anſtalten machte; ſogleich überlegte Eva Mittel und Wege für Leſſing, und er, der Feind des „Profeſſorirens", ſagte auf ihre Erkundigung, ob er keine Luſt zu einer Profeſſur in Heidelberg habe, nicht Nein. Leſſing war auf dem Standpunkt des Überdruſſes angelangt, wo man jede Änderung begierig annimmt; nur ſchreiben und ſich anbieten mochte er nicht — lieber ſterben; ſonſt ſei der Einfall ſehr gut: „Und ich habe nicht darüber gelacht, meine Liebe. Ich würde mich im Ernſt darüber haben freuen können; wenn ich nicht verſchworen hätte, mich jemals wieder auf Hoffnung zu freuen. Wiſſen Sie indeß unter der Hand etwas dabei zu thun: ſo haben Sie alle Vollmacht; und ich bitte Sie recht ſehr darum, mir es wenigſtens zu ſchreiben, was Sie mehr von der Sache hören ſollten". Auch dieſe Seifenblaſe zerſprang, und in Braunſchweig

ſtand 1772, 1773, 1774, 1775 ſeine Lebens- und Herzensfrage auf dem alten Fleck.

Eva, deren Geſchäfte nach ununterbrochenem dreijährigen Bemühen durch den Verkauf der Seidenfabrik und das großmüthige Geſchenk eines Oheims an ihre Kinder, eine entſchiedene Wendung zum Guten genommen hatten, wurde im März 1775 durch eine frohe Botſchaft Leſſings überraſcht. Er ſtellte ſeinen Beſuch in nahe Ausſicht, und ſeine Braut antwortete ſogleich zartfühlend mit dem Vorſchlag einer gemeinſamen Rückfahrt über Kamenz. In Berlin nahm Swieten den berühmten Reiſenden, den er ſo gern für Öſterreich erobert hätte, freundlichſt auf und überſchüttete ihn mit Empfehlungsbriefen; einer längeren Station in Dresden folgte ein flüchtiger Aufenthalt in Prag, wo Leſſing vermuthlich nur die Verbindung mit einem liebenswürdigen Cavalier durch eine Gegenviſite aufzufriſchen beabſichtigte; und von Sehnſucht getrieben, erreichte er Wien noch vor der verabredeten Zeit, am 31. März. Ein paar raſche Worte der Anmeldung; dann feierte das vielgeprüfte Paar, aufathmend und neue Hoffnung ſchöpfend, ein bewegtes Wiederſehen. Nach langen Leiden und Kämpfen genoß Eva die „einzigen vergnügten Tage" in Wien, und die Anläſſe, welche ihren Freund dem vertrauten Zwiegeſpräch entführten, waren zu ehrenvoll, als daß nicht auch die kleinen Trennungen zu den Freuden dieſer Wochen hätten zählen ſollen. Enthuſiaſtiſch meldete Gebler, der als werkthätiger Helfer Evas ſogleich den perſönlichen Dank Leſſings empfing und die gewinnendſte öſterreichiſche Zuvorkommenheit entfaltete, nach Berlin: „Ich nehme es für ein gutes Zeichen an, daß wir dieſen wahrhaft großen und liebenswürdigen Gelehrten — wie ſelten ſind ſie! — bald wieder auf der Rückreiſe ſehen werden. Das weiß ich, daß, wenn unſere Akademie der Wiſſenſchaften zu Stande kommt und ich etwas dazu beitragen kann, ihr eine ſo große Zierde zu verſchaffen, ich es gewiß nicht unterlaſſen werde. Nie iſt noch ein deutſcher Gelehrter hier mit ſolcher Diſtinction aufgenommen worden, als unſer vortrefflicher gemeinſchaftlicher Freund, und das von unſeren Souverains anzufangen bis auf das gemeine Publicum herab." Der einzige Sonnenfels, ignorirt und ausgeſtochen, grollte über dieſe Fülle von Auszeichnungen. Die Zeitungen meldeten die Ankunft des illuſtren Mannes als ein Ereignis; Adel und Schriftſteller und Theaterwelt umgaben Leſſing

mit Aufmerksamkeiten, die immer gefallen, auch wenn sie nur ein helles Strohfeuer sind; selbst Maria Theresia und Joseph II. betheiligten sich unverzüglich durch eine huldvolle Audienz an der „allerbesten Aufnahme" und krönten so die geflissentlichen Vorbereitungen ihres Berliner Gesandten. Ob die Kaiserin im Gespräch mit Lessing wol des vierschrötigen Gottsched gedachte, der einst, von Hoffnungen auf eine Dictatorrolle in Wien gebläht, mit seiner Gattin das Schönbrunner Schloß betreten hatte? Nun lernte sie einen weltläufigen Dichter und Gelehrten kennen und vergaß auf ein Weilchen ihren Schauder vor dem entsetzlichen Deismus. Auch der katholische Klerus bekreuzigte sich nicht vor dem kritischen Protestanten, sondern Lessings Besuch weckte schon bei der bloßen Anmeldung im Stift Klosterneuburg, berühmt durch seinen Wein und seine Kunstschätze, eine frohe Bewegung: man empfing ihn mit „vorzüglichem Wolwollen" und fühlte sich geehrt durch seine anerkennende Beurtheilung einiger Handschriften der Stiftsbibliothek, unter denen eine „altdeutsche Messiade", Bruder Philipps Marienleben, das Interesse des Wolfenbüttler Forschers besonders weckte. Sowol hier, wo ein Schauspieler sein profaner Geleitsmann war, als in Preßburg wird in der herrlichen Donaulandschaft der österreichische und ungarische Trunk nicht gespart worden sein: die Sage meldet sogar von einer übermüthigen Improvisation Lessings, des alten Anakreontikers. Vielleicht hat er auch seine Leipziger Schöne, die Lorenz-Huberin, wiedergesehen, denn der Huldigung der Mimen konnte Deutschlands größter Dramaturg und Dramatiker nicht entfliehen, zumal Graf Rosenberg, der Intendant, sich von den Wogen der Wiener Begeisterung willig tragen ließ. Derselbe Cavalier, der später die Zumuthung ein Lessingdenkmal zu fördern mit der kühlen Frage „Was geht uns Lessing an?" abfertigte, setzte zu Ehren des Lessingschen Besuches die „Minna", die „Emilia", den „Hausvater" auf das Repertoire, und Lessing mußte, nachdem er zuvörderst Voltaires von ihm so zerzauste „Merope" geschaut hatte, trotz seinem bekannten Protest gegen die theatralische Verherrlichung der Autoren in Person nun selbst den unmittelbarsten Applaus und die Rufe „Vivat Lessing!" über sich ergehen lassen. Daß viele der guten Leute den Übersetzer für den Verfasser des Père de famille hielten und manche im Stillen den Liebes- und Ehrenhandel des Major Tellheim ein bischen fad fanden, that dem Enthusiasmus keinen Ab-

bruch, aber Frau König blieb ſtets der Überzeugung, eine Berufung Leſſings ſei in ſeinem eigenſten Intereſſe nicht zu wünſchen. Ob auch bei Hofe von einem ſo glänzenden Gewinn die Rede war, ob der Kaiſer durch Leſſings Erſcheinen auch an Klopſtock, der ebendamals höchſt unmanierlich dem badiſchen Hof entwich, erinnert wurde, darüber iſt keine Nachricht auf uns gekommen. Ein unerwartetes Ereignis brachte den mit Eva heimwärts Strebenden nochmals in perſönliche Berührung mit der kaiſerlichen Familie. Kaum hatte er zehn Tage lang über dem erquickenden Verkehr mit ſeiner Braut und dem bunten Treiben der Hauptſtadt das ſtille Wolfenbüttel, den Erbprinzen und alle Pein der letzten Jahre vergeſſen, als der junge Prinz Leopold in Wien eintraf. Es war noch unentſchieden, ob er öſterreichiſche oder preußiſche Dienſte nehmen ſollte. Sein militäriſcher Gouverneur, Herr von Warnſtedt, ein ehrlicher Mann von trockenem Witz, Leſſingen wenig vertraut, begleitete ihn. Eine eilige Bildungsreiſe nach Italien ſollte der militäriſchen Laufbahn vorausgehen, und Leſſing, dem die Braunſchweiger eine Romfahrt ſchuldeten, war in letzter Stunde und gewiß in der freundlichſten Abſicht zum Gefährten und Cicerone auserſehen. Natürlich durfte er ſich dieſem von perſönlicher Gunſt dictirten Antrage nicht entziehen; ſtatt des gemeinſchaftlichen Aufbruchs erſchien für Eva ein ſchmerzlicher Abſchiedstag. Vorher wurde Leſſing von Maria Thereſia in ein längeres Geſpräch über ſeine Wiener Eindrücke gezogen und beſonders um ſein Urtheil über den Zuſtand des Theaters, der Litteratur und der Gelehrſamkeit befragt. Aus ſeinen ausweichenden, allgemein gehaltenen Erwiderungen las die Kaiſerin mit klarem Blick die Anſicht heraus, „daß es mit dem guten Geſchmacke nicht recht vorwärts will", aber ſchwerlich konnte Leſſing ihre weitere, ſehr unbefangen und präcis gebrachte Erkundigung nach der „Schuld" dieſer Stockung befriedigend beantworten. Die hohe Frau lenkte die Conſervation auf ein weniger heikles Thema, ſprach von Italien, von Mailand und verhieß eine Empfehlung an den Statthalter der Lombardei, Graf Firmian, bei dem ſich Leſſing wirklich mit einem Handſchreiben Maria Thereſias einführen durfte.

Die italieniſche Reiſe wurde am 25. April 1775 angetreten. Am 7. Mai brach Frau König nach der Pfalz auf; ſie hatte ſeit dem 28. März 1772 in Wien geweilt und, allein in der Breſche ſtehend,

dem Ruin ihrer Familie getrotzt. In Heidelberg sorgte sie nun für den kranken Sohn und vergalt die treuherzige Güte eines Bruders durch offene Mittheilungen über ihr geheimes Verhältnis zu Lessing, das noch immer nicht den ersehnten Hafen fand. Wiederum schärfte „unsere Angelegenheit, unser Wunsch" Evas suchenden Blick für etwaige gute Vacanzen in der Pfalz, doch auch dies Mal wollte sich nichts finden. Ihre Gedanken folgten der Fahrt des Freundes, und mit Grüßen der Liebe wanderten ihm auch kleine Neckereien zu über seine alte Schwärmerei für die Huberin, deren persönliche Bekanntschaft Eva in Wien gemacht hatte, und über das Gerücht seiner Verheiratung mit Madame Reiske. Der August vereinigte Mutter und Kinder nach vierthalbjähriger Trennung in Hamburg, und Eva konnte nun neben vollströmenden Nachrichten über die Wochenbetten, Geldfatalitäten, Krankheiten und Thorheiten des alten Kreises auch hübsche kleine Züge von den Kindern mittheilen, besonders von Fritzchen: „Dies ist ein gar allerliebster Junge, fast glaube ich an die Alteweiber-Meinung: die Gevattern hätten Einfluß auf die Kinder. Wenigstens war keins meiner Kinder im siebenten Jahre so klug wie er." Die Entfernung und Eile der Reisenden brachten leider die Correspondenz ins Stocken, so daß außer den unlebendigen Notizen des Tagebuches nur wenige ohne Behagen und Lust am Schildern geschriebene Blätter von Lessing in Italien zeugen. Wann immer er im Laufe der Hamburger und Wolfenbüttler Jahre sich nach dem Lande Winckelmanns und der Antike gesehnt hatte, stets war ihm die volle persönliche Freiheit als Grundbedingung und Hauptreiz einer solchen Erholungsfahrt erschienen, während jetzt an der Seite des unreifen Prinzen und eines halbgebildeten Officiers diese Selbstbestimmung sehr eingeschränkt wurde. Aus Mailand, der ersten Station in den Propyläen Italiens, schrieb er seinem Bruder noch mit ungetrübter Zufriedenheit: „Dieser Vorgeschmack hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon wieder ganz erneuert: so sehr gefällt mir noch alles, was ich in dieser Gegend höre und sehe". Aber schon in demselben Mailand verleideten officielle Besuche und Diners — auch bei Erzherzog Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, ward er mit zur Tafel gezogen — den Genuß des Schauens, und „nur der Vortheil, den er vielleicht von dieser Reise künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, konnte

ihm eine ſolche Lebensart erträglich machen." Er nennt die lang erſehnte, nun wider Willen unternommene Fahrt ein Opfer ohne Nutzen und Vergnügen. Seine Augen waren angegriffen, nicht von den Reizen der hübſchen Italienerinnen, wie Eva ſcherzte, ſondern durch die Anſtrengungen der bibliothekariſchen Arbeit, ſein Blut ſtockte, das Wanderleben in der ſüdlichen Sonnenhitze zehrte an ſeiner Geſundheit. Ihm fehlte auch die innere Freiheit um all das Neue rings umher mit Muße und Hingebung zu verarbeiten, denn je weiter er ſich von Eva entfernte, deſto heftiger verlangte ihn nach dem erlöſenden Abſchluß dieſer unerträglichen Halbheit ſeiner Exiſtenz. „Ich bin den Weg mehr mit Ihnen gefahren, als mit dem Prinzen" meldet er aus Venedig, und eine ſeiner erſten Gondelfahrten war pietätvoll nach S. Criſtoforo gerichtet, „um zu ſehen, wo unſer Freund ruht, und ſeinem Andenken auf ſeinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu ſchenken. Der nämliche Mann, in deſſen Armen er geſtorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch die gewiſſe Verſicherung erhalten, daß es mit ſeinem Tode ſehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren, und desfalls ruhig zu ſein wünſchten. Das können Sie nun." Und er dachte mehr an ein Grabdenkmal für Engelbert König als an die Monumente der Lagunenſtadt. So unruhig trachtete ſein Sinn nach Hauſe, daß die viel größere Ausdehnung der urſprünglich nur bis an die Adria bemeſſenen Reiſe, weit entfernt ſeine Neugier zu beflügeln, den zerſtreuten Wanderer lähmte und ihm in Florenz ärgerliche, hypochondriſche Stunden bereitete. Seit Venedig blieb er ohne eine Nachricht von Eva: dieſe Ungewißheit vergällte ihm den ganzen Sommer in Livorno, auf Corſica, in Genua, Turin, Parma, Bologna und in Rom, wo man am 22. September zu mehrwöchentlichem Aufenthalt anlangte und nach einem Beſuche Neapels wieder im November länger verweilte. Der italieniſche Baedeker des achtzehnten Jahrhunderts, Volkmanns jedem durch Goethe bekannt und lieb gewordene Reiſebeſchreibung, war auch Leſſings Handbuch, aber kein größerer Unterſchied als zwiſchen dem mit allen Poren die Vergangenheit und Gegenwart auffaugenden Dichter und Naturforſcher Weimars und dem einſilbig ſeine trockenen Gloſſen ſammelnden Philologen aus Wolfenbüttel. Leſſing hat kein Wort für den zauberiſchen Verein von Natur und Kunſt, Antik und Modern, der auch einen

spröden Deutschen beim Betreten des italienischen Bodens überwältigt. Venedigs Kanäle und Paläste, Paolo Veronese und Tizian lassen ihn kalt. In Piemont trägt er kunterbunte polyhistorische Bemerkungen in sein Journal ein, um die Widersprüche der Vernazza und Baretti über Land und Leute zu schlichten: man hat den Eindruck, als habe Lessing den Volkscharakter auf Märkten und Spaziergängen mehr zu dem Zweck litterarischer Berichtigungen oder Bestätigungen als aus unbefangener Betrachtung studirt. Er hört zu wie gemeine und vornehme Leute sprechen und excerpirt dann im Gasthof die Urtheile von Montaigne und dessen italienischem Erklärer über die piemontesische Mundart, eine Anmerkung über lebende Sprachforscher beifügend. Er macht sich Notizen über die Akademien und Schriftsteller Sardiniens, das gar nicht im Reiseprogramm enthalten ist, bevor er im Turiner Museum unter anderem auch sardinische Alterthümer beschaut, und er kürzt den Besuch in diesem Museum ab, um auf dem Archiv ein handschriftliches Corpus antiquitatum zu wälzen, auf der Bibliothek lateinische Codices zu mustern und möglichst viele Gelehrte Turins, den jungen Universitätsrector an der Spitze, persönlich kennen zu lernen. Magere Einträge führen uns in die Theater, Malerschulen, Bibliotheken, Kirchen, Kunst- und Buchläden Pavias, Piacenzas, Parmas, Bolognas, und in dieses dürre Herbarium weht kein frischer Duft des Lebens, wenn wir mit Lessing in Rom und Neapel einziehen. Nur zu einem genau classificirten Register italienischer Gelehrten, Dichter und Übersetzer, zu dramaturgischen Auszügen aus Büchern, zu ziemlich gleichgiltigen Brocken über Sprache, Sitte, Speise reicht hier und sonst seine Muße, während alles, was wir in seiner Wirkung auf Lessing zu sehen verlangen, im besten Fall kahl nach Datum und Namen eingetragen wird, ohne daß ein kurzes Urtheil, ein knappes Beiwort die Reflexe andeutet. Es versteht sich, daß er die Peterskirche eingehend besichtigte, aber er schreibt sich bloß ein komisches Anekdötchen und eine Correctur zu Volkmanns Besprechung der modernen Mosaiktechnik auf. Er war natürlich wiederholt im Vatican, aber er überläßt eine Audienz beim heiligen Vater — Lessing und der Papst! — ganz unserer Phantasie auszumalen und gedenkt des Laokoon und seiner göttlichen Nachbarn mit keinem Buchstaben. Nicht reichlicher sind die andern Museen, sind Raphael und Michel Angelo bedacht. Wer möchte darum glauben,

Leſſing ſei an den Wundern Roms gleichgiltig vorbeigegangen, habe in Rotonda und Coliſeo gar keinen romantiſchen Schauer wie Gibbon geſpürt und dem Werke der Rhodier gegenüber nicht beſſere Gedanken gehabt als der declamirende Touriſt? Dennoch hat dieſe Armuth des Tagebuchs im Vergleich mit den volleren, ſo unendlich belangloſeren Notizen für den Leſer etwas Erkältendes und Drückendes, als ob man widerrechtlich mit hohen Anſprüchen abgewieſen würde oder zu einem geiſtreichen Mann käme, der uns hartnäckig anſchwiege. Es iſt ſo ſchwer bei dem Verfaſſer des „Laokoon" auf ein Wort darüber zu verzichten, was er vor dem Original ſeines plaſtiſchen Kanons innerlich erlebt habe. Aber Leſſing hatte bisher nur gelernt mit ſeinen Gedanken zu ſehen, und er kam zu ſpät, zu eilig, zu präoccupirt nach Italien um ſeine Augen noch zu ſchulen. Der Kunſtſchriftſteller aus der Studirſtube ſprach ſpäter die Ketzerei aus, ein Mannheimer Gipsabguß des Laokoon wirke vortheilhafter als der vaticaniſche Marmor: „Leſſing ſelbſt" erzählt Schillers Thalia „Leſſing ſelbſt, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in dieſem Antikenſaal dem ſtudirenden Künſtler mehrere Vortheile gewährte, als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finſter, oder zu hoch, oder auch unter den ſchlechteren zu verſteckt ſtünden, als daß ſie der Kenner, der ſie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte." Nach dem Geſagten iſt es kaum nöthig noch weiter mit Antitheſen zu arbeiten, wenn wir Leſſing, Winckelmanns gedenkend, bei Cardinal Albani, dem erblindeten Mäcen des todten Meiſters der Archäologie, oder bei Reiffenſtein und Hackert, Goethes Freunden und Berathern, erblicken.

Während des zweiten römiſchen Aufenthalts wurde endlich über die Zukunft des Prinzen entſchieden, und dasſelbe herzogliche Schreiben, welches Leopolds ſchleunige Heimkehr und den Eintritt in die preußiſche, nicht die öſterreichiſche Armee forderte, enthielt die erwünſchteſten Verſprechungen für Leſſing. Fröhlicher als er dem prangenden Süden zugezogen war, ſtrebte er in den rauhen Norden zurück, nahm zu München Abſchied von den Gefährten und wandte ſich nochmals nach Wien, wo er am Chriſttag ankam, geſonnen auch jetzt jeden Anſchein einer perſönlichen Bewerbung zu vermeiden, aber aus den offenen oder geheimen Chancen in den Hauptſtädten Öſterreichs, Sachſens, Preußens

wenigstens den einen Vortheil zu ziehen, daß der Unzulänglichkeit seiner Wolfenbüttler Stellung ein unverrückbares Ziel gesetzt würde. „Ich werde nur wenige Tage in Wien bleiben" erfährt Eva „und um gewisse Fragen und Ausholungen zu vermeiden, zu niemanden von dem großen Geschmeiße kommen, sondern mich lediglich auf die Bekannten meines Gleichen einschränken." Diesen unhöfischen Vorsatz stieß jedoch die überraschende Ankunft seines Berliner Gönners Swieten um, der offenbar noch immer an die josephinische Akademie glaubte und Lessing mit zum Fürsten Kaunitz zog. Auch jetzt wünschte der mächtige Minister dringend zu einer Verpflanzung Lessings auf österreichischen Boden beitragen zu können, und nachdem seine früheren Vorschläge mit Berlin und Paris durch die Errichtung eines höchsten Vereins wissenschaftlicher und dichterischer Kräfte zu wetteifern gescheitert waren, schien wieder das Theater die letzte Handhabe zu gewähren. Ein Anonymus, vielleicht Gebler, legte dem Fürsten den „Allerunterthänigsten Vorschlag zur Verbesserung der National-Schaubühne und des Theaters überhaupt von einem Patrioten" vor, eine scharfe Polemik gegen die Missstände des gegenwärtigen willkürlichen Theatertreibens, welche in dem Ruf nach einer landesherrlichen Oberaufsicht gipfelt und Lessing, den ausgezeichneten Kritiker und Dramatiker, als den einzigen bezeichnet, „dem die Anordnung der Schauspiele anvertraut werden könnte. Seine gründliche Gelehrsamkeit, sein Alterthumsstudium, seine Kenntnisse der Welt und des menschlichen Herzens, seine überdachte Kritik, seine bekannte Rechtschaffenheit machen ihn für diese Würde fähig." Einem solchen Mann müsse die unbeschränkte Theatercensur und die Abhaltung dramaturgischer Vorlesungen übertragen werden. Der „Patriot" fußt offenbar auf jenem prophetischen „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts", das Klopstock 1774 wie zur Mahnung in seiner abstrusen „Gelehrtenrepublik" wiederholt hatte. Kaunitz hat die energische Eingabe mit ausführlichen Randnoten versehen und die glänzende Aussicht mit reger Sympathie begrüßt, daß ein Lessing „unter dem Präsidio des itzt zu Berlin stehenden van Swieten oder eines andern vorsitzenden würdigen Cavaliers" das Schauspiel, so wie Gluck die Oper, reformiren würde. Auch die Vorlesungen fanden den Beifall des Ministers, da man in Wien eine Menge kritischer Müßiggänger habe und ein geringes Honorar für Pensionskassen

und andere Theaterzwecke verwerthen könne. Er umschrieb verständiger die Pflichten des Theatercensors und vergaß die praktische Vorfrage nicht: „Auf den Ruf eines Pachters, der ihm für die Zukunft keine Gewähr leisten kann, wird sich dieser verdienstvolle Mann, der mit tausend (?) Thalern der Wolfenbütteliſchen Bibliothek vorgesetzt ist und dort alle Bequemlichkeiten genießt, freilich nicht hierher begeben. Da er aus mehr als einem Gesichtspunkte betrachtet der Bühne und auch dem Staate nützliche Dienste leisten wird, so ist er meines Erachtens hier eines sicheren doppelten Gehaltes werth. So sehr die gegenwärtige Theatralpachtung ökonomisiret, so giebt sie doch jährlich gegen siebentausend Gulden Besoldungen an unfähige und unnütze Leute. Könnte nicht die Hälfte davon an einen Mann verwendet werden, der unserer Litteratur Ehre machen würde?“ Schwerlich datiren die Anträge und Kaunitzs Noten bis in Lessings erste Verhandlungen mit Swieten zurück und schwerlich gehen sie über das Jahr 1775 hinaus, sondern Gebler, wenn er es ist, wird durch Lessings so siegreiches Erscheinen in Wien zu jenen nachdrücklichen Mahnungen ermuthigt, Swieten durch aufmunternde Äußerungen des Ministers zu jener gemeinsamen Staatsvisite bewogen worden sein. In Norddeutschland harrte die Schriftstellerwelt seit Lessings erstem Wiener Aufenthalt eines großen Ereignisses, und man erkundigte sich bei maßgebenden österreichischen Collegen, ob die Gerüchte von der Stiftung eines „goldenen Zeitalters“ durch Joseph II. begründet seien, ob der Kaiser Lessingen bei dessen Rückkehr festzuhalten versuchen werde. Lessing aber hatte die Luft ein Reformator des Wiener Geschmacks zu werden nach den klugen Vorstellungen Evas und eigener Beobachtung gründlich verloren; darum vermied er nach dem einen halb erzwungenen Gang mit Swieten wirklich jede weitere Berührung mit der großen Welt, lehnte am nächsten Tag die Dinereinladung des Fürsten ab, weil er schlechterdings noch heut abreisen müsse, und verließ Wien gegen seinen ursprünglichen Vorsatz wirklich schon am 5. Januar 1776.

Fünf Tage darauf machte Lessing in Dresden Halt, suchte alte Freunde auf wie das Ehepaar Brandes, an dessen Mittagstisch er von Italien und dem Theater plauderte, und machte, anfangs conventionell zurückhaltend, dann sich frei erschließend die Bekanntschaft eines Schwagers der Reimarus, des feingebildeten, der Aufklärung ernst

ergebenen däniſchen Legationsſecretärs von Hennings, der einem intimen theologiſchen Geſpräch die lebhafte Bitte nachſchickte, Leſſing möge ſich doch ſeinem Vaterlande nicht entziehen. Denn wiederum hatten geſchwätzige Zeitungen zur Beunruhigung Evas und Eliſens ausgeſtreut, daß eine Anſiedlung Leſſings in Italien im Werke ſei. Dieſe von Hennings emphatiſch geäußerte Befürchtung konnte Leſſing um ſo wahrheitsgetreuer niederſchlagen, als nicht Winckelmanns Endpunkt, ſondern Winckelmanns Ausgangspunkt ihn zum Tauſche mit Wolfenbüttel einlud. Mochten auch die rühmenden Journalnachrichten über ſeinen Empfang am Kaiſerhofe, die Reiſe mit einem braunſchweigiſchen Prinzen und die Audienz bei dem Oberhaupte der Chriſtenheit den hohen Herrſchaften Dresdens mehr imponirt haben als Leſſings gelehrte und künſtleriſche Leiſtungen, ſo verſtand man doch der Vorſtellung des berühmten Mannes beim Kurfürſten einen gewinnenden Schein der Vertraulichkeit zu geben. Der Miniſter, Graf von Sacken, ſprach zuvorkommend die Bitte um ſeinen Beſuch aus und ließ ſich das Verſprechen geben, daß bei einem Wechſel nur Dresden die Erbin Wolfenbüttels ſein ſolle. Der Kurfürſt hatte ihm geradezu die hervorragende und einträgliche Stelle des ſiechen Hagedorn zugedacht, ſo daß wirklich die einſt an den „Laokoon" geknüpften Hoffnungen üppig aufzuleben ſchienen. Zu guter Stunde kamen auch von Kunzſch aus Braunſchweig annehmbare Vorſchläge zu einer definitiven Regelung der Leſſingſchen Finanzen, und, damit von keiner Seite eine Ausſicht fehle, beſtand zwiſchen Leſſing und Stoſch ein unaufgeklärtes Abkommen für Berlin, wohin er ſich ſchon im Januar begab. Vorher aber nahm er ſeinen Weg von der großen Verbindungsſtraße hinweg landeinwärts in das ſo lange gemiedene Kamenz, um nach vielen geräuſchvollen Monaten und dem Verkehr mit den Mächtigen der Erde ſeiner Mutter in die müden Augen zu ſchauen und, bevor er ein neues Familienband knüpfte, das früheſte und heiligſte treu zu befeſtigen. Der gute Theophilus ſcheint ihn von Dresden aus begleitet zu haben. Nur ein Tag war der Heimatſtadt zugedacht, doch aus dem einen wurden vier, denn die verkümmerten Kamenzer und der weitgereiſte und weitberühmte Gotthold hatten einander viel zu erzählen, und die Ruheſtätte des Vaters forderte eine verweilende Andacht. Der arme Primarius war nach einem triſten Leben voll Mühe und Arbeit am 22. Auguſt 1770 gottergeben eines ſanften Todes

geſtorben. „Laß uns“ hatte Gotthold auf Theophilus' herzliche Anzeige erwidert „laß uns, mein lieber Bruder, ebenſo rechtſchaffen leben, als er gelebt hat, um wünſchen zu dürfen, ebenſo plötzlich zu ſterben, als er geſtorben iſt. Das wird die einzige beſte Weiſe ſein, ſein Andenken zu ehren.“ Mit dieſer Geſinnung war ſein ſtets mehr auf Thaten als auf Worte gegründetes Verhalten gegen die Familie im Einklang geblieben: er rieth den kleinlichen Haß der Kamenzer Widerſacher durch eine ſtille Verachtung zurückzuſchlagen, er verlangte in ruhigen oder ſchmerzlich aufgeregten Briefen nur die nöthige Zeit um bei eigener, oft ſo peinlicher Verlegenheit die Gläubiger des Vaters zu befriedigen, aber er konnte nicht das ganze Elend des väterlichen Lebenslaufes durchkoſten und den ermüdenden Bitten um ein litterariſches Ehrendenkmal nachkommen. Während die Mutter des Lebens Bürde mit chriſtlicher Geduld trug, that die grämliche und neidiſche Schweſter, die ſich als alte Jungfer jedem Vernunftgrund verſchloß, alles um durch unbilliges, liebloſes Nörgeln und Schmähen die Brüder Gotthold und Karl zu erbittern. Allein Theophilus, ſeit 1770 ärmlich beſoldeter Conrector zu Pirna, fand Gnade in ihren Augen, weil ſeine rührende Demuth und Aufopferung niemals eine unwirſche Antwort auf ſolche häßliche Verdächtigungen hatte. Gottlob war nach leichtſinnigen Jugendjahren ein philiſtröſer Juſtitiarius in Schleſien geworden und verſauerte in ſeiner geiſtig wie materiell gleich eingeſchränkten Häuslichkeit. Nur mit Karl ſtand Leſſing von der hamburgiſchen Epoche an in reger Correſpondenz: Karl bemühte ſich den dichteriſchen und theologiſchen Beſtrebungen nach dem Maß ſeiner Kräfte zu folgen und den kleinen Leſſing zu ſpielen; einer oberflächlichen Tagesſchriftſtellerei ergeben, half er die litterariſche Verbindung Gottholds mit Berlin unterhalten, trug ihm ſeine eigene bellettriſtiſche und aufkläreriſche Weisheit vor, ließ ſich eine ſtrenge Beurtheilung ſeiner „Ruſchelei“ in ſehr dürftigen Komödien gern gefallen und legte wenigſtens durch treue, fleißige, ununterbrochene Antheilnahme an Gottholds Werken und Plänen den Grund zu ſeinen ſpäteren großen Verdienſten um das Andenken des geliebten und bewunderten Bruders. Als Gotthold mit den Kamenzern die Lage der Familie beſprach, war Karl noch Aſſiſtent beim Generalmünzdirectorium in Berlin; er wurde 1779 Münzdirector in Breslau und hat in derſelben Stadt, wo Gotthold den Vorſatz ein

reicher Mann zu werden so schlecht zur Ausführung gebracht, durch seine schon früher geschlossene Verbindung mit demselben Vossischen Hause, dem Gotthold für wenige Groschen als Zeitungsschreiber gedient, einen gemächlichen Wolstand genossen. Die Mutter aber sollte das Wiedersehen mit Gotthold nicht lang überleben: am 17. November ist sie nach einer qualvollen Krankheit im getrosten Glauben an ihren Erlöser entschlafen. Sie hat, wie Salomes unerquickliches Schreiben mittheilt, noch im letzten Stündlein den Segen Gottes für die Ehe Lessings erfleht.

Lessing erreichte Braunschweig am 23. Februar 1776, fest entschlossen nicht eher aus der Residenz zu weichen, als bis das letzte Wort über seine Lebensfrage gesprochen sei. Er hatte der erfahrenen und tactvollen Eva mit einer offenen Finanzübersicht auch die Absicht kund gethan das „gänzliche Derangement seiner Affairen" dem Hofe zu schildern und um seinen Abschied einzukommen, aber eine stolze Antwort richtete seinen eigenen, nur der Braut zu Liebe bezwungenen Stolz wieder auf, indem die umsichtige Frau zugleich einem trotzigen Fehltritt des Mannes vorbeugte: „Nicht umsonst habe ich mich vor dem ersten Brief aus Braunschweig gefürchtet; er hat mir auch in der That Angst und Schrecken verursacht. Die Art, wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen, und das sind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten sich denn höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpichte tausend Rthlr. Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt anzugeben. Das hieße sich, nach meiner Meinung, wegwerfen; aber nicht, wenn Sie dem Herzog schrieben: Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht, und hätten bis jetzt immer das Ihrige zugesetzt, fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung Ihrer Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten; so wie ich fast gewiß bin, daß, wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausschlagen könnte." Wo würde er im Falle des Abschieds seine Verbesserung suchen? Denn die Dresdener Hoffnung sei vornehmlich an den Tod Hagedorns geknüpft, und auch mit dem gegenwärtigen Einkommen lasse sich in dem zwanglosen Wolfenbüttel besser

als anderswo haushalten. Sie bot sogar eine Summe zur Tilgung dringender Schulden an. Unterdessen wuchs Lessings sehr begreifliche argwöhnische Bitterkeit gegen den Erbprinzen, der, weil ihm die Offenheit eines Karl August fehlte, schweigend und hinhaltend eine glückliche Lösung suchte, dermaßen, daß ein briefliches Ultimatum „dergleichen er wol nicht oft dürfte bekommen haben" auf einen nahen Termin festgesetzt wurde und, als auch dann das befreiende Wort ausblieb, wirklich an seine hohe Adresse abging. Leider hat sich diese bündige Zusammenfassung der dreijährigen thatsächlichen oder eingebildeten Ungerechtigkeiten nicht erhalten; vorsichtig im Ausdruck, entschieden in der Sache, nöthigte sie dem Erbprinzen die unwiderrufliche Zusage ab, Lessings Angelegenheit solle gleich nach seiner Rückkehr vom Halberstädter Regiment erledigt werden. So erschien denn im April Herr von Kuntzsch als Bevollmächtigter bei Lessing und machte ihm, frühere private Erörterungen nun officieller wieder aufnehmend, recht günstige Vorschläge, welche Lessing als Angebot, nicht als erbetene Wolthat anzunehmen bereit war. Der Prinz, durch die Verwaltungssorgen und militärischen Pflichten ungemein in Anspruch genommen und häufig aus der Residenz abberufen, sandte zunächst ein sehr verbindliches Handschreiben. Es war unstreitig sein ernster Wunsch Lessing zu erhalten und zu fördern; dieser aber witterte mistrauisch in jedem zufälligen Aufschub, in jeder arglosen Phrase Finten und Schrauben, bis ihn Evas Zureden und tröstliche Erfahrungen, wie daß der verdächtigte Fürst seine Sache bereits mit dem Minister und Sparmeister Féronce durchgesprochen habe, von dem Wolwollen der leitenden Mächte überzeugten.

Am 5. Juni 1776 konnte er der Braut von einer aufrichtigen und befriedigenden Unterredung melden, worin der Erbprinz die mit Kuntzsch getroffenen Vereinbarungen genehmigte, ein frei gewordenes fiscalisches Haus neben dem Wolfenbüttler Schloß als Dienstwohnung in Aussicht stellte und, auf die bedenkliche Erkrankung des alten Herzogs anspielend, schmeichelhaft bemerkte, er hoffe Lessing noch zu ganz andern Dingen zu brauchen. Der neue Vertrag lautete auf ein von achthundert Thalern in Gold aufsteigendes Gehalt, die Nachsicht älterer

ie Gewährung bedeutender neuer Vorschüsse. Er trat zu Johannis

aft. Gleichzeitig wollte der wieder genesene Landesvater seinem

lieben Bibliothekar durch die Verleihung des Hofrathstitels, den Leſſing mit unverhohlener Gleichgiltigkeit hinnahm, eine Freude machen. Leſſing befriedigte mit den vorgeſchoſſenen tauſend Thalern ſeine Gläubiger und nahm bei rangirten Finanzen und reicherer Beſtallung die neue bindende Verpflichtung gegen Braunſchweig nicht ſchwer, ſollte er doch aus der verwünſchten Schloßeinſiedelei in die lang erſehnte, mühevoll errungene Häuslichkeit ziehen.

Eva hatte den Juni auf einem Landgute der treuen Schubacks, dem York zwiſchen Stade und Harburg, zugebracht und in der freien Marſchgegend die ihr ſo nöthige Erholung gefunden. Die Vermögenswirren waren endlich geſchlichtet, nach vielen Opfern ein immerhin anſehnlicher Reſt für ihre heranwachſenden Kinder geſichert. Noch einen Bräutigamsbeſuch ſollte Leſſing in Hamburg abſtatten; er kam erſt im Auguſt, von Eſchenburg begleitet, und launige Worte Evas, deren Abſicht den ſcheidenden Geliebten vor der Stadt zu überraſchen durch einen Irrthum misglückt war, bezeugen, wie froh die Beiden ihr redlich verdientes Glück genoſſen. Dann führen uns die Briefe in liebe häusliche Sorgen ein, denn Leſſing achtet es gar nicht unter ſeiner Würde die vorläufige Wohnung einzurichten, Möbel zu erſteigern, ſich um eine gute Köchin zu bemühen und Jahreslohn, Bier- und Chriſtgeld zu notiren, die Kiſten aus Hamburg gehörig in Empfang zu nehmen und neben dem Regiment der Guelferbytana auch Evas Bibliothek harmlos ſpottend zu verwalten. „Um ein bischen längeres Leben ſo bekümmert, als er es noch nie geweſen", begrüßte er ruhevoll die kommenden Jahre. Als Schubacks in ihrer Herzensgüte darauf beſtanden dem werthen Paar die Hochzeit auf dem York auszurüſten, erbat Leſſing eine ganz ſtille, prunkloſe Trauung, ſei es auch im Predigerhauſe, ohne Vorfeſte und geſelligen Lärm. Er wollte das geheime Werben langer Jahre durch einen verſchwiegenen Abſchluß weihen. Der Gaſtfreund fügte ſich dieſem Wunſche. Am 8. October 1776 wurde Leſſing auf dem Schubackſchen Landſitz im Beiſein der lieben Wirthe und des hamburgiſchen Schwagers König mit der Frau vereinigt, der, wie Eliſe Reimarus einmal ſagt, alles was Herz an ihm war gehörte.

Ein ſpätes Glück, ein kurzes Glück erfüllte das Miethaus am Wolfenbüttler Schloßplatz. Vorbei war das hypochondriſche Brüten

als anderswo haushalten. Sie bot sogar eine Summe zur Tilgung dringender Schulden an. Unterdessen wuchs Lessings sehr begreifliche argwöhnische Bitterkeit gegen den Erbprinzen, der, weil ihm die Offenheit eines Karl August fehlte, schweigend und hinhaltend eine glückliche Lösung suchte, dermaßen, daß ein briefliches Ultimatum „dergleichen er wol nicht oft dürfte bekommen haben" auf einen nahen Termin festgesetzt wurde und, als auch dann das befreiende Wort ausblieb, wirklich an seine hohe Adresse abging. Leider hat sich diese bündige Zusammenfassung der dreijährigen thatsächlichen oder eingebildeten Ungerechtigkeiten nicht erhalten; vorsichtig im Ausdruck, entschieden in der Sache, nöthigte sie dem Erbprinzen die unwiderrufliche Zusage ab, Lessings Angelegenheit solle gleich nach seiner Rückkehr vom Halberstädter Regiment erledigt werden. So erschien denn im April Herr von Kuntzsch als Bevollmächtigter bei Lessing und machte ihm, frühere private Erörterungen nun officieller wieder aufnehmend, recht günstige Vorschläge, welche Lessing als Angebot, nicht als erbetene Wolthat anzunehmen bereit war. Der Prinz, durch die Verwaltungssorgen und militärischen Pflichten ungemein in Anspruch genommen und häufig aus der Residenz abberufen, sandte zunächst ein sehr verbindliches Handschreiben. Es war unstreitig sein ernster Wunsch Lessing zu erhalten und zu fördern; dieser aber witterte mistrauisch in jedem zufälligen Aufschub, in jeder arglosen Phrase Finten und Schrauben, bis ihn Etwas Zureden und tröstliche Erfahrungen, wie daß der verdächtigte Fürst seine Sache bereits mit dem Minister und Sparmeister Féronce durchgesprochen habe, von dem Wolwollen der leitenden Mächte überzeugten.

Am 5. Juni 1776 konnte er der Braut von einer aufrichtigen und befriedigenden Unterredung melden, worin der Erbprinz die mit Kuntzsch getroffenen Vereinbarungen genehmigte, ein frei gewordenes fiscalisches Haus neben dem Wolfenbüttler Schloß als Dienstwohnung in Aussicht stellte und, auf die bedenkliche Erkrankung des alten Herzogs anspielend, schmeichelhaft bemerkte, er hoffe Lessing noch zu dern Dingen zu brauchen. Der neue Vertrag lautete achthundert Thalern in Gold aufsteigendes Gehalt, die und die Gewährung bedeutender neuer Vorschüsse. E in Kraft. Gleichzeitig wollte der wieder aene

lieben Bibliothekar durch [illegible]
Lessing mit unverhohlener [illegible]
Lessing befriedigte mit den [illegible]
biger und nahm bei rangirter [illegible]
neue bindende Verpflichtung [illegible]
doch aus der verwünschten [illegible]
voll errungene Häuslichkeit [illegible]

Eva hatte den Juni [illegible]
dem York zwischen Stade und [illegible]
Marschgegend die ihr so nöthig [illegible]
wirren waren endlich [illegible]
ansehnlicher Rest für ihre [illegible]
einen Bräutigamsbesuch [illegible]
erst im August, von [illegible]
deren Absicht den scheidenden [illegible]
durch einen Irrthum [illegible]
ihr redlich verdientes [illegible]
liebe häusliche Sorgen [illegible]
seiner Würde die vorläufig [illegible]
sich um eine gute [illegible]
Christgeld zu notiren [illegible]
zu nehmen und neben [illegible] h
Bibliothek harmlos [illegible] an
Leben so bekümmert [illegible] urde
die kommenden Jahre [illegible] eraten
standen dem werthen [illegible] Schnell-
bat Lessing eine [illegible] en möge.
hause, ohne Vorfeste [illegible] die Natur-
Werben langer [illegible] nomische und
Der Gastfreund [illegible] etzt, eine reiche
wurde Lessing [illegible] alz auf, Musiker
Wirthe und [illegible] achdem zu der vor-
einigt, der, [illegible] ungen in würdigen
war gehörte [illegible] Genies der Nation an-
Ein [illegible] „Antikensaal", der ältere
Wol[illegible] Herder und Goethe, Heinse

in der alten Burg und das einsame Wandeln auf dem Wall. Wenn er nun seine todten Gesellschafter, die Bücher, verließ, brachten ihn ein paar Schritte heim zu der Hausfrau, die alles mit ihm theilte und der nichts fremd blieb, was durch Lessings Geist und Gemüth ging, und wenn er nun den gewohnten Spaziergang antrat, sprangen ihm Kinder entgegen, die er liebte, als wären sie sein eigen. Und sie waren es auch, denn Eva hatte sie ihm zugebracht, und er bethätigte, ein treuer Pflegevater, in Scherz und Ernst, in Spiel und Lehre sein Dichterwort, daß Kinder Liebe brauchen. Malchen und die beiden jüngeren Knaben genossen die persönliche Führung Lessings, während Theodors künftige Laufbahn mit Rath und That aus der Ferne verfolgt wurde. Das Töchterchen wußte noch im hohen Alter von Lessings neckischer Theilnahme an ihren wortreichen Mädchenfreundschaften zu erzählen, wie er das heilige Briefgeheimnis brach und ihre Lamentationen mit launigen Bemerkungen über weibliche Bildung und Frauenorthographie beantwortete; Fritz erinnerte sich, daß ihm nur zweimal eine körperliche Züchtigung zu Theil geworden war, einmal für eine Lüge, ein ander Mal, weil er sich gegen die Angriffe eines bösen Buben nicht gewehrt hatte: so suchte Lessing den Drang der Wahrheit und den wehrhaften Muth in die Seele der Jugend zu impfen. Er selbst streifte neben der lieben Frau die unruhige Schroffheit ab, welche besonders seine letzten Jahre oft genug verstimmt hatte, und dankte ihr täglich für die Harmonie eines friedlichen Daseins im Hafen. Nachdem er so lange Zeit ein ungestümes Bedürfnis nach Wechsel genährt und fieberhaft in die Weite begehrt hatte, fand er jetzt im engen Bezirk die höchsten Güter des Lebens. Wolfenbüttel war ihm nicht mehr zu klein, und die Aussicht in einem freieren Wasser zu schwimmen erstickte nicht mehr alle kaltblütige Überlegung.

Schon vor der Hochzeit schien es, als wolle Evas Heimatland, die Pfalz, mit Braunschweig um Lessings glänzende Kraft ringen und eine geschickt eingefädelte lose Verbindung allmählich zu einer unzertrennbaren schürzen. Die luftigen, aber von Lessing in seiner damaligen problematischen Lage mit Begier aufgenommenen Nachrichten, welche Frau König 1774 aus Wien über wissenschaftliche und theatralische Bemühungen zu Heidelberg und namentlich zu Mannheim gegeben hatte, verdichteten sich im letzten Sommer des Brautstandes zu sichtbaren

Gründungen und handgreiflichen Anträgen. Der Kurfürst Karl Theodor war gesonnen an Lessing eine friedliche Eroberung für die neue pfälzische Bildungsära, deren Geburtswehen uns Seufferts Umsicht vergegenwärtigt hat, zu machen. Eine Mannheimer Deputation wurde angemeldet, so daß Eva schon fürchtete das gehoffte Stilleben in ein recht turbulentes verwandelt zu sehen, zumal da von einem dramaturgischen Posten die Rede ging. In den siebziger Jahren traten mittel- und süddeutsche Kleinstaaten ehrgeizig zum Wettkampf des geistigen Lebens vor: Braunschweig hatte Lessing gewonnen, Weimar zog Wieland als den ersten einer erlauchten Schaar an sich, Baden bot dem Messiassänger seine Gastfreundschaft und einen Ehrensold an. Was Friedrich der Große versäumt hatte und Joseph unerfüllt ließ, wollten ihre Vettern auf unscheinbareren Thronen Germaniens leisten. Die Pfalz durfte um so weniger zurückbleiben, als schon seit längerer Zeit in diesem Lande Schritte zur Neubelebung der Künste und Wissenschaften mit einigem Erfolg gethan worden waren. Karl Theodor, ein Fürst ohne tiefere Begabung, aber von mancherlei Interessen, bot alle Mittel auf um seine Residenz und seine Unterthanen aus der verschrieenen Dämmerung herauszuheben, und es sollte nicht bei den Wasserkünsten des Schwetzinger Parks oder dem Ohrenschmaus der wälschen Oper, mit welcher ein üppiges Treiben in und um Mannheim einzog, sein Bewenden haben. Er selbst, der Correspondent Voltaires, näherte sich vorbildlich dem vaterländischen Wesen. Bald errang die Muttersprache an den Schulen ihre berechtigte Stellung, der alte Schlendrian wurde von den neu eindringenden Schriftstellern bekämpft, die Litteraten des Landes erschöpften sich in massenhaften Gutachten, wie die Schnellpresse der pfälzischen Renaissance am förderlichsten arbeiten möge. Medicinische und militärische Institute waren entstanden, die Naturwissenschaften fanden ansehnliche Heimstätten, nationalökonomische und archivalische Unternehmungen wurden rasch ins Werk gesetzt, eine reiche Bibliothek that sich den hungrigen Geistern der Pfalz auf, Musiker ersten Ranges machten Mannheim berühmt, und nachdem zu der vorzüglichen Kunstakademie neu geordnete Sammlungen in würdigen Räumen getreten waren, sind die vornehmsten Genies der Nation andächtig nach Mannheim gewallfahrtet. Im „Antikensaal", der ältere Gipsabgüsse aus Italien beherbergte, haben Herder und Goethe, Heinse

ihm eine solche Lebensart erträglich machen." Er nennt die lang ersehnte, nun wider Willen unternommene Fahrt ein Opfer ohne Nutzen und Vergnügen. Seine Augen waren angegriffen, nicht von den Reizen der hübschen Italienerinnen, wie Eva scherzte, sondern durch die Anstrengungen der bibliothekarischen Arbeit, sein Blut stockte, das Wanderleben in der südlichen Sonnenhitze zehrte an seiner Gesundheit. Ihm fehlte auch die innere Freiheit um all das Neue rings umher mit Muße und Hingebung zu verarbeiten, denn je weiter er sich von Eva entfernte, desto heftiger verlangte ihn nach dem erlösenden Abschluß dieser unerträglichen Halbheit seiner Existenz. „Ich bin den Weg mehr mit Ihnen gefahren, als mit dem Prinzen" meldet er aus Venedig, und eine seiner ersten Gondelfahrten war pietätvoll nach S. Cristoforo gerichtet, „um zu sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch die gewisse Versicherung erhalten, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren, und desfalls ruhig zu sein wünschten. Das können Sie nun." Und er dachte mehr an ein Grabdenkmal für Engelbert König als an die Monumente der Lagunenstadt. So unruhig trachtete sein Sinn nach Hause, daß die viel größere Ausdehnung der ursprünglich nur bis an die Adria bemessenen Reise, weit entfernt seine Neugier zu beflügeln, den zerstreuten Wanderer lähmte und ihm in Florenz ärgerliche, hypochondrische Stunden bereitete. Seit Venedig blieb er ohne eine Nachricht von Eva: diese Ungewißheit vergällte ihm den ganzen Sommer in Livorno, auf Corsica, in Genua, Turin, Parma, Bologna und in Rom, wo man am 22. September zu mehrwöchentlichem Aufenthalt anlangte und nach einem Besuche Neapels wieder im November länger verweilte. Der italienische Baedeker des achtzehnten Jahrhunderts, Volkmanns jedem durch Goethe bekannt und lieb gewordene Reisebeschreibung, war auch Lessings Handbuch, aber kein größerer Unterschied als zwischen dem mit allen Poren die Vergangenheit und Gegenwart auffaugenden Dichter und Naturforscher Weimars und dem einsilbig seine trockenen Glossen sammelnden Philologen aus Wolfenbüttel. Lessing hat kein Wort für den zauberischen Verein von Natur und Kunst, Antik und Modern, der auch einen

spröden Deutschen beim Betreten des italienischen Bodens überwältigt. Venedigs Kanäle und Paläste, Paolo Veronese und Tizian lassen ihn kalt. In Piemont trägt er kunterbunte polyhistorische Bemerkungen in sein Journal ein, um die Widersprüche der Vernazza und Baretti über Land und Leute zu schlichten: man hat den Eindruck, als habe Lessing den Volkscharakter auf Märkten und Spaziergängen mehr zu dem Zweck litterarischer Berichtigungen oder Bestätigungen als aus unbefangener Betrachtung studirt. Er hört zu wie gemeine und vornehme Leute sprechen und excerpirt dann im Gasthof die Urtheile von Montaigne und dessen italienischem Erklärer über die piemontesische Mundart, eine Anmerkung über lebende Sprachforscher beifügend. Er macht sich Notizen über die Akademien und Schriftsteller Sardiniens, das gar nicht im Reiseprogramm enthalten ist, bevor er im Turiner Museum unter anderem auch sardinische Alterthümer beschaut, und er kürzt den Besuch in diesem Museum ab, um auf dem Archiv ein handschriftliches Corpus antiquitatum zu wälzen, auf der Bibliothek lateinische Codices zu mustern und möglichst viele Gelehrte Turins, den jungen Universitätsrector an der Spitze, persönlich kennen zu lernen. Magere Einträge führen uns in die Theater, Malerschulen, Bibliotheken, Kirchen, Kunst- und Buchläden Pavias, Piacenzas, Parmas, Bolognas, und in dieses dürre Herbarium weht kein frischer Duft des Lebens, wenn wir mit Lessing in Rom und Neapel einziehen. Nur zu einem genau classificirten Register italienischer Gelehrten, Dichter und Übersetzer, zu dramaturgischen Auszügen aus Büchern, zu ziemlich gleichgiltigen Brocken über Sprache, Sitte, Speise reicht hier und sonst seine Muße, während alles, was wir in seiner Wirkung auf Lessing zu sehen verlangen, im besten Fall kahl nach Datum und Namen eingetragen wird, ohne daß ein kurzes Urtheil, ein knappes Beiwort die Reflexe andeutet. Es versteht sich, daß er die Peterskirche eingehend besichtigte, aber er schreibt sich bloß ein komisches Anekdötchen und eine Correctur zu Volkmanns Besprechung der modernen Mosaiktechnik auf. Er war natürlich wiederholt im Vatican, aber er überläßt eine Audienz beim heiligen Vater — Lessing und der Papst! — ganz unserer Phantasie auszumalen und gedenkt des Laokoon und seiner göttlichen Nachbarn mit keinem Buchstaben. Nicht reichlicher sind die andern Museen, sind Raphael und Michel Angelo bedacht. Wer möchte darum glauben,

der andern aber seine paar Episteln wieder abverlangte. Die unwillkommenen Gaben beantwortete Lessing, dem Wielands unvergleichliches Talent auch Schriftstellern wie Gebler Sträuße zu winden und einer Ablehnung den Schein des Lobes zu leihen nicht zu Gebote stand, mit ausweichenden Allgemeinheiten. Die Forderung der Briefe hätte er am liebsten durch einen motivirten Abbruch der nur um Evas willen matt im Gang erhaltenen Correspondenz erwidert. Wenige Litteraten durften damals von sich sagen, was Lessing bei dieser Gelegenheit seiner Braut zuruft: „Mit meinen Briefen kann er machen, was er will. Denn ich bin mir nicht bewußt, an jemanden jemals eine Zeile geschrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt lesen könnte."

Lessing hatte sich während der Hoffnungen auf Wien daran gewöhnt Wolfenbüttel nur noch als ein pis-aller anzusehen. Seine Unruhe und sein Überdruß wuchsen von Tag zu Tag. Obwol er die Wiener Sache für unausführbar hielt, „so lange als zwei gewisse Augen" — die der Kaiserin — „noch offen sind", that er alles um jeden Augenblick der Bibliothek den Rücken kehren zu können. Nur zu diesem Zweck wurde die Umstellung der Büchermassen begonnen. Und zu diesem Zweck plagte er sich mit der raschen Folge der „Beiträge", die ihm ein Zeugnis bibliothekarischer Emsigkeit und Gelehrsamkeit vor dem Hof und der Gelehrtenwelt ablegen sollten. Aber er wollte gehen oder bleiben, wenn nur die Hoffnung seines Lebens, die Vereinigung mit Eva, erfüllt würde. Während beide so ohne greifbare Aussicht die Vortheile ihrer Städte abwogen und heute gelassener, morgen leidenschaftlicher ihre Sorgen austauschten, fühlte sich Lessing immer mehr gedrängt den trägen Gang der Dinge zu einer gewaltsamen Entscheidung zu treiben. Wie lange noch sollte die geliebte Frau in der Fremde schmachten, wie lange noch er selbst sein alterndes und kränkelndes Dasein in verbitterter Einsamkeit hinschleppen? Die verzweifelten Stunden brachen über ihn herein, wo er, den Kopf voller Grillen und das Herz voller Galle, der Geduld fluchte und so herb auflachte: „es ist doch ein hundsföttisches Leben". Der mühselig bewahrte Rest seiner Fassung war dahin, und in den Briefen an Eva folgten den elegischen Danksagungen für ihre aufheiternden Blätter Ausbrüche einer wilden Weltverachtung: „Mir ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende

Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben — unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei, das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Eindruck auf meine Seele und auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Compliment wegen meines gesunden Aussehens: und ich möchte dieses Compliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle?" Oder nach einem solchen hypochondrischen Anfall, wenn er die heilsamste Cur, den Umgang mit guten frohen Leuten, genossen hatte: „Das Einzige, was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich aus der Erfahrung erkenne, daß meine Hypochondrie wenigstens noch nicht sehr eingewurzelt sein kann. Denn sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme: so geht es wieder eine Weile. Und dann sage ich mir: warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort." Dann entflieht er seinem Gefängnis und ist auf Zachariäs nicht standesgemäßer, aber um so lustigerer Hochzeit der ausgelassensten und ausdauerndsten einer, um durch solche Reactionen ein bischen Athem für die Lasten des Tages zu gewinnen. Der Gedanke, nun seinen so lange verzögerten Urlaub nach Italien zu fordern und Eva in Wien zu besuchen, vielleicht auch durch sein persönliches Erscheinen alle Schwierigkeiten und Vorurtheile in Österreich zu besiegen, schießt ihm durch den Kopf. Er setzt sich zu Anfang des Jahres 1773 noch sechs Monate Frist und trotzt darauf, daß er sein Leben lang noch von keinem Plan abgewichen sei. Er bemüht sich zugleich um den Braunschweiger Hof und thut auf der Neujahrscour mit den andern „was zwar nichts hilft, wenn man es thut, aber doch wol schaden kann, wenn man es beständig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht, und das Maul bewegt." Schon nach einigen Wochen schien seine Lage durch die Gunst des Erbprinzen eine überraschend glückliche Wendung zu nehmen: Lessing wurde nach dem Tode des herzoglichen Hausarchivars Hofrath Lichtenstein in die Residenz beschieden und auf

einflußreichen Großen antichambrirte, Staatsrath und Hof ihrem Anliegen günstig zu stimmen suchte, kamen trotz Schuback üble Nachrichten aus Hamburg. In dieser widerwärtigen Lebensprosa vertheidigte Eva heroisch jeden Fußbreit für ihre Kinder und ließ sich durch unverschuldete sehr empfindliche Einbußen nicht daran irre machen, daß ihr Fleiß doch endlich, obwol jetzt ein Bankerott in drohender Aussicht stand, gesegnet sein werde. Sollte sie die Kinder bei der Französin in Hamburg lassen? sie nach Wien nachziehen? oder wie den armen Ältesten in der Pfalz auf die Kost geben? Auch diese Pein bedrängte das Mutterherz, und sie wollte lieber aus der Welt gehen als eine Trennung für immer vollstrecken. Nichts war natürlicher, als daß Lessings ganzes Dichten und Trachten sich auf Wien richtete. Schon vor vier Jahren hatte ihm Klopstock ein trügerisches Lied von Kaiser Joseph und seinen weltbewegenden Reformen gesungen, die bald verwirklichen sollten, was zu Leibnizs Zeiten geplant worden und auch dem ehrgeizigen Gottsched ein süßer Traum gewesen war: eine deutsche Akademie der Wissenschaften und Künste, Wohnung des Verdienstes und Pflegestätte aufstrebender Genies. Die geheimnisvolle Widmung der „Hermannsschlacht" deutete an, daß der Barde und Messiassänger bereit sei mit klingendem Spiel aus Dänemark, wo sich ein Umsturz vorbereitete, nach Österreich überzugehen; Joseph, nicht der verwälschte Friedrich, sollte sein Licht leuchten lassen über die Söhne Teuts. Nicht als Bittsteller, sondern als ein von seiner hohen Sendung erfüllter patriotischer Wahrsager hatte er schon im April 1768 das wunderliche „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts" an den Fürsten Kaunitz geschickt, ein Programm, worin Lessing und Gerstenberg als die Intendanten, Dramaturgen und Censoren der staatlichen Bildungsanstalt, genannt Nationaltheater, unter den Auspicien eines Oberaufsehers figurirten. Der unpraktische Sänger träumte noch lang von den Wiener Luftschlössern und hielt in der „Gelehrtenrepublik", in der geschraubten Ode an den Kaiser seinen edlen Wahn, dem Lessing so gläubig und begierig gelauscht hatte, aufrecht. Auch Lessing ließ sich durch das Ausbleiben jeder That nicht so bald ernüchtern. Einem unsicheren Privatantrag, seine Kraft für ein sehr bedeutendes Gehalt einer wienerischen Nationalbühne zu vermiethen und wenn nicht an Ort und Stelle, so doch aus der Ferne jährlich

zwei Stücke einzuliefern, schenkte er, des ganzen Theaterwesens müde, im Frühjahr 1769 keine ernste Beachtung — aber im November 1771, als Eva wiederum von Hamburg nach Wien reisen sollte, mußte es seine Seele durchflammen, daß der Berliner Gesandte Gottfried von Swieten, des mächtigen Leibarztes Sohn, und der geschäftige Sulzer ihn sondirten, ob er geneigt sei unter vortheilhaften Bedingungen eben nach Wien überzusiedeln. Kaunitz hatte in seinen ministeriellen Vortrag über ein 1770 eingereichtes Exposé des Canonicus Marcy, welches die Centralisirung der Wiener Kunstschulen empfahl, den Gedanken einer Akademie in Klopstocks Sinn und der Berufung ausgezeichneter Männer aus Norddeutschland aufgenommen. Zu jeder andern Zeit würde Lessing vielleicht sein Sprüchlein „es kommt doch nischt dabei heraus" gesprochen haben; jetzt denkt er an Eva und antwortet auf die ganz vage Erkundigung umgehend, man möge auf ihn rechnen. Nur mit einer Bühne, die nicht unmittelbare Hofbühne ist, will er nichts zu schaffen haben; „doch ich glaube auch nicht, daß der Vorschlag das Theater betrifft, sondern daß etwas ganz anderes im Werke ist". „Habe ich" fährt er fort „recht geantwortet, meine Liebe? — Ich will es hoffen, und Sie begreifen leicht, was meine liebste Aussicht dabei sein kann. Was geschehen soll, weiß die Vorsicht am allerbesten zu lenken. Wenigstens sehe ich doch aus dieser Anfrage, daß man in Wien an mich denkt — an dem Orte, von welchem Sie so gern los sein möchten, und von welchem Sie vielleicht nie loskommen sollen." Ein paar Tage darauf ist seine erste Hitze verflogen und er denkt ruhiger über das verschwommene Project, wieder alles in Evas Hand legend: „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da, als an einem anderen Orte zu leben: so ist auch mir Wien ein sehr gleichgiltiger Ort, den ich, unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brot leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung: so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brot, auch noch an etwas mehr,

einflußreichen Großen antichambrirte, Staatsrath und Hof ihrem Anliegen günstig zu stimmen suchte, kamen trotz Schuback üble Nachrichten aus Hamburg. In dieser widerwärtigen Lebensprosa vertheidigte Eva heroisch jeden Fußbreit für ihre Kinder und ließ sich durch unverschuldete sehr empfindliche Einbußen nicht daran irre machen, daß ihr Fleiß doch endlich, obwol jetzt ein Bankerott in drohender Aussicht stand, gesegnet sein werde. Sollte sie die Kinder bei der Französin in Hamburg lassen? sie nach Wien nachziehen? oder wie den armen Ältesten in der Pfalz auf die Kost geben? Auch diese Pein bedrängte das Mutterherz, und sie wollte lieber aus der Welt gehen als eine Trennung für immer vollstrecken. Nichts war natürlicher, als daß Lessings ganzes Dichten und Trachten sich auf Wien richtete. Schon vor vier Jahren hatte ihm Klopstock ein trügerisches Lied von Kaiser Joseph und seinen weltbewegenden Reformen gesungen, die bald verwirklichen sollten, was zu Leibnizs Zeiten geplant worden und auch dem ehrgeizigen Gottsched ein süßer Traum gewesen war: eine deutsche Akademie der Wissenschaften und Künste, Wohnung des Verdienstes und Pflegestätte aufstrebender Genies. Die geheimnisvolle Widmung der „Hermannsschlacht" deutete an, daß der Barde und Messiassänger bereit sei mit klingendem Spiel aus Dänemark, wo sich ein Umsturz vorbereitete, nach Österreich überzugehen; Joseph, nicht der verwälschte Friedrich, sollte sein Licht leuchten lassen über die Söhne Teuts. Nicht als Bittsteller, sondern als ein von seiner hohen Sendung erfüllter patriotischer Wahrsager hatte er schon im April 1768 das wunderliche „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts" an den Fürsten Kaunitz geschickt, ein Programm, worin Lessing und Gerstenberg als die Intendanten, Dramaturgen und Censoren der staatlichen Bildungsanstalt, genannt Nationaltheater, unter den Auspicien eines Oberaufsehers figurirten. Der unpraktische Sänger träumte noch lang von den Wiener Luftschlössern und hielt in der „Gelehrtenrepublik", in der geschraubten Ode an den Kaiser seinen edlen Wahn, dem Lessing so gläubig und begierig gelauscht hatte, aufrecht. Auch Lessing ließ sich durch das Ausbleiben jeder That nicht so bald ernüchtern. Einem unsicheren Privatantrag, seine Kraft für ein sehr bedeutendes Gehalt einer wienerischen Nationalbühne zu vermiethen und wenn nicht an Ort und Stelle, so doch aus der Ferne jährlich

zwei Stücke einzuliefern, ſchenkte er, des ganzen Theaterweſens müde, im Frühjahr 1769 keine ernſte Beachtung — aber im November 1771, als Eva wiederum von Hamburg nach Wien reiſen ſollte, mußte es ſeine Seele durchflammen, daß der Berliner Geſandte Gottfried von Swieten, des mächtigen Leibarztes Sohn, und der geſchäftige Sulzer ihn ſondirten, ob er geneigt ſei unter vortheilhaften Bedingungen eben nach Wien überzuſiedeln. Kaunitz hatte in ſeinen miniſteriellen Vortrag über ein 1770 eingereichtes Exposé des Canonicus Marcy, welches die Centraliſirung der Wiener Kunſtſchulen empfahl, den Gedanken einer Akademie in Klopſtocks Sinn und der Berufung ausgezeichneter Männer aus Norddeutſchland aufgenommen. Zu jeder andern Zeit würde Leſſing vielleicht ſein Sprüchlein „es kommt doch niſcht dabei heraus" geſprochen haben; jetzt denkt er an Eva und antwortet auf die ganz vage Erkundigung umgehend, man möge auf ihn rechnen. Nur mit einer Bühne, die nicht unmittelbare Hofbühne iſt, will er nichts zu ſchaffen haben; „doch ich glaube auch nicht, daß der Vorſchlag das Theater betrifft, ſondern daß etwas ganz anderes im Werke iſt". „Habe ich" fährt er fort „recht geantwortet, meine Liebe? — Ich will es hoffen, und Sie begreifen leicht, was meine liebſte Ausſicht dabei ſein kann. Was geſchehen ſoll, weiß die Vorſicht am allerbeſten zu lenken. Wenigſtens ſehe ich doch aus dieſer Anfrage, daß man in Wien an mich denkt — an dem Orte, von welchem Sie ſo gern los ſein möchten, und von welchem Sie vielleicht nie loskommen ſollen." Ein paar Tage darauf iſt ſeine erſte Hitze verflogen und er denkt ruhiger über das verſchwommene Project, wieder alles in Evas Hand legend: „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu ſuchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da, als an einem anderen Orte zu leben: ſo iſt auch mir Wien ein ſehr gleichgiltiger Ort, den ich, unter den allervortheilhafteſten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauſchen wollte. Ich werde alſo ſicherlich alle Vorſchläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbeſſerung zu verſchaffen ſuche. Wenn Sie lieber in dem elendeſten Winkel, lieber bei Waſſer und Brot leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung: ſo iſt Wolfenbüttel Winkels genug, und an Waſſer und Brot, auch noch an etwas mehr,

einflußreichen Großen antichambrirte, Staatsrath und Hof ihrem Anliegen günstig zu stimmen suchte, kamen trotz Schuback üble Nachrichten aus Hamburg. In dieser widerwärtigen Lebensprosa vertheidigte Eva heroisch jeden Fußbreit für ihre Kinder und ließ sich durch unverschuldete sehr empfindliche Einbußen nicht daran irre machen, daß ihr Fleiß doch endlich, obwol jetzt ein Bankerott in drohender Aussicht stand, gesegnet sein werde. Sollte sie die Kinder bei der Französin in Hamburg lassen? sie nach Wien nachziehen? oder wie den armen Ältesten in der Pfalz auf die Kost geben? Auch diese Pein bedrängte das Mutterherz, und sie wollte lieber aus der Welt gehen als eine Trennung für immer vollstrecken. Nichts war natürlicher, als daß Lessings ganzes Dichten und Trachten sich auf Wien richtete. Schon vor vier Jahren hatte ihm Klopstock ein trügerisches Lied von Kaiser Joseph und seinen weltbewegenden Reformen gesungen, die bald verwirklichen sollten, was zu Leibnizs Zeiten geplant worden und auch dem ehrgeizigen Gottsched ein süßer Traum gewesen war: eine deutsche Akademie der Wissenschaften und Künste, Wohnung des Verdienstes und Pflegestätte aufstrebender Genies. Die geheimnisvolle Widmung der „Hermannsschlacht" deutete an, daß der Barde und Messiassänger bereit sei mit klingendem Spiel aus Dänemark, wo sich ein Umsturz vorbereitete, nach Österreich überzugehen; Joseph, nicht der verwälschte Friedrich, sollte sein Licht leuchten lassen über die Söhne Teuts. Nicht als Bittsteller, sondern als ein von seiner hohen Sendung erfüllter patriotischer Wahrsager hatte er schon im April 1768 das wunderliche „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts" an den Fürsten Kaunitz geschickt, ein Programm, worin Lessing und Gerstenberg als die Intendanten, Dramaturgen und Censoren der staatlichen Bildungsanstalt, genannt Nationaltheater, unter den Auspicien eines Oberaufsehers figurirten. Der unpraktische Sänger träumte noch lang von den Wiener Luftschlössern und hielt in der „Gelehrtenrepublik", in der geschraubten Ode an den Kaiser seinen edlen Wahn, dem Lessing so gläubig und begierig gelauscht hatte, aufrecht. Auch Lessing ließ sich durch das Ausbleiben jeder That nicht so bald ernüchtern. Einem unsicheren Privatantrag, seine Kraft für ein sehr bedeutendes Gehalt einer wienerischen Nationalbühne zu vermiethen und wenn nicht an Ort und Stelle, so doch aus der Ferne jährlich

zwei Stücke einzuliefern, schenkte er, des ganzen Theaterwesens müde, im Frühjahr 1769 keine ernste Beachtung — aber im November 1771, als Eva wiederum von Hamburg nach Wien reisen sollte, mußte es seine Seele durchflammen, daß der Berliner Gesandte Gottfried von Swieten, des mächtigen Leibarztes Sohn, und der geschäftige Sulzer ihn sondirten, ob er geneigt sei unter vortheilhaften Bedingungen eben nach Wien überzusiedeln. Kaunitz hatte in seinen ministeriellen Vortrag über ein 1770 eingereichtes Exposé des Canonicus Marcy, welches die Centralisirung der Wiener Kunstschulen empfahl, den Gedanken einer Akademie in Klopstocks Sinn und der Berufung ausgezeichneter Männer aus Norddeutschland aufgenommen. Zu jeder andern Zeit würde Lessing vielleicht sein Sprüchlein „es kommt doch nischt dabei heraus" gesprochen haben; jetzt denkt er an Eva und antwortet auf die ganz vage Erkundigung umgehend, man möge auf ihn rechnen. Nur mit einer Bühne, die nicht unmittelbare Hofbühne ist, will er nichts zu schaffen haben; „doch ich glaube auch nicht, daß der Vorschlag das Theater betrifft, sondern daß etwas ganz anderes im Werke ist". „Habe ich" fährt er fort „recht geantwortet, meine Liebe? — Ich will es hoffen, und Sie begreifen leicht, was meine liebste Aussicht dabei sein kann. Was geschehen soll, weiß die Vorsicht am allerbesten zu lenken. Wenigstens sehe ich doch aus dieser Anfrage, daß man in Wien an mich denkt — an dem Orte, von welchem Sie so gern los sein möchten, und von welchem Sie vielleicht nie loskommen sollen." Ein paar Tage darauf ist seine erste Hitze verflogen und er denkt ruhiger über das verschwommene Project, wieder alles in Evas Hand legend: „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da, als an einem anderen Orte zu leben: so ist auch mir Wien ein sehr gleichgiltiger Ort, den ich, unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brot leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung: so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brot, auch noch an etwas mehr,

einflußreichen Großen antichambrirte, Staatsrath und Hof ihrem Anliegen günstig zu stimmen suchte, kamen trotz Schuback üble Nachrichten aus Hamburg. In dieser widerwärtigen Lebensprosa vertheidigte Eva heroisch jeden Fußbreit für ihre Kinder und ließ sich durch unverschuldete sehr empfindliche Einbußen nicht daran irre machen, daß ihr Fleiß doch endlich, obwol jetzt ein Bankerott in drohender Aussicht stand, gesegnet sein werde. Sollte sie die Kinder bei der Französin in Hamburg lassen? sie nach Wien nachziehen? oder wie den armen Ältesten in der Pfalz auf die Kost geben? Auch diese Pein bedrängte das Mutterherz, und sie wollte lieber aus der Welt gehen als eine Trennung für immer vollstrecken. Nichts war natürlicher, als daß Lessings ganzes Dichten und Trachten sich auf Wien richtete. Schon vor vier Jahren hatte ihm Klopstock ein trügerisches Lied von Kaiser Joseph und seinen weltbewegenden Reformen gesungen, die bald verwirklichen sollten, was zu Leibnizs Zeiten geplant worden und auch dem ehrgeizigen Gottsched ein süßer Traum gewesen war: eine deutsche Akademie der Wissenschaften und Künste, Wohnung des Verdienstes und Pflegestätte aufstrebender Genies. Die geheimnisvolle Widmung der „Hermannsschlacht" deutete an, daß der Barde und Messiassänger bereit sei mit klingendem Spiel aus Dänemark, wo sich ein Umsturz vorbereitete, nach Österreich überzugehen; Joseph, nicht der verwälschte Friedrich, sollte sein Licht leuchten lassen über die Söhne Teuts. Nicht als Bittsteller, sondern als ein von seiner hohen Sendung erfüllter patriotischer Wahrsager hatte er schon im April 1768 das wunderliche „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts" an den Fürsten Kaunitz geschickt, ein Programm, worin Lessing und Gerstenberg als die Intendanten, Dramaturgen und Censoren der staatlichen Bildungsanstalt, genannt Nationaltheater, unter den Auspicien eines Oberaufsehers figurirten. Der unpraktische Sänger träumte noch lang von den Wiener Luftschlössern und hielt in der „Gelehrtenrepublik", in der geschraubten Ode an den Kaiser seinen edlen Wahn, dem Lessing so gläubig und begierig gelauscht hatte, aufrecht. Auch Lessing ließ sich durch das Ausbleiben jeder That nicht so bald ernüchtern. Einem unsicheren Privatantrag, seine Kraft für ein sehr bedeutendes Gehalt einer wienerischen Nationalbühne zu vermiethen und wenn nicht an Ort und Stelle, so doch aus der Ferne jährlich

zwei Stücke einzuliefern, schenkte er, des ganzen Theaterwesens müde, im Frühjahr 1769 keine ernste Beachtung — aber im November 1771, als Eva wiederum von Hamburg nach Wien reisen sollte, mußte es seine Seele durchflammen, daß der Berliner Gesandte Gottfried von Swieten, des mächtigen Leibarztes Sohn, und der geschäftige Sulzer ihn sondirten, ob er geneigt sei unter vortheilhaften Bedingungen eben nach Wien überzusiedeln. Kaunitz hatte in seinen ministeriellen Vortrag über ein 1770 eingereichtes Exposé des Canonicus Marcy, welches die Centralisirung der Wiener Kunstschulen empfahl, den Gedanken einer Akademie in Klopstocks Sinn und der Berufung ausgezeichneter Männer aus Norddeutschland aufgenommen. Zu jeder andern Zeit würde Lessing vielleicht sein Sprüchlein „es kommt doch nischt dabei heraus" gesprochen haben; jetzt denkt er an Eva und antwortet auf die ganz vage Erkundigung umgehend, man möge auf ihn rechnen. Nur mit einer Bühne, die nicht unmittelbare Hofbühne ist, will er nichts zu schaffen haben; „doch ich glaube auch nicht, daß der Vorschlag das Theater betrifft, sondern daß etwas ganz anderes im Werke ist". „Habe ich" fährt er fort „recht geantwortet, meine Liebe? — Ich will es hoffen, und Sie begreifen leicht, was meine liebste Aussicht dabei sein kann. Was geschehen soll, weiß die Vorsicht am allerbesten zu lenken. Wenigstens sehe ich doch aus dieser Anfrage, daß man in Wien an mich denkt — an dem Orte, von welchem Sie so gern los sein möchten, und von welchem Sie vielleicht nie loskommen sollen." Ein paar Tage darauf ist seine erste Hitze verflogen und er denkt ruhiger über das verschwommene Project, wieder alles in Evas Hand legend: „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da, als an einem anderen Orte zu leben: so ist auch mir Wien ein sehr gleichgiltiger Ort, den ich, unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brot leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung: so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brot, auch noch an etwas mehr,

einflußreichen Großen antichambrirte, Staatsrath und Hof ihrem Anliegen günstig zu stimmen suchte, kamen trotz Schuback üble Nachrichten aus Hamburg. In dieser widerwärtigen Lebensprosa vertheidigte Eva heroisch jeden Fußbreit für ihre Kinder und ließ sich durch unverschuldete sehr empfindliche Einbußen nicht daran irre machen, daß ihr Fleiß doch endlich, obwol jetzt ein Bankerott in drohender Aussicht stand, gesegnet sein werde. Sollte sie die Kinder bei der Französin in Hamburg lassen? sie nach Wien nachziehen? oder wie den armen Ältesten in der Pfalz auf die Kost geben? Auch diese Pein bedrängte das Mutterherz, und sie wollte lieber aus der Welt gehen als eine Trennung für immer vollstrecken. Nichts war natürlicher, als daß Lessings ganzes Dichten und Trachten sich auf Wien richtete. Schon vor vier Jahren hatte ihm Klopstock ein trügerisches Lied von Kaiser Joseph und seinen weltbewegenden Reformen gesungen, die bald verwirklichen sollten, was zu Leibnizs Zeiten geplant worden und auch dem ehrgeizigen Gottsched ein süßer Traum gewesen war: eine deutsche Akademie der Wissenschaften und Künste, Wohnung des Verdienstes und Pflegestätte aufstrebender Genies. Die geheimnisvolle Widmung der „Hermannsschlacht" deutete an, daß der Barde und Messiassänger bereit sei mit klingendem Spiel aus Dänemark, wo sich ein Umsturz vorbereitete, nach Österreich überzugehen; Joseph, nicht der verwälschte Friedrich, sollte sein Licht leuchten lassen über die Söhne Teuts. Nicht als Bittsteller, sondern als ein von seiner hohen Sendung erfüllter patriotischer Wahrsager hatte er schon im April 1768 das wunderliche „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts" an den Fürsten Kaunitz geschickt, ein Programm, worin Lessing und Gerstenberg als die Intendanten, Dramaturgen und Censoren der staatlichen Bildungsanstalt, genannt Nationaltheater, unter den Auspicien eines Oberaufsehers figurirten. Der unpraktische Sänger träumte noch lang von den Wiener Luftschlössern und hielt in der „Gelehrtenrepublik", in der geschraubten Ode an den Kaiser seinen edlen Wahn, dem Lessing so gläubig und begierig gelauscht hatte, aufrecht. Auch Lessing ließ sich durch das Ausbleiben jeder That nicht so bald ernüchtern. Einem unsicheren Privatantrag, seine Kraft für ein sehr bedeutendes Gehalt einer wienerischen Nationalbühne zu vermiethen und wenn nicht an Ort und Stelle, so doch aus der Ferne jährlich

zwei Stücke einzuliefern, schenkte er, des ganzen Theaterwesens müde, im Frühjahr 1769 keine ernste Beachtung — aber im November 1771, als Eva wiederum von Hamburg nach Wien reisen sollte, mußte es seine Seele durchflammen, daß der Berliner Gesandte Gottfried von Swieten, des mächtigen Leibarztes Sohn, und der geschäftige Sulzer ihn sondirten, ob er geneigt sei unter vortheilhaften Bedingungen eben nach Wien überzusiedeln. Kaunitz hatte in seinen ministeriellen Vortrag über ein 1770 eingereichtes Exposé des Canonicus Marcy, welches die Centralisirung der Wiener Kunstschulen empfahl, den Gedanken einer Akademie in Klopstocks Sinn und der Berufung ausgezeichneter Männer aus Norddeutschland aufgenommen. Zu jeder andern Zeit würde Lessing vielleicht sein Sprüchlein „es kommt doch nischt dabei heraus" gesprochen haben; jetzt denkt er an Eva und antwortet auf die ganz vage Erkundigung umgehend, man möge auf ihn rechnen. Nur mit einer Bühne, die nicht unmittelbare Hofbühne ist, will er nichts zu schaffen haben; „doch ich glaube auch nicht, daß der Vorschlag das Theater betrifft, sondern daß etwas ganz anderes im Werke ist". „Habe ich" fährt er fort „recht geantwortet, meine Liebe? — Ich will es hoffen, und Sie begreifen leicht, was meine liebste Aussicht dabei sein kann. Was geschehen soll, weiß die Vorsicht am allerbesten zu lenken. Wenigstens sehe ich doch aus dieser Anfrage, daß man in Wien an mich denkt — an dem Orte, von welchem Sie so gern los sein möchten, und von welchem Sie vielleicht nie loskommen sollen." Ein paar Tage darauf ist seine erste Hitze verflogen und er denkt ruhiger über das verschwommene Project, wieder alles in Evas Hand legend: „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da, als an einem anderen Orte zu leben: so ist auch mir Wien ein sehr gleichgiltiger Ort, den ich, unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brot leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung: so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brot, auch noch an etwas mehr,

ſoll es uns gewiß nicht fehlen.“ Auch Frau König, die Öſterreich kannte und Leſſing kannte, räth, von den unverhofften Glücksſtrahlen geblendet, anfangs dringend zu, ſchwärmt von Leſſings Beliebtheit in Wien, überlegt ſchon den Betrieb der einen Fabrik mit einem tüchtigen Gehilfen und verführt durch dieſes lebhafte Eingehen den ſanguiniſchen Freund nicht nur ſeine Bereitwilligkeit zu wiederholen, ſondern auch ein bischen die Geſchichte von dem Milchtopf zu ſpielen, wenn ſie ſich ausrechnen, wie herrlich man mit zweitauſend Thalern in Wien leben könne, während in Wolfenbüttel doch ſeines Bleibens nicht ſei. Wirklich hörte Leſſing auch von andrer Seite, die Gründung der kaiſerlichen Akademie ſei fertig, die Berufung mehrerer Mitglieder bereits ergangen. Anlaß genug, ſich eine gemeinſame Reiſe oder ein Zuſammentreffen in Wien auszumalen und ſchon an die Übertragung des hamburgiſchen Waarenlagers zu denken. Aber die Zeitungen waren voreilig geweſen — weder Sulzer noch Garve hatte einen Ruf, die verheißenen directen Briefe aus Wien wollten nicht kommen, und Leſſing, der dieſe Dinge ſo gläubig und ſo discret behandelt hatte, wurde ſchon etwas ſtutzig darüber, daß von Klopſtock nichts verlautete, aber der Erfurter Riedel, „ein ſehr ſchlechter Mann“, auf der gleichen Liſte mit ihm und den andern ſtand: „daß mir alſo bange iſt, die guten Wiener werden nicht immer die beſte Wahl treffen“. Nun trat die ſchneller enttäuſchte Eva mit ihren klugen Bedenken hervor: ſie ſah in der noch ſchwebenden Berufung Riedels die Hand Sonnenfels', ſie durchſchaute die Furcht des unwahren und eitlen Mannes vor Leſſings Überlegenheit, ſie betonte ferner die Langſamkeit der öſterreichiſchen Entſchlüſſe und den Widerſtand der „Frau Mutter“ gegen die Reformgelüſte Joſephs. Nach einiger Zeit war man von Berlin aus ſo naiv Leſſingen eine Wiener Reiſe auf gut Glück zu empfehlen: der Kaiſer werde die Koſten beſtreiten und Leſſing könne ja während eines ſolchen Beſuches Verſchiedenes einrichten helfen und ſeine Bedingungen ſtellen. Darauf antwortete er „faſt empfindlich“, beſonders weil ſein Verhältnis zum Braunſchweiger Hofe ſtrenge Vorſicht erheiſchte, ließ aber, obgleich die große Akademie als ein rechtes Windei im Sande lag, doch die Hoffnung auf Wien nicht ganz ſinken und bat, immer mehr an Eva als an ſich denkend, die Freundin auch ſeine Angelegenheit an Ort und Stelle zu verfolgen.

Ein Brief an den Staatsrath und Dichterling von Gebler, dem Leſſing zur ſelben Zeit für zwei ſchlechte Komödien eine „Emilia Galotti" ſandte, ſollte ihr dieſe mündlichen Erkundigungen erleichtern.

Aus den Verhandlungen des Wiener Staatsrathes ergiebt ſich nur ein winziges, weder Klopſtocks hochfliegenden Plänen noch Leſſings ſchwankenden Erwartungen im geringſten angepaßtes Reſultat: im Auguſt 1770 legte der Miniſter Graf Pergen den für habsburgiſche Tradition revolutionären Entwurf einer Studienreform vor, wonach mit Ausſchluß der geiſtlichen Lehrer der Unterricht faſt nur in deutſcher Sprache nach einem neuen Lehrplan und neuen Lehrbüchern ertheilt, durch ein Lehrerſeminar gefördert und von einem Studienrath überwacht werden ſollte. Nachdem die Kaiſerin einige von Pergens Anregungen gebilligt hatte, wurde im Juli 1771 auf Antrag des Miniſters, den van Swieten warm unterſtützte, die Einſetzung der Oberſchulbehörde beſchloſſen und neben öſterreichiſchen Kräften ſogar eine Anzahl Norddeutſcher in Vorſchlag gebracht, ſo Ramler, Weiße, Sulzer, Semler, Erneſti, als jüngerer Erſatzmann auch Riedel. Am 8. November 1771 ſprach Maria Thereſia ihre Zuſtimmung aus; nur auf die Entfernung der Ordensgeiſtlichen aus den öffentlichen Schulen ging die ſtrengkirchliche Monarchin ſelbſtverſtändlich nicht ein, und die Folge dieſes ihres Widerſpruchs war, daß Pergens ganzes Reformproject von ſeinen Collegen im Staatsrath verläugnet wurde. Der Hofſecretär, welcher mit den genannten Männern „draußen" die Verhandlungen zu führen hatte, trug im Juli 1772 ſeinen Bericht über die Zuſammenſetzung des Studienrathes vor, und man ſprach ſich unter der maßgebenden Zuſtimmung Joſephs II. gegen die Berufung von Proteſtanten aus. Wenn Leſſing gleich nach dem erwähnten, ſcheinbar ſo günſtigen Beſcheid der Kaiſerin in die Combination gezogen wurde, ſo waren perſönliche Wünſche von Männern wie Swieten maßgebend, kein officieller Anlaß; es handelte ſich um luftige Erweiterungen des Schul- und Kunſtprojectes, nicht um das Idealgebilde Klopſtocks und ſeiner Genoſſen. Und das Ergebnis des ganzen durch Deutſchland ſummenden Bemühens war endlich ein gegen die proteſtantiſche Bildung Norddeutſchlands gerichteter Beſchluß des unklar in Toleranz und Volksbeglückung ſchwelgenden Fürſten und das Erſcheinen des jämmerlichen Riedel auf dem Wiener Schauplatz. Nirgends war der Boden unglücklicher beſtellt für Leſſing als

in der österreichischen Hauptstadt. Österreich, bis zur Zeit Grillparzers noch unfähig einen den mittel- und norddeutschen Schriftstellern ebenbürtigen Dichter zu erzeugen und mit dem Schatze seines musikalischen Ruhmes zufrieden, war in den siebziger Jahren schlechterdings unreif einen Schriftsteller wie Lessing zu begreifen. Im geistigen Leben seit Jahrhunderten zurückgeblieben, hatte man in den jüngsten Decennien langsam begonnen das Versäumte einzuholen und ging wie ein schlecht vorgebildeter Schüler mühsam dem raschen Fortschritt der deutschen Entwicklung nach. So erfaßte man, was im Norden schon veraltete, und kämpfte für und wider anderswo lang erledigte Dinge. Gellert galt noch für einen führenden Poeten, als die Generation Klopstocks, Lessings, Wielands über das sächsische Regime zur Tagesordnung überging; dann wurde Wieland nachgeäfft und behielt am längsten in Österreich den Ruf des ersten Dichters und Kritikers; abgethane lyrische Moden beherrschten die elenden Musenalmanache der unsäglich talentlosen josephinischen Poeterei; die über Goethe und Schiller vergessenen Dichter der sogenannten goldenen Zeit, ein Uz z. B. fanden in Wien noch im neunzehnten Jahrhundert eine Prachtausgabe; der Edle von Retzer, Censor und Versifex, hatte so wenig Gefühl für das Lächerliche, daß er in Jena und Weimar mit einer Ode auf den alten Gleim hausiren ging und als ein klägliches Subject in dem Briefwechsel der Classiker verewigt wurde. Das lehrreichste Beispiel aber für den niederen Stand der österreichischen Bellettristik, ein wahrer Typus selbstgefälliger Bornirtheit, ist Retzers Busenfreund Cornelius von Ayrenhoff, der durch einen ironischen Zufall fast als einziger von den zeitgenössischen Poeten den Beifall Friedrichs des Großen gefunden und überall mit erstaunlichem Geschick das Verkehrte getroffen hat. Seine theils ganz moderige, theils eigenthümlich alberne Theorie verlangt von einer durch die drei Einheiten geregelten Tragödie die Mäßigung der Leidenschaften und empfiehlt der Bühnenrhetorik den Alexandriner, weil dieser gerade im Deutschen „numeröser" sei als der klapperige und undramatische Blankvers. Lessing studirt den Aristoteles, Ayrenhoff übersetzt Boileaus Dichtkunst. Lessing erhebt den Shakespeare, Ayrenhoff schimpft wüthend auf dies „lächerliche Ungeheuer" und kann Lessingen die Vorliebe für den Britten so wenig verzeihen wie den Kampf gegen die Franzosen. Ohne eine Spur von Selbsterkenntnis setzt er Lessing 1772 durch die

Widmung eines „herzlich mittelmäßigen" Trauerspiels im Geschmack der Gottschedschen Schule in Verlegenheit und muthet dem klugen Wieland das Protectorat über seine dramaturgischen Thorheiten zu. Er zeigt Lessing durch eine Virginia, Shakespeare durch eine Kleopatra das Bessermachen und ringt wolgemuth mit Voltaire und Moliere. Er haßt die Genies, entsetzt sich über den unflätigen Götz und den schamlosen Fiesko und findet Schiller gerade im Drama am schwächsten. In der Epoche, wo die deutsche Sprache in Poesie und Prosa ihre Höhe erstieg, beklagte Ayrenhoff ihr Verderben und machte auch, mit einer Wunderlichkeit König Friedrichs wetteifernd, kostbare Besserungsvorschläge zur Euphonie, indem er dem „sch" und „h" den Krieg erklärte und „Suster", „Immel" einführen wollte. Zugleich mit Goethe bereiste Ayrenhoff Italien: er schrieb öde nationalökonomische Betrachtungen nieder, ging stumpfsinnig an den Kunstwerken vorbei und bedauerte die Aufbewahrung unnützer alter Manuscripte in den Bibliotheken von Florenz und Rom. Als in Wien endlich Schreyvogel seine reformatorische Thätigkeit begann, jammerten Ayrenhoff und Consorten über den Ruin des Burgtheaters. Und wie hätte der Feind eines Mannes, der „Minna von Barnhelm" und „Nathan" als Gipfel, „Laokoon" und „Hamburgische Dramaturgie" als kanonisch verehrte, der Parteigänger der Alexandrinertragödie in Theorie und Praxis, der hölzerne militärische Dilettant sich früher mit einem Lessing in maßgebender Wiener Stellung befreunden, wie hätte Lessing die Halbheit, den Schlendrian, den Dünkel dieses wienerischen Bildungsstandes ertragen können? Wäre andererseits seine theologische Minirarbeit in Österreich trotz Toleranzedicten und Protestantenpatenten irgend denkbar? Oder wäre Josephs unduldsame Duldung und überstürzte Ausgleichung diesem kritischen Sinne, der einmal mit verblüffendem Gerechtigkeitsdrang den unterdrückten Jesuiten das Wort redet, als die ersehnte Morgenröthe einer edlen Freiheit und Einheit erschienen? Lessing scherzt einmal gegen Eva, er erwarte seine kirchengeschichtliche Novität auf dem Wiener Index librorum prohibitorum zu finden; wirklich waren seit zwanzig Jahren seine „Schriften" wegen einiger Epigramme, des „Eremiten" und der „Religion" im Bereiche der österreichischen Censur verpönt. Und als die Aufklärung auch an die verriegelten Thore der süddeutschen Bildungsanstalten immer vernehmlicher pochte, ja selbst

habsburg-lothringiſche Prinzen in ihre Kreiſe zog, da, im April 1774, verurtheilte Maria Thereſia die ganze Aufklärung in Bauſch und Bogen: die ſogenannten Gelehrten und Philoſophen und ſtarken Geiſter ſeien elende Egoiſten, denen faſt ausnahmslos ein elendes Ende in Verzweiflung, Wahnſinn, Selbſtmord zum Lohn werde. Nein, Wien hatte damals keinen Raum für einen Leſſing.

Evas Berichte über ihren Verkehr in Litteratenkreiſen klangen ebenfalls nicht ſonderlich berückend. Da war der Theatercenſor Herr von Sonnenfels, der, einer aus Preußen eingewanderten, getauften und geadelten Judenfamilie entſproſſen, ſeine zähe Kraft nie ohne ſelbſtiſche Motive zur Hebung des geiſtigen und geſelligen Lebens in Öſterreich angeſtrengt hatte. „Der Mann ohne Vorurtheil", ein geſchickter und muthiger Journaliſt, packte die Wiener bei der Ambition, forderte ſie zu Vergleichen zwiſchen ſich und anderen Völkern auf und wagte ſich auch an Adel und Clerus, ſowie er ſeine Stimme erfolgreich für die Milderung der Criminaljuſtiz erhob. Er verſtand die für Öſterreich mehr oder weniger neue Verwerthung zeitgemäßer Reformen und Unternehmungen, die anderswo lang ins Werk geſetzt waren, und kam durch ſein theils idealiſtiſch vordringendes, theils egoiſtiſches und ſtreberhaftes Wuchern mit entlehnten guten Gedanken in den Ruf eines großen, freidenkenden und werkthätigen Mannes, aber auch eines eingebildeten und präpotenten Machthabers. Auf dem Gebiete der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ſcheint er Gottſched viel näher verwandt als Leſſing, nur daß er den ſächſiſchen Geſetzgeber an Beweglichkeit und journaliſtiſchem Talent überholte. Sein Kampf gegen das Extemporiren war die Fortſetzung der Gottſchedſchen Fehde gegen die Burleske und die Haupt- und Staatsaction, und der Sieg über das verlotterte Stegreifſpiel kam den Anfängen des Burgtheaters zu Gute. Originell aber und productiv zeigte die Dramaturgie des Herrn von Sonnenfels ſich nie und nirgends, wie ſeine „Briefe über die Wieneriſche Schaubühne" (1768) neben Leſſings hamburgiſchem Werk, deſſen Anregungen offen vorlagen, beweiſen. Seine Kritik iſt die Gottſched-Weißiſche, nicht die Leſſingſche: „eine aufklärende Kritik, welche dem Schriftſteller, dem Schauſpieler, dem Zuhörer gleich nützlich iſt: vielleicht nicht jene ſtrenge unerbittliche, welche nie die Stirne aufheitert, um einem jungen Genie zuzulächeln und ſeine furchtſamen Schritte mit

Liebe zu leiten". Leſſing hatte die Nothwendigkeit einer tüchtigen Theaterkritik eben durch die That demonſtrirt; Sonnenfels hält gleichwol eine ſeichte Rede, worin er ſich einem lindernden Arzte, keinem ſtrengen Operateur vergleicht und dem angehenden Talent recht gönnerhafte Ermunterung verſpricht. Er drückt ſich ſacht um die Beurtheilung großer Originale und ſprengt, hier ganz der Nachzügler Gottſcheds, gegen Plautus und Goldoni, Opera buffa und Hanswurſt oder gegen den armen Gottſched ſelbſt vor, um „mit männlicher Standhaftigkeit" die Siegesfanfare zu blaſen: der Pöbel ziſcht mich aus, doch ich klatſche mir Beifall. Am ausführlichſten verbreiten ſich dieſe ſo gedankenloſen wie ſelbſtwichtigen Briefe über Noverre und ſeine Ballets! Leſſing wird mehrfach ſowol im Einzelnen als in der allgemeinen Theorie geplündert, gelegentlich etwas ſpitz erwähnt, mehrmals ſehr, doch in einem verdächtigen Tone gelobt, denn beſcheidene Verehrung des Größern iſt Sonnenfels' Sache gar nicht. Aber „an den Herrn geheimden Rath Klotz", ſeinen lieben Freund, hat er das letzte Stück dieſer Zeitſchrift adreſſirt, die in bekannter lauer Weiſe den Mittelweg zwiſchen franzöſiſcher politesse und engliſcher ruggedness empfiehlt. Immerhin erwarb ſich Sonnenfels das Verdienſt Stücke wie „Minna von Barnhelm" ungleich verſtändiger, als bisher ein Wiener Criticus geſchrieben, dem Publicum Öſterreichs durch Analyſen mundgerecht zu machen. Doch ſchon bei der Hamburgiſchen Dramaturgie wurde bemerkt, daß Leſſing den blinden Eifer gegen die volksthümliche Poſſe entſchieden misbilligte, und darin liegt wieder ein entſcheidender Punkt, worin Sonnenfels mit Gottſched übereintrifft, zugleich die größte Schwäche dieſer vermeinten Theaterreform. Denn man ſage, was man wolle, über den bodenloſen Verfall der populären Schaubühne mit ihrer Roheit und Unzüchtigkeit, Unbildung und Formloſigkeit — im Grunde war Hanswurſt doch die talentvollſte, ja die einzig lebenskräftige Erſcheinung der ganzen öſterreichiſchen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts und die Wieneriſche Volkspoſſe ein köſtlicher Beſitz, der nach veredelnder Pflege, nicht nach pedantiſcher Ausrottung verlangte. Hier grünte eine luſtige Sommerwieſe, wo das Volk, freilich mit einigem Pöbel untermiſcht, ſich wie nirgends des Lebens freute, ſang und walzte und auch ſein gutes Herz bewährte, und der größte Naturpoet des modernen Dramas ſollte dieſen Garten, der den

Sonnenfels ein Greuel war, im schönsten märchenhaften Zauberlichte strahlen lassen, sollte Hanswurst zum Valentin verklären. Gottsched verstand das Genie im „Doctor Faust" nicht; Sonnenfels übersah das Genie des Wiener Dramas, dem ja auch eben dieser „Faust" angehört. Man muß zugeben, daß es nicht leicht war einer Gattung gerecht zu werden, welche vorzugsweise den niederen Trieben des Wieners huldigte und deren Vertreter mit wenigen Ausnahmen eine patriotische Bildungslosigkeit so behaglich zur Schau trugen, daß ein Schikaneder erklärte, für Lessings sämmtliche Werke nicht den ersten Act seines „Tirolerwastels" hergeben zu wollen. Aber die Bildungsfähigkeit der Localdichter mag ein anderes ebenso naives Zeugnis illustriren: Perinet benutzt in seiner drolligen Hamletparodie (1807) die Kirchhofscene zu einer ernst gemeinten Verherrlichung Lessings, den er anstatt des armen Yorick also apostrophirt: „Du, den die Welt noch immer mit Achtung nennt, o du warst Lessing" . . .

Lessing hatte weder zu der Reinigung noch zu dem Reiniger der Wiener Schaubühne ein rechtes Vertrauen, und Evas Mittheilungen über abgestandene Bernardonaden oder neue Logenstücke, über Sonnenfels und die österreichischen Kunstdramatiker bestärkten seine vorgefaßte Meinung. Beide, Lessing und Eva, witterten in Sonnenfels' Betheurungen, er sei Lessings guter Freund und Gönner, eine hohle Phrasenhaftigkeit, waren doch die intimen, auf Cliquenlob gerichteten Beziehungen des Wiener Großsprechers zu Klotz, Riedel, Schmid bekannt. „Wer sich an solche elende Leute hängen kann, der muß um ein bischen Lob sehr verlegen sein. Es kann ihm gar nicht schaden, wenn man ihn in Wien ein wenig demüthigt." Im December 1772 stieß Lessing in Klotzens eben erschienener Correspondenz auf die Sonnenfelsschen Briefe: sie mußten ihn nicht nur durch die von dem Ehepaar gemeinsam betriebene Selbstberäucherung anwidern, sondern auch durch die feigen Äußerungen über die antiquarischen Händel, vor allem aber durch die schon erwähnte Unverschämtheit empören: Klotz habe einen doppelten Ruhm zu verlieren, Lessing vielleicht nicht den Ruf eines guten Mannes. Nun beschloß Lessing eine Züchtigung des Kabalenmachers, wie die höhnischen Zeilen an Eva melden: „Sie kommen doch noch von Zeit zu Zeit zu dem Herrn von Sonnenfels? Sagen Sie ihm doch, daß seine Correspondenz mit Klotz gedruckt worden; und daß ich es ihm melden

ließe, wenn er es nicht bereits genau wüßte. Vielleicht verſteht er, was ich damit ſagen will. Sie können noch hinzufügen, wenn Sie wollen: daß ich mir über eine gewiſſe Stelle eine öffentliche Erläuterung mit nächſtem von ihm ausbitten würde. Doch warum will ich Ihnen dieſen Auftrag machen? Der falſche und niederträchtige Mann könnte leicht Ihnen ſelbſt darüber feind werden. Beſſer, daß ich mit nächſtem ſelbſt an ihn ſchreibe." Allein dieſen für Sonnenfels ſo gefährlichen Zwiſt öffentlich auszutragen hinderte Leſſingen die ritterliche Rückſicht auf ſchlimme Angriffe, die nach Evas folgenden Berichten eben damals hagelbicht auf den Anmaßenden niederfielen und welchen nun durch die in Wien aus Scandalſucht eifrig begehrten Klotzbriefe neue Wucht und Schärfe zutheil ward. „Ohne Zweifel" ſchreibt Leſſing der Freundin „haben Sie dieſe Briefe nun auch ſelbſt geleſen; und Sie werden die Stellen hoffentlich nicht ſo ganz gleichgiltig überhüpft haben, worin der eitle Narr meiner gedenkt. Ich bin beſonders über eine nicht wenig aufgebracht geweſen; nämlich über die, wo er ſagt, daß ich den Ruhm eines guten Mannes weniger habe als Klotz, und nicht undeutlich zu verſtehen giebt, daß ihm, ich weiß nicht, was für Schandflecke meines moraliſchen Charakters bekannt wären. Ich war eben im Begriff, einen ſehr empfindlichen Brief deshalb an ihn zu ſchreiben, ja gar dieſen Brief drucken zu laſſen, als ich den Ihrigen erhielt. Sie haben mich mitleidig gegen ihn gemacht, ohne es zu wollen. Auf wen alle zuſchlagen, der hat vor mir Friede." In dieſer vornehmen Geſinnung wurde die Lection aufgeſchoben und bald aufgehoben. Sonnenfels, den ebendamals, wiederum gleich Gottſched, ein Komödiant carikirte, war mit der Angſt eines ſchlechten Gewiſſens beſtraft: ſeine Schwägerinnen kamen zu Frau König gelaufen um Nachrichten über Leſſings Kriegspläne einzuholen. Unſchuldiger war das Verhalten des Herrn von Gebler, eines talentloſen Nachzüglers der ſächſiſchen Komödie, der die derben Schwänke durch ſogenannte Comteſſenſtücke zu erſetzen ſuchte und in Evas Augen zwar als rechtſchaffener, auch im Staatsrath für ihre Intereſſen thätiger Mann, aber ganz und gar nicht als eitler Dramenſchreiber Gnade fand. Ein ſchwacher Charakter, liebäugelte er ſogar mit Riedel und gerieth nach der indiscreten Veröffentlichung der Sonnenfelsſchen Briefe in eine ſolche Angſt, daß er Leſſingen mit der einen Hand „elende" Stücke überreichte, mit

der andern aber seine paar Episteln wieder abverlangte. Die unwillkommenen Gaben beantwortete Lessing, dem Wielands unvergleichliches Talent auch Schriftstellern wie Gebler Sträuße zu winden und einer Ablehnung den Schein des Lobes zu leihen nicht zu Gebote stand, mit ausweichenden Allgemeinheiten. Die Forderung der Briefe hätte er am liebsten durch einen motivirten Abbruch der nur um Evas willen matt im Gang erhaltenen Correspondenz erwidert. Wenige Litteraten durften damals von sich sagen, was Lessing bei dieser Gelegenheit seiner Braut zuruft: „Mit meinen Briefen kann er machen, was er will. Denn ich bin mir nicht bewußt, an jemanden jemals eine Zeile geschrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt lesen könnte."

Lessing hatte sich während der Hoffnungen auf Wien daran gewöhnt Wolfenbüttel nur noch als ein pis-aller anzusehen. Seine Unruhe und sein Überdruß wuchsen von Tag zu Tag. Obwol er die Wiener Sache für unausführbar hielt, „so lange als zwei gewisse Augen" — die der Kaiserin — „noch offen sind", that er alles um jeden Augenblick der Bibliothek den Rücken kehren zu können. Nur zu diesem Zweck wurde die Umstellung der Büchermassen begonnen. Und zu diesem Zweck plagte er sich mit der raschen Folge der „Beiträge", die ihm ein Zeugnis bibliothekarischer Emsigkeit und Gelehrsamkeit vor dem Hof und der Gelehrtenwelt ablegen sollten. Aber er wollte gehen oder bleiben, wenn nur die Hoffnung seines Lebens, die Vereinigung mit Eva, erfüllt würde. Während beide so ohne greifbare Aussicht die Vortheile ihrer Städte abwogen und heute gelassener, morgen leidenschaftlicher ihre Sorgen austauschten, fühlte sich Lessing immer mehr gedrängt den trägen Gang der Dinge zu einer gewaltsamen Entscheidung zu treiben. Wie lange noch sollte die geliebte Frau in der Fremde schmachten, wie lange noch er selbst sein alterndes und kränkelndes Dasein in verbitterter Einsamkeit hinschleppen? Die verzweifelten Stunden brachen über ihn herein, wo er, den Kopf voller Grillen und das Herz voller Galle, der Geduld fluchte und so herb auflachte: „es ist doch ein hundsföttisches Leben". Der mühselig bewahrte Rest seiner Fassung war dahin, und in den Briefen an Eva folgten den elegischen Danksagungen für ihre aufheiternden Blätter Ausbrüche einer wilden Weltverachtung: „Mir ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende

Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben — unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei, das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Eindruck auf meine Seele und auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Compliment wegen meines gesunden Aussehens: und ich möchte dieses Compliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle?" Oder nach einem solchen hypochondrischen Anfall, wenn er die heilsamste Cur, den Umgang mit guten frohen Leuten, genossen hatte: „Das Einzige, was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich aus der Erfahrung erkenne, daß meine Hypochondrie wenigstens noch nicht sehr eingewurzelt sein kann. Denn sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme: so geht es wieder eine Weile. Und dann sage ich mir: warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort." Dann entflieht er seinem Gefängnis und ist auf Zachariäs nicht standesgemäßer, aber um so lustigerer Hochzeit der ausgelassensten und ausdauerndsten einer, um durch solche Reactionen ein bischen Athem für die Lasten des Tages zu gewinnen. Der Gedanke, nun seinen so lange verzögerten Urlaub nach Italien zu fordern und Eva in Wien zu besuchen, vielleicht auch durch sein persönliches Erscheinen alle Schwierigkeiten und Vorurtheile in Österreich zu besiegen, schießt ihm durch den Kopf. Er setzt sich zu Anfang des Jahres 1773 noch sechs Monate Frist und trotzt darauf, daß er sein Leben lang noch von keinem Plan abgewichen sei. Er bemüht sich zugleich um den Braunschweiger Hof und thut auf der Neujahrscour mit den andern „was zwar nichts hilft, wenn man es thut, aber doch wol schaden kann, wenn man es beständig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht, und das Maul bewegt." Schon nach einigen Wochen schien seine Lage durch die Gunst des Erbprinzen eine überraschend glückliche Wendung zu nehmen: Lessing wurde nach dem Tode des herzoglichen Hausarchivars Hofrath Lichtenstein in die Residenz beschieden und auf

die artigſte Weiſe befragt, ob er geneigt ſei zu ſeinem Wolfenbüttler Poſten auch die leichten Pflichten und die damit verbundenen Einkünfte der eben erledigten Hiſtoriographenſtelle zu übernehmen. So könne man ihn möglichſt günſtig fixiren, wenn er nur das Herumſchwärmen in der Welt vergeſſen, in braunſchweigiſchen Dienſten bleiben und jetzt den Fuß feſt in den Bügel ſetzen wolle. Leider mußte der Erbprinz unmittelbar nach dieſem verheißungsvollen und aufrichtigen Geſpräch verreiſen, ſo daß Leſſing bald von einer nervöſen Unruhe ergriffen und durch den Aufſchub von Woche zu Woche jeder kaltblütigen Überlegung beraubt wurde. Alles verzerrte ſich ihm: man thue ihm nur ſchön, man ſchmiere ihm das Maul, man antworte abſichtlich nicht, er wolle ohne Satisfaction keinen Fuß mehr nach Wolfenbüttel ſetzen und lieber betteln gehen als ſo mit ſich handeln laſſen, ja der Erbprinz werde nach ſeinem Regierungsantritt lieber heut als morgen Bibliothek ſammt Bibliothekar verkaufen. So wühlte er ſich in die blinde Wuth gegen einen Fürſten hinein, deſſen Verbrechen darin beſtand, daß er zu früh geſprochen und nun weder die freie Hand noch die Aufrichtigkeit hatte um Leſſings fieberhafte Ungeduld durch ein Ja oder Nein zu befriedigen. Leſſing ſelbſt kannte den Erbprinzen als einen Mann von Wort und war in freieren Stunden unbefangen genug ſich die Frage vorzulegen, warum man ihn denn zum Beſten haben und mit leeren Hoffnungen hinhalten ſollte? Wol war es ein langes Martyrium, dieſer aufreibende Wechſel von Hoffnung und Enttäuſchung. Die ſtolze Zurückhaltung des nur mit der Finanzreform beſchäftigten Erbprinzen gab keine entſchuldigende Aufklärung; aus den Wochen wurden Monate, aus den Monaten Jahre. Nur Eva konnte den Freund, als der trügeriſche Antrag ſich zum erſten Mal jährte, von einem ſchroffen Brief an den Verhaßten zurückhalten und durch ihr begütigendes Eingreifen einer unvermeidlichen Kataſtrophe vorbeugen, aber Leſſing, der ihr die Unterlaſſung übereilter, die letzte Hoffnung zerſtörender Schritte dankte und nach dem Ableben des ſaumſeligen Miniſters Schrader vergebens etwas aufgeathmet hatte, ſchloß ſich in Wolfenbüttel ein um nur den Weg des Erbprinzen nicht in Braunſchweig zu kreuzen. In ſeinem Kreiſe folgte eine Heirat der andern, nur ihm blieb die ſpäte Hochzeit noch immer verſagt. So troſtlos war ſeine Stimmung, daß er 1774 die Freundin durch ein

faſt dreiviertelſähriges Schweigen ängſtigte. Er ſchien mit ſtumpfer Reſignation abzuſterben, und ſeine ſpärlichen Briefe an alte Freunde wurden immer ſarkaſtiſcher, müder, trübſinniger. Anſtatt ewig die alte Leier zu ſpielen will er durch ein Circular allen Bekannten ſeinen Tod anzeigen, denn das Leben ſei ihm noch nie ſo zum Ekel geweſen. An Gleim ſchreibt er: „Beſſer iſt unter noch ſo böſen Menſchen leben, als fern von allen Menſchen. Beſſer iſt, ſich vom Sturme in den erſten beſten Hafen werfen laſſen, als in einer Meerſtille mitten auf der See verſchmachten"; an den Bruder Karl: „Ich ſehe meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich drein"; an Ramler: „Ich, der ich die ganze Welt ausreiſen wollte, werde allem Anſehen nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern." In dieſer tragiſchen Zeit mußte Leſſing, dem Wahnſinn nahe, auch noch von einem infamen, durch viele Hände gelaufenen Brief erfahren, worin ein gemeiner Menſch gegen Frau König intriguirte und ausſtreute, Leſſing ſei wegen ihrer üblen Vermögensumſtände von ſeiner eingeleiteten Bewerbung zurückgetreten. Hätte Frau Eva derlei Schurkereien nicht in den düſtern Geſichtskreis ihres verzweifelnden Freundes tragen ſollen, ſo verſäumte ſie doch nichts um, wie Goethe von ſeiner Weimarer Beſänftigerin bekennt, dem heißen Blute Mäßigung zu tropfen, ſein jähes Urtheil zu zügeln und hin und her zu ſchauen, ob nicht irgendwo ein Strahl der Rettung blinke. Ihr Utrechter Bruder erhielt im Frühjahr 1774 einen Ruf an die Heidelberger Univerſität, zu deren Hebung der Kurfürſt ohne Anſehen der Confeſſion Anſtalten machte; ſogleich überlegte Eva Mittel und Wege für Leſſing, und er, der Feind des „Profeſſorirens", ſagte auf ihre Erkundigung, ob er keine Luſt zu einer Profeſſur in Heidelberg habe, nicht Nein. Leſſing war auf dem Standpunkt des Überdruſſes angelangt, wo man jede Änderung begierig annimmt; nur ſchreiben und ſich anbieten mochte er nicht — lieber ſterben; ſonſt ſei der Einfall ſehr gut: „Und ich habe nicht darüber gelacht, meine Liebe. Ich würde mich im Ernſt darüber haben freuen können; wenn ich nicht verſchworen hätte, mich jemals wieder auf Hoffnung zu freuen. Wiſſen Sie indeß unter der Hand etwas dabei zu thun: ſo haben Sie alle Vollmacht; und ich bitte Sie recht ſehr darum, mir es wenigſtens zu ſchreiben, was Sie mehr von der Sache hören ſollten". Auch dieſe Seifenblaſe zerſprang, und in Braunſchweig

ſtand 1772, 1773, 1774, 1775 ſeine Lebens- und Herzensfrage auf dem alten Fleck.

Eva, deren Geſchäfte nach ununterbrochenem dreijährigen Bemühen durch den Verkauf der Seidenfabrik und das großmüthige Geſchenk eines Oheims an ihre Kinder, eine entſchiedene Wendung zum Guten genommen hatten, wurde im März 1775 durch eine frohe Botſchaft Leſſings überraſcht. Er ſtellte ſeinen Beſuch in nahe Ausſicht, und ſeine Braut antwortete ſogleich zartfühlend mit dem Vorſchlag einer gemeinſamen Rückfahrt über Kamenz. In Berlin nahm Swieten den berühmten Reiſenden, den er ſo gern für Öſterreich erobert hätte, freundlichſt auf und überſchüttete ihn mit Empfehlungsbriefen; einer längeren Station in Dresden folgte ein flüchtiger Aufenthalt in Prag, wo Leſſing vermuthlich nur die Verbindung mit einem liebenswürdigen Cavalier durch eine Gegenviſite aufzufriſchen beabſichtigte; und von Sehnſucht getrieben, erreichte er Wien noch vor der verabredeten Zeit, am 31. März. Ein paar raſche Worte der Anmeldung; dann feierte das vielgeprüfte Paar, aufathmend und neue Hoffnung ſchöpfend, ein bewegtes Wiederſehen. Nach langen Leiden und Kämpfen genoß Eva die „einzigen vergnügten Tage" in Wien, und die Anläſſe, welche ihren Freund dem vertrauten Zwiegeſpräch entführten, waren zu ehrenvoll, als daß nicht auch die kleinen Trennungen zu den Freuden dieſer Wochen hätten zählen ſollen. Enthuſiaſtiſch meldete Gebler, der als werkthätiger Helfer Evas ſogleich den perſönlichen Dank Leſſings empfing und die gewinnendſte öſterreichiſche Zuvorkommenheit entfaltete, nach Berlin: „Ich nehme es für ein gutes Zeichen an, daß wir dieſen wahrhaft großen und liebenswürdigen Gelehrten — wie ſelten ſind ſie! — bald wieder auf der Rückreiſe ſehen werden. Das weiß ich, daß, wenn unſere Akademie der Wiſſenſchaften zu Stande kommt und ich etwas dazu beitragen kann, ihr eine ſo große Zierde zu verſchaffen, ich es gewiß nicht unterlaſſen werde. Nie iſt noch ein deutſcher Gelehrter hier mit ſolcher Diſtinction aufgenommen worden, als unſer vortrefflicher gemeinſchaftlicher Freund, und das von unſeren Souverains anzufangen bis auf das gemeine Publicum herab." Der einzige Sonnenfels, ignorirt und ausgeſtochen, grollte über dieſe Fülle von Auszeichnungen. Die Zeitungen meldeten die Ankunft des illuſtren Mannes als ein Ereignis; Adel und Schriftſteller und Theaterwelt umgaben Leſſing

mit Aufmerksamkeiten, die immer gefallen, auch wenn sie nur ein helles Strohfeuer sind; selbst Maria Theresia und Joseph II. betheiligten sich unverzüglich durch eine huldvolle Audienz an der „allerbesten Aufnahme" und krönten so die geflissentlichen Vorbereitungen ihres Berliner Gesandten. Ob die Kaiserin im Gespräch mit Lessing wol des vierschrötigen Gottsched gedachte, der einst, von Hoffnungen auf eine Dictatorrolle in Wien gebläht, mit seiner Gattin das Schönbrunner Schloß betreten hatte? Nun lernte sie einen weltläufigen Dichter und Gelehrten kennen und vergaß auf ein Weilchen ihren Schauder vor dem entsetzlichen Deismus. Auch der katholische Klerus bekreuzigte sich nicht vor dem kritischen Protestanten, sondern Lessings Besuch weckte schon bei der bloßen Anmeldung im Stift Klosterneuburg, berühmt durch seinen Wein und seine Kunstschätze, eine frohe Bewegung: man empfing ihn mit „vorzüglichem Wolwollen" und fühlte sich geehrt durch seine anerkennende Beurtheilung einiger Handschriften der Stiftsbibliothek, unter denen eine „altdeutsche Messiade", Bruder Philipps Marienleben, das Interesse des Wolfenbüttler Forschers besonders weckte. Sowol hier, wo ein Schauspieler sein profaner Geleitsmann war, als in Preßburg wird in der herrlichen Donaulandschaft der österreichische und ungarische Trunk nicht gespart worden sein: die Sage meldet sogar von einer übermüthigen Improvisation Lessings, des alten Anakreontikers. Vielleicht hat er auch seine Leipziger Schöne, die Lorenz-Huberin, wiedergesehen, denn der Huldigung der Mimen konnte Deutschlands größter Dramaturg und Dramatiker nicht entfliehen, zumal Graf Rosenberg, der Intendant, sich von den Wogen der Wiener Begeisterung willig tragen ließ. Derselbe Cavalier, der später die Zumuthung ein Lessingdenkmal zu fördern mit der kühlen Frage „Was geht uns Lessing an?" abfertigte, setzte zu Ehren des Lessingschen Besuches die „Minna", die „Emilia", den „Hausvater" auf das Repertoire, und Lessing mußte, nachdem er zuvörderst Voltaires von ihm so zerzauste „Merope" geschaut hatte, trotz seinem bekannten Protest gegen die theatralische Verherrlichung der Autoren in Person nun selbst den unmittelbarsten Applaus und die Rufe „Vivat Lessing!" über sich ergehen lassen. Daß viele der guten Leute den Übersetzer für den Verfasser des Père de famille hielten und manche im Stillen den Liebes- und Ehrenhandel des Major Tellheim ein bischen fad fanden, that dem Enthusiasmus keinen Ab-

bruch, aber Frau König blieb stets der Überzeugung, eine Berufung Lessings sei in seinem eigensten Interesse nicht zu wünschen. Ob auch bei Hofe von einem so glänzenden Gewinn die Rede war, ob der Kaiser durch Lessings Erscheinen auch an Klopstock, der ebendamals höchst unmanierlich dem badischen Hof entwich, erinnert wurde, darüber ist keine Nachricht auf uns gekommen. Ein unerwartetes Ereignis brachte den mit Eva heimwärts Strebenden nochmals in persönliche Berührung mit der kaiserlichen Familie. Kaum hatte er zehn Tage lang über dem erquickenden Verkehr mit seiner Braut und dem bunten Treiben der Hauptstadt das stille Wolfenbüttel, den Erbprinzen und alle Pein der letzten Jahre vergessen, als der junge Prinz Leopold in Wien eintraf. Es war noch unentschieden, ob er österreichische oder preußische Dienste nehmen sollte. Sein militärischer Gouverneur, Herr von Warnstedt, ein ehrlicher Mann von trockenem Witz, Lessingen wenig vertraut, begleitete ihn. Eine eilige Bildungsreise nach Italien sollte der militärischen Laufbahn vorausgehen, und Lessing, dem die Braunschweiger eine Romfahrt schuldeten, war in letzter Stunde und gewiß in der freundlichsten Absicht zum Gefährten und Cicerone ausersehen. Natürlich durfte er sich diesem von persönlicher Gunst dictirten Antrage nicht entziehen; statt des gemeinschaftlichen Aufbruchs erschien für Eva ein schmerzlicher Abschiedstag. Vorher wurde Lessing von Maria Thersia in ein längeres Gespräch über seine Wiener Eindrücke gezogen und besonders um sein Urtheil über den Zustand des Theaters, der Litteratur und der Gelehrsamkeit befragt. Aus seinen ausweichenden, allgemein gehaltenen Erwiderungen las die Kaiserin mit klarem Blick die Ansicht heraus, „daß es mit dem guten Geschmacke nicht recht vorwärts will", aber schwerlich konnte Lessing ihre weitere, sehr unbefangen und präcis gebrachte Erkundigung nach der „Schuld" dieser Stockung befriedigend beantworten. Die hohe Frau lenkte die Conservation auf ein weniger heikles Thema, sprach von Italien, von Mailand und verhieß eine Empfehlung an den Statthalter der Lombardei, Graf Firmian, bei dem sich Lessing wirklich mit einem Handschreiben Maria Theresias einführen durfte.

Die italienische Reise wurde am 25. April 1775 angetreten. Am 7. Mai brach Frau König nach der Pfalz auf; sie hatte seit dem 28. März 1772 in Wien geweilt und, allein in der Bresche stehend,

dem Ruin ihrer Familie getrotzt. In Heidelberg sorgte sie nun für den kranken Sohn und vergalt die treuherzige Güte eines Bruders durch offene Mittheilungen über ihr geheimes Verhältnis zu Lessing, das noch immer nicht den ersehnten Hafen fand. Wiederum schärfte „unsere Angelegenheit, unser Wunsch" Evas suchenden Blick für etwaige gute Vacanzen in der Pfalz, doch auch dies Mal wollte sich nichts finden. Ihre Gedanken folgten der Fahrt des Freundes, und mit Grüßen der Liebe wanderten ihm auch kleine Neckereien zu über seine alte Schwärmerei für die Huberin, deren persönliche Bekanntschaft Eva in Wien gemacht hatte, und über das Gerücht seiner Verheiratung mit Madame Reiske. Der August vereinigte Mutter und Kinder nach vierthalbjähriger Trennung in Hamburg, und Eva konnte nun neben vollströmenden Nachrichten über die Wochenbetten, Geldfatalitäten, Krankheiten und Thorheiten des alten Kreises auch hübsche kleine Züge von den Kindern mittheilen, besonders von Fritzchen: „Dies ist ein gar allerliebster Junge, fast glaube ich an die Alteweiber-Meinung: die Gevattern hätten Einfluß auf die Kinder. Wenigstens war keins meiner Kinder im siebenten Jahre so klug wie er." Die Entfernung und Eile der Reisenden brachten leider die Correspondenz ins Stocken, so daß außer den unlebendigen Notizen des Tagebuches nur wenige ohne Behagen und Lust am Schildern geschriebene Blätter von Lessing in Italien zeugen. Wann immer er im Laufe der Hamburger und Wolfenbüttler Jahre sich nach dem Lande Winckelmanns und der Antike gesehnt hatte, stets war ihm die volle persönliche Freiheit als Grundbedingung und Hauptreiz einer solchen Erholungsfahrt erschienen, während jetzt an der Seite des unreifen Prinzen und eines halbgebildeten Officiers diese Selbstbestimmung sehr eingeschränkt wurde. Aus Mailand, der ersten Station in den Propyläen Italiens, schrieb er seinem Bruder noch mit ungetrübter Zufriedenheit: „Dieser Vorgeschmack hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon wieder ganz erneuert: so sehr gefällt mir noch alles, was ich in dieser Gegend höre und sehe". Aber schon in demselben Mailand verleideten officielle Besuche und Diners — auch bei Erzherzog Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, ward er mit zur Tafel gezogen — den Genuß des Schauens, und „nur der Vortheil, den er vielleicht von dieser Reise künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, konnte

ihm eine solche Lebensart erträglich machen." Er nennt die lang ersehnte, nun wider Willen unternommene Fahrt ein Opfer ohne Nutzen und Vergnügen. Seine Augen waren angegriffen, nicht von den Reizen der hübschen Italienerinnen, wie Eva scherzte, sondern durch die Anstrengungen der bibliothekarischen Arbeit, sein Blut stockte, das Wanderleben in der südlichen Sonnenhitze zehrte an seiner Gesundheit. Ihm fehlte auch die innere Freiheit um all das Neue rings umher mit Muße und Hingebung zu verarbeiten, denn je weiter er sich von Eva entfernte, desto heftiger verlangte ihn nach dem erlösenden Abschluß dieser unerträglichen Halbheit seiner Existenz. „Ich bin den Weg mehr mit Ihnen gefahren, als mit dem Prinzen" meldet er aus Venedig, und eine seiner ersten Gondelfahrten war pietätvoll nach S. Cristoforo gerichtet, „um zu sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch die gewisse Versicherung erhalten, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren, und desfalls ruhig zu sein wünschten. Das können Sie nun." Und er dachte mehr an ein Grabdenkmal für Engelbert König als an die Monumente der Lagunenstadt. So unruhig trachtete sein Sinn nach Hause, daß die viel größere Ausdehnung der ursprünglich nur bis an die Adria bemessenen Reise, weit entfernt seine Neugier zu beflügeln, den zerstreuten Wanderer lähmte und ihm in Florenz ärgerliche, hypochondrische Stunden bereitete. Seit Venedig blieb er ohne eine Nachricht von Eva: diese Ungewißheit vergällte ihm den ganzen Sommer in Livorno, auf Corsica, in Genua, Turin, Parma, Bologna und in Rom, wo man am 22. September zu mehrwöchentlichem Aufenthalt anlangte und nach einem Besuche Neapels wieder im November länger verweilte. Der italienische Baedeker des achtzehnten Jahrhunderts, Volkmanns jedem durch Goethe bekannt und lieb gewordene Reisebeschreibung, war auch Lessings Handbuch, aber kein größerer Unterschied als zwischen dem mit allen Poren die Vergangenheit und Gegenwart aufsaugenden Dichter und Naturforscher Weimars und dem einsilbig seine trockenen Glossen sammelnden Philologen aus Wolfenbüttel. Lessing hat kein Wort für den zauberischen Verein von Natur und Kunst, Antik und Modern, der auch einen

spröden Deutschen beim Betreten des italienischen Bodens überwältigt. Venedigs Kanäle und Paläste, Paolo Veronese und Tizian lassen ihn kalt. In Piemont trägt er kunterbunte polyhistorische Bemerkungen in sein Journal ein, um die Widersprüche der Vernazza und Baretti über Land und Leute zu schlichten: man hat den Eindruck, als habe Lessing den Volkscharakter auf Märkten und Spaziergängen mehr zu dem Zweck litterarischer Berichtigungen oder Bestätigungen als aus unbefangener Betrachtung studirt. Er hört zu wie gemeine und vornehme Leute sprechen und excerpirt dann im Gasthof die Urtheile von Montaigne und dessen italienischem Erklärer über die piemontesische Mundart, eine Anmerkung über lebende Sprachforscher beifügend. Er macht sich Notizen über die Akademien und Schriftsteller Sardiniens, das gar nicht im Reiseprogramm enthalten ist, bevor er im Turiner Museum unter anderem auch sardinische Alterthümer beschaut, und er kürzt den Besuch in diesem Museum ab, um auf dem Archiv ein handschriftliches Corpus antiquitatum zu wälzen, auf der Bibliothek lateinische Codices zu mustern und möglichst viele Gelehrte Turins, den jungen Universitätsrector an der Spitze, persönlich kennen zu lernen. Magere Einträge führen uns in die Theater, Malerschulen, Bibliotheken, Kirchen, Kunst- und Buchläden Pavias, Piacenzas, Parmas, Bolognas, und in dieses dürre Herbarium weht kein frischer Duft des Lebens, wenn wir mit Lessing in Rom und Neapel einziehen. Nur zu einem genau classificirten Register italienischer Gelehrten, Dichter und Übersetzer, zu dramaturgischen Auszügen aus Büchern, zu ziemlich gleichgiltigen Brocken über Sprache, Sitte, Speise reicht hier und sonst seine Muße, während alles, was wir in seiner Wirkung auf Lessing zu sehen verlangen, im besten Fall kahl nach Datum und Namen eingetragen wird, ohne daß ein kurzes Urtheil, ein knappes Beiwort die Reflexe andeutet. Es versteht sich, daß er die Peterskirche eingehend besichtigte, aber er schreibt sich bloß ein komisches Anekdötchen und eine Correctur zu Volkmanns Besprechung der modernen Mosaiktechnik auf. Er war natürlich wiederholt im Vatican, aber er überläßt eine Audienz beim heiligen Vater — Lessing und der Papst! — ganz unserer Phantasie auszumalen und gedenkt des Laokoon und seiner göttlichen Nachbarn mit keinem Buchstaben. Nicht reichlicher sind die andern Museen, sind Raphael und Michel Angelo bedacht. Wer möchte darum glauben,

Leſſing ſei an den Wundern Roms gleichgiltig vorbeigegangen, habe in Rotonda und Coliſeo gar keinen romantiſchen Schauer wie Gibbon geſpürt und dem Werke der Rhodier gegenüber nicht beſſere Gedanken gehabt als der declamirende Touriſt? Dennoch hat dieſe Armuth des Tagebuchs im Vergleich mit den volleren, ſo unendlich belangloſeren Notizen für den Leſer etwas Erkältendes und Drückendes, als ob man widerrechtlich mit hohen Anſprüchen abgewieſen würde oder zu einem geiſtreichen Mann käme, der uns hartnäckig anſchwiege. Es iſt ſo ſchwer bei dem Verfaſſer des „Laokoon" auf ein Wort darüber zu verzichten, was er vor dem Original ſeines plaſtiſchen Kanons innerlich erlebt habe. Aber Leſſing hatte bisher nur gelernt mit ſeinen Gedanken zu ſehen, und er kam zu ſpät, zu eilig, zu präoccupirt nach Italien um ſeine Augen noch zu ſchulen. Der Kunſtſchriftſteller aus der Studirſtube ſprach ſpäter die Ketzerei aus, ein Mannheimer Gipsabguß des Laokoon wirke vortheilhafter als der vaticaniſche Marmor: „Leſſing ſelbſt" erzählt Schillers Thalia „Leſſing ſelbſt, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in dieſem Antikenſaal dem ſtudirenden Künſtler mehrere Vortheile gewährte, als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finſter, oder zu hoch, oder auch unter den ſchlechteren zu verſteckt ſtünden, als daß ſie der Kenner, der ſie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte." Nach dem Geſagten iſt es kaum nöthig noch weiter mit Antitheſen zu arbeiten, wenn wir Leſſing, Winckelmanns gedenkend, bei Cardinal Albani, dem erblindeten Mäcen des todten Meiſters der Archäologie, oder bei Reiffenſtein und Hackert, Goethes Freunden und Berathern, erblicken.

Während des zweiten römiſchen Aufenthalts wurde endlich über die Zukunft des Prinzen entſchieden, und dasſelbe herzogliche Schreiben, welches Leopolds ſchleunige Heimkehr und den Eintritt in die preußiſche, nicht die öſterreichiſche Armee forderte, enthielt die erwünſchteſten Verſprechungen für Leſſing. Fröhlicher als er dem prangenden Süden zugezogen war, ſtrebte er in den rauhen Norden zurück, nahm zu München Abſchied von den Gefährten und wandte ſich nochmals nach Wien, wo er am Chriſttag ankam, geſonnen auch jetzt jeden Anſchein einer perſönlichen Bewerbung zu vermeiden, aber aus den offenen oder geheimen Chancen in den Hauptſtädten Öſterreichs, Sachſens, Preußens

wenigstens den einen Vortheil zu ziehen, daß der Unzulänglichkeit seiner Wolfenbüttler Stellung ein unverrückbares Ziel gesetzt würde. „Ich werde nur wenige Tage in Wien bleiben" erfährt Eva „und um gewisse Fragen und Ausholungen zu vermeiden, zu niemanden von dem großen Geschmeiße kommen, sondern mich lediglich auf die Bekannten meines Gleichen einschränken." Diesen unhöfischen Vorsatz stieß jedoch die überraschende Ankunft seines Berliner Gönners Swieten um, der offenbar noch immer an die josephinische Akademie glaubte und Lessing mit zum Fürsten Kaunitz zog. Auch jetzt wünschte der mächtige Minister dringend zu einer Verpflanzung Lessings auf österreichischen Boden beitragen zu können, und nachdem seine früheren Vorschläge mit Berlin und Paris durch die Errichtung eines höchsten Vereins wissenschaftlicher und dichterischer Kräfte zu wetteifern gescheitert waren, schien wieder das Theater die letzte Handhabe zu gewähren. Ein Anonymus, vielleicht Gebler, legte dem Fürsten den „Allerunterthänigsten Vorschlag zur Verbesserung der National-Schaubühne und des Theaters überhaupt von einem Patrioten" vor, eine scharfe Polemik gegen die Missstände des gegenwärtigen willkürlichen Theatertreibens, welche in dem Ruf nach einer landesherrlichen Oberaufsicht gipfelt und Lessing, den ausgezeichneten Kritiker und Dramatiker, als den einzigen bezeichnet, „dem die Anordnung der Schauspiele anvertraut werden könnte. Seine gründliche Gelehrsamkeit, sein Alterthumsstudium, seine Kenntnisse der Welt und des menschlichen Herzens, seine überdachte Kritik, seine bekannte Rechtschaffenheit machen ihn für diese Würde fähig." Einem solchen Mann müsse die unbeschränkte Theatercensur und die Abhaltung dramaturgischer Vorlesungen übertragen werden. Der „Patriot" fußt offenbar auf jenem prophetischen „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts", das Klopstock 1774 wie zur Mahnung in seiner abstrusen „Gelehrtenrepublik" wiederholt hatte. Kaunitz hat die energische Eingabe mit ausführlichen Randnoten versehen und die glänzende Aussicht mit reger Sympathie begrüßt, daß ein Lessing „unter dem Präsidio des itzt zu Berlin stehenden van Swieten oder eines andern vorsitzenden würdigen Cavaliers" das Schauspiel, so wie Gluck die Oper, reformiren würde. Auch die Vorlesungen fanden den Beifall des Ministers, da man in Wien eine Menge kritischer Müßiggänger habe und ein geringes Honorar für Pensionskassen

und andere Theaterzwecke verwerthen könne. Er umschrieb verständiger die Pflichten des Theatercensors und vergaß die praktische Vorfrage nicht: „Auf den Ruf eines Pachters, der ihm für die Zukunft keine Gewähr leisten kann, wird sich dieser verdienstvolle Mann, der mit tausend (?) Thalern der Wolfenbüttelischen Bibliothek vorgesetzt ist und dort alle Bequemlichkeiten genießt, freilich nicht hierher begeben. Da er aus mehr als einem Gesichtspunkte betrachtet der Bühne und auch dem Staate nützliche Dienste leisten wird, so ist er meines Erachtens hier eines sicheren doppelten Gehaltes werth. So sehr die gegenwärtige Theatralpachtung ökonomisiret, so giebt sie doch jährlich gegen siebentausend Gulden Besoldungen an unfähige und unnütze Leute. Könnte nicht die Hälfte davon an einen Mann verwendet werden, der unserer Litteratur Ehre machen würde?" Schwerlich datiren die Anträge und Kaunitzs Noten bis in Lessings erste Verhandlungen mit Swieten zurück und schwerlich gehen sie über das Jahr 1775 hinaus, sondern Gebler, wenn er es ist, wird durch Lessings so siegreiches Erscheinen in Wien zu jenen nachdrücklichen Mahnungen ermuthigt, Swieten durch aufmunternde Äußerungen des Ministers zu jener gemeinsamen Staatsvisite bewogen worden sein. In Norddeutschland harrte die Schriftstellerwelt seit Lessings erstem Wiener Aufenthalt eines großen Ereignisses, und man erkundigte sich bei maßgebenden österreichischen Collegen, ob die Gerüchte von der Stiftung eines „goldenen Zeitalters" durch Joseph II. begründet seien, ob der Kaiser Lessingen bei dessen Rückkehr festzuhalten versuchen werde. Lessing aber hatte die Lust ein Reformator des Wiener Geschmacks zu werden nach den klugen Vorstellungen Evas und eigener Beobachtung gründlich verloren; darum vermied er nach dem einen halb erzwungenen Gang mit Swieten wirklich jede weitere Berührung mit der großen Welt, lehnte am nächsten Tag die Dinereinladung des Fürsten ab, weil er schlechterdings noch heut abreisen müsse, und verließ Wien gegen seinen ursprünglichen Vorsatz wirklich schon am 5. Januar 1776.

Fünf Tage darauf machte Lessing in Dresden Halt, suchte alte Freunde auf wie das Ehepaar Brandes, an dessen Mittagstisch er von Italien und dem Theater plauderte, und machte, anfangs conventionell zurückhaltend, dann sich frei erschließend die Bekanntschaft eines Schwagers der Reimarus, des feingebildeten, der Aufklärung ernst

ergebenen dänischen Legationssecretärs von Hennings, der einem intimen theologischen Gespräch die lebhafte Bitte nachschickte, Lessing möge sich doch seinem Vaterlande nicht entziehen. Denn wiederum hatten geschwätzige Zeitungen zur Beunruhigung Evas und Elisens ausgestreut, daß eine Ansiedlung Lessings in Italien im Werke sei. Diese von Hennings emphatisch geäußerte Befürchtung konnte Lessing um so wahrheitsgetreuer niederschlagen, als nicht Winckelmanns Endpunkt, sondern Winckelmanns Ausgangspunkt ihn zum Tausche mit Wolfenbüttel einlud. Mochten auch die rühmenden Journalnachrichten über seinen Empfang am Kaiserhofe, die Reise mit einem braunschweigischen Prinzen und die Audienz bei dem Oberhaupte der Christenheit den hohen Herrschaften Dresdens mehr imponirt haben als Lessings gelehrte und künstlerische Leistungen, so verstand man doch der Vorstellung des berühmten Mannes beim Kurfürsten einen gewinnenden Schein der Vertraulichkeit zu geben. Der Minister, Graf von Sacken, sprach zuvorkommend die Bitte um seinen Besuch aus und ließ sich das Versprechen geben, daß bei einem Wechsel nur Dresden die Erbin Wolfenbüttels sein solle. Der Kurfürst hatte ihm geradezu die hervorragende und einträgliche Stelle des siechen Hagedorn zugedacht, so daß wirklich die einst an den „Laokoon" geknüpften Hoffnungen üppig aufzuleben schienen. Zu guter Stunde kamen auch von Kuntzsch aus Braunschweig annehmbare Vorschläge zu einer definitiven Regelung der Lessingschen Finanzen, und, damit von keiner Seite eine Aussicht fehle, bestand zwischen Lessing und Stosch ein unaufgeklärtes Abkommen für Berlin, wohin er sich schon im Januar begab. Vorher aber nahm er seinen Weg von der großen Verbindungsstraße hinweg landeinwärts in das so lange gemiedene Kamenz, um nach vielen geräuschvollen Monaten und dem Verkehr mit den Mächtigen der Erde seiner Mutter in die müden Augen zu schauen und, bevor er ein neues Familienband knüpfte, das früheste und heiligste treu zu befestigen. Der gute Theophilus scheint ihn von Dresden aus begleitet zu haben. Nur ein Tag war der Heimatstadt zugedacht, doch aus dem einen wurden vier, denn die verkümmerten Kamenzer und der weitgereiste und weitberühmte Gotthold hatten einander viel zu erzählen, und die Ruhestätte des Vaters forderte eine verweilende Andacht. Der arme Primarius war nach einem tristen Leben voll Mühe und Arbeit am 22. August 1770 gottergeben eines sanften Todes

geſtorben. „Laß uns" hatte Gotthold auf Theophilus' herzliche Anzeige erwidert „laß uns, mein lieber Bruder, ebenſo rechtſchaffen leben, als er gelebt hat, um wünſchen zu dürfen, ebenſo plötzlich zu ſterben, als er geſtorben iſt. Das wird die einzige beſte Weiſe ſein, ſein Andenken zu ehren." Mit dieſer Geſinnung war ſein ſtets mehr auf Thaten als auf Worte gegründetes Verhalten gegen die Familie im Einklang geblieben: er rieth den kleinlichen Haß der Kamenzer Widerſacher durch eine ſtille Verachtung zurückzuſchlagen, er verlangte in ruhigen oder ſchmerzlich aufgeregten Briefen nur die nöthige Zeit um bei eigener, oft ſo peinlicher Verlegenheit die Gläubiger des Vaters zu befriedigen, aber er konnte nicht das ganze Elend des väterlichen Lebenslaufes durchkoſten und den ermüdenden Bitten um ein litterariſches Ehrendenkmal nachkommen. Während die Mutter des Lebens Bürde mit chriſtlicher Geduld trug, that die grämliche und neidiſche Schweſter, die ſich als alte Jungfer jedem Vernunftgrund verſchloß, alles um durch unbilliges, liebloſes Nörgeln und Schmähen die Brüder Gotthold und Karl zu erbittern. Allein Theophilus, ſeit 1770 ärmlich beſoldeter Conrector zu Pirna, fand Gnade in ihren Augen, weil ſeine rührende Demuth und Aufopferung niemals eine unwirſche Antwort auf ſolche häßliche Verdächtigungen hatte. Gottlob war nach leichtſinnigen Jugendjahren ein philiſtröſer Juſtitiarius in Schleſien geworden und verſauerte in ſeiner geiſtig wie materiell gleich eingeſchränkten Häuslichkeit. Nur mit Karl ſtand Leſſing von der hamburgiſchen Epoche an in reger Correſpondenz: Karl bemühte ſich den dichteriſchen und theologiſchen Beſtrebungen nach dem Maß ſeiner Kräfte zu folgen und den kleinen Leſſing zu ſpielen; einer oberflächlichen Tagesſchriftſtellerei ergeben, half er die litterariſche Verbindung Gotthold mit Berlin unterhalten, trug ihm ſeine eigene bellettriſtiſche und aufkläreriſche Weisheit vor, ließ ſich eine ſtrenge Beurtheilung ſeiner „Ruſchelei" in ſehr dürftigen Komödien gern gefallen und legte wenigſtens durch treue, fleißige, ununterbrochene Antheilnahme an Gotthold Werken und Plänen den Grund zu ſeinen ſpäteren großen Verdienſten um das Andenken des geliebten und bewunderten Bruders. Als Gotthold mit den Kamenzern die Lage der Familie beſprach, war Karl noch Aſſiſtent beim Generalmünzdirectorium in Berlin; er wurde 1779 Münzdirector in Breslau und hat in derſelben Stadt, wo Gotthold den Vorſatz ein

reicher Mann zu werden so schlecht zur Ausführung gebracht, durch seine schon früher geschlossene Verbindung mit demselben Vossischen Hause, dem Gotthold für wenige Groschen als Zeitungsschreiber gedient, einen gemächlichen Wolstand genossen. Die Mutter aber sollte das Wiedersehen mit Gotthold nicht lang überleben: am 17. November ist sie nach einer qualvollen Krankheit im getrosten Glauben an ihren Erlöser entschlafen. Sie hat, wie Salomes unerquickliches Schreiben mittheilt, noch im letzten Stündlein den Segen Gottes für die Ehe Lessings erfleht.

Lessing erreichte Braunschweig am 23. Februar 1776, fest entschlossen nicht eher aus der Residenz zu weichen, als bis das letzte Wort über seine Lebensfrage gesprochen sei. Er hatte der erfahrenen und tactvollen Eva mit einer offenen Finanzübersicht auch die Absicht kund gethan das „gänzliche Derangement seiner Affairen" dem Hofe zu schildern und um seinen Abschied einzukommen, aber eine stolze Antwort richtete seinen eigenen, nur der Braut zu Liebe bezwungenen Stolz wieder auf, indem die umsichtige Frau zugleich einem trotzigen Fehltritt des Mannes vorbeugte: „Nicht umsonst habe ich mich vor dem ersten Brief aus Braunschweig gefürchtet; er hat mir auch in der That Angst und Schrecken verursacht. Die Art, wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen, und das sind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten sich denn höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpichte tausend Rthlr. Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt anzugeben. Das hieße sich, nach meiner Meinung, wegwerfen; aber nicht, wenn Sie dem Herzog schrieben: Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht, und hätten bis jetzt immer das Ihrige zugesetzt, fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung Ihrer Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten; so wie ich fast gewiß bin, daß, wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausschlagen könnte." Wo würde er im Falle des Abschieds seine Verbesserung suchen? Denn die Dresdener Hoffnung sei vornehmlich an den Tod Hagedorns geknüpft, und auch mit dem gegenwärtigen Einkommen lasse sich in dem zwanglosen Wolfenbüttel besser

als anderswo haushalten. Sie bot sogar eine Summe zur Tilgung dringender Schulden an. Unterdessen wuchs Lessings sehr begreifliche argwöhnische Bitterkeit gegen den Erbprinzen, der, weil ihm die Offenheit eines Karl August fehlte, schweigend und hinhaltend eine glückliche Lösung suchte, dermaßen, daß ein briefliches Ultimatum „dergleichen er wol nicht oft dürfte bekommen haben" auf einen nahen Termin festgesetzt wurde und, als auch dann das befreiende Wort ausblieb, wirklich an seine hohe Adresse abging. Leider hat sich diese bündige Zusammenfassung der dreijährigen thatsächlichen oder eingebildeten Ungerechtigkeiten nicht erhalten; vorsichtig im Ausdruck, entschieden in der Sache, nöthigte sie dem Erbprinzen die unwiderrufliche Zusage ab, Lessings Angelegenheit solle gleich nach seiner Rückkehr vom Halberstädter Regiment erledigt werden. So erschien denn im April Herr von Kuntzsch als Bevollmächtigter bei Lessing und machte ihm, frühere private Erörterungen nun officieller wieder aufnehmend, recht günstige Vorschläge, welche Lessing als Angebot, nicht als erbetene Wolthat anzunehmen bereit war. Der Prinz, durch die Verwaltungssorgen und militärischen Pflichten ungemein in Anspruch genommen und häufig aus der Residenz abberufen, sandte zunächst ein sehr verbindliches Handschreiben. Es war unstreitig sein ernster Wunsch Lessing zu erhalten und zu fördern; dieser aber witterte mistrauisch in jedem zufälligen Aufschub, in jeder arglosen Phrase Finten und Schrauben, bis ihn Etwas Zureden und tröstliche Erfahrungen, wie daß der verdächtigte Fürst seine Sache bereits mit dem Minister und Sparmeister Féronce durchgesprochen habe, von dem Wolwollen der leitenden Mächte überzeugten.

Am 5. Juni 1776 konnte er der Braut von einer aufrichtigen und befriedigenden Unterredung melden, worin der Erbprinz die mit Kuntzsch getroffenen Vereinbarungen genehmigte, ein frei gewordenes fiscalisches Haus neben dem Wolfenbüttler Schloß als Dienstwohnung in Aussicht stellte und, auf die bedenkliche Erkrankung des alten Herzogs anspielend, schmeichelhaft bemerkte, er hoffe Lessing noch zu ganz andern Dingen zu brauchen. Der neue Vertrag lautete auf ein von achthundert Thalern in Gold aufsteigendes Gehalt, die Nachsicht älterer und die Gewährung bedeutender neuer Vorschüsse. Er trat zu Johannis in Kraft. Gleichzeitig wollte der wieder genesene Landesvater seinem

lieben Bibliothekar durch die Verleihung des Hofrathstitels, den Leſſing mit unverhohlener Gleichgiltigkeit hinnahm, eine Freude machen. Leſſing befriedigte mit den vorgeſchoſſenen tauſend Thalern ſeine Gläubiger und nahm bei rangirten Finanzen und reicherer Beſtallung die neue bindende Verpflichtung gegen Braunſchweig nicht ſchwer, ſollte er doch aus der verwünſchten Schloßeinſiedelei in die lang erſehnte, mühevoll errungene Häuslichkeit ziehen.

Eva hatte den Juni auf einem Landgute der treuen Schubacks, dem York zwiſchen Stade und Harburg, zugebracht und in der freien Marſchgegend die ihr ſo nöthige Erholung gefunden. Die Vermögenswirren waren endlich geſchlichtet, nach vielen Opfern ein immerhin anſehnlicher Reſt für ihre heranwachſenden Kinder geſichert. Noch einen Bräutigamsbeſuch ſollte Leſſing in Hamburg abſtatten; er kam erſt im Auguſt, von Eſchenburg begleitet, und launige Worte Evas, deren Abſicht den ſcheidenden Geliebten vor der Stadt zu überraſchen durch einen Irrthum misglückt war, bezeugen, wie froh die Beiden ihr redlich verdientes Glück genoſſen. Dann führen uns die Briefe in liebe häusliche Sorgen ein, denn Leſſing achtet es gar nicht unter ſeiner Würde die vorläufige Wohnung einzurichten, Möbel zu erſteigern, ſich um eine gute Köchin zu bemühen und Jahreslohn, Bier- und Chriſtgeld zu notiren, die Kiſten aus Hamburg gehörig in Empfang zu nehmen und neben dem Regiment der Guelferbytana auch Evas Bibliothek harmlos ſpottend zu verwalten. „Um ein bischen längeres Leben ſo bekümmert, als er es noch nie geweſen", begrüßte er ruhevoll die kommenden Jahre. Als Schubacks in ihrer Herzensgüte darauf beſtanden dem werthen Paar die Hochzeit auf dem York auszurüſten, erbat Leſſing eine ganz ſtille, prunkloſe Trauung, ſei es auch im Predigerhauſe, ohne Vorfeſte und geſelligen Lärm. Er wollte das geheime Werben langer Jahre durch einen verſchwiegenen Abſchluß weihen. Der Gaſtfreund fügte ſich dieſem Wunſche. Am 8. October 1776 wurde Leſſing auf dem Schubackſchen Landſitz im Beiſein der lieben Wirthe und des hamburgiſchen Schwagers König mit der Frau vereinigt, der, wie Eliſe Reimarus einmal ſagt, alles was Herz an ihm war gehörte.

Ein ſpätes Glück, ein kurzes Glück erfüllte das Miethaus am Wolfenbüttler Schloßplatz. Vorbei war das hypochondriſche Brüten

in der alten Burg und das einsame Wandeln auf dem Wall. Wenn er nun seine todten Gesellschafter, die Bücher, verließ, brachten ihn ein paar Schritte heim zu der Hausfrau, die alles mit ihm theilte und der nichts fremd blieb, was durch Lessings Geist und Gemüth ging, und wenn er nun den gewohnten Spaziergang antrat, sprangen ihm Kinder entgegen, die er liebte, als wären sie sein eigen. Und sie waren es auch, denn Eva hatte sie ihm zugebracht, und er bethätigte, ein treuer Pflegevater, in Scherz und Ernst, in Spiel und Lehre sein Dichterwort, daß Kinder Liebe brauchen. Malchen und die beiden jüngeren Knaben genossen die persönliche Führung Lessings, während Theodors künftige Laufbahn mit Rath und That aus der Ferne verfolgt wurde. Das Töchterchen wußte noch im hohen Alter von Lessings neckischer Theilnahme an ihren wortreichen Mädchenfreundschaften zu erzählen, wie er das heilige Briefgeheimnis brach und ihre Lamentationen mit launigen Bemerkungen über weibliche Bildung und Frauenorthographie beantwortete; Fritz erinnerte sich, daß ihm nur zweimal eine körperliche Züchtigung zu Theil geworden war, einmal für eine Lüge, ein ander Mal, weil er sich gegen die Angriffe eines bösen Buben nicht gewehrt hatte: so suchte Lessing den Drang der Wahrheit und den wehrhaften Muth in die Seele der Jugend zu impfen. Er selbst streifte neben der lieben Frau die unruhige Schroffheit ab, welche besonders seine letzten Jahre oft genug verstimmt hatte, und dankte ihr täglich für die Harmonie eines friedlichen Daseins im Hafen. Nachdem er so lange Zeit ein ungestümes Bedürfnis nach Wechsel genährt und fieberhaft in die Weite begehrt hatte, fand er jetzt im engen Bezirk die höchsten Güter des Lebens. Wolfenbüttel war ihm nicht mehr zu klein, und die Aussicht in einem freieren Wasser zu schwimmen erstickte nicht mehr alle kaltblütige Überlegung.

Schon vor der Hochzeit schien es, als wolle Evas Heimatland, die Pfalz, mit Braunschweig um Lessings glänzende Kraft ringen und eine geschickt eingefädelte lose Verbindung allmählich zu einer unzertrennbaren schürzen. Die luftigen, aber von Lessing in seiner damaligen problematischen Lage mit Begier aufgenommenen Nachrichten, welche Frau König 1774 aus Wien über wissenschaftliche und theatralische Bemühungen zu Heidelberg und namentlich zu Mannheim gegeben hatte, verdichteten sich im letzten Sommer des Brautstandes zu sichtbaren

Gründungen und handgreiflichen Anträgen. Der Kurfürst Karl Theodor war gesonnen an Lessing eine friedliche Eroberung für die neue pfälzische Bildungsära, deren Geburtswehen uns Seufferts Umsicht vergegenwärtigt hat, zu machen. Eine Mannheimer Deputation wurde angemeldet, so daß Eva schon fürchtete das gehoffte Stillleben in ein recht turbulentes verwandelt zu sehen, zumal da von einem dramaturgischen Posten die Rede ging. In den siebziger Jahren traten mittel- und süddeutsche Kleinstaaten ehrgeizig zum Wettkampf des geistigen Lebens vor: Braunschweig hatte Lessing gewonnen, Weimar zog Wieland als den ersten einer erlauchten Schaar an sich, Baden bot dem Messiassänger seine Gastfreundschaft und einen Ehrensold an. Was Friedrich der Große versäumt hatte und Joseph unerfüllt ließ, wollten ihre Vettern auf unscheinbareren Thronen Germaniens leisten. Die Pfalz durfte um so weniger zurückbleiben, als schon seit längerer Zeit in diesem Lande Schritte zur Neubelebung der Künste und Wissenschaften mit einigem Erfolg gethan worden waren. Karl Theodor, ein Fürst ohne tiefere Begabung, aber von mancherlei Interessen, bot alle Mittel auf um seine Residenz und seine Unterthanen aus der verschrieenen Dämmerung herauszuheben, und es sollte nicht bei den Wasserkünsten des Schwetzinger Parks oder dem Ohrenschmaus der wälschen Oper, mit welcher ein üppiges Treiben in und um Mannheim einzog, sein Bewenden haben. Er selbst, der Correspondent Voltaires, näherte sich vorbildlich dem vaterländischen Wesen. Bald errang die Muttersprache an den Schulen ihre berechtigte Stellung, der alte Schlendrian wurde von den neu eindringenden Schriftstellern bekämpft, die Litteraten des Landes erschöpften sich in massenhaften Gutachten, wie die Schnellpresse der pfälzischen Renaissance am förderlichsten arbeiten möge. Medicinische und militärische Institute waren entstanden, die Naturwissenschaften fanden ansehnliche Heimstätten, nationalökonomische und archivalische Unternehmungen wurden rasch ins Werk gesetzt, eine reiche Bibliothek that sich den hungrigen Geistern der Pfalz auf, Musiker ersten Ranges machten Mannheim berühmt, und nachdem zu der vorzüglichen Kunstakademie neu geordnete Sammlungen in würdigen Räumen getreten waren, sind die vornehmsten Genies der Nation andächtig nach Mannheim gewallfahrtet. Im „Antikensaal", der ältere Gipsabgüsse aus Italien beherbergte, haben Herder und Goethe, Heinse

und Schiller ihre Begeisterung für die Antike nähren können. Freilich wurde alles mit großer Überstürzung und einem maßlos selbstgefälligen Localpatriotismus betrieben: pfälzische Maler, Bildhauer, Musiker, Dichter, Gelehrte sollten aus der Erde gestampft werden, schülerhafte Exercitia flatterten in die Welt, der Weihrauch ging zu niedrigen Preisen, die meisten litterarischen Versuche trugen den Stempel eines kleinlichen Dilettantismus, der mit dem Hochdruck der Phrase arbeitete und der bildungsbedürftigen Pfalz schon nach dem ersten Anlauf lieber saftige Complimente als heilsame Wahrheiten sagte. Die Ausländerei wich einer provinziellen Inländerei schlimmer Sorte, so daß Klopstock, nie gewohnt zu schmeicheln, bei seinem Besuch 1774 nicht nur die kleinen Lichter der Stadt recht absichtlich ignorirte, sondern auch dem Kurfürsten gegenüber den ganzen, von Klein und Genossen unermüdlich ausposaunten Aufschwung dieser Bildung mit keiner Silbe anerkennen wollte. Das war zu hart; aber die führerlosen Halbtalente Mannheims vermochten wirklich nichts Durchschlagendes und Bleibendes zu schaffen, weder als Einzelne, noch zu Societäten der Mittelmäßigkeit geschaart. Man mußte wol oder übel wenigstens vorläufig, bis der pfälzische Eigenbau eine concurrenzfähige Lebenskraft erreichen würde, sich auswärts umthun und an fremden Feuern wärmen. Wie in der Kaiserstadt wurden Männer vom Range Klopstocks, Wielands, Lessings ins Auge gefaßt, vornehmlich der letztere, den seine Wiener Besuche soeben überall in frischeste Erinnerung gebracht hatten und der den dreifachen Ruhm des Gelehrten, des Dichters, des Dramaturgen aufwies. Zwei Wege, den blassen Schimmer der pfälzischen Bildung mit diesem Namen vollends zu vergolden, boten sich somit dar: Lessing konnte durch die schon 1763 unter Schöpflins Auspicien eröffnete Akademie der Wissenschaften, vielleicht auch durch die Landesuniversität Heidelberg oder durch die Pforten des erst im Werden begriffenen Nationaltheaters zur Pfälzer Unsterblichkeit eingehen. Auf dem ersten Wege hoffte man ihn zu ködern, um ihn unvermerkt auf den zweiten zu locken und dort nicht mehr frei zu lassen. Im „Paradies der Tonkünstler" hatten bis 1775, wo die Strahlen der Hofgunst endlich auch das stiefmütterlich behandelte deutsche Drama erreichten, elende Wandertruppen, wie die Marchandsche, mit einem kläglichen französelnden Repertoire ihr Wesen getrieben. Da gab der heißblütige Musicus

Dichter und Chroniſt Schubart für ſeinen früheren Tummelplatz Mannheim die zündende Parole, der Kurfürſt möge durch Errichtung eines Nationaltheaters Lorbeern um ſein Haupt flechten und die Aufſicht nicht einem windigen Deutſchfranzoſen gleich Marchand, ſondern einem wahren deutſchen Mann anvertrauen. Bald darauf konnte er den Leſern der „Deutſchen Chronik" überſchwänglich melden: „Der Churfürſt von der Pfalz, deſſen Adlerblick nichts entgeht, was zur Glückſeligkeit und zur weiſen Unterhaltung ſeines Volkes abzweckt, hat ſich nunmehr entſchloſſen, für beſtändig eine deutſche Schaubühne zu unterhalten"; der Komödienſaal im Zeughauſe ſolle noch im Winter eingeweiht werden. Auf dem Programm ſtand eine energiſche Abkehr von der Opernherrſchaft, Verhandlungen mit Ekhof und Seyler, die der Singſchule entſprechende Züchtung einer deutſchen Nationaltruppe aus eigenen Leuten, d. h. eines pfälziſchen „Nationaltheaters", die Preiskrönung von Originalen aus der deutſchen, nämlich pfälziſchen Geſchichte, durch die eben erſt gegründete „deutſche (will ſagen: pfälziſche) Geſellſchaft". Da weder Ekhof noch eine gute Truppe von auswärts zu gewinnen war, verſchob man die feierliche Eröffnung des Nationaltheaters, machte mit einer winzigen Theaterſchule und Kinderſtücken den Anfang, declamirte langathmig von deutſcher Tugend und dem ſittlich erziehenden Einfluß einer guten Schaubühne und erging ſich theils in confuſen Projecten, theils in lächerlichen Reclamen für das keimende Werk. Die kleinen Ekhofs und Henſels von Schwetzingen, denen ein Lehrer mühſam das Abc und die Elemente einer dialektfreien Ausſprache einpaukte, übten ſich vor Sereniſſimus für das Mannheimer Theater, das mit der Zeit „ganz originalpfälziſch" werden ſollte, wie man mit komiſcher Begriffsverwirrung faſelte. Da man aber doch ſchon vor dem reiferen Alter dieſer lallenden Eleven der muſikaliſch-dramatiſchen Pflanzſchule die erſehnten Schauſpielfreuden genießen und mit einem Mannheimer Nationaltheater die Hamburger Scharte auswetzen, den Beſtrebungen Wiens zuvorkommen wollte, wurde die erwähnte diplomatiſche Miſſion an Leſſing beſchloſſen und von Seiten der maßgebenden Regierungskreiſe mit einer jeſuitiſchen Hinterhaltigkeit, die wir kaum bei den guten Pfälzern ſuchen möchten, ausgeführt. Das localpatriotiſche Intereſſe, Leſſing als Muſageten heranzulocken, heiligte dem Miniſter jedes Mittel und lehrte auch die viel

harmloſeren Herren von der Theatercommiſſion liſtige Vorbehalte, wie ſie einem offenen Spiel unter Männern ganz und gar nicht geziemten.

Am 5. September 1776 überbrachte der Buchhändler Schwan die Mannheimer Vorſchläge: der Schwierigkeit halber, Leſſing ſogleich ganz dem braunſchweigſchen Dienſte zu entziehen, ſollte er anſtatt ohne Säumen mit zweitauſend Gulden und einem beliebigen Titel dem kurfürſtlichen Rufe zu folgen nur ordentliches Mitglied der Pfälzer Akademie werden mit einer jährlichen Penſion von hundert Louisd'or und der leichten Verpflichtung, jedes Jahr oder bloß alle zwei Jahre eine freie Reiſe zu der öffentlichen Sitzung zu machen und jährlich eine Abhandlung einzureichen. „Von Aufſicht über oder von Arbeiten für das Theater iſt gar nicht die Rede geweſen und man denkt bloß, wenn ich einmal nach Mannheim käme, daß ich mich von ſelbſt würde reizen laſſen, meinen guten Rath zu ihren neuen Theateranſtalten zu geben. Und das verſteht ſich." Er empfing das akademiſche Diplom, nahm den Vorſchlag, der ſo kleine Gegenleiſtungen forderte, bereitwillig an und vertraute im übrigen auf den Miniſter v. Hompeſch, welchen Schwan als Seele des Ganzen und zugleich als mächtige Finanzgröße charakteriſirte. Auch der Nebenumſtand, in der neuen Stellung Evas noch in Heidelberg ſtehende Capitalien ſteuerfrei beheben zu können, erhöhte Leſſings Befriedigung. Er ſetzte ſeinen Mannheimer Beſuch für den Winter an und verfaßte gleich am 7. September ein äußerſt höfliches Dankſchreiben an Hompeſch, der zur Antwort bat, Leſſing möge ſo bald als möglich zu ihnen kommen. Der Herzog und der Erbprinz von Braunſchweig zeigten bei dieſer Gelegenheit, welchen Werth ſie in Leſſings Bleiben ſetzten, und die Erwähnung „dermaleins noch zu beſtimmender Geſchäfte" bekräftigte jene von dem Erbprinzen jüngſt gemachten Andeutungen, aber die Annahme der freien Stellung zur Pfalz und die nöthigen kleinen Urlaube wurden anſtandlos bewilligt. Eva freute ſich der glücklichen Löſung, denn ſie kannte ihre Landsleute und betonte mit prophetiſcher Einſicht, daß in Braunſchweig der Herzog, in Mannheim dagegen ein wechſelndes Miniſterium regiere, weshalb man daſelbſt jedes Jahr oder jeden Monat auf einen neuen Herren gefaßt ſein müſſe. Ebenſo ſchrieb die kluge Pfälzerin nach der Lectüre der herzoglichen Antwort: „Wer wollte nicht lieber dieſem Herren dienen, der ſo freundſchaftliche Geſinnungen zeigt, als einem Churfürſten von der Pfalz, der,

wenn er auch freundschaftliche Gesinnungen vielleicht zu hegen im Stande ist, doch die Gabe nicht hat, sie äußern zu können." Der Erfolg bestätigte im weitesten Maße die Richtigkeit ihrer Auffassung. Aber zunächst fuhren die Mannheimer mit vollen Segeln daher: der Minister betheuerte seine und des Kurfürsten Sehnsucht nach der persönlichen Bekanntschaft Lessings, dem man freie Hand zu Engagements für das wo möglich schon am 4. November zu eröffnende Nationaltheater ließ. Als erfahrener Kenner der Bühnenwelt erwiderte Lessing, daß um diese Zeit alle tüchtigen Kräfte contractlich gebunden seien und nur die schlechtesten müßig stünden, man möge sich also ohne Überstürzung bis zu dem Advent- oder Fastentermin gedulden; er versuchte trotzdem durch Karl und Andere dem acteurlosen neuen Theater misvergnügte Leute von dieser oder jener Truppe zu werben, keine Sterne, aber sogenannte utilités. Sehr offen meldete er nach kurzer Zeit Schwan und durch diesen dem Minister, daß er weit entfernt sei eine eigentliche Theaterdirection zu übernehmen und gegenwärtig nur ein paar ebenso mittelmäßige wie anspruchsvolle Schauspieler habe auftreiben können, die denn auch entweder misfielen oder mit dem Reisegelde durchbrannten. Bald verbreitete sich die Kunde von Lessings Vollmachten in der deutschen Bühnenwelt. Anfragen und Gesuche häuften sich auf seinem Tische wie bei einem Theateragenten, sogar der „Theatrall Maschinist zu Inßprug in Thiroll" bewarb sich in einem Musterstück unfreiwilliger Komik bei dem Herrn von Lessing um einen Platz an der „Neüen Theatrall Schaupihne". Und da die Schwüre verstimmter Theatermenschen noch windiger sind als die Eide der Verliebten, kehrte auch Lessing trotz allen Hamburgischen Erfahrungen und Vorsätzen als ein echter, darum unheilbarer Theatermensch seine Gedanken sehr emsig der werdenden Bühne zu. Das Tagebuch des Schauspielers J. H. F. Müller, den Kaunitz auf Engagements- und Informationsreisen geschickt hatte und der sowol Ende October als Anfang November in Wolfenbüttel und Braunschweig Station machte, gewährt uns einen aufschlußreichen Einblick in Lessings dramaturgische Wünsche. Auf gemeinsamer Fahrt, im Zwiegespräch, oder wenn Eva, nachdem sie den Gast „auf Wiener Art bewirthet" hatte, an den Reden theilnahm, wurde das Wol und Wehe der deutschen Schaubühne berathen. Lessing bekannte sich jetzt zu einer milderen Beurtheilung des Wiener Theaters und zu dem

Glauben an ernſte Reformpläne Joſephs, er lobte die dortige Einſchränkung des Ballets und verdammte das Singſpiel als den Ruin des Theaters, er empfahl Preiſe für gute Stücke und regelmäßige Benefize für die Autoren, denen der Kaiſer dann wirklich nach Müllers Promemoria die dritte Einnahme zuwies. Zornig griff Leſſing das Vagabundiren der Truppen an: „Wäre ich ein regierender Herr, ich duldete in meinem Lande den Unfug nicht; dieſe Zigeunerei ſetzt die Kunſt herunter". Müllers Frage nach dem Mannheimer Ruf beantwortete er mit einer offenen Darlegung der Verhältniſſe und einigen Zweifeln an dem Gelingen; die weitere Frage, ob er wol einer Berufung nach Wien folgen würde, proteſtirend, „doch ſo, daß ich glauben konnte, er würde ihn annehmen. Seine Gattin, welche zehn (?) Jahre bei uns in Wien ſeßhaft geweſen war, ſchien dieſen Beruf zu wünſchen; o, ſagte ſie, ich liebe die guten Wiener herzlich! nie werd' ich ihre Güte gegen mich vergeſſen". Für die im Wiener Theater ſtörende Disharmonie der Mundarten und alle Krankheiten der Schauſpielkunſt empfahl Leſſing eifrigſt als einziges Heilmittel die bis auf den heutigen Tag ſo viel geprieſene und viel beſtrittene Theaterſchule. „Machen Sie" ſagte er dem braven Regiſſeur „Ihrem Kaiſer Vorſtellungen, ein Theater-Philanthropin zu errichten, ſo wie der Churfürſt von der Pfalz gegenwärtig eine Singſchule geſtiftet hat, die viel Gutes verſpricht. Jede Kunſt muß eine Schule haben".

Während Leſſing in ſeinem jungen Eheglück die Dinge ruhig an ſich herankommen ließ und trotz den gefärbten Mittheilungen aus Mannheim den „Sitz des guten Geſchmackes" nicht ohne Mistrauen betrachtete, brannten die Pfälzer vor Ungeduld, allen voran der ſeit Anfang 1775 in der Landeshauptſtadt ſeßhafte Dichter und Maler Friedrich Müller, ein echtes Originalgenie unter den geſchraubten Größen zwiſchen Rhein und Neckar. Er, der gleich anderen ein unreifes, aber von wahrer Begeiſterung erfülltes Votum über das Nationaltheater hatte drucken laſſen, war durch Wort und Schrift der lauteſte und ehrlichſte Apoſtel Leſſings. Mit ihm ſympathiſirte von Ulm aus der derbe Schubart, ohne ſich aller Zweifel zu entſchlagen: ſo ſchreibt er Ende November im kernigſten Schwabenſtil an den jungen Freund: „Auf den Fortgang des Theaters bin ich, wie billig, ſehr begierig. Wenns nur nicht raſch-auflodernbes Feuer iſt, das gleich wieder erſtickt,

so bald ein Französlein die Hosenfall aufmacht und drein pißt. Lessing ist nun freilich vor Tausenden der Mann, auf den ihr euch verlassen dürft." Als der Wiener Müller ein paar Wochen später auch Mannheim besuchte, erzählte man ihm, wie Lessing im Genuß eines ansehnlichen Jahresgehaltes sei und alsbald auf Kosten des Kurfürsten drei Monate zur Ordnung der neuen Bühne in der Pfälzer Residenz verbringen werde. Der Minister selbst bestätigte solche Angaben mit der Versicherung, welche Mühe er sich um diese Errungenschaft gegeben, wie sehr er dabei auch auf das Heimatsgefühl der Frau Lessing rechne, und daß Lessing die Vollmacht habe Acteurs unter beliebigen Bedingungen mitzubringen. Wie Voltaires Besuch durch die Aufstellung seiner Büste in der Bibliothek verewigt war, so sollte Lessings Medaillon am Theaterportal neben dem des Sophokles erglänzen und der Pfalz sagen: er ist unser; „allein er hat sich diese Ehre verbeten, da er noch nichts für das Mannheimer Theater geliefert habe."

Lessing, in dem man sich schnell den Spiritus Rector und bleibenden Intendanten des Nationaltheaters zu erblicken gewöhnt hatte, trat mit Seyler in Verhandlung um die wolbekannte, ebendamals (December 1776) zu Dresden nicht prosperirende Truppe schleunig für das fertige, aber leere Mannheimer Haus zu engagiren und versah, auf seine Vollmacht hinweisend, einen begabten und gebildeten Schauspieler, Großmann, als Vermittler mit Empfehlungsbriefen an Hompesch, „auf welchen die ganze Sache ankömmt", und an Schwan, „welcher ein sehr rechtschaffener Mann ist, der Ihnen alle sonst nöthige Auskünfte mit Vergnügen ertheilen wird." In dem späten Bericht Karl Lessings über die Mannheimer Abmachungen zwischen Lessing Seyler Großmann einerseits und dem Minister andererseits sind die alten Ideale der Pfälzer Stimmführer und die neuen Verbesserungen so unverständig durcheinandergemengt, daß sich nur feststellen läßt: die Elite der Seylerschen Truppe sollte einen Grundstock bilden, an welchen sich die einheimischen Theaterschüler anlehnen würden. Daß Lessing auch die anderweitige Verwerthung von Seylers doch sehr bedenklichen Geschäftskenntnissen, die Einrichtung der Kinderstücke, die Bevormundung der Bühne durch eine akademische Commission bis ins Einzelne hinein empfohlen habe, scheint kaum glaublich. In letzterer Hinsicht wird er allerdings lieber der Akademie als irgend einem höfischen Censor maß-

gebende Einflüsse gewünscht, seine eigene Mitwirkung eben auf seine Zugehörigkeit zu dieser litterarischen Vereinigung gegründet und damit zugleich unter Berufung auf frühere Willensäußerungen eine unmittelbare Leitung der Bühne abgelehnt haben. „Mich schaudert, wenn ich nur daran denke, daß ich mich wieder werde mit dem Theater bemengen müssen" schrieb er dem Bruder, ging aber doch am 17. Januar nach Mannheim ab um die Dinge ein paar Wochen hindurch in der Nähe zu prüfen. Schwan empfing ihn mit offenen Armen und bereitete dem Messias der Schaubühne manch angenehme Stunde in seinem gastlichen Hause, wo im nächsten Jahrzehnt der Mannheimer Theaterdichter Schiller liebeselig aus und einging. Der Maler Müller, dies vollsaftige und urwüchsige Talent, das leider nie zu menschlicher und künstlerischer Reife gelangte, kam dem bewunderten Meister enthusiastisch entgegen und gewann Lessings Freundschaft. Ob er ihm Proben seiner formlos dahintaumelnden Rhapsodien oder seiner köstlichen Idyllen, welche das matte Schäfervolk Geßners mit pfälzischem Rebensaft stärkten, von sinnlicher Fülle strotzten und einen landskräftigen Realismus zur Schau trugen, vorlegte, wissen wir nicht; aber eine Faustskizze zog der junge frische Rival heraus, die Lessing, zum ersten Mal mit einem der rheinischen Genies und Strudelköpfe beisammen, als einen hingewühlten ersten Wurf mit leis ironisirendem Wolwollen durchging. Gewiß war ihm der begeisterte Jüngling, der Feder und Radirnadel so originell führte, die interessanteste Erscheinung unter den Bewohnern Mannheims, denn die Collegen von der Akademie, voran der Exjesuit v. Klein, konnten Lessing so wenig anziehen wie vorher den hochmüthigeren Klopstock. Bei aller Artigkeit gelang es Lessing nicht sein Misvergnügen über die neugebackene litterarische Herrlichkeit der Pfalz völlig zu verbergen, und im feierlich stillen Antikensaal war es ihm woler als in dem prächtigen Theater, wo während der provisorischen Vorstellungen das Mannheimer Publicum von Lessings Antlitz das Entzücken über den Sopran der Demoiselle Danzy, das berühmte Fortissimo des Orchesters und die zukünftigen Garricks der Pfalz ablesen wollte. Schade nur, daß man den Ehrengast wie einen beliebigen Touristen das Billet an der Kasse bezahlen ließ! Auch waren die Sonnenfelsnaturen mit ihrer bohrenden Feindschaft gegen alles Höhere in Mannheim mächtiger als in dem gern verehrenden

Wien. Dieſes mit dem lieben Ich ſo zufriedene, ſelbſtgenügſame Gezücht ſteckte dem Kurfürſten, daß der große Fremdling nicht genug Achtung für die Morgenröthe ihres geiſtigen Lebens zeige, und Hompeſch kehrte, je näher er Leſſing als einen ſtählernen Charakter kennen lernte, deſto gefliſſentlicher nur den Finanzminiſter heraus. Dieſer durch und durch unzuverläſſige Menſch fand die Lorbeern eines Mäcen bald zu theuer und verſuchte den aus der Ferne herbeigelockten Vertrauensmann mit hohlen Allgemeinheiten und bewußten Unwahrheiten hinzuhalten. Weder Leſſings doch ſchon durch Schwan formulirtes Verhältnis zur Pfalz und das Seylerſche Engagement, noch die Geldangelegenheit Frau Evas wurden geordnet. Entrüſtet wandte ſich Leſſing nach Heidelberg. Der Maler Müller ließ es ſich nicht nehmen wie in der Stadt ſo auch in der ſelbſt im Februar reizvollen Neckarlandſchaft ſeinen Begleiter zu machen. Er grub die Wanderungen und die auf Italien, auf Poeſie und Religion gerichteten Geſpräche mit Leſſing unverlierbar ſeinem Gedächtnis ein. Als er vier Jahre ſpäter in Rom von einem Landsmann die Trauerbotſchaft empfing, Leſſing ſei nicht mehr, rannte er nachts wie wahnſinnig am Tiberufer und unter den Ruinen hin und her und ſchrieb frühmorgens unter Thränen ſeine Ode „Auf Leſſings Tod", worin er nach einem langen ſtürmiſchen Eingang die perſönliche Erinnerung an die feſte Geſtalt, die freie Stirn, das blitzende Auge, den reinen Sinn, den frohen Scherz des Abgeſchiedenen ausſtrömen ließ:

O ihr grünen Neckarthäler! Sitze
Meiner Fürſten; moosger Mauerring,
Wolfsbrunn, und du Jettas Felſenſpitze,
Sahts! wie ich an ſeinem Halſe hing.

Wie er mich, ich ihn zum Freund erkoren,
Daß ichs nicht vergeſſen ſoll, noch kann!
Ach er war ſo ganz für mich geboren,
War ſo ganz, ſo ganz! ein Mann, ein Mann!

So überwältigend wirkte Leſſings Perſönlichkeit auf empfängliche Gemüther. Friedrich Müller hatte bald nach jenen Schlendertagen reiche Gelegenheit die geſchloſſene Manneskraft ſeines Freundes, der nicht mit ſich ſpielen ließ, zu bewundern, denn er wurde an Stelle des biegſamen Schwan Leſſings Vertrauter in den ſchriftlichen Verhandlungen

mit Hompesch. Lessing, noch bei Evas Heidelberger Verwandten zu Gast, erklärte ihm (1. März 1777) mit herzlichem Dank für alle Freundschaftsdienste, er könne in dieser Sache nichts thun als abwarten und wolle schlechterdings nicht aus dem Gebetenen der Bittende werden. Gleich darauf kehrte er über Göttingen, wo er mit Kästner mehr von Opitzens Studentenversen auf das Neckarthal als vom Mannheimer Theater sprach, heim. Er hatte seine Kunde der deutschen Theaterfatalitäten um eine neue ärgerliche Erfahrung bereichert und nicht die geringste Lust den Minister zu schonen, der in einem auf Schrauben gestellten Brief die spätern Verpflichtungen ignorirte und die alten Anträge unter Verheißung der Curatorstelle an der Universität Heidelberg trügerisch aufnahm, zugleich aber hervorhob, daß, wenn Lessing sich nicht füge, „alle auf ihn gebauten Schlösser auf einmal zertrümmert sein würden". Dieser Brief, „so weit aussehend, so um den Brei gehend, kurz so ministerialisch", stand in perfidem Widerspruch zu den noch einen Monat früher abgegebenen Erklärungen Hompeschs, dem Lessings Abreise aus der Pfalz ein dreistes Biegen oder Brechen zu erlauben schien und welcher den glücklich entwischten Dramaturgen nun sogar mit Vorwürfen über den Miserfolg einiger Mimen belästigte und beleidigte. Am 24. März erließ Lessing zwei Briefe an seine nächsten Mannheimer Bekannten, einen zurückhaltenderen an Schwan, einen sehr rückhaltlosen an Müller: dieser möge sich ja nicht weiter in der albernen Geschichte compromittiren; Hompesch suche in dem Fiasco jener Schauspieler bloß einen Vorwand sich aus dem Staube zu machen; „man sieht ja wol, daß ich von dem Theater nichts verstehe, da ich so elende Leute empfohlen habe. — Doch wenn der Minister sagt, ich habe sie empfohlen: so lügt der Minister." Und Hompesch sollte unmittelbar erfahren, mit wem er es zu thun habe, denn einem anmaßenden Brief desselben voller Ausflüchte setzte Lessings gerechte Empörung im April die wuchtigste und freimüthigste Lection entgegen, die der Herr Minister je in seinem Leben, und zwar wie ein für ungezogene Lügen abgekanzelter Schulknabe, hat anhören müssen. Hompesch verzichtete phrasenhaft auf die patriotische Hoffnung einen Lessing dauernd für die Pfalz zu gewinnen, escamotirte darauf hin die dem auswärtigen Akademiker, nicht dem eingesessenen Intendanten verliehene Pension, setzte sich über alle mündlich oder schriftlich, direct oder indirect

abgeschlossenen Vereinbarungen hinweg, wagte es sogar Lessingen wie einen Schuldner an sein unerfülltes Versprechen zu mahnen und siegelte das rabulistische Schreiben mit dem sauersüßen Ausdruck bleibender Freundschaft und Hochachtung. Seylers war mit keiner Silbe gedacht. Darauf Lessing: „Nur einem Kinde, dem man ein gethanes Versprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wol; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen. Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wol hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels jemanden beschwerlich zu fallen." Aber er macht die Sache des getäuschten Seyler zu der seinen und warnt Hompesch, den er bitter an das Mitwissen des braunschweigischen Hofes erinnert, fürderhin noch ein öffentliches Wörtlein über seine Verbindung mit Mannheim in Kalendern und Journalen durchschlüpfen zu lassen: „Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen. Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Silbe, die sich jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publico alles frei heraus. Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wol nur mit mir zu scherzen: daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksal überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum Besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein." Demgemäß wies er die naive Zumuthung, er möge sich durch irgend eine Leistung für Akademie oder Theater die Pension und die volle Gunst des Kurfürsten wieder verdienen, schroff von der Hand und bat Müller von allen Vermittlungsversuchen abzustehen. „Lernen Sie das Wort der Großen für das halten, was es ist" schloß Lessing bitter diesen Brief. Die Vergütung der Reisekosten und ein Etui mit kupfernen Gedenkmünzen waren sein Lohn. Wenigstens wurde Seyler nicht bloß mit Vertröstungen auf die Zukunft, sondern auch mit einer leiblichen Geldentschädigung

abgefunden, welche Leſſing herauspreſſen half, ſeinen eigenen Tanz mit dem „kleinen, kriechenden Miniſter" vertagend. Er hatte alle Stichkarten in der Hand, aber die Pfälzer hüteten ſich wol den gefährlichen Streiter durch einen Bruch des öffentlichen Schweigens zu reizen und alle ſchimpflichen Koſten dieſes Spieles vor der Welt zu tragen. Leſſing überließ das Mannheimer Nationaltheater gleichgiltig ſeinem Schickſal: es ſei damit eitel Wind; wenigſtens verſtehe man in Mannheim — und damit traf er den Nagel auf den Kopf — unter einem deutſchen Nationaltheater nur ein Theater, auf welchem lauter geborene Pfälzer agiren; den Schauſpielern gelte für ein wahres Nationaltheater allein dasjenige, das ihnen lebenslänglichen Unterhalt verſpreche, da ihnen ja Spielſtücke genug ins Maul flögen. Ebenſo entſagt er in einem Brief an Nicolai auf immer dem berückenden Bühnentraum und ſpottet: „Von wegen der Nationalſchaubühne hätte Ihnen einfallen ſollen was Chriſtus von den falſchen Propheten ſagt, die ſich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: So alsdann jemand zu euch ſagt, hier iſt Chriſtus oder da, ſo ſollt ihr es nicht glauben. Werden ſie zu euch ſagen, ſiehe, er iſt in Wien, ſo glaubt es nicht! ſiehe, er iſt in der Pfalz, ſo gehet nicht hinaus!"

Als ein Jahr darauf auch der geſchmeidige Wieland, wie ſorgfältig er in Mannheim ſein verbindliches Weſen als Widerſpiel des Leſſingſchen „Weberbaums" glitzern ließ, ein Opfer der pfälziſchen Leimruthen wurde, fand er mit der ergetzlichſten Anknüpfung an ein lucianiſches Motiv in dem abderitiſchen Froſchgraben Mannheim die Fortſetzung ſeiner ſtockenden „Abderiten" und rächte durch dieſe Capitel, luſtige Meiſterſtücke carikirender Malice, auch die Freund Leſſing widerfahrene Unbill, indem er Leſſing-Euripides durch das Theaterabdera Mannheim führte. Dem kläglichen Nachſpiel der Leſſingſchen Erfahrungen, wo der verachtete Prinzipal Marchand, der mit niedrig denkenden Dichterlingen gegen den großen Dramaturgen intriguirt hatte, als Sieger hervorgegangen war, und neuen an Ehren, aber nicht an Gewinn reichen Verſuchen Seylers in der Pfalz feſten Fuß zu faſſen folgte jedoch 1779 unter Dalbergs Regiment eine glücklichere Ära. Hervorragende junge Talente ſammelten ſich um das Banner des Mannheimer Nationaltheaters. Hier that Iffland als Schauſpieler und Dichter ſeine erſten Schritte. Die Nachwehen des kleinlichen Localpatriotismus in

Kritik und Production und die akademischen Tiraden über die Ziele einer guten Bühne thaten der Lebenskraft des nach langem Kreißen ans Licht getretenen Kindes keinen Abbruch. Auf dem Repertoire erschien Shakespeare neben Lessing, und 1781 drängten sich aus dem Kreise der kleinbürgerlichen Familie, die in Mannheim wie nirgends sonst zu poetischer Herrschaft gelangt war, die genialischen Figuren der Schillerschen „Räuber" hervor. In Hamburg, in Wien, in Mannheim entfaltete die deutsche Schauspielkunst ein freies Dasein. Das Lehrgeld war nicht umsonst bezahlt.

Lessing konnte 1777 seine letzte dramaturgische Enttäuschung um so leichter verschmerzen, als sein häusliches Glück im schönsten Wachsthum begriffen schien. Das Neujahr hatte die Familie behaglich in dem „Schäfferschen" Hause, dem hufeisenförmigen Gebäude neben der Rotunde angesiedelt gefunden, das, im Innern umgestaltet, noch heute den Bibliothekar der Guelferbytana beherbergt. „Was Ihr angewiesenes Haus betrifft: wenn es auf mich ankömmt, so vertausche ich es mit keinem Palaste in der Stadt, wenn es auch noch so altväterisch und klein wäre. Ich würde ja bei einer solchen Entfernung die Erlaubnis verlieren, Sie in der Bibliothek besuchen zu dürfen" hatte Eva noch als Braut geschrieben. In diesen mit sauberer Eleganz ausgestatteten Räumen begann nun Lessing, ein eifriger Frühaufsteher, seine Tage, die gleichmäßig, aber ohne die dumpfe Eintönigkeit der letzten Wolfenbüttler Jahre, im steten Wechsel kurzer Bibliotheksarbeit, stiller Stunden am Studirtisch und geselliger Freuden mit Weib und Kindern oder willkommenen Gästen verliefen. Mit jugendlicher Frische betrieb er seine großen theologischen Kriegspläne und fühlte trotz Mannheim Lust und Kraft zu neuen dramatischen Schöpfungen. Wer ihn damals im vertrauten Gedankenaustausch und am heitern Familientische sah, bewunderte die elastische Schaffelust und Fröhlichkeit des Mannes und den herrlichen Einklang der Gatten. Mendelssohn und der gute Theophilus hatten Lessing noch niemals so liebreich, so umfangen von innerem und äußerem Frieden, so gesund, so lebensmuthig gefunden. Der junge schwäbische Historiker Spittler, der im Frühjahr einige Wochen zu Wolfenbüttel Lessings bibliothekarische und menschliche Güte in vollem Maße genoß, schüttete sein dankbares Herz vor Freund Meusel aus: „Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen." — Meusel

kannte ihn als Recenſenten! — „Ich darf Sie verſichern, daß er der größte Menſchenfreund, der thätigſte Beförderer aller Gelehrſamkeit, der hilfreichſte und der herablaſſendſte Gönner iſt. Man wird unvermerkt ſo vertraut mit ihm, daß man ſchlechterdings vergeſſen muß, mit welch großem Manne man umgeht, und wenn es möglich wäre, mehr Menſchenliebe, mehr thätiges Wolwollen irgend anzutreffen als bei Leſſing — ſo wärs bei Leſſings Gattin. Eine ſolche Frau hoffe ich nimmer mehr kennen zu lernen. Die unſtudirte Güte des Herzens, immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die ſie auch durch die bezauberndſte Sympathie allen mittheilt, welche das Glück haben mit ihr umzugehen. Das Beiſpiel dieſer großen würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geſchlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel geweſen, um ſie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Mit dem vorrückenden Jahr wuchs die bang beſeligende Hoffnung auf ein Unterpfand der Ehe, das Vater und Mutter zu einer noch unlösbareren Gemeinſchaft an einander kettet und dem Hausſegen die höchſte Weihe giebt. Aber das mit ſo heißen Wünſchen, mit ſo ernſten Gelübden herbeigeſehnte Chriſtfeſt ſollte die furchtbarſte Kataſtrophe für Leſſings ſpät und mühſelig aufgebautes Familienglück werden: an einem der Weihnachtsfeiertage wurde ihm ein Sohn geboren, der ſchon vierundzwanzig Stunden nach der ſchweren Entbindung ſtarb; von der kleinen Leiche blickte Leſſing hinüber auf ſeine vom hitzigſten Fieber befallene Gattin; nach verzweifelten Tagen leuchtete ein trügeriſcher Hoffnungsſtrahl; auch dieſer verblich; am 10. Januar 1778 erloſch Evas Leben, und in einem Grabe des Wolfenbüttler Bürgerkirchhofs iſt mit Leſſings geliebteſtem Weſen ſeine ganze Freude am Daſein beſtattet worden. Er brach zuſammen und haderte verzweifelt mit dem grauſamen Schickſal. Nichts ergreifender, als wie der ſchmerzlichſte Krampf dieſen ſtarken Mann ſchüttelt und Leſſing doch, während der Geier ſein Eingeweide frißt, die ſchonendſte Mittheilung der Trauerkunde an den älteſten Stiefſohn anordnet; nichts was uns das Herz mehr zuſammenſchnürte, als dieſes thränenloſe Stöhnen eines Gewaltigen, dieſe blutigen Sarkasmen, dieſe dumpfe Faſſung, dieſe ungeheure Kraftanſtrengung aus der Verzweiflungsnacht wieder ans Licht zu tauchen und fortzuleben, fortzulieben, aber auch fortzuhaſſen und

nicht in siechem Pessimismus oder ermattender Klage, sondern im Getriebe des Kampfes den Lebensrest aufzureiben. Klopstock hat sehr bald nach dem Scheiden Metas aller Welt die tödtliche Entbindung, die letzten Gespräche und seine Wittwerschmerzen haarklein vorerzählt — ein paar großartige Briefe, das Erschütterndste was je aus der Feder eines zagenden und trauernden, verzweifelnden und mit dem Fatum, aber auch mit sich selbst ringenden Mannes gekommen ist, führen uns in das Wolfenbüttler Sterbehaus. Jeder Zusatz würde ihre lapidaren Züge beleidigen.

Den 31. December 1777, an Eschenburg. „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er sobald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

Den 5. Januar 1778, an Karl Lessing. „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübnis ward von der größten Besorgnis so überschrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paar Mal von

kannte ihn als Recenſenten! — „Ich darf Sie verſichern, daß er der größte Menſchenfreund, der thätigſte Beförderer aller Gelehrſamkeit, der hilfreichſte und der herablaſſendſte Gönner iſt. Man wird unvermerkt ſo vertraut mit ihm, daß man ſchlechterdings vergeſſen muß, mit welch großem Manne man umgeht, und wenn es möglich wäre, mehr Menſchenliebe, mehr thätiges Wolwollen irgend anzutreffen als bei Leſſing — ſo wärs bei Leſſings Gattin. Eine ſolche Frau hoffe ich nimmer mehr kennen zu lernen. Die unſtudirte Güte des Herzens, immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die ſie auch durch die bezaubernd̃ſte Sympathie allen mittheilt, welche das Glück haben mit ihr umzugehen. Das Beiſpiel dieſer großen würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geſchlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel geweſen, um ſie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Mit dem vorrückenden Jahr wuchs die bang beſeligende Hoffnung auf ein Unterpfand der Ehe, das Vater und Mutter zu einer noch unlösbareren Gemeinſchaft an einander kettet und dem Hausſegen die höchſte Weihe giebt. Aber das mit ſo heißen Wünſchen, mit ſo ernſten Gelübden herbeigeſehnte Chriſtfeſt ſollte die furchtbarſte Kataſtrophe für Leſſings ſpät und mühſelig aufgebautes Familienglück werden: an einem der Weihnachtsfeiertage wurde ihm ein Sohn geboren, der ſchon vierundzwanzig Stunden nach der ſchweren Entbindung ſtarb; von der kleinen Leiche blickte Leſſing hinüber auf ſeine vom hitzigſten Fieber befallene Gattin; nach verzweifelten Tagen leuchtete ein trügeriſcher Hoffnungsſtrahl; auch dieſer verblich; am 10. Januar 1778 erloſch Evas Leben, und in einem Grabe des Wolfenbüttler Bürgerkirchhofs iſt mit Leſſings geliebteſtem Weſen ſeine ganze Freude am Daſein beſtattet worden. Er brach zuſammen und haderte verzweifelt mit dem grauſamen Schickſal. Nichts ergreifender, als wie der ſchmerzlichſte Krampf dieſen ſtarken Mann ſchüttelt und Leſſing doch, während der Geier ſein Eingeweide frißt, die ſchonendſte Mittheilung der Trauerkunde an den älteſten Stiefſohn anordnet; nichts was uns das Herz mehr zuſammenſchnürte, als dieſes thränenloſe Stöhnen eines Gewaltigen, dieſe blutigen Sarkasmen, dieſe dumpfe Faſſung, dieſe ungeheure Kraftanſtrengung aus der Verzweiflungsnacht wieder ans Licht zu tauchen und fortzuleben, fortzulieben, aber auch fortzuhaſſen und

nicht in siechem Pessimismus oder ermattender Klage, sondern im Getriebe des Kampfes den Lebensrest aufzureiben. Klopstock hat sehr bald nach dem Scheiden Metas aller Welt die tödtliche Entbindung, die letzten Gespräche und seine Wittwerschmerzen haarklein vorerzählt — ein paar großartige Briefe, das Erschütterndste was je aus der Feder eines zagenden und trauernden, verzweifelnden und mit dem Fatum, aber auch mit sich selbst ringenden Mannes gekommen ist, führen uns in das Wolfenbüttler Sterbehaus. Jeder Zusatz würde ihre lapidaren Züge beleidigen.

Den 31. December 1777, an Eschenburg. „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er sobald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

Den 5. Januar 1778, an Karl Lessing. „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübnis ward von der größten Besorgnis so überschrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paar Mal von

ihrem Bette mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hat sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird."

Den 7. Januar, an Eschenburg. „Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragischer Brief das kann gewesen sein, den ich Ihnen soll geschrieben haben. Ich schäme mich herzlich, wenn er das Geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt. Meine Freunde müssen mich ferner schon so dulden, wie ich bin. — Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen, und eigentlich habe ich itzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen."

Den 10. Januar, an Eschenburg. „Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht."

Den 12. Januar, an Karl. „Wenn du sie gekannt hättest! — aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!"

Den 13. Januar, an Eschenburg. „Gestern Morgen ist mir der Rest von meiner Frau vollends aus dem Gesichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun. Aber das geht nicht, und ich muß nur wieder anfangen meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath vom Laudano litterarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen." —

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

ihrem Bette mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hat sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird."

Den 7. Januar, an Eschenburg. „Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragischer Brief das kann gewesen sein, den ich Ihnen soll geschrieben haben. Ich schäme mich herzlich, wenn er das Geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt. Meine Freunde müssen mich ferner schon so dulden, wie ich bin. — Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen, und eigentlich habe ich itzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen."

Den 10. Januar, an Eschenburg. „Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht."

Den 12. Januar, an Karl. „Wenn du sie gekannt hättest! — aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!"

Den 13. Januar, an Eschenburg. „Gestern Morgen ist mir der Rest von meiner Frau vollends aus dem Gesichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun. Aber das geht nicht, und ich muß nur wieder anfangen meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath vom Laudano litterarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen." —

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

1780. Aus F. H. Jacobis Nachlaß.

Lessing.

Geschichte seines Lebens und seiner Schriften

von

Dr. Erich Schmidt,
Professor an der Universität Berlin.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1892.

Inhalt.

Seite

Drittes Buch. Wolfenbüttel.

II. Capitel. Der theologiſche Feldzug.

Berengar 348
Reimarus 354
„Beiträge“ 382
Semler 395, 475
Gegner der Fragmente 405, 413, 450, 474
„Duplik“ 409
Goeze 415, 456
Leſſings Antworten 437
Cenſur 465
Nachlaß 478

III. Capitel. Nathan der Weiſe.

Vorgeſchichte 486
Ringparabel 488
Boccaccio 503
Geſchichtliches. Marin 514
Voltaire 520
Compoſition 526
Entwurf 533
Menſchen 534
Vers 566
Aufnahme 571
Theater 575

IV. Capitel. Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Freimaurerei 582
„Ernſt und Falk“ 588
Politik 593
Geiſtesart 604
Entwicklung. Leibniz 620
Determinismus 625
„Erziehung“ 629
Analyſe 635
Seelenwanderung 650
Spinoza. Jacobi 659
Zweifel 670

V. Capitel. Sprache. Seite

Geſchichtliches 683
Sonderart. Dialekt ꝛc. Manier 695
Deutlichkeit. Entwicklung 709
Lebendigkeit 715
Brief 720
Dialogiſches 728
Bewußtheit 724
Gleichnis 726
Perſönlichkeit 735

VI. Capitel. Lebensausgang.

Amt. Haus. Gäſte 737
Braunſchweig 747
Weimar 750, 776
Hamburg 751, 760
Jacobi 756
De la littérature allemande 764
Jülich-Cleve 768
Tod 771
Nachrufe 773
Anmerkungen 780
Regiſter 811

Drittes Buch.
Wolfenbüttel.

II. Capitel. Der theologiſche Feldzug.

„Ich habe es längſt für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum ait in causa Christianorum.“
„Ärgernis hin, Ärgernis her!“

Des leidenden Mannes vielerprobte Freundin iſt die Arbeit. Wie die Göttin ihrem heldenhaften Liebling in höchſter Bedrängnis neuen Muth in die Seele haucht, ſo richtet Thätigkeit den Gebeugten auf und ſtellt ihm, kann ſie auch das Verlorene nicht heimbringen, Werth und Ziel ſeines Daſeins vor Augen; vor ihm der Tag, und hinter ihm die Nacht. Für den unwiederbringlichen Schmuck und Genuß ſetzt er die fortdauernde Kraft des Wirkens ein, und die edle Reſignation wohnt in ſeiner Bruſt, daß, wie Schopenhauer es ausdrückt, der Menſch nicht glücklich, wol aber heroiſch leben kann. So denken wir uns Leſſing nach dem Zuſammenbruch ſeines hart und ſpät erkämpften Hausfriedens nicht lang in dumpfem Hader mit den finſtern Mächten, die es ihm nicht ſo gut werden ließen wie anderen, ſondern über alle wiederkehrenden Anfälle leidenſchaftlichſter Bitterkeit hinaus bald Herr ſeiner ſelbſt und mit angeſpannteſter Energie fortfahrend in der Bewältigung großer Aufgaben. Bis ans Sterbelager der lieben Frau folgen ſie ihm; in ſein ſtummes Brüten fällt die Ausforderung des Gegners; vom Grab hinweg eilt er die Niederlage ſeiner Lebensfreuden in geiſtigen Fehden zu vergeſſen. Ganz giebt er ſich dieſem Hauptzweck hin. Seine Schöpferkraft ſcheint aufs Höchſte geſteigert, ſeine Unruhe weniger denn je zu beſchwichtigen. Schlag auf Schlag,

jeder Kriegskunst gerecht, entfaltet sich seine Polemik, und aus der athemlosen Folge dieser kritischen Gänge und ihrer abgebrochenen oder nur gedachten Ergänzungen dringt jetzt, so schonungslos der ungeschonte Mann seine Sache führt, so hageldicht die Streiche seines Spottes, Hohns, Zorns fallen, so scharf er die Sätze spitzt, ein gewaltiger Herzenston hervor, der in dieser Fülle noch nie bei ihm erklungen ist. Mitten in verschlagener Minirarbeit und offener Zerstörung baut er einen Altar der Liebe und predigt ein mildes humanes Evangelium; beides, den Grimm des Kampfes, wie die Versöhnung mit allem Hader der Menschheit als ein Geprüfter aus der vollen Schale des Leids schöpfend. Mit gewohntem Sarkasmus vergleicht er die Arbeit, die ihn „fortduseln" läßt, dem Schlafmittel des Kranken: „Theologisches Laudanum" heißt nun die Hauptarbeit seiner Wolfenbüttler Zeit, der gleich auf der Schwelle ein bedeutender kirchengeschichtlicher Fund den prophetischen Stempel aufgeprägt hatte und deren theologische Aussaat und Ernte den von Haus aus berechneten Plan eines großen Strategen enthüllt.

Schon im October 1770 sollte die gelehrte, zumal die gottesgelehrte Welt erfahren, daß der neue Bibliothekar der ihm anvertrauten Schätze werth sei und auch Versunkenes zu heben wisse: Lessing überraschte durch die Ankündigung eines längst verloren geglaubten Tractates über das Abendmahl vom „Berengarius Turonensis". Die von Lessing geplante Herausgabe dieser Handschrift des zwölften Jahrhunderts, De cena Domini et transsubstantiatione, ist erst 1834 erfolgt; über die Schrift und den Urheber hat sich durch Sudendorf, Reuter und andere seither helleres Licht ergossen, als Lessings „Erläuterungen und Rettungen" vermocht hatten. Sie geben sich als Briefe an C. A. Schmid, den treuen Genossen aller bibliothekarischen Ausgrabungen, durch seine gründliche Forschung über Adelmann, Berengars Mitschüler und späteren Gegner, auch Anreger dieser Berichte, die nach Lessings Art nicht mit der Thür ins Haus fallen, sondern erst nach längerer Spannung die Freude des Fundes verrathen.

War die Schrift verschollen, ihr Urheber, Berengarius von Tours, gestorben 1088, des Abälard Zeitgenoß, des Fulbert selbständiger Schüler, war es nicht, und er war keineswegs bloß in kirchengeschicht-

lichen Compendien eingesargt, sondern oft und immer wieder genannt in den auf- und abwogenden Abendmahlsfehden vom sechzehnten Jahrhundert an. Luther selbst gedenkt sein misverständlich mit harten Worten, die grimmen Flacianer rühren die leidigen Händel von neuem auf, Zwingli möchte Berengar als Gesinnungsgenossen ansprechen, das folgende Säculum trug der Forschung wichtigen Stoff zu; ja selbst Voltaire interessirte sich für das alte Opfer geistlichen Zwanges und trat im Essai sur les mœurs, in dem Capitel über Religion und Aberglauben, für Berengar gegen Lanfranc ein mit sympathischen Worten: Bérenger n'avait raisonné qu'en philosophe ... cette rétractation forcée ne fit que graver plus avant ses sentiments dans son cœur. Il mourut dans son opinion.

Die „Rettung" des Standhaften und die „Erläuterung" seiner Ansichten, beides beschäftigte Lessing lebhaft. Das erste Moment erregte ihn menschlich, das zweite, an sich kühler, ohne subjective Wärme in der Abendmahlsfrage angefaßt, gewann doch dadurch persönliche Anziehungskraft, daß die pietätvolle Freude, dem armen absterbenden Alten zu Kamenz, der an den früheren Schriften des Sohnes keinen oder nur sehr geringen Antheil hatte nehmen können, eine in sein Fach schlagende dogmengeschichtliche Bescherung zu machen, Lessings Hand führte. Gottholds letzter Brief meldete dem Vater: „Gleich anfangs habe ich unter den hiesigen Manuscripten, deren an sechstausend vorhanden, eine Entdeckung gemacht, welche sehr wichtig ist und in die theologische Gelehrsamkeit einschlägt. Sie kennen den Berengarius, welcher sich in dem elften Jahrhunderte der Lehre der Transsubstantiation widersetzte. Von diesem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich sagen darf, daß noch kein Mensch etwas weiß; ja, dessen Existenz die Katholiken schlechterdings geläugnet haben. Es erläutert die Geschichte der Kirchenversammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und enthält zugleich die unwidersprechlichsten Beweise, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegriff Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat und keineswegs einer Meinung davon gewesen, die der Reformirten ihrer beikäme. Ich werde das ganze Manuscript herausgeben und lasse bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächstens senden will." Im Sommer 1770 mit Freund

Schmid, der dann eine Abschrift anfertigte, „ganz berengarisch", empfindet Lessing trotz den üblichen Redensarten über Lumpereien, Bettel, thörichte Arbeit große Freude am Werk. Er will im Herbst eine Edition als leichte Mühe erledigen und nennt später noch dieses im würdigen Quart dargebotene Buch dasjenige, bei dessen Abfassung er das größte Vergnügen gehabt habe und die Zeit ihm am wenigsten lang geworden sei.

Wol lohnte Berengar der Mühe näheren Studiums. Zweifel über die giltige Abendmahlslehre hatten seinen kühnen Geist zur aufklärerischen Prüfung der Tradition insgemein fortgetrieben. Die siegreiche Ansicht des Paschasius Radbertus über die Transsubstantiation stieß ihn ab. Prüfend durchlief er die dogmatischen Streitigkeiten der letzten Jahrhunderte, nicht bloß auf ihre altsanctionirte, sondern auch auf ihre innere Gewähr hin und lehnte sich auf gegen Tradition und Kirche, durch inquisitorische Gewalt geprüft, im Kampfe mit der Autorität gehärtet. Er suchte Stützen in der alten Patristik und verwarf, philologisch aus- nicht unterlegend, die Geltung des bloßen Buchstabens der Bibel, um in so freisinniger Haltung von Concilsentscheiden und einer äußeren Mehrheit an die innere Majorität der Wahrheit zu appelliren, dafür zu disputiren mit Wort und Feder und besonders über die cena domini um die Mitte des Jahrhunderts mit dem gefährlichen Lanfranc ein Duell des Rationalismus mit der Orthodoxie auszufechten, das trotz der Gunst Papst Hildebrands 1079 äußerlich mit seinem Fall endete, indeß er bei seiner freien Auffassung blieb und, klüglich, ja kläglich unterduckend, über die einzelne Frage hinaus doch gegen Concil und Kirche das Freidenkerthum wahrte. „Also" sagt Reuter „ist der zweite Abendmahlsstreit geworden, was der erste nicht war, ein Kampf um die höchsten Kriterien der religiösen Wahrheit, ein Conflict der Tendenz der negativen Aufklärung unmittelbar mit dem damaligen autoritativen Kirchenthum, mittelbar mit dem Christenthum der positiven Offenbarung."

Auf solche weitere Perspectiven aber ist Lessing hier als Kirchenhistoriker nicht eingegangen. Seine mit vielen Textproben belastete Untersuchung rechnet scharfsinnig die Concilien nach, obwol sie auch hierin den Nachfolgern Correcturen offen ließ, und verliert sich mehrfach in dürre und wirre Einzelheiten, wie denn Lessing selbst gesteht, er habe bei der

Eile, seinen Fund zu veröffentlichen, den Hauptinhalt zu wenig herausgearbeitet. Er läßt es an historischem Hintergrund und eingehender Charakteristik der betheiligten Personen fehlen. Er — aber gerade darin liegt der menschliche und auch der schriftstellerische Reiz des Büchleins — er hebt als Retter seinen Helden zu hoch, indem er den behutsamen Sophisten ganz übersieht, der trotz allem Kampfeseifer den Mantel nach dem römischen Winde hängte und als gewandter Agitator auch politische Kniffe und Schliche nicht verschmähte, kurz kein so gerader und unentwegter Streiter war, wie Lessing uns überreden möchte. Denn der objective Archivar und Urkundenforscher stimmt einen sehr persönlichen Brustton an, wo er auf die „Bekehrung" des Berengar, auf die Frage nach der Rückhaltlosigkeit seiner Bekenntnisse, auf den verpflichtenden Dienst der Wahrheit überhaupt zu sprechen kommt. Er kann es schlechterdings nicht glauben, daß ein Mann die mit reifstem Verstand errungene Wahrheit Jahrzehnte lang trotz allen Gefahren beharrlich bekenne und ausbreite, um sie plötzlich, in einem Augenblicke, wo die Schätze der Wahrheit den unveräußerlichsten Werth vor allen anderen behaupten, zu verläugnen. Ein solcher Erweis müßte alle Untersuchung der Wahrheit verleiden. Lessing will das grausame Märchen von dem Rückfall in die flachen Begriffe der Kindheit so wenig hören, wie die plötzlichen Bekehrungen auf dem Todtenbette, wo nicht ein hitziges Fieber oder, was noch schrecklicher ist, Einfalt und Heuchelei dem ruhebedürftigen Kranken zweideutige Worte abpressen. Auch die starke Triebfeder der Ehre eines empfindlichen Geistes setzt der Vertheidiger späterhin in Bewegung, nicht als die edelste zwar für den Wahrheitsfreund, aber doch als wirksame Wasserkraft, die keinen Stillstand des Rades duldet.

Es bedarf keiner Wortverschwendung dafür, daß Lessing hier nicht für Einen Fall im Leben einer fernen historischen Persönlichkeit, sondern ganz allgemein und zugleich vernehmlich genug im eigenen Namen spricht. Aber zwischen geschminkter Wahrheit, Überzeugungsmaskerade, kupplerischer Beredsamkeit und einem aus dem Stoff berechneten und den Zeitumständen angepaßten Vortrag, einer niemals lügenden, wol aber weislich zurückhaltenden, das Esoterische und das Exoterische mischenden Argumentation besteht ein großer Unterschied, und es heißt nicht Lessings Charakter verdächtigen, wenn man den Lobredner der

Wahrheit seinen Tempeldienst vom „Berengarius Turonensis“ an ohne ein beständiges unverhohlenes Auspacken aller und jeder einschlägigen Privatansicht vollziehen sieht. Man sollte nicht über Wunderkritik reden dürfen, ohne mit dürren Worten zu gestehen: ich selbst glaube kein Wunder? nicht über ein Stück alter oder neuer Christologie, ohne im Eingang oder Nachwort den eigenen Unglauben an die Gottheit Jesu auszuklingeln? nicht im dankbaren Gefühl der protestantischen Grundlagen unserer Bildung und in freier Bewunderung menschlicher Größe einen Luther preisen dürfen, ohne darzuthun, welche Kluft unsere Weltanschauung von der seinen trennt? Im gegebenen Fall: Lessing hat über das Abendmahl gewiß glimpflicher geurtheilt als König Friedrich, der „keine abscheulichere und lästerlichere Absurdität als seinen Gott zu essen“ kannte, c'est le dogme le plus révoltant, le plus injurieux à l'Etre suprême, le comble de la folie et de la démence (an Voltaire, März 1776) — aber Lessing, unberührt von der Weihe des Charfreitags oder gar vom Liebesrausch der Pietisten, hat für seine Person das Abendmahl weder in dieser noch in jener Form, weder in Luthers noch in Zwinglis Sinn begehrt und das christliche Passah jedenfalls in keinerlei Gemeinschaft mit Mystikern und Christgläubigen, vielmehr aus dem nüchternen Interesse eines historisch-kritischen Betrachters dieses frommen Brauches und der damit verknüpften Lehren gewürdigt. Seine Briefe über Berengar laufen denn auch in ruhige Fragen aus. Sie „betreffen einzig die Geschichte des Dogmas; höchstens ein Vorurtheil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder die andere Meinung ergeben dürfte“. Ein Bild deckt auch hier Lessings eigene Fremdheit gegen das hochgelobte Sacrament: „Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen und am wenigsten wird mir es einfallen, die Hand nach der schwankenden Lade des Bundes auszustrecken.“ Entschiedener Unionsfreund will Lessing seine Finger nicht in die alte Wunde legen, die immer noch von streng-lutherischen Zwinglihassern offen gehalten wurde, denn ihm heißen die Reformirten „verschieden denkende Brüder“. Gleichwol bemüht sich Lessing gar geflissentlich, mit Genugthuung, und kaum dem wahren Sachverhalt entsprechend, Berengars Lehre von der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in engen Einklang mit Luthers schleierhafter Auffassung zu bringen. So sehr wird ihm Berengar ein

früher Vorläufer der Reformation, daß er ein neues kirchengeschichtliches Arsenal aufthut zu Gunsten „unserer Kirche", „unseres Glaubens", den strengkatholischen Widersacher Lanfranc wie in eigner Sache angreift, „päpstlichem Misglauben" die Spitze bietet, einem Briefe des Bischof Eusebius den einfältigen unbedingten Schriftglauben nachrühmt und in der Fülle antikatholischer Polemik gegen hohe und niedere Priester, Geschichtschreiber und Dogmatiker selbst für die gelehrten Benedictiner der Histoire littéraire de la France, für Männer vom Rang eines Martene, eines Mabillon, des großen Schöpfers neuer historischer Hilfswissenschaften, kein gutes Wort findet. Was Wunder, daß dieser aus Lessings lebhaftem Temperament quellende, durch den Hinblick auf die armselige Kamenzer Studirstube erwärmte Eifer und die ruhige Theilnahme an dem so bedeutsamen Abendmahlsstreit, verbunden mit ansehnlicher, offenbar mühelos aufgebotener Gelehrsamkeit und dem Reiz eines überraschenden Fundes, nicht bloß die Lobsprüche der wissenschaftlichen Theologie weckten, sondern daß über ein seit der Rettung des Lemnius erregtes Mistrauen hinweg sogar die Orthodoxie diesem Lessing als einem Nathanael freundlich zuwinkte. Aufgeklärte Freunde schüttelten den Kopf. Wer dem Gemunkel über Lessings bevorstehenden Übertritt zum Katholicismus und italienische Ansiedelung ein Ohr geliehen hatte, stutzte nun vor der gegentheiligen Überraschung. Die Gelehrten folgten wie gewöhnlich ihrem eingeschränkten Fachinteresse: Ernesti, der philologische Theolog, ein Anhänger der Lutherischen Abendmahlslehre, erkannte seinen einstigen Schüler des Doctorhutes der facultas venerabilis werth, die profanen Philologen, von denen Reiske eine bescheidene, fast geringschätzige Ankündigung des Berengarfundes aus Wolfenbüttel empfangen hatte, dachten im Herzen: Lessing möge nur nicht tiefer in die Lanfrancos und Berengarios gerathen, denn „den Gang des menschlichen Verstandes in theologischen Ungereimtheiten wissen wir so ziemlich"; was bei Lessing den Nachhall findet: das „schale Lob der Theologen" solle ihn nicht zu weiterer Beschäftigung mit ihren „Quisquilien und Ungereimtheiten" verführen. Aber in Stunden der Bedrängnis hat er es später nicht verschmäht, den Schild dieses „Berengarius" vorzuwerfen.

Daß die Rettung des alten „Ketzers" von vielhundertjähriger Verfolgung und Fälschung, der mannhafte Protest gegen alle Ketzer-

macher, welche von jeher grauſame Anklagen für unumgängliche Selbſtvertheidigung ausgeben möchten, die bis zur Herzlichkeit geſteigerte Parteinahme für den Einen Freien gegen den Dogmenglauben ſeines Zeitalters und gegen die gewaltthätig den Widerruf erpreſſende Kirchenautorität eine große allgemeine Bedeutung habe und ſchwerer in die Wagſchale falle als Leſſings vermeintes treues Lutherthum, ſprach niemand nachdrücklich aus, auch ſein jugendlicher Recenſent Johannes Müller nicht, und niemand konnte damals gewahren, wie Leſſing in dieſer Haltung, theils als objectiver Herausgeber kirchengeſchichtlicher Urkunden, theils perſönlich mitſtimmend, ſchon auf ein ganz anderes Unternehmen, auf einen ganz anderen handſchriftlichen Fund ziele.

Am 1. März 1768 war Hermann Samuel Reimarus aus einem langen Leben ſtiller Arbeit abgeſchieden. Mit der Ruhe eines Weiſen hatte er dem Tod ins Angeſicht geſchaut. Als Leſſing ein Jahr ſpäter mit Eliſe und dem Doctor eine dauernde und folgenreiche Freundſchaft ſchloß, konnte er die große Bibliothek vor ihrer Verſteigerung nach Luſt benutzen, und bei raſch gedeihendem Vertrauen that ſich ihm auch das geheime Hausarchiv der Reimarer auf. Er durfte nicht bloß theologiſche, philologiſche, dramaturgiſche Werke entleihen, ſondern auch einen Einblick thun in die verſchwiegenen Blätter, denen der Alte durch lange Jahre ſeine tiefſten Zweifel, ſeine beherzteſten Schlüſſe aufgeprägt hatte, während die Welt nur den frommen Teleologen ſah.

> Genieß der Seligkeit des Chriſten und des Weiſen,
> Der für die Ehre Gottes denkt.

rief Hamburgs Gelegenheitsdichter am Sarge des „unſterblichen Reimar", in deſſen Nachlaß doch der Zündſtoff einer antichriſtlichen Empörung glomm.

Sehr langſam war Reimarus' ernſter Sinn von einzelnen jugendlichen Bedenken über Bibelſtellen, nach einer ſtrenggläubigen Zeit, wo ihn apologetiſche Werke in eine getroſte Sicherheit eingewiegt hatten, zur Skepſis fortgeſchritten; aber auch dann ſuchte er ſich noch einzureden, daß Gott uns ſchwachen Menſchenkindern nur ein beſchränktes Verſtändnis erſchließe und daß eben nicht jedes Wort der Schrift inſpirirt ſei, bis ſein Glaube an der Klippe der Trinität ſcheitert, ſelbſt-

quälerisches Gebet keine befreiende Schwinge mehr findet und die Lehre von den ewigen Höllenstrafen, welche die ungeheure Mehrheit der Menschen schuldlos dahinraffen sollen, ihm Mark und Bein durchschauert. Auf der andern Seite entsetzt er sich vor der unbegreiflichen Bosheit und Halsstarrigkeit des auserwählten Volkes. Solchem peinvollen Schwanken steckt endlich der beherzte Entschluß ein Ziel: die Religion, die ihm wie allen Kindern im unmündigsten Alter ohne Wahl und Prüfung von den Vorfahren her aufgedrängt worden sei, mit kalter Wahrheitsliebe zu untersuchen, das Ergebnis möge ausfallen wie es wolle. Er kann nicht auf dem Standpuncte des Kindes beharren, sondern muß mit eigenen Augen zusehen, ob der christliche Glaube als der echte und rechte über die andern, falschen Religionen triumphire. In einem ergreifenden Monolog, worin er sich selbst die innere Nöthigung und Reinheit seiner Absichten lebhaft vorhält, schlägt er jeden Verdacht gehässiger Neuerungssucht nieder. Viele Jahre hindurch hat er seine geheimen Aufzeichnungen, die ein schneidendes Nein zum andern fügen, von neuem geprüft und stichhaltig befunden; darum blickt er der Todesstunde gelassen entgegen: „Ich genieße seit der Zeit eine ungestörte Befriedigung des Gemüths, der ich mich in meinem Busen freue." Umsonst mahnten die paar vertrauten Freunde, unter ihnen der deistische Naturdichter Brockes, zu öffentlichem Bekenntnis, das doch dem friedliebenden Wesen des stillen Mannes trotz aller Würdigung der beigebrachten Gründe zuwiderlief. Denn er gesteht, „daß ich stets gerne Streitigkeiten ferne geblieben bin", und unvergessen war in Hamburg der Trotz mächtiger Glaubensstreiter nach oben und unten, manches Beispiel amtsbrüderlicher Gewaltthätigkeit. Die gelehrte Welt kannte ihn als Gräcisten und Orientalisten, als bewährten Docenten und Schulmann. Er war würdig, in der Vaterstadt Edzardis Professur zu erben und auch den litterarischen Nachlaß seines Schwiegervaters Fabricius zu verwalten; Göttingen bot ihm Gesners Lehrstuhl für griechische Sprache und Litteratur an. Nach der Vita Fabricii und dem vollendeten Dio Cassius kehrte er zu den philosophischen Studien seiner Wittenberger Zeit zurück und zeigte sehr zurückhaltend in den verbreiteten, selbst von der Orthodoxie belobten „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" (1754) nur die maßvolle, Wolffisch gefärbte, aber nicht unselbständig

begründete Verehrung des persönlichen Gottes, der die Welt aus dem Nichts geschaffen und ihren Lauf nach seiner unendlichen Vollkommenheit vorbestimmt habe. Noch Kant rühmt diesen Reimarischen Beweis für das Dasein Gottes als unübertroffen. In diese Theologie und Unsterblichkeitslehre mischten sich freilich schon freigeistige Scrupel gegen alle, der absoluten Causalität Gottes fremden, Wunder nach der Schöpfung, aber der Gegner des Atheismus und Materialismus redete lauter als der unchristliche Philosoph. Hamburg sah ihn mit dem eifrigen Senior Wagner auf gutem Fuß und erfuhr wenig von seiner Bemühung, durch wolinstruirte Freunde den neuen Katechismus zur naturalistischen Pflanzschule zu machen. Seine „Vernunftlehre" (1756) bezeugte den scharfen Logiker, die „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere", im Gegensatz nämlich zur Vernunft des Menschen, den denkenden Naturfreund. Wie größere Philosophen des Aufklärungszeitalters sprach er wol von Jesus als einem sittlichen Vorbild, schwieg aber von Christus dem Erlöser, ohne geradezu das Visier des Bibel- und Dogmenfeindes antichristlich zu lüften, denn er fühlte sich nicht berufen, in dieser Zeit der Verhetzung und Verdammung seine und seiner Familie Existenz und Namen zu Markte zu tragen. Reimarus war ein Freier, aber kein Befreier, sein Kampfplatz die einsame Gelehrtenstube, nicht das Forum, und wer die Entwicklungsbahnen der menschlichen Aufklärung auch nur durchflogen hat, wird dem in sich gekehrten, zuwartenden Einsiedler weder Feigheit vorrücken, noch das Martyrium des Schweigens anheften. Ein Latitudinarier wie so viele Zeitgenossen erklärt er: „Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn (obwol es ohne meine Schuld geschehen würde) mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich, des Friedens halber, unter den herrschenden Meinungen und Gesinnungen schmiegen, ducken und schweigen, als daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Äußerung unglücklich machen sollte." Wol beklagt er bitter, das den Türken, Juden, Herrnhutern gegönnte Privileg sei allein dem vernünftigen Tugendfreund vorenthalten, aber er hofft doch auf eine rasche religiöse Gährung und Klärung, und seine Resignation entbehrt der tröstlichen Ausschau in eine ersehnte helle Zukunft nicht. Für diese nahen großen Auseinandersetzungen möchte er in abgelegener Werkstatt

Wehr und Waffen geschmiedet haben: „Bewahrt sie also als einen geheimen Schatz mit gewissenhafter Verschwiegenheit auf den Fall der Noth." So will er nicht sowol angreifen, als gegen orthodoxe Vorstöße decken, und bezeichnend genug nennt dieser friedsame Widerchrist sein verneinendes Geheimbuch eine „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes".

Das Reimarische Werk ist das starke Glied einer langen, ungleichmäßigen Kette, deren erste Ringe schon im Todeskampfe zwischen Heidenthum und Christenthum geschmiedet wurden und deren Mittelstücke die erstarkte Kritik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zusammenschweißte. Bei der unmöglichen Vereinbarung zwischen Philosophie und Glaube, wie sie Leibniz und seine Schule inconsequent einhaltend und abbiegend ausführten, konnte Reimarus nicht bleiben; zu sichten und beiderseitig zu befreien wie Schleiermacher war dem irreligiösen Kopfe versagt. Die Wurzeln des Christenthums glaubte er zu durchsägen, wolbelesen in den Urkunden früher und später Aufklärer, welche die Bücher des alten und neuen Bundes mit ihren Fragezeichen und Strichen versehen hatten und immer fort versahen. Hier sei, mit begrenzter Wahl, Weniges angedeutet.

Hat selbst Luther hie und da wider den Stachel des Kanons gelöckt und in der Verlegenheit wol einmal das alte Testament den Juden zugeschoben, so steht die Kritik bei Spinoza auf der hohen, freien Warte des „Theologisch-politischen Tractats": die verschiedenen Bestandtheile der Bibel werden qualitativ gewerthet, ihre Göttlichkeit verneint, der Accommodationslehre gemäß so manche gesetz- und moralloſe Geschichte aus der Berechnung für die Menge erklärt, mit feinen Winken dichterische Darstellung oder Vorurtheil des jeweiligen Verfassers ins Treffen geführt, die Zwangsheirat zwischen Theologie und Philosophie gelöst, die Sittenlehre auf Elementarsätze zurückgeleitet, die Aufhebung der Naturgesetze im „Wunder" als gottlos mit allgemeinen tiefgründenden Erwägungen, aber auch mit dem Hinweis auf die steten Widersprüche der Zeugen wie der Chronisten abgelehnt, die ursprüngliche Einfachheit biblischer Lehren und Gebote dargethan. Spinoza behandelt die Bibel durchaus wie ein profanes Buch aus verschiedenen Federn. Er rechnet mit der Individualität der Verfasser, fordert und bewährt strenge philologische Schulung und will von der

Entstehung, Urheberschaft und Eigenart einzelner Stücke allmälig zum späten Kanon bringen. Seine höhere Kritik schiebt, nicht als erste, den Moses als Autor bei Seite und verschmäht gelegentlich eine sehr nüchterne Zahlentafel nicht, um die chronologische Verwirrung der Königsbücher klar zu machen, wie auch Reimarus das Rechenexempel in Ehren hält. Dem neuen Testament gegenüber zurückhaltend, zeigt Spinoza doch das Urchristenthum in einer menschlichen, von Parteien bewegten Entwicklung, würdigt Paulus als philosophisch gebildeten Heidenlehrer im Contrast zu den Judenaposteln und nimmt den vier, im Grund aus Predigt und Erzählung erwachsenen Evangelien jeden Anspruch auf göttliches Dictat. Und seine ausdrücklich nicht für weitere Kreise bestimmte, in mehreren Hauptfragen erst vom neunzehnten Jahrhundert fortgeführte Abhandlung wirkte hinüber auch auf die Pariser Bibelkritik eines Richard Simon, den kein Geringerer als Semler noch 1776 in Deutschland gemein machte.

Ungestümer ging nach mancherlei Vorboten, durch Befreiungsacte der Philosophie beschleunigt, Englands Deismus gegen die biblischen Wälle vor, und unser Reimarus hat dessen Hauptkämpen, die Collins, Tindal, Toland, Woolston, natürlich aus erster Hand, schon auf seiner Jugendreise, kennen gelernt, lange bevor der „Versuch einer vollständigen Engelländischen Freydenker-Bibliothek" ihre Schriften den Deutschen vermittelte und auch die riesige Apologetik, voran der große Lardner, in Übertragungen und Berichten auf die Leipziger Messe zog.

Alt war das Bestreben, Religion und Sittlichkeit scharf aus einander zu halten, ohne Würdigung der mächtigen religiösen Impulse, bis Shaftesbury vertiefend, verfeinernd, vermittelnd sein Ideal des Virtuoso aufpflanzte; lang vorbereitet die Ausscheidung einer unhistorisch genug construirten natürlichen Religion, die aller Zusätze und Auswüchse der positiven entledigt werden müsse. Von vielen Seiten her wurde der Glaube an Offenbarung heiliger Schrift durchlöchert, der verdächtige Schatz alttestamentlicher Weissagungen Christi aufs Korn genommen, der mosaische Ursprung des Pentateuch vernichtet und solche Zersetzung des Kanons im Allgemeinen wie im Einzelnen, schlagend z. B. für Daniel, fortgeführt, Wandel und Fälschung des Textes behauptet. Was sich hinter den Puritanerdämmen gestaut hatte, mußte im vollen Strom überfließen, und den französischen Dragonaden

antworteten über den Kanal weg Locke's „Briefe über Toleranz" mit der Forderung freier Kritik, freier Sittlichkeit, freien Bekenntnisses, freier Rückkehr zur ursprünglichen Religion Christi. Im Bibelsturm griffen die minder Radicalen gern zur bequemen Handhabe der so dehnbaren Accommodation, wie man etwa den von der emancipirten Naturforschung mit Kopfschütteln geprüften Schöpfungsbericht allenfalls für eine dem schwachen Begriffsvermögen der jungen Menschheit angepaßte widerspruchsvolle Allegorie gelten ließ, und wie auch Voltaire, in der Heimat der free-thinkers geschult, scheinbar demüthig verzichtete, um sich vor dem Gott, der dies und das in weiser Umhüllung uns darzureichen „geruhte", zu beugen. Sein grenzenloser Haß gegen die infâme und ihre Pfaffenschaft ist eine Brandfackel aus dem englischen Feuer. Die Priester lügen, ruft Collins; des Irrthums und bewußten Betruges dazu zeiht Blount Propheten und Evangelisten. Aber auch Keime Straußscher Mythologie sind im englischen Deismus ausgestreut, der von tale, fable, romance spricht und Sagen aus der aufgeregten Volksphantasie emporsprießen sieht. In England und Frankreich Verachtung der Menge, obgleich die ausschweifende Hoffnung auf ein nahes Ende des Aberglaubens, wie der Urchrist das Himmelreich vor der Thür erwartet hatte, diesem kalten Mundus vult decipi gröblich widerspricht, da die ersehnte priesterlose Selbstherrlichkeit der natürlichen Religion hienieden doch nur nach vollendeter Volksaufklärung walten konnte. Wie Englands religiöses Leben noch jetzt Secten aller Art und Laienprediger aus niederem Stand hervorruft, so fehlt im Deismus nicht die demokratische Stimme. Während der gelehrte Deist einen liberalen Kirchenvater tummelte und trotz dem auch die zuchtlose Kanonkritik treffenden Veto des größten heimischen Philologen den Abgott aller Aufklärer und Popularphilosophen, Sokrates, als Gesinnungsgenossen und atheniſches Prototyp Christi feierte, machte ein wackerer Mann aus dem Volke, Chubb, Jesum zum bürgerlichen Lehrer, dessen unentstellte Religion, schlichten Conventikeln schlicht dargeboten, durchaus mit der natürlichen Religion zusammenfalle; womit der größte religiöse Genius der Menschheit wolwollend auf ein demokratisches Mittelmaß herabgedrückt wurde. Die wichtigsten Probleme, das Urchristenthum und das Alter des Kanons, wurden schief gestellt und mit kecken Misgriffen erledigt, so daß den Toland und Woolston

gegenüber Lardner's vielgepriesene „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte" (1727 ff.), 1750 unter Baumgartens Leitung verdeutscht, den stärksten Eindruck machen mußte: eine apologetische Einleitung in das neue Testament, eine kirchenhistorische Rettung des Kanons, eine Bestätigung der Wahrheit christlicher Religion durch die erhärtete Wahrheit evangelischer Geschichte. Ohne schriftstellerische Reizmittel füllte Lardner, darin noch für Walch ein Muster, ganze Bände mit patristischen Zeugnissen, um zu beweisen, daß nichts im neuen Testament der Abfassung durch die heiligen und unabhängigen Augen- und Ohrenzeugen widerspreche und dem Kanon sein ehrwürdiges Alter gesichert sei. In Deutschland war vor allen Mosheim, der die Kirchengeschichte als Forscher und als sauberer Stilist in neue Bahnen lenkte, schriftlich und mündlich mit großem Erfolge thätig. Die Apologetik stand um Lessings Geburt, im dritten Zehend des vorigen Jahrhunderts, auf einer achtunggebietenden Höhe, von der sie allgemach auf der Rutschbahn neologischer Ansteckung und unpraktischer Beweise in Salbaderei und Gepolter ohne wissenschaftliche Wucht, ohne gemüthliche und sprachliche Wärme sank, bis unter Hamann und Herder die Empfindung gegen die Dictatur des Verstandes vordrang und später ein mit modernem Geist gesättigter Sohn der bildungsfeindlichen, aber an einfachen Dogmen hangenden und in echt religiösem Abhängigkeitsgefühl lebenden Brüdergemeinden den gebildeten Religionsverächtern sagte, was Religion sei, auf welchem Grunde sie wachse.

„Meinen Jesum laß ich nicht" war das A und das O der von der Orthodoxie so scheel angesehenen Stillen im Lande. Aber die schonungslose Behandlung der Patriarchen und Richter, Könige und Propheten, die gleichzeitig von Bayle, dem advocatus diaboli, mit ätzender Schärfe fortgesetzt, von den Encyclopädisten behutsamer aufgenommen, bei Voltaire und Friedrich bis zur Parodie beliebt wurde, mußte über den alten Bund hinaus wirken. Schwärmte Tindal, ein ethischer Mensch, aber kein Historiker, und ein Utopist gleich Rousseau, für die hehre Tugend des uralten Naturalismus, statt wenigstens mit Hume vom Polytheismus anzuheben; verurtheilte Morgan die auf ein Diesseits beschränkte Äußerlichkeit des mosaischen Gesetzes, entkleidete derselbe Zweifler, der aber vor Reimarus einen poetisirenden Zug voraus hat, die alttestamentlichen Ehrenmänner ihrer sittlichen Ansprüche und

erklärte er rationalistisch etwa die Fahrt durchs rothe Meer ohne Hilfe des Wunders; faßten Engländer und Franzosen den Samuel als ränkesüchtigen Pfaffen, David als genialen, aber höchst lasterhaften König — so übertrug Woolston die Methode auf die Wunder der Evangelien, Toland erklärte den Kanon für spät und gefälscht, und mitunter wurde selbst die menschliche Hoheit Jesu nicht verschont. Der Gottmensch war wieder Mensch geworden, für Voltaire nur ein Zimmermannsjunge! Und die ehrerbietiger in ihm, dessen Botschaft eine neue Weltgeschichte aufthat, den rein sittlich Lebenden und Lehrenden anschauten, hielten es doch für keinen Raub, seinen nächsten Anhang zu verdächtigen, als könne den Meister achten, wer die von ihm berufenen Jünger schmäht. Ein Beispiel, das bedeutsamste: da Woolston, scheinbar vermittelnd, seine Stange zwischen die streitenden Parteien zur Rechten und zur Linken warf und das neue Testament als Erfüllung des alten deutete, um zugleich den ganzen Wundernimbus wegzublasen, setzte er den Hebel am kräftigsten an der Stelle an, wo für den Schriftgläubigen wirklich die Gottheit Christi auf dem Spiele steht, bei der Auferstehung. Er erfindet die Zuschrift eines Rabbi, der sogleich unter die Taufe eilen will, wenn jemand ihm dies Wunder beweisen und seine sonnenklaren Gegengründe, das sei eitel Lug und Trug, entkräften könne. Man machte wol die römischen Soldaten trunken, meint der Rabbi und theilt dem Petrus die Rolle eines verwegenen Cavalleristen zu. Die Auferstehung sei nur von Christi Jüngern, also nur von Interessirten, behauptet worden. Diesen Glauben für alle Zeit zu erhalten, habe wieder im Interesse der Priester gelegen. Aber das Märchen werde schon durch die Widersprüche in den vier Evangelien als Märchen erwiesen. Der Rabbi entlarvt die Engel am Grab als zwei aufgestellte Posten und schließt: auch so wackere Gesellen wie die Jünger mochten wol einen Leichendiebstahl begehen, um den Ruf ihres Propheten und ihren eigenen zu retten, den Weibern eine abgekartete Komödie vorspielen und die Auferstehungsfabel durch die flinken, so gern übertreibenden Frauenzungen in Umlauf setzen. Woolston freilich, der verschiedene Wunder auf dem Wege bildlicher Vergrößerung erklärt, in einem Fall echtrationalistisch mit bloßem Scheintod rechnet, im andern zwischen Betrug und Allegorie, dem Feigenblatt für all die aufgedeckten Blößen, wählen läßt, Woolston will

seinerseits in der Auferstehungsgeschichte nicht mit dem bösen Rabbi stimmen, vielmehr statt des Betruges Sage und Dichtung weben sehn. Gleichviel: Christus war nicht auferstanden von den Todten, war also nicht Gottes Sohn, sondern eine verwesliche Creatur; oder er war gar nicht' am Kreuz gestorben. Ein Sturm der Entrüstung brauste durch die englische Kirche, es regnete Gegenschriften, Sherlock's apologetische Gerichtsverhandlung als die beste Zeugenharmonie wurde wieder und wieder aufgelegt, ins Französische und Deutsche übertragen, Annet's geschickte Antwort eröffnete eine neue Phase des Streites, worin dem Deisten der Triumph blieb, daß die gläubigen Harmonisten die Widerspruchslosigkeit der Evangelien sehr widersprechend bewiesen. Unter dem Schwall der Schriften fehlt auch die einer modernen Theologie erhalten gebliebene elende Ausflucht, verschiedene Begebenheiten anzunehmen, und ähnliche Verkleisterung nicht.

Reimarus, der Gelehrte des Bücherzimmers, hat die Vorgänger und Zeitgenossen genau gekannt, Spinozas Tractat wie die riesige Litteratur des englischen Deismus, Bayles Wörterbuch wie die „Encyclopädie", des Holländers Balthasar Becker antimosaische „Bezauberte Welt" wie des Wolffianers Schmidt naturalistische Bibelparaphrase, Dippels zur Forderung einer großen Toleranzgemeinde aller Frommen in der weiten Welt aufsteigende Verwerfung des Kanons, wie die wüsten Herausforderungen des verachteten Edelmann, der zwischen der in einem liebreichen Leben ausgeprägten Lehre Christi und der systematischen Lehre von Christo einen „großen Unterschied" machte, auch die Auferstehungsgeschichte für bloße Fraubasereien nahm und in seinem trostlosen Nomadenleben mit Hamburger Frommen und Unfrommen zusammenstieß. Aber Reimarus wollte kein mit Citaten gespicktes Buch über Bücher schreiben, sondern, frei vom Rüstzeug der theologischen Zunft, sein Privatbekenntnis über das alte und neue Testament, über Judenthum und Christenthum, über den allein giltigen und dem Weisen genügenden Deismus ablegen. Und wenn er einmal auf Bayle anspielt, lehnt er es sogleich ab, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Seine „Schutzschrift" hat zwei Redactionen durchlaufen, deren erste mindestens einige Zeit vor Brockes' im Januar 1744 erfolgten Tod fallen muß, während die zweite mit so manchen Dämpfern, Besserungen und Erweiterungen bis in die letzten Lebensjahre des gründlichen

Verfassers hinaufreicht. Sie zerfällt in zwei Theile von mehr als zweitausend Seiten zu fünf und sechs Büchern, deren Gliederung an apologetische Werke wie das von le Vassor erinnert: der eine ist, nach persönlichem Vorbericht und langen Anklagen gegen die Unterdrückung vernünftiger Religion in der Christenheit, dem alten Testamente gewidmet, der andere steigt von den Wurzeln des Christenthums zum neutestamentlichen Kanon, beide sind von einem rückhaltlosen Radicalismus erfüllt. Kein Engländer, kein Franzose überbietet den Hamburger Professor an verneinender Consequenz, kein Deutscher hat dem alten und dem neuen Bunde so auf Tod und Leben den Proceß gemacht, mit solchem Scharfsinn, solchem Ernst, den auch manche Wiederholung bezeugt, solcher Klarheit des Ausdrucks, der sich gern zu monologischen Ausrufen und gehäuften Fragen belebt, durch sein Lieblingswörtchen „Mein!" ironisches Staunen kundgiebt, den Herren Theologen das Ungereimte fein deutlich und umständlich vorbuchstabirt und gelegentlich einen derberen Spott einflicht, wie zur Addition der Wachtelernte in der Wüste den Tischsegen: „Nun so friß denn, daß du Fleisches satt werdest."

Die lange Einleitung behandelt die Duldung der Deisten, die Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln, die Offenbarungslosigkeit des alten Testaments, die Unmöglichkeit einer allgemeinen Offenbarung. Reimarus verurtheilt das aufgezwungene und angedichtete Taufgelöbnis, die Katechisation zum blinden Glauben, die lästernden Predigten gegen die Vernunft, den feindlichen Glaubenseifer. Er huldigt dem Kernsatze, daß echte Tugend ihren Lohn nicht mosaisch in zeitlichen Belohnungen oder christlich in Verheißungen für das Glaubenwollen, sondern in sich selbst allein finde. Aus dem „halbjüdischen System" der von keiner Theopneustie erfüllten Apostel will er nur das Gute herauslesen, was Verstand und Willen des Menschengeschlechtes bessern kann, den großen Rest aber in den Wind schlagen, da eine ferne Winkelreligion nicht der Menschheit fromme, vielmehr grobe Unwissenheit, Aberglaube, falsche Sicherheit bei lasterhafter Lebensführung, heuchlerische Werkheiligkeit, fanatisches und schwärmerisches Unwesen, Spaltung und Verfolgung, endlich als nothwendiger Gegenstoß der bare Atheismus die üblen Früchte des Christenthums seien. Dieser unhistorische Eiferer sieht das praktische Liebesgebot und die vernünftige

Religion Jesu alsbald durch die Glaubensgeheimnisse, Streitigkeiten und widerspruchsvollen Schriften des apostolischen Zeitalters verdunkelt; ihm ist die Patristik nur ein Wust von Irrthümern, das Mittelalter eine Brutstätte der Unsittlichkeit und Thorheit, die Reformation eine gesunde, aber halbe Regung der Vernunft ohne Fortgang zu einem Christianisme raisonnable, sondern zu neuer Glaubensblindheit. Wenn nun Lutheraner und Calvinisten stritten, so rufe jeder, des andern Lehre laufe der gesunden Vernunft entgegen — also sei die Vernunft dann gesund, wenn sie ins System passe, aber blind, sobald sie das System regelrecht prüfe. Er haßt die Pfaffen wie Voltaire und spricht es dem jungen Haller nach: „ist auch je eine Bosheit begangen worden, die nicht auch ein Mönch gethan?". Ohne eine Ahnung von dem mystischen Religionsbedürfnis des Individuums steift er sich in allen Dingen auf seine Vernunft; sagt der Gegner: das ist über der Vernunft, so erwidert er ohne Leibnitzens fromme Unterscheidung: das ist gegen die Vernunft, weil es in sich ungereimt und mit allen Wahrheiten der Geschichte, Physik, Moral unvereinbar erscheint. Diesem Rationalismus konnte das alte tiefsinnige Credo quia absurdum nur wie ein Schrei des Wahnsinns oder der Heuchelei erklingen. Die einfache Wahrnehmung, daß bei zahllosen Nebenmenschen sich eine gesunde Vernunft mit einem tiefen Glauben vertrug, also sehr verschiedene Mächte des Geistes und Gemüthes spielten, machte auch Reimarus nicht.

Eine allgemeine Offenbarung, die jeder Mensch auf eine gegründete Art glauben könnte, wird als unmöglich bezeichnet, und diesen Reimarischen Negationen über die Erbsünde und die der Weisheit Gottes widerstreitenden Mängel früherer menschlicher Erkenntnis, über das unausbleibliche Verblassen einer Offenbarung und die nichtige Beweiskraft der Wunder, über den Unsinn der Taufe und die prüfungslose Fortpflanzung des Bekenntnisses entgegnete später Lessings verkleidete „Erziehung des Menschengeschlechts" nur scheinbar im Sinne der Kirche. Der Satz blieb bestehen, so verwegen und so dürr auch vieles in den Gründen ist, und daß eine allzeitige unmittelbare Offenbarung übernatürlicher Erkenntnis an alle Menschen ohne ein ununterbrochenes Offenbarungswunder nicht denkbar sei, hat Kant bestätigt. Reimarus läugnet die Allgemeinheit, den religiösen

Beruf der Juden, die Möglichkeit christlicher Welteroberung, wobei z. B. aller Erfolg von Heiden-, Türken-, Judenmissionen rundweg bestritten wird und der Ausbreitung des Christenthums wie der Bibellectüre die paradoxeste Unbill geschieht. Auch lese jeder aus der Bibel heraus was er wolle, der Christgläubige halte sich an den frommen Betrug eines durchaus ungöttlich zusammengeschmiedeten Kanons und habe für die Offenbarung nichts als die petitio principii, daß die Schrift Gottes Wort sei. Geoffenbart sollte ferner ein altes Testament sein, das im Gegensatze zu andern Orientalen, Griechen, Römern nichts von der Unsterblichkeit weiß und erst nach der babylonischen Gefangenschaft den Übergang aus Vielgötterei und Abgötterei zu strengem Jehovah- und Gesetzesdienst, Bildung und Unterricht meldet?

Der Kritiker des alten Testamentes ist nicht nur ein unhistorischer, sondern auch ein unpoetischer Kopf. Aber man bemerke wol, was auch Lessing in einem Brief an Mendelssohn auseinandersetzt, um die verschiedene Kritik der Profangeschichte und der Patriarchengeschichte zu begründen: daß Reimarus die bekämpfte, welche im alten Testament keineswegs die Denkmäler hebräischen Alterthums, östlicher Kosmogonie, jüdischer Poesie, Mythologie, Heldensage, Geschichte u. s. w. erblickten, also keine Lowth, Michaelis, Herder, vielmehr solche, die dem achtzehnten Jahrhundert diese Bibel als ein verbindliches Glaubens- und Sittenbuch predigend, aus- und unterlegend vor Augen hielten, die Gott mit Abrahams Samen lobten, sich an der Christologie des alten Bundes als einer göttlichen Vorbereitung erbauten, keinen Zweifel an der unbedingten Wahrhaftigkeit des Schöpfungsberichtes, der Arche Noäh, des Gebotes Josuas an die Sonne und all der großen und kleinen Wunder gestatteten. Da mag denn Reimarus wol ein gutes Recht haben, diese Wunder, die er glauben sollte, mit seinen fünf Sinnen zu prüfen, diese Menschen, die er als Muster und als Leuchten des auserwählten Volkes verehren sollte, mit dem Maßstab seiner modernen Ethik zu messen. Und das hat er unerbittlich gethan. Vor seinem strengen Blick kann Altvater Noah nur schlecht bestehen. Faßt er alle Motive der Geschichte Abrahams auf einem Blatte zusammen, so ergeben sich ihm lauter zeitliche Dinge ohne christliche Ideen und göttliche Offenbarung, so ist Sara eine alte kinderbegierige hysterische Madame, der Erzvater ein habsüchtiger

Betrüger, der eine Niederträchtigkeit nach der andern begeht, und ein schlechtes Exempel für die Nachkommen, kurz alles andere denn ein Mann Gottes — „und wir überreden uns von der Kindheit an, daß alles, was von Abraham geschehen, göttlich gethan sei.“ So ist das Opfer Isaaks keine symbolische Action, sondern der Molochdienst eines unsinnigen Fanatikers. Und nun die folgenden Glaubenshelden: Loth mit seinen sauberen Töchtern! Isaak, dessen verworrene Geschichte so beredt gegen eine Verfasserschaft Mosis zeugt! Jakob, der um die Erstgeburt und um Herden oder Weiber schachert, „als ein Blutigel feist gesogen“! Seine Söhne, selbst Joseph, der im Glück zum ärgsten Leuteschinder und Kronjuden wird! So thürmt der empörte Sittenrichter ein ungeheures Sündenregister gegen die vermeinten Boten einer höheren seligmachenden Erkenntnis auf. Er zerschneidet jede außerordentliche Gemeinschaft Gottes mit derlei boshaften Seelen und erkennt im jüdischen Nationalstolz des Geschichtschreibers den Quell dieser behaupteten göttlichen Privilegien. Eine Scandalchronik soll das christliche System vorbilden? Reimarus analysirt nun in sehr eingehender Paragraphenreihe die Geschichte Mosis, die Unmöglichkeit seiner göttlichen Sendung, mit besonderem Behagen die innern und äußern Widersprüche der ägyptischen Wunder. Er raisonnirt schlagend als Naturkundiger und als Rechenmeister und widmet ein großes Capitel, Ziffer auf Ziffer, Beleg auf Beleg, Trumpf auf Trumpf, mit scharfer Schlußpolemik gegen den wackeren Commentator Clericus dem Durchzug durch das rothe Meer, auch seine geographische Gelehrsamkeit reichlich verwerthend. So ein Fabulist schreibe die ganze Judenschaft auf der Ochsenpost binnen drei Stunden hinüber, spottet er, hat aber gerade hier Kritikern wie Döderlein und Michaelis manche Blöße geboten. Er schöpft aus den Begebenheiten in der Wüste eine neue Fülle von Erweisen, daß Moses, ohne göttlichen Beruf zur Offenbarung einer seligmachenden Religion, nur der anmaßende Stifter einer sogenannten Theokratie gewesen sei, wobei unser Polyhistor seinen Scharfsinn weidlich an den Wachteln und dem Manna letzt und einen zweiten Triumphzug gegen die orthodoxen Vertheidiger des buchstäblichen Thatbestandes zurücklegt. Hier blickt auch flüchtig der Schimmer einer poetischen Auffassung der Sage durch, wie Reimarus beim Sonnenstillstand durch Josuas Gebot einen schwungvollen orientalischen Poeten

„aus dem Gedichte eine Geschichte" machen läßt. Freilich verquickt er moralisch-politische Aberweisheit und den ausschweifenden Judenhaß, der dieser Schutzschrift für die Deisten allenthalben eigen ist. „Die ganze Race taugt nicht", lautet sein summarisches Urtheil, das auch auf die modernen Epigonen losschlägt, wie in einer später gestrichenen Stelle über Lug und Trug, Gewinnsucht und Schinderei der Alten: „Vollkommen würdige Väter der Juden! als welche ihnen in allen Stücken bis auf den heutigen Tag völlig ähnlich sind." Reimarus findet das Wasserwunder in hellenischen Dichtungen wieder: „Überhaupt ist fast kein biblisches Wunder, davon man nicht ähnliche in der heidnischen Historia fabulari aufweisen könnte. Aber bei andern Nationen hat das tempus mythicum doch noch ein Ende, und es folgt bald das tempus historicum, wo man aufgehört hat, Abenteuer aus der Geschichte zu machen. Hergegen bei den Ebräern ist von Anfang bis zu Ende alles mit dem Wunderbaren durchflochten. Und dennoch ist, nach ihren eigenen Urkunden, das Betragen derselben jederzeit so voller Schandthaten und Bosheiten gewesen, daß keine Nation auf der Welt weniger verdient hätte, daß Gott um ihrenthalben Wunder thäte, als eben diese." Endlich erscheint Moses völlig im Lichte des großen Betrügers; man mag sich erinnern, daß die Bibliothek des Reimarus auch „zwei Manuscripta de tribus impostoribus" barg, und auch in der langathmigen Anklage gegen den „unvergnüglichen Habegeist" der Priester die Geistesverwandtschaft mit Voltaire, um nur Einen zu nennen, wiederfinden. So wie es leicht ist, in allgemeinen Tendenzen und einzelnen Erweisen die nahe Berührung mit den manchmal ausdrücklich citirten englischen Deisten zu zeigen. Ihm heißt der Hiob ein unklares Drama und das Hohelied ein fleischliches Epithalamium, der Prediger Salomonis eine weltliche Klugheitslehre und die Sprüche eine Sammlung bürgerlicher Moralia, während die Psalmen den ganzen Schwulst orientalischer Dichtung zur Schau tragen.

Er zergliedert pragmatisch, moralisirend, hie und da mit höherer Kritik des Textes, die Geschichte der Richter und gelangt, nachdem er in Samuel einen pfäffischen Politiker abgemalt hat, bei König David auf die Spur Bayles, um mit tieferem Ernst, ebenso unhistorisch wie triftig gegenüber der orthodoxen Beleuchtung, den meuternden, grau-

samen, straßenräuberischen, geilen König, der noch als alter abgenutzter Fuhrmann nicht zufrieden sei die Peitsche knallen zu hören, seiner vorbildlichen Idealität zu entkleiden und nach weiterer Wanderung durch die Königszeit, wie am Schlusse der Patriarchengeschichte, in einer summarischen Häufung das Facit zu ziehen: auch hier walten keine wahren Gottesdienste, keine reine Tugend, keine selbstlose Frömmigkeit, sondern Misbrauch des Namens Gottes, Gier, Gewalt, Betrug als Triebfedern fast all der Menschen, deren überliefertes Dasein eine göttliche Offenbarung sein soll, und die Blüten echter Gottesverehrung und Menschenliebe sind verloren im Unkraute der Ceremonien, das Wesentliche durch das Unwesentliche erstickt, der Gottesbegriff heidnisch und unwürdig, die Messiaspropheten je nach den Zeitläuften schwankend und keinesfalls „von der angeblichen Verheißung eines geistlichen Erlösers" voll, die Sittenlehre an zeitliches Wol und Wehe gebunden, ohne gute Lehrbücher und Schulen, die Unsterblichkeit erst in so später Zeit unter fremdem Einflusse geglaubt, daß auch hier die göttliche Offenbarung hinfällig wird, der alttestamentliche Kanon ganz allmälig, nicht göttlich, sondern menschlich in seinen Theilen entstanden, das Wenigste darin aus erster Hand auf uns gekommen, vieles unter falschen Verfassernamen und in mannigfacher Verwirrung, manches aus bestimmt nachzuweisender vorgerückter Zeit, die Masse erst sehr spät für kanonisch erachtet. So folgt Reimarus wiederholend, ändernd, erweiternd dem Spinoza und anderen Vorläufern, nicht gemeint auf dem Weg in den neuen Bund hinüber seine Methode zu ändern.

Auch der neutestamentliche Kanon ist spät und in gewissem Sinne zufällig, die — heute so sicher auf Nero bezogene — Apokalypse eine abschreckende Phantasterei, die Evangelien Menschenwerk geraume Zeit nach Christus als unter einander mehr oder weniger abhängige Compendia entstanden, das Johannesevangelium platonisch-mystisch, die Briefe eben Briefe von Menschen an Menschen, kurz das neue Testament kein einheitliches Geschenk göttlicher Offenbarung, sondern ein spät sanctionirtes Corpus von Schriften aus verschiedenen Federn und darum wie alle menschliche Überlieferung jeder Kritik offen. Bot diese Betrachtungsweise nichts schlechthin Neues, so ist Reimarus, nach Strauß' überzeugender Darlegung, bei der zweiten Redaction über die

Lehre Jesu noch von dem akademischen Führer der Kritik des Kanons, Semler, beeinflußt worden, also bis zuletzt nicht müde gewesen zu lernen und zu bessern. Er scheidet die ewigen Elemente der natürlichen Religion, zu der Jesus esoterisch seine Vertrauten und durch sie die Menschheit führen wollte, und die zeitlichen Elemente und Einkleidungen, die nicht der ganzen Menschheit, sondern dem jüdischen Haufen gehörten. Er scheidet ferner, nicht als Erster, die Lehre Jesu und die Lehre der Apostel. Aber Reimarus führt eine revolutionäre Auffassung mit all dem unaufhaltsam vordringenden Scharfsinn durch, der Unklarheiten durch eine neue Prämisse zu heben sucht: der Tugendlehrer Jesus wollte der politische Messias werden, den die Juden ersehnten, das Himmelreich vor der Thür sollte trotz alledem ein weltliches Reich sein. Er faßt später seine Ergebnisse dahin zusammen:

„Die entfernte Veranlassung" des Christenthums „war ein falscher jüdischer Wahn, womit die Propheten das gemeine Volk in seinen Drangsalen hingehalten hatten, daß einmal aus dem Geschlechte Davids ein Messias oder gesalbter weltlicher König zu Jerusalem entspringen, die Juden von aller Unterdrückung ihrer Feinde erlösen und ein großes herrliches Reich unter ihnen aufrichten würde" ...

„Die nähere Veranlassung des Christenthums ist die Unternehmung Jesu von Nazareth, einen solchen Erlöser vorzustellen und sich als einen König Israels mit Hilfe des Volks und seiner Jünger ausrufen zu lassen; als wohin sein öffentlicher Eintritt in Jerusalem nebst der ungestümen Störung des Gottesdienstes und der aufrührerischen Predigt wider die Obrigkeit zielte. Dieses unmächtige Unternehmen ist ihm und den darauf hoffenden Jüngern mislungen und hat sich durch seine Kreuzigung als eitel bewiesen".

Es versteht sich von selbst, daß diese Auffassung jeden Glauben an Gottessohnschaft und Dreieinigkeit, Mittleramt und Gnade, daß sie auch die Freude des Gerechten auf das himmlische Jerusalem und die Pein des Ungerechten in der ewigen Hölle radical verwarf. Reimarus zerpflückte die wolberechneten Wunder Jesu und seiner Jünger als Täuschungen und Erfindungen im Dienst eines Systems und ging, gestützt auf eine kluge Anleitung zur Wunderkritik insgemein, ohne seine Truppen im Kleingefecht gegen alle Heilungen, Erweckungen

und dergleichen zu verzetteln, mit gesammelter Wucht gegen zwei Vesten des Christenthums vor: Auferstehung und Ausgießung des heiligen Geistes. Hier war mehr als Woolston und Annet, deren Vorarbeit Reimarus allerdings trefflich nutzte, als er, ein unerbittlicher Untersuchungsrichter, die Zeugen der Auferstehung in jedem Punkt eines Widerspruchs nach dem anderen bezichtigte und im Laufe des haarscharfen Verhöres wirklich so schlagend überwies, daß diese klaffende Disharmonie der Evangelien seitdem jedes Apologeten spottet, wenn auch den Christgläubigen sein unabweisliches Bedürfnis nach dem auferstandenen Menschensohn über die Kluft reißt und die historische Kritik seit Lessing mit anderen Motiven als dem Leichendiebstahl der Jünger, die einen Staatsstreich um jeden Preis gebraucht hätten, und der „Erdichtung Matthäi" rechnen gelernt hat.

Nach Reimarus ist Jesus als verunglückter „conquérant" am Kreuz gestorben. Bis dahin hatten sämmtliche Apostel nur die Chimäre von Jesu weltlichem Reich und der ihnen versprochenen Mitregentschaft auf den zwölf Stammesstühlen im Kopf; ihr Anhang gedachte, Himmelsactien aus der Heilandscasse zu kaufen. Der Bankbruch ward „die allernächste Veranlassung des neuen christlichen Systems ... In ein paar Tagen, da alle ihre Hoffnung auf das vorige System mit einem Male verschwunden war, satteln sie um und ergreifen das System des leidenden Erlösers; sagen, der Messias habe erst müssen leiden und sterben nach der Schrift, er sei aber vom Tode auferstanden ... Es ist augenscheinlich, daß die Apostel bloß aus Noth wegen fehlgeschlagener Hoffnung von einem falschen System auf ein anderes gleich falsches gefallen waren und ihre vorigen fleischlichen Absichten unter einer andern schmiegenden Gestalt so gut möglich auszuführen gedachten." Dies System war aus der Schrift nicht zu erweisen, denn die angezogenen Stellen zielen sämmtlich anderswohin. Eine Auferstehung hat nicht stattgefunden. Den Auferstandenen hat in den vollen vierzig Tagen bis zur Himmelfahrt außer den Aposteln niemand gesehen. Die Apostel wagten sich mit ihrem Zeugnis von der Auferstehung und den Erscheinungen Jesu erst spät und dann widerspruchsvoll genug hervor. Die Hoffnung der Urchristen — und hier traf Reimarus in seinen Constructionen das Richtige — war auf den nahen Eintritt des tausendjährigen Reiches geheftet, aber Jesus

und dies Reich sind nicht gekommen. Beim Pfingstwunder ging es menschlich, allzumenschlich zu, wie bei jeder religiösen Gründung. Und die Geschichte der jungen Kirche zeigt sie sofort von Parteiungen getrieben; Reimarus aber ist nicht im Stande diese fruchtbare, von Semler bis Baur immer tiefer ergründete Beobachtung einsichtig zu verfolgen. Auch den Paulus thut er ohne Sympathie ab, und indem er seine großen Centraldogmen mit aller Entschiedenheit verwirft, führt er mittelbar Streiche gegen die Lutherische Dogmatik. Das Ergebnis dieser durchaus ehrlichen, unermüdeten und klugen, aber in ihrem Pragmatismus und Moralismus der Geschichts- und Religionsphilosophie baren Untersuchungen war somit ein durchweg negatives. Gezeigt war die Ungöttlichkeit des ganzen Kanons. Grell beleuchtet die vielgepriesene Musterhaftigkeit des auserwählten Volkes Gottes, das Reimarus geradezu unbändig haßt. Vernichtet die Christologie des alten Bundes. Der neue aber, mittelst verwegener Combinationen und durch eine himmelschreiende Geringschätzung der Triebkräfte größter weltgeschichtlicher Ereignisse, als Ausgeburt eines mislungenen judenpolitischen Putsches und Gebilde des Wahns und Trugs herabgewürdigt, seine Wunder wie Staub zerblasen, der Kern der Jesulehre auf Elementarsätze der natürlichen Religion zurückgeführt. Ihnen wollte der vernünftige Verehrer Gottes treu anhangen, alles andre war ihm nur ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Irrthums und priesterlicher Täuschung. Was der Mahometdichter im Oedipe sagt, glaubt auch Reimarus von den „Herren theologis“:

Notre crédulité c'est toute leur science.

Dies das Buch, das im Stillen, wie die Mine des Funkens, nur einer kühnen Hand harrte, um als umfassendstes und unbarmherzigstes Bekenntnis eines Widerchristen die deutsche Christenheit zu erschüttern.

„Er hatte von seinem Vater freilich eine, in diesem Hause gleichsam erbliche Unzugänglichkeit für jede Offenbarung geerbt“, erzählt Rist von dem Sohn, mit dem herzhaften Zusatz, derselbe fromme, ja heilige Mann sei durch selbstlose Wolthätigkeit und demüthiges Gottvertrauen dem Himmelreiche näher gekommen als mancher Wortchrist. Ihm galt bis an sein Lebensende die väterliche „Schutzschrift“ für ein „Panier der Freiheit“, für dessen würdige Erhaltung er im

Stillen ſorgte, auf daß man es entrolle, wenn die Gelegenheit es fordre „und beſonders wenn Schwärmer die Menſchheit wieder in den Katholicismus zu ſtürzen drohen ſollten". So dachte der Doctor im Grunde über das gefährliche Teſtament des Alten nicht anders als die ungeſtümere Eliſe, deren Briefe — ſie ſind viel reicherer Mittheilung höchſt würdig — von freundlich häuslichem Geplauder und litterariſchen Intereſſen in Liebe und Haß immer wieder den ihr ans Herz gewachſenen großen Fragen der Aufklärung zuſteuern und dem Reiche der Vernunft huldigen. Während der Doctor ſeinen phyſikaliſchen und ärztlichen Studien oblag und über die beſten Blitzableiter ſann, wünſchte Eliſe Blitzſtrahlen auf den von ihr recht Voltairiſch verdammten Fanatismus herab. Wo Leſſing, Mendelsſohn, der jüngere Freund Auguſt Hennings für die Aufklärung ihre Stimme erheben, in Deutſchland wie in Dänemark, da iſt ſie mit ganzer Seele dabei, hier ungeduldiger als die gereiften Männer, dort frauenhaft mäßigend. Kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch große Geiſter der Aufklärung, Voltaire, Friedrich, in falſcher Würdigung der religiöſen Macht und der ganzen Entwicklung des geiſtigen Lebens einen raſch und raſcher um ſich greifenden Eroberungszug des Deismus erwarteten und gleichſam die Herrſchaft des Lichtes ſo nahe glaubten wie Moſes das gelobte Land, ſo darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Lichtfreundin Eliſe von Einem kühnen Zug auf gewonnenes Spiel rechnete und gern den „ſchönen Traum" unaufhaltſamer Duldung und Aufklärung träumte. Sie glaubte einem Entſcheidungskampf zwiſchen der Vernunft und der Orthodoxie zuzuſchauen und möchte durch die „Schutzſchrift" eine Feſtung aufrichten, woran die Dunkelmänner ſich die Köpfe einrennen ſollten. Es iſt lang ins Gebiet der Fabel verwieſen, daß Leſſing insgeheim eine Abſchrift erworben oder, mittelſt einer bei den Reimarern unmöglichen Durchſteckerei, die Blätter hinter des Doctors Rücken von Eliſe erhalten habe, vielmehr iſt von Seiten des Gebers und des Empfängers zu allem Überfluſſe bezeugt, daß die Aushändigung durch das männliche Familienhaupt erfolgte. Aber der Charakter der beiden Geſchwiſter, dazu die gedruckte und ungedruckte Correſpondenz lehrt: Johann Albert Hinrich war bei dem Vertrage zwiſchen Leſſing und den Reimarern der behutſamer zuwartende Theil, Eliſe der treibende, deſſen weiblicher Übereifer

ebenso oft durch Lessings Säumen auf harte Proben gesetzt, als ihr gerader Sinn durch die nothwendigen Schachzüge seiner Politik beirrt ward. Der Doctor wünschte keine Veröffentlichung, da er die Besorgnisse des Vaters theilte und um alles nicht seiner ehrwürdigen Mutter die Pein feindseliger Erörterungen über ein, ihr wahrscheinlich noch unbekanntes, antichristliches Werk ihres Gatten zuziehen wollte. Vergebens erklärt Lessing später, nachdem er schon ein Rudel Füchse mit brennenden Schwänzen ausgeschickt hat, alle Gefahr der umfassenden Mittheilung auf sich allein nehmen zu wollen — Reimarus fügte sich diesem Begehren nicht. „Viel zu furchtsam", dem Freunde das ganze Manuscript, d. h. die gesammte endgiltige Redaction der „Schutzschrift" anzuvertrauen, ließ er es dabei bewenden, daß Lessing, offenbar ohne eine bestimmte Vollmacht öffentlicher Benutzung, allmälig sieben Bruchstücke aus der ersten Niederschrift in Druck gab. Er gestattete nur noch die Vergleichung eines vielbestrittenen Abschnittes nach der Fassung letzter Hand und lüftete, nachdem er das Gerücht, sein Vater sei der Urheber, entschieden zurückgewiesen hatte, erst in seiner letzten Lebenszeit 1814 durch Schenkung einer Copie der beiden Bände, die urschriftlich der Hamburgischen Stadtbibliothek verblieben, nach Göttingen selbst den Schleier, der doch schon lange so durchsichtig war.

„Wegen des Bewußten werde ich auf allen Fall solche Anstalt machen, daß es durch die dritte Hand niemanden als seinen rechten Herren überliefert werden soll", schreibt Lessing in Hamburg, den 10. April 1770, an Reimarus, der dann nach Wolfenbüttel mit seinem, von befreundeten Predigern getheilten, Dank für den wahrheiterkämpfenden Berengar und etlichen Scrupeln über Mendelssohns Bibelexegese die Meldung sendet: „Was Sie aus unserm Codice verlangen, gehet hierbei". Ein Nachtrag oder eine Collation wird gemeint sein, wenn anders „unser Codex" die Schutzschrift bedeutet. Offenbar wollte der Doctor das geistige Testament seines Vaters nicht aus den Händen geben, und nur so begreift es sich, daß die minder geklärte, bündigere erste Fassung dem Vollstrecker Lessing zufiel.

1762 hatte Voltaire im Kampfe gegen die infâme ein verborgenes Werk auszugsweise zu Tage gefördert, das hundert Jahre später gleich der viel gründlicheren und durchschlagenderen Reimarischen Schutzschrift in David Strauß einen neuen zärtlichen Pflegevater fand, das

ſogenannte Testament von Jean Meslier. Dieſer 1733 hochbetagt geſtorbene Landgeiſtliche der Champagne war bei Lebzeiten ſcheinbar ein gläubiger Hirt der Gemeinde geweſen, der er nach ſeinem Tode durch die Widmung politiſch und religiös aufrühreriſcher Denkwürdigkeiten ein Licht über ſociale Misſtände und die Eitelkeit aller Religionen der Welt aufſtecken wollte, um die Lüge ſeines Daſeins durch ein grelles freſſendes Feuer wegzubrennen. Das Teſtament Mesliers iſt in ſeinem volkswirthſchaftlichen Radicalismus bedeutſamer als in ſeinem religiöſen Nihilismus und, von Voltaire wie ein abſeits liegendes Scheit raſch in die Flamme der Aufklärung geworfen, hat es keine ſelbſtändige Wirkung gethan.

Ganz anders Reimarus. Der erſte leiſere Ruf aus dem Grabe verhallte; die folgenden, geſteigert bis zur unerhörteſten Anklage gegen Jeſus und ſeine Jünger, weckten einen Aufruhr in der geſammten theologiſchen Welt Deutſchlands, über die verſchiedenſten Parteien der Kanzel und des Lehrſtuhls hinaus auch die Laienwelt erfaſſend, in der Heimat des Deismus von Coleridge, der ſelbſt an eine Übertragung dachte, als eine Summe Voltaireſchen Witzes, Humeſchen Scharfſinnes, Lardnerſcher Gelehrſamkeit angeſchaut. Unter denen, die ſtatt bloßer Fragmente das Ganze des Bibelſtürmers begehrten, erſcheint auch Herder: an Leſſing ſelbſt wandte er ſich mit einem Verlangen, das, damals unerfüllbar, den Schreiber ſpäter, als Leſſings nachgelaſſene Briefwechſel hervorkamen, zwar nicht gereute, aber möglicher Misverſtändniſſe wegen ängſtigte.

Leſſings erſter Plan war allerdings darauf gerichtet, alle Truppen des alten Reimarus mit einem Schlag ins Feld zu werfen. Er beſprach das kühne Unternehmen mit ſeinen Berliner Freunden, ja Moſes, dem hinterdrein ein albernes Schartekchen antiſemitiſch die Urheberſchaft zuſchob, bekam im Herbſt 1770 die Handſchrift auf den Heimweg mit. Und gerade der Hinblick auf Mendelsſohn mußte ebendamals Leſſings Eifer, die Schutzſchrift auszuſenden, kräftig ſchüren. Vor kurzem hatte der fromme Genfer Bonnet aus einem größeren Werk über Palingeneſie einen beſonderen Theil gelöſt und erweitert, die Recherches philosophiques sur les preuves du Christianisme (1770). Sein Überſetzer Lavater forderte, während Bonnet ſelbſt die Zumuthung eines derartigen Entweder-Oder verläugnete, den jüdiſchen

Plato öffentlich auf, diese „Beweise" zu widerlegen oder unter die Taufe zu gehen. Mendelssohn, der vor allen Zusammenstößen mit streitbaren Theologen so weit als nur möglich auszubiegen liebte, befand sich diesem „Friß Vogel oder stirb" des ungestümen Bekehrers gegenüber in einer peinlichen Lage, da es für ihn, den Israeliten und Führer der freieren deutschen Judenschaft, doch große Bedenken hatte, von Berlin nach Zürich hin die „Beweise" für das Christenthum zu bestreiten. Er war anfangs dem jungen Propheten arglos entgegengekommen und mußte sich nun aus dieser gefährlichen Umarmung loswinden, ohne den zudringlichen Täufer, den Lessing als Schwärmer und Wunderthäter ins Tollhaus wies, nach Verdienst züchtigen oder in der Weise Lichtenbergs auslachen zu können. Wenn nun Lessing vorsprang und die „Beweise" sammt der Lavaterschen Einladung mit dem Schilde des Reimarus auffing, wenn er durch die Reimarischen „Beweise" gegen das Christenthum nicht bloß seinen Freund aus der ungemüthlichen Bedrängnis löste, sondern eben jetzt, wo wieder einmal der apologetische Weizen blühte, den Hagelsturm aus dem Schlauch entließ? Mendelssohn selbst fand „zu viele Bitterkeit" in der Schutzschrift, und wenn er nach Lessings Tod gegen den wahren Thatbestand brieflich behauptet, er habe sie nie gelesen, wie er Lessings Zänkereien überhaupt nie um der Sache, sondern nur um der eigenthümlichen Art und Weise willen angesehen habe, so kann man sich denken, daß der zaghafte Mann 1770 und 1771 mit solchen Wagnissen nichts zu schaffen haben mochte. Nicolai wies auf äußere Schwierigkeiten hin; denn wie schlaff auch der erzrationalistische Oberconsistorialrath Teller die Zügel der Censur anzog, in diesem Falle würde er doch kaum den Passirschein ausgestellt haben. Darum bot Lessing zwar bei Geldangelegenheiten im Dezember 1771 das Manuscript seinem Verleger Voß für seinen Todesfall als sicheres Nachlaßstück an, bedachte aber drei Jahre später, wo es sich nur um ein Bruchstück handelte, die nöthigen Geschäftsrücksichten und war, schon weil die Reimarer sich all dem widersetzten, 1778 nicht in der Lage einem mehrmals gestellten Antrag des Gothaer Ettinger auf Druck des „bewußten Werkes" zu folgen.

So begnügte er sich denn mit einzelnen Geschossen, und die Wirkung war nicht geringer. Fragen wir aber, warum Lessing über-

haupt die Reimarische Geheimschrift aus dem umschattenden Gewahrsam herauszog, obwol er selbst unmöglich ohne starken Vorbehalt im Ganzen und Einzelnen dem Alten beipflichten konnte, so bietet sich mehr als ein Beweggrund. Er besaß aus der Feder eines durch gelehrte und populäre Schriftstellerei berühmten, mit reichen Bürgertugenden geschmückten Mannes ein antichristliches Werk von der äußersten Consequenz, nur in wenigen Partien mit Allegaten belastet, faßlich, lebendig, durchaus angethan jeden, der ein Interesse für oder wider die Sache des Christenthums hatte, aufzuregen; ein starker Gährstoff für eine Zeit, wo die alte Orthodoxie abzusterben, die Apologetik auf eine schiefe Ebene gedrängt, die Neologie der Professoren und Prediger selbstgenügsam mit den brennenden Fragen im Reinen schien. Alle Probleme des Deismus, auch seine Duldung im politischen und gemeinen Leben, der Offenbarung, des ganzen Kanons, der Christologie mußten, wenn diese Bombe platzte, von neuem durchgesprochen werden. „Wenn ein Faß Most im Keller in Gährung geräth", sagt Lessing einmal im Gutachten über die jetzigen Religionsbewegungen, „gerathen sie alle in Gährung". Eine solche „Fermentation", die zur Aufklärung und zum Wachsthum beiträgt, sollte von der geheimen Füllung des Reimarus ausgehen. War doch Lessing stets bereit, diese Gährung, ohne welche es keinen hellen Trank giebt, auch durch die Zufuhr minderwerthiger Stoffe zu fördern und zuzureden, wenn etwa Bruder Karl den Dolmetsch irgend eines französischen Libells für den Naturalismus machen wollte. Er selbst gewann durch Veröffentlichung der rücksichtslosen Fehdebriefe eine Handhabe, seine eigenen lang vorbereiteten und durchgearbeiteten Ansichten, sei es in unmittelbaren Beilagen, sei es in der Folge von Antworten auf die unausbleiblichen und gewiß mannigfaltigen Erwiderungen an den Mann zu bringen. „Ich muß es nur bekennen, daß ich mir gleich anfangs vorgenommen, nicht das Geringste gegen die Fragmente schreiben oder auch gelegentlich erinnern zu lassen, ohne sofort meine Augen selbst dabei zu haben. Ich habe den Ungenannten, vermuthlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen in die Welt gezogen ... Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte ... Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte

kann niemand als das Publicum sein." Auf jede Miene, auf jedes Wort, womit man seinen lichtscheuen Gast empfangen würde, wollte er achten und seinen Spruch dazu sagen. Und in Scherz und Ernst bewegte ihn während dieses Feldzuges eine Prophezeihung des Cardanus, der so nochmals seinen Retter beschäftigte, es werde gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr große Veränderung in der christlichen Religion erfolgen. „Was der Schwärmer ohne Überlegung vorhersagte, kann des Ungefähr ohne Absicht erfüllen", heißt es in Lessings nachgelassenem Bruchstück über diese Weissagung, und natürlich zielt er dabei auf die Reimarische Umsturzbewegung und ihre Folgen.

Lessings eigene Theologie war bis zum „Berengar", abgesehen von den der Kirchengeschichte angehörigen „Rettungen" und den ohne seinen Namen ausgegangenen Litteraturbriefen gegen den „Nordischen Aufseher", im Stillen geblieben. Nur ein paar Freunde wußten um jene alten Entwürfe über das praktische Christenthum bei Gelegenheit der Herrnhuter, über die freie Vergeistigung der Dreieinigkeitslehre und der Dogmatik insgesammt im „Christenthum der Vernunft", „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion" ohne Offenbarung durch conventionelle Zusätze zur natürlichen Gottesverehrung, über die geschichtliche „Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion", worin Lessings pragmatische Erklärung sich wol bis zur wörtlichen Wiederholung der hämischen Anklagen englischer Deisten gegen das Urchristenthum verlor.

Nicht daß er nachher sein Damascus gefunden und in der Auffassung des ethischen Gehaltes, des Dogmas, der historischen Entwicklung wesentlich andre Bahnen eingeschlagen hätte; aber im Bekennen von gleicher Kühle, ward er, seit Breslau und nun während der einsamen Zwiegespräche mit dem Schatten des Reimarus, im Begreifen tiefer. Der einstige Radicalismus, der das Christenthum nur durch das Ansehen eines Stifters, welcher „vorgab", seine Satzungen kämen von Gott, geweiht und nicht zuletzt durch Neugier und Rottenwesen fortgepflanzt sah, war abgethan, sein Ohr taub für die ungeheuerlichen Verdächtigungen des Reimarus. Nichts anderes besagt das Geständnis (an Moses, 9. Januar 1771): er besorge nicht erst seit gestern beim Wegwerfen gewisser Vorurtheile ein wenig zuviel mit weggeworfen zu

haben, das er werde zurückholen müſſen; aber, fügt er ſo ſchroff wie möglich gegen jeden Gedanken einer Bekehrung zum poſitiven Glauben hinzu: „daß ich es zum Theil nicht ſchon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu ſchleppen". So unumwunden erklärt ſich Leſſing in all ſeinen Briefen für einen Nichtchriſten, der aber das Chriſtenthum und in ihm den Proteſtantismus ganz anders verſtand als der landläufige Rationalismus, wie er ſich ohne zuzulernen in Nicolais „Allgemeiner deutſcher Bibliothek" breit niederließ. Launig antwortet Claudius dem Japaner, der ihn nach Leſſings Sitz fragt: der brauche ſeinen eigenen Stuhl, denn die gewöhnlichen Bänke paßten nicht für ihn oder vielmehr er paſſe nicht für ſie, er ſei unparteiiſch. Wenn Leſſing alſo nicht mit der Orthodoxie hauſen konnte, deren Untergang er herbeiſehnte, ſo lehnte er zugleich die Neologie ab, deren laue Halbheit er verachtete. In jungen Jahren, da er alle Schriften für und wider das Chriſtenthum heißhungrig verſchlang, hatte der beweiſende Apologet ſeinen ſelbſtändig prüfenden Sinn in die Arme des Zweifels geſtoßen und der triumphirende Läugner ihn wiederum angeſtachelt das Chriſtenthum als Herzensſache zu erhalten. Vor allem verhaßt war ihm das Schaukeln zwiſchen Orthodoxie und „vernünftiger" Religion. Er ſelbſt ſtand nach ſeinem witzigen Vergleich unter den Gläubigen und den Rationaliſten, wie er als Dichter der „Minna" unter den Sachſen und den Preußen geſtanden, für ſich allein, mit eigenen Augen forſchend: quid liquidum sit in causa Christianorum. Ein decidirter Nichtchriſt, wie Goethes Bekenntnis an Lavater lautet, geſteht Leſſing mit aller wünſchenswerthen Offenheit, Nathans Geſinnung gegen alle poſitive Religion ſei von jeher die ſeinige geweſen, und bezeichnet es demgemäß als ſeinen Endzweck, den Zweifel an der Evidenz einer poſitiven Religion im Buſen ihrer Anhänger zu ſchüren. Der radical verneinende Reimarus war ihm lieber als der kalt und warm blaſende Makler, der Theologie und Philoſophie verkuppelte, der radical bejahende Orthodoxe lieber als der über den verſchiedenen Überzeugungsgrund hinwegſchauende Orthodoxiſt, der dem Verſtand aufzudrängen ſuchte, was das Gemüth begehren und umfangen muß. Da er ſelbſt, ohne auf ſeinem deiſtiſchen Standort die Gottesſohnſchaft des reinen Tugendlehrers Jeſu zu poſtuliren, doch das Bedürfnis anderer

Seelen verstand und einsam davon überzeugt war, welche gewaltige Geistesarbeit auch in der neuerdings so hochnäsig verachteten Nachfolge Luthers das Gebäude der Dogmatik aufgebaut habe, konnte er nur mit Verdruß den rührigen Nicolai und seine Mannen ihr Spülicht ergießen sehen. Die Beziehungen wurden immer lockerer, und nur die treue Bruderliebe, die den Verödeten zu reicherer Mittheilung antrieb, ließ sich die allzuoft in leeres Geschwätz verlaufenden Aufklärungstiraden Karl Gotthelfs gefallen. Der alte Berliner Genosse, der sich einmal im „Sebaldus Nothanker" den Spaß machte, Lessingsche Anklagen gegen die inconsequenten Neuerer einem Orthodoxen in den Mund zu legen, Nicolai zuckte wol die Achsel und meinte, Lessing sei eben stets auf Paradoxien erpicht gewesen und verfolge auch jetzt eigenwillig eine excentrische Bahn. In der That ist nie eine Partei unduldsamer und so innig von dem hohen Bewußtsein, die alleinige Wahrheit erfaßt zu haben, durchdrungen gewesen, als die Aufklärung gemeinen Schlages. Lessing erklärte brieflich (20. März 1777), daß er „nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie der neuern (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können". Das Vertragen freilich konnte nur einen zeitweiligen Waffenstillstand bedeuten, der die andre Partei aus ihren Schanzen rief.

Lessings eingehendste, jedes Misverständnis beseitigende Erklärung über seine Stellung und Taktik liegt vor in dem vielberufenen Brief an Karl vom 2. Februar 1774: „Ich sollte es der Welt misgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Subeleien einen andern Zweck hätte, als jene große Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mist-

jauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, erkundige dich doch nur nach diesem Punkte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Stückwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen."

Um dieselbe Zeit, wo Lessing dergestalt für Orthodoxie und Rationalismus das drastische Bild von unreinem Wasser und Mistjauche wie das Gleichnis vom einstürzenden Haus und der Flickarbeit gebrauchte, mag er den kleinen köstlichen Dialog über ein Gemälde „Hercules und Omphale" geschrieben haben, kein Fragment, sondern ein rundes satirisches Stücklein gegen die Philosophie, die als Hercules im aufgezwängten, in den Nähten platzenden Purpurkleide den Wocken der mit Demonstrationen behangenen und dem drohenden Knotenstock Sorites bewaffneten Omphale-Theologie abspinnt. So hat Lessing später als scherzender Kirchenhistoriker den arianischen Philosophen — und er nennt einmal das arianische System noch unsinniger als das

orthodoxe — auf dem Concil zu Nicäa vorgeführt, um das ganze Aufgebot von ſiegreichen Ausflüchten und Sophismen endlich am einfältigen Glaubensbekenntnis eines ungelehrten Mannes zerſchellen zu laſſen.

Es iſt natürlich, daß ein Geiſt, der alle Sectenſtifter von Grund des Herzens haßte und deſſen Neigung, im Disput allerdings auch paradox dem allgemeinen Opfer beizuſpringen, etwas Verblüffendes haben konnte, ſelbſt von den Nächſten leicht misverſtanden wurde. Und Leſſing war vielgewandter Odyſſeus genug, um den Kriegsplan mit aller Vorſicht zu entwerfen und ſchon an der Kriegsführung an ſich ſeine Luſt zu haben. Er gab in der Reimariſchen Gemeinde, wenn Eliſe berichtete, wie tapfer der junge Hennings einem orthodoxen Landpaſtor die Wahrheit geſagt habe, ſein Urtheil dahin ab, es ſchade der Perſon und der guten Sache mit Meinungen dieſer Art ſo frei herauszugehen, erwartete alſo den Erfolg von einer gedeckten Stellung, während Reimarus in ſolchen Zeitläuften ganz im Verborgenen bleiben wollte. Endlich beſtätigen Leſſings Briefe, was ſchon der Feind witterte ohne den Meiſter des Stils packen zu können, „daß ich meine Waffen nach meinem Gegner richten muß, und daß ich nicht alles, was ich γυμναστικῶς ſchreibe, auch δογματικῶς ſchreiben würde".

Nachdem der Plan, die ganze „Schutzſchrift" in Druck zu geben, auf unüberwindliche Schwierigkeiten geſtoßen war, entſchloß ſich Leſſing ſie ſtück- oder gruppenweiſe, mit einer berechneten Steigerung in der Auswahl der Geſchoſſe, an den Tag zu fördern. Der „Berengarius Turonenſis" hatte bewirkt, daß die theologiſche Welt keines feindlichen Überfalles von ihm gewärtig war. Aber, ſeinen ſtummberedten Reimarus vor Augen, ſchrieb Leſſing ſchon im Spätherbſt 1770 an Frau Eva die ironiſchen Worte: „Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bei unſern Lutheriſchen Theologen geſetzt habe. Machen Sie ſich nur gefaßt, mich für nichts Geringeres als für eine Stütze unſerer Kirche ausgeſchrieen zu hören. Ob mich das aber ſo recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren."

Unbedenklich würde ihm auch ohne die Berengariſchen Lorbeern die 1772 erbetene Cenſurfreiheit für ſeine Wolfenbütteler „Beiträge" gewährt worden ſein. Dies Privileg gleich anfangs zu Reimarus'

Gunsten auszunutzen und aufs Spiel zu setzen, verbot sich um so mehr, als in der herzoglichen Zusage die übliche Bedingung, man nehme an, daß nichts der Religion und den Sitten Nachtheiliges gedruckt werde, enthalten war. Auch wurde das Erscheinen dieser „Beiträge" durch allerlei Umstände hinausgeschoben: „Emilia Galotti" drängte zum Abschluß, das Unbehagen in dem neuen öden Ort lähmte die Arbeitsfreudigkeit, und die endlich flott gewordenen beiden ersten Stücke brachten 1773 im Januar und October neben dem uns schon bekannten philologisch-historischen „Mischmasch" immer noch nichts von Reimarus, wol aber zwei Aufsätze, die, im stillen Gegensatze zu der neuesten den theologischen Wocken abspinnenden Philosophie, Leibnizens Stellung auf dem Grenzgebiete so geflissentlich objectiv behandeln, daß noch neuerdings wegwerfend von Lessings Scholastik gesprochen werden konnte: „Leibniz von den ewigen Strafen" und „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit."

Im ersten Fall galt es dem Ernst Soner, einem Altdorfer Socinianer um 1600, dessen allgemein für sehr scharfsinnig anerkannte Schrift von der Endlichkeit der Höllenstrafen als überaus seltener Druck im Finstern schlich und manchmal als unwiderleglich erwähnt wurde, bis Leibniz einen Neudruck rüstete und eine, schon von Mosheim benutzte, von Lessing veröffentlichte Vorrede dazu schrieb. Der „große Mann" — „der", fügt Lessing bei, „wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben" — erklärte sich freimüthig und sicher über die Verbreitung einer heterodoxen Schrift: sie schade, nur Wenigen zugänglich, um so mehr, denn die Menschen seien geneigt alles Unbekannte zu überschätzen, und die Herausgabe fromme am meisten, wo eben das Lesen zur Widerlegung genüge. Pagenkopen aber huldigte dem gemeinen Wahn, daß Leibniz die Demonstration Soners, weil er sie herausgeben wollte, auch gebilligt haben müsse; was für Lessings Fall eine durchgängige Übereinstimmung mit der Reimarischen Schutzschrift bedeuten würde. Diesen Wahn zu streifen und das gute Recht freier Editionsthätigkeit hier zu berühren war dem Hüter der Schutzschrift eine willkommene Gelegenheit, doch nur Nebensache gegenüber dem Leibnizschen Beispiel aus jener großen Reihe von Versuchen, wie sie seit den ersten Jahrhunderten bis auf Hegel und weiter angestellt worden sind, um christliche Dogmen speculativ

zu vergeistigen, geoffenbarte Wahrheiten in Vernunftwahrheiten auszubilden. Lessing selbst wandelte schon lang auf dieser Bahn. Wenn er jetzt im Eingang die Hoffnung aussprach, der neu entbrannte Streit zwischen Zeloten und Vernünftlern über die Ewigkeit der Höllenstrafen möge endlich entschieden und beigelegt werden, so konnten nur blöde Augen darin und im Folgenden Lessings Glauben an Hölle und Teufel nach dem groben Sinn etwa des sechzehnten Jahrhunderts lesen, denn es bedarf gar nicht seiner brieflichen Ausfälle gegen die abgeschmackten sinnlichen Begriffe von der Beschaffenheit der Hölle, sondern bloß eines etwas schärferen Zusehens, um Lessings Hölle nur in der Sphäre des Gewissens zu finden.

Leibniz, wie er in der Theodicee das Übel an das Böse knüpfte, erklärte die Unendlichkeit der Strafe aus der Unendlichkeit der Sünde, nicht aus der Ewigkeit Gottes. Lessing sagte nun, ihm komme es hier nicht sowol auf die vertheidigte Wahrheit als auf den Vertheidiger an, dessen Gesinnungen und Gründe misdeutet und verkannt worden seien. Darüber setzte er sich mit Mosheim und viel eingehender mit dem trefflichen Aufklärer Eberhard auseinander, der nach Lessings kühler Kritik gerade in einem Buch über Sokrates, also trotz dem Gorgias, die Ewigkeit der Strafen nicht hätte bestreiten sollen. Der Berliner Rationalismus fand es ungerecht, daß Lessing, während er selbst in orthodoxer Tonart zu sprechen schien, einem gefährdeten Prediger keine Hülle verstattete. Manche dieser subtilen Darlegungen bietet ein großes allgemeines Interesse, voran die gegen schiefe Urtheile über Leibnizens Schmiegsamkeit gerichtete Unterscheidung zwischen Exoterisch und Esoterisch: „Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bei Seite und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.“ Und später: „Aber wozu dieses Alles? Will ich Leibnizen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? Oder will ich ihn in allem Ernste bis zum Ärgernis unsrer Philosophen orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibniz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat, und daß er sich esoterisch

ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sei in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen, indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geläugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibniz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach allen ihren exoterischen Gründen gefallen lassen, ja gar sie lieber noch mit neuen bestärkt hätte, weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriffe, in dem sie so mancher Theologe nimmt. Aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr Wahres liege als in den ebenso rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung; und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun, als mit den Letztern zu wenig."

Das lange Citat ist ein unschätzbarer Fingerzeig, auch in Lessings an das Überkommene und Zeitverwandte angelehnten Lehren seiner letzten Epoche durch den exoterischen Vortrag in den esoterischen Kern zu bringen. Wie er selbst hier, Eberhard im Verständnis des Leibnizschen Gedankenzusammenhanges nach allen Seiten überbietend, aus Leibnizens Hypothese über Wachsthum und Vollkommenheit, aus seiner großen esoterischen Wahrheit, nichts in der Welt sei „insulirt" und ohne ewige Folgen, des Philosophen Vertheidigung der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammnis ableitet und seinerseits eine verinnerlichte Auffassung von Himmel und Hölle, Lohn und Strafe esoterisch mittheilt, exoterisch aber der alten Kirchenlehre vom Fegefeuer als einem Mittelzustand auf der unendlichen Stufenleiter der beiden Reiche das Wort redet, um endlich, mehr zuspitzender Epigrammatist als demüthiger Diener, zu fragen: „O, meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibniz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?"

Desgleichen verkündigte Lessing nicht sein eigenes Credo, wenn er den socinianischen Sätzen des Wissowatius Punkt für Punkt die halbvergessene Defensio Trinitatis per nova Reperta logica, von Leibniz an Boineburg gerichtet, beidruckte und zeigte, daß den waffenkundigen Philosophen die Syllogismen des Gegners nicht schreckten, aber ihn keineswegs zur Rettung der Dreieinigkeitslehre durch neue philosophische Gründe, sondern zur Abwehr des Vorwurfs, diese Lehre sei mit sich selbst und unläugbaren Vernunftwahrheiten in Widerspruch, herausforderten. Ganz richtig fühlte sich Moses an seines Freundes älteren Entwurf über das Christenthum der Vernunft erinnert. „Completer Nonsens", antwortete Lessing, müsse dieser Beitrag erscheinen, aber auch hier denke und handle Leibniz als Leibniz, denn es sei unstreitig besser eine unphilosophische Sache sehr philosophisch zu vertheidigen, als unphilosophisch zu verwerfen und zu reformiren. Dieselbe Tendenz wie oben: Leibniz sollte auch hier um des Systems, nicht der Wahrheit willen der Kirche nach dem Munde gesprochen, den Orthodoxen geheuchelt, einen ungeglaubten Glauben simulirt haben! Da vielmehr die Seele seiner ganzen Philosophie sich gegen die Abgötterei des Socinianismus empöre, daß ein bloßes Geschöpf vollkommen genug sei um neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden. Unparteiisch weist Lessing auf den Grund aller natürlichen und jeder geoffenbarten Religion hin. Oben hieß es, man könne über die verschiedenen Christushypothesen urtheilen ohne zu glauben; nun wird ohne Bekenntnis gefolgert: ist Christus nicht wahrer Gott, so sorgt der Muhammedanismus viel eifriger und echter für die Ehre des einzigen Gottes als Christus, der, mochte er sich auch nie für Gott ausgeben, doch hundert Zweideutigkeiten sagte. Aber wenn Lessing nicht bekennt und nicht zu bekennen braucht, was er glaube, so erklärt er aufs unzweideutigste, wie er über Glauben und Beweis in der modernen Theologie denke. Nachdem er die Seichtigkeit des Geistes gescholten, die in der Theologie ebenso leicht als in der Philosophie auf halbem Wege Halt mache, knüpft er an die gangbare Meinung, Leibniz sei von der Orthodoxie gleich entfernt wie vom Socinianismus gewesen, weil er von der ganzen Sache nichts „glaubte", die nachdrückliche Mahnung an eine für und wider die positive Religion mit Beweisen eifernde Gegenwart: „Er glaubte! Wenn ich doch nur wüßte, was man mit

dieſem Worte ſagen wollte. In dem Munde ſo mancher neuen Theologen, muß ich bekennen, iſt es mir wenigſtens ein wahres Räthſel. Dieſe Männer haben ſeit zwanzig, dreißig Jahren in der Erkenntnis der Religion ſo große Schritte gethan, daß, wenn ich einen älteren Dogmatiker gegen ſie aufſchlage, ich mich in einem ganz fremden Lande zu ſein vermeine. Sie haben ſo viel dringende Gründe des Glaubens, ſo viel unumſtößliche Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals ſo kurzſichtig ſein können, den Glauben an dieſe Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten." Alles was einſt Vermuthung, Abwehr, Ermahnung an Nichtchriſten war — „alles dieſes haben ſo viele unſerer neuerern Gottesgelehrten zuſammen ſo in einander gekettet und einzeln ſo ausgefeilt und zugeſpitzt, daß nur die muthwilligſte Blindheit, nur die vorſätzlichſte Hartnäckigkeit ſich nicht überführt bekennen kann. Was der heilige Geiſt nun noch dabei thun will oder kann, das ſteht freilich bei ihm; aber wahrlich, wenn er auch nichts dabei thun will, ſo iſt es ebendas? Sie haben bewieſen, und ſo ſcharf bewieſen, daß kein billiges Gemüth an der Gründlichkeit ihrer Beweiſe etwas wird auszuſetzen finden". Leibniz freilich, fährt Leſſing ironiſch fort, ſei ſo weit noch nicht geweſen und habe allerdings weder an Dreieinigkeit noch an ſonſt eine geoffenbarte Lehre der Religion geglaubt, wenn glauben gleich bedeutend ſei mit: etwas aus natürlichen Gründen für wahr halten. Für Leibnizens altväteriſche Meinung gab es vielmehr immer zweierlei Gründe für die Wahrheit unſerer Religion, menſchliche oder erklärbare, göttliche oder unerklärbare. So iſt, abgeſehen von dem hiſtoriſchen Gewinn dieſer Leſſings eigene Stellung zur Trinitätsfrage ignorirenden Abhandlung, ihr Hauptergebnis in dem zweiſchneidigen Satze zu ſuchen, daß Religionswahrheiten nicht vernunftmäßig bewieſen, aber auch nicht durch Gegenbeweiſe zerſtört werden können. Das ruft er einer Zeit zu, wo Orthodoxie und Rationalismus ihre Beweiſe hin und her ſchoſſen, und man verſteht, warum Leſſing an Käſtner ſchrieb, er habe ſeine beſondern Gründe zu einem Neudruck der Leibnizſchen Defensio. Für den Argwohn der Berliner, daß er der Orthodoxie den Hof mache, mußte ihn der Beifall einiger Wenigen, unter ihnen der Erbprinz, tröſten. Auf Eberhards beſcheidene Antwort über die Höllenſtrafen hat er im Sturmjahre 1778 nicht

erwidert, modernen Arianismus nur noch gestreift in theologischen Bruchstücken.

Während in den beiden, Leibniz gewidmeten Aufsätzen der Vorrang nicht dem ketzerischen Neuerer, sondern seinem Bestreiter zufällt, theilt ein vierter mit dem ersten, dem „Berengarius Turonensis", die Tendenz einer kirchengeschichtlichen Rettung, dies Mal ohne jeden Schein des Pactirens. Das im Herbst 1774 ausgegebene dritte Stück der „Beiträge" brachte nämlich den Aufsatz: „Von Adam Neusern, einige authentische Nachrichten". Der unruhige und unselige Mann, dem hier nach langer Verunglimpfung zu seinem Rechte geholfen werden soll, ein Schwarmgeist des sechzehnten Jahrhunderts, war vom Lutherthum zur reformirten Kirche übergegangen und als Pfarrer an der Peterskirche zu Heidelberg zusammen mit dem Ladenburger Inspector Johannes Sylvanus nicht bloß in hitzige Kämpfe um die Kirchenzucht, sondern auch in gefährliche Zweifel über die heilige Lehre von der Dreieinigkeit und Gottheit Christi gerathen. Die Pfälzer Hoftheologen waren rasch bei der Hand, nach dem berühmten Beispiel der von Calvin an dem Antitrinitarier Servet vollzogenen Henkerjustiz Folter und Block für die ketzerischen Frevler zu verlangen. Friedrich der Fromme willigte nach langem Zaudern in ihr grausames Begehren, und Sylvan fiel am 23. December 1572 als abschreckendes Opfer der Heterodoxie. Neuser aber entrann in demselben Zeitalter, das allenthalben gegen den türkischen Bluthund donnerte, vor der Verfolgungswuth der heimischen Amtsbrüder, nachdem er auf dem Sprunge zur Flucht sogar einen Brief an den Sultan entworfen, aber nicht abgeschickt hatte, um den Erbfeind gegen Deutschland zu empören. Er fand nach langer Irrfahrt in Constantinopel ein friedliches Asyl, ward Muhammedaner und starb in der Fremde. An den Namen des zum Islam entlaufenen Pfarrers heftete sich alle Schmach des Renegatenthums. Dafür gab es keine mildernden Umstände, und noch Jöcher konnte den Apostaten nicht schwarz genug abmalen, — „doch Jöcher ist ein gar zu elender Compilator", fügt Lessing geringschätzig bei. Ihm war ein höchst interessantes ausführliches Schreiben Neusers an einen Landsmann in die Hände gefallen, das treuherzigen Tones die Odyssee des Flüchtlings erzählt und seinen Versuch in Siebenbürgen festen Fuß zu fassen wie die Verhandlungen mit dem Pascha zu Temesvar

ſo dramatiſch darſtellt, daß Karl Leſſing, immer ruſchelig, nach der erſten Lectüre den Neuſer zum Helden eines Schauſpiels machen wollte. Man vernimmt, wie der ausgeſtoßene Ketzer dem vornehmen Türken ſeine mit dem Alkoran getheilte Verehrung des einigen Gottes beweglich vorträgt. Da, wo die erſten Streitigkeiten über die Trinität ausgebrochen, wolle er aus der Quelle ſchöpfen. Jenen unbedachten Brief habe er doch zurückbehalten und was er darin dem Großtürken gegen Deutſchland geſchrieben, ſei deshalb ſo ungiltig wie ein widerrufenes Teſtament. Auf eine gedruckte Rechtfertigung verzichtet er und genießt, da ihm die ganze weite Welt von England bis Polen keine Stätte vergönnt hat, durch Gottes Fügung in Conſtantinopel Schutz und Schirm des großmüthigſten Kaiſers, dem er mit rührender Dankbarkeit anhängt, des pfälziſchen Gefängniſſes ledig und weit vor dem Schuß der Ketzerrichter, die inzwiſchen den Sylvanus aus dem Leben geräumt hatten und, zumal auf Grund des vorgefundenen Sendbriefes, mit ihm ſelbſt nicht glimpflicher umgeſprungen wären. In ſeinem Gewiſſen iſt er ruhig und vertraut, ein hartnäckiger Arianer, dem Einen Gott. Der Arm der Widerſacher kann ihn nicht mehr faſſen — warum ſollte er dem Freunde jetzt an dieſem fernen ſichern Orte die lautere Wahrheit vorenthalten? „Was für einen Nutz hab ich, daß ich ſolches ſchreib? Keinen, ſondern allein, wie ich gemeldt hab, der Wahrheit zu gutt".

Und nun bringt Leſſing 1774 das 1574 abgefaßte Rechtfertigungsſchreiben des alten Schwaben oder Pfälzers in Wolfenbüttel an den Tag, mit hinreißenden Begleitworten. Bene est, ſo hätten 1701 die reformirten Herausgeber der Monumenta Palatina über die Lutheraner geäußert, quod saltem nil in gratiam Neuseri scripserint. „Bene? Ich ſage, ſchlimm iſt es, daß es nicht geſchehen! Schlimm, daß nach zweihundert Jahren ich der Erſte ſein muß, der einem unglücklichen Manne bei der Nachwelt Gehör verſchafft! Einem unglücklichen Manne, den man aus der Chriſtenheit hinaus verfolget hat! Oder, wenn er Unrecht hatte, daß er ſich hinaus verfolgen ließ, hat er darum in nichts Recht? Hatten ſeine Verfolger darum — ich will nicht ſagen gewonnen Spiel — denn das haben ſie leider! — ſondern in allen gutes aufrichtiges Spiel gegen ihn, weil ſie ihn endlich zu einem Schritte brachten, den freilich niemand vertheidigen kann? Wenn der Ausgang

die Seele der Geſchichte ſein ſoll, wenn man nach dieſem alles Vorhergegangene beurtheilen ſoll, ſo wäre es ebenſo gut, wir hätten gar keine Geſchichte". Er bittet um Reviſion des Proceſſes und entfaltet eine glänzende Meiſterſchaft der Vertheidigung, die uns lebendig in die Vorzeit zurückführt und fortwährend Reflexe auf die Gegenwart wirft. Nichts Wuchtigeres als dieſe Ausfälle gegen jede zum weltlichen Schwert greifende Orthodoxie, die „Wütherei gegen Irrende", die „blutdürſtigen Bedenken gehäſſiger Theologen". Als Sylvan wegen vermeinter Mitſchuld an jenem Briefe hingerichtet werden ſollte, ſtimmten die Juriſten gelinder — aber „die Theologen verlangten Blut, durchaus Blut". Ihr Votum iſt noch vorhanden. Leſſing ſchlägt es auf, um — unmittelbar bevor ſein Reimarus den „Herrn Theologen" unter die Augen treten ſoll — warnend zu rufen: „Welch ein Bedenken! Wem müſſen nicht die Haare zu Berge ſtehen bei dieſem Bedenken! Nein, ſo lange als Ketzergerichte auf der Welt ſind, iſt nie aus einem eine ſophiſtiſchere, grauſamere Schrift ergangen". Damals wurde nur aus dem Grund uneingeſtandener, vielmehr zurückgegebener Gotteslästerung entſchieden und dann, wie das Calviniſtengericht, ohne Raum für Reue und Beſſerung, ſich im Namen Gottes ausdrückte, die von Gott eingeſetzte Strafe ſtandhaft exequiret. Höhniſch wirft Leſſing ein: „Alſo nur erſt den Kopf ab; mit der Beſſerung wird es ſich ſchon finden, ſo Gott will!"; aber er läßt es nicht bei dem blutigen Spott bewenden, ſondern fährt, immer mit ſtiller Rückſicht auf Neuſers Nachfolger im „Beitrag", voll tiefer Leidenſchaft fort: „Welch ein Glück, daß die Zeiten vorbei ſind, in welchen ſolche Geſinnungen Religion und Frömmigkeit hießen! Daß ſie wenigſtens unter dem Himmel vorbei ſind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demüthigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß ſie auch unter dieſem Himmel einmal wiederkommen könnten!" Vorklänge der Anti-Goezen. Es iſt zu jedem im Vollbeſitz des ausſchließlich Echten und Rechten ſchwelgenden Kirchenregiment geſprochen, was Leſſing beim Entſcheid des Kurfürſten fragt: ob er denn einen andern heiligen Geiſt gehabt habe als den, der aus Genf wehte?

Wie viel war bis zur Gegenwart über die Aſche Servets geſchrieben worden! — „muß man ſchlechterdings ein Ausländer ſein, um unſere Aufmerkſamkeit zu verdienen?" Mit klarer, ſcharf zwiſchen

Zeugnis und Nachrede scheidender, auf historische Wahrheit oder doch wenigstens Wahrscheinlichkeit gerichteter Kritik rettet Lessing den Neuser, bis er, bei seinem Lebensende angelangt, das nach elendem Klatsch nicht die Ruhr, sondern die Syphilis herbeigeführt haben sollte, mit einem verächtlichen: „Mich ekelt, gegen alte Weiber zu streiten!" die Feder wegwirft. Nicht auf die von Lessing untersuchten, zuletzt durch Häusser und Kluckhohn weiter verfolgten und von Taylor-Hausrath romanhaft aufgegriffenen Einzelheiten der Neuserschen Händel kommt es hier an, sondern auf die allgemeinen Gesichtspunkte und den Faden, der zwanglos zu Reimarus hinübergesponnen wird. Da giebt es den schmählichen Begriff „Ketzer" nicht, und in Neusers ruhigem Brief kann der Leser kein wundes und peinigendes Gewissen entdecken; aber wenn Lessing den Anklägern zuruft „Apostat und Mameluke so vielmal, als man will", findet doch auch er, dem ein thörichtes Gerücht die Erbschaft Winckelmanns auch im Sinne des Abfalls zum Katholicismus zugemuthet hatte, strenge Worte über das Renegatenthum. Die Scham, welche in Neusers Brief an den Freund das Geständnis seines Übertrittes unterschlagen hatte, weiß er nachzuempfinden und zu allgemeinem Ausdruck zu bringen, um endlich Lavater und anderen Proselytenmachern den Abschied zu geben mit dem Satze: „Recht wol, daß sich die Religionen unter einander den Übertritt selbst so erschweret haben, daß nicht leicht ein ehrlicher Mann zu einer von der andern laufen wird." Seine durchgeführte Abwehr aller theologischen Verfolgung schlägt zugleich Brücken von einem Lager ins andre, seine Beschirmung des einen kleinen „Ketzers" gilt allen, die ehrlich auf andern Pfaden als dem gemeinen nach Wahrheit suchen, und in eigener Sache thut er über Erastus, den „intimus" Neusers und zugleich den Freund eines strengen Orthodoxen, die Äußerung: „Ein Anderes ist, der Vertraute irriger Lehrsätze sein, und ein Anderes, solche Lehrsätze selbst hegen."

Ein unmittelbarer Übergang, als würde nur ein neues Capitel des gleichen Stoffes begonnen, führt zur Mittheilung: „Von Duldung der Deisten. Fragment eines Ungenannten." Die hauptsächlichste Betrachtung, auf welche Neusers Geschichte einen denkenden Leser leite, habe ihn, so erklärt Lessing, an Bruchstücke eines sehr merkwürdigen Werkes unter den jüngsten Handschriften der Wolfenbütteler Bibliothek

erinnert, besonders an eines, das er nun als Probe vorlege. Und Lessings Fiction stellt den „Ungenannten" — so hieß Reimarus fortan, wie seiner Apologie seitdem der Name „Fragmente" geblieben ist — als ein Opfer der wilden Orthodoxie dar, gleich Neuser, aber im Gegensatz zu Neuser geschirmt von einem duldsamen, gütigen Fürsten aus dem Hause Braunschweig. Das Fragment selbst schrie auf jeder Seite gegen die Verfolgung in der ganzen Christenheit, zumal bei den Protestanten, die einst Neuser ins Elend hinausgejagt hatten. „Gehe nur!" rief der Ungenannte dem Glaubenslosen zu. „Wohin? Zu den Juden, Türken und Heiden?" — wieder taucht das Bild Neusers auf, der als vernünftiger Verehrer Gottes vom Kreuze zum Halbmond geflüchtet war, zu demselben Alkoran, aus welchem auch der Ungenannte das Vornehmste der natürlichen Religion herauslas.

Wer war nun dieser Ungenannte? Lessings kurzes Vorwort sucht den neugierig forschenden Blick seiner Leser auf einen verschrieenen Mann abzulenken, den sogenannten Wertheimer Schmidt. Johann Lorenz Schmidt hatte 1735 als junger Informator im Dienste der freigeistigen Grafen von Wertheim in einem wüsten Quartanten von über tausend Seiten, betitelt „Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messie Jesus", eine unerträglich weitschweifige, das Klarste platt beschwatzende, das Hohe, Wunderbare, Geheimnisvolle herabdrückende und abstreifende Paraphrase geliefert, zu der er, ein tapferer Wolffianer, den Anstoß durch Wolffs Begehren nach einer deutlichen Bibel empfangen haben will. Seit Locke's unglücklicher Umschreibung der pauliniſchen Briefe war diese Litteratur in Schwung gekommen, und den mit antideistischen Anmerkungen gepanzerten Testamenten Englands und Deutschlands setzte Schmidt sein aus dem Bibelwort, der wässerigen Paraphrase und dem entsetzlichen Schwall der Fußnoten zusammengebrautes Pentateuchwerk entgegen, ohne in der Weise Bahrdts feuilletonistisch zu modernisiren, aber schwunglos wie der redliche Damm. Eine wahre Sintflut ist in diesem keineswegs sehr dreisten Commentar über die fünf Bücher Mosis ergossen und eine eherne Geduld erforderlich, um nicht schon gleich am Eingang „Alle Weltkörper, und unsere Erde selbst, sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit die Erde betrifft" die ungefüge Last gähnend bei Seite zu stoßen, sondern von Adham zu Jizchak und zu Mosche, nach den Regeln der

Wolredenheit und der Grundsprache der Jisraelen, sich durchzuringen. Die langathmige Vorrede führt mit Nennung etlicher Deisten in eine gährende Zeit religiöser Kämpfe gelassen ein. Sie verräth überall eine consequente Wolffsche Schule und gipfelt im Wunsche, das, auf diesen ersten Theil beschränkt gebliebene, Bibelwerk möge eine gründliche Erkenntnis Gottes und die Ausübung rechtschaffener Gottseligkeit befördern. Dafür steckten die Theologen den unreifen Wertheimer ins Loch und confiscirten sein übereiltes, trotz aller Vorsicht und Langweiligkeit dem Wunder- und Prophezeiungsglauben gefährliches Buch. Eine mannhafte Beschwerde vermochte in Regensburg nichts als die Anweisung eines anderen Kerkers, dem Schmidt entsprang. Er wurde ein Märtyrer seines unerfreulichen, aber ehrlichen Rationalismus. In der Zeit, da er unter einem fremden Namen in Altona weilte und u. a. Tindals Hauptwerk sammt Fosters Widerlegung, Spinozas Ethik nebst Wolffs Entgegnung verdeutschte, gewährte ihm auch Reimarus Unterstützung, obwol er 1736 den Wertheimer in einer Zeitung wegen ungeschickten Schaukelns zwischen Deismus und Orthodoxie von der Bibel weggejagt hatte. Früh gebrochen, fand Schmidt in Wolfenbüttel ein Asyl; hier ist er 1751 gestorben, und die handschriftliche Umarbeitung seines deutschen Pentateuch soll, wie Lessing in den Collectaneen notirt, dem Herzog verblieben sein. Die Wolffsche Bildung, die — übrigens sehr anfechtbaren — orientalistischen Kenntnisse, den Wolfenbütteler Aufenthalt nahm Lessing für seine Fiction, die Fragmente möchten von Schmidt stammen, in Anspruch, wobei er insgeheim auch eine ableitende Verwerthung der Hamburger Beziehungen überlegt haben wird. Die Zeit, das fünfte Jahrzehnt, stimmte etwa zur Abfassung der ersten Reimarischen Redaction; doch braucht man nur eine Seite des Wertheimers gelesen zu haben, um die bare Unmöglichkeit des Lessingschen Spieles zu erkennen. Der Erfinder selbst gab, als Mascho und andere ihn bestritten, seinen „Einfall", seine „übereilte Vermuthung" preis und griff nach einer neuen Deckung, indem er mehrmals den Umlauf vollständiger Handschriften behauptete, während er selbst nur Bruchstücke einer älteren Fassung vor sich habe. An Reimarus dachte zunächst niemand. Das Fragment, ein allgemeines Vorspiel und durch eine längere Ausführung zugleich ein Beleg für die Gelehrsamkeit des Ungenannten, blieb überhaupt ohne jeden irgend erheblichen Widerhall, denn solche

Beschwerden über den schlimmen Stand der vernünftigen Deisten inmitten einer unvernünftigen, unduldsamen Christenheit waren nichts Neues und den Gestrengen gar nicht so unangenehm zu hören, da sie ihre Macht bezeugten. Auch Lessings Zugabe machte kein Aufsehen. Er hatte zunächst die Fragmente rühmlich charakterisirt: „Sie sind mit der äußersten Freimüthigkeit, zugleich aber mit dem äußersten Ernste geschrieben. Der Untersucher vergißt seine Würde nie; Leichtsinn scheint nicht sein Fehler gewesen zu sein, und nirgends" — das war wol zu viel gesagt — „nirgends erlaubt er sich Spöttereien und Possen. Er ist ein wahrer gesetzter Deutscher in seiner Schreibart und in seinen Gesinnungen. Er sagt seine Meinung geradezu und verschmähet alle kleine Hilfsmittel, den Beifall seiner Leser zu erschleichen". Dann fügte er nur, um den Ungenannten nicht ganz ohne Geleit abtreten zu lassen, ein paar lose Seiten hinzu, die das Verhältnis des alten und des neuen Ketzers zum Muhammedanismus streifen, die einzelne Frage der altjüdischen proselyti portae, d. h. der von Reimarus für Deisten erachteten Judengenossen, theils einschränken, theils mit Anwendung auf die Gegenwart berühren, und endlich in raschen Sätzen, nicht ohne die Genugthuung, daß heute im protestantischen Deutschland alle bürgerliche Verfolgung von Schriften und Schriftstellern aufgehoben sei, das sogenannte vernünftige Christenthum herausfordern, von dem man leider so eigentlich nicht wisse, wo ihm die Vernunft, wo ihm das Christenthum sitze.

Dieser Epilog zielte mitten in die theologische Bewegung der Zeit. Das Fragment erschien, als Damm 1772 mit seinem altfränkischen Testament die Trinität wegraisonnirt und rationalistisch aus Kreuzestod und Auferstehung eine bloße Ohnmacht herausgeklügelt, als Bahrdt 1773 seine neumodischen Fratzen geschnitten hatte, als auf den Höhen der akademischen Gelehrsamkeit der Neuschöpfer altteſtamentlicher Wissenschaft, Michaelis, und der Vater der modernen Kanonkritik, Semler, die Blicke der gesammten theologischen Welt auf Göttingen und Halle gerichtet hielten.

Unter dem starken Einfluß der von ihm gern überschätzten Engländer errang sich Michaelis die Befreiung aus der Enge seiner Hallenser Studienzeit und das große epochemachende Vermögen: orientalische Urkunden orientalisch zu erklären, wobei auch die Analogie

reichlich verwerthet, hebräische Alterthumskunde ausgebreitet, grammatische Sicherheit als Grundlage aller Interpretation für klare Paraphrasen ohne Stilkunst aufgeboten wurde. Behutsam, aber doch unbekümmert um die Forderungen des Lutherischen Schriftprincips, ging er mit den Bestandtheilen des neuen Testamentes um, indem er der Inspiration nur ein kleines Gebiet einräumte und unter den „Göttlichen Büchern des neuen Bundes" sichtete, strich, anzweifelte. Für seine Person mußte er gestehen, daß er den inneren Beweis des heiligen Geistes nie gespürt habe, und er freute sich, nicht Professor der Theologie zu heißen, da trotz seinem Glauben an die „Hauptsache unserer Religion" eine Unterschrift der Symbole ihm „viel Unruhe verursacht" hätte. Lessing bewunderte die historisch-philologische Meisterschaft des Göttinger Gelehrten, war aber dem Menschen, seinem ehemaligen Gönner, abhold, nicht bloß, weil zwischen Michaelis und dessen Schul- und Fachgenossen, dem lieben Reiske, eine böse Spannung bestand, sondern auch, weil persönliche Begegnung an der Leine 1766 nur entfremdend gewirkt hatte. Der leidige Professorenhochmuth und Lessings freier Stolz waren auf einander gestoßen. Michaelis in seiner Lebensbeschreibung vergleicht misgünstig die Leutseligkeit britischer Gäste mit dem absprechenden, „sehr hoch einherfahrenden" Wesen seines berühmten Landsmannes und schildert die Verlegenheit des guten Dieze, der Lessingen eingeführt hatte. Wichtiger als dieser äußere Verlauf ist das von dem Ohrenzeugen Schulz in seinen „Bemerkungen über J. D. Michaelis litterarischen Charakter" berichtete ergebnisreiche Gespräch des zünftigen und des unzünftigen Theologen. Lessing gab geradezu den Anlaß zu Michaelis' erläuternder Übersetzung des alten Testaments (1769 ff.), indem er sich ironisch darüber beschwerte, daß die Christen so wenig von dem erführen, was die Schriftgelehrten in ihren Studirzimmern ausmittelten, in ihren Hörsälen vortrügen und in ihren lateinischen Werken bekannt machten. Lessing wollte also die Scheidemauer zwischen der kritischen Universitätstheologie und dem Publicum niederreißen, den Gewinn der neuen Kritik populariſiren, den Zustand, daß diese Kritik sich hinter der spanischen Wand einer todten Gelehrtensprache wie eine ängstlich behütete Geheimlehre vor der lebendigen Antheilnahme der Laien verbarg, beseitigen. Es war nothwendig diesen scheuen Professoren ein weiteres Auditorium aufzuthun

und Muth einzublasen: denn wie seiltänzerisch rettete der profane Göttinger Deuter der Genesis die Inspiration wenigstens für den Schöpfungsbericht, der ihm doch nur ein urzeitlicher Mythus war; wie vorsichtig verschloß Reiske seinen Hiobcommentar im Pulte; wie grundsätzlich beharrte Ernestis zurückhaltende Theologie hinter den lateinischen Schanzen; wie streng schied Semler zwischen der vielgestaltigen Privatreligion der stillen Kammern und der öffentlichen, von geistlichen Beamten geleiteten, keinen Bahrdtschen Neuerungen auszusetzenden Staatsreligion. Diese große, aber verschwiegene Theologie auf einen offenen Markt mit lauter Resonanz zu locken, zu rufen, zu zwingen, war Lessings vornehmste Absicht. Er selbst hat im Kampf um die Reimarischen Waffen die Ergebnisse Semlers jedem eingeprägt, der Ohren hatte zu hören. Es galt der Erkenntnis, die später Eichhorn kurz also formulirte: „Die Schriften des neuen Testaments wollen menschlich gelesen und menschlich geprüft sein."

Johann Salomo Semlers Hauptwerk, die „Abhandlung von freier Untersuchung des Canon", 1771—75, übte eben damals, noch unvollendet, aber in Tendenz und Resultat klar, die stärkste Wirkung, so daß der Wertherdichter 1774 allen verständlich war, wenn er in der Caricatur einer Frau Pfarrerin den Zug anbrachte, der dürre, kränkliche Blaustrumpf melire sich in die Untersuchung des Kanons. Semler, von den fleißigen deutschen Stubengelehrten der alleremsigste, nur zwischen Katheder und Schreibepult rastlos und zugleich formlos getheilt, bot hier die Summe seiner Kritik. Aus einer gedrückten Jugend, deren treue Spiegelung in der Autobiographie Gustav Freytag zum Gemeingute gemacht hat, war seine Bahn allmälig angestiegen. Nun saß Semler in Halle auf dem Lehrstuhl des dankbar verehrten Baumgarten und durfte befreit und befreiend im Verfolg seiner ungeheuren Schriftstellerei und Lehre der Zeiten gedenken, wo die jungen Theologen die Lectüre eines Grotius und anderer Bibelstürmer nur mit schweren Strafen erkauften. Auch er hatte in den sanften Banden des Pietismus gelegen; seinem schwachen Bruder war darin alle Lebenskraft erstickt, ihm dagegen blieb eine schlichte Ergebenheit gegen den gütigen Gott, ohne alle Schwärmerei für das Jesulein der Gemeinde, und pietistische Scheidung zwischen Kirchlein und Kirche, Privatreligion und Theologie trieb ihn an, weitab von den Pfaden Mosheims, die Ent-

wicklung der Religion Christi in den Parteien, Büchern, Dogmen der christlichen Religion mit „Modestie" im Ausdruck, aber aller Strenge kritischer Methode zu prüfen. Die Ausbildung des Lutherthums war seiner riesigen Belesenheit bis in alle Winkel bekannt. Wie Gottfried Arnold durchsuchte er die gesammte Ketzergeschichte. Als Philolog begrüßte er in Erasmus den Vater der neutestamentlichen Kritik, als Historiker sah er sich durch Basnage gefördert. Er wollte seine Facultät nicht länger durch einen Zaun von den Werkstätten der weltlichen trennen lassen, denn die Wissenschaft sei nur Eine und der Anspruch nichtig, daß von der Theologie „immer so sehr groß und prächtig geredet" werde. Er hielt es mit dem Reformator Luther gegen die kleinen „Päpste" der Orthodoxie, mit den Helmstädtern gegen Calov und seine Enkel. Kein lauter Rufer im Streit — und woher sollte diesem allzeit eingeengten, in kleinlichen Verhältnissen schleichenden Dasein der heroische Pulsschlag kommen? — ist er doch trotz dem anschwellenden Geschrei der empörten Rechtgläubigkeit, die dem Braven satanische Bosheit, dem Unbefangenen greuliche Irrlehren vorwarf, fürbaß geschritten, bis ihm endlich bange wurde vor den Geistern, die er hatte rufen helfen.

Semler protestirte dagegen, die Theologie, die wie jede Wissenschaft fortschreitende Veränderungen durchlaufe, festzunageln. Er verlangte protestantische Lehrfreiheit, nach allzulanger Knechtschaft unter dem „Handgewehr" der Compendia und der „orthodoxen Routine" theologischer Ober- und Untergerichte; „gern lasse ich mich widerlegen, aber überschreien, verketzern, anathematisiren lasse ich mich nicht." Das lutherische Schriftideal entthronte er: die christliche Religion ist nicht die Bibel, und in der Bibel sind keineswegs alle Bücher gleich unentbehrlich zur Heilswahrheit. Ja, er gleitet wirklich dem Naturalismus zu, dessen man ihn so oft zieh, wenn er schon 1759 behauptet, daß der größere Theil der Bibel bloß die natürliche Religion wiederhole, die auch ohne Bibel den Menschen bekannt sei, während der kleinere Theil die sehr wenigen Sätze vortrage, welche die heilige Schrift von der natürlichen Religion unterschieden. Sein positives Glaubensbekenntnis über das Christenthum ist schwer zu fassen, nicht sowol, weil nach Michaelis' collegialem Tadel was Herr Semler sagt oder sagen will überhaupt dem Verständnis trotzt, als weil Semler zwar

ſeine Meinung von der Gnade mit offener Heterodoxie ausdrückt, ſeine Chriſtologie aber auf den vagen Satz beſchränkt, chriſtgläubig ſei wer an Chriſtum als befreienden Heiland glaube. Moraliſche Ausbeſſerung iſt auch ihm wie der ganzen Aufklärung die Hauptſache, der „Gehalt" des Chriſtenthums. Und ſo viel Semlers Erledigung der urchriſtlichen Probleme der Forſchung unſers Jahrhunderts ſeit Baur übrig gelaſſen hat, die Inſpiration des Kanons war zu Ende geträumt, eine neue geſchichtliche Betrachtung eröffnet. Für Semler heißt Kanon nicht Maß, Norm, Regel, ſondern einfach Reihe. Dieſe Reihe für gottgegeben zu erachten gehört nicht zur chriſtlichen Religion. Die chriſtliche Religion in ihrem Grund und ihrer Fortpflanzung hängt nicht von einem hebräiſch-griechiſchen Kanon ab. Im Einzelnen haben Stücke wie Ruth, Eſther, Chronica, das Hohelied u. ſ. w. mit unſerer Religion nichts zu ſchaffen. Andre Zeiten, andre Leſer: darum ſind die hiſtoriſchen Schriften des alten Bundes für die Juden von höherer Wichtigkeit als für uns, die wir nicht an ein auserwähltes, um Geſchichte und Cultur der übrigen unbekümmertes Volk glauben. Nur die abgethane altjüdiſche Denkart kann in den Thaten Simſons und der Könige Göttlicheres als in den Begebenheiten anderer Nationen entdecken. Die Lehren des alten Teſtamentes ſind nach dem beſonderen göttlichen Plan „in Regierung des menſchlichen Geſchlechts" dem kindlichen Standpunkt der ehemaligen Juden angepaßt, z. B. durch die Einkleidung des Sündenfalls oder den Schöpfungsbericht, den nur „ganz einfältige Leute" in Bauſch und Bogen feſthalten könnten: „Die Hauptſache iſt, Gott iſt als Urheber von den andern Dingen außer ihm zu unterſcheiden. Dieſer Lehrſatz wird in dieſer Einkleidung beſchrieben, um ihn dieſem Volke bekannt und eindrücklich zu machen. An phyſikaliſche, aſtronomiſche, mathematiſche Unterſuchungen, zu denen Menſchen aufgelegt ſind nach ihren ganz andern Umſtänden, iſt in jener Zeit, unter dieſem Volke der Juden, gar nicht gedacht worden. Wer ſolche Unterſuchungen anſtellen kann, hat keine Verbindlichkeit, ſie hintanzuſetzen." So führt Semler den Grundſatz durch, daß die Bibel neben ihrer Religionslehre eine Menge Elemente enthält, die, ohne unlöslichen Zuſammenhang mit der Religion, jeder wiſſenſchaftlichen Kritik offen ſtehen.

Wie Semler gern einen gediegenen Auszug aus dem alten

Teſtament zu chriſtlichem Hausgebrauch und Unterricht ſähe, mit Ausſcheidung des Specifiſch-Jüdiſchen, ſo iſt ihm weiter die altteſtamentliche Vorbereitung auf Chriſtus zu „undeutlich". „Die alte vorüberſeiende Haushaltung Gottes unter den Vorfahren der jetzigen Juden" konnte nicht die Baſis einer Juden und Heiden vereinigenden Chriſtenlehre ſein, und die Heiden kamen ohne das ferne Licht des Judenthums zu Chriſtus. Hier nun liegt der Schwerpunkt der Semlerſchen Erweiſe: Jeſus kleidete ſeine Lehre für die Juden in eine „morgenländiſche Vorſtellungsart", und ſeine Wunder, für unſere Gegenwart deshalb von geringerer Bedeutung und zum Theil aus einer bibliſchen Dämonologie als Nichtwunder zu erkennen, zielten auf die Bekehrung der damaligen Juden. Es gilt alſo das „Judenzende" der chriſtlichen Frühzeit temporär und local als „Particularia" zu betrachten, dieſe Schalen, welche den Kern umhüllten, als unweſentlich zur Religion hiſtoriſch zu verſtehen und beſonders im heidenchriſtlichen Paulinismus die fortſchrittliche Religion des Geiſtes zu umfaſſen. Wir müſſen uns vom Buchſtaben befreien. Schon der Umſtand, daß kein genuiner Text vorliegt, verbietet die Annahme einer wörtlichen Inſpiration. So wird Semler, indem er der göttlichen Inſpiration nur die neuen Begriffe von Gnade und Vergebung ſparſam überläßt, Griesbachs Vorfahr in der Recenſion des orientaliſchen und des occidentaliſchen Textes. Er ſcheidet Gloſſeme aus. Er achtet philologiſch auf den Sprachgebrauch und bricht einer heute unendlich verfeinerten Methode die Bahn. Hatte Luther, als er kühn das „Deuterokanoniſche" in den Hintergrund ſchob, eine Sonde in die apoſtoliſchen Briefe geſenkt, ſo verwarfen Michaelis und Semler den pauliniſchen Urſprung des Hebräerbriefs. Die Kritik erkannte z. B. im Schluß des vierten Evangeliums einen fremden Nachtrag, und ſtellte mit aller Schärfe den Satz auf, daß das Evangelium Johannis und die, von Semler wahrhaft gehaßte, Apokalypſe nicht denſelben Verfaſſer haben könnten. Sie prüfte die Evangelia menſchlich als die Erzeugniſſe gewiſſer Individualitäten aus gewiſſer Zeit. Dem geſchriebenen Wort war das mündliche vorausgegangen, alſo war ein Chriſtenthum vor den Schriften der Apoſtel. Dieſe folgten ihrer Eigenart, beobachteten als Erzähler eine ungenaue epiſche Zeitfolge und hatten beſtimmte Kreiſe im Auge, wie denn manche Stellen der pauliniſchen Briefe nur den jeweiligen Verhältniſſen der

angeredeten Gemeinde galten. Es gab eine größere Zahl von Evangelien, und die erhaltenen stimmen nicht überein. Während Matthäus so vernehmlich „judenzt", um durch Wunder und Figuren seinen Zuhörern gerecht zu werden, setzt Johannes geistigere Leser voraus. Kurz, Parteiungen und Strömungen wirkten in der alten Kirche, deren Glieder nicht unsere vier Evangelia in Händen hielten, geschweige den ganzen allmälig aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengefügten und von der Kirche geheiligten Kanon. Mochte Semler in seiner Kritik der Quellen manchmal unschmiegsam falsche Maßstäbe des achtzehnten Jahrhunderts anlegen, mochte auch er mit der ganzen Aufklärung die Geburt der christlichen Dogmatik aus der Religion Christi äußerlich entwickeln, mochte seine Scheidung der „Sachen" und der zeitlich-örtlichen Formen mancher absichtlichen und mancher unabsichtlichen Unklarheit zu zeihen sein — eine Reihe zukunftsfroher Sätze hat der ernste, schwerfällige Gelehrte, dessen Hermeneutik den Studenten „wirklich ein ganz neues Land in der theologischen Gelehrsamkeit" eroberte und auch für Laien den Zugang nicht ganz verrammeln wollte, als dauernde Errungenschaft aufgepflanzt: Religion und Theologie sind zweierlei; die Dogmen sind allmälig am Baum der Kirche gereift und zur Privatreligion, der Frömmigkeit des Individuums, nicht wesentlich; das Christenthum zeigt deutlich die Stufen seiner Entwicklung; die apostolischen Urkunden sind menschliche Werke mit menschlichen, landschaftlichen, temporären Eigenthümlichkeiten; die Religion Christi wurde mündlich gelehrt, später unter dem Einfluß verschiedener Strömungen, messianisch-jüdischer, allegorisch-essenischer, griechischer, gnostischer, niedergeschrieben; die Bibel enthält vieles was keinen Stempel der Göttlichkeit trägt; sie regt eine Menge Fragen reinhistorischer, dem Gebiete des Glaubens fremder Art an; die Wunder haben ihre Beweiskraft eingebüßt; der Kanon ist der für uns unverbindliche Abschluß jahrhundertelanger Bemühungen in der Kirche; die freie Forschung, nicht die „eiserne Reihe" eines theologischen Systems verbürgt das Heil des Protestantismus.

Die Jenaer und Göttinger traten gegen diese Kritik und ihre unausbleiblichen Consequenzen ins Gewehr, orthodoxe Pastoren nahmen den Mund voll gegen diesen Wolf im Schafstall, carikirten Semlers sachtes Vorgehen als einen Handstreich des Naturalismus und schrieen

nach der Polizei. Leſſing aber dachte den Hallenſer mit ſeinem Wolfenbütteler Ungenannten zu übertrumpfen: „Eine noch freiere Unterſuchung des Kanons Alten und Neuen Teſtaments" wollte er, eben da Semler ſeine „freie Unterſuchung" beſchloß, mit einer Vorrede zu Berlin drucken laſſen (an Karl, 11. November 1774), um die Gährung zu befördern. Es blieb aber bei dem Gedanken, und Leſſing verſchwand für drei Jahre vom theologiſchen Schauplatze. Die furchtbare Unruhe ſeiner Werbe- und Wartezeit und die Reiſe in den Süden ſchob alle Arbeit, die einen freien Kopf forderte, zurück. Erſt als er gewiß iſt, Eva bald die Seine zu nennen und an ihrer Seite aufzuleben, greift er, und diesmal reichlicher und tiefer, in den Vorrath der Fragmente. Im Juli 1776 ſind die an die Reimarer geſandten Aushängebogen des vierten „Beitrags" eilige Vorboten ſeiner eigenen Hamburger Reiſe: „was geſchehen ſoll, muß bald geſchehen oder niemals; was hilft es, wenn der Pfeil erſt dann abprallt, wenn das Ziel verrückt iſt?" Die Theologen, die ſich inzwiſchen ein wenig über Semlers Schüſſe beruhigt hatten, ſollten in Athem gehalten werden. Eliſe, die noch jüngſt, als Abt Chapuzeau in Hannover um die Schutzſchrift des Vaters bat, die Misachtung der Leſſingſchen Bibliotheksſchätze als bloßer Antiquitäten beklagte, ſprach freudig ihren Segen: ſo möge es denn darauf losgehn, bis das Ziel ſo durchlöchert und verrückt ſei, daß es gar kein Ziel mehr abgeben könne! Im Januar 1777 trat das vierte Stück der „Beiträge" ans Licht:

„Es iſt ganz theologiſch, und ich bin begierig, zu vernehmen, ob die Orthodoxen mit meiner oder des Ungenannten Arbeit zufriedner ſein werden." Und doch war die „dreiſteſte und ſtärkſte" Ladung noch unverſchoſſen.

So erſchienen die fünf Fragmente: „Von Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln", der grimmigſte Proteſt gegen die Orthodoxie, „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben könnten" und „Daß die Bücher Alten Teſtaments nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren", zwei Todesurtheile gegen die chriſtliche Weltreligion und ihre göttliche Vorausſetzung im alten Bunde, dazwiſchen die zerſetzende Kritik des „Durchganges der Israeliten durchs rothe Meer", am Schluſſe jene feindſeligen Bedenken „Über die Auferſtehungsgeſchichte".

„Und nun genug dieser Fragmente!“ ruft Lessing im Eingang der von ihm beigefügten Gegensätze, die den durch den Ungenannten ausgebreiteten panischen Schrecken sogleich ein wenig dämpfen wollen. Niederschlagen, so tröstet der Herausgeber, könnten sie vielleicht den gelehrten Theologen, der für seine Stützen und Strebepfeiler, seine Hypothesen und Beweise fürchte, nicht aber den Christen, der sein Christenthum beseligt fühle. Und in einem Bilde faßt Lessing hier unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges die Religion als ein im Innersten scrupellos Empfundenes. Dies Gefühl versteht er und tastet es nicht an, wie wenig sein eigenes Herz von den Strahlen des frommen Glaubens vibrirte: „Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin oder ob keiner von beiden Recht hat.“ Was Semler so weitläufig und mühsam auseinandergesetzt hatte, nimmt Lessing in knappen, jedem Leser mundgerechten Formeln zum Grundtext aller künftigen Kampf- und Friedenspredigten: der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion; folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion; denn die Bibel enthält mehr als zur Religion gehört und ist in diesem Mehrern nicht gleich unfehlbar; auch war Religion vor der Bibel, Christenthum vor den Schriften der Evangelisten und Apostel; auf diesen Schriften, die spät zum großen Kanon anwuchsen, kann also die ganze Wahrheit der Religion nicht beruhen; sondern die Religion, welche von Evangelisten und Aposteln gelehrt wurde, weil sie wahr ist, nicht aber wahr ist, weil sie gelehrt wurde, könnte nach Verlust jedes Buchstabens bestehen, wie sie vor dem Buchstaben bestand durch ihre innere Wahrheit, die ihr, wenn sie keine hat, alle schriftlichen Überlieferungen nicht geben können. Nach diesem inhaltschweren Vorspruch tritt Lessing in die Mitte der Bestreiter und Vertheidiger, um nach beiden Seiten vor der bloßen Verzerrung des Widerparts zu warnen, mit einer durchaus dem Kampf entlehnten Bilderkette das noch nicht erschienene Ideal eines Gesammtangriffs und einer Gesammtdefensive dem Streit um einzelne Bastionen entgegenzuhalten und den Anfang des großen neuen Turniers abzuwarten. Was er selbst, nur scheinbar dem christlichen Apologeten vorarbeitend, an Fragezeichen und Widerlegungen auf den Rand der Fragmente

ſchrieb, die „Maulkörbe", die er ihnen nach Claudius' witziger Bezeichnung anlegte, das war keineswegs bloß eine raffinirte, larventragende, ſophiſtiſche Politik, wie der gerade Sinn Eliſens manchmal wähnte, obgleich den theologiſchen Schriften Leſſings die „Feinheit" und die Halbmaske nicht fehlt. Der Wunſch der Reimariſchen Gemeinde, ihr Freund möge ſich damit begnügen einfach den ganzen Brocken hinzuwerfen, verkannte den nothwendigen inneren Drang ungeſäumter eigener Stellungnahme. Auch Leſſing ſchwor zu dem ethiſchen Ideal des Ungenannten, auch Leſſing war des poſitiven Glaubens bar. Er verwarf die Offenbarung des bibliſchen Wortes und die Anſprüche des Chriſtenthums auf alles Heil in der weiten Welt. Er ſah im Durchzug durchs rothe Meer eine wunderbar ausgeſchmückte Sage, in den Auferſtehungsberichten eine Reihe unvereinbarer Widerſprüche, und es konnte ſeine geiſtige Gymnaſtik wol einmal vergnügen, ſehr reimariſch „Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, ſondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams ſind" vorzurechnen. Auch er ſchied überall, am klarſten in einem nachgelaſſenen Fragment, die „Religion Chriſti", des erhabenen Menſchen, und die Chriſtum vergöttlichende „chriſtliche Religion", die weit ungewiſſer als die erſtere in den Evangelien enthalten ſei. Aber nichts lag ihm ferner als ſich mit den Zielen und Wegen des Fragmentiſten einverſtanden zu erklären oder durch Stillſchweigen einen ſolchen Verdacht zu nähren. Alſo, um mit einer Einzelheit anzuheben, Leſſing vergeiſtigt das moſaiſche Märchen vom Sündenfall zu der Erfahrung des Sündigenmüſſens, oder er ertheilt dem Orthodoxen den Rath, das Wunder jenes Durchzugs, wenn der Bericht wirklich einer, auch von Leſſing, wie von Michaelis und vielen andern vorher und nachher verſuchten, natürlichen Erklärung ſpotten ſollte, allen Scrupeln gegenüber eben für ein Wunder zu erklären, weil er über die Macht des Beweiſes anders denkt als Reimarus. Wiederum lehnt er die neue Mode des Glaubens als bekräftigter Vernunft, der Vernunft als raiſonnirenden Glaubens ab und antwortet auf Reimarus' allgemeine Kritik der Offenbarung mit Reflexionen über die Vernunft, die ſich gefangen gebend ein Bekenntnis ihrer Grenzen ablege, auf ſeine pädagogiſchen Beſchwerden erſtens mit dem Satze, daß die geoffenbarte Religion die vernünftige in ſich ſchließe, und weiter mit denſelben Gedanken über den ſchwierigen pädagogiſchen

Übergang von Vernunftwahrheiten zu geoffenbarten, die einst seine Litteraturbriefe dem Schüler des Reimarus, Basedow, schroffer zu Gemüthe geführt hatten. Dem zweiten und vierten Fragment aber erwidert Lessing, nachdem er den Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich sei, in seiner Strenge anerkannt hat, dahin: mag eine solche Offenbarung unmöglich sein — sollte Gott deshalb gar keine ertheilt haben? Nein, die höchste Weisheit und Güte wählte den kürzesten Weg, um die meisten Menschen zum Genusse der Offenbarung zu befähigen. Und wirklich habe das jüdische, „unendlich mehr verachtete als verächtliche", Volk wie kein anderes in der Geschichte mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewuchert.. Er hält dem Ungenannten den gefährlichen Mangel einer Unterscheidung zwischen Offenbarung und Offenbarungsbüchern, Christenthum und christlichem System, Unkenntnis der Offenbarung und Ausschluß von der Seligkeit, mühsamer Erforschung und herzlicher Annahme beredt vor und giebt der ganzen Frage eine andere, unendlich tiefere, positive Wendung, indem er, von den Reimarischen Beschwerden über den Mangel des Unsterblichkeitsglaubens im alten Testament aus, einen Blick wirft in das, was er exoterisch mit den Theologen die Ökonomie des Heils nennt: Gottes Offenbarung ist eine weise, von Stufe zu Stufe hinanführende Pädagogik. Aus seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes" theilt Lessing hier, ohne sich als Urheber zu bekennen, die Folge der ersten dreiundfünfzig Paragraphen mit, einen entwickelnden Überblick über den unteren Cursus der Offenbarung oder Erziehung im alten Bund, in der Kindheit der Menschen, bis Christus erschien und eine neue Weltära eröffnete. Hier bricht Lessing ab. Er hat einen genügenden Vorschmack seiner eigenen, von des Reimarus Rechnungen und mörderischen Raisonnements unabhängigen Religionsphilosophie gegeben, und in der sicheren Ahnung, auf welches Ziel die herausgeforderte Apologetik zunächst rennen werde, scheidet er mit knappen, unübertrefflich klaren Sätzen zur Fragstellung über die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte: kein einziger Evangelist war bei allen Erscheinungen gegenwärtig; man trenne Widersprüche unter den Zeugen und Widersprüche unter den Geschichtschreibern der Zeugenaussagen; es ist nach aller Erfahrung nur scheinbarer Widerspruch, wenn Zeugen in mehreren Berichten über dieselbe Sache sich selbst und

einander widersprechen; wir wissen auch gar nicht, ob unter den ersten Zeugen wahre Widersprüche vorhanden waren, aber der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Aussage der Zeugen abhing, ist gewonnen, denn das Christenthum hat über Juden und Heiden gesiegt, und es wäre ungereimt den Proceß heute nach den unvollständigen und widersprechenden Geschichtsnachrichten von jenen, durch den Erfolg beglaubigten, Zeugnissen zu revidiren. Nun jedoch kehrt Lessing den Spieß gegen die Götzendiener des Buchstabens und behauptet, mit einer sehr unorthodoxen Wendung über die Wirksamkeit des heiligen Geistes, daß nicht die Zeugen, aber allerdings die Geschichtschreiber einander widersprechen und daß ohne ein fortdauerndes Wunder solche Ausartungen einer jahrzehntelangen mündlichen Erzählung unvermeidlich waren. Wer dies Wunder durchaus schaffen will, der muß alle Widersprüche begleichen, nicht nach dem ungenügenden Verfahren der bisherigen Harmonien, nicht mit den abgenützten Waffen der englischen Apologeten, aus deren Schaar Lessing drei Typen herausgreift. Wer die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behauptet, „versuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber er beantworte sie alle! Denn diesem und jenem nur etwas Wahrscheinliches entgegensetzen und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt, keinen beantworten."

Dies Mal drangen die Theologen von allen Seiten herbei, um den Handschuh aufzunehmen. Vielstimmiger Widerhall antwortete; aber, wie es zu gehen pflegt, die Berufensten und darum in den weit aufgethanen Schranken des Fragmentenstreites Willkommensten prüften gemächlicher, von der Bedeutung dieses Waffenganges durchdrungen, den Gegner und ihre eigene Rüstung, während kleinere Leute rasch entbrannten und mit hastig aufgeraffter Wehr herbeiliefen, um den ungenannten Feind des Christenthums zu strecken. Das Beispiel des Ersten rief den Zweiten und Dritten, dann regnete es Artikel, Broschüren, Bücher, so daß Massenrevuen wie die lahmen Berichte des Berliner Predigers Lüdke in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" einen Ernteſegen, der seit Tindal's Tagen unerhört war, nicht bergen konnten und der Geschichtschreiber, schon wegen der Überzahl dieser rührigen Federn, gern der Regel folgt, nicht alle gemeinen Soldaten, die am Feldzuge theilgenommen, herzuzählen, sondern sich wesentlich

auf die Namen zu beschränken, die durch seinen Helden der Nachwelt übermittelt oder mit hervorragenden Leistungen verknüpft sind.

Wer wüßte ohne Lessing ein Sterbenswörtchen von dem Hannöverschen Lyceumsdirector Johann Daniel Schumann, der im September 1777 ein Heft „Über die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion" abschloß? Wolmeinend und brav, breit und seicht, ohne gelehrtes Rüstzeug, stellt er sich trotz Lessings Gegensätzen auf den Standpunkt, das Christenthum müsse in allen Dingen, auch für die Laien, demonstrirt werden. Er „beweist" also und glaubt felsenfest an die durchschlagende Kraft seiner „Beweise". Ihm sind die geschriebenen Nachrichten der Jünger die einzige Quelle der christlichen Religion, Lehre und Nachricht eins, die Bibelworte ein Gefüge, aus welchem nicht Ein Stein gezogen werden darf, ohne daß alles dahinsinkt. Er kann nicht mit gewissen englischen Apologeten und Herrn Lessing die Schwierigkeiten durch Unterscheidung zwischen Offenbarung und Geschichte der Offenbarung lösen, denn das Evangelium muß seinen übernatürlichen Beistand behalten, sonst büßt die Lehre Jesu ihre Zuverlässigkeit ein. Also Beweise her! Den Kanon hat ja Lardner gerettet; aber Schumann sieht wol, daß die bloßen Anleihen bei den Vorgängern nicht ziehen, seit die Gegner soviel gescheiter geworden sind. Er beschimpft den Ungenannten, einen „Mann von Kenntnissen", nirgends und erklärt, mit einer achtungsvollen Verbeugung vor Lessing, gegen Ende: „Ich hielt es um so viel nöthiger, mich aller bloß beredenden, nicht ganz überzeugenden, Gründe zu enthalten, nachdem wir in diesem Jahr einen Gegner bekommen haben, der sich nicht bei Nebendingen aufhält, nicht auf Voltärisch lacht und witzelt, sondern die Hauptstützen angreift. In der That ist seine Schrift nicht nur wegen des gelehrten Tons und der allenthalben durchscheinenden Wahrheitsliebe, sondern auch wegen des großen Gewichts, welches der in seinen Verdiensten glänzende allgemein verehrte Herausgeber in den Zusätzen darauf legt, der bedeutendste Anfall, der unsere Religion je getroffen hat." Das zweite Fragment des „Beitrags", über die seit Rousseau (im Vicaire Savoyard nämlich) noch nie so abschreckend dargestellten Schwierigkeiten einer allgemeinen Offenbarung, beschäftigt ihn vornehmlich. Von den Rechenexempeln des Ungenannten wird abgesehen; sie hätten ungedruckt bleiben sollen.

Gegen die Vorstellung politisch intriguirender und trügender Apostel werden vernünftige Einwürfe beigebracht. Die Hauptwaffe aber liefert die *ἀπόδειξις πνεύματος καὶ δυνάμεως*, der „Beweis des Geistes und der Kraft", den Origenes einst aus Paulus (1. Kor. 2, 4) geschöpft hatte: der Geist wirkt in den Weissagungen des alten Bundes, die so klar und deutlich sind, daß sie jeden überzeugen müssen; die Kraft in den Wundern, die Christi Lehre bestätigen und auch von den Ketzern der ersten Jahrhunderte geglaubt wurden; aus den erfüllten Weissagungen und den erhärteten Wundern, welche beide nur von Gott kommen können und dem Christenthum den Sieg über jede andere Religion sichern, ist die unmittelbare göttliche Offenbarung unfehlbar zu erschließen. Ein Beweis, den Origenes und Irenäus noch durch fortdauernde christliche Wunder ihrer Zeit befestigen wollten, den aber auch neuere Theologen von Huet bis Michaelis trotz manchen Einwänden ins Feld führten, während etwa Damm sagte, mit Wundern sei für die damaligen Juden geläutet worden, Semler ganz ähnlich unsere Erkenntnis durch „erzählte miracula" nicht gefördert sah und der spätere Rationalismus sie weginterpretirte. So schämt sich Schumann der Verlegenheit, in die ihn anfangs das „gefährlichste" dritte Fragment und des Herausgebers „unglaublich wundervoller Ausweg" gebracht hatten, und fordert getrost das Erscheinen der übrigen Fragmente, die im Dunkel nur größere Verwirrung stiften würden, mit dem beliebten Wunsch, dergleichen Aufsätze möchten aus billiger Nachsicht für die Schwachen in fremder Sprache bekannt gemacht werden.

Anonym erließ Lessing zwei Antworten: „Über den Beweis des Geistes und der Kraft" nebst den friedlichen Blättern „Das Testament Johannis". Längst hatte er den kirchenväterlichen Vertheidigungen des Christenthums gegen heidnische Angriffe die Beweiskraft für die Gegenwart aberkannt und auch öffentlich schonungslos die neuesten Fortschritte in der Religionserkenntnis aufgedeckt, wodurch die einstigen Aufforderungen zu einer ernsten Prüfung des Christenthums in ausgefeilte und zugespitzte unumstößliche Argumente in einander gekettet waren, daß nur muthwillige Blindheit und vorsätzlichste Bosheit sich nicht überführt bekennen konnte. Jetzt bezwang ihn die „Evidenz" des aus dem Origenes erneuerten Beweises mit Nichten. Nachdem er in einer halbironischen Zuschrift voran seinen Hunger nach Überzeugung

ausgesprochen hat, widmet er den Bogen einer durchlaufenden Antithese zwischen der historischen Überlieferung und der eigentlichen Erfahrung, wie sie so präcis und unbesiegbar noch keinem englischen Prüfer der evidence entfernt gelungen, aber doch namentlich von Butler (1736), allerdings mit einem versöhnenden Rückblick auf die durch achtzehn christliche Jahrhunderte erfüllten Weissagungen, vorbereitet war. Der Beweis des Geistes und der Kraft habe jetzt weder Geist noch Kraft mehr: denn ein anderes sind erfüllte Weissagungen und mit eigenen Augen gesehene und geprüfte Wunder, ein anderes solche, von denen ich nur historisch durch ein Medium weiß, daß andere sie wollen erlebt, gesehn, geprüft haben. Wenn keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrirt werden. Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden. Von diesem Hauptsatz, den wolfeile Hinweise auf dies oder jenes Beispiel absoluter historischer Gewißheit, aber auch Kants tiefere Gegensätze nicht umstoßen können, gelangt Lessing zu sehr kühnen Folgerungen: kann ich historisch nichts dagegen einwenden, daß Christus einen Todten erweckte — muß ich deshalb glauben, Gott habe einen Sohn, der mit ihm gleichen Wesens sei? Oder kann ich historisch die Auferstehung Christi nicht bestreiten — ist damit die Gottheit des Auferstandenen bewiesen? Lessing war ein zu guter Logiker, um nicht solche Sprünge aus historischen Wahrheiten in eine ganz andere Klasse von Wahrheiten als *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, nach dem aristotelischen Ausdruck, entschieden abzulehnen. Und will ihm sein Gegner über den „garstigen breiten Graben" hinüberhelfen, indem er mahnt: derselbe Christus, dessen Auferstehung du historisch gelten lassen mußt, sagt, er sei Gottes Sohn — so wird er folgerichtig antworten: daß Christus das gesagt hat, ist auch nur historisch gewiß; nein, betheuert der andere: inspirirte unfehlbare Schriftsteller zeugen dafür — daß sie inspirirt waren, ist auch nur historisch gewiß. Diesen der orthodoxen Beweisführung tödtlichen Streitsätzen nimmt Lessing durch seinen alten Schluß die Spitze für den Christen: der weiß, daß einst durch Weissagungen und Wunder die Menge aufmerksam gemacht wurde, aber er hält sich an die reifen Früchte der alten Saat. Nicht verneinend, sondern versöhnend scheidet Lessing: „Möchte doch alle, welche das Evangelium

Johannis trennt, das Teſtament Johannis wieder vereinigen! Es iſt freilich apokryphiſch, dieſes Teſtament, aber darum nicht weniger göttlich.“ In allen Kirchen am augenfälligſten Orte möchte er das Teſtament Johannis mit goldenen Buchſtaben verzeichnet ſehen, ſagt Leſſing in dem kleinen innigen Dialog, der aus Hieronymus und Auguſtin die ſanfteſte Botſchaft lieſt und als Seele des Chriſtenthums die Liebe predigt. Das lateiniſche Motto vergegenwärtigt den Lieblingsjünger, „der am Buſen des Herrn ruhte und das Bächlein der Lehren aus dem reinſten Born ſchöpfte“, das Geſpräch ſelbſt den Greis zu Epheſus, der nur noch ein Gebet ſprechen kann „Kindlein, liebet einander“, dies aber, als ſeine Hörer endlich nicht immer das Gleiche vernehmen wollen, für gottbefohlenes Genügen erklärt. Nie iſt Leſſings Rede ſo gelind erklungen wie hier, wo er die chriſtliche Liebe über die chriſtlichen Glaubenslehren emporhebt und den rührendſten Glanz der Verklärung über das kindliche Vermächtnis des alten ſchwachen Johannes ergießt. Nur Ein ironiſcher Ton darf ſich leis hervorwagen, um dem aus tiefſter Seele geſprochenen Wort „göttlich“, das Klopſtocks Zeitalter durch Hyperbeln an die Schöne verſchwendet und abgenutzt hatte, ſeine ernſte Weihe zu retten. Und trotz allem Kampfe blieb Leſſings Seele der Caritas ergeben; ihr ſollte der volle reine Ausklang nach ſo vielen Diſſonanzen gehören.

Schade, daß Schumann den johanneiſchen Gruß der Liebe zwar mit Höflichkeiten für den Geiſt und Freiſinn, die Eleganz und Würde des Anonymus heimzahlt, aber ſeine im December 1777 verfaßte „Antwort auf das aus Braunſchweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geiſtes und der Kraft“ recht untriftig mit kleinen Nachträgen zu der Origenesſtelle und armſeligen Abweiſen der unverſtandenen Werthſchätzung von Geſchichtswahrheiten anfüllt. Jetzt erhebt er ſich, ſieht die „ſtrengſte Vernunft“ auf ſeiner Seite gegen das „Pamphlet“, ſpricht von nöthigeren Pflichten, die ihm den Abbruch dieſes Briefwechſels gebieten, und gedenkt, mit einer Wendung falſcher Beſcheidenheit, anderen das letzte Wort zu überlaſſen. Leſſing fand die Antwort unter aller Erwartung ſchlecht, wollte aber doch den offenbar harmloſen Mann ſchonen und lieber nichts erwidern, als ihn lächerlich machen. Seine Replik, die freilich Schumanns unglücklichen Satz, er habe ja den Spruch bloß als unſchuldiges Pförtchen benutzt um mit

einiger Manier auf die Laufbahn zu treten, nicht ohne einigen Spott durchschlüpfen läßt, ist leider nur eines der vielen Bruchstücke von dem Scherbenberge geblieben: sie sollte den „Beweis" bei Paulus und bei Origenes noch klarer stellen und dem zuversichtlichen Erben vollends aus der Hand winden.

Mittlerweile wetzten andere Strenggläubige ihren Degen. Da sandte der Wolfenbütteler Superintendent Johann Heinrich Reß anonym seine mit allen Gebresten verkleisternder Harmonistik behafteten Gespräche „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi" aus einem Haus ins andere hinüber, lendenlahme Dialoge jener kläglichen Art, wo ein schwachköpfiger und mattherziger A die Irrlehre vertritt und ein wackerer B ihn so überwältigend ins Gebet nimmt, daß der Herr A nach ein paar Tagen in allen Punkten klein beigiebt und sehr befestiget dankbar abgeht. Reß führt seine Sache bescheiden als ein unberühmter Mann, mit pastoralem Bedauern, selten mit heftiger Rede gegen den fälschenden Schwätzer der Fragmente, und ohne Lessing auch nur zu nennen. Sein Stil ist kraus, seine Logik macht sonderbare Sprünge. Da die Evangelien keine Protokolle in re praesenti, sondern unter Gottes Einfluß niedergeschriebene, je nach der Absicht der Verfasser verschiedene, spätere Erzählungen seien, so „folge hieraus", daß unter ihnen kein Widerspruch bestehen könne und der Ausleger nur den einen Bericht aus dem anderen zu ergänzen habe.

Lessing verspürte keine Lust den A in solchen Dialogen zu machen und auch der neuesten frommen Entdeckung, daß der Auferstandene die vierzig Tage bis zur Himmelfahrt ununterbrochen mit seinen Jüngern verlebt habe, Beifall zu nicken. Seine eigenen Hypothesen über die Entstehung des neutestamentlichen Kanons, deren erste Ausarbeitung in den November 1777 fällt, wollte er zur Vertiefung, Verschärfung und Verallgemeinerung der Disputationen aufpflanzen, mit dem Nachbar aber spielte er eine theologische Komödie in der „Duplik" und parirte die „unverbauten Einfälle eines vermuthlichen Laien" nochmals im ersten und elften Anti-Goeze. Die glimpfliche Geduld, die Schumann erfahren, wird dem geistes- und sprachverwandten Reß nicht mehr zu Theil, und wer von seinem schleichenden Dialog zu Lessings fliegenden Dialogpartien kommt, muß sich fragen: warum diese Hitze und dieser Hohn? Gewiß pflegt andauernder Streit einem temperamentvollen

Johannis trennt, das Teſtament Johannis wieder vereinigen! Es iſt freilich apokryphiſch, dieſes Teſtament, aber darum nicht weniger göttlich.“ In allen Kirchen am augenfälligſten Orte möchte er das Teſtament Johannis mit goldenen Buchſtaben verzeichnet ſehen, ſagt Leſſing in dem kleinen innigen Dialog, der aus Hieronymus und Auguſtin die ſanfteſte Botſchaft lieſt und als Seele des Chriſtenthums die Liebe predigt. Das lateiniſche Motto vergegenwärtigt den Lieblingsjünger, „der am Buſen des Herrn ruhte und das Bächlein der Lehren aus dem reinſten Born ſchöpfte“, das Geſpräch ſelbſt den Greis zu Epheſus, der nur noch ein Gebet ſprechen kann „Kindlein, liebet einander“, dies aber, als ſeine Hörer endlich nicht immer das Gleiche vernehmen wollen, für gottbefohlenes Genügen erklärt. Nie iſt Leſſings Rede ſo gelind erklungen wie hier, wo er die chriſtliche Liebe über die chriſtlichen Glaubenslehren emporhebt und den rührendſten Glanz der Verklärung über das kindliche Vermächtnis des alten ſchwachen Johannes ergießt. Nur Ein ironiſcher Ton darf ſich leis hervorwagen, um dem aus tiefſter Seele geſprochenen Wort „göttlich“, das Klopſtocks Zeitalter durch Hyperbeln an die Schöne verſchwendet und abgenutzt hatte, ſeine ernſte Weihe zu retten. Und trotz allem Kampfe blieb Leſſings Seele der Caritas ergeben; ihr ſollte der volle reine Ausklang nach ſo vielen Diſſonanzen gehören.

Schade, daß Schumann den johanneiſchen Gruß der Liebe zwar mit Höflichkeiten für den Geiſt und Freiſinn, die Eleganz und Würde des Anonymus heimzahlt, aber ſeine im December 1777 verfaßte „Antwort auf das aus Braunſchweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geiſtes und der Kraft“ recht untriftig mit kleinen Nachträgen zu der Origenesſtelle und armſeligen Abweiſen der unverſtandenen Werthſchätzung von Geſchichtswahrheiten anfüllt. Jetzt überhebt er ſich, ſieht die „ſtrengſte Vernunft“ auf ſeiner Seite gegen das „Pamphlet“, ſpricht von nöthigeren Pflichten, die ihm den Abbruch dieſes Briefwechſels gebieten, und gedenkt, mit einer Wendung falſcher Beſcheidenheit, anderen das letzte Wort zu überlaſſen. Leſſing fand die Antwort unter aller Erwartung ſchlecht, wollte aber doch den offenbar harmloſen Mann ſchonen und lieber nichts erwidern, als ihn lächerlich machen. Seine Replik, die freilich Schumanns unglücklichen Satz, er habe ja den Spruch bloß als unſchuldiges Pförtchen benutzt um mit

einiger Manier auf die Laufbahn zu treten, nicht ohne einigen Spott durchschlüpfen läßt, ist leider nur eines der vielen Bruchstücke von dem Scherbenberge geblieben: sie sollte den „Beweis" bei Paulus und bei Origenes noch klarer stellen und dem zuversichtlichen Erben vollends aus der Hand winden.

Mittlerweile wetzten andere Strenggläubige ihren Degen. Da sandte der Wolfenbütteler Superintendent Johann Heinrich Reß anonym seine mit allen Gebresten verkleisternder Harmonistik behafteten Gespräche „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi" aus einem Haus ins andere hinüber, lendenlahme Dialoge jener kläglichen Art, wo ein schwachköpfiger und mattherziger A die Irrlehre vertritt und ein wackerer B ihn so überwältigend ins Gebet nimmt, daß der Herr A nach ein paar Tagen in allen Punkten klein beigiebt und sehr befestiget dankbar abgeht. Reß führt seine Sache bescheiden als ein unberühmter Mann, mit pastoralem Bedauern, selten mit heftiger Rede gegen den fälschenden Schwätzer der Fragmente, und ohne Lessing auch nur zu nennen. Sein Stil ist kraus, seine Logik macht sonderbare Sprünge. Da die Evangelien keine Protokolle in re praesenti, sondern unter Gottes Einfluß niedergeschriebene, je nach der Absicht der Verfasser verschiedene, spätere Erzählungen seien, so „folge hieraus", daß unter ihnen kein Widerspruch bestehen könne und der Ausleger nur den einen Bericht aus dem anderen zu ergänzen habe.

Lessing verspürte keine Lust den A in solchen Dialogen zu machen und auch der neuesten frommen Entdeckung, daß der Auferstandene die vierzig Tage bis zur Himmelfahrt ununterbrochen mit seinen Jüngern verlebt habe, Beifall zu nicken. Seine eigenen Hypothesen über die Entstehung des neutestamentlichen Kanons, deren erste Ausarbeitung in den November 1777 fällt, wollte er zur Vertiefung, Verschärfung und Verallgemeinerung der Disputationen aufpflanzen, mit dem Nachbar aber spielte er eine theologische Komödie in der „Duplik" und parirte die „unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien" nochmals im ersten und elften Anti-Goeze. Die glimpfliche Geduld, die Schumann erfahren, wird dem geistes- und sprachverwandten Reß nicht mehr zu Theil, und wer von seinem schleichenden Dialog zu Lessings fliegenden Dialogpartien kommt, muß sich fragen: warum diese Hitze und dieser Hohn? Gewiß pflegt andauernder Streit einem temperamentvollen

Mann das Blut in raſchere Wallung zu treiben und die Rede gegen den Zweiten über die Rede gegen den Erſten hinaufzuſchrauben; gewiß hatte Reß der gewichtigen Warnung am Schluſſe der Leſſingſchen Zuſätze gar nicht geachtet und ohne jeden neuen Gedanken ins Gelag hinein geredet; aber das war es nicht allein und nicht vornehmlich, was in Leſſing einen ſolchen Strom von Galle entfeſſelte. Die theologiſchen Händel brachen aus, als das Ehepaar ein Pfand ſeines Glückes ſehnſüchtig erwartete. Dann kam die furchtbare doppelte Kataſtrophe! Mitten in den Nachrichten vom Krankenbett und von der Bahre geben die Briefe Kunde von erfolgten Angriffen, geplanter Abwehr. „Mag er alsdann immer ein bischen bitter ſein", ſchrieb im Verlaufe dieſer Händel die einſichtige, treue Eliſe, die aus all den heftigen Worten Leſſings Klage um die verlorene häusliche Seligkeit heraushörte. So iſt „das haut-comique" der dramatiſchen Polemik, von dem Leſſing ſagt, es mache ihm die andern theatraliſchen Arbeiten ſo ſchal und wäſſerig, mit einer Lebenstragödie verflochten, und der gute Reß wurde das erſte Opfer dieſes erbarmungsloſen Zorns. Die „Duplik" iſt vor Evas Entbindung begonnen, nach ihrem Tode beendet worden. Sie ſetzt mit einer launigen Begrüßung des ſchwachen, abgelebten Neſtor ein, der ſich an Statt jüngerer und ſtärkerer Griechen dem ausfordernden Hektor ſtellen will, und führt zum Motto den Spruch, hier werde mehr geſtritten als etwas durch die Rede gewonnen; ſie bricht mit dem Verſprechen ab, nie wieder wolle Leſſing es ſich auch nur vornehmen, bei gewiſſen Dingen kalt und gleichgiltig zu bleiben. Erſchüttert meint man die Stelle, ja das Wort zu treffen, wo Leſſing nach der Heimkehr ins verödete Zimmer fortgefahren iſt. „Ich fühle es ſehr wol, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich dieſe Duplik ende, als da ich ſie anfing. Ich fing ſo ruhig an, ſo feſt entſchloſſen, alles, was ich zu ſagen habe, ſo kalt, ſo gleichgiltig zu ſagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende ſo bewegt, kann es ſo wenig in Abrede ſein, daß ich Vieles ſo warm, ſo theilnehmend geſagt habe, als ich mich ſchämen würde, in einer Sache meines eigenen Halſes zu ſprechen."

„Duplik", nicht Replik, ſagt der Titel, denn Leſſing erklärt jene ſeine Zuſätze für eine Vertheidigung der angeklagten Evangeliſten, Reß' falſche Harmonie für eine die Evangeliſten nur auf andere Weiſe als

der ungenannte Ankläger schädigende Replik — „Also Duplik!" Diese Duplik baut sich in meisterlicher Gliederung auf: eine kurze, mit Lessings Namen unterzeichnete Zuschrift, dann die dreifache Einleitung, der Haupttheil mit einem Einschnitt zwischen den beiden Hälften der zehn, Stück für Stück durchgenommenen Widersprüche, und der vom zehnten Widerspruch zum Eingang zurückdringende Epilog als ein „unwillkürlicher Ausbruch meiner innigsten Empfindung". Eine neue Bilderfülle beleuchtet das Ganze. Eine polemische Figur nach der andern wird aufgeboten, und wo bleibt der träge Trott des Reß-schen Dialogs gegen diese machtvollen Reden, diese sprühende Unterhaltung mit dem Leser, diese unerbittlichen Verhöre der Evangelisten und ihres übel berathenen Vertheidigers, diese grausamen Farcen, die Lessing mit dem immer wieder einnickenden Nachbar aufführt! Zwischen biblischen, patristischen, moderntheologischen Citaten stehen Scherze aus Moliere, Verse aus dem „Messias". Hier ein derbes, ja ein lästerliches Wort, da ein poesievolles Gleichnis; hier eine polemische Parade des Fechtmeisters, da ein tiefes Bekenntnis, das sich der ganzen Nation eingeprägt hat und auch dem theilnehmenden Ausländer im Ohre tönt, sobald er sich Lessings erinnert. Auf den ersten Seiten, wo er der Person des Ungenannten die Gerechtigkeit zollt, die seine Sache darum noch nicht habe, und den Mann, der aus Überzeugung und guter Absicht scharfsinnig und bescheiden die Unwahrheit durchzusetzen suche, dem Manne, der die beste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung des Gegners alltäglich vertheidige, unendlich vorzieht, wo er schlechterdings nicht zugeben will, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe, sagt er die goldensten Worte über den ewig strebenden und im rastlosen Suchen, nicht im ruhigen Halten beseligten Dienst der Wahrheit:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit

dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

Die Orthodoxie aber, blind für den Tiefsinn der Parabel, nahm es wörtlich, daß Lessing die Wahrheit aus der göttlichen Rechten verschmähte, und bejammerte seine Verstocktheit, die allerdings für ihre harmonistischen Kunststücke so unempfänglich war. Lessing will von seinem Nachbar nicht schonungsvoll aus dem Spiele gelassen sein und interpretirt ihm die Zusätze. Verschiedene Geschichtschreiber derselben Ereignisse bleiben glaubwürdig auch ohne unsere harmonischen Paraphrasen ihrer Widersprüche; wer einen Livius frank behandelt, aber die Evangelisten um jede Silbe auf die Folter spannt, verficht nicht die Auferstehung, sondern die Theopneustie, nicht das Evangelium, sondern die Dogmatik. Lessing schickt den Orthodoxisten mit seiner Annahme eines heiligen Geistes, der „anscheinende Widersprüche" der Evangelienschreiber zulasse, heim und erklärt von neuem, unter stillschweigender Replik auch für Schumann, seinen Standpunkt: die Auferstehung hängt nicht bloß von jenen Aussagen ab; die Güte eines Hausfundamentes wird durch den sicheren Bestand, nicht durch Aufwühlen des Grundes erwiesen; die Religion ist da, und das fortdauernde Wunder der Religion selbst bestätigt die Überzeugungskraft der begründenden Wunder Jesu und seiner Jünger für die Zeit des ersten Christenthums; die historischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion gehören in den Winkel des Zeughauses zurück. So hat Lessing freie Hand gegenüber den Widersprüchen der Evangelisten und mit mehr als Reimarischem Scharfsinn zerpflückt er des Nachbars harmonistischen Kranz Blatt für Blatt. Es thut nichts zur Sache, daß wol jemand in diesen peinlich genauen Vernichtungsurtheilen über die vertuschende, da verdoppelnde, dort zwängende, jetzt den Matthäus, darauf den Marcus mishandelnde Harmonistik doch noch ein geringes sachliches Misverständnis oder eine anfechtbare Interpretation (ὀψὲ σαββάτου) aufstechen konnte. Noch weniger dürfen die Klagen über manchen höhnischen Ausdruck, der Lessingen über Dinge und Menschen der Evangelienharmonie, nicht der Evangelien, entfahren war, seinen Triumph einschränken, welcher, ohne die

Folgerungen des Ungenannten und ohne Rettung all seiner „Widersprüche", die Manoeuvres der Orthodoxisten als „engbrüstig, lahm, schielend, Thersitisch" dem Untergang preisgab.

Als Michaelis nach langem Bedenken 1783 seine „Erklärung der Begräbnis- und Auferstehungsgeschichte Christi nach den vier Evangelisten" vorlegte, wußte er sich die „wissentliche Chicane" und die „grobe Unwissenheit" des Fragmentisten, die wol zum Wertheimer passe, mit der anerkannten Gelehrsamkeit des Mannes, den die Welt hinter dem Ungenannten erblickte, schlechterdings nicht zu reimen. Er hält ihm eine langwierige und ungnädige Lection; mit Lessings Gesichtspunkten aber verträgt sich der berühmte Kritiker fast durchweg, nicht gesonnen den „seligen Lessing" für seine Beurtheilung der menschlichen Evangelien unter die Ungläubigen zu verstoßen, sondern gleich ihm davon durchdrungen, die Lehre von der Inspiration sei unhaltbar. Er wendete auch nichts dagegen ein, daß Lessings antiorthodoxe Polemik die Überzeugung, der christlichen Religion geschehe durch den Fall der göttlichen Bibeloffenbarung kein Schade, einmal mit einem großen Citat aus der Michaelisschen „Einleitung" verschanzt hatte. Er verstand, daß und warum Lessing „den Harmonien nicht recht gut war", und soviel Entgegenkommen in allen Fragen der historischen Kritik macht den Einwand unerheblich: Lessings Gebot, der Vertheidiger müsse allen und jeden Widerspruch befriedigend lösen, sei zu straff gespannt. Aber Michaelis kam, nicht ohne Absicht, zu spät. Unberufenere, auch Ritter von der traurigen Gestalt, haben bei Lessings Lebzeiten zuerst das Wort ergriffen.

Seine Mahnung, es genüge nicht die Fragmente in die eine und die Bibel in die andre Hand zu nehmen, um kurzweg jene aus dieser abzutödten, und die ganze zermalmende Wucht der „Duplik" schreckte dennoch fromme und ehrgeizige Herren nicht ab, an dem Ungenannten zum Meister zu werden. In keiner Litteratur ist das Sprichwort vom aufgewärmten Kohl triftiger als in dieser. Dem einen Braunschweigischen Superintendenten folgte 1778 ein zweiter, der Hauptpastor J. Lüderwald zu Vorsfelde und bewies, ebenfalls Lessing völlig ignorirend, „Die Wahrheit und Gewißheit der Auferstehung Jesu Christi", indem er das Fragment stückweis einrückte und widerlegte. Er harmonisirt behutsamer und etwas kritischer als Reß und läßt den

heiligen Geiſt aus dem Spiele. Er ſtellt die Übereinſtimmung in allen Hauptſachen dar, um die Verſchiedenheiten theils zu heben, theils für unbedeutend zu erklären, und faßt ſeine Meinung endlich in einem pedantiſchen Gleichnis zuſammen: „Dies tetrachordon läſſet ſich ſo gut in Einſtimmung bringen, als eine vierſtimmige Inſtrumental-Muſik, worin bisweilen dissonantien und hart klingende halbe Töne ſich finden, worin das eine Inſtrument bisweilen ein oder etliche Tacte, ja wol gar ein ganzes Stück mehr ſpielet, die andern, oder ein Paar aber pauſiren, oder wenn dieſe wieder pauſiren, die andern mehr ſpielen, im Ganzen aber und nach den Regeln der völligen Compoſition doch ſehr wol und zum Vergnügen der Zuhörer concertiren und einſtimmen.“ Ihm, den er einſt in der Voſſiſchen Zeitung flüchtig recenſirt hatte, antwortete Leſſing nicht. Über die Geſchichte der Auferſtehung brauchte er kein weiteres Votum abzugeben.

Nicht bloß dem Fragment über die Auferſtehung, ſondern der ganzen Reihe, und nicht bloß dem Ungenannten, ſondern auch dem Herausgeber und ſeiner Duplik meinte 1778 G. C. Silberſchlag, Lutheriſcher Paſtor in Berlin, im „Antibarbarus oder Vertheidigung des chriſtlichen Verfahrens des evangeliſchen Lehramtes im Religionsunterrichte gegen und wider die Einwürfe neuerer Zeiten. Erſter Theil“ die Spitze bieten zu können. Was dieſem trivialen und langweiligen Buch an Kenntniſſen und Gründen abgeht, macht es an manchen Stellen durch Schmähungen wett. Aus den Wolfenbütteler Schätzen habe man ganz anderes erwarten dürfen, und es ſei erſtaunlich, daß Herr Hofrath Leſſing ſich mit der Veröffentlichung des elendeſten aller antichriſtlichen Werke bemüht habe, da doch des Fragmentiſten Wiſſen und Sitte, Denken und Methode von der ſchlimmſten „Barbarei“ zeuge. — „Barbaren haben die Philoſophie erfunden. Von Barbaren ſchreibt ſich die wahre Religion her. Wer ſollte nicht gern ein Barbar heißen?“ beginnt Leſſing einen offenen Brief an Silberſchlag, und in jedem Satze wirft er ihm das Trotzwort „Barbar“ erſt im griechiſchen, darauf im Silberſchlagſchen Sinn ins Geſicht. Dann ſchiebt er das Blatt wie ſo manches andere bei Seite, dahin wo auch der Entwurf gegen des Herrn Maſcho „Vertheidigung der geoffenbarten chriſtlichen Religion“ oder vielmehr gegen die „Vertheidigung der geoffenbarten chriſtlichen Religion des Herrn Maſcho“ liegen blieb.

Der Vorſatz, einen jeden Kritiker des Ungenannten zur Rede zu ſtellen, erſchien unausführbar, und der Rector emeritus von Ruppin, zur Zeit Kinderlehrer in Hamburg, war ein nichtsſagender Schreier und Hetzer, der den Fragmentiſten theils wie einen Schuljungen abkanzelte, theils als „jüdiſch grollichten Naturaliſten", als einen von jüdiſchem Zaubertrank berauſchten Koſtgänger jüdiſcher Giftbuden mit pöbelhaften Fauſtſchlägen zudeckte, und wiederum dieſe aus den Fingern geſogenen antiſemitiſchen Liebenswürdigkeiten dadurch ſelbſt erſtickte, daß er in der Knappenrolle dem erzorthodoxen Vorkämpfer mit allerlei Gemunkel über den wahren Urheber der Fragmente zur Seite ging. Es genügte den entworfenen Anti-Maſcho im elften Anti-Goeze zu verwerthen. Doch dieſe leeren Salbadereien und Ränke, an deren näherer Darlegung die Kritik erlahmt und ohne Schaden vorbeiſtreichen darf, führen ſchon ins Jahr 1778 und darüber hinaus. Wir kehren in den December 1777 zurück, wo gegen Leſſing ſelbſt noch keine Feder ſich gerührt hatte.

Da trat aus den Reihen der bedrängten Orthodoxie ihr unermüdlichſter Kämpe beherzt hervor, um den Stier bei den Hörnern zu packen und den Sturm wider die alte Burg des chriſtgläubigen Lutherthums als treuer Vogt zurückzuſchlagen, der Hamburgiſche Hauptpaſtor Johann Melchior Goeze. Der wollte nicht ſein gleich den ſtummen Hunden, kein zager Mietling und unnützer Knecht, ſondern ein geiſtlicher Soldat auf ſeinem Poſten, wie er es in ungeſtümer Erneuerung jenes alten Ideals vom apoſtoliſchen Krieger ſo oft bekannt hatte. Daß er, der keine Menſchenfurcht ſpürte, den antichriſtlichen Unbekannten und ſeinen minirenden Erwecker nicht ruhig in den Schafſtall einbrechen laſſen würde, lag auf der Hand; denn wo und wie immer während dieſer Jahrzehnte großer theologiſcher Abrechnungen eine Herausforderung an die Chriſtenheit erging, hob Goeze den Handſchuh auf. Sollte er hier ſchweigen, weil er einſt Leſſings „ehrlicher Goeze" geweſen war und trotz einer kleinen bibliothekariſchen Verſtimmung den alten geiſtreichen Beſucher noch im Herzen trug? Seine ganze Vergangenheit im Dienſte der ſtreitbaren Kirche und ſeine felſenfeſte Überzeugung von den Pflichten eines evangeliſchen Prieſters in bedrohlichen Zeitläuften riefen ihn ins Gewehr.

Goeze ist der letzte Orthodoxe, der starr und grimmig wie ein alter Flacianer jedes Titelchen des göttlichen Buchstabens vertheidigt und von dem Glaubensgrunde der Augsburgischen Confession, auf dem die nächstfolgenden Geschlechter in harter Gedankenarbeit ihr dogmatisches Gebäude gemauert hatten, keinen Fuß breit weicht. Ihn beherrscht die innerste Überzeugung, daß der Protestantismus allein im Beharren, nie und nirgends aber im rollenden Fortschritt einer freieren, für Goeze nur dem Abgrund geweihten Entwicklung sein Heil finde. 1717 einer Pastorenfamilie entsprossen, hatte der ernste und gründliche Jenenser und Hallenser Student, auch er ein Lieblingsjünger des mächtigen, aber schwanken Baumgarten, ohne jeden Scrupel noch Zweifel den Weg auf die Kanzel genommen und in den Jahren, da er erst seines Vaters Gehilfe in Aschersleben, dann Prediger zu Magdeburg war, neben der Seelsorge eine rege, theils auf gelehrte lateinische Bibelerklärung, theils auf heilsame, von Haus aus mehr verwarnende als erbauende „Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit" gerichtete Schriftstellerei entfaltet. Sein Talent und Verdienst blieb nicht im Stillen. 1755 erging an ihn ein Ruf aus Hamburg, der so sehr „alle Zeichen der Göttlichkeit" trug, daß Goeze dieser Führung des Herrn nicht widerstreben zu dürfen meinte. Eine rhetorische Jubel- und Abzugspredigt bringt dem Staate Friedrichs sein Lebewol: „wir genießen die unaussprechliche Wolthat der völligen Geistesfreiheit ... wir leben unter dem Scepter eines Monarchen, welcher allen Gewissenszwang auf das äußerste verabscheuet und die evangelische Lutherische Kirche in seinen Landen auf keine Art beunruhigen lässet". Aber ganz anders als dieses zur Feier des Religionsfriedens erpreßte Lob fridericianischer Kirchenpolitik klang seine Antrittsrede in der St. Katharinenkirche, die nun auf drei Jahrzehnte Goezes Schau- und Kampfplatz wurde. Er betrat eine noch strenglutherische Freie Stadt, deren Geistlichkeit früh dem sanften Melanchthon (den „Patriarchen aller Aufklärer" schilt ihn Goeze) jede Gefolgschaft gekündigt, in Abendmahls- und Höllenfahrtshändeln ihren Trotz gezeigt und im achtzehnten Jahrhundert von dem fanatischen Neumeister an siegreich das Banner der Orthodoxie geschwungen hatte. In einem abgeschlossenen Gemeinwesen, wo Katholiken und Reformirte nicht staatlich anerkannt, sondern dem Schutz fremder Residenten überlassen waren, begann der neue Hauptpastor

mit gewaltigem Bekenntnis gegen das Joch des Papstthums und leidenschaftlicher Verpflichtung auf das lautere Evangelium. Als gleich das erste Jahr durch jenes Erdbeben, welches Lissabon verschlang, die Frage der Theodicee mit ungeheurem Nachdruck schärfte, da vernahm die Gemeinde manches Donnerwort vom Straf- und Weltgericht Jehovahs, wie seit dem dreißigjährigen Kriege kein Redner Gottes mehr gesprochen hatte. Dieser dreuende Homilet, der dann 1763 weniger die Segnungen des Friedens begrüßte als schnöden Misbrauch des Friedens zur Versündigung befürchtete, rief trotz einem Propheten des alten Bundes sein Wehe: „O Hamburg! auch für dich hat Gott Ruthen, Heere und Feuerflammen, Erdbeben, Wasserfluten und tausend andre Mittel, dich zu züchtigen, dich zu verderben, dich zu Grunde zu richten, und ein Adama und Zeboim aus dir zu machen". Was den Goezischen Predigten, von denen, außer den nach Hamburger Brauch zuvorgedruckten und verkauften Blättchen „Text", eine große Last uns vorliegt, den eigenen Stempel giebt, ist und bleibt im Ganzen doch der furchtbar veraltete Geist des Eifers, der nicht tröstet sondern schreckt, nicht belehrt sondern straft und das machtvollste Glaubensmittel, ein herzliches Gebet zu Gott, beständig durch dogmatische Polemik und harte Verwünschung durchkreuzt. Goezes Vortrag, durch äußere Gaben wenig unterstützt, strömt nicht wie Luthers schlichtes und im Herzeleid so unversieglich mildes Gotteswort aus der Fülle des Gemüths, aber es trachtet lebendig und eindringlich dem ausgesprochenen Stilideale nach: er lehrete gewaltig, daß solche Lehre wie Spieße und Nägel in das Herz der Hörer traf! Nur als häuslicher Jammer den starken Mann beugte und der Verlust zweier heißgeliebter Kinder eine Predigt über elterliche Liebe und Hoffnung weihte, fand Goeze sanftere Töne. Sonst ist er nimmer müde, den Kindern der Welt die Hölle heiß zu machen, Aussichten auf die „erschröckliche Rechenschaft" am jüngsten Tage zu eröffnen und den verstockten Sündern, nach allerlei Angriffen mit Centnersteinen, Blitzstrahlen und höllischem Feuer, ein furchtbares „Wehe ihnen auf ihrem Sterbebette! wehe ihnen in der Ewigkeit!" ins Ohr zu rufen. Im Stil des sechzehnten Jahrhunderts schreit er den bösen Feind an und bestreitet die modernen Belialssöhne; mit Luther, den er schier abgöttisch als den mit Himmelsmuth ausgerüsteten Nachfolger Christi ehrt, verabscheut und vermaledeit er faule

Nachgiebigkeit, damit niemand das zage Herz mit dem Feigenblatt falſcher Friedensliebe bedecke. Den Seelenmördern, den raſenden Jeſufeinden, den gottloſen Sittenlehrern, frechen Bibelſtürmern und Zeitungſchreibern verlegt er den Weg, um trotz dem Unfug einer verſeuchten Gegenwart aus innerſter Überzeugung zu triumphiren, daß der allerunwiderſprechlichſte Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion, die Auferſtehung des Heilands, das Gift der Gegner zu Schanden mache. Wol lehrt auch Goeze die Chriſtenpflicht liebreicher Hilfe ohne Unterſchied der Confeſſion und die nöthige Erfüllung des Bekenntniſſes durch werkthätige Übung, aber nie unterläßt er es dabei laut gegen den neumodiſchen Satz zu proteſtiren: Gott ſehe nicht ſowol auf den Glauben als auf Zeichen der Nächſtenliebe, nie fehlt die Erläuterung: daß der Menſch die Feinde Jeſu als Menſchen liebe, doch als die Verfolger Jeſu haſſe, und daß auch dem tugendhafteſten unbekehrten Heiden das Himmelreich verſchloſſen ſei. Wenn er, deſſen Bewußtſein der Erbſünde jedes ruhmredige Pochen auf Chriſtentugend abwies, des öfteren den Juden das ſchlimme Verhalten der Chriſten zu Gute rechnete, ſo wollte er doch um alles nicht durch ein Lob Mendelsſohns die jüdiſche Verſtocktheit befeſtigen helfen. Mit dem Unchriſten giebt es kein Pactiren; wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich; wer nicht alles glaubt, der glaubt gar nichts — und Goeze betet: „Unſre Seele komme nicht in ihren Rath, und unſer Ende ſei nicht wie ihr Ende!“ In dieſen dunklen Tagen, wo ein ausgeſchmücktes Heidenthum auf den Thron begehre, gelte es einen guten Kampf zu kämpfen, ohne Angſt davor, daß die pflichtmäßige Verfechtung der Wahrheit vom Feind aus perſönlicher Rachgier hergeleitet werde, ohne falſchen Glimpf: denn, ſo ſagt er höchſt charakteriſtiſch, „oft können Worte und Handlungen, welche äußerlich das Anſehen einer wirklich feindſeligen Begegnung haben, Wirkungen einer wahren Liebe ſein, oder wenigſtens mit derſelben gar wol beſtehen“. Dergeſtalt hat der Hauptpaſtor, ſo lang er den Athem zog, nicht abgerüſtet, im tiefen Gefühl der Pflicht. Den Schwur auf die Symbole, der jedem Geiſtlichen Hamburgs oblag, wollte er halten und forderte ein Gleiches ohne Abſtrich von den Amtsbrüdern und Candidaten Miniſterii.

Nicht bloß Kränklichkeit und Tod der Gattin (1774) und nach dem Heimgang dreier Kinder, auch des ältesten zu Leipzig studirenden Sohnes (1767), das Alleinbleiben mit seinem Gottlieb, für den er Münzen sammelte und die reiche Bibelcollection mehrte, entzog ihn den geselligen Zerstreuungen. Er war kein Weltkind, als strenger Prediger dem Vergnügen abhold, äußerst mäßig in seinen Bedürfnissen, ein eiserner Arbeiter, der zur Erholung und stillen Meditation seinen vorstädtischen Garten aufsuchte, aber wissenschaftliche Triebe zügelte, um alle Pflichten des Predigers und Apologeten zu erfüllen, bevor die kurze Muße seinen besonderen Neigungen gehörte. Goezes Lebensführung bot auch in den Jahren, wo die Streitschriften wie Schneeflocken wirbelten, keine Blöße; selbst was frecher Klatsch und sinnloses Fabuliren ausheckte, um es weiterhin trätschenden Reisebeschreibern oder gar litterarischen Vereinen zur Verbreitung preiszugeben, war dürftig und mit einem Hauche wegzublasen; mußte doch der dreisteste Witzling zuguterletzt dem alten Manne das Zeugnis der Ehrlichkeit zollen.

Hätte Goeze sich mit der mühsamen Verwaltung seiner Ämter begnügt, daneben sein Bibelstudium gepflegt und die allzuraſche Feder nicht bei jedem nahen und fernen Anlaß alsbald eingetaucht, so würde er in Hamburg das Ansehen eines harten, ehrenfesten Zuchtmeisters und exemplarischen Seniors behauptet, in Deutschland, außer dem gegründeten Ruf des asketischen Populärschriftstellers, auch für seine, von einzelnen Irrthümern über die Handschriften nicht freie, glückliche Vertheidigung der complutensischen Bibel gegen Semler (1765 f.) und den mit hingebendem Sammeleifer geschaffenen „Versuch einer Historie der niedersächsischen Bibeln" (1775) dankbaren Beifall von Fachgenossen und Bibliophilen eingeheimst haben. Aber ihn forderten die Kämpfe des Tages, und sein überaus streitbares Temperament schuf sich Händel auch da, wo gute Hirten ohne jeden Verdacht der Menschenfurcht und ohne jeden Schaden der Kirche schweigend bei Seite treten durften. Auf der ganzen Linie und ohne Waffenstillstand sollte für Altar und Herd des Evangeliums gefochten werden. Dies Evangelium vertrat Goeze als engstes Lutherisches Vermächtnis. Schon 1766 stemmte er sich dem Gelüst der reformirten Brüder nach Gleichberechtigung entgegen. Wol mag er den scharfen Eifer der Frühzeit

nicht völlig rechtfertigen, aber er ſtellt die Gegenfrage, ob denn Zwingel und der Genfer Papſt etwa heilige Engel geweſen ſeien, erſtreckt ſeine unionsfeindliche Polemik unberufen bis nach Worms hin, ſchließt ein Schutz- und Trutzbündnis mit der Orthodoxie zu Frankfurt, ſchickt auch ein handfeſtes Andachtsbuch mit geharniſchter Widmung in die Goetheſtadt und blieb in Wort und Schrift bis an ſein Ende der unentwegte Thürhüter gegen die Reformirten, die ſich wirklich erſt 1785 in Hamburg die Parität eroberten. Die pauliniſche Mahnung „Laſſet uns Gutes thun an jedermann, ſonderlich aber an des Glaubens Genoſſen" faßte Goeze ſo eng, daß gelegentliche Verpönung des abſcheulichen Religionshaſſes allenthalben überſchrieen wird durch Kreuzpredigten gegen die Andersgläubigen und den unſeligen Bruderzwiſt im Hauſe der Reformation. Denn freiſinnige Wallungen hat Goezes Geblüt nur, wo er etwa den Katholiken ihr Sündenregiſter von den Autodafé bis zum Juſtizmorde des Jean Calas empört zu Gemüthe führt, hier einmal Arm in Arm mit dem Teufelskinde Voltaire. Die großen und kleinen Fragen der Orthodoxie, alte und neueſte, endlich die Ehe mit der Frauen Schweſter ſetzen ſeinen Kiel zu Proteſten, Repliken, Dupliken in Bewegung. Und das letzte Wort mußte ihm bleiben. Der Neologie, der zerſtörenden Kritik, den Klotzianern und Berlinern wirft er ſich entgegen und ſchreibt ſeinen Namen in die Actenſtöße eines theologiſchen Proceſſes gegen die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Wie die Aſche des friedfertigen Melanchthon vor dieſem Epigonen keine Ruhe hat, ſo muß die ſanfte Heterodoxie des Göttinger Leß von ihm feſtgenagelt werden. Der Theaterfeind drückt auch unter ſittenrichterliche Ausfälle gegen den „Werther" ſein Siegel und ſetzt ſie fort und wiederholt das Anathema über das Giftbuch, die Misgeburt der Finſternis, die hölliſche Anpreiſung des Selbſtmordes noch ſpät, als die Geneſung der Jugend vom Wertherfieber ſeine anfangs einigermaßen begreifliche Entrüſtung und ſeine unäſthetiſche Cur längſt überflüſſig gemacht hatte; ſowie er, bloß in Gellert und Leſſing etwas genauer eingeleſen und dem frommen Haller aufrichtig zugethan, in den anſtößigeren leidenſchaftlichen Wirren der „Stella" nur eine Einladung zur Bigamie erblicken konnte.

Goezes erſte Feldzüge, gegen benachbarte und fernere Neologiſten, ſind ſeine glücklichſten und rühmlichſten, wieviel Haß und Schimpf ſie

ihm auch zuzogen. Seit 1760 Senior des Ministeriums, durfte er es nicht gelassen mit ansehn, wie der täppische Basedow im nahen Altona mit seiner leichtfertigen Umsturztheologie auch die Schulen zu erfassen drohte, ein polternder Feind der Taufe und Trinität; obwol Goezes „väterliches" Pastoralschreiben die Gefahr gleich so schwarz malte, als sei Hamburg im Nu ein gottloses Sodom geworden. Er schrieb und predigte 1764 gegen die neusüchtige Pädagogik, welche die religiöse Bildung der Kinder vertagen und verwischen wollte, kaum ahnend, daß er als Bestreiter Basedows eine Reihe Lessingscher Litteraturbriefe in anderer Ton- und Sinnesart fortsetze. Ihm secundirte von Mohrungen her jener verhaßte Stockmeister des jungen Herder, Treschо; und ohne nähere Einsicht in die Acten fiel die journalistische Miliz der Aufklärung über beide her, wobei sie auch Ziegra, den Herausgeber der Hamburgischen „Freiwilligen Beiträge", der sogenannten schwarzen Zeitung, nicht verschonte. Durch das ganze gelehrte und halbgelehrte Deutschland erscholl das lateinische Verspaar:

Alles in Hamburg erfüllt mit seinem Gezeter der Goeze,
Donnert mit heiserer Stimm', es dröhnet der Thurm und die Kirche.

Und Abbt, der später ein Denkmal von Herders Hand verdiente, ließ sich 1766 zu einem Pamphlet verleiten: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in effigie zu haltenden erwünschten evangelisch lutherischen Autodafé." In diesem Zerrbild hielt es einer unsrer vornehmsten Prosaiker für keinen Raub, nach possenhafter Ausmalung der Execution, des brandlustigen Seniors „fette Wange" dem nichtsnutzigen Pasquin Hamburgs preiszugeben, Dreyer, der sich in frechen Versen gern an Goeze rieb. Wer nun Goezes einschlägige Predigten und die wuchtige Abwehr einer Basedowschen Schutzschrift kennt, der weiß, daß diese sehr lebhafte Polemik zwar klotzig, aber nicht inquisitorisch geführt ist. Aber der Ruf „lutherisches Autodafé" schlug durch — denn wer wollte nicht einstimmen in die Abwehr aller Ketzerrichter? Wie maß- und würdelos Basedow, dem gegen die Pfaffen jedes Mittel recht schien, eine wahre Hetzjagd für die Toleranz betrieb, dem fragte im Heerlager der Lichtfreunde fast niemand nach, und die „Christ-herzliche Danksagung" eines frommen Anonymus verklang ungehört. Goeze selbst

nicht völlig rechtfertigen, aber er stellt die Gegenfrage, ob denn Zwingel und der Genfer Papst etwa heilige Engel gewesen seien, erstreckt seine unionsfeindliche Polemik unberufen bis nach Worms hin, schließt ein Schutz- und Trutzbündnis mit der Orthodoxie zu Frankfurt, schickt auch ein handfestes Andachtsbuch mit geharnischter Widmung in die Goethestadt und blieb in Wort und Schrift bis an sein Ende der unentwegte Thürhüter gegen die Reformirten, die sich wirklich erst 1785 in Hamburg die Parität eroberten. Die paulinische Mahnung „Lasset uns Gutes thun an jedermann, sonderlich aber an des Glaubens Genossen" faßte Goeze so eng, daß gelegentliche Verpönung des abscheulichen Religionshasses allenthalben überschrieen wird durch Kreuzpredigten gegen die Andersgläubigen und den unseligen Bruderzwist im Hause der Reformation. Denn freisinnige Wallungen hat Goezes Geblüt nur, wo er etwa den Katholiken ihr Sündenregister von den Autodafé bis zum Justizmorde des Jean Calas empört zu Gemüthe führt, hier einmal Arm in Arm mit dem Teufelskinde Voltaire. Die großen und kleinen Fragen der Orthodoxie, alte und neueste, endlich die Ehe mit der Frauen Schwester setzen seinen Kiel zu Protesten, Repliken, Dupliken in Bewegung. Und das letzte Wort mußte ihm bleiben. Der Neologie, der zerstörenden Kritik, den Klotzianern und Berlinern wirft er sich entgegen und schreibt seinen Namen in die Actenstöße eines theologischen Processes gegen die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Wie die Asche des friedfertigen Melanchthon vor diesem Epigonen keine Ruhe hat, so muß die sanfte Heterodoxie des Göttinger Leß von ihm festgenagelt werden. Der Theaterfeind drückt auch unter sittenrichterliche Ausfälle gegen den „Werther" sein Siegel und setzt sie fort und wiederholt das Anathema über das Giftbuch, die Misgeburt der Finsternis, die höllische Anpreisung des Selbstmordes noch spät, als die Genesung der Jugend vom Wertherfieber seine anfangs einigermaßen begreifliche Entrüstung und seine unästhetische Cur längst überflüssig gemacht hatte; sowie er, bloß in Gellert und Lessing etwas genauer eingelesen und dem frommen Haller aufrichtig zugethan, in den anstößigeren leidenschaftlichen Wirren der „Stella" nur eine Einladung zur Bigamie erblicken konnte.

Goezes erste Feldzüge, gegen benachbarte und fernere Neologisten, sind seine glücklichsten und rühmlichsten, wieviel Haß und Schimpf sie

ihm auch zuzogen. Seit 1760 Senior des Ministeriums, durfte er es nicht gelassen mit ansehn, wie der täppische Basedow im nahen Altona mit seiner leichtfertigen Umsturztheologie auch die Schulen zu erfassen drohte, ein polternder Feind der Taufe und Trinität; obwol Goezes „väterliches" Pastoralschreiben die Gefahr gleich so schwarz malte, als sei Hamburg im Nu ein gottloses Sodom geworden. Er schrieb und predigte 1764 gegen die neusüchtige Pädagogik, welche die religiöse Bildung der Kinder vertagen und verwischen wollte, kaum ahnend, daß er als Bestreiter Basedows eine Reihe Lessingscher Litteraturbriefe in anderer Ton- und Sinnesart fortsetze. Ihm secundirte von Mohrungen her jener verhaßte Stockmeister des jungen Herder, Trescho; und ohne nähere Einsicht in die Acten fiel die journalistische Miliz der Aufklärung über beide her, wobei sie auch Ziegra, den Herausgeber der Hamburgischen „Freiwilligen Beiträge", der sogenannten schwarzen Zeitung, nicht verschonte. Durch das ganze gelehrte und halbgelehrte Deutschland erscholl das lateinische Verspaar:

Alles in Hamburg erfüllt mit seinem Gezeter der Goeze,
Donnert mit heiserer Stimm', es dröhnet der Thurm und die Kirche.

Und Abbt, der später ein Denkmal von Herders Hand verdiente, ließ sich 1766 zu einem Pamphlet verleiten: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in effigie zu haltenden erwünschten evangelisch lutherischen Autodafé." In diesem Zerrbild hielt es einer unsrer vornehmsten Prosaiker für keinen Raub, nach possenhafter Ausmalung der Execution, des brandlustigen Seniors „fette Wange" dem nichtsnutzigen Pasquin Hamburgs preiszugeben, Dreyer, der sich in frechen Versen gern an Goeze rieb. Wer nun Goezes einschlägige Predigten und die wuchtige Abwehr einer Basedowschen Schutzschrift kennt, der weiß, daß diese sehr lebhafte Polemik zwar klotzig, aber nicht inquisitorisch geführt ist. Aber der Ruf „lutherisches Autodafé" schlug durch — denn wer wollte nicht einstimmen in die Abwehr aller Ketzerrichter? Wie maß- und würdelos Basedow, dem gegen die Pfaffen jedes Mittel recht schien, eine wahre Hetzjagd für die Toleranz betrieb, dem fragte im Heerlager der Lichtfreunde fast niemand nach, und die „Christ-herzliche Danksagung" eines frommen Anonymus verklang ungehört. Goeze selbst

ſprach dann gelaſſen über Abbt und betheuerte, ihm werde durch ſolche Unbill kein Blutstropfen gekränkt, kein Stündlein Schlaf geſtört. Der Vergleich aber mit den ſpaniſchen Mordbrennern war eingebürgert, und noch 1784 tummelte Cranz, diesmal zum großen Ärger des in ſeiner Geduld erſchöpften Goeze, das fahle Pferd, wie denn überhaupt die ewigen Wiederholungen in Goezes Schriftenwuſt durch die abgedroſchenen Redensarten ſeiner Gegner wett gemacht werden.

In Abbts „Erfreulicher Nachricht" erſchien der widerwärtige C. F. Bahrdt noch als Büttel der Orthodoxie. Dieſer Wildling ſollte, nachdem er ſich aus frommem Puppenſtand mit den „Neueſten Offenbarungen Gottes" zur ödeſten Neologie aufgeſchwungen hatte, in Goeze ſeinen Mann finden. Sicherlich war es geſcheiter, dem Schwätzer, der da erfunden klug: die Bibel ſei ein ſchlechtes Buch, ein paar Jagdhiebe aufzumeſſen, wie ſie Goethes köſtlicher Prolog auf den breiten Rücken des Gießner Profeſſors und Dr. theol. niederfallen ließ — Goeze konnte dergleichen nicht humoriſtiſch nehmen und den geſchmackloſen Teſtamentfälſcher auslachen, ſondern ging 1773 der Spottgeburt ingrimmig zu Leibe mit dem „Beweis, daß die Bahrdtiſche Verdeutſchung des Neuen Teſtaments keine Überſetzung, ſondern eine vorſetzliche Verfälſchung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes ſey, aus dem Augenſcheine geführt." Erſt ſcheidet er ruhig die unfreiwilligen Irrthümer eines Dolmetſch von dem „ſchröcklichſten" crimen falsi, dann feiert er in hohem Ton ſeinen Lutherus, der zwar nicht aus unmittelbarer Inſpiration, doch unter beſonderem Beiſtand des heiligen Geiſtes gearbeitet habe. Hier ſpricht Goeze ganz vortrefflich über das in Kleinigkeiten fehlerhafte, als Ganzes unantaſtbare Bibelwerk des Reformators, von dem modiſche Witzlinge die Hand laſſen möchten, und beleuchtet den Segen, daß Luthers Bibel nicht in jeder neuen Epoche umgegoſſen worden ſei. Der „dollkühne Gieſiſche Schriftverderber" wird darauf derb abgefertigt von einem ſehr bibelfeſten Diener am Wort, der ſein Lutheriſches „Selig ſind, die da Leid tragen" nicht vertauſchen wollte gegen das neue Gewäſch „Wol denen, welche die ſüßen Melancholien der Tugend den rauſchenden Freuden des Laſters vorziehen", das „Himmelreich" nicht gegen die „Religionsſocietät", das „Hoſiannah in der Höhe" nicht gegen den Toaſt „Er lebe! er lebe" („Mich wundert, daß er

nicht Vivat! Vivat hoch! übersetzet hat"). Ihm mußte die neu entdeckte „Grazie" Jesu viel ärgerlicher sein als die von ihm anderswo, im stillen Hinblick auf Klopstock getadelte dichterische Vorstellung des jünglinghaften Jesus oder der Herrnhuter Cultus des Bruder Lamm, den er schweigend ablehnte, weil er den ehrlichen Glauben der Pietisten trotz alledem nicht bekriegen wollte. Bahrdts „täppisches Modernisiren", Bahrdts „galante Bibel" verdiente die Züchtigung. Freilich nimmt Goeze den Mund gegen „unsre z. Th. erbärmlich schönen Geister" zu voll und den zuchtlosen Gesellen, den er so verachtet, doch wieder viel zu ernst, indem er ihn zornig nicht bloß mit dem „groben Irrgeist" Damm, sondern auch mit den alten Socinianern zusammenspannt, Bahrdts kirchengeschichtliche Irrgänge eingehend verfolgt, seine bösen Leipziger Abenteuer straft — das aber steht außer Zweifel, daß Goeze hier in gerechtem Streit einem unwürdigen und unverschämten Schwarmgeist den Fuß in den Nacken gesetzt hat. Bedenklicher ist schon wegen ihrer Consequenzen die Wendung zur Obrigkeit: mit Abdruck alter landesherrlicher Mandate gegen den Wertheimer Schmidt ruft Goeze die Häupter der Christenheit auf gegen den „allerverwegensten Falsarium, dergleichen noch nie in der Kirche aufgestanden", wie „sie ehemals die Verwegenheit des Wertheimischen Übersetzers zu dämpfen, nöthig fanden, der doch nur ein bloßer Studiosus und kein, mit einem vielfachen feierlichen Eide auf die heilige Schrift und auf die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche verpflichteter Doctor, Professor und Prediger war." Bahrdt aber, in seinen Frankfurter gelehrten Anzeigen, spuckte aus vor dem Manne, der aus einem ungeschickten Marktschreier ein verwegener Bootsknecht geworden sei.

Dieser Waffengang fällt zwischen die beiden einheimischen Streitigkeiten, die nicht nur in Hamburg Goezes Machtstellung empfindlich schmälerten und seinen Anhang lichteten, sondern auch den von Basedow her übel berufenen Pastor für ganz Deutschland zum typischen Dunkelmann, zum „Papst Hammoniens" stempelten, wie ihn Klamer Schmidts sonst so stumpfe Hendekasyllaben 1773 mit einem jubelnd aufgenommenen Stichnamen tauften.

Goeze besaß seit dem ersten Jahr einen recht ungleichen Amtsbruder in dem Hannoveraner Julius Gustav Alberti, der als Mann der liberalen Gruppe mit diesem Hauptpastor unmöglich lang an

einem Strange ziehen konnte. Bald wurden denn auch die Morgen- und Nachmittagspredigten in St. Katharinen ein geistliches Duell, unter dem alle Kirchenzucht litt. Der schwälende oder offen auflodernde Zwist der Führer spaltete die Gemeinde, die mündliche Erörterung für und wider artete in Verhetzung durch Artikel und Scharteken aus, aller Augen waren auf Goezes Kirche gerichtet, Berufene und Unberufene warfen ihr Urtheil in die Wagschale. Schon in Erscheinung und Lebensführung prägte sich der Contrast beider Prediger aus. War der kerngesunde und wolbeleibte Goeze, obgleich er dann und wann gern einen Gast bewirthete und zu Zeiten auch einmal eine Schnurre zum Besten gab, priesterlich streng, einsam und humorlos, so schien Alberti, an dem die Schwindsucht zehrte, mit dem Talar alles geistliche Wesen abzustreifen, um in das berühmte Ergo bibamus seines Freundes Basedow einzustimmen; keineswegs ein liederlicher Schlemmer und Kartenknecht, wie eine dem Block verfallene Schandschrift es mit abscheulichen Lügen und Flüchen ausmalt, aber ein jovialer Tischgenosse, der ein Spielchen nicht für Sünde hielt, in lustiger Gesellschaft gern seiner Kränklichkeit und der Sorgen um die Jahr für Jahr wachsende Familie vergaß, und zwischen Gesprächen, worin eine reiche Bildung hervortrat, die übermüthigsten Possen trieb. Seinen losen Mund ließ Alberti, dem einmal auch Klopstocks Freundschaft verloren ging, unvorsichtig laufen, und mit der ihm eigenen Virtuosität im urwüchsigen Platt lieferte er leichtsinnig das Satyrspiel zum kirchlichen Kampf gegen den Hauptpastor. Wenn er, ein Meister der Mimik, Goezes gurgelnden Ton beim Vortrag des Hamburgischen Bußgebetes parodirte, bewies er zugleich, daß ihn im Grunde der äußere Hauptanlaß ihres Haders wenig anfocht, während Goeze mit heiligem Eifer bei der Sache war.

Dieses seit siebzig Jahren regelmäßig verlesene Bußgebet aus dem 79. Psalm, „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen" u. s. w., war besonders durch seine rohe Vorstellung des rächenden Gottes allen Liberalen ein Dorn im Auge. Alberti unterschlug es. Goeze druckte dagegen eine „Richtige Erklärung" aus dem Zusammenhang der Schrift, der doch den Anhörern dieses jüdischen Kriegsgeschreis nicht gegenwärtig war, und wollte den kräftigen Spruch,

als eine eigentliche christliche Fürbitte für Heiden, Türken, Juden, laue Christen, der Gemeinde nimmer rauben lassen: man habe vielmehr die höchste Ursach und Verbindlichkeit auch ferner also um Gottes heilsamen Zorn zu beten, nicht wider die schuldlosen Afrikaner und Indianer, wol aber gegen Jehovahs Feinde, z. B. den katholischen Verfolgungsgeist. So erblickt Goeze im Fall des Jesuitenordens eine sichtbare Erhörung dieses vom heiligen Geiste dictirten Gebetes. Dagegen veröffentlichte Alberti, anonym als „ein Freund des vernünftigen Gottesdienstes", eine gesinnungstüchtige, aber schriftstellerisch schwache „Freymüthige Prüfung", worin er zur Duldung und Milde mahnte und betonte, daß man nach dieser Verwandlung der Heiden in Katholiken und nach Goezes sonstigen Reden auch die Reformirten in das Bußgebet einbeziehen müsse. Hatte Goeze die neusüchtigen Prediger an ihre Eidespflicht erinnert, so trat nun Alberti für das fortschrittliche Princip des Protestantismus ein, das doch mit Luther nicht erschöpft sei. Der Handel kam, indem auch eine Beschwerde des kaiserlichen Gesandten wegen Schmähung der katholischen Kirche einlief, vor den Senat, dessen kluger Spruch allen Theilen gerecht ward, da man zwar den frommen Wunsch beibehielt, ihn aber durch einen erläuternden Zusatz klar stellte und milderte. Von den befragten Facultäten hatte Göttingen gegen, Wittenberg und Altdorf für Goeze gestimmt, dem 1770 auch Consistorialrath Jacobi von Celle, ein Oheim des Dichters und des Philosophen, mit wundersamen Vergleichen zwischen dem fluchenden Beter und einem frommen Kanonier beisprang. Goeze, von der weltlichen Behörde, wie er fühlte, im Stich gelassen, legte nun als ein Mann von starrer Consequenz nach zehnjähriger, vielfach musterhafter Verwaltung das Seniorat nieder und frönte mit voller, erbitterter Kraft der, wie Alberti einmal sagt, „alten bekannten, und sehr löblichen Gewohnheit die Kanzel zum Schauplatz seiner Kriege zu machen". Schon 1768 hatte er sich öffentlich die Behauptung verbeten, man habe ihn zu Tode recensirt, da er doch nach Gottes Vorschrift und mit Gottes Beistand die Wahrheit vertheidigen werde, „so lange ich Mund und Feder gebrauchen kann".

Als daher Alberti sich zum Apostel der Toleranz in Hamburg aufwarf, den Hauptpastor durch Predigten über Eintracht und Lästersucht sowie durch Reclame für aufklärerische Schriften „Vom falschen

einem Strange ziehen konnte. Bald wurden denn auch die Morgen- und Nachmittagspredigten in St. Katharinen ein geistliches Duell, unter dem alle Kirchenzucht litt. Der schwälende oder offen auflodernde Zwist der Führer spaltete die Gemeinde, die mündliche Erörterung für und wider artete in Verhetzung durch Artikel und Scharteken aus, aller Augen waren auf Goezes Kirche gerichtet, Berufene und Unberufene warfen ihr Urtheil in die Wagschale. Schon in Erscheinung und Lebensführung prägte sich der Contrast beider Prediger aus. War der kerngesunde und wolbeleibte Goeze, obgleich er dann und wann gern einen Gast bewirthete und zu Zeiten auch einmal eine Schnurre zum Besten gab, priesterlich streng, einsam und humorlos, so schien Alberti, an dem die Schwindsucht zehrte, mit dem Talar alles geistliche Wesen abzustreifen, um in das berühmte Ergo bibamus seines Freundes Basedow einzustimmen; keineswegs ein liederlicher Schlemmer und Kartenknecht, wie eine dem Block verfallene Schandschrift es mit abscheulichen Lügen und Flüchen ausmalt, aber ein jovialer Tischgenosse, der ein Spielchen nicht für Sünde hielt, in lustiger Gesellschaft gern seiner Kränklichkeit und der Sorgen um die Jahr für Jahr wachsende Familie vergaß, und zwischen Gesprächen, worin eine reiche Bildung hervortrat, die übermüthigsten Possen trieb. Seinen losen Mund ließ Alberti, dem einmal auch Klopstocks Freundschaft verloren ging, unvorsichtig laufen, und mit der ihm eigenen Virtuosität im urwüchsigen Platt lieferte er leichtsinnig das Satyrspiel zum kirchlichen Kampf gegen den Hauptpastor. Wenn er, ein Meister der Mimik, Goezes gurgelnden Ton beim Vortrag des Hamburgischen Bußgebetes parodirte, bewies er zugleich, daß ihn im Grunde der äußere Hauptanlaß ihres Haders wenig anfocht, während Goeze mit heiligem Eifer bei der Sache war.

Dieses seit siebzig Jahren regelmäßig verlesene Bußgebet aus dem 79. Psalm, „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen" u. s. w., war besonders durch seine rohe Vorstellung des rächenden Gottes allen Liberalen ein Dorn im Auge. Alberti unterschlug es. Goeze druckte dagegen eine „Richtige Erklärung" aus dem Zusammenhang der Schrift, der doch den Anhörern dieses jüdischen Kriegsgeschreis nicht gegenwärtig war, und wollte den kräftigen Spruch,

als eine eigentliche christliche Fürbitte für Heiden, Türken, Juden, laue Christen, der Gemeinde nimmer rauben lassen: man habe vielmehr die höchste Ursach und Verbindlichkeit auch ferner also um Gottes heilsamen Zorn zu beten, nicht wider die schuldlosen Afrikaner und Indianer, wol aber gegen Jehovahs Feinde, z. B. den katholischen Verfolgungsgeist. So erblickt Goeze im Fall des Jesuitenordens eine sichtbare Erhörung dieses vom heiligen Geiste dictirten Gebetes. Dagegen veröffentlichte Alberti, anonym als „ein Freund des vernünftigen Gottesdienstes", eine gesinnungstüchtige, aber schriftstellerisch schwache „Freymüthige Prüfung", worin er zur Duldung und Milde mahnte und betonte, daß man nach dieser Verwandlung der Heiden in Katholiken und nach Goezes sonstigen Reden auch die Reformirten in das Bußgebet einbeziehen müsse. Hatte Goeze die neusüchtigen Prediger an ihre Eidespflicht erinnert, so trat nun Alberti für das fortschrittliche Princip des Protestantismus ein, das doch mit Luther nicht erschöpft sei. Der Handel kam, indem auch eine Beschwerde des kaiserlichen Gesandten wegen Schmähung der katholischen Kirche einlief, vor den Senat, dessen kluger Spruch allen Theilen gerecht ward, da man zwar den frommen Wunsch beibehielt, ihn aber durch einen erläuternden Zusatz klar stellte und milderte. Von den befragten Facultäten hatte Göttingen gegen, Wittenberg und Altdorf für Goeze gestimmt, dem 1770 auch Consistorialrath Jacobi von Celle, ein Oheim des Dichters und des Philosophen, mit wundersamen Vergleichen zwischen dem fluchenden Beter und einem frommen Kanonier beisprang. Goeze, von der weltlichen Behörde, wie er fühlte, im Stich gelassen, legte nun als ein Mann von starrer Consequenz nach zehnjähriger, vielfach musterhafter Verwaltung das Seniorat nieder und frönte mit voller, erbitterter Kraft der, wie Alberti einmal sagt, „alten bekannten, und sehr löblichen Gewohnheit die Kanzel zum Schauplatz seiner Kriege zu machen". Schon 1768 hatte er sich öffentlich die Behauptung verbeten, man habe ihn zu Tode recensirt, da er doch nach Gottes Vorschrift und mit Gottes Beistand die Wahrheit vertheidigen werde, „so lange ich Mund und Feder gebrauchen kann".

Als daher Alberti sich zum Apostel der Toleranz in Hamburg aufwarf, den Hauptpastor durch Predigten über Eintracht und Lästersucht sowie durch Reclame für aufklärerische Schriften „Vom falschen

Religionseifer" herausforderte und, pauliniſch mahnend: „Alle Bitterkeit und Grimm und Geſchrei laßt ferne von euch ſein", mit dem Zeigefinger auf Goeze hindeutete, als er an der Hand Semlers Weſentliches und Unweſentliches in der Bibel ſchied und Köhlerglauben ſammt Verfolgungsgeiſt aus der Kirche wies, da erfuhr er einmal über das andre, daß dem Feinde Goezes „der Ketzer am Halſe ſitzt, ehe man ſich's verſieht". Goezes „Predigt von dem wahren und falſchen Frieden" griff weit zurück in die Zeiten des unvergeſſenen Wagner, ſeines gottſeligen Vorfahren im Seniorate; ſie führte wiederum den Baſedowſchen Hagelſchlag vorüber und ſchwor auf die apoſtoliſche Berufung „Leide dich als ein guter Streiter Jeſu Chriſti." Die von Paulus geforderte Einigkeit im Geiſt beruhe im rechten alleinigen Glauben, und die nichtorthodoxen Prediger, mit ihrer verderblichen Toleranz gegen die Reformirten als unſre proteſtantiſchen Glaubensbrüder, ſeien Wölfe im Schafskleid, „welchen man muß das Maul ſtopfen." Daß Alberti gar, in einer auch Leſſing wenig anmuthenden Weiſe, wie einſt die Reimariſch-Baſedowſche Partei den alten Katechismus bei Seite ſchieben wollte durch eine neue „Anleitung zum Geſpräch über die Religion", ſchlug dem Faß den Boden aus. Sein Buch, nicht kalt und nicht warm, bemüht den nöthigen Schein der Orthodoxie zu wahren und ſich doch an Trinität und Gottheit Jeſu ſchweigſam vorbeizuſchleichen, mußte einen herzhaften Orthodoxen in Harniſch bringen. „Sehet zu, daß euch niemand verführe!" rief Goeze ſeinen Pfarrkindern zu. Wenn er jetzt die gute alte Lehre verfocht gegen eine gewiſſe neue Schrift, bedurfte es keines Namens, damit jedermann ſagte: heut hat er's dem Alberti wieder tüchtig gegeben. „Ermunterungsſchreiben" an Goeze, „welcher des Herren Kriege führet", aber auch an Alberti, eine „Gewiſſensrüge für den Sünder", der Goeze den händelſüchtigſten Mann in der ganzen Chriſtenheit ſchalt, eine offene „Frage" an verkappte Feinde Albertis, ernſte Bedenken, Prüfungen Albertiſcher Rechtgläubigkeit, aufgewärmte Anekdoten von prophetiſchen Warnungen des ſel. Gottesmannes und lauteren Katecheten Wagner vor dem Neuling Alberti, gemeine Schmähungen nach links und rechts ergoſſen ſich in wüſtem Schwall über Hamburg und Altona. Albertis freimüthiger Satz, lieber wolle er in zwanzig Lehrpunkten irren als durch ſeinen Lebenswandel ein einziges

Laster predigen, löste dem Privatklatsch vollends die Zunge. Das galt als äußerste Verwegenheit eines antichristlichen Wütherichs und reizte gelehrige Jünger, im Tone des Meisters einen siechen Mann zeternd an das letzte Stündlein und Gericht zu mahnen. Gewiß war Schuld und Unmaß auf beiden Seiten anzutreffen, und die über die Grausamkeit der Goezischen Secte gegen den kranken Aufklärer sich so laut empörten, haben ihrerseits Goezes in den Tagen, da er seinen Sohn beweinte, nicht geschont.

Im Streit über das Bußgebet warf sich Lessing schalkhaft gegen Alberti zum „distinguirenden" Vertheidiger des Segens und des Fluches auf und schrieb, um die Wette zu gewinnen, rasch ein humoristisches Meisterstück im Stil seines geliebten Sterne, das in ein paar Exemplaren gedruckt wurde, uns aber nur durch Nicolais lebendige Nacherzählung des Anlasses bekannt ist: „Eine Predigt über zwei Texte, über Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. w., und über Matth. 22, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, von Yorick. Aus dem Englischen übersetzt." Die Einleitung berichtete, daß Oberst Shandy und Korporal Trim auf einem Spaziergang einen elenden Krüppel in französischer Uniform trafen, dem der Oberst eine reichliche Spende, Trim jedoch einen Penny gab mit den Worten French dog! Der Oberst mahnt: es ist ein Mensch, kein Hund, und Trim giebt einen zweiten Penny, er giebt einen dritten, vierten, endlich die ganze Baarschaft, als sein Herr ihm den Soldaten, den tapfern Invaliden, den braven Gatten und Vater zeigt, und sagt jedesmal sein French dog! Das letzte Mal leise, mit thränendem Auge. So erzählt Shandy zu Hause, und Yorick sieht, daß Trim zwar die ganze feindliche Nation haßt, aber jedes liebenswerthe Individuum aus dieser Nation liebt. Darauf schreibt Yorick seine Predigt über zwei Texte, voll Laune und Humanität, Scharfsinn und Güte; ihr Verlust ist nicht genug zu beklagen.

Als „Butenminsch" griff Claudius, schelmisch im Ton, ernsthaft in der Sache, gegen Goeze ein: die knechtischen Straf- und Teufelslehren möchten nur wegbleiben, für die religiöse Besserung der Kinderherzen sei der simpelste und kräftigste Trank aus der Quelle, ohne den Unrath am Eimer, der beste. Er war damals noch nicht in St. Martinsche Nebel verirrt und ließ seinen „Wandsbecker Boten" den

ihm angesonnenen Pasquillantengang nicht thun, vielmehr gerieth 1772 eine daselbst veröffentlichte Correspondenz zwischen dem Druckherrn Bode und dem allzu rührigen Goeze keineswegs zum Vortheil des Hauptpastors. Sein „Text", eine Rettung des Satans gegen Alberti, blieb confiscirt. Der Senat, des langen Haders müde, beobachtete allen beweglichen Klagen Goezes zum Trotz die Politik des Schweigens. Und Alberti that seinem Amtsbruder vor der Welt den größten Tort, indem er am 30. März 1772 starb. Am offenen Grabe gleichsam wurde fortgerauft. Die alten schwächlichen Ritter aus dem Theaterstreit verherrlichten den Todten als idealen Märtyrer und stichelten auf Goeze, der, beinah während die Glocken zu Albertis Begräbnis läuteten, die Irrlehren des Entschlafenen mit ungedämpfter Heftigkeit bestritt: der Mann war dahin, aber sein Gift fraß fort an den Seelen.

Tantaene animis caelestibus irae? fragte die öffentliche Stimme diesen unbeugsamen Todtenrichter; ja, wer schlechterdings nicht glauben wollte, daß Christi Wort einst Leichen belebt habe, glaubte gern den in raschen Umlauf gesetzten anklagenden Mythus, daß Goezes wüthige Kanzelrede eine tödtliche Wirkung in die Ferne hauchen könne. Nicht auf den so berechtigten Vorwurf lieb- und friedloser Härte beschränkte man sich, sondern „Den hat Goeze auf dem Gewissen!" wurde geraunt und gerufen, obwol Alberti längst ein vom Tode gezeichneter Mann gewesen war. Als dann 1776 der Hauptpastor an St. Petri, Friederici, der ähnlich wie Alberti ohne Farbe zu bekennen freiere Ansichten über die Gottheit und das Leiden Jesu verclausulirte, geraume Zeit nach Goezes selbstverständlich gegen solche „Basedowischen Irrsale" nicht ausgebliebenem Donnerwetter das Zeitliche segnete, als häßliche Kundgebungen, bis in die Gotteshäuser hinein, und journalistische Katzbalgereien auch bei diesem traurigen Anlaß nur das Eine bewiesen: daß Goeze eben noch der alte war, da beklagte die öffentliche Meinung in Friederici das zweite Opfer der mörderischen Inquisition.

Vom Senat als ewiger Ruhestörer aufgegeben, im geistlichen Ministerium von Jahr zu Jahr ohnmächtiger, so manches Anhängers in der Gemeinde beraubt, ja selbst mit seinem duldsameren Bruder, dem Quedlinburger Hofdiaconus, zerfallen, verlor Goeze keinen Augenblick das trotzige Bewußtsein einen guten Kampf zu kämpfen. Er stand allein, aber aufrecht, als er später den Liebling Hamburgs, Pastor

Sturm, wegen leichter aufklärereriſcher Wallungen in Schrift und Rede, vor ſeinen Stuhl forderte. Die alten Bahrdtſchen Witze („Herr Goeze iſt kein Kirchenvater; ſeine ‚Betrachtungen‘ ſind keine norma fidei“) hatten ihn nicht angefochten, die neuen Angriffe nahm er hin im Gefühl des Gerechten, der viel leiden muß. Erſt in der allerletzten Zeit ſeines kriegeriſchen Erdenlaufes macht ſich hie und da eine Ermüdung bemerklich. Ihm, der zwei freiſinnige, vom Ruf verklärte Geiſtliche zu Tode gepredigt haben ſollte, wie die landläufige Formel lautete, reimten ſchon bei Lebzeiten anonyme Spötter die ſchnödeſten Epicedien. Derlei fand gleich den gemeinen Flugblättern, die 1786 auf ſeine Bahre fielen, keine weitere Beachtung; nur Goeckingks „Grabſchrift auf den orthodoxen ***“

Der Papſt H[ammonia]s liegt unter dieſem Stein.
Im Himmel wird er Sokrates, den Heiden,
So wenig als den Ketzer A[lberti] leiden.
Giebt Gott ihm keinen Himmel allein,
So wiſſen wir nicht, wo er wird bleiben.

ging ſeit dem September 1779 von Mund zu Mund, und Goeze wurde den alten Kl. Schmidtſchen Titel nicht mehr los. Er ſelbſt hängte die Grabſchrift niedriger, indem er ſie im „Reichspoſtreuter“ mit Ergänzung der Namen aus dem Muſenalmanach abdruckte und vor Ärgernis warnend ironiſch ſagte, es werde ihn freuen im Himmel auch Sokrates und Alberti zu finden, endlich aber mit Lutheriſchen Wendungen erklärte: „Ich Johann Melchior Goeze, nicht Pabſt, ſondern Diener des göttlichen Wortes in Hamburg, bekenne und zeuge mit dieſer Schrift, daß ich dieſe läppiſche Grabſchrift faſt gern und frölich geleſen habe, doch aber die Verſündigung beklage, deren ſich der Verfaſſer, die Herausgeber und der Verleger damit ſchuldig gemacht haben. Es thut mir ſanft auf der rechten Knieſcheibe und linken Ferſe, daß meine Feinde, Verfolger und Läſterer nichts anders, als ſolche handgreifliche Lügen von mir auszuſprengen wiſſen. Gott bekehre ſie“. Immer von neuem bemächtigte ſich die Caricatur ſeiner als eines Typus, im Süden wie im proteſtantiſchen Norden. Dort traveſtirte ihn Blumauers niedriger Witz als den Pfaffen, der die Weihrede über das unheilſchwangre trojaniſche Pferd ſpricht; hier mußte er in Nicolais „Nothanker“ 1778 als Ehren-Stanzius am Pranger ſtehn, und mit über-

hitztem satirischem Pathos hielt 1784 Friedrich Leopold Stolberg, noch kein Unfreier, im neunten Stück seiner jugendlich kampfesfrohen „Jamben" ein Gericht über „Die Schafpelze", sicherlich zur lebhaften Genugthuung Vossens, der als Candidat auch dem Ehren-Goeze hatte hofiren müssen. „Zu Katharinens Kirche laß uns gehn", so fordert der Graf seinen Begleiter auf; der aber wendet sich mit Grausen und trägt noch einmal Goezes Fluchgebet und Doppelmord voll flammender Entrüstung vor:

„Kennst du den argen Pfaffen nicht?
Den Götzen seines Pöbels, der die Stadt
Mit bittern Hefen seines Gallenkelchs,
Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?
Zween fromme, weise Männer, seines Amts
Genossen, hat er frömmelnd angezischt,
Und wütend angebrüllet, bis zuletzt
Sein Drachengift in ihre Wunden floß,
Und einer nach dem andern schwindend starb.
Wie strömts ihm von der Quelle wenn er fleht:
Herr schütte auf die Heiden deinen Grimm,
Und auf die Nazionen welche dich
Nicht kennen!" So? ist das der Ehrenmann,
Der wo ein Leuchter der Gemeinen strahlt,
Die Brandklock Zions läutend, Feuer! ruft?
Nun denn, zur Lieben Frauen laß uns gehn!

In diesem Licht erblickte selbst ein norddeutscher Adeliger von angestammter Frömmigkeit den unermüdlichen Eiferer.

Wir haben vorgegriffen; aber die heiße Fehde mit Lessing konnte weder Goezes Streitlust brechen, noch seinen alten Ruf als orthodoxer Klopffechter und allzeit fertiger Correspondent „von Todesstunden und jüngstem Gericht" verschlimmern. Sie hat ihn unsterblich gemacht. Er ist ein Typus der crassesten und verfolgungssüchtigsten Orthodoxie, sein Name, wie Gervinus sagt, ein Schandname geworden, und ein solches durch Misbrauch der großen „Anti-Goezen" auch den flachsten Freigeistern eingeprägtes Urtheil mag unausrottbar sein; es mag, eben weil der vorlängst Begrabene nicht als Individuum, sondern als Repräsentant einer verhaßten bildungsfeindlichen Richtung fortgenannt und selbst von Eingeweihteren nur in den vernichtenden Streitschriften

des Meisters aller deutschen Polemik seit Luther angeschaut wird, jedes Versuchs einer „Rettung" spotten — so hat doch die Wissenschaft die Pflicht, das Schwert des Polemikers mit der Wage des Historikers zu vertauschen und, ohne in Fragen, wo es Farbe bekennen heißt, eine blutlose Unparteilichkeit aufzustecken, den Unterschied zwischen einem darstellenden Rückblick und einem Todschlag zu wahren. Es ist gar zu wolfeil, dem alten Goeze nochmals all die starken Worte seiner einstigen Gegner, des gewaltigsten voran, ins Grab zu rufen; aber es war andererseits ein Irrthum, wenn der hochverdiente Röpe als treuer und kundiger Sachwalter Goezes, statt für mildernde Umstände zu plaidiren, den verlorenen Proceß gründlich umstoßen zu können meinte. Für uns ist er entschieden, das Goezische Lutherthum hat abgehaust.

Mitte December 1777, in den reactionären „Freiwilligen Beiträgen" Hamburgs (Nr. 55 f.), die damals noch Canonicus Ziegra leitete und die nach seinem im nächsten Januar erfolgten Tode bald erloschen, eröffnete Goeze das Feuer. An Evas Sterbelager empfing Lessing die beiden Zeitungsblätter, und er dankte Eschenburg für die Abschriften mit der prophetischen Anmerkung, diese Materien seien die einzigen, die ihn zerstreuen könnten (7. Januar). Goezes zweiter Artikel (Nr. 61—63) erschien Ende Januar. Sechs weitere kamen erst unmittelbar vor Ostern dazu in der Anklageschrift „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Leßings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion, und den einzigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift." So heftig, wie dieser bloße Titel anzeigt, hatte Goeze nicht von Anfang an geblasen, als er seine Herde vor den Fragmenten und den Gegensätzen des „Herrn Herausgebers" — Lessings Name bleibt ungenannt — warnte; aber daß seinem in Religionshändeln geschärften Blick von vornherein der Beiträger ungleich gefährlicher schien als der Fragmentist, tritt schon klar genug zu Tage. Ein paar kräftige Schlußzeilen nur sind den Lästerungen des Verfassers gewidmet, die den verstockten Juden noch bessere Dienste thun würden als ihre feindseligen Toldos Jeschu, und dessen schwarze, stumpfe Seele die Jünger zu den ärgsten Verbrechern und Lügnern stemple. „Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müste, daß von der Ausbreitung dieser

boshaften, ſo vielen Seelen höchſt gefährlichen, und der Ehre unſers großen Erlöſers ſo nachtheiligen Aufſätze, die Rechenſchaft an jenem Tage von mir würde gefordert werden. Ich wünſche, daß uns der Herr Herausgeber aus den Schätzen der Bibliothek, welcher er vorgeſetzet iſt, künftig etwas beſſers liefern möge, als Gift und Ärgerniſſe". Und im zweiten Artikel überläßt er in rieſigen Auszügen dem unbekannten vortrefflichen Vertheidiger, Reß, die Widerlegung der hölliſchen Beſchuldigungen, „wodurch der Verfaſſer den Matthäus zum ärgſten und dummſten Lügner, die Apoſtel zu den ärgſten Böſewichtern und Betrügern macht", mit der lauten Herausforderung: nun müſſe Herr Leſſing, da er ſich zum Pflegevater der hinterlaſſenen Misgeburt aufgeworfen, entweder die im Fragment gerügten Widerſprüche aufrecht erhalten oder ſtillſchweigend das Bekenntnis der Scham ablegen, er habe die Fragmente überſchätzt und die Früchte der Finſternis mit Unrecht aus dem Dunkel gezogen. Ein Ausblick auf „jenen Tag" darf bei Goeze natürlich nicht fehlen. Aber wie Goeze im dritten Stück den belobten Behn nur kurz zu Worte kommen läßt, um ſeinerſeits die „Chikaneurs", die „temerarii litigatores, auf deutſch: frevelhafte Zänker" Leſſing, Semler, Bahrdt wegen ihrer Bibelkritik zu berennen, ſo mußte er ſchon vorher in der ſchwarzen Zeitung, wo er hinter Reß' A und B zurücktrat, das Geſtändnis ablegen, er habe die Gegenſätze Leſſings mit viel größerer Betrübnis geleſen als die frech und grob läſternden Fragmente. Goeze ſchwört auf das Schriftideal. Sein Bekenntnis lautet: „daß die Evangeliſten in jedem Worte untrüglich geweſen", ſeine Loſung: „das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn und kein'n Dank dazu haben". Von der vollen Eingebung des heiligen Geiſtes läßt er kein Jota ſtreichen, und ſeine innerſte Überzeugung liegt in dem Lutheriſchen Motto beſiegelt: „Darum heißt es rund und rein, ganz und alles geglaubt, oder nichts geglaubt. Die heilige Schrift läßt ſich nicht trennen oder theilen, daß ſie ein Stück ſollte wahrhaftig, und das andere falſch lehren und glauben laſſen." So hatte Calov und ſeine Wittenberger Schule gelehrt, die Schrift ſei von Irrthümern und Fehlern jeder Art, auch topographiſchen, phyſikaliſchen, ſtiliſtiſchen, völlig frei, ein heiliges Dictat, zu dem die Schreiber nur die Hand geliehen.

Auf dieſem Standpunkt gab es kein Vertragen mit den Neuerern, die Weſentliches und Unweſentliches, Lehre und Geſchichte im Gotteswort ſchieden. Keinen einzigen Satz Leſſings will und kann Goeze einräumen. Sagt Leſſing „Der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt", ſo betheuert Goeze das gerade Gegentheil „Der Buchſtabe iſt der Geiſt, und die Bibel iſt die Religion", womit natürlich alle Folgerungen Leſſings zu Boden fallen. Alſo ſind Einwürfe gegen den Buchſtaben eben auch Einwürfe gegen den Geiſt, wie Einwürfe gegen die Landesordnung zugleich Einwürfe gegen die urkundliche Landesverfaſſung ſind; ein ſchiefer Vergleich, der erſte, den Goeze im Wetteifer mit der verhaßten Bilderſprache aufbringt, ihm aber beſonders lieb, weil er erſt leiſe, dann unverblümt, ja unter ausdrücklicher Anwendung auf die Braunſchweigiſchen Herrſchaftsrechte, zu Winken an die Obrigkeit benutzt werden konnte. Ihm ſind die inſpirirten Apoſtel wie die Schreiber einer Verfaſſungsurkunde, ſie dürfen ſchlechterdings nichts Unrichtiges aus ihrem eigenen Hirn einfließen laſſen, darum enthält auch die Bibel nicht mehr als zur Religion gehört, keinen minder unfehlbaren Überſchuß. Ebenſo kann Goeze zwar einräumen, was ſelbſt die äußerſte Wittenberger Orthodoxie ſchon willig zugegeben hatte, daß nämlich das Chriſtenthum vor den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel da war und daß eine ſehr beträchtliche Zeit bis zum Abſchluß des ganzen Kanons verlief, aber „unſere Überzeugung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf dieſen Schriften", denn die mündlichen Lehren und die Thaten Jeſu und der Apoſtel können wir nur aus ihnen wiſſen. Dieſer Lutheraner wehrt ſich mit Händen und Füßen gegen eine hiſtoriſche Entwicklung des Chriſtenthums ohne Schrift und wittert, ohne es ausdrücklich zu ſagen, in Leſſings kühnen Sätzen über den vor der Schrift und bei Verluſt der Schrift geſicherten Beſtand des Chriſtenthums einen gefahrdrohenden Kryptokatholicismus; wie denn ſeit der Romantik wirklich, z. B. noch von Clemens Brentano, eifrige Verſuche gemacht werden ſollten, Leſſings dem engen Schriftprincip des Lutherthums widerſtrebende Behauptungen als Waſſer auf die römiſche Mühle der Tradition zu treiben. Goezen iſt in der ganzen Bibelſperre vom neunten bis ins fünfzehnte Jahrhundert die chriſtliche Religion des großen Haufens nur ein verwandeltes Heidenthum. Ihm fällt — und man ſieht, wie alles was er

in seinem felsenfesten Glauben an das geoffenbarte Bibelwort sagt, sich immer um dieselbe Achse dreht — ihm fällt innere Wahrheit und Überlieferung schlechthin zusammen, und Lessings vermeinte Rettung durch die von der Schrift gelöste innere Wahrheit ist für Goeze nur ein Strohschild gegen die feurigen Pfeile der Fragmente. Er sah richtig, daß Lessing einen „Plan" hatte, wenn er seinen Ungenannten trotz alledem mehr deckte als durch Gegensätze schwächte, daß Lessing die Herausgabe nichts weniger als aus bibliothekarischem Pflichteifer oder gar aus apologetischer Absicht vollzog, daß Lessing geschickt mit allerlei Gedanken hinter dem Berge hielt, und er wollte nicht sowol erforschen, was Lessing über das Christenthum behaupte, als was er vom Christenthum glaube. Er las die beiden Schriften gegen Schumann und drängte, mit Wittenberg vereint, Lessing möge das Visier lüften, die Blätter verläugnen oder auf sich nehmen; denn da stand ja, wenigstens für Goeze, in einem hypothetischen Satzgeflecht zu lesen, daß des Verfassers ganze Vernunft sich gegen die Gottheit Jesu sträube! Er ist entsetzt. Als er aber im „Testament Johannis" den ironischen Satz über ein gewisses dumpf gewordenes Salz der Erde, will sagen die Orthodoxie, las, da wurde er grob und trumpfte Lessings Wort, dies Salz schwöre jetzt auf das Evangelium Johannis, mit unholden Gegengeschenken von Meineiden der Bankbrüchigen und Arsenik ab. Lessings Friedenswunsch, das Testament Johannis möge vereinigen, was das Evangelium Johannis trenne, ist ihm ein neues gotteslästerliches Zeichen, denn Johannes schrieb sein Evangelium aus unmittelbarer Eingebung des heiligen Geistes, und wie kann der wahre Gott die Christen trennen?

Bald fällt ihm auch die „Duplik" in die Hände, und, mit Lessings Namen ausgestattet, gießt sie Oel in Goezes Feuer. Jetzt wirft er dem Ehmalsgeliebten die allergrößeste Leichtsinnigkeit, den blauen Dunst seines Theaterwitzes und seiner zweideutigen Bilder, das Verfahren eines schlechten Sachwalters gegen den lieben Nachbar vor, spannt Lessing ohne weiteres mit „seinem, ihm so ehrwürdigen Fragmentenschreiber" zusammen und ruft: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt! sagt der, der an jenem Tage den Ungenannten, Hrn. L., mich und uns alle richten wird." Er schreit und überschreit sich, aufs Äußerste gereizt durch Lessings Hartnäckigkeit

gegen Reß und die Drohung der „Duplik", die Herren möchten auf der Hut ſein ſich nicht ganz lächerlich zu machen, wenn man endlich erführe, wer der ehrliche und unbeſcholtene Mann ſei, über den man ſo chriſtmilde geſpottet, wer der unſtreitige Gelehrte ſei, den man ſo gern zum unwiſſenden und muthwilligen Laffen erniedrigt hätte. Alſo hatte Leſſing mit dem Gerede über den Wertheimer nur geſpielt, um den Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen? Man begreift die Aufregung: der Fragmentiſt ſollte nun gar ein Muſter von Tugend und Weisheit ſein! er, deſſen Auferſtehungsfragment doch eine neue Auflage von Wagenſeils „Feurigen Teufelsgeſchoſſen" eröffnen müßte! der mehr als jüdiſche Verleumder des Erlöſers! Goeze will Leſſing gradezu mit dieſen grimmigen Anfällen reizen, daß er, ihn lächerlich zu machen, den Verfaſſer nenne. An Leſſing ſelbſt aber richtet er, um ihn, wie er ſagt, des Papillonfluges müde bei einem Punkt feſtzuhalten, die Gewiſſensfrage: ob er die von Matthäus erzählte Geſchichte der Grabwache u. ſ. w. für wahr halte? Kaum hat er „dieſe demüthigen Bitten", die reine Bahn ſchaffen ſollten, formulirt, ſo wird ihm der Hamburgiſche Correſpondent auf die Stube gebracht, und er lieſt, daß in der Bohnſchen Buchhandlung unter den Neuigkeiten der Oſtermeſſe Leſſingſche Schriften gegen ihn aufliegen. Auch Goeze erfaßt in ſeiner Polemik die dramatiſchen Momente, und wer ſeinen Stil mit Verachtung ſtraft, der kennt ihn nicht; es fehlt dieſer Rede keineswegs an Lebendigkeit und Steigerung. Hier giebt ſich der Hauptpaſtor, nachdem er im Allgemeinen die bitterſten Angriffe Leſſings gleich den Läſterungen der Dippel und Edelmann für Ehrentitel eines rechtſchaffenen Theologen erklärt hat, die Miene hochgemuther Gleichgiltigkeit: vor dem Feſte ſei wichtigeres zu thun, meint er und wiederholt das in der Vorrede; nach den Feiertagen ſolle ihn eine müßige Stunde belehren, ob es der Mühe werth ſei ſich weiter einzulaſſen. Aber er hat doch wol dem ſtreitluſtigen Kitzel nachgegeben und die Bogen ungeſäumt durchflogen, denn, abgeſehen von der Parentheſe vorn „ſo weit ich ſolche geleſen habe", ſchmeckt der Epilog mit ſeinen Vermuthungen über Leſſings Ton, Leſſings wahrſcheinliche Rache für die Mahnung an die Todesſtunde, Leſſings theologiſche Ohnmacht nach der Quelle. Noch einmal ſchüttet er die ſattſam aufgetiſchten Proteſte gegen die „Zuſätze" und die „Duplik" aus und ruft: Chriſten! laßt

euch nicht verführen. Herrn Leſſing wird die beſtimmte unbildliche Erklärung abgefordert, was er unter chriſtlicher Religion begreife und was in der Bibel göttlich oder menſchlich ſei. „Chriſten!“ ruft er, als ſtehe er ſchon zur Oſterpredigt auf St. Katharinen-Kanzel, „werdet ihr euch eure euch von Gott gegebene Bibel von Herrn Leſſing abnehmen laſſen? Eine ſchlechte Komödie kann er abwürdigen, aber an unſrer Bibel muß er anlaufen und zu Schanden werden.“ So iſt Goeze eigentlich mit dem Gegner fertig, ohne deſſen Libelle der Einſicht zu würdigen, denn er behauptet — und wieder bricht der Ärger über jene Stelle im „Teſtament Johannis“ durch —, Leſſings Salz ſei nach der „Emilia Galotti“ etwas dumpf geworden. Ja, er greift in der Fußnote bis zur alten „Rettung“ des Lemnius zurück. In Poeſie und ſchönen Wiſſenſchaften läßt er ihn gelten, ein Bewunderer des „Laokoon“, der „Antiquariſchen Briefe“, „vornehmlich aber ſeines unnachahmlichen Meiſterſtückes, der Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet“, doch der Übergang ins Feld der Philoſophie und Theologie iſt ihm wahre *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, die Herausgabe der Fragmente das Grab des Leſſingſchen Ruhmes. Doppelte Klage wird in der den Titel erläuternden Vorrede erhoben: über die mittelbaren Angriffe auf Chriſtenthum und Bibel durch den Druck der Fragmente und die „Advocatur des Verfaſſers derſelben“, über die unmittelbaren durch die beigefügten Scheingründe, beſonders den Rath, die Wahrheit der chriſtlichen Religion auf das bloße possidemus quia possidemus zu gründen. Es lag ja nahe, und dieſe gefährlichſte Conſequenz iſt auch von Goeze, wenngleich nur flüchtig, anderswo gezogen worden, zu fragen, ob nicht der Muhammedaner denſelben Beweis des ſiegreichen und fortwirkenden Beſtandes, ohne Alkoran und die hiſtoriſchen Wunder des Propheten, für den Islam beanſpruchen könnte. Goeze mußte den Läugner des Beweiſes vom Geiſt und der Kraft viel ärger fürchten als den ungenannten Offenbarungshaſſer. Er redet Leſſing um ſeines ewigen Heils willen ins Gewiſſen, das innere Zeugnis des heiligen Geiſtes durch die Kraft der Schrift reiflich zu erwägen. Er verweiſt ihm die „Theaterlogik“, die Überraſchung der Phantaſie durch das beſtändige Spiel mit Gleichniſſen, Inſtanzen und Antitheſen, die Blendung blöder Augen durch „Sophismen, Equivocen und Fallacien“, und verſpricht ſeinen Leſern, zum Spaß Leſſings Bilder nach

dem Alphabet in ein Regiment zu sammeln, damit diese irregulären Truppen und Marodeurs vor dem gesunden Menschenverstande Spießruthen liefen. So geladen ist diese, vom 7. April datirte, Vorrede, so oft nimmt sie, keine Wiederholung scheuend, einen neuen Anlauf gegen den „Chineser", der sich allein zwei Augen, dem Ungenannten eines, allen andersgläubigen Maulwürfen gar keines zutraue, daß niemand Goezes Bedenken, ob er für den Verirrten nur desto herzlicher beten oder auch „nach dem Feste" auf die ihm besonders geltenden Schriften erwidern solle, ernst nehmen kann. Goeze durfte nach seiner ganzen Vergangenheit und nach seiner tiefgefühlten Berufung nicht „ohne Nachtheil der Wahrheit" schweigen.

Die Hand auf seine blutende Wunde pressend, hatte Lessing zur „Zerstreuung" im Januar die Antwort auf Goezes ersten Zeitungsartikel entworfen, die sich nach der zweiten Reihe zu dem Ostergeschenk abrundete: „Eine Parabel. Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg." „Friedliche Blätter" dürfen die beiden ersten Stücke wol heißen, wenn man sie an dem dritten und seinen enggeschlossen anbringenden Nachfolgern mißt. Aufrichtige Erinnerung an den vortheilhaften Verkehr in Hamburg, ironischer Dank für die neue Verbindlichkeit, daß Goezes Wächterstimme noch den Namen Lessings habe verschonen wollen, kühle Ablehnung einer freundschaftlichen Titulatur ergeben die Anrede „Ehrwürdiger Mann", die allmälig in einen schneidenden Gegensatz zu dem Stoff und Ton dieser Unterhaltung tritt. Eine Parabel macht den Schluß aller religiösen Botschaften Lessings, eine Parabel — „nicht das Schlechteste, was ich geschrieben" — den Anfang seiner langwierigen Händel mit Goeze. Die christliche Religion, die in der Bibel als Vaterhaus, in der Lutherischen Kampf- und Erbauungslitteratur so gern als Burg angeschaut wird, erscheint hier als Königspalast von unermeßlichem Umfang und sonderbarer, allen Regeln der Architektur widersprechender, doch gefälliger, zweckmäßiger Bauart, innen überall licht und zusammenhängend, außen befremdlich durch die wenigen, zerstreuten, mannigfaltigen Fenster und die vielen Thore. Geistreich erklärt Lessing die Helle der vornehmsten Gemächer aus dem Oberlicht, das in sie fällt, und seine so durchsichtige Construction, daß statt eines Portals auf

jeder Façade die zahlreichen kleinen Pforten den kürzeſten Weg für alle Bedürftigen öffnen, trifft unbewußt mit dem weiſen Sofi zuſammen, der die Frage des perſiſchen Sultans, welche der vier Secten des Islam auf der rechten Bahn wandle, dahin beantwortet:

Du throneſt hier in einem Saal,
Zu dem geöffnet ſind vier Thüren,
Und deinen Thron ſieht allzumal,
Wen du durch eine läſſeſt führen.

Nun ſtellt Leſſing mit überaus feinen Streiflichtern die Spaltungen im Chriſtenthum als Zwiſtigkeiten vermeinter Kenner über alte Grundriſſe des Palaſtes dar und erzählt, wie die große Mehrheit nur noch ihre verſchiedenen Grundriſſe, nicht mehr den Palaſt mit all ſeiner gütigen, ſegensreichen Weisheit anſchaute, ſich aus den alten Plänen neue nach Belieben zuſammenſetzte, die Wenigen aber, die am Palaſte ſelbſt ihr Genügen hatten und einmal einen ſolchen Grundriß beleuchteten, für Mordbrenner nicht der Grundriſſe, ſondern eben des Palaſtes ausſchrie. Der Wächter ruft: Feuer im Palaſt! Sofort läuft jeder — nach Hauſe, ſeinen Grundriß zu retten. Der Palaſt aber ſtand gar nicht in Flammen, die Feuersbrunſt war ein Nordlicht. Die Anwendung auf den Fragmentenſtreit ergiebt ſich von ſelbſt, doch der Sinn der Parabel hat einen die ganze chriſtliche Kirche, ja alle Religion umſpannenden Geſichtskreis. So weitet Leſſing den Horizont und ruft, unbekümmert um alles Pochen und Schwören auf Grundriſſe, ſein „Tretet ein", bevor er den erſten Spruch gegen Goeze thut, der vor anderen den Grundriß ſchwang.

„Ein andres iſt ein Paſtor, ein andres ein Bibliothekar", der eine ähnelt dem Schäfer, der zweite dem Kräuterkenner. Mit dieſem witzigen Vergleich deckt Leſſing Recht und Pflicht der Herausgabe jener ſehr unchriſtlichen Fragmente nach dem ſehr chriſtlichen Berengar. Er will alles lieber als Stockung im Chriſtenthum und erklärt die chriſtlichen Secten nur für Phaſen. Seine Bitte aber geht dahin, Goeze möge im nächſten Stück der „Freiwilligen Beiträge" die Entſtellung zurücknehmen: Leſſing habe die Einwürfe gegen die Bibel für ſchlechterdings unbeantwortbar erklärt, was zu ſagen er ſich allerdings gehütet, Goeze jedoch in der Hitze des Gefechts und immer mit der Alternative, Alles oder Nichts, ihm zuſchob. Hatte die Parabel die rechthaberiſche,

ſelbſtſüchtige Syſtemtheologie und die frommgläubigen Gottesverehrer, hatte die Bitte zwiſchen einem jener Palaſtwächter und einem freien Laien unterſchieden, ſo liegt der Schwerpunkt des Abſagungsſchreibens in der Charakteriſtik des wahren und des falſchen Lutherthums. Was konnte Leſſing, wenn er nun die Stimme gemäß der geſteigerten Tonart des Paſtors höher erhob, dem Gegner Schlimmeres anthun, als ſeine Anſprüche, der treue Eckart und Reichsverweſer des wahren Lutherthums zu ſein, vernichten? Mit Keulenſchlägen traf er die Spätlinge einer mehr als Lutheriſchen Orthodoxie. Goeze trotzte auf das erſtarrte Glaubensprincip „Alles oder Nichts"; Leſſing nahm ſich, da der Hauptpaſtor unermüdlich über Ärgernis ſchrie, das tapfere Wort des freien Reformators zur Loſung „Ärgernis hin! Ärgernis her!" Treu ſeiner Scheidung zwiſchen Buchſtaben und Geiſt und ſeiner Gewißheit, daß wie alles in der Welt, ſo auch die chriſtliche Religion, ohne Stillſtand und trotz allen Verſuchen ſie zurückzuſchrauben, ſich fort bewege und weiter entwickle, rief er Luthers Geiſt auf gegen das Wittenbergſche Schulſyſtem und ſeine Compendien und deutete in der berühmten pathetiſchen Stelle ſchon über Luther und Chriſtus das Evangelium einer neuen Aera an: „Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt als von den kurzſichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg ſchreiend, aber gleichgiltig daherſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſet, aber wer erlöſet uns von dem unerträglichern Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es itzt lehren würdeſt, wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde!" Solche Worte haben alle angefeuert, welche ſeither dem Proteſtantismus im Sinne der freien Forſchung und der vorwärts ſchreitenden Bewegung dienten. Den Lutheriſchen Paſtoren, die als Päpſtchen dem Forſchen und der Mittheilung des Erforſchten Halt gebieten wollen, zieht Leſſing den Einen Papſt vor. Da er den Reformator als eine geſchichtliche Figur anſah, groß aber doch durch ſein Jahrhundert beſtimmt wie jeder Menſch, ſo ſcheute er ſich nicht den höhniſchen Wendungen über Wittenberger Orthodoxie kühne und kaum durchweg zutreffende Gedanken über Luthers Bibelwerk und Schriftideal beizufügen, die noch unholder das Ohr der Epigonen berührten, und in wichtigen Fragen den Katholiken entgegenzukommen.

Es war nur eine rhetoriſche Figur, daß er Goezen in der Abſagung fragte, ob nicht dieſer Strauß der erſte und letzte bleiben ſollte. — „Ich ſchreibe auch", lautete das Valet. Und Leſſing ſchrieb zuvörderſt ſeine dem Inhalte nach gewichtigſten antigoeziſchen Blätter, die, weil Goeze ein paarmal von den zuverſichtlichen Axiomen des Gegners ironiſch geſprochen hatte, den Titel führen: „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt." Es ſind die bekannten Gegenſätze in veränderter Ordnung mit Belegen, Verſtärkungen, Erklärungen, polemiſchen Excurſen, von dem Satz an „Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört" bis zum letzten Schluß über das Verhältnis der inneren Wahrheit und der ſchriftlichen Überlieferung. All dieſe Fundamentalartikel, an denen Goeze umſonſt rüttelte, vertritt Leſſing in maßvollem, Punkt für Punkt erörterndem Vortrag; nur eine Frage, die: ob denn die Religion vor der Offenbarung geweſen ſei, lehnt er als windſchief und bloße Störung ab. Sonſt bleibt kein Vorwurf und keine Frage unbeachtet. Leſſing hat Goezes Artikel neben ſeinen Schreibblättern liegen und ſchaut nach jedem Abſatz wieder hinein. In der „Duplik" und in einem beſondern Entwurf macht er ſich den Spaß, die Citate aus Goeze zu einer neuen Geſprächsgattung zu verwenden, dem Kanzeldialog, wo der Eine wie eine aufgezogene Uhr abläuft, ohne dem Andern im geringſten zuzuhören. Aber auch hier iſt Leſſings Ton ein ſachlicher. Er, der nur als freier Liebhaber der Theologie und armer Laie auftritt, gebietet über ſeine reichen patriſtiſchen Kenntniſſe und führt den Zunfttheologen durch den Beweis ab, daß in der alten Zeit der Wunder und Erleuchtungen das Verlangen nach der Schrift zum Glauben, den der Biſchof forderte, ſogar für ein Verbrechen galt, da die Schrift als Beſtätigung, nicht als Quelle des Glaubens diente. Er präciſirt ſeinen angefochtenen Satz „Chriſtenthum ohne Bücher" durch die ſelbſtverſtändliche Einſchränkung „nicht ohne den Inhalt dieſer Bücher" und tritt von neuem für die Kraft mündlicher Überlieferung ein, mag er auch damit den Katholiken näher rücken als der Mehrheit unter den Proteſtanten, deren Schriftprincip ſchließlich den Spott erfährt, demnach ſcheine zum Chriſtenthum das Leſenkönnen ſo nöthig wie die Taufe. Wolverſtanden, Leſſing iſt nicht ſo paradox, die erhaltende und befeſtigende Macht der Schrift, die ſpäter Kant ſo ſtark betonte, zu

läugnen; nur ihre alleinige Geltung gegenüber der Fortpflanzung von Mund zu Mund, den Symbolen, der Aufbewahrung durch secundäre Bücher im Falle des Verlustes will er brechen, Bibel- und Dogmenstudium des Gottesgelehrten, kurz Theologie nicht für Religion nehmen, dem Gefühl des frommen, aber theologisch unbeschlagenen Laien die Beruhigung des christlichen Lehrbegriffes wahren, eine Wirkung durch achtzehn Jahrhunderte nicht an ein Buch fesseln. Die Frage, ob ohne Abfassung und Erhaltung der neutestamentlichen Bücher eine Spur von Jesu Thaten und Lehren in der Welt übrig geblieben wäre, war von Goeze unumwunden verneint worden. Nun wallt Lessings Empörung über: „Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn es mir ein Engel vom Himmel vorsagte! Geschweige, da mir es nur ein Lutherscher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und nur deine Lehren, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe?" Da Lessing selbst immer ein Freund war von Geschichten, gut erzählt, wie sein Sultan, so illustrirt er die Folge der Axiome über die Unabhängigkeit der Religion vom Buchstaben mit einer episch-paraboliſchen Fiction, die ihm durch den patriarchalischen Christenstaat der „Insel Felsenburg" und ähnliche Dichtwerke nahe gelegt sein möchte. Ein hessischer Feldprediger wird an eine Insel verschlagen und findet da ein frohes Völkchen, Abkömmlinge einer vor hundert Jahren gestrandeten Predigerfamilie, deren einziger Bücherschatz nach dem Schiffbruch in Luthers Katechismus bestand. Seitdem ist der Katechismus aufgebraucht bis auf den Einband, aber die Guten reden lutherisch, glauben lutherisch, und für sie, die nicht lesen können, steht noch immer alles zwischen den Deckeln — „unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther und lebte kurz nach Christo." Diese Leutchen können für Goeze keine Christen sein, für Lessing sind sie es. Man bemerke wol, daß unser Geschichtchen zugleich auf die langathmigen Beschwerden des Offenbarungsfragments über blöden Köhlerglauben und papageienmäßiges Nachsprechen irgend eines auswendig gelernten Katechismus

antwortet. In demſelben Jahrzehnt, wo neue Propheten erſtanden und Fauſt vor dem kindgläubigen Gretchen Schall und Rauch des Namens in den Wind ſchlug, denn „Gefühl iſt alles", hat Leſſing, der kein Prophet und kein Schwarmgeiſt war, eben das auf ſeine Weiſe geſagt, was der Sturm und Drang der Empfindung den vernünftigen Aufklärern entgegenſprudelte: der fühlende Chriſt bedarf nicht theologiſcher Hypotheſen und Beweiſe. Sein Liebling unter den Kirchenvätern, Irenäus, hat es ſchon gewußt, daß die Religion ohne unmittelbaren Bibelgebrauch beſtehe: cui assentiunt multae gentes barbarorum, eorum, qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem. Darauf, nicht auf die Richtigkeit aller Leſſingſchen Ausführungen über Copien, Drucke und Gebrauch der Bibel kommt es an, und die Umſchwünge, die ſich an Luthers Bibelwerk und Schriftprincip knüpften, Umſchwünge, die Leſſing nicht läugnen konnte, thun dem Axiom keinen Schaden: die Bibel iſt nicht die Religion. Politiſch erhält Michaelis in einem langen Citat das letzte Wort zur Bekräftigung, daß die chriſtliche Religion nicht mit der Frage nach der göttlichen Eingebung des Teſtamentes ſtehe oder falle.

Mit den „Axiomata" hatte Leſſing ſich zur Genüge gründlich ausgeſprochen und die Arme frei gemacht, um dieſen Gegenſtand erſt in den Briefen an Walch wieder aufzunehmen. Nun kamen die perſönlicheren Händel zum Austrag in dem Schwarm der elf „Anti-Goezen", denen endlich nach dem erzwungenen Abſtrich am Dutzend die „Nöthige Antwort" und ihre Fortſetzung als die vierzehnte und fünfzehnte Schrift gegen einen und denſelben Mann folgten. So löſte Leſſing, in der Luſt des Zweikampfes Vergeſſenheit und friſchen Muth ſuchend, das Wort ein, überſchreien möge ihn der Paſtor, überſchreiben ſolle er ihn nicht. Auch das war lutheriſch geſagt.

Die Reihe der „Anti-Goezen" hat, wie oft große und kleine Männer ihrem Stil und ihren Wendungen nachgegangen ſind, ihresgleichen nicht in der deutſchen Litteratur und findet in der geſammten ausländiſchen Polemik ein Seitenſtück nur an Pascals Provinciales, welche inneren Gegenſätze auch den Heiligen des Port-Royal und den freien Sohn der Aufklärungszeit von einander trennen. Hat Leſſing an Pascal das Intereſſe genommen, das Kopf und Herz dieſer großen

Individualität jedem Leser der Briefe und der Pensées mit dem ersten Satz abgewinnen? Hat er sich gefragt, was Bartholomäusnacht, Jansenismus, Widerruf des Edicts von Nantes für das französische Geistesleben bedeuteten? Wir wissen es nicht, und wenn für Lessing wenigstens die Lectüre des ersten Bandes von Gibbon's Geschichtswerk über Roms Niedergang bezeugt ist, ohne jeden urkundlichen Aufschluß, mit welchen Eindrücken er etwa das berühmte zweite Capitel über den glücklichen Religionsfrieden und die nur von Christen und Juden nicht getheilte Duldsamkeit unter den Antoninen gelesen hat, so fehlt selbst der bloße Name Pascals in allem, was aus Lessings Feder auf uns gelangt ist. Aber die Nachwelt hat in den Schriften großer Männer nur Bruchstücke ihrer geistigen Antheilnahme überkommen, und so zweifelhaft es sein mag, wie Lessing sich mit der Verbindung des schärfsten Denkens und des ergebensten Glaubens in Pascal abgefunden habe, vorbeigeeilt ist er auf den vielverschlungenen Pfaden seiner Wißbegier an dem Franzosen sicherlich nicht und neuerdings wol durch Kleukers treffliche Übersetzung und Erläuterung der Pensées (1777), nicht zum ersten Mal, dem Einsamen genähert worden. Zwischen den Ausschreitungen des Unglaubens und dem Glauben aus Aberglauben sieht Pascal die wahren Christen. Er glaubt, er dürstet nach Gnade. Sein Geist, fähig auch das Fremdeste zu durchdringen, weicht vor keinem Problem zurück und berührt ohne Entrüstung mit klarem Blick die stärksten antichristlichen Behauptungen. Ihn können sie nicht beirren in der Gewißheit seines Gemüthes: das Herz, sagt er, hat seine Gründe, welche die Vernunft nicht kennt; das Herz fühlt Gott, nicht die Vernunft, denn was ist der Glaube? Gott ist dem Herzen fühlbar, nicht der Vernunft. Dieser mathematische Kopf, dies fromme Herz, dies der Tugend rein ergebene Gemüth unternimmt in den „Provinzialbriefen" den Kampf gegen die unsittliche Casuistik der Jesuiten; der Kranke führt ihn mit unerschöpflicher Productivität zu Ende. Keine Fäulnis läßt er im Verborgenen um sich fressen, keine Lüge weiterschleichen. Nirgend vermag ihn ein Machtspruch zurückzuschrecken, die beschworene Thatsache muß er mit eigenen Sinnen erhärtet finden, eh er sie für erwiesen nimmt, das Buch mit eigenen Augen gesehen haben, eh er glaubt, dies oder das stehe darin, und kein römisches Decret kann ihm Galileis Entdeckungen umstoßen. Er

zerfasert das sophistische Geflecht der Gegner, um sich auf den Schwingen des herzlichsten Pathos in den Aether der Liebe, der charité, welche die Seele und das Leben der christlichen Tugenden ist, zu erheben, nachdem seine Beredsamkeit allen Schlichen und Kniffen der Verhaßten nachgegangen ist. Wo er spottet und höhnt, blickt immer der ernste, unantastbare Mann durch. Sein Stil wirkt mit der größten Unmittelbarkeit durch das lebendigste Plaidoyer, das regste Gespräch, die dramatischsten Scenen. In seinem Munde wird die höfliche Anrede „Mein Vater" vernichtend, und die Frage des Erstaunens hat ein Sturzbad anaphorischer Zurufe „Ihr" „Ihr" „Ihr" im Gefolge. Bald jagt er die Feinde auf einen Haufen, bald treibt er sie auseinander, so daß die gröblichen Widersprüche dieser Leute von allen Seiten mistönig zu Gehör kommen, oder zeigt, wie im Handumdrehen was unlängst noch abscheulich hieß heute im Gewande der Unschuld einhergeht. Auch er liebt paraboliſche Einkleidung und entwirft ein Gemälde der Kirche frei nach dem Gleichnis vom Samariter, auch er kehrt gern bei den Kirchenvätern ein und labt sich im heißen Gefecht an köstlichen Worten des Tertullian. Fragt man ihn aber, warum er die Verfasser so schändlicher Dinge mit ihren Namen vor das Publicum geschleppt habe, so dient ein Bild zu seiner Rechtfertigung: „Befände ich mich in einer Stadt, wo es zwölf Brunnen gäbe, und wüßte ich sicher, einer von ihnen sei vergiftet, ich wäre verpflichtet, alle Welt anzuweisen, daß sie kein Wasser aus diesem Brunnen schöpfe; und da man glauben könnte, es sei eine reine Einbildung meinerseits, so wäre ich verpflichtet, lieber den Giftmischer zu nennen als eine ganze Stadt der Vergiftung auszusetzen". Nicht so aufrichtig verglich Lessing gegen Goeze die verborgenen Fragmente einem geheimen Gift oder einer schleichenden Pest, sich selbst aber dem Gesundheitsrath, der die Gefahr zur Anzeige bringt. Er braucht Finten und Deckungen, die Pascal nicht kennt, aber unerschöpflich und variationsreich wie dieser, weiß er auch den tiefen Brustton anzuschlagen, den die vollkommenste dialektische Kunstfertigkeit sich nicht geben kann, weil er nur von der Natur verliehen wird; dann ist's, als schwinge in den mörderischen „Anti-Goezen" aller Seelenschmerz und alle mannhafte Läuterung des persönlichen Wehs gleich einer tiefen Glocke mit. Es gewährt einen seltenen Genuß, ein paar Blätter Pascals neben einem

„Anti-Goeze" zu lesen, wie es erfrischt, nach dem abgestandenen Einerlei der Antifragmentisten sich Pascals prägnante Sätze über die apôtres trompés ou trompeurs zu vergegenwärtigen.

Ein unmittelbares sachliches Ergebnis konnte den Waffengängen mit Goeze nicht entspringen, denn der Orthodoxe hatte über den Ungenannten und was an ihm hing eine so felsenfeste Meinung wie über die Offenbarung; darum ließ er sich nicht nach gegnerischen Kampfregeln stellen und bei der Stange halten, achtete der feinen Unterscheidungen Lessings kaum und blieb, schwach im Beweis, stark im Bekenntnis, wirklich der Rolle treu, die ihm Lessings Kanzeldialog zugetheilt hatte. Über diese Unmöglichkeit, Goezen irgend ein Zugeständnis zu entwinden, ist Lessing sich ganz klar gewesen, als er durch die „Anti-Goezen" sein Schnellfeuer gegen den orthodoxesten Widersacher eröffnete und lächelnd zu dem Titel „Anti-Goeze. D. i. Nothgedrungener Beiträge zu den Freiwilligen Beiträgen des Hrn. Past. Goeze Erster" ein „Gott gebe, letzter!" fügte. Ein drastisches Bild im zweiten verspricht, den Eimer faulen Wassers, worin ihn Goeze ersäufen wollte, tropfenweis auf den entblößten Scheitel des Gegners fallen zu lassen; an einer andern Stelle sagt Lessing, er rücke dem Herrn Hauptpastor Schritt vor Schritt auf den Leib, bis er ihn ganz umzingelt und in dem Winkel habe, wo er nicht entwischen könne.

Mitten hinein aber warf er, eben als Maschо die Jagd nach dem Ungenannten in ein neues, gefährliches Kesseltreiben gebracht hatte, Ende Mai als besondere Schrift das stärkste und dreisteste Fragment „Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" und lieferte somit die Vordersätze zu der Krik der Auferstehung. Nun erst ließ sich verstehen, warum Reimarus die Apostel in ein solches Ränkespiel verwickelt und was das „neue Systema" im Eingang jenes früheren Bruchstückes zu bedeuten hatte. Lessing selbst, in der kurzen, auf Schrauben gestellten Vorrede, ermahnt achtungsvoll die berufeneren Gegner zu dieser Aufklärung Stellung zu nehmen, während er auf Goeze und Genossen zielt mit dem Sprichwort, Krüppel wolle überall vortanzen und jeder Homilet, der sich getraue eine Osterpredigt zu halten, getraue sich mit dem Ungenannten anzubinden. Grob und dummdreist fand auch Herder, dem „das Buch vom Zweck Jesu in

den Eingeweiden weh that" und ſchwierige Zweifel ſchuf, die meiſten Antworten.

Am 7. Juni kennt Karl Gotthelf ſchon dies ſelbſtändige Fragment und ſieben „Anti-Goezen", Doctor Reimarus bezeugt am 16., daß Stück Fünf, Sechs, Sieben binnen wenigen Tagen mit Geſchwindſchüſſen abgefeuert wurden, am 30. ſind neun heraus, Anfang Juli elf, am 18. muß Leſſing die zwölfte Flugſchrift mit dem fulminanten Motto aus Cicero abbrechen: Nihil apparet in eo ingenuum, nihil moderatum, nihil pudens, nihil pudicum!

Die erſte antwortet auf eine Reclame für Maſcho in den „Freiwilligen Beiträgen", die aber nicht von Goeze ſtammte, was im Grunde gleichgiltig iſt; auch hatte Leſſing ſich durch den Ausdruck „Goeze und Compagnie" den Rückzug offen gehalten. Die andern haben es in erſter Linie mit „Etwas Vorläufigem" zu thun. Das Thema, welches mit Unterbrechungen, doch nach vorbeſtimmter Gliederung abgehandelt wird, iſt Leſſings Verhältnis zum Ungenannten und Goezes Kritik dieſes Verhältniſſes. Überflüſſig zu ſagen, daß der erwähnte vorgeſchobene Vergleich mit dem Geſundheitsrath ebenſo eine taktiſche Wendung iſt, wie im Fragment gegen Töllner der Vergleich mit dem Arzt, der die ausgebrochene Seuche nicht alsbald zum Schrecken der Geſunden für die Peſt erklärt, wol aber ſeine Vorſichtsmaßregeln trifft; und ſolcher an ſich bewundernswerthen, für Leſſings eigenſte Politik aber gar nicht unbedingt rückhaltloſen Wendungen ſind viele in dieſen Bogen und in den übrigen Entwürfen, keine poetiſchere als das Vorſpiel zur „Bibliolatrie", wo Leſſing, wie des Euripides junger Jon auf den Stufen des Apollotempels, die Schwelle des Hauſes Jeſu fegt als frommer Diener. Und die Anklage, Goeze wolle ihn aus ſeines Vaters Hauſe hinauswerfen, iſt wiederum mehr wirkſam als im innerſten Grunde gerecht, denn unter den vielen Wohnungen in unſers Vaters Hauſe, das für den chriſtlichen Paſtor nur eine chriſtliche Herberge ſein und bleiben konnte, ſtand einem Streiter, der ja alles Poſitive von ſich ablehnte, keine zu. Er war für ſeine Perſon ausgeſchieden, wenn er auch viel beſſer wußte, wie das Haus aufgebaut, eingerichtet, verwaltet ſei, als der geiſtliche Gegner, der Unrath witterte, aber den großen Dialektiker nicht mit ſeiner Fauſt erwiſchen konnte. Wer möchte eine Seite der „Anti-Goezen" miſſen

und wer wiederum sich gegen die unbefangene Wahrnehmung verschließen, daß Lessings so blankes wie scharfes Schwert manchmal zu heftig gemäht und auch einige Hiebe geführt hat, die von der einen Seite trotz alledem nicht verdient, auf der andern zum mindesten entbehrlich waren. Nicht genug, daß Goezes Glimpf und Unglimpf im ersten und zweiten Artikel das prachtvolle Doppelbild von der Katze, die um den heißen Brei geht, und dem Eber, der auf den Spieß rennt, herbeiruft, daß Goezes Pastoralton ihm einen Schwarm böser Anspielungen auf Polterpredigten „alle acht Tage — Sie wissen wo", auf Postillen und „des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo", auf den Katechismusstreit und andere Hamburgensia zuzieht, daß ihn die furchtbare Antithese der „Axiomata" trifft „Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester!" oder in niedrigerer Sphäre der Vergleich mit einer frommen Hure. Nicht genug, daß er in dieser schonungslosen Gerichtsverhandlung „Blut und Verdammung wiehert" und sein leises Blinzeln nach der Behörde als „pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit" entlarvt wird. Nicht genug, daß Lessing auf seinem glorreichen Siegeszug es nicht verschmäht, das Wörtchen „Equivocen" aus Goezes Schrift zu einem billigen Wortspiel aufzuraffen, um dem Gegner ja nichts zu schenken. Kurz, nicht genug, daß hier von Bogen zu Bogen alle Stiche und Schläge der Polemik von der leichten Abfertigung des Einwurfs bis zum höchsten Pathos und dem verächtlichsten Hohn ausgetheilt werden — selbst Albertis Schatten wird noch einmal aus dem Grabe beschworen mit der schlimmen Wendung, daß Goeze gern seine Herren Collegen ewig schlafen mache, und Lessing wußte doch, was diese feindselige Auslegung in Wahrheit auf sich hatte. Die zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat soll der Hebel der Goezischen Umtriebe sein, und Lessing wußte doch, daß der Senior aus innerem Zwang von einem einflußreichen Posten zurückgetreten war, um seinem Pflichtgefühl nichts zu vergeben. Man wird es Goezen nicht zu tief ins Kerbholz schneiden, wenn auch ihn nach derartigen, bis zur persönlichsten Beleidigung getriebenen Anfällen Zorn und Wuth übermannten.

Hat es der erste Anti-Goeze noch mit den losen Zeitungsblättern zu thun, so beginnt mit dem zweiten die woldisponirte Zurückweisung des zusammenfassenden Libells „Etwas Vorläufiges". Lessing legt hier

ſein ausführlichſtes Stilbekenntnis ab, das ihm durch Goezes unabläſſige Querelen über Theaterlogik und Bilderſand abgefordert war, und die folgenden Bogen lehren deutlich genug, daß der Meiſter einer Sprache, die im Bild Erleuchtung, keine dichteriſchen Zierrathen ſucht, auf dieſen Reichthum nicht verzichten kann und mag. Der Vertheidigung ſeiner Form folgt die Geſchichte ſeines Verhältniſſes zu Reimarus, die geſchloſſene Reihe der Vertheidigungsreden gegen die Anklage auf mittelbaren und unmittelbaren Religionsfrevel, ſo zwar, daß meiſtens der neue Bogen in einem Athem an den vorigen anknüpft und ein Mittelſtück die früheren Erweiſe vorläufig ſummirt. Der dritte zeigt, welche Vortheile die Religion objectiv aus Zweifeln und Einwürfen ziehe und wie verſchwindend dagegen der mehr befürchtete als vorhandene ſubjective Nachtheil ſei. Allenthalben greift Leſſing in ſeine patriſtiſche Beleſenheit hinein, wie er geradezu Tertullians Schrift De praescriptione haereticorum mit Anmerkungen über die Analogien der modernen deiſtiſchen und naturaliſtiſchen Ketzereien auszuſtatten begann und auch auf dieſem Gebiete die Schätze der Guelferbytana ſich nutzbar machte. Faſt kein theologiſcher Entwurf Leſſings entbehrt ſolcher weislich vorgeſchobenen Forts aus den Kirchenvätern. Alſo war es kein ſündhaftes Unterfangen den Pflegevater der Misgeburt zu ſpielen, wie Goeze ſagt, oder ein ausgeſetztes Geiſteskind in das große Findelhaus der Druckerei zu bringen, wie der Bibliothekar die Schmähung wendet. Die Kirche ſelbſt, ſo lehrt der vierte Anti-Goeze, läßt es ſich im wahren Verſtändnis ihres Beſten nicht einfallen, die Freiheit der Religionsbeſtreitung zu bekämpfen; darum will Leſſing von der beliebten Forderung, der Zweifler ſolle wenigſtens die Gelehrtenſprache reden, nichts wiſſen. Und immer wieder vertritt er ſein vornehmſtes Credo, daß die Bewegung die Seele alles Seins iſt; wenn auch nicht mit den geheimnisvoll wogenden Urworten des Erdgeiſtes über Geburt und Grab, ſo doch in dieſem Sinne heißt es: „Jede Bewegung im Phyſiſchen entwickelt und zerſtöret, bringt Leben und Tod; bringt dieſem Geſchöpfe Tod, indem ſie jenem Leben bringt; ſoll lieber kein Tod ſein, und keine Bewegung? oder lieber, Tod und Bewegung?" Und wenn ich auch unvorſätzlich keinen Wurm zertreten ſoll, ſo dürfte ich mich überhaupt nicht mehr rühren ... Das war zugleich die geſunde Antwort an die empfindſamen Werther, die das

Würmchen auf dem Wege beseufzten und vor dem verzehrenden Ungeheuer dieses Erdengetriebes verzweifelten. Doch mußte Lessings Kampf gegen allen Stillstand und alle Einschnürung ihm die Sympathie aller Werdenden und Fordernden eintragen, da was hier specieller für die Theologie so tapfer und frei verfochten ward, jedem Gebiete menschlicher Bethätigung zum Heile gereichte. Auch der politischen Ermannung, ja dieser ganz unmittelbar durch die entschiedenste Ablehnung des Polizeistaats, dessen Gewalt ein geistlicher Wächter bei jedem Flammenzeichen lärmschlagend anrief. Eine Stelle, im fünften, ist sogar die directeste Abfertigung der Mahnrufe Goezes gegen die revolutionären Regungen der rheinischen und Göttinger Genies: „Witz und Landessprache", so citirt er den Hauptpastor mehr als daß er ihn parodirt, „sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reifet. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac und Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet." Vor drei Jahren hatte Goeze die Obrigkeit angefleht, das belletristische Gift munter zu confisciren und den leichtsinnigen Zeitungsschreibern Zaum und Gebiß anzulegen, denn „Schriften von der Art, wie die Leiden des jungen Werthers sind, können Mütter von Clements, Chatels, Ravaillacs und Damiens werden." „Etwas Vorläufiges" aber brachte neuestens, an den Haaren herbei gezogen, einen kleinen Epilog über jüngst erschienene staatsgefährliche Tiraden zu Ehren von Brutus und Consorten; niemand konnte einen Augenblick zweifeln, daß damit der unreife Lobredner Klopstocks, K. F. Cramer, dem Augenmerk einer hohen Polizei empfohlen wurde. Der Protest gegen die theologische Censur war der Protest gegen die Censur überhaupt, die, zwar in Berlin und Braunschweig ohne Knebelung gehandhabt, in Wien mehr Bücher verschlang als der römische Index. Lessing kennt hier keinen Vorbehalt; in dieser principiellen Frage tritt er, ebenso wie Schlözer, offen und ohne eine Silbe des Tadels für Bahrdt gegen den aufgehetzten Reichshofrath ein, und wie bedenklich seine Zusammenstellung des treuen Dolmetsch Luther und jenes eklen Wiederkäuers sein mag, in der Sache konnte der Herausgeber des Reimarus keinen anderen Schritt thun. Es ist auch ganz gleichgiltig, ob man Goezes perfide Anspielungen auf das Braunschweigische Haus und dergleichen für halbe oder ganze,

verschämte oder unverschämte Begrüßungen der Obrigkeit und demnach Lessings empörte Worte, der Pastor hetze den Reichshofrath zu einem Schritte, der uns vor zweihundertfünfzig Jahren um alle Reformation gebracht hätte, für unzutreffend oder für voreilig oder für eine ungerechte Vermengung Goezes und Wittenbergs nehme — die Warnung war am Platze. „Man urtheile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger bereits zu entblößen wagt." Auch hier heißt „Goeze" dasselbe wie oben „Goeze und Compagnie", und schließlich hat Lessing nach den Anti-Goezen beide Männer zusammen genännt: „ein Lutherischer Pastor und ein verdorbener Advocat".

Goeze wird in diesen ungestümen Heften als Typus und als Individuum behandelt. Als Typus schließt er die gesammte reactionäre Orthodoxie in sich, als Individuum hat er bestimmte Gesellen. Darum wird neben Rector Maschо an zwei Stellen der Lübecker Behn abgefertigt, den Goeze im „Vorläufigen" mit vollen Backen als einen gründlichen und selbstdenkenden Gelehrten gelobt hatte. Ehemals Docent in Jena, war dieser Schulmann ein seichter Vielschreiber, ebenso bereit Gedanken über die Dreieinigkeit wie philosophische, mathematische, naturwissenschaftliche Tractate aus dem Ärmel zu schütteln. Sein dickleibiger Torso „Vertheidigung der vornehmsten Wahrheiten der Christlichen Religion vornämlich gegen die neuern Angriffe" (1778), ein positiver Sprößling des zahmsten Wolffianismus, hat mit den Fragmenten noch gar nichts zu schaffen, sondern begnügt sich den „elenden Voltaire" als „kriechendes Insect", „habsüchtiges Monstrum" und „Abschaum der niederträchtigsten Wollust" zu brandmarken. Es berührt komisch, daß der ärmliche Phrasenmacher seine Wassersuppe mit einigem Fett aus Lessings „Laokoon", ohne die Bezugsquelle zu nennen, und aus den „vortrefflichen Büchern des großen Weltweisen" Reimarus schmälzt. Er ahnte nicht, daß seine Autorität, die den Carteſius „nach Gewohnheit, d. i. sehr gründlich", widerlegt habe, und der bestochene Fragmentist, dessen Schlingen er nun in der „Vertheidigung der biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu" mit schwacher Hand zerreißen will, eine und dieselbe Person sei: „Schmidt, oder wer er sein mag." Von Lessing meint er bloß, seine Vertheidigung der Bibel gegen Reimarus habe ein

„sonderbares Ansehen". Da das nichtige Büchlein und der schale Stil so gar nicht zu der Aufgeblasenheit stimmten, mit welcher sich Behn vorweg als Subrector seiner Vaterstadt in Positur setzt, durfte Lessing ihn sehr von oben herab striegeln, als er die Frage der lateinischen Tarnkappe behandelte und allerdings, was Behn in der Schwebe gelassen, sein Lobredner aber ohne weiteres als Behns Meinung festgestellt hatte, für ein Gebot des Lateinschreibens nahm. Der „Anti-Lessing" war die unglaublich leere Antwort. Nachdem der unbedeutende Mensch sein großes Buch mit bedientenhafter Schweifwedelei vor den erhabenen Lübischen Magnificenzen eröffnet hatte und den anonymen Anti-Lessing mit einem Wortschwall über die Unbill, daß Lessing auf seiner Hofrathshöhe ihn als Subconrector, da er doch wirklicher Subrector sei, verachte, war der lustige Willkomm an den verkappten Ritter und seinen „Hochzeitbitter-Beweis" über die Ranggleichheit eines reichsstädtischen Subrectors und eines hofräthlichen Bibliothekars verdient, obwol der Anti-Lessing so sanft lispelte. „Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubnis, wer sind Sie? Sie sind doch wol nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des Lübeckischen Gymnasii Subrector?"

Grimmiger als dieser Gruß und die folgenden Personalwitze klingt Lessings Hohn gegen den Journalisten der „Freiwilligen Beiträge" und des Altonaer „Reichspostreuters", Licentiat Albrecht Wittenberg, einen Wühler und Klopffechter schlimmster Sorte, der nach allerlei Gezänk mit nordischen Schriftstellern und dem vorstürmenden Jungdeutschland seine freche Zunge auch gegen Lessing wetzte. Nicht gar lange stand er zu Goeze; wenn auch der Spötter, der von handgreiflichen Balgereien erzählte und „auf der Brust des Senioris des Licentiaten Knie" erblickte, nur Lügen ausheckt, so hat Wittenberg doch erst 1774 seine antigoezische Haltung im Theaterstreit widerrufen. Goezes Klagen über die von Lessing übernommene „Advocatur" des Ungenannten secundirte der Reichspostreuter (1778 St. 34) durch das Epigramm An Doctor Schrill:

Ein großer Advocat ist Schrill,
Processe lenkt er, wie er will,
Vom Rechte weiß er zwar nicht viel
Und meistens trifft er weit vom Ziel;

Doch jeden kann er überschrein,
Und braucht er mehr, ein großer Advocat zu seyn?

und durch eine hämische Guerilla. Den Wertherfeind Wittenberg hatte die Satire der rheinischen Genies längst in Wort und Bild als den Reichspostreuter ohne Kopf dem Gelächter preisgegeben, und wer das Epigramm des Exadvocaten hörte, summte wol zur Antwort die drolligen Verslein des Wandsbecker Boten vor sich hin:

Es war einmal ein Reuter,
Der hatt' ein schönes Pferd;
„Gut das, und was denn weiter?"
Er aber war nichts werth.

Nun warf Lessings achter Anti-Goeze den Schwager vom Gaul und ließ sich, vielleicht zu gründlich für ein schnurriges Intermezzo, in ein Gespräch mit dem „edlen Houynhnhnm" ein: das Scheckchen, nicht der Reiter hatte ja jenes Epigramm verfaßt. Aber der Reiter wollte seine Sattelfestigkeit ausgiebig beweisen; Wittenberg trug Anfang Juli alten und neuen Unrath auf einen Fleck zusammen im „Sendschreiben an den Herrn Hofrath Lessing". Wie eine handwerksburschenmäßige „Epistel an den Hochehrwürdigen Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg von'n Layen" Lessings unschuldigen Freund Moses bei den Haaren herbeischleppt oder 1779 fade „Episteln eines Antiquars und seiner Frau an den Herrn Hofrath Lessing", die vielleicht aus der Seifersdorfer Pfarre stammen, ihr qualmiges Lichtchen bis auf Lessings Frühzeit zurückwerfen und mit dreister Indiscretion Mittheilung aus einem Trauerbriefe Gottholds an Theophilus machen, so rächte sich Wittenberg, indem er Zweideutigkeiten in Lessings alten Jugendepigrammen aufstach und den untersten Schlamm des Hamburger Theaterklatsches aufwühlte. Sein ironischer Beweis, die Anti-Goezen könnten unmöglich von Lessing stammen, gipfelt in dem frommen Wunsche: andernfalls wäre es besser, „daß Sie, als Sie an Ihrem Hochzeitstage in die Elbe, oder in einen zur Elbe führenden Graben stürzten, Ihr theures Leben vielmehr eingebüßt hätten". Weiter konnte die blinde Niedertracht sich nicht verirren, als dieses Gift auf Lessings offene Wunde zu streuen. Wittenberg trägt in der That die eherne Stirn, die ihm das Motto des achten Anti-Goeze nachsagt, zur Schau, wenn er höhnisch vorrechnet, wie dankbar Lessing einst für seine An-

zeigen der „Minna", des „Laokoon", der „Emilia" gewesen sei. Jetzt sollen alle Seiten durch falsche Schlüsse, seichte Einfälle, unerträgliche Witzelei, Grobheit, niedrigste Pöbelsprache den Bierbruder und Stallknecht verrathen, und wegen der Schnurre über den Gaul heißt Lessing gleich viermal auf einer Seite ein Schurke! Nun schreit dieser rabulistische Winkeladvocat Mordio über all die strafbaren Frechheiten, die das verehrungswürdige Tribunal des Reichshofraths, auf Grund dieser und jener angeführten Patente, unmöglich ungeahndet lassen dürfe. Er hatte auch, nach Maschos tastenden Anspielungen, dem Gerücht, Reimarus sei Verfasser der Fragmente, seine Zeitungsspalten aufgethan, zum großen Unbehagen des Doctors, der nicht umhin konnte der Redaction einen abläugnenden Brief zu schicken, mit dem Elise sehr unzufrieden war, und gleichzeitig in der Correspondenz mit Lessing sowol seine Verstimmung als den dringendsten Wunsch nach Ruhe kundzuthun. Jenen Brief schwenkt Wittenberg in der Hand: jetzt müsse auch Lessing dem verleumderischen Gerücht öffentlich widersprechen, und als der zehnte Anti-Goeze alle Personalien abwies, rückte Wittenberg im Nachwort seines Pamphlets mit der perfiden Enthüllung heraus: Lessing selbst sei im Privatschreiben eines Freundes nach Hamburg als Gewährsmann der Reimarischen Verfasserschaft genannt worden. Lessing versicherte die „Gemeine" seiner strengen Verschwiegenheit; trotzdem ging im Februar 1779 aus der Stockholmer Lärda Tidning vom Vorjahr das, wie Elise sagt, „ärgerliche Gerede" in Schlözers weitverbreiteten historisch-politischen „Briefwechsel" über, „daß Hr. Lessing ohnlängst in Hamburg selbst geäußert haben solle, Reimarus sei der Verfasser der Fragmente." Übrigens stellt schon im October 1777 Hamann, in einem Schreiben an Herder, diesen Ursprung als bekannt hin.

Langsam rückten die Anti-Goezen auf den unumgänglichen Punkt, wo nach manchen inquisitorischen Fragen ein Wort über den großen Unbekannten gesprochen werden mußte. Der Doctor hatte bereits im März, als Mascho allein sich regte, Lessing, dem Goezicus oder Goeziomastix, für seine edle Vertretung des Ungenannten herzlich gedankt; dann schien ihm das ungestümere Nachfragen thöricht, da Goeze den Vater doch nicht mehr verbrennen lassen könne; als Lessing die Hypothese der Schmidtschen Urheberschaft fallen ließ, das Gerücht einer

Berliner Abſchrift auftauchte und Wittenberg immer deutlicher wurde, wuchs ſein noch dazu durch den ohne ſein Wiſſen, gegen ſein Wollen erfolgten Druck des letzten Fragments geſteigerter Unmuth ſo hoch, daß Leſſing um keinen Preis den Schleier lüften durfte. Die Fama ſchwieg dann auch oder deutete ohne Namensnennung umſchreibend auf Reimarus, wie Jeruſalem, als Michaelis ihn 1781 vergebens um die beſeitigte Schutzſchrift anging. Kleuker ſuchte 1778 den Verfaſſer in Damm; Paulus empfing 1787 die Beſtätigung des Reimariſchen Urſprungs mit den falſcheſten Angaben über die Handſchrift verquickt; ja ſelbſt nachdem durch den Sohn endlich jeder Zweifel aufgehoben und ſogar 1815 im Anhang zur Autobiographie des Doctors die Herkunft offen eingeſtanden war, konnte noch 1839 Jllgen die Fragmente unter mehrere Federn vertheilen. Leſſing aber ließ ſich keinen Namen abpreſſen. Schon die principielle Darlegung von Nutzen oder Schaden, Freiheit oder Verbot religiöſer Revolutionsſchriften baut klüglich der gemeinen Neugier vor, indem ſie dem Fragmentenſtreit einen weiteren Hintergrund giebt. Das feige Gebot des Lateinſchreibens war im vierten Stück niedergeſchlagen; das fünfte gilt der Sache, dem Jnhalt: nur eine theologiſche Memme könne dem forſchenden Zweifel die Berührung gewiſſer Dinge verwehren und durch ſolche Schranken das Vorhandenſein wunder Stellen und heikler, ſchonungsbedürftiger Schwächen der Religion zugeſtehen. Es iſt nicht zu läugnen, daß Leſſing hier, ſoweit der Ungenannte vertheidigt wird, neben guten Gründen auch ſophiſtiſche Hilfen herbeigeholt hat, denn mochte Reimarus die ihm von Goeze in den Mund gelegten Schmähworte wie „Leichenräuber" oder „Betrüger" auch nicht ſo unverblümt gebraucht haben, es war doch zweifelsohne der Sinn, und die Erläuterung, ſelbſt die älteſten und angeſehenſten Kirchenväter hätten den Apoſteln ihre eigene Anſchauung über einen in guter Abſicht gethanen Betrug zugeſchrieben, verliert ſich doch zu weit in Caſuiſtik. Gewiß iſt die alte Kirche, wenn man citirte, heilige Bücher auf würdigſte Verfaſſernamen taufte und Beweiſe beibrachte, von den Pflichten hiſtoriſch-philologiſcher Kritik oft weit entfernt, aber ſolche Menſchlichkeiten gehören auf ein ander Blatt als die Reimariſchen Wahngebilde der apoſtoliſchen Geheimverſchwörung. Um ſo ſchlagender ſetzt der ſechſte Anti-Goeze den allgemeinen Beweis fort: die altchriſtliche Kirche ſelbſt verſchmähte das Recht,

häretische Schriften gewaltsam zu unterdrücken. Lessing erörtert nach den patristischen Belegen ein paar Fälle, in denen er selbst verschollene Ketzereien so gut wie die Fragmente ans Licht ziehen würde, und läßt Goeze mit seinem Schreckensbilde der Toldos Jeschu, die doch der fromme Wagenseil schaudernd herausgegeben hatte, ablaufen. Im Anschluß daran behandeln die Bogen Sieben bis Elf die „Advocatur des Ungenannten", mit dem Zwischenspiel gegen den „Advocaten" Wittenberg. Der Fragmentist selbst erhält das Wort, und hier zuerst, nach all dem Gezeter über sein gotteslästerliches Seelengift, hört die Welt jene scheuen Bekenntnisse des Einsiedlers, der die „Schutzschrift" für spätere Zeiten verschloß, um niemand zu verwirren, und den Lessing, nicht nur ohne, sondern gegen seinen Willen aus dem Dunkel zog. Die Advocatur, wenn damit durchaus ein völliges Übereinstimmen mit dem Clienten gemeint sein soll, durfte Lessing von sich weisen, aber je hitziger der Gegner den Unbekannten geschmäht hatte, um so nachdrücklicher betont Lessing seine Tugenden und, allzu verächtlich auf Goezes Bibelgelahrtheit herabschauend, die alte Rechnung, sieben Goeze machten kein Siebentel des Fragmentisten, wiederholend, seine Gelehrsamkeit: den weiten Blick des selbstdenkenden Kopfes im Gegensatze zu den Stäubchen aus der Litterargeschichte. Jetzt, da er eben mit Mascho und seinem Hamburgischen Herold abrechnen will, drückt ihm Wittenberg, kraft jenes Briefes, die Pistole auf die Brust, aber Lessing hält sich den Klätscher, oder besser: Mutter Else, die Klatsche, vom Leibe, wieder im gegebenen Fall nicht ohne unvermeidliche Finten, wieder, was die allgemeine Frage angeht, mit der Vornehmheit, welcher die Sache höher steht als ein Name und was mit ihm Gutes und Böses für Mit- und Nachwelt zusammenhängt. Die „Phantasie", dem Ungenannten möge etwa herostratische Ruhmsucht sein Zerstörungswerk dictirt haben, benutzt Lessing zu einem höchst rhetorischen Abschluß: wollt ihr den Namen auf ewig unterdrücken? fragt er als Stimmensammler die patres conscripti des Lutherthums, alle stimmen für Ja, nur Einer, Einer nur, der Hauptpastor Goeze, stimmt für Nein. „Nein! donnert er, und nochmals Nein! nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu, Amen!" Denn, schließt Lessing den elften Bogen zur Rechtfertigung seines Tones, Goeze

verſchreie ihn als Läſterer Gottes und des Chriſtenthums, Goeze komme mit dieſem Dolch auf ihn eingerannt, und er ſolle ſich mit dem Hut in der Hand vertheidigen, um den Firniß elender Tugenden eines weibiſchen Zeitalters nicht aus den Augen zu ſetzen? Goeze wolle ihm die Naſe abſchneiden, „und ich ſoll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern?“ —

Nach dieſem Sturm kann niemand erwarten, der Hauptpaſtor werde ſeinem Widerſacher mit einem linden Geſäuſel friedſelig entgegnen. Bombardirt ihn Leſſing mit „Stinktöpfen“ — ein Lieblingswort der Goeziſchen Polemik — ſo hat er nunmehr jede Schonung verwirkt. Am 24. April 1778 beginnt Goeze in den „Freiwilligen Beiträgen“ mit einer Recenſion Lüderwalds ſeinen zweiten Feldzug; während der Anti-Goezen bindet er im Mai den ſtachligen Strauß „Leßings Schwächen, gezeigt von Johan Melchior Goezen. Das erſte Stück“, das Eliſe am 21. Mai, Leſſing laut ſeinem achten Bogen „eben itzt“, da er den Wittenberg fällt, empfängt; nach dem letzten Fragment und dieſem Anti-Wittenberg erſcheint das zweite Stück der „Schwächen“, das dritte erſt nach Leſſings „Nöthiger Antwort“.

„Lieber Herr Hofrath!“ hebt Goeze, Vertraulichkeit mit Vertraulichkeit heimzahlend, an; „Lieber Herr Hofrath“ ſagt er beichtväterlich an einer Stelle, die, ſo verächtlich Leſſing dies Flehen und Bedrohen auch anſehen mußte, doch mit ihrer einzig daſtehenden Liebeserklärung nicht als grotesk belacht, ſondern als ein letzter ehrlicher Spruch an das Gewiſſen des einſt Verehrten ernſt genommen ſein will. Sie finde hier Platz und diene zugleich als Stichprobe Goeziſcher Beredſamkeit.

„Lieber Herr Hofrath! Erbittern Sie ſich nicht, wenn ich bei dieſer Gelegenheit ein Wort aus einem ganz andern Tone, als derjenige bisher geweſen iſt, den Sie mir abgedrungen haben, mit Ihnen rede. Gott weiß, daß ich Sie herzlich liebe. Ich verkenne die ſchönen Talente nicht, die Ihnen die Güte Gottes geſchenket hat, auch nicht die vorzüglichen Einſichten und Kenntniſſe, die Sie ſich durch rechte Anwendung derſelben in manchen Theilen der ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften erworben haben. Ich vergebe es Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie alle Ihre Kräfte anwenden, mich vor den Augen der Kirche, der gelehrten Welt und meiner Gemeine, zum unwiſſenden

und dummen Laffen zu erniedrigen, und das müßte und würde ich sein, wenn meiner sieben nicht einem Siebentheile von Ihrem Fragmenten-Schreiber das Gleichgewichte halten könnten: aber eben diese Liebe, eben diese Achtung beweget mich, Sie vor dem Angesichte Gottes zu bitten, folgendes in einer stillen Stunde, da Ihre Leidenschaften nicht brausen, in reife Betrachtung zu ziehen. Sie erklären sich — und mein ganzes Herz bebet vor dieser Erklärung — daß Sie um des Druckes der Fragmente willen, und um deswillen, was Sie dabei gethan haben, vor Ihrer Todesstunde nicht zittern würden. Bedenken Sie um Gottes und Ihres ewigen Heils willen, was Sie hier niedergeschrieben haben. Ach! verschließen Sie sich den Weg zur Buße nicht selbst auf diese Art, Sie möchten ihn hernach nicht wieder finden können, und auch nie in den Stand kommen, ihn mit Thränen zu suchen. Denken Sie an die Rechenschaft, welche der HErr, dessen Ehre durch die Fragmente so frevelhaft angegriffen und gelästert worden, dessen Wort Sie so tief unter elende menschliche Schriften herunter zu setzen suchen, an jenem Tage, insonderheit von dieser Handlung, von Ihnen fordern wird. Fragen Sie Ihr Gewissen, ob es eine lebendige Überzeugung habe, daß die Scheingründe, welche Sie zur Rechtfertigung desselben itzt vorwenden, und mit welchen Sie die Augen schwacher Christen, noch leichter aber der Freigeister verblenden können, auch vor dem einen Werth haben werden, dessen Augen heller sind als Feuerflammen? Stellen Sie sich vor, daß an jenem Tage, nicht einer, sondern Hunderte gegen Sie auftreten, und sagen werden: Herr! wir sind im Unglauben gestorben, aber wir glaubten entweder schon an dich, oder wir würden doch zum Glauben an dich gebracht sein, denn unser Herz war noch nicht völlig verstockt, und wir hatten noch zu Zeiten starke Rührungen durch dein Wort; allein der Mann da, ist Ursach, daß wir deinem Geiste hernach beständig widerstrebt haben .... HErr! sei Richter zwischen uns und ihm!"

Das Goezische Kernlied, sein Dies irae dies illa, ließ Lessing ungerührt, wie Elise sogleich erwartet hatte, als sie den Priester zum Beichtkinde sprechen hörte. Auch von dem ehemaligen Verkehr der beiden wird das Publicum auf eine Weise unterrichtet, die unzweideutiger für Goezes „Liebe" zeugt: „da ich bei seinem hiesigen Aufenthalte das Vergnügen gehabt, daß ich ihn von Person hatte kennen

lernen, da er mir einigemal die Ehre erwiesen, mich zu besuchen, da ich in seinem Umgange wirklich angenehme Stunden genossen: denn er konnte freundschaftlichen Widerspruch vertragen, er war willig, seine in verschiedenen Feldern der schönen Wissenschaften erlangte vorzügliche Kenntnis anderen mitzutheilen — er war damals noch nicht Hofrath — da er sein Verhalten gegen mich nicht änderte, ob er gleich darüber von Klotz auf eine unvernünftige und ungezogene Art gelästert wurde." Ein unliebsamer Vorfall hatte lang vor dem Fragmentenstreit Goeze, den Bibliophilen, gegen Lessing, den Bibliothekar, verstimmt, und Sammler sind stets empfindlich, wenn sie auf einen Mann mit zugeknöpften Taschen zu stoßen meinen. Der Historiker der niedersächsischen Bibeln war auf die kleine Bitte, Lessing möge ihm einige Stellen des Lottherschen Neuen Testamentes von 1523 im Wolfenbütteler Exemplar nachschlagen, da das Hamburgische defect sei, ohne jede Antwort geblieben und nach ungeduldigem Harren erst durch ein Gesuch an Knittel, von diesem aber umgehend, über seinen Lotther aufgeklärt worden. Diese Ungefälligkeit, richtiger Vergeßlichkeit, Lessings wurmte ihn tief. Nicht im „Vorläufigen" zwar, aber schon in Ziegras Zeitung lieh er dem Verdruß Worte (2. Aug. 1774, 9. Sept. 1777), indem er ganz gerechter Weise forderte, eine große öffentliche Bibliothek dürfe kein Bibelgrab, ein Bibliothekar kein *βιβλιοτάφος* sein, und das zweite Mal in der ausführlicheren, zuletzt noch weitläufiger den „Schwächen" einverleibten Erzählung von „einem berühmten Bibliothecario" redete, der es sich zum Gesetze gemacht habe, auf keine Anfrage auswärtiger Gelehrten zu antworten. Zu derselben Beschwerde fügt Goeze selbst in einem gleichzeitigen Brief an den hilfreichen Generalsuperintendenten Knittel die sehr nöthige Einschränkung, Lessing halte ja andere Gelehrte durch die Antworten in den Wolfenbütteler „Beiträgen" schadlos. Im Grund eine Lappalie, liegt die Sache doch so, daß Lessing in einer müßigen Stunde Goezes Bitte gleich dem Kleinkram philologischer Anfragen hätte erledigen können und daß erst Goeze, dann aber auch Lessing bis zum sogenannten Kanzeldialog „Ob die Bibel von dem gemeinen Mann zu lesen", unnöthig viele Worte darüber verloren hat. Und da weder die emsigen Studien Goezes ohne Frucht, noch das Schweigen Lessings ganz ohne Schuld war, brauchte der erste Anti-Goeze, mit Rücksicht auf die versteckten und

vergessenen Beschwerden, wol nicht die Stichelei vorzubringen: Lessing würde der Welt freilich statt mit den Fragmenten aus der Guelferbytana besser damit gedient haben, „wenn ich alle darin befindlichen plattdeutschen Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferiret hätte." Es ist kein Grund zu der von Lessing selbst erst angedeuteten (A. G. 7), dann im „Märchen von 1000 Ducaten" festgestellten Annahme, die bibliothekarische Ungefälligkeit habe Goezes Zorn gegen den Advocaten der Fragmente geschürt, das war nicht nöthig; aber der höhnische und für Bibliothekare, die keine Lessinge sind, bedenkliche Satz der „Kleinen Bitte": „Ich bin Aufseher von Bücherschätzen und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht, ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein möchte, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt", dieser Satz hat Goezes volle Wuth erregt, und ein Strom von bittrer Galle fließt daher durch die Erörterung in „Leßings Schwächen".

Lessing behält auch in der Hitze, die seine Sprache befeuert, den hellen Feldherrnblick und die taktische Gliederung; Goeze, keineswegs ohne Wucht des Kanzelstils und selbst in seinem feindseligen Wetteifer mit Lessings Bildern und Gleichnissen nicht immer unglücklich, geht blindlings drauf los, wirft Altes und Neues kunterbunt durcheinander und erschöpft sich und die Geduld des Lesers durch seine Wiederholungen, nicht im Stande, dem Gang des Gegners zu folgen. Er sieht wol, daß es auf die „Axiomata" ankomme, viel mehr als auf die „Antigoezischen Blätter", aber seine Argumente sind bald erschöpft, zudem verlegene Waare. Daß die „Parabel" eben eine Parabel ist, geht ihm in seiner Polemik gegen diese „Mondkälber" eben so wenig ein, wie daß mit den triumphirend aufgedeckten Widersprüchen unter Lessings Bildern für die Fragmente: Nordlicht, Hauptsturm, Seuche u. s. w. die Schlacht nicht zu gewinnen sei. Lessings herrliches Wort über die Wahrheit in Gottes Hand heißt ihm „Unsinn" und eine „schröckliche, zur Verzweiflung führende Lehre", der danach zum Verzicht gezwungene Mensch ein Tantalus, und einem Schwall von Bibelsprüchen folgt die orthodoxe Parodie: „Wenn Gott mir in seiner Rechten den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, aber mit dem Zusatze: mich immer und ewig zu irren, und in der Linken das allerschröcklichste Schicksal, vernichtet zu werden, vorhielte und sagte: wähle! so würde

ich mit Zittern in seine Linke fallen, und sagen: Vater, vernichte mich!" Goeze besitzt, das ist sein Glaube und seine Zuversicht, die volle Wahrheit in der Schrift, die da macht, daß wir nicht irren. Das „Joch des Buchstabens" sichert ihm das uns von Christo bestimmte Erbtheil.

Im gerechten Schauder vor der Verleumdung des „Zweckes Jesu und seiner Jünger" stellt er die schiefe Frage, ob denn ein Regierungssystem erst nach dem Druck aller erdenklichen Lästerungen gegen Herrscher und Minister Beifall verdiene oder die Keuschheit erst nach der allgemeinen Verbreitung aller unflätigen Schriften? Er aber weicht auch vor den neuen Stinktöpfen keinen Fuß breit zurück. Da wird ihm der achte Anti-Goeze gebracht — „Ich las diesen Bogen, aber mit innigster Wehmuth meines Herzens, welche aus einem aufrichtigen Mitleiden mit Herr Leßings dadurch nun völlig geäußerter Gemüthsfassung entsprang. Ach! dachte ich, wie tief ist der gefallen, der sonst in dem Felde der schönen Wissenschaften als ein Morgenstern glänzte, und auf den wir Deutschen in diesem Felde stolz zu sein Grund hatten. Wie sichtbar ist hier das gerechte Gericht Gottes. Röm. 1, 21. *φάσκοντες εἶναι σοφοὶ, ἐμωράνθησαν.*" Die forcirte Schnurre gegen Wittenberg, der zuerst ohne Goezes Wissen eingegriffen hatte, stemple Lessingen zum neuen Lucifer; aber Goeze bezwingt sich, empfiehlt Lessings Seele der Gnade, die aus einem Saul einen Paulus machen konnte, und kehrt beruhigt in die ausgetretenen Geleise zurück. Es ist unergiebig seine Schritte nachzuzählen, auch wo sie das Feld der eigentlichen Anti-Goezen stampfen und er die ferrea frons jenes Mottos dem Manne zurückgiebt, dessen Schimpfworte keinen Rechtschaffenen in seiner Ehre schmälern könnten. Derlei Ausbrüche erfolgen periodisch zwischen der Widerlegung der älteren Schriften, bis der Hauptpastor seine Kräfte endlich gegen den unablässig anbringenden Schwarm sammelt. Gewiß ist es ihm gelungen, dieser Lessingschen Anklage die unbedingte Sachlichkeit abzustreiten, jenem Lessingschen Bilde, dem vom Gesundheitsrath besonders, die Zugkraft zu nehmen, seinen eigenen Schwur auf die Symbole als kein Muß von außen und seine Sprache als keine dictirte zu erhärten, sowie in Sachen Bahrdts und Luthers einige Brückenpfeiler Lessings zu sprengen; doch seinen Hauptschlag führt eine Frage, auch sie nicht neu, nur mit stärkerem Accente gestellt. „Ich werde mich nicht eher in die Beant-

wortung der Hauptsache der Axiomen einlassen, bis Herr Leßing die gerechte Forderung erfüllet hat, die ich in dem Vorläufigen S. 50 an ihn gethan habe, bis er mir sein vollständiges Glaubensbekenntnis vorlegt, bis ich weiß, ob ich mit einem Christen, oder Naturalisten, oder Deisten, oder Heiden streite ... hier erfordert die Natur der Sache, daß ich erst die bestimmteste Erklärung von ihm fordere, was für eine Religion er durch das Wort ‚christliche Religion' verstehe, und daß er uns die wesentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er sich selbst bekennet, und deren so großer Freund und Vertheidiger zu sein, er sich rühmet." Diese „Erklärung, die Erklärung, mein Herr" heischt Goeze so dringend wie Beaumarchais bei Clavigo. Er schließt: „Für dieses Mal keinen Schritt weiter, bis Herr Leßing erst die oben geforderte Erklärung gegeben haben wird. Giebt er sie, so wird solches unserm Streite erst die rechte Richtung geben. Bleibt er sie schuldig, so werden verständige Leser selbst wissen, was sie daraus schließen sollen."

Die Frage, eine echte, aber seitens der mistrauischen Orthodoxie doch nicht unberechtigte „Inquisitorfrage" — um den Ausdruck zu brauchen, den Goeze selbst gleich anfangs Lessingen vorweggenommen hat, ist klärlich eine doppelte: was verstehst du unter christlicher Religion? wozu bekennst du dich? Das Bekennen war schwierig; Lessing bog aus und hörte nur den ersten Satz. „Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht." schreibt er an Elise „Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe, so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium". Er ließ Ende Juli zugleich in Hamburg und in Berlin drucken die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze" und schickte, als Goeze Mitte August der „Schwächen" drittes Stück gegen die Summe der Lessingschen Streitschriften aussandte, es mit Versen Klopstocks und Gellerts umrahmte, Lessings Christenthum für ein bloßes Spiel, seine halbe Antwort für papistisch erklärte und die schweigsamen Doctores Theologiä mit beredtem Hinweis auf Luthers Heldenkampf an Eid und Pflicht mahnte, der „Nöthigen Ant-

wort ... Erste Folge" nach, seine letzte antigoezische Schrift, die er schon Anfang September vollendete und in Hamburg herausgab. Beide Broschüren hat der Unermüdliche, dessen „Steckenpferd" diese Streitigkeit nun einmal geworden war, bald nach dem Druck revidirt, hie und da erläutert und mit kirchengeschichtlichen Excursen befestigt, die sich zum Theil gegen den milden Apologeten Leß in Göttingen richten.

Endlich komme Goeze vor die Klinge! Nach Goezes Forderung erwidert er ohne alle Bilder, Gleichnisse und Anspielungen, in kurzen Thesen: „die ich nur so hinwarf, um meinen Gegner erst auf das freie Feld zu locken", wie Lessing später an Walchs Adresse schreibt. Er versteht „unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind", was die ältesten Väter regula fidei nannten. Diese regula fidei, früher als Schrift und Kirche, habe den Urchristen und überhaupt jenen Jahrhunderten für vollkommen hinlänglich zum Christenthum gegolten, da die neutestamentlichen Schriften, wie sie allmälig aufkamen, nicht den Erweis der christlichen Religion, ja nicht einmal den authentischen Commentar der älteren und authentischeren regula bildeten, sondern nur Belege der Glaubenslehren mit einem zur Seligkeit nicht nothwendigen, wahren oder falschen, so oder so zu verstehenden Mehr gegenüber der regula. Diese Antwort, die Lessing aus wiederholter sorgfältiger Lesung der Kirchenväter gezogen hat und über welche er sich mit dem gelehrtesten Patristiker in die strengste Prüfung einlassen will, traf das extreme Schriftideal der Lutherischen Orthodoxie ins Herz und lenkte den „Fortgang der Controvers" aus der bisherigen „Katzbalgerei" auf die bedeutsamsten Fragen der Dogmen- und Kanongeschichte, die seit Grotius (1639) gestellt waren. Das Axiom „Christenthum ohne Bibel", die Angel des ganzen Goezestreites, so weit er nicht persönlicher Natur ist, schien nun erst unzerstörbar gegründet, und als Goeze nach Lessings Trutzwort, auch der Belesenste könne keine patristische Quelle mehr beibringen, triumphirend einen Satz des Irenäus hinzutrug, um Lessings „Gewäsche und überhaupt seine in der Antwort angegebenen zwanzig Sätze auf einmal niederzuschlagen", bewies der gewappnete Gegner in der „Ersten Folge" aus dem Irenäischen Zu-

sammenhange, Goeze habe nicht ausgelegt, sondern den bestechenden Worten des Zeugen den Sinn Lutherischer Polemik untergeschoben, und las ihm weiter ein rasches Collegium publicum über die in der Kirchenversammlung von Nicäa siegreichen Waffen.

Dies waren die Abschiedsworte, die Lessing als kriegerischer „Liebhaber der Theologie" im Fragmentenstreit öffentlich gesprochen hat, wenn man von der sachlichen Berichtigung einer Lüge und von dem Nachhall in der letzten Poesie und Prosa absieht. Der Pastor hatte Lessings Antwort in den Anti-Goezen zu lesen erwartet; aber eben da der rechte Tanz beginnen sollte, ging die Saat der lauten und leisen Denunciationen auf: Zwangsmaßregeln suchten die Flamme zu ersticken und die, welche so kräftig hineinbliesen, zu knebeln. Schon im Januar bat ein Hamburgischer Priester von der Kanzel herab seine Obrigkeit, sie möge nicht weniger Eifer für die wahre Religion bethätigen, als der Kaiser, der jetzt auf den Verfasser der Fragmente fahnde. Dann, während Wittenberg agitirte, meldeten die Correspondenten Lessings, daß Goeze die fromme Göttinger Facultät dränge und dem kaiserlichen Residenten wegen eines gegen Lessing zu erlassenden Schreibverbotes in den Ohren liege. Sogar in Kopenhagen wurden die Hebel angesetzt: der Goezianer Schönheider, ein Dorn im Auge der Reimarer und Hennings', schämte sich nicht, als Herzog Ferdinand bei Hofe zu Gast war, dem redlichen Hauptprediger Münter anzusinnen, er möge beim Herzog die Verjagung Lessings aus Wolfenbüttel betreiben! Münter erwiderte: da Gott diesen Lessing auf Erden dulde, müsse ihm ein ruhiger Fleck gelassen werden, sei es in Wolfenbüttel, sei es anderswo. Es gab also wirklich noch Gottesdiener, die in der Jagd auf die Neuser und Wertheimer ein löbliches, nachahmenswerthes Beispiel des Religionsschutzes erblickten. In Berlin war die Reaction, so lange zwei große Augen noch Aufklärung ausstrahlten, ohnmächtig; erst 1788 sollte Wöllners famoses Religionsedict das von dem schwachen Nachfolger des Philosophen von Sanssouci beinah an Friedrichs Grabe gegebene Versprechen wider alle deistischen und naturalistischen Bibelverächter und Zerstörer der Religion Jesu vollauf einlösen, die Geistlichen auf starre Vorschriften verpflichten und mit Absetzung bedrohen, peinliche dogmatische Verhöre einführen, einer Censur, die unter Teller weitherzig der Nöthigen Ant-

wort Beifall geklatſcht hatte, den Garaus machen. Vorher war der Miniſter Zedlitz lax genug, um ſogar den Hallenſer Ankömmling Bahrdt voll Hochſchätzung und Hoffnung „in unſern glücklichen Staaten herzlich willkommen zu heißen", was denn doch über Duldung und Höflichkeit hinausſchoß.

Als Leſſing vor dem letzten Fragment die Worte niederſchrieb, Goezes Ton komme dem Racha in der Bergpredigt gleich, „nur freilich, daß der Große Rath nicht dieſes ſein Racha, ſondern mich auf dieſes ſein Racha beſtrafen ſoll", war er verſichert, das von Goeze wiederholt angeſtachelte Haus Braunſchweig werde ſeinen Bibliothekar nicht in die Fäuſte des „Hoheprieſters", wie er mit Eliſe ſagte, ausliefern. Das wäre aller Tradition dieſer ſtolzen Welfen zuwidergelaufen. Herzog Carl hatte 1753, als der mächtige Cardinal Quirini ihn „in Demuth anflehte, auch meiner Nächſtenliebe den Beiſtand Eurer Durchlaucht landesherrlicher Gewalt zu bewilligen", d. h. zwei entſprungenen Mönchen den Schirm der Helmſtädter Univerſität fortan zu verſagen, dieſe Zumuthung der Eminenz ſo entſchieden wie hochſinnig abgewieſen und von den ärgerlichen Zweifeln des Einen, eines Philoſophen, edel geſagt: „Gott iſt die Hauptſache dabei, und da ich weder die Anſicht des Ewigen über dieſe Einzelheit, noch die verborgenſten Falten der Herzen kenne, ſo laſſe ich unſern Mann in voller Freiheit zu kommen oder zu gehen. Und wenn er ſich, wegen meiner Kälte oder wegen des Eifers Eurer Eminenz, in ſeinen Anſichten im Geringſten änderte, würde er dann nicht der größte Taugenichts, entweder Eurer Kirche oder der meinigen ſein?" Wer den armen Profeſſor Rothfiſcher ſo fürſtlich beſchützt hatte, konnte, auch im matten Alter, „ſeinen lieben Leſſing" nicht ohne den unwiderſtehlichen Zwang höherer Gewalten preisgeben. Der Erbprinz war trotz Anwandlungen von Blaſirtheit ein Lichtfreund, ja er kannte ſeit 1771 durch Moſes und Leſſing die Handſchrift des Ungenannten und hatte noch 1778 Stücke davon in ſeiner Verwahrung. Und der biedere alte Soldat Ferdinand, wie würde er die Schönheider und Genoſſen abgefertigt haben: ein Ritter und ein Pfaffe!

Leſſing erfreute ſich bekanntlich ſeit ſechs Jahren Braunſchweigiſcher Cenſurfreiheit, während in Wolfenbüttel die Cenſur von Knittel liberal geübt wurde, und er berief ſich einfach auf ſein gutes Recht, wenn er

dem Director der Waisenhausbuchhandlung, Professor Remer, der dann 1778 als freisinniger Censor für Braunschweig bestellt ward, ein heikles Manuscript einhändigte. Schon der bloße Gedanke, die Censurfreiheit entbehren zu müssen, selbst in der unfühlbarsten Art, wäre ihm unerträglich gewesen, schreibt Lessing, als er dem verehrten Knittel seinen ersten „Beitrag" ins Haus schickt. Er hatte im „Laokoon" zwar mit den Alten dem Gesetzgeber einen Entscheid in Kunstsachen eingeräumt, aber jede angemaßte Gewalt über die Wissenschaften abgewiesen, denn der Zweck der Wissenschaften sei Wahrheit, und der geringste Zwang werde Tyrannei gegen die wahrheitsbedürftige Seele. Die Herrschaften dachten nicht daran, ihrem berühmtesten Diener plötzlich jene Formel über Religion und Sitte befehlerisch vors Gesicht zu halten. Aber wie Carl August nachmals widerwillig liberale Flaggen streichen mußte, wie sich die freisinnigen Theologenfacultäten seines und anderer Kleinstaaten späterhin kaum einer Hengstenbergschen Ächtung erwehren konnten, so wurde der alte absterbende Herzog überrumpelt und behauptete nur dadurch seine Unparteilichkeit, daß er mit gleichem Maße maß und das Gebot des Schweigens auch auf die einheimischen Apologeten, die Reß und Lüderwald, ausdehnte, Lessing aber durch eigenhändige Correcturen der Schlüsse seines Geheimrathscollegiums vor weiterer Unbill schützte. Der frembem Einfluß schwer zugängliche Erbprinz war verreist, als das Fürstliche Consistorium, an der Spitze v. Praun und der allzeit lavirende Jerusalem, der selber vor Goezes Bannstrahlen nicht sicher war, in Sachen der Fragmente vorstellig wurde. Dies geschah am 6. Juli, nachdem schon Ende Mai der Leiter der Waisenhausbuchhandlung sich wegen des Buches „Vom Zwecke Jesu" und auch des sechsten Anti-Goeze verantwortet hatte, da man den Reichsfiscal fürchtete. Das Consistorium hielt sich in seinem Gewissen verbunden, durch Auszüge aus dem letzten Fragment das gegebene Ärgernis grell zu beleuchten und weiterer Veröffentlichung zu steuern. Umgehend wurde Remer angewiesen, den Verkauf einzustellen, von Lessing aber kein Wort mehr ohne ministerielle Genehmigung zu drucken. Lessing wendete sich den 11. ausführlich an den Herzog, um durch eine lebhafte, ja leidenschaftliche Schilderung seiner Streitigkeit mit Goeze, die er als der Angegriffene unmöglich abbrechen könne, die censurfreie Fortsetzung der Anti-Goezen zu retten. Er stellte Goezen

auch hier als den isolirten Theologen hin, der nur für seine persönlichste Religion mit wüthender Bitterkeit fechte, und unterstützte seinen Appell an den gnädigen Herrn auch mit dem, auf den „Berengarius" bezüglichen, „Zeugnis von ganz Deutschland, daß ich mich bei aller Gelegenheit als den orthodoxesten Vertheidiger der Lutherischen Lehre bewiesen habe", was freilich 1778 der Harmloseste nicht glauben konnte. Umsonst; der Herzog unterzeichnete zwei Tage darauf ein schroffes Rescript, das mit Androhung „schwerer Ungnade und schärferen Einsehens" jede fernere Publication „dieser Fragmente und anderer ähnlicher Schriften" untersagte und die Auslieferung der Handschrift befahl. Das Buch „Vom Zweck Jesu" wurde confiscirt; wie es zu gehn pflegt, war der allerletzte Absatz ein reißender geworden.

Erst 1787 gab ein Pseudonymus C. A. E. Schmidt (Canonicus Riehm?) mit der Vorspiegelung, er habe eine der vielen Handschriften von Lessing selbst in einer seiner verdrießlichen Stunden erhalten, die erste Redaction der Kritik des alten Testamentes als „Übrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttlischen Fragmentisten" heraus, ohne ein lautes Echo zu finden; 1851 blieb Kloses Abdruck der endgiltigen Fassung in der „Zeitschrift für historische Theologie" schon im Pentateuch stecken; zehn Jahre später rundete Strauß einen sehr geschickten Auszug aus der „Schutzschrift", mit Benutzung beider Redactionen und reichen eignen Beigaben, zu einem Denkmal für den „vernünftigen Verehrer Gottes", seinen unzünftigen Vorfahr im Evangelienſturm. Und auf dem Hamburgischen Standbilde durfte das Profil des lichtscheuen Fragmentisten nicht fehlen.

In Lessings Selbstbetrachtungen steht zu lesen, wie ihn die Spitzbübin Irascibilität übermannte und der Schatten seines Vaters selig ihn mit treuer Warnung vor der angeerbten hitzigen Übereilung soweit beruhigte, daß er sich nach Nicäa zurückversetzen und im Gelasius fortfahren konnte. „Es war Abends um sieben Uhr, und ich wollte mich eben hinsetzen, meinen XII. antigoezischen Bogen auf das Papier zu werfen, als mir ein Brief gebracht wird, aus welchem ich sehe, daß ich es damit nur anstehen lassen kann — daß ich es damit vielleicht auf lange werde anstehen lassen müssen. Das ist doch ärgerlich! sage ich mir, wie wird der Mann (Goeze) triumphiren! Doch er mag triumphiren. Ich, ich will mich nicht ärgern, oder mich geschwind,

geschwind abärgern, damit ich bald wieder ruhig werde und mir den Schlaf nicht verderbe, um dessen Erhaltung ich besorgter bin als um alles in der Welt." Er schrieb unter solchen Monologen weiter. „Heute, den 18. Julius 1778" führt er, fast im Vademecumstil, ein Gespräch mit dem senex Abcdarius über die Wolfenbütteler Bibeln und Goezes jüngste kirchengeschichtliche Schnitzer; übermorgen aber liefert er dem Herzog das verlangte Manuscript aus, wiederholt die alte Behauptung, es laufe in mehreren Abschriften um, schilt die Unbedachtsamkeit des confiscationslustigen Consistoriums und stellt nochmals die Bitte um Censurfreiheit seiner eigenen Werke, vor allem der Anti-Goezen, deren Beschlagnahme nichts fruchten werde, da er sie dann zum Schaden der Waisenhausbuchhandlung auswärts nachdrucken lassen und auswärts fortsetzen müsse. Remer selbst wollte Lessings Schriften ausgenommen sehen. Im ersten Drang zeigt sich Lessing entschlossen für den Fall, daß man die Anti-Goezen einziehe, Amt und Land zu räumen. Elise, die ihren Freund kennt, spricht ihm herrlich zu, indem sie nichts beschönigt, aber ein heitres Fortwirken zum Besten der Menschheit trotz aller Lumpenverlegenheit verheißt; auch sei Confiscation von jeher nur ein stummes Zeugnis der Wahrheit gewesen. Es ist, als kühle diese echte Tochter ihres Vaters die Stirn, die um Reimarus' willen so brennt. Die Nachricht vom Einschreiten der Behörde fliegt rasch umher. Man weiß nicht gleich, ob Braunschweig selbständig oder ob das Corpus Evangelicum, d. h. die Regensburger Gesandtenconferenz der evangelischen Reichsstände unter sächsischem Vorsitz, das Machtwort gesprochen habe. Moses will einen offenen Brief an Lessing über ein solches „Verbot, in geistlichen Sachen zu schreiben" erlassen und schickt ihn zur Prüfung ein; der Druck unterbleibt. Am 3. August bestätigt eine neue Resolution durchweg die frühere, obwol der Herzog, Lessingen entgegenkommend, censirten Druck weiterer Anti-Goezen hatte gewähren wollen, was offenbar Braun nicht für gut fand. Ja zur Rüge wegen ungebührlicher Beschuldigung des Consistoriums trat noch das Verbot, ohne ministerielle Genehmigung eine auswärtige Presse zu benutzen. Lessing, der seine oft furchtbare Verstimmung immer wieder bemeisterte und „den Stall für sein Steckenpferd" im Braunschweigischen schon behalten wollte, wartete nur, bis er die „Nöthige Antwort" aus Berlin und Hamburg in Händen hatte, um

dann, als habe er nicht recht verstanden, die Frage zu stellen: das Verbot erstrecke sich doch nicht auf auswärts Gedrucktes? Allerdings, gab ihm eine dritte Resolution zurück, die wiederum den guten Herzog gerechter zeigt als seine Räthe, denn er merzte eine Verdächtigung Lessings aus; und man tadelte, daß „Wolfenbüttel" als Druckort auf das Titelblatt gesetzt war.

Eine schwüle Ruhe trat ein. Die Unterdrückung griff in den scandinavischen Norden hinüber. Die Sachsen setzten eine erkleckliche Geldstrafe auf Lesung und Verbreitung der Fragmente, die in Österreich längst verpönt gewesen wären, wenn man sich dort auf dem Laufenden der protestantischen Theologie gehalten hätte. Und erst im November 1780 ward dem Herzog aus Regensburg gemeldet, der sächsische Gesandte habe in der letzten evangelischen Conferenz sich sehr misliebig über die Fragmente geäußert — die offenbar der Sachse wie der Vertreter Braunschweigs nur vom Hörensagen kannte — und einen üblen Eindruck in Wien befürchtet, da die christliche Religion darin noch viel anstößiger als in der Schrift des Doctor Bahrdt angetastet sei. Jetzt saß Carl Wilhelm Ferdinand auf dem Thron, der, wenn auch kein Freund populärer Aufklärung, „doch immer ein edler Mann" war, „der sich von Keinem vorschreiben läßt, und der einen Schutz, der ihm Ehre machen kann, lieber aufbringt, als sich abbetteln läßt". Der rief Lessing zu einer persönlichen Besprechung, worin Lessing trotzig rieth, der Herzog möge sein Ministerium gewähren und ihn selbst die Sache allein austragen lassen. Zwei Tage später erging die Antwort nach Regensburg in einem andern Tone, als ihn die ältern Resolutionen anschlugen, denn diese Rechtfertigung der Braunschweigischen Regierung war zugleich eine Rettung Lessings, ohne Schmähworte gegen den Ungenannten, und verbat die Parallele zwischen dem vorliegenden Fall und dem des Doctor Bahrdt.

Während Lessing zur Ruhe kam, erging es Goezen übel. Verdienter und unverdienter Haß überschwemmte ihm Haus und Kirche; er war doch mürber geworden nach den Lessingschen Bogen und dürfte sich kaum noch mit seinem drastischen Spruch getröstet haben: wenn ein schlimmeres Stück Ärger kommt, „so nehme ich gleich Rhabarber und führe es dorthin ab, wohin es gehört". Was half ihm das Lamento des guten Pfeffel über die Herrn Fragmentenschreiber, die

lieber Straßenräuber werden sollten, wenn die Heiden von allen Seiten wider den Papst Hammonias tobten. Als z. B. Gleim, das alte Kind, „des schändlichen Priesters zu Hamburg Ausgespieenes" sah, nämlich „Leßings Schwächen", da mußte er sich Luft machen: Priester-Ungeheuer, Giftspeier, pfaffiger Pfaff! Aus niedrigeren Regionen wäre gar Vieles zu holen, das aber besser im Dunklen bleibt. Nach dem dritten Stück der „Schwächen" schwieg Goeze, und es ehrt ihn, daß er fortan kein böses Wort über Lessing hat verlauten lassen. „Nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der Freiwilligen Beiträge und des Postreuters war mit ihm zugleich verstummt." Seine ultralutherische Kanzelbravade, daß weder Papist noch Calvinist erhörlich beten könne, zog ihm schwere Conflicte mit den Behörden zu, beinahe die Demüthigung eines förmlichen Widerrufs in St. Katharinen; Elise berichtet über diese Vorfälle an Lessing, der dazu meint, nur beharrliche Vertheidigung alles Unsinns, den er je geschrieben und gepredigt, könnte Goezen bei kümmerlicher Ehre erhalten, durch eine Widerrufspredigt würde er vollends ein Dummkopf und Schurke.

Lessings letzte Kundgebung in Sachen der Fragmente betrifft ein Zeitungsgerücht, dessen Niederträchtigkeit nur durch seine Albernheit überboten wird. An zwei Stellen der „Schwächen" hatte Goeze behauptet, die Herausgabe des Ungenannten sei für Lessing eine affaire de finances, da ein solches Unternehmen größeres Honorar verspreche als die bei Seite geschobene Edition des Berengarius, deren Vorläufer allerdings so dürftigen Absatz gefunden hatte, daß Eschenburg den posthumen „Beitrag" nicht mit Schmids längst bereit liegender Copie zu belasten wagte. Wie man nun lange vor unsern Tagen judenfreundliche Urtheile gern in einen ursächlichen Zusammenhang mit dem jüdischen Mammon brachte, so ist in jener kriegerischen Zeit, da Goeze die Geldfrage stellte, nicht bloß über den Ungenannten, diesen erklärten Antisemiten, gemunkelt worden: der Kerl ist ein Jude, oder gar: haltet euch nur an Moses Mendelssohn, sondern auch die dummdreiste Verleumdung ausgegangen: Lessings Lohn für den Druck der Fragmente habe in jüdischen Silberlingen bestanden. Mit unglaublicher Naivetät brachte das „Wiener Diarium", dessen Leiter offenbar nicht die leiseste Ahnung von den Fragmenten hatte, am 23. October 1779 ein Ein-

gesandt, „daß Herr Leßing, dessen Verdienste schon so allgemein berühmt und bekannt sind, daß sie nicht erst nöthig haben, durch unseren schwachen Federzug besonders erhoben zu werden, wegen Herausgabe einiger Fragmenten, von der Judenschaft zu Amsterdam ein Geschenke von 1000 Dukaten erhalten habe. Belohnungen dieser Art verdienen es allerdings öffentlich angemerkt zu werden, weil sie zugleich die Überzeugung wirken, daß ächte Verdienste, und wahre Gelehrsamkeit nie unbelohnt bleiben, und jedes Genie zur unverdrossenen Nacheiferung aufmuntern müssen." Schon in der nächsten Nummer druckte der klägliche Officiosus einen Widerruf, nicht etwa des von seiner groben Unwissenheit nachgeschwätzten Gerüchtes, sondern des moralisch-politischen „Lobes des Lessings", da man „durch eine noch bessere Hand" über die Anstößigkeit der Fragmente aufgeklärt worden sei und „Aufsätze, welche das Heilige der Religion antasten, sie mögen auch mit dem schönsten Prunke der Gelehrsamkeit prangen, nicht lobens-, nein, sondern im höchsten Grade verabscheuungswürdig sind." Wenn's für den „Nathan" wäre! scherzten Lessings Freunde; denn er hätte sie brauchen können, diese tausend Ducaten, auch um wackere jüdische Gläubiger zu befriedigen. Wittenbergs Journalismus aber sorgte für die Verbreitung der beiden Wiener Artikelchen. Darauf ließ Lessing, der erst spaßhaft die Summe dem Reichspostreuter zum Ankauf eines besseren Gauls anbieten wollte, unter dem Namen seines damals in Wien beschäftigten Stiefsohnes Theodor im Januar 1780 die zu Regensburg (?) gedruckte „Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Ducaten oder Judas Ischarioth dem Zweiten" ausgehen, einen wolberechneten tendenziösen Auszug aus den Acten Lessing-Goeze, bestimmt das Synedrium noch weiter zu spalten, denn Goezes, erst jüngst von neuem bestätigte, antikatholische Gesinnung und Lessings dem Katholicismus genehme Verwerfung der Schrift als des alleinigen Glaubensgrundes sind hier zum Contrast in den Vordergrund geschoben. Die ihn dem Reichsfiscal überantworteten, sollten mit ihrem eigenen Stricke gewürgt werden. Elise schüttelte den Kopf zu diesem politischen Schachzug: das hieße Goezen mit Goeze bezahlen. Und was mußten erst die protestantischen Lichtfreunde Norddeutschlands davon denken, denen Katholisch- und Verrücktwerden Synonyma waren und das „Jesuitenschnopern" zum edelsten und dringendsten Waidwerk der Aufklärung

wurde, obgleich die Wenigsten den Katholicismus im Allgemeinen und die Gesellschaft Jesu im Besonderen anders als vom Hörensagen kannten.

Es geht doch wol nicht an, Lessings Rückzug auf die Confinien des katholischen und des protestantischen Bekenntnisses lediglich aus einer geschickten Tagespolitik zu erklären. Er war auch dem Katholicismus gegenüber Partei für sich; hat er doch sogar, als Clemens XIV. 1773 den Orden Loyolas aufhob, in seinen Collectaneen, also ohne jeden streitsüchtigen Drang zur Paradoxie, diese Maßregel mit der Vergewaltigung der Tempelherrn gepaart und, indem er an einen ältern Geschichtschreiber, der den Jesuiten die göttliche Nemesis vorhersagte, anknüpft, die bedeutsamen, aber wenig beachteten Worte hingeschrieben: „Es ist nun geschehen, was er prophezeihte, und nur unsern bessern Zeiten haben wir es ohne Zweifel zu danken, daß eine ebenso ungerechte Sache wenigstens mit weniger Grausamkeit ausgeführet worden.“ Dabei kann er über die Casuistik und Ränkespiele der Jesuiten nicht nachgiebiger geurtheilt haben als Pascal oder als Voltaire und Diderot, der Verfasser des durch seine trockene Chronologie so wirksamen Aufsatzes der „Encyclopädie“, aber er verabscheute auch hier Zwang und Gewalt. Ihm mußte es am Herzen liegen, das Testament Johannis auch den beiden großen Parteien des Christenthums als ideale Forderung ins Gedächtnis zu rufen — „oder sind die Katholiken keine Christen?“ fragte er die lutherischen Päpstchen, denen seine Ansicht von der Tradition und andere Ketzereien so widrig waren. Andrerseits schlummerte in Lessing kein Fünkchen der romantisch-künstlerischen Vorliebe für die Kirche und Marienminne des Mittelalters, die Vielgötterei und den mystischen Cultus der katholischen Mythologie, noch konnte ihm in einer Zeit, die einen einzigen Tempel aufthun wollte, die auch heute dem norddeutschen Protestanten selten erschwingliche Überzeugung von dem gewaltigen Machtbestande des Katholicismus und seiner Priesterschaft im rechten Umfang zu eigen sein. Aufmerksam verfolgt jedoch hat er die katholische Unionsbewegung, die zeitlich dem Fragmentenkrieg ungefähr parallel läuft und von „Febronius“, dem Trierer Weihbischof Johann Nicolaus v. Hontheim, ausging. Schon 1763 war der Liber singularis über die Lage der Kirche und die gesetzliche Macht des Papstes erschienen, worin der

katholische Ungenannte Unfehlbarkeit, weltliche Gewalt und andere vom römischen Stuhl angemaßte Rechte bestritt und die Fürsten, voran den Kaiser, aufrief, sie sollten ohne Concil und Curie die Kirche wieder dem Zustande der ersten Jahrhunderte zuführen, ad reuniendos, wie gleich der Titel sagte, dissidentes in religione Christianos. Dies Buch von löblicher Grundgesinnung, aber ebenso bedenklich wie unpraktisch in seinen Reformvorschlägen, machte großes Aufsehen durch ganz Europa. Es hat in Wien den Acker für die josephinische Saat bestellen helfen. Gegenschriften und Repliken schossen während der ersten siebziger Jahre ins Kraut. Ein Jahr nach dem Febronius abbreviatus von 1777 nöthigte die Curie, längst über Hontheims Verfasserschaft im Reinen und auf ein leises Vorgehen klug bedacht, den Greis zu einem, mit dem stärksten innern Vorbehalt abgegebenen, Widerruf, dessen spätere Rechtfertigung keinen Zweifel darüber bestehen ließ, wie unfreiwillig diese „freiwillige Retractatio" gewesen. Als dann Johannes Müller in den „Reisen der Päpste" die Febronischen Forderungen an Staat und Kirche kritisirte, stellte F. H. Jacobi 1782 Lessing als Gesinnungsgenossen des Historikers dar. Seine Broschüre „Etwas das Lessing gesagt hat" buchte folgende mündliche Äußerung des großen Todten: was Febronius und sein Anhang behaupteten, sei eine unverschämte Schmeichelei für die Fürsten, denn all die Gründe gegen die Rechte des Papstes seien entweder nichtig oder doppelt und dreifach auf die Fürsten zu erstrecken, wie jedermann begreifen müsse; daß noch niemand dies mit aller nöthigen Bündigkeit und Schärfe öffentlich gesagt habe, erscheine, je mehren der Beruf dazu obliege, seltsam genug und als ein äußerst schlimmes Zeichen. So hielt Lessing allenthalben die Meinung fest, die religiösen Fragen müßten ihren freien Lauf ohne clericalen oder weltlichen Hochdruck nehmen.

Als im December desselben Jahres 1780 das Consistorium eines protestantischen Reichsstandes beim Regensburger Corpus ein „Gutachten über die dermaligen Religionsbewegungen, besonders der evangelischen Kirche" einreichte, der Herzog aber vertrauensvoll das schriftliche Urtheil Lessings verlangte, da sprach er seinen alten Grundsatz von den heilsamen „Fermentationen" nachdrücklich, ohne der eigenen Sache unmittelbar zu erwähnen, aus und verglich die benachbarten Religionen mit gährenden Fässern im Keller, deren eines das andere ansteckt: nie

bewegt sich Eine allein, die gewaltigen Schritte der Reformation trieben den Katholicismus vorwärts, „der Einfluß des Papstthums auf den Staat ist jetzt nicht minder wolthätig als der Einfluß der evangelischen Kirche." Kein anderer Aufklärer theilt diese äußerste Unbefangenheit.

In dem Schauspiel der brausenden theologischen Gährung, die Lessing mit Hilfe des Ungenannten erzeugt hatte, traten, von brieflichem und mündlichem Beifall abgesehen, wenige Männer offen auf seine Seite, und in die Tiefen hat doch nach vereinzelten Beschauern erst die Romantik den Blick gesenkt, voll Bewunderung und auf ihre Art voll tendenziösen Misbrauchs. Der Vergleich mit der einsamen Mühle, den Lessing in den Klotzischen Händeln so ergreifend durchgeführt hatte, stellt sich für die theologische Aristeia wieder ein. Wol mußte es ihn heiter anmuthen, daß Goezes Nachbar, der treue Wandsbecker Bote, seine Kampfstellung munter würdigte und die „Gegensätze" in ein spaßhaftes Japanisch-Deutsch übertrug, weil er Lessings Kopf hochschätzte, ob er gleich sein Credo nicht annehmen konnte. Wol erfreute ihn manche Zustimmung aus Weimar, der neuen geistigen Hauptstadt Deutschlands, dem Superintendentensitze Herders, wo auch Wieland entbrannte, durch Freund Merck für die Anti-Goezen „Lessing, der doch wahrlich ein ganz herrlicher Kerl ist, ein Jo triumphe zuzurufen".

Er selbst aber hatte im Motto eben diese Streitschriften triumphlose Kriege genannt:

Bella geri placeat nullos habitura triumphos.

und sie, von denen Moses meinte: es werde „zu viel scharmützelt", nur als die leichten Truppen vor der Hauptarmee ins Feld geworfen. Mit Goeze kam man nicht weiter, denn er verharrte störrisch auf dem gleichen Fleck und zwang durch seine Wiederholungen und Gewissensreden den Gegner zu Variationen derselben Weise, worin zwar dialektische Kunst ihre siegreiche Machtfülle entfalten, die Hauptprobleme aber nicht zum Austrag rücken konnten. „Text", so spricht der Hauptpastor in Lessings Parodie des Gerippes einer „nicht gehaltenen" Predigt, „Text heißt ein kleiner Spruch, woraus sich eine lange Rede machen läßt, so wie sich aus einem Büschchen Wolle ein langer Faden ziehen und dehnen läßt". Darum erklärte Lessing schon im Anfang

der Fehde, der Ungenannte ſcheine ihm noch nicht in die rechten Hände gefallen zu ſein, und ſtrebte weiterhin durch namentlichen Aufruf der patres conscripti die vornehmere wiſſenſchaftliche Theologie aus dem Verhau ihrer akademiſchen Zurückhaltung zu locken. In wolbedachter Würdigung des Rufers im Streite nahm ſie ſich lange Muße, theils aus Unbehagen, theils zur ernſten Sammlung. Keiner von den theologiſchen Führern band gern mit Leſſing an. Michaelis ließ ſich erſt nach Leſſings Hingang über eines der Fragmente aus und verſuchte durch Jeruſalem die ungedruckten Theile der Handſchrift kennen zu lernen. Der Hoftheolog antwortete, das ſei unthunlich, und erging ſich in ſchiefen Deuteleien über Leſſings theologiſche Wandelungen. Perſönlich wolwollend und dem pietätvollen Freunde ſeines unſeligen Sohnes verpflichtet, hatte er ſich den leidigen Fragmentenſtreit durch jenes Conſiſtorialgebot des Schweigens vom Halſe ſchaffen wollen. Der Göttinger Leß ſprach Beſchwörungsworte in den Sturm, wie das ſeine Art war, und wurde von rechts und links übertönt. Sein College Walch wandelte langſam mit einem ſchweren Packen kirchenhiſtoriſcher Gelehrſamkeit heran, die jede Wirkung auf den Tag und das Laienpublicum verſchmähte. Raſcher und populärer trat der junge Döderlein 1778 f. mit „Fragmenten und Antifragmenten" hervor, ein kritiſcher Kopf, der in ſeiner vortrefflich geſchriebenen Arbeit nicht kleinlich der Perſon des Ungenannten nachfragt, den für ſcharfſinnig und gelehrt erkannten Mann nie beſchimpft und Leſſingen dankt als dem „wahren Kenner von Gelehrſamkeit, durch deſſen Veranſtaltung aus den Schätzen der Weisheit jene Schätze der Spötterei und Feindſchaft gegen die Religion ans Licht gezogen worden". Er druckt die Stücke vom Rothen Meer und der Auferſtehung ab und erhebt ſich beim zweiten von den rationaliſtiſchen Gegengründen auch zu allgemeinen Erwägungen, wie ſie der ungleich gewichtigere Gegenſtand fordert, wobei er mannigfach mit Leſſing übereintrifft. Auch für ihn, den zünftigen Lehrer der Theologie, beruht der Glaube an Jeſus nicht auf der Wahrheit des bibliſchen Buchſtabens, einer unmöglichen Evangeliſtenharmonie, der Evidenz aller erzählten Wunder. Und dem Fragment über die Unmöglichkeit einer allgemeinen Offenbarung ſetzt er unter vielen triftigen Ausführungen den Fortſchritt, die innere beſeligende Wirkung des Chriſtenthums, die dem Gang der Menſchheit entſprechende

allmälige Entwicklung der Religion entgegen, wobei auch er dem Gedanken einer göttlichen Erziehung huldigt. Er rettet die Bibel gegen die umstürzende moralisch-pragmatische Kritik, denn eine aus lauter Heiligenleben zusammengesetzte Weltgeschichte würde ein Roman sein, aber er scheidet gelehrte Theologie und Religion wie Lessing und findet das Axiom, die Bibel sei nicht die Religion, sondern enthalte nur die Religion, so richtig, daß auch er an die Orthodoxie Lessings witzige Frage stellt: ob niemand gesunden könne, der nicht die Arznei sammt der Schachtel verschlucke? Mit diesen verständigen, wenngleich nicht sonderlich originellen Betrachtungen konnte sich Lessing stillschweigend vertragen. Dagegen ignorirte er J. F. Kleukers Buch „Einige Belehrungen über Toleranz, Vernunft, Offenbarung, Wanderung der Israeliten durchs rothe Meer und Auferstehung Christi von den Todten" u. s. w. (1778), das sich mit allen Fragmenten zu schaffen macht, den Durchgang theils rechnerisch, theils als ein Wunder zur Glaubensstärkung erklärt und auf die Disharmonie der Auferstehungsberichte das neue Pflaster streicht, der eine Evangelist folge einer griechischen, der andre einer hebräischen Wortfügung. Auch Lessings Zusätze und Duplik werden kritisirt.

Anders ging Semler zu Wege. Das unwillige Staunen des großen Gelehrten über die wilde Kritik, die der Ungenannte an Jesu und den Jüngern verübt hatte, wurde zu maßloser Bitternis gewiß durch die Furcht hinaufgetrieben, nun werde die theologische Rechte gen Himmel schreien: seht hier die giftigen Früchte der modernen Wissenschaft, seht hier die Forschung der Semler in ihrer nackten Verruchtheit! Zu solchen Unkenrufen lag zwar ein ehrlicher Anlaß nicht vor, aber ihm graute, welchen Nährstoff die Feinde daraus schöpfen möchten, wenn etwa im dritten Anti-Goeze sein Name zwischen den Namen Basedows und Bahrdts paradirte. Gewährsmänner wie Sulzer und Zimmermann wollten sogar wissen, Semler habe in Berlin die Unterdrückung des Lessingschen Fragmentenstreites heimlich betrieben, wie er denn dem neuesten Offenbarer Gottes ein elendes Hallenser Dasein zu zerstören strebte. Ostern 1779 erschien sein unerfreuliches und nach der, von Semler stets vernachlässigten, schriftstellerischen Seite ganz ungenießbares Buch „Beantwortung der Fragmente eines Ungenanten insbesondere vom Zweck Jesu und seiner Jünger", für das er sich sogar

die vorläufige Approbation der in besserem Glaubensgeruch stehenden Amtsbrüder zu Göttingen erbeten hatte. Nicht ohne kleine collegiale Spitzen stellte ihm Miller das gewünschte Zeugnis aus; er war darauf gefaßt gewesen, es möchte der Kritiker des Kanons betreffs der Thatsachen des Christenthums, besonders der Wunder, in einige Verlegenheit gerathen, fand sich aber enttäuscht und auch die Stellen von der Gottheit Jesu und der heiligen Dreieinigkeit „sehr vorsichtig und unanstößig" erklärt. Semler ist kein Freund des öffentlichen Radicalismus, mit dem am besten eine stille Correspondenz in einem zu gründenden, und wirklich alsbald gegründeten, Religionsmagazin gepflogen werden sollte. Er bezeugt die ungeheure Wirkung der Fragmente. Ihre Voraussetzungen, Wege und Ziele mit methodischer Gelehrsamkeit zu überfluten, dem bösen Naturalisten Fehler über Fehler, Trugschluß über Trugschluß nachzuweisen, konnte einer Kennerschaft wie der Semlerschen nicht schwer fallen. Das sei mit Einem Worte zugestanden, denn die Kreuz- und Quergänge durch diesen Urwald von Paragraphen abzuschreiten ist unmöglich, der Kreis der leitenden Gedanken aus Semlers Hauptwerke bekannt. Nirgends polemisirt er gegen Lessing, mit dem er vielmehr in einer Reihe von Axiomen, in Erörterungen der Beweiskraft von Wundern und Weissagungen, in der Schätzung der regula fidei nah übereinstimmt. „Ganz recht", lesen wir einmal, „hat Herr Hofrath Leßing schon angemerkt, der Glaube war eher als diese Bücher". Um so straffer hat er die Sehne gegen den Fragmentisten gespannt. Der heißt ihm ein unverschämter, unwissender, lahmer, seichter, eilfertiger, mürrischer, keifender Wäscher, seine Kritik ein Witz von Schlaraffenland, und er sieht kein gutes Haar an dem „Deisten", so daß schon Leß außer den vielen Abschweifungen die ungünstige Behandlung des Gegners tadelt.

Nach dieser über fünfthalbhundert Seiten ausgedehnten Streitschrift, die den Urheber des ganzen Krieges ungeschoren ließ, erscheint geradezu verblüffend ein von Semler eingeleiteter Anhang „Von dem Zwecke Herrn Leßings und seines Ungenanten. Ein Paar Fragmente eines Ungenanten aus meiner Bibliothek. Herausgegeben von A—Z." Semler rühmt den Anonymus oder seinen Herausgeber als einen sehr gelehrten, verdienten und tugendhaften Mann, der aus dem Studium der Theologie längst mit großem Erfolg in einen Kreis „festerer

Wissenschaften" — „vermuthlich handfesterer" spaßt Lessing — übergegangen sei. Die Maske ist nie gelüftet worden; an Semler selbst darf man schon dem Stil nach durchaus nicht denken, vielleicht an einen alten Klotzianer? Als Herder im April den Band empfing, schrieb er seinem Hamann: „Semlers Buch gegen den Ungenannten ist hier ... ich habe aber noch nichts, als Vorrede und die Beilage am Ende gelesen. Jene ist, ganz außer Semlers Ton, demüthig und fast furchtsam; die letzte, ohne Zweifel von einem Preußischen Offizier, schnippig, doch nicht untreffend". Dies Urtheil überrascht aus dem Mund eines Mannes, der gleich darauf sein reges Interesse an Lessings Anti-Goezen und seine Verachtung gegen die erst so schweigsamen, nun so kläffenden berühmten Theologen, „diese illustria capita voll Mohnsamen", bezeigt. Denn die Beilage enthält ein Vorwort voll ironischer Complimente an den Accoucheur des Ungenannten, ein, von Semler allein hervorgehobenes, Rechenexempel für den Durchgang durchs rothe Meer und ein satirisches Mittelstück „Fragment eines Gesprächs" zwischen dem Lord Mayor von London und einem Brandstifter Sir John Bowling. Dieser Narr hat, als er auf dem Nachbarboden ein brennendes Licht bemerkte, schnell etliche Bünde Stroh draufgeworfen und die Luken geöffnet, um der Flamme Luft zu machen, weil — so verantwortet er sich — die Feuerfestigkeit des Hauses, die Unerschrockenheit des Besitzers, die Zuverlässigkeit der Feuerwehr ihm wolbekannt war und solcher ehrenvollen Probe werth schien. Sir John wandert dafür nach Bedlam. Und hat Lessing, wie nun ein Hamburgischer Kaffeehausdialog über diese lächerliche Geschichte ergiebt, nach seinem Satze „Dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll" bei Herausgabe der Fragmente den „perfekten Sir Bowling" gespielt, so ist wol auch er ins Tollhaus zu verweisen. Diese Folgerung überläßt der anonyme Witzbold dem Leser und wirft lieber noch ein paar bösartige Streiflichter auf Lessings geheime Absichten: den Orthodoxen wehe zu thun „und die übrigen Gottesgelehrten, die bisher die christliche Religion von den Zusätzen der Theologen zu reinigen gesucht haben, zu zwingen, noch weiter zu gehen", was in erster Linie nur auf Semler gemünzt sein kann.

Der nicht unwitzige Hohn, der sich so perfid an eine bloße Einkleidung heftete und, obwol Semler dieses parodistischen Kerns weder

in der allgemeinen noch in der besondern Vorrede Erwähnung that, unter der offenen Flagge des berühmten Theologen ausging, rührte Lessing die Galle auf. Den Kritiker des Fragmentisten wollte er den Orthodoxen überlassen, dem Herausgeber des Anhangs, dem „Schubiack", der „impertinenten Professorgans", aber selbst heimleuchten mit einem „Briefchen aus Bedlam." Ende August wird es auch öffentlich angekündigt, doch nur ein winziges Bruchstück liegt vor, worin Lessing, auf ein bekanntes Gedicht seines Kleist anspielend, den Spott zurückzahlt: „Nun bin ich mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle, mein Herr Doctor, leben, zu wol bekannt, als daß es mich besonders schmerzen sollte, wenn die Tollhäusler der mehrern Zahl mich gern in ein eignes Tollhäuschen sperren möchten". Das Motiv hat er noch im Vorbeigehn angeschlagen, nachdem sich der Plan einer Zusammenfassung älterer und neuerer Entwürfe zu einem Denkmal des zweiten, nachgoezischen, Actes dieses kriegerischen Schauspiels in ihm befestigt hatte. Schon Ostern 1780 sollte ein Band „Briefe an verschiedene Gottesgelehrten" erscheinen und Walchs Adresse den Reigen der „einseitigen Dialoge" eröffnen, aber vergebens sehnte Herder einen Geist herbei, der ihm diese Correspondenz zutrüge. Im Herbst meldet dann Jacobi, Lessing gedenke bald eine Reihe von Sendschreiben an alle seine Angreifer im Fragmentenstreite herauszugeben, um nachher mit kirchengeschichtlichen Excerpten seine theologische Laufbahn zu beschließen. Der jäh abfallende Pfad des Lebens hat keinem dieser mannigfachen Entwürfe die Vollendung gegönnt.

Da sollte Reß noch einmal vor die Klinge, da sollten Teller und Töllner über alten und neuen Arianismus ausgefragt und berichtigt werden, da sollte Semler zu seiner peinlichen Verlegenheit rund heraus erklären: erstens, worin die allgemeine christliche Religion bestehe; zweitens, was das ausscheidbare Locale der christlichen Religion sei; und was drittens das so vag gepriesene Moralleben des Christen ausmache. „Der Philosoph auf der Kirchenversammlung", der schon im Sommer 1778 aufgerufen wurde, als Lessing mit der „Nöthigen Antwort erster Folge" abtreten mußte, hätte die jüngsten Streitigkeiten im Spiegel des Concils von Nicäa aufgefangen, und neben dem neutestamentlichen Kanon wäre auch die höhere Kritik des alten Testamentes nicht ganz leer ausgegangen, da es galt die lang und viel

besprochene Frage nach Esras Thätigkeit am Pentateuch mit Abt Jerusalem achtungsvoll wieder aufzunehmen. Der hohe Wogengang der Anti-Goezen hat sich beruhigt, wo nicht Zwang oder Lust den Verhaßten anzurennen Sturzwellen des alten Zorns über die geglättete Fläche dieser sachlicheren Polemik emporjagt. Seltener ertönt das Pathos der früheren Streitrufe, und das schöne Bekenntnis „Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes" ist nur bestimmt ein launiges theologisches Familienmärchen, frei nach Swift, zu eröffnen, wie jene Verse aus dem „Jon" des Euripides nur die Pforte kränzen, die zu den streng wissenschaftlichen Disputationen mit C. W. F. Walch führt. Woran Goeze nur tappte, das suchte die profunde, schwerfällige Gelehrsamkeit des Göttinger Professors 1779 in der „Kritischen Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen in den ersten vier Jahrhunderten" mit aller Beherrschung des patristischen Materials und aller schleppenden Breite, deren die damalige Theologie sich im rechten Gegensatze zu Lessings leichtgeschürzter Bündigkeit und Eleganz ungern entschlug, festzustellen: alleinige Erkenntnisquelle der christlichen Religionslehren war schon während der ersten Jahrhunderte die heilige Schrift, nachdem der apostolisch-schriftliche Unterricht den ersten mündlichen ersetzt hatte. Die alten Christen haben als Hörer, durch Vorlesen und Predigt, und mittelst eigener Lectüre, die Semler willkürlich auf die Lehrer beschränke, die Bibel als einzigen Grund der Überzeugung und Religionsübung angesehen, und die Symbola wurden aus der Schrift bewiesen. „Seht" oder „Leset" rufen all die Zeugen, aus deren Sätzen Walch eine riesige Mauer ohne Mörtel aufbaut, erst in historischer Folge, dann nach Rubriken. Seine Vorrede ist gegen die Neuerer gerichtet, die uns von dem rechten evangelischen Sinn, nur durch die Bibel weise, christlich tugendhaft und selig zu werden, ganz andre Begriffe beibringen wollen, und sie verurtheilt vor allem die Pest der unbewiesenen Behauptungen auf kirchengeschichtlichem Gebiete: viel weiter als Semler gehe Herr Hofrath Lessing in den Paragraphen der „Nöthigen Antwort", von denen Walch die meisten abdruckt, um Lessings versprochene Beweise zu der schärfsten Prüfung abzuwarten. Kleinere und umfangreiche Bruchstücke, die an mehreren Stellen auch die Absicht einer Gliederung nach einzelnen Kirchenvätern andeuten und durch Aufnahme der Tertullian-

ſtudien gerundet werden ſollten, bezeugen, wieviel Scharfſinn, Wiſſen und Sorgfalt nach innen und außen der Liebhaber der Theologie für die große Verhandlung mit einem hochanſehnlichen Oberhaupte der Zunft angeſtrengt hat. Schon bei den Vorboten im December 1778, ſchrieb er, nach einer luſtigen Wendung über den abgethanen Goeze ſich aufreckend, an die treue Theilnehmerin all ſeines Strebens Eliſe: „Endlich laſſen ſich die großen Weſpen doch auch aus dem Loche ſterlen. Die Göttingſche (Leß) ſumſet nicht ſo arg, als ſie zu ſtechen drohet".

„Bibliolatrie", im weiteſten Sinne des Bibelgebrauchs und der Schriftverehrung unter den Chriſten, betitelte Leſſing ſeine erſten Entwürfe, die noch die Nabelſchnur tragen, welche ſie mit ihrer Mutter, den antigoeziſchen Schriften, verbindet. Sie ſind zur gleichen Zeit wie die Reviſion der „Nöthigen Antwort" entſtanden und verſprechen einen dreiſtöckigen Aufbau, nämlich den „hiſtoriſchen" Bericht über den Goezeſtreit, die „thetiſche" Lieferung von Beweiſen für ſeine Sätze, die, weil unbewieſen, unbeweisbar geſcholten wurden, die „epanorthotiſche" Unterſtützung und Rettung dieſer Beweiſe gegen Walch. So holt Leſſing weit von ſeinem jugendlichen Zwieſpalt zwiſchen Apologetik und Verneinung aus. Auch die ſpäteren „Briefe" beginnen mit einem Rückblick auf Goezes Einwürfe gegen die „Axiomata" und erheben fortſchreitend an den „competenteſten Richter in dieſer Sache", deſſen Gelehrſamkeit von Leſſing alle Ehre erfährt, die Forderung, er ſolle Leſſing nicht aus Goeze, ſondern aus ihm ſelbſt verſtehen, um dann zu bekennen, daß Leſſing weder in den Tag hinein plaudre, noch feindſelige Angriffe auf die chriſtliche Religion thue, wie jener Schreier ihm ſo hämiſch Schuld gebe. Er behauptet ſeinen Poſten der Tradition und fertigt eine Reihe von Scheinzeugen des Göttinger Kirchenhiſtorikers mit geſchärfter Interpretation ab, wie auch der erbauliche Leß mit ſeinem Ignatius zwar reſpectvolle Aufnahme, aber keinen Glauben bei dieſem Prüfer fand. Am Faden der Geſchichte geht er von Juſtinus zu Irenäus, hier recht „epanorthotiſch" verweilend, zu Clemens, der pädagogiſch Tugend- nicht Glaubenslehren aus der Schrift, dieſer disciplina, nicht regula fidei, zog, von ſolchen Wort für Wort peinlich unterſuchten Stellen des ſchwer zu packenden alexandriniſchen Rhetors zu Tertullian, dem eine größere

Rolle vorbehalten war. Ein Excurs über die regula fidei unterbricht nur scheinbar das Zeugenverhör, in dessen Verlauf Walchs Buch immer mehr zusammenschrumpft; der Arianismus sollte wieder zur Sprache kommen, die Bibelauslieferung unter Diocletian in einem vorläufigen Sendschreiben „Von den Traditoren" gegen zwei Excurse Walchs erledigt sein. Diese Studien, denen die moderne Theologie viel zu widersprechen, abzudingen, zuzusetzen hat, aber in den leitenden Gedanken gegen Walchs akademische Autorität beipflichtet, drängen fort und fort auf die Frage nach der Geschichte des Kanons, auch wo „meiner Hypothese über Entstehung des Neuen Testamentes" nicht so ausdrücklich erwähnt wird wie einmal beim Hermas.

Mit einer selbständigen Kritik des Kanons hoffte Lessing am Schlusse des bewegten Jahrzehnts, über dessen Eingang Semler seinen Namen geschrieben hatte, sein theologisches Gebäude zu krönen. Die Balken waren längst zugehauen und erwarteten die letzte Hand des Meisters. Daß die Religion Christi, die er als Mensch erkannte und übte, anders in den Evangelien enthalten sei, als die christliche Religion, die ihn selbst als Übermenschen anbetet, stand so fest wie das unüberwindliche Axiom „Die Bibel ist nicht das Christenthum". Unter anderem sollte eine skizzenhafte und in mehreren Punkten sehr anfechtbare Einleitung in die Apokalypse den Beweis für die planlose Bildung des Kanons verstärken. Doch schon im Winter 1777/78 dachte Lessing die „Neue Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet" zum Vorschmack eines „seit vielen Jahren", sagen wir: seit Breslau, geförderten Buches für den engern Kreis derjenigen Theologen, „deren Geist ebenso reich an kalter kritischer Gelehrsamkeit als frei von Vorurtheilen ist", auszuarbeiten und Ostern bei Voß herauszugeben. Lessing, im Eigenlob so sparsam wie Einer, freute sich des fruchtbaren Keims seiner Entdeckungen und meinte nichts Gründlicheres, nichts Sinnreicheres dieser Art geschrieben zu haben. Hätte er damals abgeschlossen, sein Eingreifen wäre in der Entwicklungsgeschichte der theologischen Kritik sofort ungleich kräftiger gespürt worden, als ein nachgelassenes Stückchen die Forscher auf- und anzuregen vermochte; aber auch so ist eine nachhaltige Wirkung von der „Neuen Hypothese" ausgeströmt.

Der erſt durch Baur und ſeine Schule zur vollen Bedeutung erhobene Satz, daß die urchriſtlichen Nazarener in ihrem dogmenloſen Meſſiasglauben nicht aufhörten, Juden zu ſein, ſteht bei Leſſing an der Spitze. In dieſem Kreiſe, dieſer Urphaſe einer ſpäterhin durch Paulus der weiten Welt gepredigten Religion, ſucht er die erſten ſchriftlichen Nachrichten über Jeſu Leben und Lehren, geſchöpft aus mündlicher Überlieferung glaubwürdiger Leute, die mit Jeſu verkehrt hatten, und gemäß dem Mehr oder Weniger ſolcher Mittheilung in ſtetem Fluß begriffen, einem bald wachſenden, bald abſchmelzenden Schneeball oder einer von jedem Beſitzer nach Luſt behandelten Familienchronik vergleichbar. Auch die vertrauten Frauen trugen ihre kleinen Anekdoten herbei; da jedoch ſelbſtverſtändlich die Apoſtel als vornehmſte Gewährsmänner nachwirkten, hieß dieſe flüſſige Sammlung das Evangelium der Apoſtel, wenn man es nicht nach denen, die es brauchten, Nazarener- oder Hebräerevangelium nannte. Leſſing ſetzt die Schrift unter den *ἄνθρωποι ἀγράμματοι* gewiß zu früh an, betritt aber die Pfade richtiger Erkenntnis, wenn er der mündlichen Geſchichte die Sammlung biographiſcher Denkwürdigkeiten und Lehren Jeſu, wolverſtanden: ohne den dogmatiſchen Charakter der chriſtlichen Religion, folgen läßt, wie ja heute *λόγια κυριακὰ* für die erſte Urkunde evangeliſtiſcher Schriftſtellerei gelten. Von dieſem Nazarenerevangelium war, auf Grund der Kirchenväter, lange vor Leſſing und oft die Rede geweſen. Auch der Ungenannte hatte damit zuverſichtlich hantirt, Semler die Priorität vor unſerm griechiſchen Matthäus ſtets verfochten, während Lardner im Gegentheil einen hebräiſchen Auszug aus dem Matthäus annahm, denn er deutet das Zeugnis des Papias um und dictirt: Origenes hätte dies Urevangelium finden müſſen, wenn es ein ſolches gegeben hätte. Heute ſind die Fragen der Evangelienkritik ſo unendlich vertieft und verfeinert, die Fäden der Vermuthung auf einem Gebiete, wo erſte Denkmäler und Mittelglieder fehlen, ſo ineinander geſchlungen und geknotet, daß jeder Nadelſtich in das Teſtament ein Neſt von Hypotheſen trifft und in vielen Punkten die Reſignation des Nichtwiſſenkönnens und eine beherzte Vereinfachung der Fragſtellung platzgreifen muß. Für Leſſing und ſeine Zeit lagen die Dinge bei weitem nicht ſo ſchwierig und verwickelt, als ſie in Wirklichkeit ſind. Er ſieht in dem chaldäiſch-ſyriſchen Nazarenerevangelium des vierten

Jahrhunderts das urchristliche Apostel- oder Hebräerevangelium, das auf die natürlichste Weise entstanden in abweichenden Abschriften umlief. Scharfsichtig bemerkt Lessing, daß die älteste Nachricht von Jesu nur so lange in der Landessprache bleiben konnte, als das Christenthum palästinisches Judenchristenthum blieb. Matthäus machte aus dem hebräischen Text den ersten griechischen Auszug, und wenn Papias sagt „Matthäus verfaßte in hebräischer Sprache die Reden, es übersetzte sie aber jeder, wie er es konnte", so hat er nicht einen ursprünglich hebräischen Matthäus, sondern das hebräische Original, das Matthäus als erster Dolmetsch in Umlauf gebracht hatte, gemeint. Hier ist die Voraussetzung der aramäischen Schrift vor den griechischen Evangelien und der zeitliche Vorrang des Matthäus vor den andern Evangelisten sowie die Quelle des judenchristlichen Matthäusevangeliums richtig erkannt, wenn auch die Verfasserschaft des Matthäus heute auf einem ganz andern Blatte steht. Das Urevangelium macht Lessing weiter zur Quelle der dem Matthäus nachschreitenden Lucas und Marcus und gewinnt so eine neue Erklärung, die in Marcus nicht den Epitomator des Matthäus, sondern den Benutzer derselben Vorlage, nach einem minder vollständigen Exemplar, sieht. Alles ist rein menschlich zugegangen: Matthäus befriedigte mit seinem Buch nicht alle, das Bedürfnis wuchs, Lucas traf eine andere Wahl und Anordnung und schrieb ein besseres Griechisch, Marcus machte von dem allgemeinen Rechte Gebrauch die Geschichte Jesu zu bearbeiten „so wie jeder es vermochte", die Schreiber thaten das mit würdiger Hingebung und Vorsicht, getrieben von einem guten Geist, welchen den heiligen nennen mag, wer dazu den Drang hat. Lessing hat ihn jedenfalls nicht. Kühn setzt er, nachdem ganz richtig, nur ohne die subtilen Filiationen der Gegenwart, die Drei, die man seit Griesbach Synoptiker nennt, zusammengerückt sind und die Hypothese ihre Übereinstimmungen aus dem hebräischen Urevangelium erklärt hat, den Fuß weiter zu dem Vierten, Johannes. Die hebräische Urkunde des Matthäus und die aus ihr geflossenen griechischen Evangelia lehrten nach alter nazarenischer Auffassung Jesum als den ehelichen Sohn Josephs und Marias kennen oder näherten sich wenigstens einer höheren Idee nur von fern. „Sollte also das Christenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Secte wieder einschlafen und verschwinden, sollte es unter den

Heiden als eine besondere, unabhängige Religion bleiben, so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben"; das Evangelium des Geistes für die ewige Zeit, da es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, nach dem durch Matthäus repräsentirten Evangelium des Fleisches. Die Kluft zwischen beiden füllte die Kirche mit den Evangelien des Petrusschülers Marcus und des Paulusschülers Lucas. Lessings 1780 geschriebener knapper Auszug, die sechsundfünfzig „Theses aus der Kirchengeschichte", führt über dies letzte Motiv hinaus in die weitere Geschichte des Kanons, die erst so spät die Geltung von nur vier Evangelien kennt und so lang den Bischöfen eine gleich dem Apostelwort maßgebende mündliche Entscheidung beimißt. Schlagend ist von Lessing für immer festgestellt worden, daß der zufällige Platz im Kanon kein chronologisches Zeugnis liefert. Heute wissen wir, daß der neutestamentliche Kanon erst um das Jahr 200 in seinen Hauptstücken, erst um das Jahr 400, mit der katholischen Kirche herangewachsen und befestigt, in seinem jetzigen Umfang dastand. Hilfsmittel, von denen Lessing nichts ahnen konnte, wie das älteste Verzeichnis im Muratorischen Fragment, sind aufgetaucht. Die Betrachtung des Urchristenthums und seiner Parteiungen, des Judenchristenthums und des vom Gesetz erlösten Heidenchristenthums, des Essenismus und der Gnosis, der Sagenbildung und der ersten Schriften, die mehr als ein Niederschlag aus den Wolken christlicher Mythologie, sondern die Denkmäler bestimmter Strömungen und individueller Schriftsteller waren, der Daten, der Verfasser, der Zusammenhänge hat sich seit Lessings Tagen gewaltig erweitert. Die Sonderstellung des speculirenden Johannes, die Lessing, ohne Paulus zu streifen, so lebhaft betonte, ist geblieben, aber die Kritiker lassen dem Johannes die antineronische „Offenbarung", um das πνευματικὸν εὐαγγέλιον ins zweite Jahrhundert zu verlegen. Die Hypothese des Urevangeliums in der Landessprache als gemeinsame Quelle der Synoptiker lebte bei Professor Paulus fort und wurde 1804 von Eichhorn neu und nachhaltig zur Verhandlung gestellt, indem er erst wie Lessing unmittelbar die aramäische Vorlage, dann aber eine griechische Mittelstufe annahm. Noch Strauß steht der Hypothese Lessings so nahe, daß sie diesem Aufrührer der neutestamentlichen Kritik „ein Schriftchen von zwei Bogen" heißt,

„welche aber die fruchtbaren Keime aller späteren Forschungen über diesen Gegenstand enthalten". Und ein Fackelträger bleibt Lessing mit seinen allzu bündigen Schlüssen auch auf diesem schwierigsten Arbeitsfeld, wenngleich zur Zeit das Urevangelium, das schon für Lessing im ersten Grund ein mündliches war, nach der unter J. A. Wolffschem Einfluß ausgebildeten Theorie Schleiermachers von kleinen, ins Legendarische hinüberspielenden Niederschriften (Diegesen), dem Kern einer Spruchsammlung gewichen ist.

Was er über das Evangelium Johannis im Sinn hatte, war der Welt lang entzogen, aber sein Testament Johannis, das auch Gleim als Friedensbotschaft an alle deutschen Kirchenthüren schlagen wollte, tauchte in siegreichem Glanz aus jeder Verfinsterung des Fragmentensturmes hervor. Es bleibe dahingestellt, wie und wo Lessing all die Entwürfe des zweiten Feldzugs an den Mann zu bringen gedachte, ob auswärts trotz dem Verbot oder mit Remers gelindem Visum; keiner ist zur Vollendung und Mittheilung gekommen, und erst 1784 erfuhr ein engeres Publicum aus dem „Theologischen Nachlaß", daß Lessing unter äußerem Zwang zwar seinem „Steckenpferd", den antigoezischen „Schnurren", aber nicht dem freien Bemühen, unablässig die religiöse Gährung zu fördern und die Forschung vollends aus den Banden des Wahns und der Halbheit zu lösen, entsagt hatte.

Seine „Hauptarmee" war mobil gemacht, als der Befehl kam, sie dürfe nicht ausrücken. Lessing ließ den Muth nicht sinken und sann auf einen Ausweg. Die Nacht des 10. August 1778 bescherte ihm eine plötzliche Erleuchtung. Warum sollte ihm misglücken, was Voltaire mehr als einmal angestrebt hatte: den Schauplatz der Aufklärungskämpfe auf die Bretter zu verlegen und sein „Kindlein, liebet einander" statt in Flugschriften durch den lebendigen Mund der Bühne auszurufen? „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen".

Der zwölfte Anti-Goeze heißt „Nathan der Weise".

III. Capitel. Nathan der Weise.

Introite, nam et hic dii sunt. Motto aus Gellius.

Schon in seiner ersten dramaturgischen Zeitschrift, 1750, hatte Lessing als feuriger Lobredner einer erhöhten und erweiterten Schaubühne auf Voltaire zurück und zugleich prophetisch vorwärts blickend behauptet: „Ja selbst die Streitigkeiten verschiedener Religionen können auf das Nachdrücklichste darin vorgestellet werden"; und wenn der Forschung eine bestimmtere Antwort auf die Frage, zu welcher Zeit und an welchem Orte die Motive und Gestalten des „Nathan" ihre ersten Umrisse empfingen, versagt bleibt, so sind uns doch die Anregungen und Tendenzen geläufig, aus denen die jugendlichen Keime dieses Werkes hervorsproßten, um nach langsamem Wachsthum im Geiste des reifenden Dichters und Denkers endlich wie edle Pflanzen den letzten Schuß zu thun und die volle Blütenkrone in der Luft zu wiegen. Wir kennen die religiösen Kämpfe der Lessingschen Frühzeit, seine Verwahrung gegen das Gebot einen Glauben von den Eltern her gedanken- und zweifellos hinzunehmen, seinen Bruch mit der positiven Religion. Wir sahen ihn auf die christliche Liebe und die Übung humaner Pflichten alles Gewicht legen und der Übereinstimmung im tugendhaften Handeln das Meinen und Vernünfteln kräftig unterwerfen. Seine emporstrebende, auf neuen Gedankengehalt bedachte Dramatik erzog den ungläubigen und verbitterten, aber guten Jüngling nicht durch Predigten, sondern durch edle Thaten eines geistlichen Freundes. Sie suchte modernes christliches Vorurtheil im Anblick wackerer Handlungen eines Juden zu besiegen und segnete den geistigen Bund des Griechen und des Persers. Halbdramatisch ließ die Rettung des Cardan Muhammedaner und Juden ihre Sache führen. Auch

Leſſings Dichtung wählte mit Deutſchen und Franzoſen den Orient zum Schauplatz, und in der Geſchichte des Islam leuchtete ihm früh Saladins Bild entgegen, wie es namentlich Voltaire durch einen glänzenden Firniß aufgefriſcht hatte. Derſelbe Saladin forſchte bei Boccaccio den klugen Juden nach den drei Religionen aus, deren Gründe und Anſprüche, deren Sittenlehre und poſitive Unterſcheidung immer wieder Leſſings helles Auge feſſelten.

„Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat", ſchreibt er im November 1778; zu ſeinen alten dramatiſchen Verſuchen zählt er den „Nathan" ſchon in der öffentlichen Ankündigung. Die Skizze aber, die jetzt im Hauſe Mendelsſohn wie ein urväterlicher Ehrenbrief gehütet wird, ſcheint aus dem Februar 1776 zu ſtammen, wo Leſſing, unmittelbar nach ſeiner italieniſchen Reiſe, das Stück vollends aufs Reine bringen und drucken laſſen wollte und auch mit Schmid und Eſchenburg dies Vorhaben beſprach. Unzweifelhaft iſt das Heft im Weſentlichen die ſaubere, faſt correcturloſe Reinſchrift einer Vorlage, die außer dem Grundſtock des auf die einzelnen Seiten vertheilten und in einem Zuge geſchriebenen Scenariums ſchon kleine Dialogſtückchen enthielt; hinzu kamen auf dieſen von vornherein für ſpätere Einträge berechneten Blättern, deren geſammter Inhalt nur durch ſehr geringe Pauſen geſchieden ſein kann, Erweiterungen während der Copie und ſkizzenhafte Zuſätze nach ihrer Vollendung. Im Auguſt 1778 ergriff Leſſing ſeinen Entwurf als Text für den raſch beſchloſſenen Verſuch, ob man ihn wenigſtens auf der alten Bühnenkanzel ungeſtört predigen laſſen wolle, und Anfang September ſah Schmid den Freund „über dem Propheten Nathan ſchwitzen und brüten". Noch war trotz der Vollſtändigkeit des Gerüſtes auch am Grundriß wie an den theils zu flüchtig, theils zu derb ſkizzirten Trägern der Handlung manches umzugeſtalten. Da ferner die Abſicht eines Flankenangriffs auf den Feind in den älteren Plan eindrang und die Polemik nun entbinden half, was Leſſing ſchon vor dem eigentlichen Fragmentenſtreit und vor allem antigoeziſchen Krieg in ſich getragen hatte, ſo trat zu dem Bedürfnis des ausbauenden und rundenden Künſtlers auch der Wunſch nach ſtärkeren Accenten in lehrhaften Partien und nach einer zeitgemäßen Zuſpitzung der Patriarchenſcene.

Anfang November ſind dieſe Veränderungen feſtgeſtellt, am 14. beginnt die Verſification, am 1. December wandert die erſte Jambenreihe nach Berlin, bis Weihnachten ſoll alles „geflickt" und „polirt" ſein. Aber ſo raſch ging es doch nicht von Statten: zum Feſt waren erſt zwei Acte endgiltig abgeſchloſſen, und im Januar meldete der Wolfenbütteler von Döring, begeiſtert durch die Lectüre des erſten Aufzugs, Leſſing hoffe Anfang Februar „mit ſeinem Nathan ganz fertig zu ſein. Alle Morgen macht er dreißig Verſe." So begann er am 2. Februar den vierten, am 7. März den fünften jambiſchen Act. Im Mai 1779 war Deutſchland um eine claſſiſche Gabe der Kunſt und Weisheit reicher.

Ein Vorwort, worin Leſſing mit erhobenem Zeigefinger auf die Tendenz hinwies, dem chriſtlichen Pöbel darzuthun, daß von Alters her unter allerlei Völkern gute Menſchen ohne poſitive Religion gelebt hätten und daß geſchichtliche Betrachtung der Kreuzzüge ihn zu ſolchen Juden und Muhammedanern hingeführt habe, entfiel, weil das mittelbar und unmittelbar lehrende Gedicht weder der didaktiſchen Einführung noch des ſtreitbaren Vorklangs bedurfte. Mochte es nun ohne Geleitbrief ausgehen und die Leſer fragen, ob neben der eigenthümlichen Tendenz auch genug eigenthümliche Schönheit gewonnen ſei; mochte es nun ohne einen Zuruf an den glücklichen Ort, der zuerſt die Freiheit einer Aufführung beſitzen würde, ſein Heil verſuchen.

Als Leſſing am 8. Auguſt 1778 zur Subſcription aufforderte, verſchmähte er jeden Lockton des Werbers. Ironiſch leitet ſeine Einladung den theologiſchen Feierabend aus dem Mangel an der nöthigen frommen Verſchlagenheit her und antwortet dem Argwohn, ob denn Augenblicke des Verdruſſes wol die ſchickliche Zeit zur Vollendung eines Dichtwerks abgeben möchten, mit ein paar ruhigen, geiſtreichen Sätzchen über die beſte der Welten. Das Publicum erfährt nur den Titel des „etwas ungewöhnlichen" Verſuchs, aber nichts von dem Inhalt: „genug, daß er einer dramatiſchen Bearbeitung höchſt würdig iſt, und ich alles thun werde, mit dieſer Bearbeitung ſelbſt zufrieden zu ſein", fügt Leſſing, dem Strenge gegen ſich ſelbſt einen ſo ſtolzen Ton erlaubte, hinzu. Nur die Vertrauteſten durften ſchon im Voraus wiſſen, daß die alte Parabel von den drei Ringen den Rumpf des begierig erwarteten Dramas bilde.

Wo immer verschiedene Bekenntnisse auf einander stoßen, nachbarlich ihren Göttern Altäre bauen und ihre religiösen Eigenarten mit Waffen weltlicher Macht oder innerer Kräfte des Geistes und Gemüthes zur Geltung bringen, muß alsbald eine Vergleichung des Trennenden und des Gemeinsamen Platz greifen. Dann werden fremde Heiligthümer zu Gunsten des allein seligmachenden umgestürzt oder man lernt im Hinblick auf einen anderen Glauben und die sichtliche Gnade, den achtungswerthen Wandel seiner Anhänger die Evidenz des eigenen preisgeben, um sich entweder zu unterwerfen oder außerhalb confessioneller Schranken im Bund einer höheren freiern Andacht oder im Zweifel an jedem Glaubensmonopol das Heil zu suchen. Hellenischer Nationalstolz trennte die Weltbewohner in Griechen und Barbaren, aber die Stoa lehrte, alle Menschen seien Brüder. Die Kirchenväter machten, da die alte Welt in allen Fugen krachte, den Abgöttern des Heidenthums den Proceß, aber ein milder Irenäus tröstete, daß auch multae gentes barbarorum durch den heiligen Geist zur Seligkeit eingehen könnten. In seiner Zuversicht schwankend, huldigte der Athener zu Paulus' Zeit auch dem unbekannten Gott, wie nachmals der Sultan des Islam durch eine Vertheilung seines letzten Schatzes an drei göttliche Nebenbuhler sicher zu gehen hoffte. Und wenn die Scholastik alle Verläugner Christi mit unermüdlicher Beredsamkeit bedrängte, so ließ doch Abälard (falls das Gespräch von ihm herrührt) den Streit zwischen Christen, Juden, Philosophen vor dem Tribunal seines Richters in der Schwebe.

Eine neue Wendung brachten die Kreuzzüge. Nicht in akademischen Dialogen, sondern leibhaft auf dem heiligen Boden, der dem Volk Israel zu eigen gewesen und um den nun Kreuz und Halbmond rangen, trafen Christen, Muselmänner, Juden zusammen. Die Geschichte meldet von religiösen Disputationen, welche im Waffenstillstand zwischen Abendländern und „Ungläubigen" stattfanden und, wiewol ohne greifbaren Erfolg, doch dem Kreuzfahrer nach der erprobten Tapferkeit des Gegners auch seine unverächtliche geistige Rüstung zum Bewußtsein brachten. Bald erschien der fromme Saladin als ein hoheitsvolles Muster jeder Ritter- und Herrschertugend. Auch mit dem Vertreter des Talmud verschmähte der Anhänger des Evangeliums einen friedlichen Gang nicht, so daß, bei zunehmenden Niederlassungen

und Mischheiraten, bei Wechsel und Kreuzung der Bekenntnisse, sowol eine kühle Confessionslosigkeit als auch mitten in einem intoleranten Zeitalter von Religionskriegen und Judenhetzen hier und dort eine sanfte Stimme der Duldung laut wird. Bis Friedrich II., mehr als Namensvetter des freigeistigen Preußenkönigs, ein verfrühter selbstherrlicher moderner Mensch, der mit Juden und Muhammedanern mündlich und schriftlich die letzten Fragen verhandelt und jedweden positiven Glauben über Bord geschleudert hat, das frevle Wort hinwirft, das ihm eine päpstliche Bannbulle nachsagt: Moses, Christus, Muhammed die drei Betrüger! Im 16. Jahrhundert hat ein unbekannter Rebell durch das Pamphlet De tribus impostoribus den Wahrheitsbeweis für dieses ungeheure Kaiserwort angetreten und nach einer langen nihilistischen Einleitung hurtig seine Lauge über die Bücher Mosis gegossen. Noch Friedrich dem Großen ist das Schlagwort für den Juif imposteur und Mahomet, nicht aber für Christus, ganz geläufig.

Jenes schneidende Nein des Staufers — mag er nun selbst seinen Unglauben in ein so scharfes und schroffes Epigramm gepreßt haben oder nicht — wurde kaum von irgend einem Zeitgenossen nachgesprochen. Unter den Dichtern der mittelhochdeutschen Blüte ist der einzige Gottfried einer zersetzenden Auffassung göttlicher Dinge hingegeben, während Wolframs Tiefsinn in weihevoller Andacht einen Familienbund internationaler Ritterschaft vereinigt und unsre poetischen Herolde der Kriegsreisen über Meer solche Fahrt zur Reinigung und Heiligung der Seele preisen, ohne den Islam zu schmähen. Schlicht gewahrt Walther überall da Einen Quell des Segens von oben, wo der Kaiser den gleichen Ausfluß trügerischen Menschenwitzes sah, und verkündigt: Christen, Juden, Heiden dienen alle einem Gott. So lehrt der geistesverwandte Freidank, daß Gott in Christen, Juden, Heiden dreierlei Kinder besitze, deren jedes seinen besonderen Zustand aus Gottes Hand zu haben bekenne:

Si wellent alle haben reht.
waz got mit den kinden tuo,
dâ hœrt niht tôren vrâge zuo.

Die Entscheidung über die Rechtstitel der Kinder des Hauses steht allein beim Vater; und mehr als einmal warnt der weise Spruchdichter

davor, das Heer des Teufels durch Zuweisung aller Ketzer, Juden, Heiden, über denen doch Gottes Sonne leuchte, zu vergrößern.

Was der Deutsche im unverblümten Vortrag des Lehrgedichts einfältig darlegt, das kleidet der bilder- und märchenfrohe, scharf- und spitzsinnige Geist des Hebräers in das schillernde Farbengewand einer Parabel, wie ja der weite Orient im Judenthum, Buddhismus, Islam überall und immer seine Weisheit und Lebensklugheit zu bedeutsam unterrichtenden und ergetzenden Fabeln auszuprägen weiß und die reichen Gleichnisse des Neuen Testamentes einem von Alters gepflegten morgenländischen Mutterboden entsprießen. Die Ringparabel des Juden Nathan ist, wenn nicht alles trügt, um das Jahr 1100 von einem spanischen Juden recht im Geiste seines Volkes erfunden und schon in mancherlei Fassungen durch die Lande getragen, auch handschriftlich festgehalten worden, bevor gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Rabbi Salomo ben Verga, Altes und Neueres zusammenraffend, im Schebet Jehuda die erste und einfachste jüdische Gestalt für uns aufbewahrte:

Pedro von Arragonien versucht eines Tages auf Rath seines Ministers den im Rufe großer Weisheit stehenden Juden Ephraim Sanchus durch die Frage, ob Judenthum oder Christenthum die bessere Religion sei, in die Enge zu treiben. Eine heikle Frage das; denn mit christlichen Königen ist für den ohnmächtigen Juden, der Zwangstaufen und andere Gewaltthaten als bündigen Abschluß solcher Religionsgespräche wol kennen mag, schlecht disputiren. Hält er's mit seinem Moses, so schmäht er den gebietenden Fragsteller — giebt er Christus den Preis, so verläugnet und verliert er den Glauben seiner Väter; drum darf er keine positive Antwort ertheilen, sondern muß vor der schlau gestellten Falle als vielgewandter Hebräer mit überlegener Schlauheit ausbiegen. Er sucht sich zunächst durch eine persönliche Nutzanwendung zu salviren: unser Gott hat uns aus Ägypten in die Freiheit geführt, euer Gott hat euch die Herrschaft beschert, so haben wir beide allen Grund zufrieden zu sein ... Aber Pedro läßt sich so nicht abspeisen, sondern fragt wieder: welche Religion ist an und für sich die bessere? Ephraim erhält dreitägige Bedenkzeit, die ihm nicht fruchtlos verstreicht. Eine wolüberlegte Komödie soll ihn decken. In scheinbarer Verwirrung eilt er vor den

Thron und begründet dieſen Zuſtand mit folgendem Geſchichtchen: vor einem Monat habe ſein Nachbar, ein Juwelier, im Begriff eine weite Reiſe zu thun, die beiden Söhne durch Schenkung je eines koſtbaren Steines getröſtet; heut Morgen nun hätten die Brüder ihn, den Ephraim, über Werth und Unterſchied der Kleinode befragt und auf ſeine Erklärung, man müſſe die Rückkehr des allein competenten Vater-Juweliers abwarten, geſchmäht und geſchlagen. Pedro meint, dies ſchnöde Benehmen der Söhne verdiene Strafe. Darauf der Jude: Möge dein Ohr hören, was dein Mund ſagt; auch die Brüder Eſau und Jacob haben jedweder einen Edelſtein, doch willſt du wiſſen wem der beſſere gehört, ſo ſchick' einen Boten zu dem großen Juwelier im Himmel droben, der allein den Unterſchied kennt. Mit ſolcher Antwort zufrieden, entläßt Pedro den Juden geehrt und beſchenkt.

Ob gerade dieſes weiſe Märchen und ſeine Einkleidung ein ſonderliches Zeugnis ſpaniſcher Toleranz abgiebt, wofür man es angeſprochen, möge dahingeſtellt bleiben; doch die Geſchichte lehrt, daß lange Jahrhunderte hindurch die Juden in Spanien am ruhigſten und glücklichſten lebten und ganz vereinzelte Verfolgungen ſie im Anſammeln weltlicher und geiſtiger Schätze, im doppelſinnigen Speculiren und in melodienreicher Poeſie, im Genuß mancher Freiheiten und Ehrenſtellen ſtörten, bis endlich das Verbannungsedict der katholiſchen Iſabella, gleichzeitig mit der Inquiſition, dieſen Frieden in Wuth und Haß verkehrte. Trotzdem werden auch früher Juden und Gojim ihre Religionen eiferſüchtig bewacht haben, und Ephraims ſo echtjüdiſche Parabel, Liſt wider Liſt, mit ihren koſtbaren Steinen als Glaubensſymbolen und ihrem auf Handlungsreiſen ziehenden Vater-Juwelier, ihrer immer engeren Schürzung der Schlinge und ihrer geriebenen Dramatik, die den Juden eine Verlegenheitskomödie ſpielen, dann die Achſel zucken und endlich heil und bereichert abziehen läßt, Ephraims Parabel drückt kein Toleranzſiegel auf die kluge Abwehr der Religionsfrage. Aber das Schwebenlaſſen der Entſcheidung, die allein dem Vater gebührt, hält doch ein Pochen auf Privilegia und ein herriſches Menſchenurtheil fern. Zwiſchen dieſer Ringparabel, der durchſichtigſten und einfachſten, und der Leſſingſchen Geſtaltung, als der reichſten nach innen und außen, liegen viele Mittelglieder und Varianten, von denen zwar nur ein Theil auf uns gekommen iſt, doch erſchallt ein vielſtimmiger Chorus

des Glaubensstolzes und der Geistesfreiheit, der ausschließlichsten Zuversicht und der schonungslosesten Skepsis, der umfassendsten Menschenliebe und des engherzigsten Hasses. Leicht mochte gerade in Spanien schon früh zu den zwei Religionen des fragenden Christen und des ausweichenden Juden die maurische als dritte in die Erzählung eingedrungen sein. Das non liquet der Parabel konnte in Geltung bleiben, aber auch, indem man ihrem Gesicht einen tendenziösen Ruck nach rechts oder links gab, entschiedener Bejahung ‚ein Glaube ist der wahre', entschiedener Verneinung ‚alle Glauben sind falsch' weichen. Die frühe christliche Umbildung hat die Klarheit der spanisch-jüdischen Anekdote bald getrübt. Wir stoßen zunächst auf ein verworrenes kreuzfahrerisches Gedicht, das in der Provence um 1185 gereimt und gleich durch den Titel Li dis dou vrai aniel als Tendenzwerk gekennzeichnet ist. Der reisende Juwelier hat sich in einen ägyptischen Biedermann verwandelt, der einen Ring von wunderbarer Heilkraft besitzt und vor seinem Ende zwei täuschend ähnliche anfertigen läßt. Die falschen giebt er den nichtsnutzigen älteren Söhnen, den echten ebenso verstohlen, aber mit ausdrücklicher Bekräftigung, seinem Liebling, dem tugendreichen Jüngsten. Er stirbt. Die Echtheit wird natürlich rasch entschieden, wie nach einer frommen Legende nur eines der von der Kaiserin Helena auf Golgatha gefundenen Kreuze sich als Siechentrost erweist oder wie in der an zauberischen Steinen nicht armen Poesie des Mittelalters der heilige Gral allein dem Beschauer ein jugendfrisches Leben schenkt. Der unbekannte Verfasser kann sich kaum genug thun, die älteren Brüder (will sagen: Juden und Muhammedaner), deren Religionen keine Heilkraft innewohnt, mit Schmähungen anzufallen, um alles Licht über den edlen Busensohn und seinen wundermächtigen Ring zu spreiten. Dieser Ring aber bedeutet nicht bloß den christlichen Glauben, sondern im mühsam angeschweißten zweiten Theil auch das heilige Land, das die Fürsten von Frankreich, Artois und Flandern dem rechtmäßigen Erben gewinnen sollen. Die Rolle des Erblassers, hier so schief, ja thöricht angelegt und überhaupt gefährlich, die Bestellung gleicher Ringe, der Erbstreit unter den Brüdern blieb seit dem ungeschickten altfranzösischen Gedicht oder einer entschwundenen früheren Umprägung der ersten Parabel im Schwange.

Wie häßlich hat gleich um 1250 des Dominicaners Etienne de Bourbon Sammelwerk über die sieben Gaben des heiligen Geistes unser „Beispiel zur Erweisung des wahren Glaubens" eingeleitet! Ein Reicher, der unter andern Schätzen auch einen Ring mit einem heilkräftigen Stein besitzt, übergiebt das Kleinod seiner ehelichen Tochter, denn die jüngeren sind von der verführten Frau in schnöden Liebesverhältnissen geboren. Das Testament weist die Erbschaft der Besitzerin des Ringes zu, die illegitimen Töchter bestellen sich ähnliche Ringe, aber der weise Richter entscheidet nach der Wundermacht des Steines.

Nur die fabulösen Gesta Romanorum, die seit 1300 eine europäische Beliebtheit durch Jahrhunderte genossen, haben es dem französischen Mönch einmal an Gehässigkeit gleich gethan und die nichtchristlichen Religionen als Hurenkinder aus dem Vaterhause gejagt. Die alte, weit verbreitete Geschichte von dem Weltschießen nach der Leiche des Vaters muß, wie später noch engherziger bei Pastor Rinckhart, zu einem confessionellen Bruderzwist herhalten. Einem König gebiert seine Gattin drei außereheliche Söhne, aufrührerisch und dem Hausvater völlig unähnlich, und aus des Königs Samen einen vierten, der dann allein den Schuß nach dem theuren Körper wehklagend verweigert und darum die Krone erbt, während die Bankerte, jeder Würde und Habe beraubt, fortgejagt werden. Die übliche Auslegung sagt, der König sei Gott, die drei Bastarde Heiden, Juden, Ketzer, der jüngste echte Hausſohn der bonus Christianus. Und alle edlen Qualitäten auf den Ehrenscheitel des „guten Christen" zu häufen ist die vornehmste Aufgabe des confusen mönchischen Sammelsuriums. Von der obersten Staffel jeder Stufenleiter der Tugend und Gnade, die hier aufgerichtet wird, schaut er triumphirend herab auf die Lastertypen der Menschheit, auf Juden und Saracenen. Von den drei Königssöhnen, die nach altem Brauch sich einen Gott auslesen sollen, wählt er am besten, weil er sich nicht den reichen und mächtigen Juppiter, nicht den klugen Saturn, sondern den frommen und mitleidigen Mercur erkiest. Von den drei Königssöhnen, die sich in das Erbe, einen heilkräftigen Baum, theilen sollen, erbt er allein oder doch am besten, denn die ältern Brüder sind illegitim oder der Sohn Marias obsiegt über Adam und Moses. In solchem Bereich darf die Ringparabel nicht fehlen; sie behauptet durch mannigfachen Wandel unverbrüchlich das

christliche Privileg. Der König, der drei Söhne und einen Ring hat, „liebt einen Sohn vor den anderen", diesen giebt er falsche Glasringe, „dem Sohn den er liebte" den besseren, der dann seine Wundermacht erweist: „und so lag offen zu Tage, daß der Vater ihn mehr geliebt hatte", und die mystische Erläuterung dieser frommen Farce fügt hinzu: „es ist klar, daß Gott die Christenheit mehr liebt, deshalb hinterließ er ihr den Ring, der die Blinden erleuchtet, die Kranken heilt, die bösen Geister verjagt und die übrigen Tugenden wirkt. Dieser Ring ist der katholische Glaube". Oder der Ritter vermacht dem Erstgebornen das Erbgut, dem Zweiten den Schatz, dem Dritten einen Ring, der kostbarer ist als aller Gewinn der Brüder; doch auch diesen gab er ganz ähnliche Ringe — nur Einer erprobt sich als Panacee. „Ihr Lieben, dieser Ritter ist unser Herr Jesus Christus", so setzt die Moralisatio fast immer und oft höchst absurd ein, „der drei Söhne hatte, nämlich Juden, Saracenen und Christen. Den Juden gab er das Land der Verheißung, den Saracenen den Schatz dieser Welt in Macht und Reichthum, den Christen den kostbaren Ring, nämlich den Glauben, denn durch den Glauben können die Christen die verschiedenen Gebresten und Schwächen der Seele heilen". Wie ungereimt auch die Auszeichnung eines Lieblings und eines echten Rings im Gegensatz zu minder geliebten Söhnen und minderwerthigen Gaben den ganzen Erbgang erscheinen läßt, so ist doch ein Aufstieg zu geistigerer Erklärung des Rings nicht zu verkennen, und eine letzte Fassung verdient um so regere Aufmerksamkeit, als Lessing ein sehr genauer Kenner der Gesta war und, laut einem Briefe vom November 1776, alle Ausgaben seit geraumer Zeit in eine Ecke zusammengetragen hatte. Jene letzte Fassung hat mit der zuvor erwähnten die eigenthümliche Theilung, doch ohne Bezug auf Juden und Saracenen, gemein: der kluge König Darius, der drei geliebte Söhne besitzt, vermacht, als es zum Sterben kommt, dem Ersten das Erbgut, dem Zweiten allen zeitlichen Gewinn, dem Jüngsten drei Kleinode, einen goldenen Ring, ein Halsband, ein kostbares Tuch. Die Geschichte schweift dann in das Märchenland Fortunats hinüber, aber die sinnige Erklärung der alten deutschen Version „das Fingerlin hette die tugend, wer es an der hant trug, dem must aller mengklichen holdt und genädig sein" wird in der Moralisatio vertiefend ausgeführt: die

Kleinode des guten Christen sind echte Tugenden, das Tuch die Liebe, das Halsband die herzliche Zuversicht, das goldene Fingerlein der Glaube, der seinem Träger solche „Gnade und Liebe bei Gott und den Menschen" zusichert, daß ihm kein Wunsch versagt bleibt. So wird der Liebling Christi und der Mutter Kirche mit den Cardinaltugenden Glaube, Liebe, Hoffnung ausgestattet.

Lange Zeit blieb der deutsche Christ seines einzig echten Erbrings froh, und einsam steht der duldsamere Dialog des Baseler Gengenbach „Von drien Christen" da. Ein Fastnachtspiel, wo die allegorischen Figuren Synagoge uud Ecclesia streiten, weiß nichts von Verträglichkeit, der herausgeforderte Türkenhaß des sechzehnten Jahrhunderts nichts mehr von Saladins Lichtgestalt, und wenn im abenteuerlichen Amadisroman Christ, Muhammedaner und Jude erst stählerne, dann geistige Klingen kreuzen, mag der Muselman zwar für einen Ritter gelten, muß sich aber gleich dem Juden das Bad der Taufe gefallen lassen. Ein Zeitalter, das „des Papsts und Türken Mord" zusammenspannte, die Christenheit in zwei feindselige Lager sprengte, um innerhalb des einen wiederum Lutheraner und Reformirte auf einander zu hetzen, konnte höchstens einen einsamen Schwarmgeist über allumfassende Duldung oder über die Nichtigkeit jedes Glaubens speculiren lassen. Die paraboliſche Prüfung der Religionen ward immer schärfer und spitzer auf dem Amboß einer harten Polemik, die allgemach ohne weitere Umschau von Christen gegen Christen geführt wurde. Der bonus Christianus des Mittelalters war vom Beil der Reformation zerspellt. Ein geistreicher Humanist sogar machte aus dem Abendmahlstreit eine Komödie, worin Zwingli die jämmerlichste Rolle spielt (N. Frischlins Phasma). Und die Pastoren! Auf Meilenferne getrennt von dem persischen Sofi, der die Secten des Islam durch verschiedene Pforten in den großen Thronsaal des einigen Gottes eingehen sah, verquickt 1613 Martin Rinckharts wüstes Drama „Der Eißlebisch christlich Ritter" ein Stück Lutherschen Lebens mit der oben erwähnten Parabel vom Wettschießen auf die väterliche Leiche: hier die verworfenen Antichristen Pseudopetrus und Johannes, dort das helle Gegenbild zu Petri Nachfolgern und Jean Calvin, der nach dem theuren christlichen Ritter benannte Martinus.

In den Nöthen des großen Kriegs hat wol auch ein braver Soldat wie ehedem sein Sprüchlein gegen die Sondergelüste der Confessionen gesagt und geradaus den Schritt zum Herren Jesus Christ, der für mich und meine Sünde gestorben ist, gelenkt; Logau hat, während das freisinnige Helmstedt mit der Veste Wittenberg kämpfte, tief bekümmert ein Christenthum über den hadernden Bekenntnissen gesucht:

Luthrisch, päpstisch und calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christenthum denn sei?

Dann erstrebte Brandenburgs großer Kurfürst eine Union und, allem Dogmenstreit abhold, senkte der stille Pietismus den Samen der Liebe in das blutgedüngte Land. Herzhaft betonte Elisabeth Charlotte in ihren urgesunden Briefen immer wieder das Eine, das noth sei (22 I, 4 III 1697, 13 XII 1701, 23 XII 1706): „Es ist eine verdrießliche Sache, daß die Pfaffen machen, daß die Christen einander so zuwider sein müßen. Die 3 christliche Religionen, wenn man meinen Raht folgte, solten sich vor eine halten und sich nicht informiren, waß man drinen glaubt, sondern nur ob man nach dem evangellion lebt ... Ich bin persuadirt, daß die rechte religion die ist, so ein Christ in seinem Hertzen hatt undt auff gottes wort gegründet ist; daß überige seindt nur pfaffen-geschwätz. In welcher religion es auch sein mag, man kan allein durch die wercke von rechten glauben judiciren; wehr woll thut, liebt gott und seinen negsten, daß seindt die gesetz und prophetten, wie unßer herr Christus unß lehrt ... Es ist nur eine gutte undt rechte relligion in der Welt undt die kan sich in allerhandt religionen undt sprachen finden, nehmblich die von den ehrlichen leütten, aber daß heüfflein darvon ist klein." So trifft die kernige Frömmigkeit der Pfälzerin mit der englischen Aufklärung überein, die, weil einer den andern des Irrthums zeihe, eine höhere Warte besteigen und auch bei Juden, Muhammedanern, Heiden, also unter jedem Himmelsstrich und in jeder Religion, reine Sittlichkeit finden wollte.

Derweil die starren Kämpen der christlichen Bekenntnisse so von friedliebenden Gemüthern und freien Geistern zu duldsamer Liebe ermahnt wurden, rief ihnen die Satire höhnisch zu: worauf ihr pocht, ist nichts als Lug und Trug. Fontenelle carikirte in der „Geschichte

von Mero und Enegu" (1686) Katholicismus und Calvinismus, mit leichter Buchstabenversetzung ihre Residenzen bezeichnend, als abscheuliche Schwestern, Bayle gab diesem Spott weitere Verbreitung, und Dechant Swift nahm seinen ganzen Witz und seine ganze Galle zusammen im „Märchen von der Tonne" (1704), einem Meisterstück gehässigster Parodie, das Tabula rasa macht, ohne auf dem Trümmerfeld einen neuen Tempel zu gründen. Alle Ringe sind falsch! Alle Dogmen und frommen Bräuche nur eines bitteren Gelächters werth! Ein Vater vermacht seinen Drillingen, deren Reihenfolge beim Eintritt in diese Welt selbst der Wehmutter unbekannt ist, testamentarisch je ein Kleid, das ordentlich gehalten immer ganz und neu bleibt und mit dem Träger wächst. Nach sieben Jahren aber wandelt Übermuth, Gier und Weltlust die Brüder an. Sie wollen nach der Mode Achselbänder tragen und entlocken durch Buchstabenklauberei dies Wort dem Testament. Sie wollen Spitzen tragen und berufen sich auf ein mündliches Testament, d. h. die Tradition. Sie wollen feuerrothen Atlas tragen, und Peter findet ein diesem Gelüst holdes (apokryphes) Codicill. Sie wollen Silberfranzen tragen, und Peter, stets der durchtriebenste, beseitigt das ausdrückliche Verbot eines solchen Schmuckes durch die Interpretation, im Testament bedeute „Franzen" soviel wie „Besenstiel", „Silber" aber sei allegorisch zu nehmen. Oder man steckt die Nase gar nicht mehr in das leidige Testament, das endlich in eine feste Truhe gesperrt wird. Immer höher steigen Peters Ansprüche. Die Brüder müssen ihn Mylord tituliren. Er führt den dreifachen Hut und den Fußkuß ein und verjagt mit seiner Gattin auch die Frauen der Brüder. Diesen verriegelt er die Thür zum Weinkeller und präsentirt ihnen grinsend ein Abendmahlsbrötchen als Rebhuhn mit Burgunder, während er Freibriefe für Spitzbuben austheilt, bis die Übertölpelten eines Tages das Testament ans Licht ziehen, im Keller Labsal suchen und ihre Eheweiber heimrufen. Durch eine regelrechte Dragonnade Peters hinausgejagt, studiren sie emsig das Testament und beschließen demgemäß die Rückkehr zu den alten, in ihrer Einfachheit so herrlichen Kleidersatzungen, wollen sich aber fortan durch die Namen Martin und Hans unterscheiden. Bänder, Tressen, Franzen müssen nun wieder verschwinden: Martin trennt sie behutsam ab, ohne ins Tuch zu reißen; Hans fährt mit blindem Zerstörungseifer drein und

hat kein Ohr für Martins Bitte, er möge nicht zu weit gehen und immer noch ein wenig Verträglichkeit für Peter erübrigen, der denn doch ihr Bruder sei. Der arglistige Hans sucht im Gegentheil Martin mit sich fortzuzerren; als dies mislingt, schwört er ihm unversöhnlichen Haß. Damit nun der bornirte Martin nicht länger zu gut fahre, muß ihn ein hitziges Fieber packen, so daß er in einem tollen Aufzug, kaum von Monsieur Peter unterscheidbar, herumläuft ... Bis das bitterböse Märchen sein letztes Gift gegen Englands Presbyterianer verspritzt, leistet es das Erstaunlichste in erfinderischer Caricatur aller christlichen Kirchenentwicklung und hämischer Charakteristik, aber der unselige Mann, der diese Tonne dem alle Religion verschlingenden Leviathan zuwerfen wollte, mit seinem beizenden Verstand und seinem öden Herzen macht uns grauen. Dieser Nihilismus, den keine Schalkheit mildert, will das Testament nicht schützen und zum reinen Ursprung zurückführen, wenn er das Deuteln und den Mummenschanz striegelt: „er will", sagen Voltaires erweiterte Englische Briefe, „den Vater in Ehren halten, indem er den drei Kindern hundert Peitschenhiebe aufzählt; peinliche Leute haben die Ruthen für lang genug erachtet, um bis zum Vater zu reichen." Auch Männer von geringem Talent wagten sich auf diese Bahn, und in der Vossischen vom 16. April 1751 hat Lessing einen anonymen Cosmopolite angezeigt, der, den römischen Quacksalber und dessen neue Concurrenten Martin und Johann durchhechelnd, die Schule Rabelais', Fontenelles, Swift's verräth. Behutsamer fuhr der sächsische Nachahmer, wenn Gellerts Fabel aus dem Tonnenmärchen ein harmloses Satirchen auf die Modephilosophie machte.

Reimarus citirt Swift's Tale in einem der Wolfenbütteler Fragmente; Lessing schöpfte aus der weltbekannten Quelle, als er mit dem stolzen Anfang „Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes" die Geschichte von sieben Brüdern entwarf („Über den Arianismus" gegen Teller): Peter, der älteste, hat das Lieblingswörtchen „Ich", Martin „Oder vielmehr", Johann „Das will sagen", der jüngste aber, Thomas, ein muthwilliger Schalk, behauptet in seinem Winkel, die Brüder seien mausetodt. Philalethes der mittlere faßt Lessings Nathangesinnung zusammen: „Wir zanken uns alle Tage, und doch können wir ohne einander nicht leben. Immer verlassen wir uns in dem

äußerſten Zorne, und immer bringt uns die Liebe wieder zuſammen.“ Wo war die Friedenſtifterin Liebe bei Swift? Wo neben ſeinem Teſtament das Teſtament Johannis?

Als Voltaire mit anderer engliſcher Contrebande auch das Märchen von der Tonne heimbrachte, verſäumte er eine litterariſche Anknüpfung nicht: „Dieſes berüchtigte Märchen von der Tonne iſt eine Nachahmung des alten Märchens von den drei nicht unterſcheidbaren Ringen, die ein Vater ſeinen drei Kindern hinterließ.“ Es handelt ſich um die im Decameron gipfelnden Verſionen Italiens. Wer war beſchlagener im maître Boccace als der Franzoſe des achtzehnten Jahrhunderts, und wie hätte ein Zeitalter, deſſen witzige Köpfe die poſitive Religion für infam erklärten, um ihren Deismus auf den einfachſten „Fetiſch“ einzuſchränken, an der unſterblichen Ringparabel vorbeieilen können? Doch ſind, bis Leſſing das alte Kleinod in neuer Faſſung erglänzen ließ, nur die dürftigſten Spuren in der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts zu entdecken. 1721 erſchien die Novelle des Decameron von einem unbekannten Schöngeiſt in wäſſerige franzöſiſche Reime geſetzt; der verſchollene Druck ſtammt aus Swift's Heimat Dublin. 1750 folgten W. A. Paullis „Verſuche in verſchiedenen Arten der Dichtkunſt“ dem Boccaccio. 1760 ſiedelte Des Ormeaux die Parabel im modernen Indoſtan an, wo der furchtbare Kaiſer Oramgzeb (geſt. 1707) jenes alte Religionsgeſpräch mit einem ſehr weiſen Juden geführt haben ſoll. Da in dieſer Faſſung kein Liebling auftritt, zwei neue Diamanten zur Vermeidung von Erbſtreitigkeiten geſchnitten werden, jeder Sohn den echten Stein zu beſitzen meint und kein richterlicher Schiedsſpruch erfolgt, iſt der Parabel ihre urſprüngliche Tendenz zurückgegeben. „Wird Gott von den Menſchen fordern, daß ſie enthüllen, was er ihnen ſo ſorgſam verborgen hat? — Ich denke wie du, ſagte Oramgzeb; wenn man nur den wahren Gott anbetet, gleichviel, auf den Cultus kommt wenig an.“

Endlich hat der deutſche Rationalismus dem biſſigen Hader der chriſtlichen Bekenntniſſe ein Toleranzlied zugeſungen, das immer einen Ehrenplatz im Archiv des achtzehnten Jahrhunderts behaupten wird und als ein kräftiges niederdeutſches Echo der Nathanparabel antwortete. Nirgends erregte Leſſings Evangelium ein helleres Entzücken, als in dem durch Homers Namen eingeweihten Schulhauſe zu Ottern-

dorf, wo das Buch im Mai 1779 als Geschenk Boies bei J. H. Voß eintraf. Kaum überwand der Wackere den Drang, sein volles Herz brieflich zu ergießen. „Nathan" aber blieb ihm hier, in Eutin und weiter eine neue Hausbibel, die der Todfeind aller Knechtschaft Jahr für Jahr seiner Erneſtine vorlas. An Leſſing dachte Voß in seinen spätern trutzigen Fehden gegen die Unfreien, wo er für die Toleranz mit dem ungeschlachten Grimm des alten mecklenburgischen Hörigen dreinschlug und die religiöse Brüderschaft in den fürchterlichsten Versen der Aufklärung pries:

Der Celt' und Griech' und Hottentott
Verehren kindlich Einen Gott.

Zu Leſſings Bild schaute er auf, als er selbst in seiner ländlichen Idylle den dreuenden Pfäfflingen wehrte und den ehrwürdigen Pfarrer von Grünau der Gemeinschaft sich freuen ließ

mit Petrus,
Moſes, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaſter,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
Mendelsſohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt!

So trägt in derſelben „Luiſe" der treffliche Jüngling Walter sein Toleranzmärlein vor, wie ans Himmelsthor, ihres alleinseligmachenden Glaubens versichert, der Reihe nach klopfen der katholische Christ aus Mainz, der reformirte Christ aus der Lavaterstadt Zürich, der lutherische Christ aus der Goezestadt Hamburg und Petrus einen nach dem andern hinweg auf die Bank weist. Als sie nun so sitzen im Angesicht der ewigen Seligkeit und von Sphärenmusik umrauscht, da intoniren sie friedsam „Wir glauben all an einen Gott", daß die Himmelspforte sich weit vor den thörichten Kindern aufthut. Aus dem Munde des Pfarrers wettert dann Voß nach seiner Art den Schlußsegen dazu:

Liebet euch, redet der Herr, und brüderlich duldet einander!
Aber die hölliſche Peſt Unduldſamkeit ſcheucht in den Abgrund! —

Zuguterletzt sollte, nachdem sich Deutschland schon manches Jahrzehnt an Leſſings Toleranzpredigt erbaut hatte, die Parabel auf den spaniſchen Urboden und zu der einfachen Anlage, daß nur Christ

und Jud einander gegenüberstehn, zurückkehren: Heinrich Heine besorgte ein witzsprühendes Satyrspiel zum „Nathan". Seine Ringparabel steht im Romanzero, die „Disputation", deren Ergebnis Donna Blanca in die holden Worte faßt:

Welcher Recht hat, weiß ich nicht —
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.

Wir springen aus der Neuzeit ins Mittelalter zurück. Wie im Kinderspiel der Ring unversehens aus einer Hand in die andre wandert, so ging die Ringparabel von Volk zu Volk. Mündliche Überlieferung wird sie aus der Provence in das litterarisch so eng verbundene Italien gebracht haben, und eine zweifelsüchtige Fassung drang stufenweise in Toscana vor, bis der dritte Novellist, kein geringerer als Meister Boccaccio, ihr die Form gab, die vierhundert Jahre später Lessing seinem Gedicht zu Grunde legte. Der Eifer der Kreuzzüge hat jenes altfranzösische Reimwerk mit üblen Widersprüchen und Anhängseln belastet; unter dem lang nachwirkenden Einfluß der Kreuzzüge wird in Italien der spanische König erst zum namenlosen, dann zum benannten orientalischen Sultan. Die Quelle, der zunächst das Novellino (Cento novelle antiche) in seiner 72. Nummer folgt, ist der arragonischen Geschichte darin nah verwandt, daß wenigstens der Ausgang nur von den zwei Religionen des fragenden Herrschers und des antwortenden Juden genommen wird und der bedrängte Hebräer vor derselben bösen Alternative steht, daß ferner noch nichts von Tod und Erbtheilung vorkommt, aber die eigentliche Parabel des Novellino führt auch einen dritten Sohn ein. Man motivirt die Schlinge mit einer Geldverlegenheit des Sultans; der Rath, den Juden ins Verhör zu nehmen, zielt auf dessen überschwänglichen Reichthum. Die Schwierigkeit wird in dieser schlank erzählten Anekdote sofort scharf hingestellt; der Sultan schickt nach dem Juden und fragt, welcher Glaube der beste sei, „denkend, wenn er sagt: der jüdische, so werd' ich sagen, daß er gegen den meinigen sündigt, und wenn er sagt: der saracenische, so werd' ich sagen: warum bleibst du doch beim jüdischen?" Unverzüglich erzählt hier der Jude die Geschichte von dem

Vater, den seine drei Söhne jeder für sich um den Ring mit dem allerkostbarsten Stein von der Welt bitten und der nun beim Goldschmied zwei Doubletten bestellt, so daß nur er allein den „feinen" herauskennt. Einzeln läßt er die Söhne kommen, „giebt jedem insgeheim seinen Ring", jeder wiegt sich im Besitz des echten, aber die Wahrheit ruht bei dem Vater. So begründet der Jude kurz und ohne besondere Schlußanwendung auf die verschiedenen Religionen sein Nichtwissen, und der Sultan behelligt ihn nicht weiter.

Ob Dantes Freund Busone da Gubbio 1311 unmittelbar und allein an diese kleine Erzählung vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts seine Novelle im Avventuroso Siciliano anknüpfte, ist zweifelhafter, als der offenkundige Anschluß Boccaccios an Busone, doch lassen sich die Abweichungen, bis etwa eine neue Quelle entdeckt wird, ganz wol aus einem künstlerischen Bedürfnis der Motivirung und Charakteristik erklären. Wer war jener Sultan? Gewiß der kluge Saladin, der morgenländische Herrscher von sprichwörtlicher Berühmtheit, dessen religiöse Kritik auch sonst in unserem Roman hervortritt. Wozu bedurfte er des jüdischen Mammons? Weil in der Kriegscasse dieses freigebigsten Verschwenders die Mittel zu neuen Feldzügen wider die Franken fehlten. Aber wie darf derselbe Saladin, der selbst in Dantes Hölle als il buon einen Ehrenplatz unter den tugendhaften Heiden einnimmt, dem Juden — er heiße Absalom — eine solche Falle stellen? Weil die vaterlandslosen Wucherjuden überall verhaßt sind. Ja, das Verlangen nach schärferen Umrissen führt den Busone dazu — da denn Ein Ring doch der echte sein und der Vater denn doch wissen muß, was und wem er giebt — seinen Absalom verstohlen auf das Recht des Erstgebornen und Lieblings gegenüber den unberechtigten Ansprüchen der Brüder deuten und so den behutsamen Advocaten des Judenthums machen zu lassen.

Anders Boccaccio in der dritten Novelle des ersten Tages. Auch die vorausgehende ist dem Busone nachgeahmt, so jedoch, daß was dieser von Saladin berichtet in freier Umgestaltung der Begebenheiten einem edlen Juden zugeschrieben wird, um Zusammenhang und rechten Fortschritt zu gewinnen. Es handelt sich um eine höchst eigenthümliche Bekehrung. Ein Pariser Kaufmann bedauert, daß sein Busenfreund, der steinreiche Jud Abraham, trotz einem tadellosen

Wandel der Himmelsfreuden verluſtig gehen ſoll, weil ihm der rechte Glaube fehlt. Allmälig macht die Vorſtellung, wie die Heiligkeit des Chriſtenglaubens aus ſeinem herrlichen Wachsthum und Gedeihen hervorleuchte, indeß der jüdiſche verfalle, Eindruck auf Abraham, doch will er zuvor Rom beſuchen und die Reſidenz prüfen, wo der Statthalter Gottes thront. Nichts iſt Herrn Jeannot unwillkommener, da er vom Anblick pfäffiſcher Ruchloſigkeit die ſchlimmſte Abſchreckung fürchtet; und wirklich bringt Abraham als ein ſittlicher und geſetzter Mann den größten Ekel aus Rom heim, aber eben darum beugt er ſich der Taufe, denn eine Kirche, die, an Haupt und Gliedern ſo verderbt, doch täglich höher wachſe und heller ſtrahle, müſſe von Gott vor den andern begünſtigt ſein. Auf dieſe gewiß nicht antijüdiſche Religionsſatire läßt Boccaccio die Ringparabel als jüdiſches Predigtmärlein folgen, zum Exempel, daß den Weiſen ſeine Weisheit aus großer Gefahr rette. Leider hat er verſäumt, judenfeindliche Motive von Buſone her mit ſeiner eigenen freieren Tendenz in Einklang zu bringen. Boccaccios beſſere Motivirung für Saladin wird eine üble für die Geſtalt ſeines Juden, der eigentlich ein Bruder des Abraham in 1, 2 ſein ſollte, nun aber Filz und Weiſer in einer Perſon iſt, als Wucherer kommt und als Saladins freigebiger Freund abgeht.

Von außen und innen kunſtreich ausgeſtattet, iſt Buſones Vorlage im Decameron zu mehr als doppeltem Umfang angewachſen. Der tapfere Saladin, durch Kriege und Aufwand verarmt, ſinnt auf Mittel den erſchöpften Schatz zu füllen und erinnert ſich eines alexandriniſchen Wucherers namens Melchiſedek, der ſo geizig iſt, daß er nie aus freien Stücken, ſondern nur durch Liſt gezwungen ſein Geld beiſteuern würde. Auf die freundlich geſtellte Frage nach den drei „Geſetzen" ſtutzt der weiſe Melchiſedek, überlegt die ſchwierige Zwangslage und kündigt dann in plötzlicher Erleuchtung eine kleine Geſchichte an. Aus der einen Schenkung iſt in dieſer Parabel ein langer Erbgang von Geſchlecht zu Geſchlecht geworden, wie die Juden bis zum Chriſtenthum hin durch viele Jahrhunderte das einzig auserwählte Volk Gottes waren. Endlich kommt der Ring, deſſen Beſitzer die Erbſchaft genießt und als Vornehmſter geehrt wird, in die Hand eines Mannes, welcher drei Söhne hat, die ſämmtlich ſchön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehorſam ſind, daher auch gleich zärtlich von ihm

geliebt werden. Hier erscheint kein Günstling mehr, kein frommer väterlicher Betrug weiß den Einen christlich-jüdisch zu bevorzugen. Alle drei bitten einzeln ihren liebreichen Vater um den Erbring, und jeder nimmt die Zusage des guten Alten mit fort. Heimlich läßt dieser von einem geschickten Meister zwei gleiche Ringe anfertigen; er selbst kann den rechten „kaum" unterscheiden. Als er sein Ende nahen fühlt, giebt er insgeheim jedem Sohn einen von den Ringen. Jeder erhebt Anspruch auf die Erbschaft, aber bei der Gleichheit der Ringe ist die Frage, wer des Vaters wahrer Erbe sei, unentscheidbar, und sie bleibt es noch heute. „So sage ich euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und über die ihr mich befraget. Jedes der Völker glaubt seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden."

Allerdings, sagt Lessing im Entwurf einer Vorrede, sei die dritte Novelle des Decameron, „dieser so reichen Quelle theatralischer Producte", der Keim, aus dem sein „Nathan" sich entwickelt habe. Mehrfach giebt er Freunden einen Vorschmack seiner Dichtung, indem er diesen und jenen aufforbert den italienischen Gewährsmann zu betrachten oder im September seinem Gefährten auf den Wallspaziergängen, v. Döring, die Novelle als den „Hauptplan" erzählt und zufrieden beifügt, er habe noch kein Stück mit solchem Vergnügen gearbeitet, es werde ihm hoffentlich am besten von allen gelingen. Wo er von der Entstehung dieses „Nathan" spricht, erscheint die Parabel als Kern und Stern, und das Stück ist von der Mitte aus gebaut worden. Sein Thurm ragte glänzend in die Lüfte wie ein Campanile, zu dem dann in stilgerechtem Maß und organischer Verbindung das Domgewölbe gefügt ward. Die Parabel hat ihn, von dem Tag an, wo die edle Novelle des Florentiners seinen jugendlichen Sinn durchblitzte, am längsten und stärksten beschäftigt und ist ihm endlich, wie er selbst gesteht, „am sauersten geworden". „Nathans Gesinnung gegen alle positiven Religionen ist von jeher die meinige gewesen" dachte er offen zu bekennen; seine eigene Entwicklung legt uns die Frage nahe, ob auch hier einmal ein skeptischer Gedankenschluß

„was ist Wahrheit?" der letzten Krönung durch die freundliche Lehre, daß jeder gute Mensch den echten Ring besitze, vorausgegangen sei?

Eine handlungsarme Tendenznovelle war also der gegebene Kern, um den sich alles Übrige krystallisiren sollte. Boccaccio lieferte dem Drama zwei Hauptpersonen, Sultan Saladin und den Juden Melchisedek. Mit Saladin war Zeit und Schauplatz und eine gewisse Richtschnur für weitere Motivirung und Erfindung gegeben. Der Jude mußte dem Verfasser einer dramatischen Rettung „Die Juden", dem Freunde Mendelssohns sofort hochwillkommen sein, und keine freie Wahl aus Reflexionen über die stolzeste und verachtetste Religion hat bei Lessing einen Juden zum Gefäß der Weisheit und Selbstverläugnung und zum Führer der Handlung gemacht, sondern die litterarische Überlieferung, die ein wolbestelltes, fruchtbares Erdreich traf. Sie gab einem findigen Dramatiker alsbald etwa fünf Scenen an die Hand. Zuerst eine Art Vorspiel, worin die Geldnoth des kriegerischen und allzu freigebigen Fürsten dargelegt und der Plan zur Überlistung des Juden gefaßt wird; oder vielmehr ein Anschlag der Prüfung, denn es lag für den treuen Liebhaber Saladins zu nahe, ihn von der Intrigue zu entlasten, also (wie ja schon die Lessing unbekannte Tradition es gelegentlich eingefädelt hatte) einen Rathgeber oder eine Beratherin vorzuführen und mehr den weisen als den reichen Juden aufs Korn zu nehmen. Selbstverständlich heischten auch die Widersprüche im Melchisedek der Novelle ihre Ausgleichung: nur zum Schein mochte noch von seinem Geiz gesprochen werden, und wenn die Weisheitsprobe diesen falschen Schein verflüchtigt, hat der weise Jude nichts zu fürchten, denn die Falle ist nur dem filzigen gestellt. Dann ein einleitendes Gespräch zwischen Jud und Sultan: „Tritt näher, Jude ... nur ohne Furcht" — „Die bleibe deinem Feinde." Boccaccio spricht von freundlichem Empfang und giebt dem Sultan die Worte: Ich habe schon von vielen gehört, du seiest weise und habest besonders in göttlichen Dingen tiefe Einsicht; — Lessing: „Du nennst dich Nathan?" „Ja." „Den weisen Nathan?" „Nein.", und zwanglos ließ sich ein kleiner Dialog über den Beinamen anknüpfen. Ganz unvermittelt wird die Frage nach den Gesetzen oder Religionen gestellt, nicht so jählings erfolgt die Antwort. Boccaccio erzählt, daß der Jude, der in der That den Titel eines Weisen verdiente, die Schlinge wahrnahm,

hin und her sann, seinen Scharfsinn anstrengte um eine unverfängliche Auskunft zu finden und, als ihm plötzlich eingefallen war wie er sprechen müsse, anhob: „So will ich euch eine kleine Geschichte erzählen". Der epische Bericht über solche innern Überlegungsprocesse ist für den Dramatiker die Aufforderung zum Monolog, der die kritische Lage erwägt und eine Lösung sucht. In der meisterlichen Scene 3, 6, wo ohne theatralisch fließende Declamation, sondern mit Pausen der Verlegenheit und Grübelei sich Sätzchen an Sätzchen reiht, bietet jüdische Dialektik ihren ganzen Witz auf bis zur plötzlichen, zugleich den Hörer spannenden Erleuchtung: „Das war's, das kann mich retten! — Nicht die Kinder bloß speist man mit Märchen ab." Dann beginnt er: „Erlaubst du wol, dir ein Geschichtchen zu erzählen?", und der Sultan wäre kein märchenfroher Orientale, wenn er die Frage nicht bereitwillig bejahte. Nathan tritt nun anders auf, als da er sich zuerst vor dem Gewaltigen beugte, und die Worte „Möchte doch die ganze Welt uns hören", mit denen er so sicher einem beruhigenden Winke Saladins begegnet, deuten gleich im Eingang an, daß dies Geschichtchen sich zu einer Botschaft an die Menschheit erheben, dies Märchen nicht bloß den Frager „abspeisen", vielmehr in seinem weitern Aufstieg ein positives Evangelium bringen soll. In dieser vierten Scene folgt Lessing eine lange Strecke Schritt für Schritt dem Boccaccio, wie der beredte und selbstdenkende Versificator einer sparsamen Vorlage. „Vor grauen Jahren" setzt er ein wie die Novelle mit ihrem „Vor Zeiten", und Nathans Erklärung „Ich bin zu Ende ... fast so unerweislich als uns itzt der rechte Glaube" beschließt klar disponirend den abhängigen ersten Theil, in dem doch so manche kleine Feinheit, wie die östliche Heimat und das reiche Farbenspiel des Opals, dem Nachdichter gehört. Ein tiefer Zug aber ist neu: der Ring von „lieber Hand" giebt nicht Erbschaft und Vornehmheit wie im Decameron, sondern gemäß jener im Wust versteckten Variante der Gesta Romanorum hat er die geheime Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer — und diese innerliche Bedingung ist Lessings schönstes Eigenthum, zugleich die Brücke zum zweiten Theil seiner Parabel — wer in dieser Zuversicht ihn trägt.

„Ich glaube", so äußert Lessing im November 1778, „eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben", nämlich zu der eben von

ihm genannten Novelle des Boccaccio; wir werden unter der sehr interessanten Episode lieber die Fortführung der Parabel als die eigentliche Handlung des Stückes oder einen Theil davon verstehen. Weist Boccaccio flüchtig auf die Gebote Gottes, die das Volk erbt, also auf geerbte Pflichten hin, so verlegt Lessing das ganze Schwergewicht vom Ererben aufs Erwerben. Der erhabene zweite oder dritte Satz predigt der Menschheit, daß der Ring am Finger nichts sei ohne die vorurtheilsfreie, werkthätige Liebe im Herzen. „Praktisches Christenthum" hatte schon im Frühjahr 1751 der junge Vossische Recensent gefordert: „Nicht die Übereinstimmung in den Meinungen, sondern die Übereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht."

Darin nun bewährt Lessing auch in dieser lehrhaften Scene seine eigenste Kraft der werdenden Gedanken und sein dramatisches Vermögen, daß er dem Nathan nicht zu einer langen Predigt das Wort giebt, die sich wie ein rhetorisches Prunkstück anhörte, als hätte der Jude gleich den fertigen Text im Kaftan mitgebracht. Nein, er legt ungezwungen die weitere Entwicklung von vorn herein an, wahrt aber der dialogisch unterbrochenen Rede durchaus den Charakter eines freien Fortschrittes, wo das Sprechen Gedanken weckt und die bewegtere Theilnahme des Zuhörers den Sprecher weit über das anfänglich gedachte Ziel hinaus führt. Nathan hatte scheinbar seine Rede beendet. Der rechte Ring des Märchens war nicht erweislich, war „fast so unerweislich als uns itzt — der rechte Glaube". Und diese ganz traditionelle Antwort soll

> Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
> Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
> Der Vater in der Absicht machen ließ,
> Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Nun müßte nach alter Überlieferung der Sultan Beifall klatschen und den Juden freundlich entlassen. Lessings Saladin spinnt aber den Faden weiter, indem er allerdings die Unterscheidbarkeit der in Frage stehenden drei Religionen bis auf Kleidung, Speis und Trank behauptet; ein Einwurf, den Nathan sogleich durch Verlegung der Unterschiede in die Motive des Glaubens, durch rasche Recapitulation des Fragmentenstreits über die Unzulänglichkeit bloßer historischer Gründe,

aber auch durch eine — Leſſings perſönlichem Standpunkt von jeher widerſtrebende — Rechtfertigung der Fortpflanzung der angeſtammten Religion auf Treu und Glauben parirt. „Wer kann ihnen verdenken", hatte der Ungenannte, im Fragment über die Unmöglichkeit allgemeiner Offenbarung, von den Kindern geſagt, „daß ſie bei dem Vertrauen, bei dem Gehorſam, ſo ſie ihren Eltern ſchuldig ſind, auch derſelben ihre Religion für wahr und für die beſte halten?" Auch daß der Türke wie der Chriſt ſtark und eifrig an ſeiner „väterlichen Religion" als der einzig wahren feſthalte, ſtand bei Reimarus zu leſen; es war Leſſingen ſicher eine Genugthuung, den Theologen dergeſtalt im Gedicht einen Wiederholungscurs über die Fragmente darzubieten und ſeine „Epiſode" zum Boccaccio vorzutragen. Noch ſtehen wir ganz weſentlich auf dem alten Fleck; die echte Religion iſt mit hiſtoriſchen Gründen unerweislich, der Sultan muß ſich zufrieden geben. Nur hat Leſſings Sultan längſt Geld und Schlinge vergeſſen, und Leſſings Jude will dieſen hingegebenen Zuhörer nicht mit einem Fragezeichen verabſchieden.

Darum nimmt er die obige Schlußwendung „Man unterſucht, man zankt, man klagt. Umſonſt; der rechte Ring war nicht erweislich" von neuem auf: „Laß auf unſre Ring' uns wieder kommen." Jeder betheuert wahrheitsgemäß, den Ring von Vatershand mit dem alten Verſprechen, er ſolle des Ringes Vorrecht einmal genießen, zu haben, jeder iſt geneigter, die Brüder für falſche Spieler und Verräther zu halten, als daß er den Argwohn einer väterlichen Falſchheit dulden ſollte, und der Richter, nach deſſen Spruch Saladin begierig fragt, wiederholt ſeinerſeits die Wendung des Schebet-Jehuda:

> wenn ihr mir nun den Vater
> Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ' ich euch
> Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthſel
> Zu löſen da bin?

Wiederum hält Leſſings Parabel da, wo auch Boccaccio das Endziel gefunden und ſo ſkeptiſch Ade geſagt hatte. Der Vater konnte den Muſterring „nicht" unterſcheiden, als der Künſtler ihm die Ringe brachte — wie ſoll der Richter den echten herauskennen?

Nur ein unſeliger Scharfſinn, der den Reiz aller paraboliſchen Dichtung blindlings verkennt und die abgeriſſene Hülle wie ein Amts-

protokoll unter die Lupe einer phantasielosen Kritik legt, ein nörgelnder Witz, der an dem Gleichnis vom verlornen Sohn oder der Fabel vom Schatz im Acker ähnliche Triumphe feiern könnte, drängt sich hier überlegen lächelnd vor die Schranken und judicirt, wie jüngst geschehen: der Vater ist Gott, Gott unterliegt keiner frommen Schwachheit, Gott treibt kein Versteckspiel, Gott wird von keinem Goldschmied getäuscht, Gott stirbt nicht, Gottes Söhne können nicht betrogene Betrüger sein, von den drei Ringen ist und bleibt doch einer der echte ... „Die Ringe! — Spiele nicht mit mir!" kann gleich Saladin jedermann dieser Afterkritik zurufen, der dem Richter Lessings einmal weiter gefolgt ist:

Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können!

Das große Lessingsche Motiv des ersten Theiles tritt so in den Vordergrund, und nach keinem Ringe mehr, sondern nach den Wirkungen von innen nach außen wird gefragt. „Wen lieben zwei von euch am meisten?" Sie schweigen.

Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten?

Die Ringerben können nur dann vor Gott und Menschen angenehm sein, wenn sie mit rechter Zuversicht die Wunderkraft werbend nach außen kehren; sie sind „betrogene Betrüger" (decepti deceptores, wie Augustin einst dem Griechischen nachsprach), wenn sie ohne das Verdienst einer die Selbstsucht überwindenden Nächstenliebe, ohne die bedungene Gemüthsverfassung auf ein überliefertes Vorrecht trotzen, dessen Wolthat erworben werden muß. Es ist der Unterschied zwischen einem geerbten Pergament und dem Adel der Seele. Streckt nur die beringte Hand sich aus, ohne die Kraft der selbstlosen Gottes- und Menschenliebe, dann ist kein Ring echt — „der echte Ring vermuthlich ging verloren." Nathan-Lessing klagt die positiven Religionen an, daß sie den Urgrund der wahren Religion nicht mehr besitzen.

Aber auch mit dieser zweiten Wendung begnügt sich die Parabel nicht, vielmehr giebt, nachdem Saladin durch den Ruf „Herrlich! herrlich!" die Gliederung markirt hat, drittens der bescheidene Richter statt eines unmöglichen Schiedspruches seinen aus jener Bedingung geschöpften Rath. Er vertagt die Frage nach der Echtheit auf tausend tausend Jahre und eröffnet den Söhnen und ihren Kindes-Kindeskindern eine unabsehbare Übungszeit der Tugend, denn er erkennt die hohe Pädagogik des Erblassers, der, wie der Vater bei Lafontaine durch eine scheinbare Unwahrheit die schatzgrabenden Nachkommen zu unermüdlichen Arbeitern erzog, seine Söhne mit gleicher Liebe, ohne Tyrannei des Einen Rings, zum edlen Wetteifer aufforderte, indem er nicht sowol jedem den Ring zuerkannte, als jeden auf die Bedingung verpflichtete, welche die geheime Zaubermacht der Gottgefälligkeit und Menschenliebe aufschließt. Dreitheilig steigt die Parabel Lessings zum „neuen Evangelium"; drei Stufen auch beschreitet sie wie Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts": weit hinten erscheint der Erbgang „im Osten"; drei „Söhne" streiten vergebens um ein Privileg; die Zukunft soll die humane Tugendlehre besiegeln, die „Nathan der Weise" als goldene Frucht zu oberst in die Silberschale der alten Parabel gelegt hat: der Vater liebt alle gleich —

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wolthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf!

Je unermeßlicher Lessing den Horizont der Parabel ausgedehnt hat, desto mächtiger kann er Nathans Rede von der tüftelnden Überlegung zur ruhigen Erzählung, zur lebhafteren Dialektik, zur dramatischen Gerichtsscene, zur weihevollen Schlußapostrophe aufsteigen lassen, desto überwältigender die Wirkung auf den Hörer darstellen, denn auch Saladin wächst in dieser großen Scene, von einer kühleren Neugier bis zum hellsten Enthusiasmus. Wie anders stehen sich die Beiden jetzt gegen-

über, als da der Sultan doch recht von oben herab sprach „Tritt näher, Jude" und die launische Frage that, vor deren Tragweite er nun erschrickt, wenn Nathan, dessen Art es nicht ist die Stimmung so höchst gespannt zu halten, ihn fragt, ob er als der verheißene weisere Richter den vertagten Spruch sprechen wolle — „Ich Staub? Ich Nichts?" Mit um so herzlicherer Wärme ruft hier der Sultan, der auch bei Boccaccio seitdem den Melchisedek freundschaftlich behandelt, die Bitte „Sei mein Freund!"

Dann, und es ist dies eine fünfte Scene nach dem Schematismus der Novelle, senkt sich das Gespräch von dem hohen Wipfel zur Erde nieder, von Glaube und Liebe zu dem, ach, so unentbehrlichen Geld: Boccaccios Saladin bekennt offen seine Nöthe, und Melchisedek thut gern den Seckel auf; seiner muß Lessings Nathan das erste Wort vom Geld sprechen und Saladin, der das längst über solchen geistigen Schätzen vergessen hat, dann im Bekenntnis seiner Verlegenheit zugleich eine Abbitte des Anschlags leisten.

Die „reiche Quelle theatralischer Producte" hat den Nathandichter zu wiederholtem Schöpfen eingeladen, denn wer im Decameron eine Geschichte nachschlägt, den läßt das unsterbliche Buch nicht los: er muß auch die zweite und dritte mitnehmen. Vom ersten zum letzten Tage schweifend, stieß Lessing wiederum auf einen weisen Juden, der ihm so wolgefiel, daß er dessen altehrwürdigen Prophetennamen Nathan für den König- und Hoheprieſternamen Melchisedek, den klangvollen Zweisilbler für den ungefügen Viersilbler eintauschte und mit dem Wort auch Begriffe und Thaten, einen neuen Gegensatz von Erfahrung und Thorheit, Haß und Liebe, brausender Hitze und verklärter Milde, Jugend und Alter, ja sogar ein Stück Decoration, das Kaufmannshaus im Orient und den schattigen Pfad gewann, in dessen Frieden ein verirrtes Herz zu edlen Entschlüssen genesen mag. Die Novelle 10, 3 ist wie so viele aus dem Samen aufgeblüht, den die Flügel des Windes vom Morgenland herübergeweht haben; viel später wird ein Gleiches in Saadis „Persianischem Baumgarten" (Olearius Cap. 14) dem eifersüchtigen König von Yemen nacherzählt, wie er den jungen Hatem, seinen überlegenen Meister in der Freigebigkeit, durch einen Abgesandten aus dem Wege räumen will, der aber im Innersten bezwungen zurückkommt: „Die Last seiner Höflichkeit hat meinen Rücken

nieder gebogen, und das Schwert seiner Frömmigkeit hat mich getödtet." Nathan, ein unvergleichlich reicher Greis aus edlem Stamm, bewohnt ein herrliches Landgut an der Heerstraße im Catai, wo kein Reisender von Ost nach West, von West nach Ost vorbeizieht, ohne die grenzenlose Gastlichkeit des Wirthes zu genießen. Darob ergrimmt im Nachbarlande der Jüngling Mithridanes und giebt sich dem fieberhaftesten Wetteifer hin, um Nathans Ruhm zu verdunkeln. Als ein zudringliches armes Weib einmal trotz allen Spenden den tiefgehaßten Namen über den seinigen erhebt, überwältigt wüthendes Mordgelüst seine kranke Seele. Unterwegs trifft er den Alten, ohne ihn zu kennen, thut ihm, der sich als Diener vorstellt und bescheiden sagt, Nathan denke geringer von sich als die Menge, den blutigen Anschlag kund und wird von seinem Opfer selbst unterrichtet, daß er die That am besten in einem nahen Gehölz, wo Nathan jeden Morgen ganz allein zu luftwandeln pflege, verüben, auch wie er von dort die ungefährlichste Heimkehr gewinnen könne. Im Begriff den einsamen Spaziergänger zu tödten, will er doch einmal das Antlitz des Rivalen schauen, erkennt Gesicht und Stimme des vermeinten Dieners und stürzt besiegt zu seinen Füßen nieder. Nathan aber spricht aus der Fülle seiner Güte: ich wollte dir mein Leben schenken, damit du nicht als der Einzige unbefriedigt von mir gingest. Ein vertrautes Gespräch entfaltet die hohe pädagogische Kunst des edlen Greises und reinigt den guten Kern des Jünglings von allen Schlacken. Nach mehrtägiger vertrautester Gemeinschaft scheidet Mithridanes als ein Gesunder, in großen, würdigen Vorsätzen befestigt. Ist das nicht ein Vorspiel für Nathan, der sich auf dem Palmenweg erhebt, indem er das Kleid seines Verächters küßt, für den jähen Tempelherren, der das Haupt des Weisen heimlich bedroht und bald neu beschämt zu ihm aufblickt?

Ein recht äußerliches Geschichtchen (5, 5) half die Voraussetzungen modeln: bei der Plünderung Faenzas durch Friedrich II. hat den Kriegsmann Guidotto ein zweijähriges Mägdlein „Vater" angerufen, sterbend vertraut er die Pflegetochter seinem Freunde Giacomino; zwei Jünglinge werben um sie und werden handgemein; aber der eine, Giannole, wird als ihr Bruder erkannt, und die obligate Narbe bestätigt Agnes als Tochter des Barnabuccio; also eine in Kriegsläuften zersprengte Familie, Rettung und Erziehung eines Kindes, Geschwister-

liebe, Erkennung — Motive, die sich leicht mit ganz ähnlichen Voltaires verbanden.

Endlich tritt der mythische Saladin nochmals in der vorletzten märchenhaften Novelle auf, wie er als Kaufmann verkleidet die Welt durchstreift und im Kreuzzug Gelegenheit findet, seinem italienischen Gastfreund alte Wolthat heimzuzahlen, nachdem er den Gefangenen an einem eigenthümlichen Zug um den Mund erkannt hat. Auch das konnte in freie Beziehung zu mannigfachen historischen oder halbhistorischen Anekdoten über Saladins menschenfreundliche Gnade gegen Christen gesetzt werden und noch freier dem Tempelherrn und seinen angeerbten Gebärden zu Gute kommen.

Früh hatte verklärende Sage die Gestalt dieses Sultans umsponnen: der buon Saladino erscheint in mittelhochdeutscher Dichtung, ein paar christliche Schmähworte ausgenommen, nicht bloß wie ein Gott der Freigebigkeit, den man kaum nennt ohne das freundlich ehrende Beiwort der milte hinzuzufügen, sondern laut Enenkels Weltbuch auch als der umsichtige Gottesfreund, der vor seinem Ende das letzte kostbare Besitzthum, einen Tisch, in drei Theile spaltet, um durch dreifache Spende muhammedanisch oder jüdisch oder christlich sein Seelenheil zu wahren. Der strenggläubige Diener des Propheten sollte nicht bloß in Disputationen mit Juden und Christen so scharf- und freisinnig wie duldsam das Wort geführt, sondern sogar mit Franz von Assisi trauliche Berührung gehabt haben. Der morgenländische Herrscher galt nicht bloß für ein Muster edelsten und gütigsten Benehmens, sondern auch für der höchsten abendländischen Ehre theilhaft: wie er den Ritterschlag empfangen, wußte ein französisches Gedicht weitläufig zu berichten.

Eine sehr idealisirende Auffassung Saladins lebt und webt in der Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts, so daß Lessings alter Marigny, weil er Solaheddins blutige Vorgeschichte und sein orthodoxes Muhammedanerthum betont, trotz allen sonstigen Lobsprüchen fast wie ein scheelsüchtiger Verkleinerer erscheint, wenn man dies fromme Urtheil an den liberalen Tiraden eines Voltaire mißt. Dieser geistreichste und mächtigste Führer der Aufklärung hatte sich in eine so widerchristliche Schwärmerei für die Tugenden des Orients gestürzt und auf seiner Wage so ungleiche Gewichte gebraucht, daß der Pariser

Witz ihn schon im Turban zur Moschee eilend erblickte. Noch immer blendete Saladin die Franzosen, wie einst Harun al Raschid die Phantasie der Franken. Haben die Crebillon und Wieland einen trägen, dummen, sinnlichen Schach Baham als Typus orientalischen Herrscherthums abgemalt, so liebte andererseits die Aufklärung der Voltaire und Diderot, der Friedrich und Wieland streitbar, spielend, spottend, lehrend das Costüm des Morgenlandes vor allen anderen, und Voltaires Geschichtsphilosophie suchte, wie wir wissen, die „Gedruckten Lügen" auch durch eine kühne Beleuchtung des Zeitalters der Kreuzzüge zu verpönen. Diese neuen tendenziösen Accente hatten auf Lessing den nachhaltigsten Eindruck gemacht. Als Schüler Voltaires ärgert sich der Hamburger Dramaturg über die falsche Vertheilung von Licht und Schatten in einer jugendlichen tragédie sainte: „Es war zwar von dem Herrn von Cronegk ein wenig unüberlegt in einem Stücke, dessen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge genommen ist, die Toleranz predigen und die Abscheulichkeiten des Geistes der Verfolgung an den Bekennern der mahomedanischen Religion zeigen zu wollen. Denn diese Kreuzzüge selbst, die in ihrer Anlage ein politischer Kunstgriff der Päpste waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenschlichsten Verfolgungen, deren sich der christliche Aberglaube jemals schuldig gemacht hat; die meisten und blutgierigsten Ismenors", fährt er im Hinblick auf Cronegks Glaubenseiferer fort, „hatte damals die wahre Religion; und einzelne Personen, die eine Moschee beraubt haben, zur Strafe ziehen, kömmt das wol gegen die unselige Raserei, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige Asien zu verwüsten?" In demselben Sinne behauptet ein Jahrzehnt später die unterdrückte Vorrede zum „Nathan", der Nachtheil geoffenbarter Religion habe sich gerade während der Kreuzzüge einem vernünftigen Mann aufdrängen müssen, „und daß es an Winken bei den Geschichtschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultan gefunden."

Unbefriedigt von Marignys Geschichte der Araber, der auch die Encyclopädisten geringschätzig begegnen, malte Marin 1758 in der Histoire de Saladin (1761 verdeutscht) die Voltairischen Umrisse, nicht ohne eine leise Polemik gegen die neuerdings beliebte Verwandlung des strengen Muselmans in einen modernen Freigeist, aber doch

mit einer höchst enthusiastischen, durch beißende Gegensätze gewürzten Charakteristik aus. Auch seine Liebe gehört nicht den Franken, sondern den „Ungläubigen", und er läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, welche von beiden Nationen den Titel „barbarisch" verdiente. Auch er geht den „unsinnigen Fabeln" der Historiker zornig zu Leibe. Sein abgerundetes, von einer großen Figur beherrschtes, sehr lebhaftes Werk in zwei handlichen Bänden ward Lessings Hauptquelle für alles Geschichtliche. Daneben wurden landläufige Hilfsmittel wie die ihm früh bekannt gewordene lexikalisch geordnete Bibliothèque orientale des Herbelot und in Schultens' Latein die arabischen Darsteller Bohadin, Abulfeda Reiskischen Angedenkens, Amadoddin benutzt, deren erster, Saladins geistlicher Vertrauter, das Idealbild eines koranfesten Herrschers mit Vertuschung aller Schatten in dem Charakter aufgestellt hatte; vom Standpunkte des Mufti, nicht des Politikers. So urtheilte Schiller, als er Bohadins Schrift seiner Sammlung historischer Memoiren einverleibte, weil er einer Schilderung, „welche zu dem verschönerten Bilde des ägyptischen Sultans in Lessings Nathan das Urbild lieferte", die Theilnahme des deutschen Publicums versprach; wie die „Horen" 1796 Boccaccios Novelle, von Sophie Mereau übersetzt, brachten.

Von dem langerwiesenen Rechte des Dramatikers, geschichtliche Daten nach Lust und Bedürfnis zu verwerthen, machte Lessing um so freier Gebrauch, als es ihm gar nicht auf ein historisches Schauspiel ankam. Bekennt er doch selbst während der Ausarbeitung: „In dem Historischen, was in dem Stück zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweg gesetzt; ich habe sogar mit den einzelnen Namen nach meinem Gefallen geschaltet. Meine Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollen bloß den Gang meines Stückes motiviren". In den Reichthum der Begebenheiten griff er hier und dort hinein ohne zu fragen, ob die vertrauten Stätten von Tebnin und Darun, Gath und Acre der Schauplatz gerade eines solchen Sturmes, eines solchen Gemetzels gewesen, wie sein Gedicht es verlangte. Aus einer Fülle konnte er frei wählen, an ein Wort über die Tracht der Mameluken oder die „Karavanen aus Ägypten" episodische Scenen knüpfen, aus allerlei Tücken von Assassinen und Beduinen gegen Saladins Leben gelegentlich Capital schlagen, den längst verstorbenen

Vater Ayub, der mit dem Sohn als verschlagener Finanzmann die Last der Regierung theilte, auf dem Libanon ansiedeln, des Sultans weitverzweigte Familiengeschichte energisch zusammendrängen, seiner zahlreichen Kinder geschweigen, von den verschiedenen Brüdern den einen halbhistorisch, den andern ganz romantisch herausheben, der einsilbigen Anekdote, daß eine Schwester Sittah-Alscham ihre eigenen Mittel in den Schlund warf, der die Schätze des Freigebigsten aller Menschen verschlang, eine bedeutende Frauenrolle abgewinnen, die wiederholten Erwähnungen eines nothgedrungenen Versteckspiels der verlegenen Schatzmeister zu einem Hebel der Handlung machen. Hier fand er einen kleinen Wink für das fremde Costüm, den Namen „Naserinchen" für eine Münze, das Wort „Delk" für ein Kleidungsstück, oder gar eine Warnung vor den unverdaulichen Datteln, da eine orientalische Sittenlehre, Fabel, Klugrede, dort einen Beitrag zur Charakteristik und Motivirung im Kleinen und Großen. Der überall, von Marin ziemlich kühl, erwähnte Plan einer Heirat zwischen Saladins Bruder Malek-el-Adel und Johanna von Sicilien, Richard Löwenherz' Schwester, muß bei ihm ein neues Licht auf die frische und fremder Größe bewunderungsvoll ergebene Unbefangenheit des Sultans werfen, der damals von englischer Seite herausgekehrte Christenstolz das Thema einer kritischen Rede Sittahs gegen den sanguinischen Saladin bilden, der doch nach Marin das Project als eitles Hirngespinst behandelte.

Alles was arabische und französische Lobredner von diesem Saladin, oft recht vag und mit unbeglichenen Widersprüchen sagten, trug Lessing in einem feinen Gedächtnis. „Heldenthum mit Menschlichkeit verbunden" lautet Marins Formel. Der zornige Tyrann, dessen Säbel den christlichen Ränkeschmied oder in blitzschneller Arbeit die Sendlinge des Alten vom Berge niedermäht und ein schonungsloses Blutbad unter den Ordensrittern als unversöhnlichsten Feinden des Islam planmäßig vollzieht, bewirthet christliche Pilger, entzückt den Feind durch edelsten Anstand und vornehmste Conversation, beschenkt tapfere Gegner, begnadigt Gefangene, giebt jungen Franken auf Treu und Glauben Urlaub, einem zitternden Ritter die Freiheit und vergießt Thränen beim Anblick einer armen Mutter und ihres von ihm geretteten Kindleins, „er, über den die Natur soviel Macht hatte". An solchen

mit einer höchst enthusiastischen, durch beißende Gegensätze gewürzten Charakteristik aus. Auch seine Liebe gehört nicht den Franken, sondern den „Ungläubigen", und er läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, welche von beiden Nationen den Titel „barbarisch" verdiente. Auch er geht den „unsinnigen Fabeln" der Historiker zornig zu Leibe. Sein abgerundetes, von einer großen Figur beherrschtes, sehr lebhaftes Werk in zwei handlichen Bänden ward Lessings Hauptquelle für alles Geschichtliche. Daneben wurden landläufige Hilfsmittel wie die ihm früh bekannt gewordene lexikalisch geordnete Bibliothèque orientale des Herbelot und in Schultens' Latein die arabischen Darsteller Bohadin, Abulfeda Reiskischen Angedenkens, Amadoddin benutzt, deren erster, Saladins geistlicher Vertrauter, das Idealbild eines koranfesten Herrschers mit Vertuschung aller Schatten in dem Charakter aufgestellt hatte; vom Standpunkte des Mufti, nicht des Politikers. So urtheilte Schiller, als er Bohadins Schrift seiner Sammlung historischer Memoiren einverleibte, weil er einer Schilderung, „welche zu dem verschönerten Bilde des ägyptischen Sultans in Lessings Nathan das Urbild lieferte", die Theilnahme des deutschen Publicums versprach; wie die „Horen" 1796 Boccaccios Novelle, von Sophie Mereau übersetzt, brachten.

Von dem langerwiesenen Rechte des Dramatikers, geschichtliche Daten nach Lust und Bedürfnis zu verwerthen, machte Lessing um so freier Gebrauch, als es ihm gar nicht auf ein historisches Schauspiel ankam. Bekennt er doch selbst während der Ausarbeitung: „In dem Historischen, was in dem Stück zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweg gesetzt; ich habe sogar mit den einzelnen Namen nach meinem Gefallen geschaltet. Meine Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollen bloß den Gang meines Stückes motiviren". In den Reichthum der Begebenheiten griff er hier und dort hinein ohne zu fragen, ob die vertrauten Stätten von Tebnin und Darun, Gath und Acre der Schauplatz gerade eines solchen Sturmes, eines solchen Gemetzels gewesen, wie sein Gedicht es verlangte. Aus einer Fülle konnte er frei wählen, an ein Wort über die Tracht der Mameluken oder die „Karavanen aus Ägypten" episodische Scenen knüpfen, aus allerlei Tücken von Assassinen und Beduinen gegen Saladins Leben gelegentlich Capital schlagen, den längst verstorbenen

Vater Ayub, der mit dem Sohn als verschlagener Finanzmann die Last der Regierung theilte, auf dem Libanon anziehen, des Sultans weitverzweigte Familiengeschichte energisch zusammendrängen, seiner zahlreichen Kinder geschweigen, von den verschiedenen Brüdern den einen halbhistorisch, den andern ganz romantisch herausheben, der einsilbigen Anekdote, daß eine Schwester Sittah-Alscham ihre eigenen Mittel in den Schlund warf, der die Schätze des Freigebigsten aller Menschen verschlang, eine bedeutende Frauenrolle abgewinnen, die wiederholten Erwähnungen eines nothgedrungenen Versteckspiels der verlegenen Schatzmeister zu einem Hebel der Handlung machen. Hier fand er einen kleinen Wink für das fremde Costüm, den Namen „Naserinchen" für eine Münze, das Wort „Delk" für ein Kleidungsstück, oder gar eine Warnung vor den unverdaulichen Datteln, da eine orientalische Sittenlehre, Fabel, Klugrede, dort einen Beitrag zur Charakteristik und Motivirung im Kleinen und Großen. Der überall, von Marin ziemlich kühl, erwähnte Plan einer Heirat zwischen Saladins Bruder Malek-el-Adel und Johanna von Sicilien, Richard Löwenherz' Schwester, muß bei ihm ein neues Licht auf die frische und fremder Größe bewunderungsvoll ergebene Unbefangenheit des Sultans werfen, der damals von englischer Seite herausgekehrte Christenstolz das Thema einer kritischen Rede Sittahs gegen den sanguinischen Saladin bilden, der doch nach Marin das Project als eitles Hirngespinst behandelte.

Alles was arabische und französische Lobredner von diesem Saladin, oft recht vag und mit unbeglichenen Widersprüchen sagten, trug Lessing in einem feinen Gedächtnis. „Heldenthum mit Menschlichkeit verbunden" lautet Marins Formel. Der zornige Tyrann, dessen Säbel den christlichen Ränkeschmied oder in blitzschneller Arbeit die Sendlinge des Alten vom Berge niedermäht und ein schonungsloses Blutbad unter den Ordensrittern als unversöhnlichsten Feinden des Islam planmäßig vollzieht, bewirthet christliche Pilger, entzückt den Feind durch edelsten Anstand und vornehmste Conversation, beschenkt tapfere Gegner, begnadigt Gefangene, giebt jungen Franken auf Treu und Glauben Urlaub, einem zitternden Ritter die Freiheit und vergießt Thränen beim Anblick einer armen Mutter und ihres von ihm geretteten Kindleins, „er, über den die Natur soviel Macht hatte". An solchen

Stellen wetteifert Marin mit Bohadin in begeisterten Declamationen: „Die Geschichte, die unglücklicher Weise nur eine beständige Aufzählung von Ungerechtigkeiten und Greueln ist, scheint die Menschheit zu trösten, wenn sie inmitten all der Verbrechen anhält, um einige Thaten der Gnade und Mäßigung zu berichten. Warum müssen wir in diesem Werke verbunden sein, solche Züge allein den Sitten eines Mannes zu entlehnen, den der Fanatismus unserer Geschichtschreiber Barbar nennt. Selbst Barbar, wer so wenig von Tugend weiß!" Wie verschwenderisch dagegen setzt Marin die Tugend eines Herrschers in Scene, den man wahrlich le roi défenseur Salah-eddin, Salut (Réformateur) du monde et de la Religion (Loi) — „Verbesserer der Welt und des Gesetzes" sagt Lessing — heißen durfte. Sein Testament enthält die höchste Auffassung aller Regentenpflichten. Ohne Bedürfnis für seine Person schenkt und schenkt er sein Leben lang, wie nie ein anderer Mensch die gottnachbarliche Tugend der Freigebigkeit übte. Gnade, Gerechtigkeit, Mäßigung schmücken seinen Stuhl. Christliche Unmenschlichkeit allein kann ihn zu grausamen Befehlen hinreißen. Diesem Muselman müsse jeder Kreuzfahrer die Palme lassen, und Marin schweift gern auf den Rain der Sage, um jenes fabulösen Ritterschlags zu gedenken und das Gedicht darüber mitzutheilen. Er zeigt ihn auch im vergleichenden Gespräch über Christenthum und Islam begriffen, „denn wie alle Frommen liebte er theologische Disputationen."

Und diesem nicht genug zu preisenden Sultan steht in der Geschichte ein verruchter Hoheprieſter der Christenheit gegenüber, der Patriarch Heraclius von Jerusalem, ein Kirchenschänder, ein Lüstling, ein Giftmischer, ein Feigling und Poltron, der sich mit gemeinen, schmählichen Lastern besudelte, und dessen Sündenregister von Marin recht absichtlich ins Ungeheure gesteigert wird: „Palästina sah endlich den infamen Heraclius — welchen Namen soll man diesem Menschen beilegen, da das Geschrei des ganzen Morgenlandes sein Andenken zum Abscheu gemacht hat! — den Patriarchenstuhl durch das zügellosesteGebahren schänden." Von allen Leuten im lasterhaften Völkergemisch Palästinas, „die mit so wenig Religion im Herzen den Namen beständig im Munde führten", sei dieser Auvergnate der schlimmste gewesen: „es war wirklich die Verworfenheit und Trostlosigkeit am heiligen Orte". Dabei habe dieser Schurke, vordem ein Buhle der Königin,

dann der Bettgenoß einer Wälschen, ein gewinnendes Äußere gehabt, und Marin versäumt bei Gelegenheit nicht den schlimmen Prunk des christlichen Klerus zu schelten, der faul und gierig, aus Christi Armuth reich und aus Christi Demuth vermessen in das Haus des Herrn pomphaft eingehe. Auch diesen kleinen Zug wußte Lessing zu benutzen, als er den pfäffischen Gegenspieler auf die Bühne rief. Ihn konnte er sich nicht entgehen lassen, da das Drama von Contrasten zehrt und gerade ein Kreis verschiedener Nationen und Bekenntnisse des Dunkelmannes bedurfte. Peinliche Chronologie mag berechnen, daß „Nathan" 1192 spielt, als Saladin ein Jahr vor seinem Tod, fünf Jahre nach der Eroberung Jerusalems und dem Abzug des Heraclius eine neue Capitulation mit Richard Löwenherz geschlossen — Lessing erwidert auf solche ziffernmäßige Scrupel: „So hat der Patriarch Heraclius gewiß nicht in Jerusalem bleiben dürfen, nachdem Saladin es eingenommen. Gleichwol nahm ich ohne Bedenken ihn daselbst noch an, und betaure nur, daß er in meinem Stücke noch bei weitem so schlecht nicht erscheint als in der Geschichte."

Einen jugendlichen Vertreter des Abendlandes mußte ungesucht der Templerorden bieten. Seine Ritter zeigte die Geschichte im heißesten Kampf, siegreich und besiegt, vor allen anderen dem Muselman verhaßt, immer bereit loszuschlagen, in gelockerten Gelübden lebend, als Gefangene auf Dolch und Gürtel zur Lösung beschränkt. Ein frommer Wahn umflatterte ihre weißen Mäntel, und Marin berichtet, daß der Glaube an mitkämpfende Engel im Christenheer verbreitet und eidlich bezeugt war. In voller Rüstung, hoch zu Roß, lichten Kleides, sollte der heilige Georg bei Iconium für Kaiser Friedrich gefochten haben; denselben himmlischen Krieger glaubten die Saracenen bei Tiberias zu erblicken, wo der Templer Jacquelin de Maillé als der einzige Überlebende wie ein Schutzgott Frankreichs Wunder der Tapferkeit that, so daß man nach seinem Fall Gewand und Körper zerriß, um Reliquien von einem solchen Heiligen an sich zu raffen. Die Kreuzfahrer, erzählt Marin, die ebenso unwissend wie leichtgläubig waren, wollten oft gesehen haben, daß Engel in weißen Gewändern mit flammenden Schwertern vom Himmel herabeilten, voran der heilige Ritter Georg, und solche Fabeln, unentbehrlich um das grobe Hirn der Masse zu erschüttern und ihr die Glut einzuhauchen, die den schwachen Seelen

gebrach, wurden von gefangenen Christen den Ungläubigen mitgetheilt. Daher der himmlische weiße Ritter in Nathans brennendem Hause zu Jerusalem, wo zudem nach einer Sage, die Schultens bucht, Engel festlich zusammenzukommen pflegten.

Lessing konnte den Marin nicht lesen, ohne auf Schritt und Tritt seines ersten berühmten Führers im Bereich der Kreuzzüge zu gedenken, Voltaires, des Historikers und des Dramatikers; sogar die Voraussetzung eines Hauptwerkes, der „Zaïre", daß der Sultan einen jungen Franzosen zur Beschaffung des Lösegeldes auf sein Ehrenwort hin heimziehen ließ und nach der Rückkehr mit Gnaden überhäufte, fand er hier unter Saladins Namen wieder. Seit der Histoire des croisades war Voltaires Liebe zu diesem idealen Herrscher so bekannt, daß sich das litterarische Paris 1757 ein Saladindrama aus seiner Feder versprach; sympathisch bemerkt Grimms Correspondenz (15. Mai) zu dem Gerücht: „Dieser Sultan ist einer der größten Männer, und seine Rolle wird in Voltairischer Darstellung nichts von ihrer Größe und ihrem Glanz verlieren". Mehr als einmal hatte der erste Dichter Frankreichs die Poesie über Meer geschickt, und von all den lieben kleinen Sängern waren manche seiner Pfeife gefolgt, ohne Kraft das verbrauchte Liebes- und Ränkespiel der orientalischen Palasttragödie oder den abgestorbenen Nerv der tragédie sainte durch starke neue Motive und zeitgemäße Ideen zu ersetzen.

Seit dem Frühjahr 1741 ging Le fanatisme ou Mahomet le prophète über die Bretter, auf denen noch Goethes melodisch idealisirende Dolmetschkunst diese Revolution gegen die Athalien des älteren Classicismus festzuhalten strebte. Jeglichen Fanatismus wollte der verschlagene Tendenzpoet ins Herz treffen, als er ganz im Sinne der „Drei Betrüger" einem mächtigsten Religionsstifter das nackte Bekenntnis lieh, Vorurtheile seien die Könige des Pöbels und wo eine alte Welt zerkrache, müsse eine neue Gründung blendender Herrschsucht gedeihen:

Il faut un nouveau culte, il faut de nouveaux fers;
Il faut un nouveau dieu pour l'aveugle univers.

Welches tiefironische Bild, wie Voltaire aus seinem Malepartus diese Satire auf die Grausamkeit und die Irrthümer eines falschen Propheten

Keinem passender zuzueignen weiß als dem Statthalter und Nachahmer eines Gottes des Friedens und der Wahrheit! wie Meister Reinecke, diese Blätter gegen den Stifter einer falschen und barbarischen Religion unter dem Arm, dem Oberhaupt des echten Glaubens den Pantoffel küßt und Papst Benedict mit ebenbürtiger Klugheit seinem zweideutigen Verehrer zum Dank ein kleines harmloses Privatissimum über lateinische Prosodie hält! während die niedere Geistlichkeit, wie Goeze gegen „Werthers Leiden", aufschrie, so ein Stück werde Ravaillacs und Clements bilden. Voltaires Mahomet ist ein Kraftapostel und Schwindler größten Stils, von maßlosem Ehrgeiz und unersättlicher Selbstsucht, zum Erobern und Herrschen geboren, ein magischer Bändiger der blöden Menge, um kein Mittel verlegen und die heiligsten zu seinem Zweck misbrauchend, großprahlerisch, ein Virtuos bestrickender Redekunst, in jeder Faser frivol, ein dämonischer Tartufe auch nach der sinnlichen Seite. An seiner ins Heroische gewachsenen Frechheit zerschellt aller Widerstand der Ereignisse; der eben noch wie ein entlarvter Bösewicht der anstürmenden Masse zu erliegen scheint, erhebt sich mit einem großartigen Schlag triumphirend vor ihr, und nachdem ein Schatten von Reue über den gleißenden Spiegel seiner Seele geflogen ist, jener berühmte Halbvers Il est donc des remords, packt der gewaltige Heuchler die Zügel um so fester:

Je dois régir en dieu l'univers prévenu;
Mon empire est détruit, si l'homme est reconnu.

So entwarf Voltaire ein Zerrbild, daß Religion auf Trug und Gewalt gebaut sei, wußte aber selbst in diesem Gemälde ein Seitenaltärchen für die Toleranz anzubringen und den Religionsstolz aus dem Mund eines greisen Mekkapriesters zurechtzuweisen: der Feind unsers Gottes kann die Tugend kennen. Auch zeugt es für Voltaires verständigen Tact, daß einem Mahomet ein höchst würdiger Zopir gegenübersteht. Eben diesem Tact zollte Lessing bereitwillig seine Anerkennung, als er von den Cronegkschen Bekehrungen auf die unendlich discretere christliche Mission in der „Alzire" hinüberblickte, wo Spanier und Amerikaner so geschickt verhetzt und vereinigt werden: „Niemand hat es besser verstanden, wie weit man in diesem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem

die empfindliche, edle Seele des Zamor durch Beispiel und Bitten, durch Großmuth und Ermahnungen bestürmet und bis in das Innerste erschüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er so viel Großes sieht, mehr vermuthen als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch diese Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung der Zuschauer etwas hätte geschehen müssen."

In diesem Sinne wird, so paradox das zunächst klingt, Voltaires „Zaïre" keinen wärmeren Bewunderer gefunden haben als ihren Hamburgischen Nachrichter, dessen Freundin Elise ja die Zaïre in Jamben übertrug. Wenn er den zahmen Othello Orosman verachtete, war ihm doch der milde, duldsame, wolthätige Sultan lieb, der als Besieger der Christen den fränkischen Brausekopf durch eine Fülle von Gnaden belehrt, daß die Tugend auch in Syrien wohne, und sich das Lob verdient: wär' er als Christ geboren, was würde er mehr sein? Er ist Saladins würdiger Nachfahr:

Fatime, tu le sais, le puissant Saladin
Qui ravit à mon sang l'empire de Jourdain,
Qui fit comme Orosmane admirer sa clémence,
Au sein d'une chrétienne il avait pris naissance.

Neben den aufgeklärten Sultan pflanzt Voltaires Unparteilichkeit einen, ästhetisch recht verfehlten, orientalischen Jago; in der andern Gruppe stellt er, ohne seine Skepsis dazwischen zu soufflíren, einen fürstlichen Greis als glühenden Anwalt des Kreuzes dar; die Heldin, ein wachsweiches Geschöpf, ist in ihrem Wesen halb Französin, halb Muselmanin und durch ihre Erziehung confessionslos:

La coutume, la loi, plia mes premiers ans
A la religion des heureux musulmans.
Je le vois trop; les soins qu'on prend de notre enfance
Forment nos sentiments, nos mœurs, notre croyance.
J'eusse été près du Gange esclave des faux dieux,
Chrétienne dans Paris, musulmane en ces lieux.
L'instruction fait tout; et la main de nos pères
Grave en nos faibles cœurs ces premiers caractères.

Doch ehrt das empfindsame Mädchen den allgemeinen Bruderbund, den das wahre Christenthum gestiftet. Dieses schwächliche Urbild der

confessionslosen Recha, wie diese als kleines Würmchen aus einer brennenden Stadt gerettet, hat in Fatime eine Proselytenmacherin gleich Daja zur Seite, die über den geliebten Sultan loszieht und Zairens durch ein Kreuz bezeugte christliche Geburt zum Anlaß unermüdlicher Heilspredigten nimmt.

Der Kreis derartiger Motive zum „Nathan" wurde erst 1769 durch ein Tendenzdrama abgeschlossen, das sein Titel Les Guèbres ou la tolérance als ein Seitenstück zum „Mahomet" und die Vorrede mit dem freien Gattungsnamen eines „dramatischen Gedichts" (poëme dramatique) bezeichnete. Mit dem ihm so geläufigen Aufgebot von Maskenspiel und schleierhaften Einleitungen gründete der alte Kämpfer sein Stück auf Haß und Liebe, Haß gegen das „grausige Pfaffenthum", Liebe — charité universelle — für alle guten Menschen, welche die Erde trägt. Die Ghebern, schon in der „Henriade" und im Essai sur les mœurs gefeiert, will er erst nachträglich an Stelle von Christen eingeführt haben, woran natürlich kein wahres Wort ist; aber so human lädt Voltaire in der Rolle des alten Arzemon gen Osten ein, daß ein weltmüder Al Hafi gern „den heißen Sand mit seinen Ghebern treten" möchte. Schwach und unklar gebaut und voll conventioneller Declamation, richtet das Perserstück seine Spitze gegen „die unduldsame Schaar der Plutopriesterschaft" und giebt im „Großpriester des Pluto" einen wirklich höllischen Ausbund grausamster Verfolgungswuth, bis der bei den römischen Hauptleuten und den frommen Parsi gleich verhaßte Pfaffe ein blutiges Ende findet. Bang schauen seine Richter in die nächste Zukunft, als der Kaiser erscheint, alles zum Besten kehrt, in einer großen Programmrede den erhabenen Herold der Duldung macht und den Ghebern vollste Religionsfreiheit gewährt:

Qu'ils jouissent en paix de leurs droits, de leur biens;
Qu'ils adorent leur dieu, mais sans blesser les miens:
Que chacun dans sa loi cherche en paix lumière;
Mais la loi de l'Etat est toujours la première.
Je pense en citoyen, j'agis en empereur:
Je hais le fanatique et le persécuteur.

Eine Tirade in der Technik des Zeitalters Ludwigs XIV., im Geiste des Zeitalters Friedrichs und Josephs. Und die Thränen eines

Diderot floſſen bei dieſer Predigt, die den Königen die verhängnisreichen Folgen der Intoleranz male und die Menſchen mit Achtung vor der allgemeinen Moral erfülle; die Hoheit der Grundidee führte ihn über die greiſenhaften Schwächen des Stückes ſo leicht hinweg, daß er es als eine Botſchaft an alle Völker und alle kommenden Zeiten pries und dem Zukunftsdrama die endliche Aufführung durch eine weiſe Bürgerſchaft prophezeite. Es iſt hübſch zu leſen, wie Friedrich 1775 en fidèle disciple du Patriarche de Ferney die Anſiedelung von tauſend muhammedaniſchen Familien in Weſtpreußen halb ernſt, halb ſcherzend ausmalt, ſammt Moſcheen, Waſchungen und Hilli-Hallageſängen, um auch über dieſe noch fehlende Secte ſein Scepter in Duldung zu ſchwingen.

So hatte Voltaire namentlich im letzten „dramatiſchen Gedicht", ohne Hoffnung auf die baldige Möglichkeit einer Darſtellung, die Bühne zur Kanzel gemacht. Er hatte das Hauptgewicht auf lehrhafte Scenen gelegt und die Handlung zwar mit den üblichen Verwicklungen und theatraliſchen Zuſammenſtößen, doch immerhin ſorgloſer geführt. Ein Motiv geht durch alle in dieſem Zuſammenhange genannten Religionsdramen Voltaires, wo den alten Schläuchen der Wein eines neuen Jahrhunderts eingegoſſen wird, hindurch: die Geſchwiſterliebe. Geſchwiſter ſind die Liebenden im „Mahomet", Palmire und Seïde, der edle Zopir ihr Vater, den Seïde tödtlich getroffen im Wahn, Palmirens Hand von dem ränkevollen Herrn zu empfangen, der ſelbſt ſein Netz nach dem Mädchen auswirft; ein ſterbender Mitwiſſer enthüllt das Geheimnis. Geſchwiſter ſind der beim Sultan eines lichtſcheuen Liebesbundes verdächtigte Nereſtan, der junge Ritter aus Frankreich, und Zaïre, die bekenntnislos aufgewachſene Halborientalin; aus Zerſtörung und Niedermetzelung ſind ſie einſt gerettet worden, während Mutter und Brüder in den Flammen Cäſareas umkamen; ein Kreuz beſtätigt, Zaïre ſei Nereſtans Schweſter, Luſignans verlorene Tochter. Geſchwiſter, aber wiſſentlich, ſcheinen in den Guèbres Arzemon der jüngere und Arzame; der Hitzkopf läßt ſich des Mädchens wegen, das er nach Perſerbrauch heiraten will, zu einem unſinnigen Schritt fortreißen wie Leſſings Tempelherr; heimliche Ehen römiſcher Offiziere mit Perſerinnen, Stadtbrand und Gemetzel, Tod der einen Frau, Rettung der anderen ſammt ihrem Töchterchen und

dem Söhnlein der Getödteten, Vermächtnis einer sterbenden Mutter, äußerliches Zeugnis durch wolverwahrte Handschrift, deren Züge man wehmüthig erkennt, das und mehr wird aufgerollt, um Kindern zu ihren Vätern und um Vetter und Base zu einer auch nach europäischem Begriff unanstößigen Ehe zu verhelfen. Man stelle zu diesen Personen noch Giannole und Agnes im Decameron, oder Wielands recht Voltairisches Ehebernpaar im „Goldenen Spiegel", oder, in modernster Gewandung und ohne die dunklen Wechselfälle des Krieges, die liebenden Geschwister in Diderots „Natürlichem Sohn", wo das stets heikle Motiv als Hauptthema am verfänglichsten und peinlichsten wirkt, und man muß gestehen, daß die Verwicklung im „Nathan" bei so vielen und so geläufigen Beispielen mit Händen zu greifen und auch ein gutes Stück Vorgeschichte litterarisch zugeschnitten war. Und doch ist hier, wo die Schwester schwärmt und der Bruder liebt, alles so anders und so eigen!

Endlich gehört ein bescheidenes Plätzchen in den Vorhallen des „Nathan" auch Lessings altem Getreuen Gleim. Der hatte 1774 zwar nicht die ehmalige Kraft und Schnelle, wol aber seine unversiegliche Herzensgüte wie ein milder, segnender Großvater orientalisch verkleidet in „Halladat", der reifsten und einzig genießbaren Frucht seines langen Herbstes. Hier ward nicht die westöstliche Lebensklugheit und politische Aufklärung eines Wieland mit ihren albernen Schachs, verruchten Derwischen und weisen Danischmenden, sondern ein sanftes Evangelium der Menschenliebe in klarer Sprache und fließenden Blankversen vorgetragen und voll gemüthlicher Beschaulichkeit, wie man zur Dämmerstunde eine vertraute Melodie variirt, die Losung „der Seher Gottes ist ein Menschenfreund" didaktisch-episch ausgeprägt. Ein pantheistischer Hauch umspielt das Ganze, wenn auch einmal das christliche Privileg vor den Millionen Brüdern, denen der wahre Gott nicht geoffenbart ist, durchschlägt. Aber diesen umschlungenen Millionen wird gepredigt: du sollst die Laster hassen, die Menschen nie, du sollst die Bösen durch Liebe zum Guten anleiten, hilfreich und freigebig sein und barmherzig gegen Arme und Waisen, gottergeben in den großen Lobgesang herzlicher Seelengemeinschaft einstimmen, durch deine Tugend die göttliche Summe des Guten mehren, nicht einsiedlerisch, sondern im Hause schaffend ein tüchtiges Leben führen — dann, sei

Bettler oder König, gefällst du dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott, der dir zur Thätigkeit, nicht zur Ruhe, deine Kräfte gab! Es war nicht freundschaftliche Nachsicht, wenn Lessing dies Mal regen Beifall zollte und die Blätter des weicheren Gesinnungsgenossen andächtig in Händen hielt. Der Koran in Boysens lesbarer und gut eingeleiteter Übersetzung, die dem Erbprinzen von Braunschweig gewidmet ist, hatte die Suren Gleims angeregt. Den Koran, den doch selbst Reiske das unsinnigste Buch in der Welt und eine wahre Geißel für den gesunden Menschenverstand schalt, kannte Lessing französisch und deutsch, und er fand sicherlich nicht alle Sentenzen so „fade" wie der Professor.

Aus einem paraboliſchen Gebot unbestochner, vorurtheilsloser Menschenliebe ist ihm selbst sein letztes dramatisches Vermächtnis erwachsen. Der „moralische Satz", zu dem Gottsched einst so täppisch eine Handlung in fünf gleichen Theilen suchen lehrte, war das Erste; von der Boccaccioschen Novelle aus hatte er dem Kernstück Anfang und Ende gefunden, und nicht wie in „Minna" und „Emilia" Spiel und Gegenspiel von Liebe und Ehre oder die tragische Wucht einer an scharf umrissene Personen geknüpften Überlieferung zum Stapellauf gehabt. Der „Nathan" macht ein Wort des Dramaturgen zur That: „Ich will nicht sagen, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann"; nur daß die „Idee" zwar Fabel und Charaktere zu modeln, aber nicht zu schaffen vermag.

„Emilia Galotti" war als Composition die äußerste Leistung eines peinlich rechnenden Kunstverstandes, mit eisernen Klammern eng gebunden, Scene auf Scene fest gemauert, nach dem Senkblei gerad aufgerichtet, kein Auftritt einer Verschiebung fähig, kein Wort entbehrlich, weil nur das Unentbehrlichste gesagt wird. Nicht so der „Nathan". Ein „dramatisches Gedicht" nannte ihn Lessing wie Voltaire seine Guèbres, damit gleich auf der Schwelle die Ansprüche an jene streng gefügte Technik abweisend, zu der seine eigene Dramaturgie und Kunstübung das deutsche Schauspiel gemessenen Schrittes hingeleitet hatte. Auch mochte er selbst das „zu Gedachte", bisweilen Mühsame und Überkünstliche der „Emilia" zwar als wirksames Prob-

stück größtmöglicher Präcision, nicht aber als verbindlichen Kanon ansehen und gern vom Zwang zum freien Naturrecht, vom Lakonismus zu der läßlicheren heitern Anmuth zurückkehren, die ihn nach Goethes gewichtigem Lob so wol kleidet im „Nathan". Die knappe und eng anschließende Tracht des Nordens mußte dem bequemen Faltenwurf orientalischer Gewandung weichen, eine überquellende Lust zu lehrreichem Zwiegespräch, gründlicher Selbstbetrachtung und inhaltschwerer Bühnenpredigt ungehemmt sich ergießen, weil der ganze Vorwurf mehr auf Worte als auf sichtbare Thaten zielte. Die guten Thaten wirken aber fort von Act zu Act. Lessings Personen sind gesprächiger geworden, nicht bloß der Sultan liebt im Orient Scheherezadens gute Geschichten gut erzählt. Einer der größten Sprechscenen unsrer Poesie ist der weite Mittel- und Hauptraum angewiesen, und niemand von den Tausenden, die Jahr aus Jahr ein mit Saladin dieser so kunstvoll wie herzlich aufsteigenden Rede Nathans Beifall klatschen, hat nach ihrer lockerern oder festeren Vernietung in einem Drama gefragt, das seinen eignen Gesetzen folgt und dessen Scenen die Parabel als integrirenden Theil umschließen wie der Ring den Demant. Wiederholungen werden nicht gescheut, das unterbrochene Gespräch zwanglos wieder aufgenommen, der Fortgang oft durch eine Meldung von außen gewonnen, der Eindruck einer Unterredung gern in einem kleinem Nachwort ausgesprochen, eine schwierige Situation oder eine innere Krisis durch Monologe ausgeschöpft, wie die beiden des Tempelherrn, ein freies Kommen und Gehen der Personen sehr liberal bewilligt, die individuellste Figur zweiten Ranges nur in den beiden Anfangsacten aufgerufen, der letzte durch ein paar Scenen aus Saladins Regentenleben eingeleitet, die ohne weiters gestrichen werden können und wirklich sehr selten gespielt werden.

Erinnert das Aufrücken der Hauptgruppen in den beiden ersten Acten an Lessings altgewohnte Technik von der „Sara" bis zur „Emilia", so sprengt die laxe Preisgebung der Ortseinheit auch innerhalb des einzelnen Aufzugs durch zweimaligen, ja noch öfter dreimaligen Decorationswechsel geflissentlich die strengen Fesseln, welche die Scenen der abgemessenen Hoftragödie zu zwei Einheiten im prinzlichen Palais und im Hause Galotti und einer großen Masse auf Dosalo banden. Hier entfalteten sich ohne jede Pause drei Acte,

während wir in der entsprechenden Partie des „Nathan" neunmal einen andern Schauplatz vor uns sehen. Diese neue freie Architektur kennt nicht mehr bloß einige große Räume, und der Behelf, etwa die Palmen hart vor Nathans Haus zu pflanzen und daselbst einen neutralen Boden zu schaffen, wird mit einer entschiedenen Wendung von den Franzosen zu Shakespeare und Goethe hin verschmäht. Es ist, wie im „Laokoon", statt der biegungslosen Gesetzesstraße der wellige und mit Ruhebänken ausgestattete Weg eines nach Lust um sich blickenden Spaziergängers. Die „Emilia" schreitet den kürzesten Pfad, der „Nathan" wandelt den gefälligsten; dort ist athemlose Eile und äußerste Anspannung, hier nimmt man sich Zeit. Dort herrscht die peinlichste Sparsamkeit, hier sind die wechselvollen Auftritte so frei wie fein nach Stimmung und Farbe zu einem reichen Ganzen abgetönt. Der nachlässige Bau des „Nathan" aber ist eine Erfindung großer und kleiner Kritiker: denn wie geschickt wird in der Exposition der Schleier über Rechas Abkunft ein wenig gelüftet und Nathan mit ihrem Retter Curd und durch Al Hafi mit Saladin, der Tempelherr aber durch den Klosterbruder mit dem Patriarchen in Verbindung gebracht; wie kunstvoll werden die Erkennungen langsam vorbereitet, mit wie klug gemessenen Schritten allmälig die dämmerhafte Vergangenheit vorgeführt; wie zwanglos muß Nathans Besuch den raschen Saladin wieder an Curd erinnern, wie planvoll ist der Abstand der großen Nathanscenen, die Parabel gerad in der Mitte — nein, die Architektonik und das Motiviren hatte Lessing nicht verlernt, und es war gewiß kein Schade, daß er hier auf die allzu bewußte Strenge der „Emilia" verzichtete.

Die nach und nach entrollte Vorgeschichte und die geringe Handlung im Stücke selbst zeigen nicht das scharfe Profil der „Emilia". Romantische Verwicklungen thun sich allmälig im Hintergrunde bis in den Schlußact hinein auf: ein Lieblingsbruder Saladins hat mit einer Christendame Jahre lang in Deutschland gelebt und nach der Heimkehr in den sonnigeren Osten, wo ihm noch ein Töchterlein geboren und die Gattin gestorben ist, den Tod auf der Walstatt gefunden, wie der historische Sultan den Fall eines theuren Bruders beklagte; jener aber war seltsamer Weise ein Streiter gegen das eigene Haus und Volk. Er hieß Assad, der Löwe, und Leu, Leu von Filneck (aus Filleck bei Marchtaler

gebildet) ist der wahre Name des Tempelritters Curd, den mütterliche Herkunft mit dem Staufergeschlecht verbindet und den sein Oheim und Pfleger den Kreuzfahrern einreihte. Dieser Oheim muß Nathan bekannt, der Vater Assad muß Nathans Retter und Freund gewesen sein. So ist dem seines Weibs und seiner Söhne beraubten Juden das Töchterchen des Saracenenprinzen und der deutschen Edelfrau anvertraut worden. Ihre christliche Geburt muß durch eine sterbende Amme der christlichen Erzieherin in Nathans Haus ans Herz gelegt sein. Diesen von außen betrachtet etwas künstlichen, innerlich aber durch gute fortzeugende Liebesthaten geweihten Apparat vervollständigt, jeden Zweifel urkundlich zu bereinigen, ein Brevier im Besitz des Klosterbruders, der einst Assads Reitknecht und sein Bote zu Nathan war, und wie in eine deutsche Hausbibel muß Assad in das Brevier seine romanhaften Familienverhältnisse auf Persisch eingetragen haben. So taucht auch ein Portrait des von Sittah nie geschauten Assad zu guter Stunde in einem Winkel des Palastes wieder auf, um einen plötzlichen Eindruck zu befestigen. An einem Haar hängt die ganze Handlung des Stückes, und wie ungeschickt fährt oft ein deutscher Mime mit der Hand über die Brauen, weil dieser eigenthümliche Gestus, den bald die „Deutsche Union" zu ihrem freimaurerischen Geheimzeichen wählte, ebenfalls vom Vater auf den Sohn vererbt worden ist. Hat das physiognomische Jahrzehnt auch einen Lessing zum Gesichtspäher gemacht, daß er die Erkenntnis leiblicher Ähnlichkeit zweifach als Angelpunkt ausnutzte? Würde Saladin, der mehr der Geschichte als seinem dichterischen Charakter nach keinen weißen Ritter begnadigt, nicht im rechten Augenblick so mächtig an den verlorenen oder weggebliebenen Assad erinnert, so wäre es aus mit dem Tempelherren, und ohne ihn müßte Recha verbrennen. Trüge der weise Nathan nicht Assads Mienen in einem so sicheren Gedächtnis, so würde er die im Drama recht mühsam abgekühlte Recha freudig einem Ehebund mit dem Bruder zuführen. Aber wie geistreich fängt Lessing jeden Angriff der nüchternen Kritik gegen diese scheinbar äußerlichen Zufälle auf durch die Belehrung im Eingang:

Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt;
Der Rücken einer Nase, so vielmehr

Als so geführet; Augenbraunen, die
Auf einem scharfen oder stumpfen Knochen
So oder so sich schlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Maal,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Gesicht: — und du entkömmst dem Feur, in Asien!

Mit kluger Absicht stellt er sein wunderloses dramatisches Bekenntnis auf Wunder, die doch aus dem Segen vergangener und gegenwärtiger Wolthaten sprießen, und Nathan weist über Rechas zerstiebende Wunderträume hinweg auf das größte ewige Wunder der Weltordnung. Es giebt keine sogenannten übernatürlichen Wunder, die Gott zu der und jener Zeit, hier und da verübt, aber der Mensch sucht sie und darüber wird ihm das göttliche Wirken im All gemein und gleichgiltig.

Alle Voltairische Verwicklung, alle romanhaften Sterbefälle und Rettungen, aller Krieg und Brand bis zum unmittelbar letzten, der Rechas Leben gefährdete, liegen vor dem Stück, das in zielbewußter Vermeidung von dramatischem Stoß und Gegenstoß fast eine sanfte Idylle nach der hitzigen Reimarusfehde heraufführt und wie eine friedliche Insel aus den blutigen Kreuzzügen emporsteigt. Das in ein Schauspiel gekleidete Evangelium der Liebe meidet den Zusammenprall gegnerischer Mächte, den sonst ein Dramatiker begierig aufsucht, und isolirt den verfolgungssüchtigen geistlichen Ränkeschmied: es scheint genug, ihn allein ganz auszuschließen aus dem Bereiche der herzlichen gemüths- und blutsverwandten Verträglichkeit. In diesem idealistischen Gedicht nimmt das Gegenspiel nur einen schwachen Anlauf, ohne dem Zuschauer ein ernstes Bangen einzuflößen. Schon daß im Expositionsact dem guten, klugen Wort eine solche Macht, der pädagogischen Führung ein so läuternder Einfluß, der Begegnung von Mensch zu Mensch eine so reine Wirkung verliehen wird, daß in Curd so sichtlich das edle Metall wol von leichtem Rost befleckt, aber nicht zerfressen werden kann, daß weiterhin alles, trotz flüchtigen Springwellen der Leidenschaft, einen gemächlichen Gang nimmt, läßt keinen Unbefangenen eine hochdramatische Spannung und Erschütterung gewärtigen noch begehren. Lachend geht Saladin über das Verbrechen, ein Christenkind ohne Schweinefleisch zu erziehen, hinweg. Die Gipfel dieses innerlichen

Dichtwerks werden in einer Parabel und einer Schmerzensgeschichte erstiegen.

Nach alter classicistischer Weise treten zwei Personen, allenfalls eine untergeordnete und schweigsamere dritte, auf die Bühne; Monologe verkünden, wie diese Menschen mit sich selbst fertig werden oder einen neuen Weg einschlagen; nur der Schluß gewährt ein Ensemble. Der Derwisch verschwindet, erst im vierten Aufzug erscheint der Patriarch vor dem Zuschauer, wie denn Lessing in seinen Meisterdramen den Abstieg vom Mittelact durch eine neue Figur im vorletzten fesselnder zu gestalten sucht, um jedem Erlahmen des Publicums zu steuern: Riccault spielt seine ergetzliche Episode, Gräfin Orsina nimmt königlich von der Bühne Besitz.

Unser Drama wäre von Grund aus umgewandelt, wenn plötzlich ein stürmisches Gegenspiel hervorschösse. Weg mit dem wolfeilen Vergnügen, einen Saladin hoheitsvoll den Patriarchen, der wirklich „sogleich zum Saladin eilte", abfertigen zu hören: Je hais le fanatique, weg mit dem sinnfälligen Theaterspiel einer Begegnung zwischen Nathan und seinem geistlichen Antipoden, dessen Tonart und Gedankenkreis mit Einer unmittelbaren Probe erschöpft wird. Das ganze dramatische Gedicht „Nathan" fiele, wenn Vischers schroffe Forderung zu Recht bestünde: „In seinem Nathan vergißt Lessing, welchen schweren Conflict zwischen dem Fanatismus und der reinen Humanität er angelegt hat, und schließt die Handlung schlecht im Sinne des bürgerlichen Familienstücks". Im Sinne der deutschen Hauskomödie und ihrer wundersamen Erkennungen gewiß nicht, und daß Curd dem Pfaffen nur ein „Problema" ohne jede namentliche Denunciation vorträgt, entspricht durchaus der von Lessing weislich vollzogenen Hebung seines Charakters, der manchmal straucheln, aber niemals fallen kann; daß der Patriarch keinen Scheiterhaufen für Nathan entzünden darf und sein Wunsch, der Geschichte von dem confessionslos erzogenen Christenkinde näher auf die Spur zu kommen, wider Erwarten, doch nicht ohne eine gewisse Deckung, des Fortgangs ermangelt, entspricht durchaus der innern Form unsers Dramas und läßt sich zum Überfluß aus seiner Lage erklären. Denn Lessings Patriarch ist zwar ein Schurke, aber keine Großmacht, Lessings Saladin nicht Schillers Philipp, der nach vergeblicher Werbung um einen Freund in die Arme

der allgewaltigen Inquisition sinkt. Die Brandfackel dieses Patriarchen würde, trotz der vom Sultan beschworenen Capitulation, der Tempelritter durch ein Wörtchen über seinen tückischen Mordanschlag auf Saladin ersticken. Von vornherein aber geht der liebe Klosterbruder seinem Gebieter als Friedensbote voraus. Es heißt Lessing sehr verkennen, wenn man ungestüm fordert: „Der Patriarch mußte zum Äußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathans auftreten und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurtheils vollenden; dann möchte dieses Drama immer glücklich schließen, nur nicht mit einer Erkennung, worin Liebende zu Geschwistern werden müssen." — auf diese „Liebenden" kommen wir noch! — „Es ist hier vor allem der freie, klare, harmonische Charakter des Nathan, der ein positives Ende fordert".

Die sehr positive Lösung liegt ja in dem symbolischen Familienbunde der guten an Alter, Rang, Beruf, Nationalität, Religion so verschiedenen Menschen, und wir möchten weder alten und neuen Richtern das Jffländische der äußeren Vorgänge und die Schiefheit der ganzen Geschwisterschaft ohne starke Abstriche zu Lessings Gunsten einräumen, noch gar mit einem Kritiker der „Grenzboten" (1852) vermuthen, Lessing habe ursprünglich in antiker Weise an eine Geschwisterehe gedacht! Man würde freilich gern in dem Tempel, über dessen Pforte die Einladung steht „Tretet ein, denn auch hier sind Götter", zuguterletzt einen weihevolleren Segen nicht bloß erschließen, sondern ausgesprochen hören, als die Eröffnungen über Curd-Leu und Recha-Blanda, Assad und Wolf und der Anblick all der verwandtschaftlichen Umarmungen gewähren. Diese Scrupel treffen Lessings Ausführung, nicht seine tadellosen Absichten. Der Schlußact sinkt, wobei außer der sattsam bekannten Thatsache, daß Exponiren leichter fällt als Lösen, auch die verdrießliche Störung der Arbeit durch den „Schubiack" Semler zu bedenken ist. Das Theaterpublikum sitzt ihm ziemlich kühl gegenüber oder nimmt verfrühten Abschied. Die Leser huschen über das zweitheilige Vorspiel hinweg trotz den individuellen Gesichtern, die der Charakteristiker auch den stürmischen Mameluken giebt, und der findigen Kunst, mit der Lessing eine Notiz Bohadins über vertrauliche Gespräche de itinere zwischen dem Sultan und Almansur ausmünzt. Man hat wenig Theilnahme für die ägyptische Karavane und Emir

Manſor übrig. Unter mancherlei Wiederholungen treten dann die Hauptperſonen zur feſtlichen Gruppe zuſammen.

Daß Leſſing ſelbſt wenigſtens einen Theil der Wünſche, die von Viſcher am ſchroffſten formulirt worden ſind, reiflich überlegt und mit Bedacht bei Seite geſchoben hat, lehrt der Entwurf. Danach ſollte der Tempelherr allerdings, von Dinah-Daja aufgeklärt, mit trotzigem Entſchluß die Hilfe des Patriarchen zur „Rettung" Rahel-Rechas anrufen, ſollte unumwunden kein Problema, ſondern den wirklichen Thatbeſtand und ſeine Leidenſchaft entdecken und dieſe Zettelung erſt nach beſtimmten verrätheriſchen Handelsvorſchlägen des Pfaffen abbrechen, womit freilich auch hier, außer einem Hinweis auf die „vielleicht" bevorſtehende „Klage des Patriarchen" im vierten Acte, die ganze Intrigue zertreten bliebe: „Der Patriarch will Gefälligkeit um Gefälligkeit erzeigt wiſſen. Er verſpricht ihm das Mädchen, und verſpricht ihm die Abſolution ſeines Gelübdes vom Papſte zu verſchaffen, wenn er ſich ganz dem Dienſte der Kreuzfahrer wieder widmen will. Curd ſieht, daß es auf völlige Verrätherei hinaus läuft, wird unwillig, und beſchließt, ſich an den Saladin ſelbſt zu wenden."

Ferner verſpricht der Entwurf ein ganz anderes, ſehr romantiſches Ende, denn es ſcheint, daß Leſſing ſeinen armen Ritter nicht allein „zum Fürſten von Antiochien machte, von deren Geſchlechte er abſtammt", alſo zu einem Abkömmling Friedrichs von Antiochia, des natürlichen Sohnes Kaiſer Friedrichs II., ſondern ihn zugleich für ſeine irrige Werbung um die Schweſter entſchädigen wollte bei — Sittah. Tante Sittah, deren Alter im Stück recht ſchleierhaft bleibt, ſollte einmal den jungen Tempelherrn bräutlich umarmen: ihr wird er am Schluſſe zugeführt, und ſie erröthet, da ſie ſchon früher „nicht undeutlich verrathen hat, wie ſehr ihr Curd gefallen". Auch iſt die einzige Stelle im Entwurf, worin einer Ähnlichkeit Curds mit Aſſad gedacht wird, ein Zuſatz, und Curd war urſprünglich kaum ein Blutsverwandter des Sultans, demgemäß auch ſeine Errettung anders, aber wol ähnlich, motivirt. Wer jedoch möchte dies geiſtige Stück mit einer ſolennen Standeserhöhung und der Ausſicht auf eine fürſtliche Verlobung beſchloſſen ſehen? Schade nur, daß dann auch Saladins ſchönes Wort auf den allgemeinen Wolthäter und Lehrer entfallen iſt: „Du ſollſt nicht mehr Nathan der Weiſe, nicht mehr Nathan der

Kluge — du sollst Nathan der Gute heißen." Es klingt bei Daja im ersten Acte nach.

Das Scenar des Entwurfs ist schlanker und rascher. Ungestümer erscheint Curd, derberen Kalibers Dinah, die noch mehr ihrem Kuppelgelüst als ihrer Bekehrungssucht huldigt, gleich Julias Amme vor dem harmlosen Mädchen kleine Zweideutigkeiten auskramt und vom Tempelherrn roh eine „Vettel" gescholten wird, weil sie immer die Nämliche anbiete. Das reflectirende Element ruhiger Religionsgespräche nimmt bescheideneren Raum ein. Die Parabelscene wird sorgloser eingeleitet, Saladin fällt wirklich mit der Thür ins Haus. Das ganze Verhältnis von Rahel zu Curd ist noch nicht so discret behandelt. Der Schlußact spielt ohne Mameluken und Emir, ohne Curds entlastenden Monolog, ohne nochmaliges Erscheinen des Klosterbruders sich eilig im Palast ab. Im vierten wird erledigt, was jetzt im fünften angebracht oder fortgesponnen ist. Zwei meisterliche Gestalten, Derwisch und Klosterbruder, stecken noch in den Anfängen einer farbigeren Charakteristik und reicheren Antheilnahme: ersterer thut als Schatzmeister des allzu freigebigen Sultans den schon gewohnten Gang zum Juden, wird von dem gewiegten Finanzmann, der hier mehr Melchisedek als Nathan ist, abgewiesen und verschwindet, nachdem er den beiden Schachspielern bei Hofe die Weigerung des reichen Weisen überbracht hat, vom Schauplatz, ohne vor seiner indischen Reise dem Nathan Lebewol zu sagen. Ja, die wundervolle Scene, worin der gottergebne Mensch der frommen Einfalt seine schwerste Prüfung beichtet, stand so wenig fest, daß zunächst nur die Notiz „Der Patriarch schickt Nathan zu beobachten; worunter der Laienbruder sein kann" eine Möglichkeit dafür eröffnet und der folgende Zusatz sich noch mit der bloßen Überschrift „Nathan und der Klosterbruder" begnügt.

Binnen kurzer Zeit hat Lessing das Spalier seines Entwurfs mit vollem Laub umwunden und durch die innerliche Vertiefung und Bereicherung gezeigt, daß Charakteristik und Ideengehalt in diesem dramatischen Gedicht die Herren sein sollten.

Die Menschen des „Nathan" wollen nicht mit Shakespeares Menschen von sich sagen: „Ich bin ich selbst allein", sondern als symbolische Gestalten zugleich wie ausgeprägte Individuen fest auf der Mutter Erde stehen und ins Typische hinüberreichen, die einen

mehr, die andern minder. Ein idealer Himmel wölbt sich über ihnen, sie seien Morgenländer oder Abendländer, seien Juden, Christen, Muhammedaner. Das Zeitalter, da Humanus Herder predigte, da Goethe Griechen und Skythen durch reine Menschlichkeit harmonisch verband und Schwerterklirren in ein freundschaftliches Lebewol aus tiefster Brust verhallen ließ, da Schiller „diesen Kuß der ganzen Welt" zuwarf, selbst dem rohsten Kannibalen schwärmerisch den Becher sanfter Freude kredenzend, und der weltbürgerliche Malteser seine Liebe allen kommenden Geschlechtern zuschwor, hat sie alle geboren, die Männer und Frauen, die Alten und Jungen, die Erprobten und Irrenden, die Starken und Schwachen. Völlig verbannt aus diesen heiligen Hallen, wo Liebe nur zur Pflicht führt, ist bloß der Eine, der flucht statt zu segnen. Sultan und Jude, die nach paraboliſcher Verständigung ohne Mäkelei einander die Bruderhand bieten, waren zuerst vor Lessings Blick erschienen; auch diese Schatten mußten wie die Nachbarn, welche die Dichterphantasie neben sie rief, aus geschichtlicher, litterarischer und erlebter Überlieferung Lebensblut trinken, um dann als Gestalten voll Kraft und Saft das nicht von Ideen allein zehrende Drama zu tragen.

Wollte Lessing veranschaulichen, daß alle Länder und Zeiten und Bekenntnisse gute Menschen zeugen, so war eine scharfe Abschattung nach Nationen und Bekenntnissen von vorn herein abgewiesen, aber jede Person mußte doch ein eigenthümliches Colorit ihrer Herkunft und Entwicklung offenbaren. Ein Drama, aus dem Samen jener Parabel von den drei Religionen entsprossen, mußte allerdings verschiedene Spielarten dieser drei Religionen verkörpern oder richtiger, da ein solcher Vorgang der Conception nur abstracte Schemen geboren hätte, die auf dem Boden der Kreuzzüge ungerufen erscheinenden Vertreter mit sehr ausgesprochenen Beziehungen zur Religion bedenken, und naturgemäß als ein Mahnruf der Duldung und Liebe, der im überlieferten Gespräch des Muhammedaners und des Juden gipfelt, aus christlich-theologischen Kämpfen heraus die dunkle Folie nicht verschmähen, welche die Geschichte in der Person eines verworfenen Priesters zum dramatisch und ethisch nöthigen Contrast darbot. Wol durfte Lessing in den Vorbereitungstagen, da Moses zaghaft warnte: man werde ihn triumphirend als einen deutschen Voltaire verschreien,

betheuern: „Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe", oder anderswo mit gutem Recht von einem so positiven Werk versichern, „Nathan" sei keine Satire auf Goeze. Aber er wollte doch auch eingestandener Maßen den Theologen aller Confessionen aufspielen und z. B. dem Professor Semler ein wenig einheizen; darum nennt er wiederum sein Gedicht „mehr die Frucht der Polemik als des Genies" oder bezeichnet den kriegerischen Factor richtiger, wenn im Brief an Jacobi der „Nathan" „ein Sohn meines eintretenden Alters" heißt, „den die Polemik entbinden helfen."

Die Polemik allein zeugt Misbildungen, und die Polemik als Geburtshelferin läuft gar zu leicht Gefahr, wenigstens etliche carikirende Striche in die Erscheinung zu werfen. Der dramatische Nachfolger des geschichtlichen Heraclius ist diesem Schicksal nicht entgangen. Wie sein historisches Urbild ist dieser Patriarch mit einem bündigen Wort ein „Schurke". Man wittert Unrath, wo er die Hand im Spiele hat. Er verläugnet jede im Evangelium befohlene Tugend, benutzt Krankenbesuche nur zur Entfaltung seines pfauenhaften Pomps, wie der Antichrist unserer alten Holzschnitte gegenüber dem schlichten Heiland prunkt, wacht als ein liebeleerer Kerkermeister über dem alleinseligmachenden Glauben und ahndet jedes Abbiegen vom Pfade starrster Orthodoxie als Hauptsünde. Er legt der bösen widerhaarigen Vernunft den Kappzaum an, inquirirt und verdammt zur größern Ehre Gottes, steckt Scheiterhaufen für die ungläubigen Gegner seines Bekenntnisses in Brand, hat nur für irdische Machenschaften Aug' und Ohr, schnüffelt in der großen Politik und in den Geheimnissen der Familie herum, fischt im Trüben, spionirt und schickt blind für die Unbestochenheit der frommen Einfalt den harmlosesten Laienbruder auf Kundschaft. Er erklärt jesuitisch das Bubenstück vor Menschen für kein Bubenstück vor Gott, entsendet „gottesfürchtige Maroniten" wie der grause Alte vom Berge die Assassinen, pocht aber auf die verbriefte Hilfe desselben Saladin, den er aus dem Weg räumen möchte, begönnert von oben herab den jungen Ritter, um ihn zum nichtswürdigen Verräther zu weihen, und schließt endlich nach allerlei Gezeter seinen schändlichen Sermon mit pfäffischer Heuchelei ab, bittend, der

Tempelherr, der Gnade gefunden vor Saladin, möge seiner nur im Besten beim Sultan gedenken. Den fürchtet er also, und seine eigene Macht darf man nicht überschätzen. Seine herrische Rede stockt und stammelt, wo eine offene Auseinandersetzung mit einem Mächtigen dieser Welt in Frage kommt. Dann tritt die arglistige Memme mit der grinsenden Entschuldigung jedes Fanatismus sacht den Rückweg an: „Mich treibt der Eifer Gottes lediglich. Was ich zuviel thu', thu' ich ihm". Diesem Pfaffen gebührt das Motto des zwölften Anti-Goeze: „Kein Adel erscheint in ihm, kein Maß, keine Scham."

Der Patriarch, eine Groteskfigur beinah im Stil Gozzischer Tyrannen, ist älter als die Anti-Goezen und in seiner Ausführung gewiß keine bloße „Satire auf Goeze", wie höhnisch auch schon die Mitwelt vom Patriarchen Jerusalems auf den Papst Hammoniens schaute und vielleicht gar das Äußere des „dicken, rothen, freundlichen Prälaten" an dem wolgenährten, lächelnden Hauptpastor wiederfinden wollte. Der Gedanke lag denn doch zu nahe, daß die Polemik wenigstens mitthätig gewesen sei, und Lessings Wort „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun" geht hier bedenklich in die Brüche. Denn abgesehen von den natürlichen Analogien, die zwischen einem carikirten Patriarchen des Mittelalters und einem carikirten Patriarchen der Gegenwart ohne weiters eintreten mußten, schielt das Charakterbild an manchen Stellen allzudeutlich auf Goeze und seine Streitschriften hinüber, als daß nicht satirische Nebenabsichten sehr bewußt diesen Sohn hätten „entbinden helfen". „Einen Patriarchen werde ich auftreten lassen", antwortete Lessing auf Dörings Frage „Wie wirds denn mit Goeze?" „Patriarch" und „Hoheprieſter" heißt Goeze schon länger bei Elise und Lessing; die Anwendung im Drama war unvermeidlich. „Thut nichts. Der Jude wird verbrannt" ist das Leibsprüchlein des Patriarchen — „Schütte deinen Grimm aus über die Heiden" war der fromme Wunsch, den Goeze auf seiner Kanzel alttestamentlich nicht verschweigen wollte, und „Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester!" riefen die ‚Axiomata' Lessings, der im siebenten Anti-Goeze Gott um Hilfe „vor den Händen des zornigen Priesters" bat, schon im zweiten das „schreckliche Halsgericht des unbarmherzigen, Blut und Verdammung wiehernden Anklägers" hyperbolisch ausmalte und im Proceß des zehnten Heftes Goeze allein Nein

und wieder Nein donnern, Amen Amen zu der zeitlichen Verdammung des Ungenannten sprechen ließ. Der Patriarch will sogleich beim Sultan auf jene Capitulation pochen, wodurch die Obrigkeit zum Schutz der christlichen Kirche verpflichtet ist — Goeze war mit Obrigkeit, Regierung, Kaiser, Reichshofrathsconclusum bei der Hand. Der Patriarch sieht in der Lockerung des Glaubens die Auflösung aller bürgerlichen Bande und wiederholt mit tiefstem Schauder das entsetzliche „Nichts glauben!" — Goeze schilderte immer in brennenden Farben die Gefahr des ungläubigen Naturalismus und Atheismus für den Staat, den der „Same der Rebellion" bedrohe. Der Patriarch befiehlt die Vernunft nur da zu brauchen, wo sie hingehöre: und „gehört sie überall denn hin?" — die Orthodoxie wetterte seit Luthers gewaltiger Knechtung der Bestia Vernunft gegen ihre Auflehnung, und Goeze war entsetzt über Lessings Zweifel an Zeugnissen, „wogegen meine Vernunft sich sträubet". Will man nun all dies als zufällige Übereinstimmung fassen, so reißt sich der Jerusalemer Patriarch des zwölften Jahrhunderts einmal das historische Costüm so rücksichtslos vom Leibe, daß er als moderner Pfaffe vom modernen Theater spricht:

Da seh' der Herr,
Wie sich die stolze menschliche Vernunft
Im Geistlichen doch irren kann. — Mit nichten!
Denn ist der vorgetragne Fall nur so
Ein Spiel des Witzes: so verlohnt es sich
Der Mühe nicht, im Ernst ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwiesen haben, wo dergleichen pro
Et contra sich mit vielem Beifall könnte
Behandeln lassen. Hat der Herr mich aber
Nicht bloß mit einer theatral'schen Schnurre
Zum Besten ....

Jerusalem und das Theater, 1192 und eine theatralische Schnurre religiösen Inhalts! Nichts aber tischt der Bühnenfeind Goeze unermüdlicher auf als bittre Witze über den Theaterberuf seines Gegners: Bilder und „Equivocen" seien einem Manne natürlich, der das Theater zu aller Zeit mit soviel Application studirt habe; Lessings paraboliſche Erdichtung bleibe eine Fratze ohne jede Beweiskraft; Übertragung der Theaterlogik auf den theologischen Kampfplatz sei verpönt; ein Lessingscher

Schluß würde auf dem Theater aus dem Mund eines Freigeists großes Gelächter erregen; „die Theaterlogik und die Logik, welche in theologischen Streitigkeiten gebraucht werden muß, sind himmelweit unterschieden. In der Theaterlogik ist Herr L. ein großer Meister" ... Dergestalt fort und fort von seinem Hauptpastor aufs Theater verwiesen, macht Lessing wirklich das Theater zum theologischen Tribunal, und von der Bühne hallt es wieder wie man hineingerufen: „Ich will den Herrn damit auf das Theater verwiesen haben."

Dem bösen Patriarchen blieb nur eine — wie es bei episodischen „Chargen" zu geschehen pflegt: überpfefferte — Scene. Sein Klosterbruder hat sich seit dem Entwurf aus dem Boten des Patriarchen, wie Al Hafi aus dem Boten Saladins, zur breiteren Charakterrolle entwickelt. Dem Pfaffen steht nun der Fromme gegenüber. Die „fromme Einfalt" wird er in diesem an directer Charakteristik so reichen Stück mit einer erschöpfenden Formel genannt. Einst ein braver Reitknecht, der bei Ascalon den Herrn, jenen verkappten Assad, verloren und sein Kriegsleben als treuer Hüter eines verwaisten Kindleins friedsam beendet hat, saß er dann als geruhiger Eremit in der Zelle auf Quarantana und verlangt nun, seit arabisches Raubgesindel sein Gotteshäuschen zerstört und der Patriarch ihn vorläufig als Laienbruder aufgenommen, hundertmal des Tages nach der verheißenen Siedelei auf Tabor, um dort im stillen Gottesfrieden der ruhelosen Welt, dem „Fleisch" völlig abzusterben. Wol ist ihm aus seinem ersten Stande noch ein reines Gefühl für Ritterpflicht und Ritterehre geblieben; daß der Ritter den — Pfaffen um Rath frage, will dem ehrlichen Graukopf nicht in den Sinn, und ein verschämtes Pfui entschlüpft seinen Lippen mitten im Hersagen einer unwürdigen Lection. Der gute Bruder, in dessen Kinderseele wenig thätige Widerstandskraft, aber ein instinctiver Ekel vor dem Gemeinen wirkt, muß seinem geistlichen Stockmeister gehorchen ohne viel zu klügeln, doch sein Wille ist nicht nach hierarchischem Gebot gleich einem todten Leichnam. Wenn eine Ironie des Schicksals dies Menschenkind, ohne Falsch wie die Tauben, dem Dienste der Schlechtigkeit verpflichtet, so wird auch hier die Kraft, die das Böse will, durch ihr so schlau und wiederum so blind gewähltes Werkzeug nur das Gute schaffen. Mit scheuem Angstblick — welch rührenden Humor wußte

La Roche im Wiener Burgtheater dieſem Moment zu ſchenken! — ſchleicht er herbei, um einen neuen Auftrag ſeines intriganten Peinigers zu vernehmen, und denkt bei ſich:

Ich mag
Nicht fein ſein; mag nicht überreden; mag
Mein Näschen nicht in alles ſtecken; mag
Mein Händchen nicht in allem haben.

um in ſolchen Diminutiven ſeine gutherzige Schwäche ſelbſt zu perſiffliren. Dann betet er pflichtmäßig das leidige Geheiß herab und geht vergnügter, als er kam, wenn die giftige Waare keinen Abnehmer findet. Er zeigt ſogleich die Karten, wie ſie der Patriarch für ſein Händchen gemiſcht hat, ſagt ſogleich, daß er dem Herrn nachgeſchickt iſt, ihm auf den Zahn zu fühlen, ihn zu ergründen, und rettet ſeine Seele, indem er durch beſtändigen Einſchub eines „ſagt der Patriarch" jeden eigenen Antheil an der eingelernten Miſſion verläugnet. Er dankt dem lieben Gott bei jedem Miserfolg ſeines Patriarchen und iſt betrübt bei dem Anſchein, daß ein geſätes Unkraut doch aufgehen möchte. So ſtellt der Kloſterbruder, mit einer geſunden Doſis kindlicher Verſchlagenheit in ſeiner frommen Einfalt, den humoriſtiſchen Gegenſatz zum Patriarchen dar, ein Geſchöpf des Gemüths und nur von einem gemüthvollen Schauſpieler zu faſſen, der die Einfalt mit der Liſt, die taſtende Umſtändlichkeit mit dem untrüglichen Gefühl des Rechten, das Kindliche mit dem Greiſen, das Lächeln mit der Thräne zu paaren weiß. Er wird uns ſelten zu Dank geſpielt. Nach ſeiner Haustragödie und maßloſen Fehden that Leſſing, deſſen Verſtand ſo viele, deſſen Gemüth ſo wenige kannten, dar, welche Ehrfurcht ihm ein einfach Herz einflöße und daß ihm, dem Unfrommen, die Tiefe des Bibelwortes: wenn ihr nicht werdet wie dieſer Kinder eines, ſo werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, keineswegs unergründlich ſei. Auch jenen andern Spruch von dem Heil der geiſtig Armen hatte der Geiſtreiche durchgedacht und durchgefühlt und auf ſeine Weiſe in den „Axiomata" geſagt: „Ich habe noch immer die beſten Chriſten unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigſten wußten". Der Bruder Bonafides (ein wol in Erinnerung an den vertrauten Geſchichtſchreiber der Philoſophie Bonafede fein gewählter Name) verkörpert die Urkraft des Chriſtenthums, die Liebe. Vom Johannisevangelium mit

seinem Logos weiß er nichts, vom Johannistestament ist er getränkt und durchdrungen. „Kinderchen, liebet euch unter einander" bleibt die Losung dieser bona fides, die ja nicht fides Glaube, sondern fides Gottvertrauen und caritas ist. Gerührt und auferbaut stimmen wir mit ein in das Zeugnis, daß die Einfalt immer Recht behält, wenn sie der Zuchtruthe des Patriarchen ganz zuwider ihre Pädagogik allein auf die Liebe gründet:

Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr, als Christenthum.
Zum Christenthume hat's noch immer Zeit.

oder dem Herrn Nathan die Thränen nicht verhehlt, die es sie gekostet:

Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.

Hatte doch Luther, wie viel Arges er auch selbst gegen Israel sagte, schon 1523 die Judenfeinde in einer besonderen Schrift ermahnt: „Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei". Eher möchte es Zweifel erregen, ob Lessing recht daran gethan hat, auch dieser Rolle ein ironisches Lichtchen gegen die Dogmatik aufzusetzen in den Versen von der Sünde wider den heiligen Geist, so gesund und kräftig der Hieb in das düstre Gestrüpp der christlichen Sündenlehre hinein schlägt:

Das ist die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt,
Nur daß wir, Gott sei Dank, so recht nicht wissen,
Worinn sie eigentlich besteht.

Der einfältige, bedürfnislose, gehorsame, liebreiche, demüthige Urchrist, der sich wundert, wie ein sonst so ganz im Himmel lebender Heiliger zum eifrigsten Studium der Dinge dieser Welt herabsteigen könne, wurzelt im christlichen Ideal des „beschaulichen Lebens". Ohne die Askese der alten Thebais würde er, wenn sein kleines Wissen Kunde von jenen frommen Vätern daselbst vernommen hätte, seine Schutzpatrone in den reinlichen Zellen des geweihten Ortes suchen, welchen Goethes „Faust" mystisch umstrahlt hat. Die Sphäre des „thätigen Lebens" stößt diesen Müdling ab, der in sein weltfremdes und menschenscheues Eremitenthum als in den Hafen zurücktrachtet und auf

Tabor, von der Abendsonne beschienen, der Welt Ade sagen möchte, wie das cholerische Temperament des Derwisch am Ganges, nur am Ganges wahre Menschen zu finden meint. Beide sind sentimentalische Gestalten, mild und weich der eine, der andre brausend und heftig, vom Komischen ins Tragische als Humorist hinüberlangend, ein Diogenes und Rousseau des Orients; beide genährt an dem widerstreitenden Ruhebedürfnis und der ewigen Unrast des Lessingschen Alters. Und Lessing im Lessing zu suchen, schien bereits 1779 reiferen Nathanlesern die schönste Aufgabe: „Mein Held ist Lessing.", schreibt Hennings an Elise, „Ihn hab ich mir aus dem Tempelherrn, dem Klosterbruder, dem Derwisch und dem Weisen herausgelesen".

In dem ungebärdigen Cyniker Al Hafi aber erkannten die Freunde das frei gestaltete Abbild eines Berliner Sonderlings. Wir besitzen über das Erlebte im „Nathan" einen weitläufigen Bericht, den Frau Sara v. Grotthuß spät und nicht in allem zuverlässig an Goethe erstattet hat (25. Mai 1814). Diese Convertitin hatte als Tochter des jüdischen Kaufherren Aaron Meyer dem Mendelssohnschen Kreis angehört, Lessings Gastlichkeit in Wolfenbüttel erfahren und als eine Bevorzugte gleich Moses schon die Aushängebogen des „Nathan" empfangen, der ihr stets ein Buch der Bücher blieb. „Selbst Alhafis", erzählt sie, „war ein Secretär meines Vaters, nach Eulers Aussage das größte mathematische Genie ... der aber von der Welt und ihren Verhältnissen gar keine Ahndung hatte; sein Höchstes war Schachspiel und Romanenlectüre. Wir nannten ihn immer Arlequin sauvage. Er hat mich auch sehr geschickt im Rechnen gemacht." Auch sonst wird uns von diesem Abraham Wulff, genannt Rechenmeister, manches Seltsame berichtet: wie dieser Freund, Schachgesell und zeitweilige Hausgenoß des weisen Moses ein witziger Querkopf, naiv und bieder, ein cynischer Philosoph bei Wasser und Brot, ein fahriges Original gewesen sei. Von ihm stammte auch die kostbare Deutung des Unterschiedes zwischen Lustspiel und Trauerspiel, welche Lessing so ergetzte: wenn der Kerl das Mensch kriege, sei's eine Komödie. Zelter hat ihn einmal mit derben Strichen als Nachbar eines andern wunderlichen Heiligen vom Volk Israel für Goethe conterfeit (19. Januar 1826), eine Vorlage Engels benutzend: „So kommt dieser verrückte Michel (wie man ihn nannte) zum alten Mendelssohn, der sitzt und spielt

Schach mit dem alten Rechenmeister Abram. Michel sieht das Spiel an. Abram macht endlich eine Bewegung mit der Rechten, um das Spiel als verloren umzuwerfen und erhält einen derben Schlag am Kopfe, daß ihm die lose Perrucke abfällt. Abram hebt ruhig seine Perrucke auf und spricht: Aber, lieber Michel, wie hätte ich denn ziehen sollen? — Lessing hat den Vorfall im Nathan nachgebildet," — man lese nun aber 2, 2 dagegen! — „und da ich auch im Zuge bin, noch Folgendes. Der eben genannte Rechenmeister Abram ist eben der, welchen Lessing als Alhafi zum Modell gehabt hat. Er galt für den größten Rechenmeister und Sonderling, unterrichtete für wenige Groschen oder umsonst und bewohnte in Mendelssohns Haus ein Zimmer, auch umsonst. Lessing hielt viel auf ihn, seiner Pietät und seines angebornen Cynismus wegen. Als Lessing nach Wolfenbüttel ging, bat ihn der Abram um ein rares mathematisches Buch aus der dortigen Bibliothek." — Die Anekdote ist wahr (Hempel 20^2, 417). — „Lessing findet zwei Exemplare und schickt das eine dem Abram, um es als Andenken zu behalten. Nach einiger Zeit kommt Abram zu Mendelssohn und bringt das Buch und will es diesem schenken. — Ihr werdet doch das Buch nicht von Euch lassen, es ist ja ein Freundesandenken! — Ja wol, aber ich brauch's nicht mehr, die Exempel sind gut und ich verstehe kein Griechisch. — Nun, ich merke, Ihr braucht Geld; sagt mir, wie viel Ihr braucht. — Nein, nein! ich habe Geld und will kein Geld. — Nun so geht in Gottes Namen und braucht Ihr was, so wißt Ihr wo ich wohne." Ein ander Mal rennt er plötzlich herein und holt einen Stuhl für seine auf Besuch gekommene Frau, die bei fernen Verwandten wohnte, weil Meister Abram nie bei Kasse war.

Ein so ausgesuchtes Exemplar des Genus Homo war, von Lessing oft beobachtet, wie geschaffen in das Derwischgewand zu schlüpfen oder als unglücklicher Staatsrechenmeister und ungehörter Schachcriticus im Hofkleide die wundersamste Figur zu spielen, wie ein Wirbelwind bei dem weisen Freund ein- und auszufahren und die Grundsätze cynischer Philosophie in barocken Worten hervorzusprudeln. Natürlich waren auch hier, wo von einem leibhaften Modell zu sprechen erlaubt ist, nur leichte Umrisse für Wort und Werk gegeben. Denn was ein echter Bildner an fremden Motiven auflieſt, ist ein

Rohstoff für den Schmelztiegel der Phantasie und muß mit Metall aus eigenem Schachte legirt werden. Der damascirenden Kunst leistete für die nationalste Charakterfigur des Stückes Lectüre orientalischer Klugreden und Anekdoten einen bedeutenden Vorschub. Bücher wie der bewährte Herbelot oder Saadis „Persianisches Rosenthal" im altfränkischen Deutsch des Olearius lagen auf Lessings Tisch aufgeschlagen, und gleich den auch von Wieland, aber für einen ganz anders gearteten Derwisch gebrauchten Namen Hafi, das arabische Wort für „barfüßig", hat er bezeichnend gewählt. Da wimmelt es von sinnreichen Fabeln, die zum reflectirenden Redeschmuck aufgegriffen werden konnten, wie die Jagd des Löwen mit dem Fuchse, von scharfen Vergleichen, wie daß der Fürst lieber ein Geier unter Äsern als ein Aas unter Geiern sein solle, von bunten Beispielen der Lebensweisheit, der Sittlichkeit, des Witzes. Hoch und Niedrig, Arm und Reich treten oft in Contrast, und gern ist ein Derwisch, d. h. ja ein „Armer", Träger solcher Exempel, Sprecher solcher Gnomen. Mit seinem Sultan hört man ihn vertraulich reden, aber „Dienst der Großen", „Vertraulichkeit der Großen" wird warnend als eine Hauptgefahr hingestellt, die Weltflucht jedoch ebenso verdammt („Besucht die Welt, die Einsamkeit ist eine halbe Narrheit") wie die Freigebigkeit zur Cardinaltugend erhoben. Auch hier nennt der Derwisch das Leben eine Reise und legt den Pfad mit leichtem Gepäck zurück: „Ein Armer stirbt allezeit lieber als ein Reicher"; „Kleider, die ein König einem verehrt, sind wol herrlich und angenehm, aber viel besser sein eigen, wenn's schon etwas geringer ist. Großer Herren Mahlzeiten schmecken ja wol lieblich, aber viel lieblicher und sicherer ist, die Brocken aus seinem eigenen Waidsack oder Ränzel gegessen"; eine Anekdote hat die Überschrift: „Ein Bettler wird König, ist aber dabei nicht so vergnügt, als bei seinem Bettelbrot".

In diesem Sinne des hohen Cynismus ruft Nathan dem enteilenden Derwisch nach:

Wilder, guter, edler —
Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!

Sein Schachgesell, den Sultan Saladin zum Defterdar bestellt hat, weil der Arme die Sorgen der Armuth am besten kennen muß, ist

mit sich und der Welt zerfallen. Der Barfüßer ein „Kerl im Staat"? Der Derwisch in Gala? Der Bedürfnislose soll frembem Bedürfnis frönen und auf die Praktiken, das Borgen und Sorgen, Scharren und Sparen, Hehlen und Fehlen einer bei diesem verschwenderischen Herrscher so erschwerten Schatzmeisterei verpflichtet sein? Sogar sein Liebstes, das edle Spiel der Spiele, wird ihm zur schlauen Finanzaction herabgewürdigt, sein überlegener Rath mit einem launischen „Schaff' Geld" von oben beantwortet, sein Verkehr mit dem weisen Nathan, der sich gestatten darf ihn ein bischen zu schrauben, durch dies verwünschte Amt der Gefahr des Bettelns, Leihens, Erpressens ausgesetzt. Mit den hitzigsten Hyperbeln der Selbstcaricatur, die den „Gecken" und seine „Geckerei" und potenzirt des „Gecken Geck" einmal über's andere als Trumpf hinwirft, malt der wildgewachsene Philosoph seine Krankheit in diesem großen Narrenhaus der Welt aus; und wie bei Thomas a Kempis zu lesen steht „So oft ich unter Menschen war, kam ich weniger ein Mensch zurück", so beurtheilt der Arzt Nathan das Gemüthsleiden des fahrigen Freundes:

Al Hafi mache, daß du bald
In deine Wüste wieder kömmst. Ich fürchte,
Grad' unter Menschen möchtest du ein Mensch
Zu sein verlernen.

Im Derwisch rumort die Lebensanschauung der Elegiker des achtzehnten Jahrhunderts, ein wahrer Mensch müsse fern von Menschen sein, und auch ihn dürstet nach dem utopistischen Ideal eines unverfälschten Standes der Unschuld und Natur. Auf den Alpen wollte der moderne Franzos oder Deutsche dies Schattenbild haschen, im stillen Thal Tellheim und Appiani; im heißen Sande der Wüste, wo die Ghebern als reines Naturvolk hausen und der Gottheit dienen, ist Al Hafi, des drückenden Ehrenkleides ledig, fest versichert das ersehnte Ziel zu treffen und „leicht und barfuß" sein Heil bei naturweisen Parsi zu erfüllen. Freund Nathan allein würde ihn an solcher Ruhestätte nicht stören. „Am Ganges, am Ganges nur giebts Menschen" lautet der Kehrreim seiner ruhelosen Weltentsagung; in langgezogenen, halbgesungenen Kehltönen soll Dawison der beste, wenn nicht der einzig gute Derwisch der neueren Bühne, diesen Sehnsuchtsruf der wunden Seele zu Gehör gebracht haben. Der Derwisch darf nicht komisch, er

muß humoriſtiſch wirken. Hier ſteht Bekenntnis neben Bekenntnis, das kranke Lebensideal neben dem geſunden: daß alle Länder gute Menſchen tragen!

Wie Wolframs feierlicher Tempel umfängt der Palaſt des Großherrn zu Jeruſalem endlich eine innig verwandte Menſchengemeinde, worin der höchſte Muſelman und ſeine fürſtliche Schweſter den chriſtlichen Ritter als Neffen ans Herz ſchließen, die ohne Bekenntnis erblühte Recha dieſem Familienbunde zueilt und der Jude Nathan als geiſtiger Vater und Berather nicht abſeits ſtehen darf, ſondern dem Königshauſe zugethan und zugehörig bleibt. Saladins großes Wort

Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe.

wird dergeſtalt in einer Schlußgruppe beſtätigt und bethätigt. Leſſing aber hat mit weiſer Kunſt die drohende Klippe einer vagen, ſchönfärbenden Darſtellung umſchifft. Er hütet ſich wol, jenen vielgeprieſenen Sultan, der auch bei ihm „ſeinen Ruhm ſteht", zum goldnen Spiegel aller Regententugenden zu machen und einen idealen Gliedermann mit Purpur zu behängen. Seine angeborene Vorurtheilsloſigkeit iſt nicht durch philoſophiſche Schulung geklärt; ſo bedarf er des Unterrichts eines Weiſen, da ihm ſelbſt das raſtloſe Kriegsleben die Muße ruhiger Betrachtung bisher verſagt hat:

Laß mich die Gründe hören, denen
Ich ſelber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt.

ruft er Nathan zu, und nicht ohne Stocken folgt er der paraboliſchen Lehre, um dann erleuchtet ihre Herrlichkeit enthuſiaſtiſch zu rühmen und jählings, er der Sultan, vor dem überlegenen Meiſter in den Staub zu ſinken. Auch der Herbſt des Lebens hat ſein raſches Weſen nicht völlig beruhigt: wir glauben gern, daß er in jüngern Jahren von heftigen Entſchlüſſen aus der Bahn geriſſen ward und auch jetzt noch ſeinem Temperament ruckweiſe nachgiebt. „Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre," wiegt ſich gern in großmüthigen, friedlichen Illuſionen über die Anſichten und Abſichten des bewunderten Richard Löwenherz und will chriſtliches Ränkeſpiel nur bei den Templern,

seinen „schlimmsten Feinden", suchen und ahnden. Bedürfnislos für sich ruft er aus:

Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd — und Einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wenn kann's an dem mir fehlen?

Er weiß in des Bettlers Seele zu lesen, bestellt den Derwisch zum milden Defterdar, wirft den treuen Mameluken volle Beutel zu, erschöpft den Schatz, indeß sein Vater auf Libanon den Finanzsorgen erliegt und Hof und Heer aus Sittahs Kasse zehren, und richtet, ein königlicher selbstloser Verschwender, seine ganze Verachtung auf der Kleinigkeiten kleinste, das leidige verwünschte Geld, das doch, wie geringschätzig er auch dies schnöde Wort in unmuthigen Rufen wiederholt, eine so bedrohliche Macht entfaltet. Diese geniale Nachlässigkeit war auch dem Dichter sehr geläufig, der beim Juden Wessely borgen mußte wie Saladin beim Juden Nathan. Wol mag man glauben, daß der hochgebietende rasche Mann im Schlachtgewühl Schrecken ausbreiten und als Richter der Bosheit furchtbar sein kann; schwerer fällt die Zumuthung, denselben edlen Fürsten, der so freisinnig wie weichherzig ist und die zärtlichsten Familiengefühle hegt, der Nathans Freundschaft so bewunderungsvoll erwirbt und Curds kleine Irrgänge mit so gewinnender Unbefangenheit beurtheilt, als einen grausamen Henker jedes vor seinen Stuhl geschleppten Tempelritters zu denken. Alle Motivirungskunst Lessings reicht kaum aus, um der Rolle, die Saladin zunächst dem zu prüfenden oder zu prellenden Juden gegenüber spielt, das Schiefe ganz zu benehmen, das ihr von Boccaccio her anhaftet. Mit dem ausgesprochensten Widerwillen gegen alles Hinterhalten und Fallenstellen geht Lessings so wahrhaftiger und offener Saladin in die feine Intrigue hinein, die ihm ein „Weiberkopf beschönt", wie denn „die Weiber doch so gern den Mann zu sich herunter hätten". Echt Lessingisch diese misogyne Anwandlung und eine echt Lessingsche Frauengestalt diese Sittah, der die Geschichtschreiber nur eine Anekdote von aufopferungsreichen Geldspenden nachzurühmen wußten, und bei deren vornehmer Ausgestaltung Lessing nun wol an seine liebste und klügste und sammt aller Klugheit auch so behagliche, häusliche, warmherzige Freundin Elise Reimarus dachte, die unvermählt neben dem Bruder dahinlebte. Wenigstens ist die Behauptung der

Frau von Grotthuß, „Sittah war eine Freundin Leſſings, die ſehr aufgeklärt die erſte Berliner gelehrte Geſellſchaft bei ſich ſah", unerweislich und wol nur ein weiterer Verſuch, den ganzen „Nathan" zum Gewächs der Berliner jüdiſchen Salons zu machen, die doch erſt ſpäter ihre glänzende und gleißende Bildung verbreiteten. Prinzeſſin Sittah, eine ältere orientaliſche Minna, hat ihre Luſt daran, mit Frauenliſt kluge Intriguen zu ſpinnen. Wird dadurch ein falſcher Nimbus zerſtört, ſo iſt der Betroffene mit Recht ins Garn gefallen und mag es büßen; bewährt ihn die Prüfung, ſo wird auch Sittah aus vollem Herzen der Bewunderung zuſtimmen. Sie iſt kritiſcher als ihr Bruder und ſucht etwa ſeine argloſe Hingebung an Richard durch eine ſcharfe Rede über die Chriſten, die er nicht kenne, nicht kennen wolle, zu dämpfen. Al Hafi, der ihre Güte ſcheltend bewundern muß, lobt auch ihr „Hirn"; Recha, die ihre herzliche frauenhafte Milde und unmittelbare menſchliche Hilfe erfährt, rühmt zugleich ihren geraden, unverkünſtelten Geiſt und giebt mit gleich directer Charakteriſtik die Formel für das klare und gewandte Weſen der Fürſtin:

Vor Sittah gilt kein Winſeln, kein
Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
Will alles über ſie allein vermögen.
Weß Sache dieſe bei ihr führt, der ſiegt!

Wie fein aber hat Leſſing ſeiner klugen Sittah auch eine weibliche Neugier für Herzensangelegenheiten gegeben; weil ihr der Tempelherr gefällt, iſt ſie ſo geſpannt auf Recha, die ihm am Herzen liegt:

Denn von gewiſſen Männern mag ich gar
Zu gern, ſo bald wie möglich wiſſen, was
Sie für ein Mädchen lieben können?

Den Tempelherrn kann nur eine voreingenommene Auffaſſung der Charaktere mit Daja, Kloſterbruder und Patriarch in eine ſogenannte chriſtliche Gruppe zwängen, da er nichts weniger als ein eifriger Chriſt und auch in ſeiner Verirrung gegen Nathan durch ganz andere Triebe als chriſtlichen Fanatismus geſtoßen iſt. Er erſcheint als Aſſads leibliches und geiſtiges Ebenbild, ſo daß ſeine Geſtalt, ſein Gang, ſeine eigenthümlichen Gebärden und Saladins vergleichende Rückblicke auf die hitzige Art des geliebten Aſſad uns auch dieſen entſchwundenen romantiſchen Morgenländer vors Auge rufen. Nathan

repräsentirt weises Alter, Saladin reife Mannheit, Curd unreife Jugend, die wie frischer Most braust und schäumt und durch eine langsame Gährung hindurch gehen muß. Er ist unendlich individueller als die heißblütigen, unbesonnenen, edlen Knaben, die Seide, Nereſtan und ihre Vettern, welche Voltaires flache Plastik hervorgebracht hatte, und überhaupt eine der ausgearbeitetſten Jünglingsgestalten des deutſchen Theaters. Seine Rolle, die ſo gar nichts vom lyriſchen Tenor im Ritterkleid hat, wird nicht von den Wogen eines Helden- und Liebhaberpathos als leichte Blaſe getragen, ſondern bedarf des tiefen Studiums ihres ſpecifiſchen Gewichtes. Miszuverſtehen iſt ſie nicht, denn auch hier ſchießen directe und indirecte Charakteriſtik reichlich zuſammen. „Du deutſcher Bär" ruft Daja ärgerlich dem unhöflichen Ritter nach, der ihren Redeſtrom mit lauter einſilbigen Interjectionen abdämmt, und „Ich bin ein plumper Schwab" lautet ein derbes Selbſtbekenntnis. Von „allen Launen ſeines weichen Herzens" wird geſprochen, „ſo brauſend" nennt man ihn, ein „wie gach" oder „Geh behutſam" giebt die ſehr nöthige Warnung vor blindem Eifer, der ſich bis zum Patriarchen hin verlaufen kann, ein „Ruhig, Chriſt!" bändigt die Wallungen eines noch nicht ganz ausgetriebenen, aber nicht eben chriſtlichen Junkerthums, ſeine Blaſirtheit heißt „groß und abſcheulich", er wird „warm und ſtolz" befunden. Mit dem ſcharfen Blick des Menſchenkenners faßt Nathan den guten, trotzigen Blick, den prallen Gang, aber auch die rauhe Tugend des jungen Sonderlings und bringt für gegenwärtige und künftige Fehltritte dieſes wackeren Hitzkopfs die Entſchuldigung: die Schale nur kann bitter ſein, der Kern iſts ſicher nicht. Ein künſtleriſcherer Abraſt, ein jüngerer Bruder Tellheims zeigt er all das Raſche und Hitzige, das Weltverachtende und Frohgemuthe, das in Leſſings eigener Jugend durcheinander ſchwirrt, und nimmt das gute Wort der „Parabel" von 1778 für ſich in Anſpruch: „Die ſich am leichteſten übereilen, ſind nicht die ſchlechteſten Menſchen. Denn ſie ſind größtentheils eben ſo fertig, ihre Übereilung zu bekennen; und eingeſtandene Übereilung iſt oft lehrreicher als kalte, überdachte Unfehlbarkeit." So will ſein trotziger Sinn ſich und anderen einreden, die rettende That ſei nur aus Lebensüberdruß geſchehen, und ergeht ſich in höhniſchen Wendungen über das „Judenmädchen", um bald dies Judenmädchen mit ſehnſüchtigſter Liebe zu umfangen. So

pocht er, laugläubig wie viele seiner Ordensbrüder, darauf, im gelobten Lande die Fesseln der Vorurtheile abgeworfen zu haben, und ist doch noch so tief in Vorurtheile verstrickt. Er leiht den allgemeinen Anklagen gegen das auserwählte Volk Gottes seinen Mund und zeigt dem Nathan eine knabenhafte Misachtung, die alsbald in ehrliche Bewunderung übergeht. Rückfällig möchte er sich wieder gegen den Juden verhärten und nährt, obwol sein ritterlicher Sinn angewidert die Zumuthungen des Patriarchen immer entschiedener und stolzer ablehnt, trotz Saladin bis in die letzte Scene hinein nichtigen Verdacht, aber sein edler Kern bricht in offenen Geständnissen vor Nathan durch und legt im erleichternden Monolog Zeugnis ab für Nathans echte Vaterschaft. Noch manche Wolke wird über den Spiegel seiner Seele gleiten, und der Fortentwicklung dieses ungestümen Charakters, der durch Irrthümer zum Licht strebt, muß gewiß die läuternde Nähe des Pflegevaters seiner nicht als Braut, sondern als liebe Schwester umarmten Recha zum Heil werden.

Minder glücklich als diese Jünglingsgestalt gerieth dem männlichen Dichter die Figur des Mädchens, die sehr interessant angelegt und untermalt, aber unvollkommen ausgeführt ist und deshalb nicht bloß von einem gedankenlosen Publicum, sondern sogar von den gescheitesten und geistreichsten Kunstrichtern oft misverstanden wird, was schon oben der Dual „die Liebenden" statt des Singulars lehrte. Sollte aber gar keine Schuld des Dichters im Spiele sein, wenn auch Männer wie Vischer und Strauß seine Absicht so verkennen?

Der Entwurf besagt, Recha (oder Rahel, wie sie ursprünglich hieß) sei „nichts als ein unschuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, wovon sie kaum die Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten und Furcht vor Gott", also eine kleine confessionslose Deistin aus Nathans Schule. Sie ist aufgewachsen zwischen diesem väterlichen Lehrer und der „guten, bösen" Daja, die im Stück ihren Namen, welcher laut einer Notiz bei Schultens soviel wie „Amme" bedeutet, für den älteren „Dinah" eingetauscht hat und die ausgezeichnete, sehr bühnenwirksame Rolle einer feinkomischen Duenna vertritt. Sie schwatzt gern und prahlt harmlos mit ihrer höchst reputirlichen Vergangenheit; ihrer Christenwürde und Christenpflicht bewußt, fährt sie mit Wundern und Legenden, endlich gar mit der feierlichen Enthüllung

des Geheimnisses in Nathans Erziehungswerk drein, und Dajas Proselytenmacherei wird ein Hebel der Handlung, denn sie verwirrt den Templer durch Andeutungen über Rechas Herkunft. Es liegt ihr nicht alles am Christenthum, sondern als echte Gesellschafterin ist sie eifrigst darauf aus die junge Herrin, auch dem Oberhaupt des Hauses zum Trotz, unter die Haube zu bringen, wobei etwas Egoismus mitrechnet. Das liebe Ich bringt manchmal gar drollig hervor: „Und ich nicht etwa auch? Ich denn nicht auch?" Von Recha wird sie geliebt und gescholten, von Curd anfangs ob ihrer unentwirrbaren Ansprachen barsch abgewiesen, von Nathan nicht zu ernst genommen, denn er beschwichtigt ihre großen Gewissensängste leichthin durch ein Geschenk, gönnt ihrem Geplauder selten die gewünschte Aufmerksamkeit und schraubt sie gern wie in der köstlichen Scene, wo Daja von einem Brautkleid orakelt und Nathan neckisch fragt: bist du denn Braut? Ist sie aber so lang im Hause des Juden als eine biedere und trotz kleinen Zettelungen pflichttreue Genossin geblieben, hat sie so lange ihren ungefährlichen Familien- und Glaubensdünkel mit aufrichtiger Werthschätzung der Güte Nathans versöhnen können, so wird die Alte ihre Sehnsucht nach dem christlichen Deutschland wol auch weiterhin überwinden. Es ist klar, daß diese gute böse Daja neben einem Nathan nicht bestimmender in Rechas Bildung hat eingreifen können. Nathans Pflegetochter muß gegen die wolmeinende Bethörung einer Daja gefeit sein. Darf man auch von hier aus einen Blick nach Wolfenbüttel werfen, wo Lessing dem heranwachsenden Malchen König der liebevollste Stiefvater war, in der treuen Hut der Geschwister einen Trost für den schmerzlichsten Verlust suchte und tief ergriffen scheelsüchtige Nachrede abzuwehren hatte? Ja, wenn eine beschränkte Daja zu Rechas gottloser Erziehung den Kopf schüttelt, so ist auch Lessings Haus von nichtswürdigem Geträtsch über eine gottlos aufwachsende Brut nicht verschont geblieben. „Mein Malchen" mag er gesagt haben, wie Nathan gleich in den ersten Versen sagt „meine Recha" und dies lebendige, mit aller Kraft des Geistes und des Gemüthes gebildete Eigenthum allein der Tugend dankt. „Waise", so lautet ein orientalischer Spruch im Herbelot, „ist nicht wer seinen Vater verlor, sondern wer weder Kenntnisse noch gute Erziehung besitzt". In verwandtem Sinn fragt Recha, als sie vor der Möglichkeit

den Vater zu verlieren zittert: „macht denn nur das Blut den Vater, nur das Blut?", worauf Saladin erwidert: „Ja wol: das Blut, das Blut allein macht lange noch den Vater nicht", und in bewegter Rede führt sich Curd diese unantastbare Vater- und Kindschaft zu Gemüthe:

Kein kleiner Raub, ein solch Geschöpf! — Geschöpf?
Und wessen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geflößt,
Und sich davon gemacht? Des Künstlers doch
Wol mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Gestalt sich dachte, die
Er dargestellt? — Ach! Rechas wahrer Vater
Bleibt, Trotz dem Christen, der sie zeugte — bleibt
In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir
Sie lediglich als Christendirne denke,
Sie sonder alles das mir denke, was
Allein ihr so ein Jude geben konnte: —
Sprich, Herz, — was wär' an ihr, das dir gefiel?

Aber in dieser Recha, die ganz „Natur und Unschuld" sein soll, sind vom Dichter die Elemente kindlicher Schwärmerei und klarer Vernünftigkeit, die frühreif ruhig reflectirt, nicht recht ausgeglichen worden. Auf der einen Seite ist Recha eine kleine Philosophin, die „den Samen der Vernunft, den er so rein in meine Seele streute" eifrig hegt, nicht ohne lehrhafte Altklugheit die väterlichen Lectionen über die „kalte Buchgelehrsamkeit, die sich mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt" vor Sittah nachspricht und in langer Rede den lautren Weizen natürlicher Religion vor positivem Unkraut, vor Dajas bunten, sauersüßen, betäubenden Blumen schützt. Auf der andern Seite stürzt sich dies aufgeklärteste aller Mädchen Hals über Kopf in die bodenloseste Schwärmerei. Mag sie schwärmen, aber so, daß es sich mit ihrer sonst sehr bewußten Vernünftigkeit reimt, mag sie als ein Sprachrohr Nathans oder Lessings Aufklärung predigen, aber so, daß für ihre überirdische Verzückung noch Raum bleibt. Es wäre schlimm, wenn Nathans Abwesenheit das Feld allen Gespinsten Dajas preisgäbe; so auf der Oberfläche kann sein Unterricht in der gelehrigen Recha nicht haften. Das Theater macht seit Schillers Eingriffen die Predigerin mundtodt oder verkürzt sie sehr, was den Lehrgehalt des Dramas schmälert, und läßt der Schwärmerei ihren Flug, was die Rolle

dramatischer hält, aber jenes Misverständnis begünstigt: Recha liebe den Templer, da sie doch nur für den Engel schwärmt und mit keinem Laut ein über die Dankbarkeit hinausschweifendes Gefühl für den Ritter aus Fleisch und Blut kundgiebt. Lessing will zeigen, wie dies Mädchen, von einem holden frommen Wahn geheilt, mit geglätteter Empfindung völlig unbefangen dem Jüngling gegenübertritt und fortan nur um den Vater, den sie gefährdet glaubt, in leidenschaftliche Erregung kommt. Das Publicum, dem meistens eine Schauspielerin, die für die Recharolle nicht die nöthige Klugheit hat, die Brücke baut, sucht schon aus Schlendrian die Liebe, denn Liebe ist ihm ein Ergriffensein von beiden; aber auch Nathan nährt doch zunächst eine frohe Hoffnung. Das ist eben dem Lauf der Welt gemäßer, als die an sich psychologisch unanfechtbare Ernüchterung. Daß Recha schwärmt, erräth Nathan ohne Überraschung, und eine gewisse Fassungslosigkeit in Lebenskrisen zeigt Recha auch gegen Ende. Ihre Schwärmerei für den Engel ist aber kein Anfall, sondern ein längerer Zustand, Nathans Bemühen „die Engelschwärmerin geheilt zu sehn" zwar ein pädagogisches Meisterstück, die Cur des holden Kindes jedoch gar zu geflissentlich. Tagelang, auch da der weiße Ritter unter Palmen Datteln verspeiste, hat sie sich fort und fort in ihren frommen Wahn, ein Gebilde der nervenerregenden Feuernacht, versenkt, mit „gierigem Aug'" folgt sie seinen Spuren, bis sein Verschwinden den Wahn nur bestärkt, mit einem recht unschwärmerischen „Das schließt für mich" wehrt sie hartnäckig jeden Einwurf ab, bis die väterliche Wunderlehre und all die machtvollen Worte über den „Menschen" den Aufruhr ihrer Phantasie so weit beschwichtigen, daß sich die „Närrin" der „Posse" schämt. „Dein Engel" sagt sie nun zu Daja. Danken soll ihr Vater, sie will nun, da der Mann keinen Dank begehrt, ihren Dank zu Gott tragen. Und doch! das Auslugen aus dem geheimen Fensterlein verträgt sich nicht zum besten mit der Gemüthsruhe, die Recha dem Besuch des menschgewordenen Engels entgegenbringt.

Ich bin nicht kalt. Ich sehe wahrlich
Nicht minder gern, was ich in Ruhe sehe.

Der Begegnung dieser noch unerkannten Geschwister soll in der Einen Scene, die sie vor der Erkennung überhaupt zusammen haben, ein

irriger Eindruck möglichſt benommen werden: Curd entflieht ſtammelnd der Gefahr, Recha lenkt nach einem raſchen Kniefall vor dem Retter das Geſpräch auf eine wunderſame Eigenheit des Sinai. Sie bringt ihre, oder Nathans, Auffaſſung der Allgegenwart Gottes in ein an ſich ſehr ſchönes Epigramm und erklärt endlich, zu Dajas Staunen, ganz gelaſſen, der Sturm ſei geſtillt, der Hunger befriedigt, das Fieber geheilt. Leſſings Abſichten ſind klar und fein; ob aber eine Recha, die ſo klug und ruhig redet, wirklich die kindliche Unbewußtheit hat, um Curds raſche Leidenſchaft gar nicht zu gewahren? So wie das ſchwierige Thema lag, mußte die Entwicklung auf dieſer Bahn geſucht werden: ein Aufflammen des Jünglings, eine myſtiſche Schwärmerei ohne Liebe und ein von Nathan geleiteter kalter Waſſerſtrahl für das Mädchen.

Dieſe vielleicht anfechtbare und von der Kritik oft wider den wahren Beſtand und Zweck angefochtene Partie ermöglicht ſogleich eine Scene, worin die Hauptfigur des Dramas ihre ganze Stärke bewährt und das Banner eines thatkräftigen Lebensideals ſchon im Vorhof aufpflanzt. Auch der zwangloſe Flankenangriff gegen die Orthodoxie fehlt nicht, wenn der Wunderglaube insgeſammt kritiſch beleuchtet und, wenige Schritte vom Grabe des Auferſtandenen, ein vermeintes Einzelwunder mit echt rationaliſtiſcher Erklärung, wie ſie wol gerade die Auferſtehungsmythen betroffen hatte, wegraiſonnirt wird: der Engel war ein Menſch im weißen Mantel.

Nathan heißt der Weiſe. Bücher können, was Leſſing im Bemühen ein echter Menſch zu werden ſchon als Jüngling ſah, wol gelehrt, nur das Leben kann weiſe machen. Darum müſſen wir erfahren, wie dieſer Jude, ein Verächter „kalter Buchgelehrſamkeit", zur Weisheit emporgeſtiegen iſt. Er, dem

Sein Gott von allen Gütern dieſer Welt
Das Kleinſt' und Größte ſo in vollem Maß
Ertheilet ... Das Kleinſte: Reichthum. Und das Größte: Weisheit.

offenbart allein dem Verſtändnis der frommen Einfalt, in welchen Kämpfen er der Weisheit letzten Schluß erworben hat. Leidend lernt' ich, darf er mit den alten Weiſen ſagen. Im Feuer der gewaltigſten Prüfung iſt ſein Gold geläutert worden. Und nur, weil Leſſings ſtarke Seele die jammervollen Tage, da er um die Wende der

Jahre 1777 und 1778 Gattin und Sohn verlor, mit gebändigtem Schmerz wiederum durchkämpfte, ist ihm in dieser Erzählung Nathans, von der der Entwurf noch nichts wissen konnte, das Herzbewegendste seiner gesammten Dichtung gelungen. Niemals schöpft sie so tief und athmet so warm wie hier, wo ein ganzer Mann die schwerste Prüfung seines Lebens berichtet, um dann aufrecht zu den Pflichten des Daseins zurückzukehren. Bei dem Judenmord zu Gath ist Nathans Weib mit sieben hoffnungsvollen Söhnen in seines Bruders Hause verbrannt — man erwäge, wie ihn der Gedanke „Recha verbrannt" nach seinem frohen Eintritt erschüttern muß!

Als Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen — ...
Doch nun kam die Vernunft allmälig wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wolan!
Komm, übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!" — Ich stand! und rief zu Gott: ich will!
Willst du nur, daß ich will!

So empfängt er das kleine Christenkind als ein Geschenk von Gott: „Gott! auf Sieben doch nun schon Eines wieder." Seitdem ist ein frommer Determinismus, der überall unabänderliche Fügung hinnimmt und des Menschen Thaten für höhere Thaten ansieht, in ihm gefestigt. Er hat überwunden, und heitere Selbstbeherrschung macht ihn zum σῶφρων im schönen Sinne der Alten. Sein Ideal faßt sich in einem frommen Wort zusammen, mit dem auch der Muhammedaner die religiöse Ehrfurcht bezeichnet: „der gottergebne Mensch".

Wenn Islam Gott ergeben heißt,
In Islam leben und sterben wir alle.

predigt Goethes westöstliche Weisheit, und Recha hat von ihrem Vater gelernt, alles Wähnen über Gott der herzlichen Ergebenheit in

Gott nachzusetzen. Wer sich so kräftig zur Klarheit durchgerungen und mit den irdischen Gütern, die ihm dank einer klugen und unermüdlichen Thätigkeit Freiheit, Ansehen, Wolstand schaffen, geistige Schätze gemehrt, wer die engen Ansprüche seiner angestammten positiven Religion überwunden, als ein wahrer „Naturfrommer" sein reines Innere religiös entwickelt und zugleich die Freude genossen hat, eigne Gottergebenheit in das Gefäß einer lieben Kindesseele zu ergießen, der darf unberührt von der Verachtung der ältesten und stolzesten Religion freien Sinnes fragen: „Sind wir denn unser Volk?" Nathan ist Lessings Humanus. Ein Jude, Shylock, vertritt in der Weltlitteratur den rachedürstigsten Haß, ein Jude die lauterste Nächstenliebe. Vollstimmig erklingt sein Lob im Drama, auch aus dem Munde der Widerstrebenden. Daja weiß, daß er die Ehrlichkeit, die Großmuth selber, so gut als klug, so klug als weise ist. Sittah wiederholt nach einer Schilderung seiner großen Handelschaft, daß Al Hafi gerühmt,

wie groß, wie edel dieser
Sein Freund anwende, was so klug und emsig
Er zu erwerben für zu klein nicht achte;
Hinzugefügt, wie frei von Vorurtheilen
Sein Geist; sein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei.

Der überwältigte Tempelherr ruft: „Welch ein Jude! Und der so ganz nur Jude scheinen will". Weise, gut, gottergeben sind eins — was will ein Bonhomme wie Wielands weiser Danischmend neben dem weisen Nathan?

Es ist der Seele des Stückes reichlich zu Gute gekommen, daß Lessings Geist sich so frei erweiterte, daß sein eignes Herz soviel Leid erfuhr, bevor er den alten Plan ausgestaltete. Unmöglich sich den „Nathan" auf einer Stufe der Jugendstücke zu denken! Aus aller früheren Litteratur sehen wir höchstens in weiter Ferne die einst so berühmten Lettres juives von Marquis d'Argens, dem Freunde Friedrichs des Großen, deren Halbdutzend Bände im sehr uneinheitlichen und costümlosen Durcheinander einer Rabbinercorrespondenz nicht bloß dem Juden Bildung und Beobachtung leiht, sondern auch eine philosophisch-ethische Tendenz verfolgt und das Gebot der Nächstenliebe mit einer Anerkennung des Guten im Koran wie bei den

Nazarenern und einem frühen Kosmopolitismus vereint: Les grands hommes appartiennent également à tous les peuples: ils sont citoyens de l'univers entier, parce qu'ils font honneur à l'humanité. Die Jüdischen Briefe verdienen, wie unschmackhaft das Ragout auch geworden ist, ihren Platz in der Geschichte der Toleranz. „Nathan" athmet mehr als Toleranz, denn bloßes Dulden kann auch aus frostiger Gleichgiltigkeit oder berechnender Politik kommen; „Nathan" athmet Liebe.

Lessing wollte natürlich die Schnur nicht durchreißen, die einen freigebildeten Menschen mit dem Volke seiner Abstammung zusammenhält. Wehe dem Schauspieler, der, wie es wol vorkommt, den weisen Juden von Jerusalem als einen schlauen Juden aus Galizien heruntermauschelt und ihn zum „Stockjuden" stempelt! Aber der idealisirte jüdische Umriß darf dem Manne, der da sagt „Sultan, ich bin ein Jud", nicht ganz verloren gehn.

Nathan ist kein salbungsvoller Redner, auch er braucht Humor, braucht Spiel, braucht behende Gesprächskunst. Aus Lessings und Mendelssohns Briefen erinnert man sich, wie behaglich die Freunde in die Dreieinigkeitsdebatten das Geschichtchen vom Ducaten hineinwarfen: Moses läßt den Juden an den Christen einen statt drei Ducaten bezahlen, denn der Ducate habe Bildseite, Schildseite und Rand ... Lessing faßt die Anekdote umgekehrt zu Gunsten kluger jüdischer Liberalität, Nathanscher mit einem Worte. Er mag mit Mendelssohn, der stark in Distinctionen war, manchmal den Ball in jüdisches Geistesgebiet hinüber geschlagen haben.

Welche Dialektik bewegt den meisterlichen, die knifflige Lage hin und her wendenden Monolog, worin sich Nathan zur großen echtorientalischen Parabel rüstet und charakteristisch genug aus seinem Kaufmannsstande heraus den Unterschied von Münze und Wahrheit auseinandersetzt! Wenn er die Schwärmerin von den Engeln zu den Menschen herabruft, wandelt seine kluge Rede ein alttestamentliches Thema ab, Worte des Elihu zu Hiob: „Schaue gen Himmel, und siehe, und schaue an die Wolken, daß sie dir zu hoch sind ... Und ob du gerecht seist, was kannst du ihm geben? Oder was wird er von deinen Händen nehmen? Einem Menschen, wie du bist, mag wol etwas thun deine Bosheit, und einem Menschenkinde deine Ge-

rechtigkeit". Sein scharfer Verstand leidet keine Unklarheit der Gedanken und Worte, sondern fährt mit einem kritischen „Hier giebt's zu unterscheiden" dazwischen. Nathan fügt gern ein Fragezeichen zu einer nicht ganz probhaltigen Wendung des Partners, freut sich am spitzen Silbenstechen und ironisirt ein nichtssagendes „kurz und gut" durch den Einwurf „Und gut? wo ist das Gute?" Er neigt zum Wortwitz, wie „mit dem Spiele spielen", und breitet eine Lehre gelegentlich fast rabbinisch aus: „Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen" .... Diese Dosis ist von Lessing so weislich abgewogen, daß sie eben dazu dient um zu tingiren. Es stünde schlimm um unser Drama, wäre Nathan der Weise nur der Reformjude, für den man ihn hat ausgeben wollen, und wäre das Humanitätsevangelium zur besonderen Ehrung Eines Volkes gedichtet. Deshalb darf auch das Mendelssohnsche Element im „Nathan", das unläugbar vorhanden ist, nicht übertrieben werden.

Lessings erstes Auftreten in der Judenfrage — die, 1781 durch Dohm energisch in Fluß gebracht, den „Nathan" als eine socialpolitische Frage nur sehr mittelbar angeht — war, ohne jeden persönlichen Zusammenhang mit Israeliten, allgemeinen Betrachtungen über die schimpfliche Lage dieses zerstreuten Volkes entsprungen. Erst die bewegte Selbstkritik seines unreifen Lustspiels „Die Juden" konnte einen Fingerzeig auf den jüdischen Buchhalter bringen und ihn in einem Athem mit demselben Spinoza nennen, dessen Name, dem Lessingschen beigesellt, einst Mendelssohns letzte Tage verbittern sollte. In den alten guten Jahren der Symphilosophie, als Lessing ungeschriebene Urskizzen des „Nathan" in seinem Geiste trug, hat sein Auge mit freundschaftlicher Bewunderung auf der reinen Tugend und dem Forscherssinn des im Gespräch so productiven jüdischen Kaufmanns geruht. Als er das Drama endlich ausgestaltete, mag er auch an neuere Händel, die seines Moses Leben aufrührten, wie an Lavaters Missionsversuche gedacht haben, so daß Mendelssohns Antwort: Sie sind ein christlicher Prediger, ich bin ein Jude, ohne unser Kleid sind wir Beide Menschen, ein Echo im Palaste Saladins fand. Gelinderem Bekehrungseifer wird durch jenen Dialog „Nathan, ihr seid ein Christ" die feinste Antwort zu einer Zeit ertheilt, wo sich mancher Christ naiv fragte, warum ein so

braver und gebildeter Mann wie Mendelssohn im Judenthum verharre? Doch allzu modern scheint das fanatische Trutzwort des Tempelherrn gefaßt:

Der tolerante Schwätzer ist entdeckt,
Ich werde hinter diesen jüd'schen Wolf
Im philosoph'schen Schafpelz Hunde schon
Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen.

Auch solche verhetzende Gesinnung gegen den Führer der deutschen Judenschaft wühlte hier und da. Man mag sich ferner an den klugen Gumperz, den liberalen Wessely als an Bekannte Lessings erinnern, dem zu Hamburg der Tractat eines portugiesischen Juden wider die christliche Religion nicht schlecht schien, und dem ein gewisser Abraham von Offenbach her revolutionäre Gedanken über das Heidenthum der modernen Juden und das Judenthum der heutigen Christen aus Anlaß der „Fragmente" mittheilte. Immerhin kann unser weitausschauendes Gedicht nur wenig persönliche Beziehungen zum lebendigen Judenthum der siebziger Jahre enthalten, und Frau von Grotthuß macht sich die Sache nicht ohne Familienstolz zu leicht, wenn sie ihren Vater Aaron Meyer als Urbild des liberalen Kaufmanns, Moses als Urbild des Denkers hinstellt. Überdies ist Mendelssohn, wie jeder Billigdenkende aus seiner Zeit und aus seiner Individualität heraus verstehen muß, mit aller aufklärerischen Philosophie niemals dem peinlichen Dilemma „Treu und frei" ganz entronnen. Die dem Reformer seines Volkes auferlegten Pflichten hätten ihm auf die Frage „Sind wir denn unser Volk?" kein blankes Nein erlaubt, und daß zwei seiner Töchter zum Katholicismus übergingen, Abraham Mendelssohn seine Familie dem Protestantismus zuführte, würde nicht den Freigeist, sondern den Juden Moses, der Naheſtehende durch „Religionseigensinn" quälen konnte, verletzt haben. So muß auch in diesem Falle der Satz gelten, daß dem Meister großer dichterischer Gestalten die Urbilder nicht leibhaft auf der Straße begegnet sind. Moses selbst freute sich des gedankenschweren Dramas, und wie heute gebildete Juden mit Recht einen guten Procentsatz bei Nathanaufführungen stellen, so ist an manchem Sonntag in Mendelssohns Lesegesellschaft der „Nathan" gemeinsam genossen worden: „Nathan der Weise war eins von Mendelssohns Lieblingswerken. Er erinnerte sich dabei

seines vor ihm heimgegangenen Freundes und las oft selbst die Rolle des Nathan, der wol nicht edler und wahrer dargestellt werden konnte, als von ihm"; K. Ph. Moritz übernahm dann den Tempelherrn oder Sultan Saladin. Am deutlichsten gab Moses seine dankbare Verehrung dadurch kund, daß er ein Söhnlein Nathan und ein Töchterchen Recha nannte, trotzdem er ehemals etymologische Bedenken gegen die letztere Namenswahl Lessings geäußert hatte.

Nicht in müßiger Speculation, sondern im thätigen Berufsleben, das hier und dort in das Stück hineinschauend auch den zähen und umsichtigen Geschäftsmann zum Wort aufruft, findet der weise Nathan sein Genügen. Der Vielgeprüfte kennt sein eigen Herz, der Vielgewandte und Vielgereiste vermag Menschen aller Art sicher zu schätzen. Wie sein Gespräch von kleinen Spötteleien zu sinnreichen Sprüchen, von traulichem Geplauder zu lichtvoller Belehrung, von haarscharfen Bedenken zu einer groß gegliederten Predigt stilgerecht ansteigen kann und für alle Themata den gemäßen Ton findet, so weiß er jeden Nachbar von der rechten Seite zu fassen. Der gute Klosterbruder verwandelt Nathans Ungeduld in herzliche Ergießung, dem Derwisch begegnet er mit einer Würze freundschaftlicher Ironie, der Daja mit knappem Ernst oder Scherz je nach Bedarf, dem Sultan „stolz bescheiden". Alle lernen von dem weisen Pädagogen oder sollten doch von ihm lernen. Wie versteht er es, sich vor dem verbitterten Jüngling in seinem ganzen Menschenwerthe dünkellos zu erheben, indem er sich vor ihm erniedrigt und zur Antwort auf schmähende Rede herabgebeugt den Mantel küßt, den das Feuer in jener Nacht versengt hat! Es giebt kein treffenderes Exempel zur Lehre des Spinoza, daß Haß den Haß mehre, Liebe ihn in Liebe verwandle, daß wer Beleidigungen mit Liebe heimzahle, sich im schönsten Kampf frohe und starke Besiegte schaffe. Und Recha soll nicht bloß erzählen, welche Weltanschauung ihr vom Vater überliefert ist, sondern wir sollen Augen- und Ohrenzeugen dieses erziehenden Unterrichts sein, der den Samen der Vernunft ausstreut, die Dämpfe der Einbildung verjagt, bald sacht, bald mit einer plötzlichen Wendung ans Ziel führt, dem überspannten Geist ein kaltes Bad bereitet und den niedergeschlagenen nach einer strengen Cur mit dem schönen Wort aufrichtet: „Es ist Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche". Diese Scene, hell und klar wie ein frischer Morgen,

nimmt das ganze thatenlose und empfindungsselige Geschlecht in Zucht, das die Herzchen verzärtelte und die Arme in den Schoß legte, statt sie ungebeugt zu regen, wie Goethe, der genesene Werther, in machtvollen Versen mahnte. Darin zeigt sich denn der große Schriftsteller als der große Erzieher seiner Nation, daß er die erschlafften Schwingen stählt und den himmelnden und blümelnden Patienten im Spital der Empfindsamkeit als ein Gesunder seine alte Losung zuruft, der Mensch sei zum Handeln geboren. Die That ist alles! In den Versen:

Begreifst du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

wird jeder, der Ohren hat zu hören, auf das erfrischende Lebensideal der Energie verpflichtet. Darum will auch Nathan, als er mit nassem Aug' erzählt hat, welche Thaten der gottergebne Mensch sich abgewinnen kann, nicht die Wollust des Schmerzes auskosten, sondern richtet sich männlich auf: „laßt uns länger nicht einander nur erweichen. Hier braucht's That". Man dämmt, ohne sich menschlicher Thränen zu schämen, doch das überwallende Gefühl zurück, und Nathan spricht freundlich abbrechend zu seiner fassungslosen Tochter, die mit lautem Aufschrei ihm zueilt: „wir verstehen uns! — Genug! — Sei heiter! sei gefaßt!" Bene agere et laetari im Sinne Spinozas.

Gute Thaten sind die Triebfedern des Stückes: auf dem guten Handeln Nathans beruht es, eine rasche gute That Saladins ermöglicht erst die rasche gute That des Tempelherrn, so daß eine fortlaufende geschlossene Kette es zum Bewußtsein bringt,

wie aus einer guten That,
Gebar sie auch schon bloße Leidenschaft,
Doch so viel andre gute Thaten fließen.

So illustrirt das hochsinnige Drama in Wort und Handlung die Lehre der Parabel, daß der Mensch durch herzliche Liebe und Verträglichkeit die Kraft seines Ringes bethätigen, daß er erst begreifen und dann

üben müſſe, daß nur im Frieden allſeitiger Hilfeleiſtung das Ideal der Humanität errungen werde. Gott iſt die Liebe:

Es eifre jeder ſeiner unbeſtochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!

In derſelben Zeit des höchſten Greiſenalters, wo ſein Geiſt im „Fauſt" prophetiſch die Summe aller Weisheit zog, hat Goethe ein ergreifendes Bekenntnis der reinſten Nathangeſinnung abgelegt (an Sulpiz Boiſſerée den 20. März 1831): „Des religiöſen Gefühls wird ſich kein Menſch erwehren, dabei aber iſt es ihm unmöglich, ſolches in ſich allein zu verarbeiten, deswegen ſucht er oder macht ſich Proſelyten. Das letztere iſt meine Art nicht, das erſtere aber hab' ich treulich durchgeführt und von Erſchaffung der Welt an keine Confeſſion gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Secte der Hypſiſtarier, welche, zwiſchen Heiden, Juden und Chriſten geklemmt, ſich erklärten, das Beſte, Vollkommenſte, was zu ihrer Kenntnis käme, zu ſchätzen, zu bewundern, zu verehren, und inſofern es alſo mit der Gottheit im nahen Verhältniſſe ſtehen müſſe, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeitlebens getrachtet hatte mich zum Hypſiſtarier zu qualificiren." Hypſiſtarier zu ſein iſt das Menſchenideal des „Nathan".

Niemals iſt das alte große Wort des Römers „Ich bin ein Menſch, nichts Menſchliches achte ich mir fremd" tiefſinniger und gedankenloſer, grollender und friedlicher, mit höherem und mit trivialerem Pathos durch alle Tonleitern durchgeſprochen worden, als in den Jahrzehnten von der Geniezeit bis hinab zu dem zahmen Menſchenfreund Iffland und dem leichtfertigen Apoſtel „naiver Menſchheit in gefallnen Buſen" Kotzebue. Während die franzöſiſchen Verfechter der Menſchenrechte, denen Jean-Jacques als Sturmvogel vorausgeflogen war, gegen die Zwingburg anrücken und die Bluttaufe für Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit rüſten, entfalten deutſche Philanthropen eine friedliche Wirkſamkeit und bilden die Schriftſteller die reichſte Terminologie zwiſchen den beiden Polen „Menſch" und „Unmenſch" aus; revolutionär das junge Geſchlecht, wenn es wollüſtig zu einem großen Mann aufſchaute, vor den heroiſchen Menſchen der Antike einen Ekel

gegen die Buben und Wichte des tintenkleckſenden Säculums nährte und ſeinem Propheten Rouſſeau in den geträumten Orden der Natur nacheilte; phraſenhaft der Hauspoet, der den „guten, edlen Menſchen“ thränenſelig belohnte und den „Marodeur an der Menſchheit“ aus dem Feſtſaal der Menſchheit verſtieß oder auch durch des Baſſes Grundgewalt den Werth ein Menſch zu ſein verkündigte; in geklärtem Idealismus unſre Claſſiker auf der Höhe, zu der mehr als Einer von ihnen erſt durch Sturm und Drang emporgeklommen war. Humanus heißt der Hoheprieſter in Goethes edlem Torſo der „Geheimniſſe“, und bis zum ſocialiſtiſchen „Band“ der „Wanderjahre“ ſucht der Gedanke allgemeiner Brüderſchaft Verkörperung. „Du findeſt“, ſchreibt Goethe 1782 an Lavater, „nichts ſchöner als das Evangelium, ich finde tauſend geſchriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menſchen eben ſo ſchön, und der Menſchheit nützlich und unentbehrlich“. „Menſchen“ führt Leſſings „Nathan“ einander in die Arme.

„Laß dich umarmen, Menſch! — du biſt doch noch mein Freund?“ grüßt der Jude den Derwiſch, als ſeien „Menſch“ und „Freund“ nur verſchiedene Ausdrücke für denſelben hohen Begriff. Was der junge Schiller in Rouſſeau erfüllt ſah, daß er aus Chriſten Menſchen werbe, lebt und webt idealiſch in unſerem Drama. „Sind Chriſt und Jude eher Chriſt und Jude als Menſch?“ fragt Nathan, der Menſchenfiſcher, der nicht am Ganges, am Ganges nur, einen findet, dem es genügt ein Menſch zu heißen. Nach Menſchenwerth will man geſchätzt ſein, nicht als Glied eines Volkes.

Als Chriſt, als Muſelman: gleich viel!
Im weißen Mantel, oder Jamerlonk;
Im Tulban, oder beinem Filze: wie
Du willſt! Gleich viel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe.

ſagt mit großartiger Wendung der Sultan zum Tempelherrn. Dieſer aber hat vorher dem befreiten Juden gegenüber Leſſings Mahnwort an die ausſchließliche Judenſchaft kräftig ausgeſprochen:

Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das dieſe Menſchenmäkelei zu erſt
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zu erſt das auserwählte Volk ſich nannte?

Wie? wenn ich dieſes Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen ſeines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes;
Den es auf Chriſt und Muſelman vererbte,
Nur ſein Gott ſei der rechte Gott!

So erwidert Sittah, als der raſche Bruder, ſeinem Lieblingstraum einer doppelten Verſchwägerung mit dem chriſtlichen Hauſe Richard Löwenherz nachhangend, ſchwärmt: das hätte Menſchen geben ſollen! — mit einem lebhaften Ausfall gegen chriſtliche Menſchenmäkelei, deſſen Schroffheit nur durch die Achtung vor Chriſti edler Menſchlichkeit gemildert wird:

Du kennſt die Chriſten nicht, willſt ſie nicht kennen.
Ihr Stolz iſt: Chriſten ſein, nicht Menſchen. Denn
Selbſt das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menſchlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben ſie, nicht weil es menſchlich iſt:
Weil's Chriſtus lehrt, weil's Chriſtus hat gethan. —
Wol ihnen, daß er ein ſo guter Menſch
Noch war! Wol ihnen, daß ſie ſeine Tugend
Auf Treu und Glaube nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht; ſein Name
Soll überall verbreitet werden; ſoll
Die Namen aller guten Menſchen ſchänden,
Verſchlingen.

Und ſehr charakteriſtiſch ſind in dieſer Hinſicht manchmal die bloßen Anreden unſers Dramas. „Was, Jude? Was?" läßt Curd mit verächtlicher Eile den Nathan an, als gönne er ihm kaum das kürzeſte Geſpräch — nach jenem Kuß auf den verſengten Mantel verbeſſert er ſich ſtockend „Aber, Jude — Ihr heißet Nathan? — Aber, Nathan —". „Tritt näher, Jude" beginnt Saladin als ſtolzer Sultan und giebt der Vorverhandlung durch ein herriſches „Aufrichtig, Jud" Gewicht — ſo ſpricht er nie wieder zu dem Menſchen, deſſen hohe Weisheit ihn unterwirft. Doch „Sei ruhig, Chriſt!" ertönt's von ſeinen Lippen, wenn der Tempelherr einen Nathan hitzig den Schwärmern ſeines Pöbels preisgeben will, und Curd empfindet des Vorwurfs ganze Laſt, die Saladin in dieſe Silbe preßt. Und wieder bei dem letzten Rückfall des Jünglings in niedrigen Verdacht ruft ihn ſolch ein inhalt-

schweres „Christ" zur Ordnung, das wuchtig zusammenfaßt, was früher als das Gebot erklang:

Sei keinem Juden, keinem Muselmanne
Zum Trotz ein Christ!

Wenn aber der gute Bruder Nathans Tugend aufs höchste zu rühmen wähnt, indem er bewegt ruft: „Nathan, Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein bessrer Christ war nie", lehnt Nathan dies vermeinte größte Lob mit milder Überlegenheit ab: „Wol uns! Denn was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden". Immer springt die Grundanschauung hervor, der Adel guter Menschen sei an kein Land und kein Bekenntnis gebunden.

Wo gute Menschen einander finden, schließt ohne Rücksicht auf Stand, Volk und Glauben herzliche Freundschaft Hand in Hand. Hier empfängt der deutsche Cultus der Seelenfreundschaft seine letzte Weihe. Die hinreißende Bitte „Wir müssen, müssen Freunde werden" und die Gewährung „Wir sind es schon" klingt von Mund zu Mund: so erbittet Curd Nathans Verzeihung und Liebe; „Sei mein Freund" sagt der Sultan mit ausgestreckter Rechten zu dem Weisen, der wie Lessing die Kleinheit der Großen kennt, aber wie Lessing „auch ein Freund der Großen ist, insofern sie Menschen sind"; und dieses überströmende Werben um Freundschaft umfaßt auch die Frauen: Freundin, Schwester, Mütterchen, nur nicht Prinzessin will Sittah von Recha, die im ersten Augenblick ihr Herz erobert hat, genannt sein.

Den vornehmsten Denkmälern großer Blütezeiten ist es gegeben, im Gewande der Kunst den Vollgewinn der Gedankenarbeit und ethischen Errungenschaft ihrer Epoche darzubieten und dergestalt auch didaktisch die höchste Stufe erziehender Wirkung weithin und unverlierbar einzunehmen. So erscheint uns in Sophokles die Cultur des perikleischen Zeitalters; in Dante gipfelt die scholastische Weltanschauung; Shakespeare's Dramen sind ein Höhenzug, worauf die protestantische Bildung Englands lagert; „Faust" nimmt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den Ertrag des genialsten Universalismus auf; Schillers philosophische Lyrik schwingt sich stolzen Flugs in den Aether. Lessing ist der erste, der im deutschen Drama, ohne die Gebote der lebendigen Bühne aus dem Auge zu verlieren, als ein Pädagog seiner

Nation die ernſteſten Fragen der geiſtigen und ſittlichen Aufklärung behandelt.

Die Neuheit und Hoheit des Vorwurfs verlangte eine neue gehobene Form. „Es wird nichts weniger als ein ſatiriſches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlaſſen. Es wird ein ſo rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe" ſagte Leſſing unter der Arbeit beſorgten Freunden, die ſchon ein Pöbelgeſchrei gegen den deutſchen Voltaire erſchallen hörten, und war auch durch eine das Publicum überraſchende Verſification, durch ſorgliche Berathung mit Ramler, durch emſiges „Flicken und Feilen" bei der Durchſicht, ſelbſt durch eine klar exponirende Interpunction, deren phonetiſche Grundſätze in einer Vorrede dargelegt werden ſollten, bemüht ſein Drama zum dauernden Kunſtwerk zu erhöhen. Ein Gipfel ſollte aus dem theologiſchen Kampfgefild aufſteigen. Die Kernſcene wurde langſam gefördert; ſie ſei ihm wirklich am ſauerſten geworden, ſagt Leſſing ſelbſt, der in andern Briefen nach gewohnter Art kleine, bisweilen paradoxe Scherze über die Form ſeines „Nathan" anbringt. „Um geſchwind fertig zu werden, mache ich ihn in Verſen. Freilich nicht in gereimten, denn das wäre gar zu ungereimt". Den Alexandriner hatte er ſchon lange vor den üblen Hamburgiſchen Theatererfahrungen verabſchiedet; das von Ramler thöricht vorgeſchlagene Surrogat, den antiken Trimeter mit einem Anapäſt an vorletzter Stelle, konnte er nicht brauchen, weil der griechiſche Sechsfüßler, den Ramler mit einem regelmäßigen Schnörkel wieder beleben wollte, dem ſelbſt im Wortgefecht feierlichen und getragenen Stil des alten Theaters, nicht aber dem Bedürfnis der modernen Dramatik und am wenigſten des dialektiſchen „Nathan" entſpricht. Das deutſche Schauſpiel verfügt über zwei äußerſt leiſtungsfähige Versarten, den in England durchgebildeten Blankvers und die vierhebigen Reimpaare. Letztere, die alten „Knittelverſe", hat Goethe neu geadelt, und ihre Vielgeſtaltigkeit, ihre dem knappſten Ausdruck wie der kunſtvollen Periode gleichmäßig gehorchende Structur werden gewiß noch eine bedeutende Bühnenzukunft erleben. Erſteren hat, nach vereinzelten Verſuchen vom ſechzehnten Jahrhundert her, ſchon Gottſched dem „verdrüßlichen Reimen" gegenüber, ohne den Muth der Praxis für ſich und ſeine Schule, empfohlen. Wir wiſſen, wie Leſſing und die Seinen, er ſelbſt nur im Verborgenen, ſchon in

den fünfziger Jahren mit dem Blankvers, nach dem Muster mehr des englischen Epos, Versuche anstellten und auch der Meister des deutschen Alexandriners, Elias Schlegel, gleichfalls im Stillen das Experiment verfolgte, das auf epischem und didaktischem Gebiet eine Parallele im Übergang vom Alexandriner zum Hexameter hat. Cronegk und Brawe machten den Tausch mit. Weiße schlug nicht durch, der große Sprecher Ekhof hatte Bedenken gegen die Einführung einer neuen Form, Schröders Preisausschreibung 1776 wollte zwar die Trauerspiele in Versen nicht ganz ausschließen, aber Trauerspiele „in Prosa, von sonst gleicher Güte, viel lieber" sehen. Darum mußte auch Shakespeare, trotz dem Anlauf Mendelssohns, also eines Lessingschen Freundes, lang im Purgatorium der Prosa schmachten. Die ganze Stärke des Blankverses konnte aber nur dem aufgehen, der ihn bei dem größten germanischen Dramatiker studirte und als geheimer oder öffentlicher Dolmetsch Shakespeare's nachbildete. Herder, dem manche Rede des Briten meisterlich gelang, ward sein Herold, Wilhelm Schlegel sein Werkmeister; zwischen beiden an Shakespeare geknüpften Kundgebungen, der theoretischen und der exemplarischen, stehen der „Nathan" und Schillers erste, noch unvollkommene, aber weit schwungreichere Jamben. Herders „Fragmente" sprachen 1768 das wolbegründete Todesurtheil über den eintönigen, jeder charakteristischen Abschattung feindlichen Zwang des Alexandriners aus, den die wahrhaft alexandrinische Zeit der Hübner und Opitz uns aufgenöthigt, und traten mit überzeugender Beredsamkeit für den Quinar ein: „Wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehreren Denk- und Schreibarten anschmiegen und ein hohes Ziel der Declamation werden können. Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich den Motiven anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben, nicht sich beständig in Jamben jagen, nicht in einerlei Cäsuren verfolgen, nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten, nicht werden sie sich in das theatralische Silbenmaß einkerkern" ... Das neue Metrum „wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigt." Dies Herdersche Programm ist bis ins Einzelne, bewußt oder unbewußt, maßgebend geworden für Lessings Behandlung der fünffüßigen Jamben, die er nun, geraume Zeit nach „Kleonnis" und „Fatime"

flüchtig im „Spartacus" probirte und im „Nathan" kraft seiner großen Autorität so zum Siege führte, daß Deutschland, mit ganz berechtigter Nichtachtung aller kleinen älteren Anläufe, auch des bedeutsamen Vorganges der Gotterschen „Merope" (1774), die Geburt des Blankverses einmüthig in das Nathanjahr 1779 verlegt.

Lessing horchte nicht gleich Wieland und dem bekehrten Götzdichter auf die weiche Flöte Italiens. Er hat sich nicht am Kunstbau melodischer Stanzen versucht und nicht wie Iphigeniens Sänger aus den rollenden Perioden des griechischen Trimeters den letzten Antrieb gegen ein halbschüriges Schwanken zwischen Vers und Prosa empfangen. Bei Goethe entwickelt sich der Vers allmälig in natürlichem Wachsthum, lüpft im „Egmont" scenenweise die Decke der Prosa und bricht in „Iphigenie" zur rechten Stunde wie der fertige Schmetterling aus seinem Puppenstand hervor: „es kommt die Zeit, er drängt sich selber los und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß". Die Verse der „Iphigenie", des „Tasso", dessen erste Prosa Goethe einmal sinnend neben den „Nathan" legte, der „Natürlichen Tochter", harmonisch durchgebildet und so rein vollendet, daß unsre Stimme ihnen durch die Recitation wehzuthun fürchtet, dies regelmäßige und melodische Kommen und Weichen langer Wellen, wie es Goethe am Gardasee belauschte, sind der ausgeprägteste Gegensatz zu Lessings Jamben. Hier trifft man keine Zartheit, keine Musik, keine feinen Gelenke im Einzelvers, an dessen Ende Goethe fast immer einen sanften Athemzug gestattet; vielmehr nach jener Anleitung Herders: Stärke, Wechsel, Differenzirung, Sprünge, Dissonanzen, Cäsurlosigkeit, freiere Betonung; allerdings in Partien wie der Parabel einen geglätteten Aufstieg, zumeist jedoch theils aus Unfähigkeit, theils aus Princip dem sermo pedester wie etwa Horaz in seinen Hexametern hübsch nahe zu bleiben, ein unruhiges, oft holpriges Zickzack der Verse. Zarncke hat eingehend dargethan, wie selten der Lessingsche Vers eine Einheit ist. Bloßes Nebeneinanderlegen einer Goethischen Seite oder einer doch viel dramatischeren Schillers und eines Nathanblattes genügt, dort einen wolproportionirten Körper, hier lauter scheinbare Verrenkungen zu sehn: mehrere Personen theilen sich gern in den Vers, die Interpunctionen spalten ihn in viele Stückchen, das Enjambement, so rücksichtslos wie nirgend anderswo behandelt, reißt die engsten syntaktischen

Verbindungen auseinander und trennt das Zusammengehörigste durch den Einschnitt des Versendes. Aber — und darin liegt das Entscheidende — diese Verse wollen eben nicht als Fünffüßler gesehen und schulgerecht scandirt, sondern als freie Jamben, die sehr wol in den wechselnden Perioden von vers irréguliers gedruckt sein könnten, gehört werden; hatte doch Lessing einst sogar die zwangloseſten dithyrambischen Maße für das Drama empfohlen. Wenn man sich längere Reihen des „Nathan" zu Gehör bringt, werden Cäsuren und Enjambements gar keine Rolle spielen oder letztere nur da auffallen, wo klingender Ausgang beim raschen Übergleiten vom sichtbaren Versende eine Art Anapäst ergiebt. Man wird nie die Harmonie der syntaktischen und einer gegebenen metrischen Gliederung bewundern können, aber etwa die Unruhe Al Hafis in diesen zerstückelten Jamben unübertrefflich ausgeprägt finden und kaum unterscheiden, welche drei von den sechs Einschüben „sagt der Patriarch" nicht innerhalb je eines und desselben Verses stehen. Die reichlichen Sentenzen bringen zwar nicht klangvoll gerundet wie die geflügelten Worte Schillers, aber präcis ins Ohr. Rede und Gegenrede entfalten die behendeste Dialektik, obwol an manchen Stellen eine gewisse Künstlichkeit auffällt. Es entspricht durchaus der Absicht des Dichters, wenn der Vers seine idealisirende Kraft nur so weit ausübt, daß die Sprache zwischen dem natürlichen Umgangston und dem festlichen Schmuck gebundener Poesie die Mitte hält; und hat Friedrich Schlegel mit epigrammatischem Witz von einem durchgängig cynisirenden Ausdruck geredet, der wol nur die beste von Lessing geschriebene Prosa sei, so halte man Lessings eigene Pointe dagegen: „Meine Prose hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als meine Verse. Ja, wirst du (der Bruder Karl) sagen, als solche Verse! — Mit Erlaubnis, ich dächte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären." „In Ansehung des Wolklanges", schrieb er an Ramler, meine er seinen Versuch „so ziemlich von der Hand wegschlagen zu können. Denn ich habe wirklich die Verse nicht des Wolklanges wegen gewählt, sondern weil ich glaubte, daß der orientalische Ton, den ich doch hier und da angeben müssen, in der Prose zu sehr auffallen dürfte" und der Vers auch leichter, als die geradlinige Prosa, die nöthigen polemischen Absprünge gestatte. So zweckgemäß nun die Form des „Nathan" ist, darf doch nicht geläugnet werden, daß eine

Menge gewaltsamer Synkopen und Apokopen, die Ausfüllung ganzer Verse durch lauter einsilbige Wörter, darunter so mistönige Vocalreihen wie „Mild' ihm im" „Ihr! Ich! ich ihr" „ich hier sie in", Kakophonien wie „nun wissen wessen" oder „auch wol wo" der emsigen Feile leider getrotzt haben, daß sehr charakteristischen Wiederholungen desselben Wortes viele als bloßes Füllsel zur Seite stehen und die Häufung „Sie sind's! sie sind es, Sittah, sind! Sie sind's! Sind" ... den Schluß keineswegs verziert, sowie daß außer modernen Fremdwörtern manche vulgäre Wendung: ein „es klemmt" oder „noch bin ich auf dem Trocknen völlig nicht" in Saladins, ein sehr anstößiges „verhunzen" in des Tempelherrn Munde, bedenklich aus dem Costüm fällt. Der Leser und Hörer wird an solchen Stellen mit Gervinus rufen „Schade was um die schlechten Verse!" und im unverkümmerten Genuß der gedankenweckenden Kraft dieses Stiles, der jeden fest hält, folgen.

Als Schiller den „Don Carlos" schuf, ist er nicht bloß mit jugendlichem Sturmlauf in Lessings geistiges Erbe hineingesprungen, einen Domingo brandmarkend, König und Malteser nach Saladin und Nathan zum enthusiastisch motivirten Gespräch über Gedankenfreiheit vereinigend, sondern auch formal in die Schule des berühmtesten neueren Versdramas gegangen: „Sichtbar", sagt Jacob Grimm, „sichtbar zu sehen ist schon in Schillers Fiesco der Einfluß der Emilia, noch stärkern hatte Nathan auf Don Carlos, das erste von Schiller in Versen geschriebne Stück, und diese Verse, so weit hinter den flüssigen der Braut von Messina sie bleiben, sind doch beträchtlich besser als die Lessingischen". Sie haben den volleren Klang, das dramatischere Tempo und lassen die Meisterschaft ahnen, die nach einer langen Pause, in welcher der klare Spiegel der Goethischen Seelendramen weitab vom Theater erglänzte und endlich unser eingedeutschter Shakespeare den Bühnenblankvers auch für Schillers Pathos vorbereiten half, den „Wallenstein" erfüllte. Der Prolog vom Herbst 1798, die großartigste Theaterrede, die je gesprochen wurde, muß für Inhalt und Form der neuen heroischen Kunstschöpfung um ein williges Gehör werben, als versuche das deutsche Drama hier zum ersten Mal die Nation „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu versetzen". Die Schattenbühne hatte lange genug der modernen

Familie gehört. „Nathan" war schon zwanzig Jahre vorhanden als ein bloßes Buchdrama.

Nur auf Leser hatte der Nathandichter selbst gezählt, und an solchen fehlte es 1779 nicht, wo der von zweitausend Subscribenten vergriffenen Osterauflage bald eine zweite, eine dritte rechtmäßige Ausgabe folgten und der erste Nachdruck natürlich nicht lang auf sich warten ließ. Wien hatte auf zweihundert Exemplare subscribirt, aber Lessing schickte die Liste zurück, um kein Futter für die gefräßige Censur zu schneiden. Die Leipziger Theologenfacultät wünschte Confiscation des religionsfeindlichen Schauspiels und incriminirte zur Begründung und Beförderung dieses frommen Zweckes eine Reihe Stellen (in 2, 1. 2, 5. 3, 1. 3, 5. 4, 7), doch hat der von der Büchercommission weiter geleitete Antrag in Dresden weniger Glück gemacht als die Hetzjagd gegen den „Werther" 1775. Manches Nathanbändchen ging unter unbemittelten Leuten von Hand zu Hand; an manchem deutschen Theetisch trug der Hausvater das dramatische Gedicht der Aufklärung den Seinen vor, oder ein Freundeskreis theilte sich in die Rollen. Die Tageskritik aber blieb auffallend stumm, und die Lobeserhebung der Charaktere sowie der Sprache, seltener der Geistesfreiheit, ist in den spärlichen Recensionen durch die Bank so schal, daß Wieland nach mehr als einem Jahr erklären mußte, er kenne kaum eine Beurtheilung von „Nathans" dichterischen Verdiensten, sondern nur Declamation und Achselzucken über die darin gelehrte Religionsmeinung. Waren die berufenen Zeitschriften, auch Wielands eigner „Merkur" zu müde und vor einer hohen Obrigkeit zu bang, um diese in vieler Hinsicht epochemachende Erscheinung nach Gebühr zu würdigen? Auch die äußerste Rechte verhielt sich schweigsam; der Altonaer Reichspostreuter, Freund Wittenberg, trompetete nur ein rasches Signal gegen die bitterste Satire auf die christliche Religion. Die heruntergekommenen Frankfurter gelehrten Anzeigen, unter der Überschrift „Indifferentismus in der Religion", fanden das Drama, das lesen möge, wer dergleichen verdauen könne, eines Mendelssohn würdig, aber keines Dichters im Schoße der Religion Jesu, und riefen, vor dem Abdruck des ersten Parabelstückes, ihr Wehe über diesen Mann im Osten: „Welch ein Bild von Gott?!!!!!" Und schon ein paar Wochen früher, am 4. Juni, hatte dasselbe Organ, das Lessings Witz

seit den Anti-Goezen „in Koth gesunken" fand, ein bösartiges Gedicht von Pfeffel „Das Goldstück" wiederholt (auch in den Vossischen Musenalmanach für 1780 aufgenommen, zu Lessings großem Ärger und unserer Verwunderung über den Redacteur). Die Schlußwendung zielt auf die Fragmente, aber der Trödeljude Ephraim, der einem Knaben weismacht, sein altes Goldstück sei falsch, ist klärlich der Parabeldichter Ephraim Lessing, wie ihn der blinde Mann in Colmar sich carikirte. Aus dem Kreise der Nathanfeinde, die nach Lessings richtiger Voraussagung in Kämmerlein und Conventikeln über die dreiste Apotheose jüdischer Gottlosigkeit zeterten, trat nur Einer zu gründlicher Abwehr hervor, ein greiser invalider Schwachkopf der Gottschedschen Schule, Balthasar Ludwig Tralles, Arzt und naturschildernder Dichterling in Breslau. Seine „Zufälligen alt-deutschen und christlichen Betrachtungen", die 1779 in einem polemischen und einem viel längeren, auch entsprechend langweiligeren apologetischen Theil erschienen, athmen „Schaudern und Entsetzen" vor der zügellosen Voltairischen „Dreustigkeit, ohne allen Rückhalt und vorhergegangene zulängliche Überlegung, mit der Religion öffentlich ein Gespötte zu treiben", vor der sprachlichen Auflehnung gegen „das alte gute reine Deutsche nach Gottscheds Sprachlehre" (wobei einige berechtigte Zweifel auftauchen), vor der neuen Orthographie „oder vielmehr Pseudographie, die nunmehr bis auf den Gipfel der Thorheit steiget." Lessing hatte in der „Duplik" gehöhnt: es sei immer rührend, wenn der schwache abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen wolle, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraue; jetzt that er sehr recht daran, nur in Briefen einigen Spott mit dem altersschwachen Breslauer zu treiben, gegen den unnöthigster Weise noch 1781 Herr von Schütz mit einer herzlich unbedeutenden Vertheidigung zu Felde zog.

Alle Stimmfähigen bezeugten einhellig, welch ein Fest des Geistes ihnen das dichterische Nachspiel zum Fragmentenstreit eingeläutet habe. „Er ist Lessings würdig, wenn es auch weniger Drama als Philosophie in dramatischer Form wäre", schrieb Leisewitz, als er am 11. Mai den eben eingetroffenen „Nathan" durchgelesen hatte, in sein Tagebuch. Die alten Getreuen schworen darauf, Lessing habe nichts besseres gemacht und könne nichts besseres machen. Gleim rief, wenn die Dummheit und

Bosheit ringsum über die Verherrlichung des Juden murrte, mit dankbaren Thränen „Gott erhalte Nathan den Weisen!“ und identificirte den Helden mit seinem Schöpfer, jetzt in Briefen, dann in der Grabschrift „Nathan, der Weise, ruhet hier“, um endlich mit kindlicher Blasphemie und bedenklichster Reimtechnik seinen bewunderten Dichter neben, wo nicht gar über den lieben Gott zu stellen:

Den weisen Salomon schuf Gott der Herr,
Den weisen Nathan aber schuf uns Er!

Moses Mendelssohn zollte den bündigsten Beifall und erleichterte nach Lessings Tod sein volles Herz, indem er dem Bruder schrieb: „Fontenelle sagt von Copernicus: er machte sein neues System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht; und dies that er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand.“ Andächtig fand im „Nathan“ die Hamburgische „versammlete Gemeine“ ihre liturgische Lection; der Dank kam aus Elisens Feder: „Tausend Gotteslohn für Ihren Nathan, lieber Lessing! Lange, lange muß kein Trunk Wassers in einer dürren Sandwüste so verschluckt worden sein, so gelabt haben als dieser uns .... So ein Jude, so ein Sultan, so ein Tempelherr, so eine Recha, Sittah — was für Menschen! Gott! wenn es deren viele von ordentlichen Vätern geboren gäbe, wer möchte nicht so lieb auf Erden als im Himmel leben, da, wie Sie ganz recht bemerken, der Mensch dem Menschen doch immer lieber bleibt als der Engel. Sie haben Wort gehalten: eins Ihrer rührendsten Stücke ist Nathan geworden, in dem ganzen Umfang und der edelsten Beziehung des Worts.“ „Tausend Ausrufungen des Entzückens“ that F. H. Jacobi während der Lectüre. Die gewichtigste Anerkennung aber kam aus Weimar; in ein paar schlichte Worte, wie in einen starken Händedruck, faßte Herder, auch ein Collecteur für „Nathan“, seinen Beifall zusammen: „Ich sage

Ihnen kein Wort Lob über das Stück; das Werk lobt den Meister, und dies ist Manneswerk". Wäre nur der vertraute Gedankenaustausch der Weimaraner gebucht worden, besäßen wir nur Herders und Goethes Gespräche! „Vor Nathan dem Weisen", erzählte Knebel 1780 in Pempelfort über Goethes Antheilnahme, „sei er ordentlich prosternirt. Er werde nicht müde, ihn als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen. Lessing selbst" (fügt Jacobi hinzu) „hatte mir schon gesagt, daß man ihm von Weimar aus große Complimente über sein Stück gemacht."

Ein geplantes Nachspiel „Der Derwisch", neben dem auch ein höchst problematisches „Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi" der „Fromme Samariter" erwähnt wird, hat Lessing nicht geschrieben, und die Frage, ob Al Hafi darin unter seinen Lehrern am Ganges oder nach Jerusalem heimgekehrt erscheinen sollte, bleibt ein müßiges Spiel des Witzes; nur soviel dürfte sicher sein, daß der sentimentalische Rousseauton, mit dem Klinger in seinem Drama „Der Derwisch" den Sehnsuchtsruf Al Hafis wieder aufnahm, keinen irgend entsprechenden Ersatz für Lessings verklungenen Epilog bildet; einer späten Parodie „Der travestirte Nathan", worin J. v. Voß' liederliche Muse mauschelnd und sonettirend den romantischen Komödienstil probirte, zu geschweigen. 1782 hatte der Meininger Hofprediger Pfranger in leidlicher Sprache und Metrik, aber mit stümperhafter Technik und lauwarmer Stimmung, die man jesuitisch schelten möchte, wenn sie nicht bloße Schwächlichkeit eines halbliberalen Apologeten wäre, dem „Nathan" ein langathmiges Gegenstück „Der Mönch vom Libanon", dem giftigen Judenmärchen eine christlich positive Parabel entgegengestellt. Hier wird Nathans Weisheit und Güte auf der einen Seite anerkannt, auf der anderen in ihrer traurigen Unzulänglichkeit entlarvt. Saladin ist vom Anfang, wo ihm Nathans Lehre Hirn und Seele martert, bis zum Ende, wo dem Sterbenden seine Jugendsünden ins Gesicht geschleudert werden, als hilfloser Schattenkönig auf das Siechenbett gestreckt. Statt des christlichen Patriarchen spielen ein giftmischender Imam und ein plumper Marionettenbösewicht von Mameluken die Intriganten, alles verklärende Licht aber ergießt sich über den mönchischen Leib- und Seelenarzt vom Libanon, den verkappten Assad, welcher große Un-

bekannte auch, lange bevor er das Familiengeheimnis enthüllt, durch seine Rede, sein Gebahren, seine Bibel die Seele Rechas dem Christenthum zurückgiebt. Ein ödes Pastorenstück, das trotz einer zweiten umgearbeiteten Auflage spurlos vorbeistrich und durch manche lästige Wiederholung aus dem mattherzig bestrittenen Urbild beinah an Schönes unpolemische Fortsetzung von Goethes „Faust" erinnert. Goethe hat „vom Libanon den heiligen Mann", der 1776 der „Stella" mit einem sechsten Act voller Criminaljustiz zu Leibe gegangen war, noch spät nebst dem Wertherfeind Nicolai und Pustkuchen, dem frömmelnden Sudelkoch der falschen „Wanderjahre", zu einem traurigen Dreibunde vereinigt, als Afterdichter, die die Götter „nach ihrem Bild zu Schuften" machten. Freundlicher erscheint Pfrangers Bild an der Seite Reinwalds und Schillers während dessen Bauerbacher Weltflucht. —

Lessing hatte sein dramatisches Gedicht nicht im wörtlichen Sinn von der alten „Kanzel" herab unter die Leute bringen wollen, oder vielmehr er war sich sehr klar darüber, daß „Nathan" erst spät, vielleicht nie den Zugang zu dieser Kanzel frei finden könne. „Ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen" (nämlich durch directe Herausforderung der jetzigen Schwarzröcke), „endlich doch einmal auf's Theater zu kommen, wenn es auch erst in hundert Jahren wäre", sagte er, und später: „Es kann wol sein, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wol nie geschehen wird." Es scheint, daß erfahrene Theaterkenner wie Lichtenberg und Engel, der in Berlin Autorität für die Bühne war, der gleichen Entsagung huldigten. Da der „Nathan" zweifelsohne leicht zu insceniren und von guten Kräften, die nicht im gemeinen Schlendrian aufgingen, erfolgreich zu spielen war, ist der Grund der andauernden allgemeinen Zurückhaltung vor allem in der censurwidrigen Tendenz des Stückes zu suchen; hat doch nach hundert Jahren noch eine süddeutsche Kammer den gefährlichen Gast aus dem Hoftheater zu verbannen gesucht. Während Bruder Karl nirgends die rechten Schauspieler für ein so feines Raisonnement und eine so maßvolle Charakteristik erblickte, überlegte schon 1779 Dalberg, dessen zwei Jahre später an einem ganz anders gearteten Neuling, den „Räubern", bethätigter Wagemuth für zukunftathmende Schöpfungen uns mit seiner leidigen

Intendantenschwäche versöhnen mag, eine Mannheimer Aufführung, doch ohne dem kühnen Gedanken Gestalt zu geben. Auch Schröder in Hamburg, wo sein Shylock seit 1777 Triumphe feierte, widmete einem Stück, das ihm, wie sein Biograph erzählt, aus der Seele geschrieben war und lang in mannigfachen künstlerischen und philosophischen Beziehungen der Gegenstand seiner Unterhaltung blieb, bloß eine platonische Liebe, an welcher nur ein auserwählter Kreis sich erbauen durfte, wenn der Meister, von würdigen Genossen unterstützt, eine Vorlesung veranstaltete: „Seinen Nathan bewunderten die Zuhörer, aber sie waren auf ihn gefaßt. Den Patriarchen, den er gleichfalls übernahm, bewunderten sie nicht weniger und wurden durch ihn überrascht. So rein von Ziererei und Auffahren, so vornehm sanft und mit ruhiger Salbung flossen die Äußerungen der Unduldsamkeit von seinen Lippen, als hätte Lainez sich mit dem Cardinal von Lothringen vor den Augen des französischen Hofes unterredet." Gewiß würde dieser große Künstler, der zu dienen wußte, Lessings Charaktere auch auf der Bühne ohne jede schreiende Farbe gemalt haben. An innerem Antrieb fehlte es nicht, und die stumme Vorführung einiger Figuren des „Nathan" in zwei Hamburgischen Redoutenaufzügen (Januar und Februar 1789) konnte ihm keine Abschlagzahlung sein. Noch 1810, als er zu dem würdigen Collegen Schmidt, der die Unterredung treulich gebucht hat, von seiner gänzlich erloschenen Neigung für die Schauspielkunst sprach, that er zögernd das Geständnis: „Nur eine einzige Rolle giebt es, die mich in Versuchung führen könnte. — Und die wäre? fragte ich begierig. — Lessings Nathan. Wie gern hätte ich diesen Charakter früher gespielt, wäre es zu meiner Zeit für möglich gehalten worden, dieses wundervolle Werk auf die Scene zu bringen! ... Ich erzählte ihm, wie ich in Magdeburg die Initiative ergriffen habe, das Gedicht für die Bühne wiederzuerobern, worüber er sehr vergnügt wurde. In die beste Stimmung versetzt, recitirte er zuletzt ohne Anstoß die berühmte Erzählung von den drei Ringen. Alle lauschten athemlos, denn der Vortrag war von erhabenster Einfachheit, ganz dem Charakter des herrlichen Dramas entsprechend. Als er geendigt, schien es mir, als sei es für einige Augenblicke gelungen, ihn in seiner Entschließung wankend zu machen, doch schnell sagte er lächelnd: Nein, mit einem neuen Debut von mir ist es zu spät."

Friedrich Ludwig Schmidt und die weimarischen Kunstfreunde theilen sich in die Ehre, dem „Nathan" auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts die Theaterpforten für immer erschlossen zu haben. Ein im vorigen angestellter Versuch war längst vergessen. „Was würdest du aber sagen", hatte Karl Lessing 1779 den Bruder nach allerhand theatralischen Bedenken gefragt, „wenn Döbbelin den Nathan dem ungeachtet aufführte?" Theophilus Döbbelin wagte es wirklich, am 14. April 1783 in Berlin den „Nathan" auf den Brettern der Behrenstraße zu agiren, mit erklecklichem Kostenaufwand für Decorationen und Gewänder, aber einer mangelhaften Besetzung, so daß der Neuigkeitserfolg des ersten Abends am zweiten verflogen war und am dritten das Haus eine gähnende Leere zeigte! „Die Judenschaft", bemerkte ein harmloser Recensent, „auf die man bei diesem Stücke sehr rechnen konnte, war, wie sie sich selbst verlauten ließ, zu bescheiden, eine Apologie anzuhören, die freilich nicht für die heutigen Juden geschrieben war." Und die minder bescheidenen aufgeklärten Berliner durften ihr Fernbleiben vielleicht mit der unbefriedigenden Darstellung einigermaßen entschuldigen, da dieses Stück mit dem Hauptacteur steht und fällt, und Madame Mecour-Daja, Mademoiselle Döbbelin-Recha die Scharten Theophilus-Nathans nicht auszuwetzen vermochten. Der ergraute Coulissenreißer aber fühlte sich trotz der trüben Erfahrung vom 14. bis 16. April fortan als Lessings Generalagent; als ihm im November des nächsten Jahres ein Zeitungsschreiber unglimpflich begegnet war, trumpfte er auf: „Wer hat zuerst Minna von Barnhelm aufgeführt? Döbbelin! — Wer hat Emilia Galotti zuerst und im Manuscript auf die Bühne gebracht? Döbbelin in Braunschweig. Wer hat's unter den Deutschen gewagt, Nathan den Weisen, mit aller Würde, neu decorirt, neu gekleidet auf die Bühne zu bringen? Dieser von Ihnen unverantwortlich gehudelte Döbbelin." Die Verdienste eines gewissen Seipp, durch eine Preßburger Nathanaufführung vom Sommer 1785, blieben ganz im Stillen.

„Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!" schrieb Lessing im Entwurf einer Vorrede. Magdeburg und Weimar dürfen diesen Gruß des Nathandichters für sich in Anspruch nehmen.

Endlich, am 27. Juli 1801, brach die Schmidtsche Truppe, der Principal in der Hauptrolle voran, das Eis: eine „wahrhaft andachtsvolle Stille" herrschte im Haus, der Erfolg überstieg sogar den des „Wallenstein", und als das Publicum zum Schlusse jubelnd die Wiederholung am nächsten Abend forderte, war dem braven Director so selig zu Muthe, „als ob er sich in höhern Regionen befände und dort ein Schauspiel aufführte". Sein Ruhm soll ihm bleiben; die geistige Initiative aber gehört Weimar, wenn auch die fortwirkende That dort, wo Goethe und Schiller geboten, erst am 28. November 1801 und zunächst noch in mangelhafter Aufführung geschehen ist. Begeistert, mit dem obligaten Scheelblick auf die Schauspieldichter der Gegenwart, schrieb Caroline Herder an Gleim. Berlin folgte unter diesem Eindruck am 29. October 1802: Iffland spielte die Titelrolle, Friederike Unzelmann die Sittah, Tempelherr und Patriarch befriedigten, die übrigen Rollen waren schlecht besetzt, aber Nathans und Mendelssohns „Religionsverwandte" sorgten für volle Häuser, während Wilhelm Schlegel, damals auf der Höhe seiner Aufklärungsfeindschaft, ein sehr kühles Urtheil abgab. Am durchschlagendsten war der Erfolg in Hamburg am 2. December 1802. Braunschweig sah die erste Aufführung im August 1804 mit Schmidt, Mannheim im Mai 1805, und so ging, auch durch Ifflandsche Gastspiele, in Leipzig und sonst, gefördert, die Eroberung der deutschen Bühnen Schritt für Schritt weiter. Selbst München konnte sich endlich nicht mehr ausschließen (27. Mai 1814): man strich und strich in der Schillerschen Bearbeitung und opferte den Patriarchen gänzlich. Nur in Wien sollte noch immer gut Ding Weile haben, denn erst am 15. September 1819 erkämpfte der Lessingisch gesinnte Befreier des Burgtheaters, Schreyvogel, den Einzug „Nathans" (mit dem zu hausbackenen Koch; seit 1831 Anschütz), nachdem ein pensionirter Souffleur das Drama aus nothgedrungener Rücksicht auf die Censur der Polizei und des Erzbischofs „erbärmlich verstümmelt" hatte. Verse wie „Was ist für einen Großen denn zu klein?" waren im Hause des Kaiser Franz unmöglich, der Patriarch verwandelte sich in einen Großcomthur, der Klosterbruder — von Costenoble trefflich dargestellt — in einen simplen Diener. Wurde gar in der Parabel statt vom Glauben von der „Wahrheit" gesprochen, so war der Gesichtspunkt

ganz verschoben. Costenobles Tagebuch bietet werthvolle Notizen; Zelter machte seinem gesunden Ärger in einem Briefe nach Weimar Luft.

In Weimar herrschte 1801 volle Theaterfreiheit. Carl August selbst nahm an den Vorbereitungen im Februar Theil, wiewol ohne rechte Hoffnung auf Erfolg: „Ins Ganze ist es aber doch eine fürchterliche Entreprise das Ding zu spielen; ich bin vor der Idee erschrocken, wie ich jetzt das Stück wieder gelesen habe. Ich höre auf zu begreifen, wie es unsre Leute aussprechen wollen, was mit so scharfen Contouren und wenigen Linien bezeichnet ist." Aber gerade in der klaren, auseinandersetzenden Recitation, die hier die vorzüglichste Obliegenheit der Schauspieler bilden mußte, sah Goethe den principiellen Gewinn für die deutsche Bühne. Die eigentliche Einrichtung fiel Schiller zu, der sie unter Mitwirkung der „Kunstfreunde" im April binnen anderthalb Wochen mit der raschen, mitunter auch gewaltthätigen Hand des großen Bühnenpraktikers vollzog. Schiller hatte für seine Person ein kühles Verhältnis zum „Nathan". Nicht aus den Jünglingsjahren her: vom „Carlos" ganz abgesehen, rühmte er in jener Mannheimer Predigt über die Schaubühne als moralische Anstalt überschwänglich das Nathanevangelium, ohne jede Einschränkung vom ästhetischen Standpunkt. Der freien Gesinnung Nathans blieb der gereifte Mann, der eben aus Religion keine Religion bekennen wollte, so gewogen wie Einer — einer schroffen, bei Schillers dichterischer Eigenart wol begreiflichen Antipathie gegen den „Nathan" als Kunstwerk gab er 1795 in seiner theoretischen Hauptschrift unverhohlenen Ausdruck, indem er an ein dramatisches Gedicht, das durchaus sui generis ist, den unbiegsamen Maßstab von Gattungsgesetzen anlegte und dictatorisch der Tragödie das ruhige Raisonnement des Verstandes, der Komödie das Pathos des Herzens verwehrte. Im „Nathan" habe die frostige Natur des Stoffs das ganze Kunstwerk erkältet, lautet sein mehr als frostiges Urtheil über eines der wärmsten Kunstwerke. „Ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen sein, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit bloß zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Komödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nämlich hätte das Pathetische, dem erstern das Raisonnirende aufgeopfert werden müssen, und es ist wol keine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit dieses Gedichts

am meiſten beruht." Ob Schiller im Lauf der Jahre dieſe Auffaſſung gemildert hat? Jedenfalls konnte es, als er 1801 dem weimariſchen Bühnenbedürfnis diente, ſeine Sache nicht ſein, die Vorlage (es war der erſte Nathandruck) radical umzugeſtalten. Weil „Nathan" für einen normalen Theaterabend viel zu lang iſt, mußte Schiller nicht bloß eine Menge Zwiſchenſätze der oft unterbrochenen Rede, kleine dialektiſche Variationen und Tautologien, gelegentliche Wiederholungen, ſchwer verſtändliche Stellen von „Div" und „Ginniſtan" ſtreichen, den langſamen Gang mancher Argumentation durch raſche Sprünge beſeitigen, entfernte Zeilen ohne weiters zuſammenſchweißen oder eine Nothbrücke von Flickwörtern und leiſen Änderungen, die das Metrum ohne peinliche Sorge um volle Verſe wahren, herſtellen, hiſtoriſche Details von König Philipp und den Maroniten ausmerzen, das ausgeſponnene Schachgeſpräch der Geſchwiſter auf den engſten Raum beſchränken, ſondern auch kurzer Hand ganze, in der Oekonomie allenfalls entbehrliche Scenen unter den Tiſch werfen: ſo befördert er die abrollende Handlung durch Entfernung des Auftritts zwiſchen Saladin und Sittah im vierten Act, der Mameluken und des Emir im fünften. Aber zu den äußeren Gründen der Verkürzung um ein Fünftel der Verſe kommen auch innere, die gerade das raiſonnirende Weſen des Stückes treffen: Schiller beſchneidet, natürlich nicht aus religiöſer Scheu, einzelne antichriſtliche Erörterungen, er opfert rückſichtslos bedeutſame Partien der Reden über das Wunder, über Menſch und Engel, er will des Kloſterbruders fromme Einfalt nicht mit dem ironiſchen Ausfall auf die orthodoxe Sündenlehre belaſten, ſtreicht aber auch jenes gemüthliche Wort über das Judenthum Chriſti, er modelt — ſeine ſchlimmſte Änderung — die ſprudelnde Dialektik Al Hafis um und legt ihm eine Reihe neuer nüchterner Verſe in den Mund, die uns ohne nervöſe Seitenſprünge unterrichten ſollen, ſo wie er um Saladin zu heben die Sittah in einem faſt plumpen Einſchub das Thema der von ihm nicht angetaſteten Parabelſcene ganz geradezu ſtellen läßt. Er iſt vor allem bemüht, Recha von ihrem altklugen Philoſophiren, deſſen bewußte Ruhe den Schöpfer Theklas und Johannas verdroß, zu heilen, nachdem er Nathans „Arznei" gegen ihr Schwärmen ein wenig verdünnt hat. Durch Schiller ſind alſo die Misverſtändniſſe über die „Liebenden" befördert worden. Seine Recha faßt ſich im Religionsgeſpräch mit Daja er-

heblich kürzer, fragt Curd nicht über den Sinai aus — was doch bei Leſſing ihre von aller Erotik freie Unbefangenheit bekunden ſoll —, unterhält ſich mit Sittah nicht über den Schaden der Buchgelehrſamkeit und überſpringt die allgemeineren Betrachtungen über Bekehrungseifer, um ſogleich die aufregende Scene unter den Ruinen dramatiſch zu erzählen. Die tragiſche Würde tilgt einige Sätzchen vom gemeinen Geld, etliche zu derb klingende Ausrufe des „plumpen Schwaben". Daja braucht ſich nicht mehr mit der verzwickten Antitheſe vom ſchlafenden und wachenden Geiſt — „bald weniger als Thier, bald mehr als Engel" hatte ſie Haller nachgeſprochen — zu plagen. Aber Schiller dachte nicht daran, den Purpurmantel ſeiner eigenen Versſprache um Leſſings charakteriſtiſchen Stil zu ſchlagen: die kleinen Einlagen enthalten ſich nur zu kahl jedes redneriſchen Schmuckes, und ganz vereinzelt dient der Rothſtift einer wolklingenden Variante, wenn zum Scenenſchluß ein proſaiſches „kommt es nicht an unſre Thüre?" dem Schilleriſch gehobenen „was rauſcht an unſrer Thür?" den Platz räumt.

Die weimariſchen Bundesgenoſſen haben Leſſings „Nathan" auf die rechte Kanzel geführt und ſeiner längſt im Stillen geübten edel ergetzenden und tief erbauenden Macht den großen Schauplatz beſchert, wo er unſer Jahrhundert hindurch Tauſende und Abertauſende im Cultus des Schönen und Guten befeſtigt und durch die liebreiche Mahnung, das Begriffene zu üben, mit freien, kräftigen, menſchenfreundlichen Gedanken ins Leben entlaſſen hat. „Möge doch", ſagt Goethe, der dem „Nathan" ein volles Bühnendaſein, über Schillers gedrängtere Faſſung zum Urſprung zurück, wünſchte, „möge doch die bekannte Erzählung (von den Ringen) glücklich dargeſtellt das deutſche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu ſchauen, ſondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgeſprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben."

IV. Capitel. Die Erziehung des Menschengeschlechts.

„Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt". Lessing.
„Es wird das neue Evangelium kommen". F. Schlegel.

In demselben Jahre, da Lessing zum „Nathan" zurückkehrte, trat lang vorbereitet die erste Reihe seiner Freimaurergespräche ans Licht, die nach dem gleichen Ziel eines großen Bundes der Humanität hinstrebt und ebenso eine Loge über den Logen sucht, wie die „Erziehung" ein Evangelium über den Evangelien. Als drei Ringe greifen das Drama und die beiden letzten Prosawerke in einander, ein leuchtendes und mahnendes Vermächtnis. Was als lehrhaftes Schauspiel im Zeitalter der Kreuzzüge dargestellt wurde, erging 1778 mit dialektischer Fragstellung an die Gegenwart: sollen die Menschen einer unvermeidlichen politischen und religiösen Trennung zufolge sich ewig nur als Christen und Juden und Muhammedaner verhalten, „nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten?"

Daß nun die Blütezeit der Geheimbünde für Lessings große unsichtbare Gemeinde der Humanen die Verkleidung hergab und gerade die berühmteste und ausgedehnteste Gesellschaft seinem Zwecke dienen mußte, war natürlich. Daß die erziehende Kraft des Staates in dieser Pädagogik zu kurz kam, wollen wir heute, wo eine herrlich erstarkte Freude am Staat leicht bis zur Blindheit gegen den Bildungsgehalt des classischen Weltbürgerthums vordringt, lieber begreifen als schelten.

Dieses Capitel hat mein Freund Privatdocent Dr. phil. et med. Hugo Spitzer in Graz durch handschriftliche Mittheilungen bereichert und beschleunigt.

In Orden und Logen suchte der Mann, dem die Mitwirkung an öffentlichen Angelegenheiten noch versagt war, einen Ersatz für politische Unmündigkeit, das Morgenroth einer freien Zukunft der Menschheit. Die Dichtung folgte weithin diesem Antrieb: in Saraſtros heiligen Hallen und in Z. Werners templerischen Mysterien, die dem Neophyten einen Erlösungsquell aus Blut und Dunkel verhießen, im geheimnisvollen, über Geburt und Erkenntnis erhabenen Thurm der „Lehrjahre" Wilhelm Meisters und im märchenfrohen Tempel der Lehrlinge von Sais, bis der greise Goethe, trotz allen einseitigen Anklagen wider seinen abgekehrten selbstgenügsamen Quietismus, das Stände und Länder umschlingende „Band" der „Wanderjahre" zur edelsten Internationale ausdehnte, mochte auch die Gestaltungskraft in diesem Bildungsroman schon sichtlich erlahmen. Heute ist eine andere Internationale zur Erscheinung gekommen, weit dahinten liegt die Utopie der „Ritter vom Geist", und die Freimaurerei hat längst ihre ehemalige Bedeutung eingebüßt, um bei geselligen Vergnügen und kleinen Hilfeleistungen ein stilles, hie und da durch irgend einen Hirtenbrief mehr geehrtes als gestörtes Altersdasein zu fristen, dessen verschlissene Geheimbräuche im Lichte des modernen Tages eine harmlose Sonderbarkeit zeigen.

Auch hatte schon der junge Lessing „Das Geheimnis" ohne jedes Adeptengelüst von außen beguckt und eine dreiste Lache angeschlagen. Während die Brüder allenthalben zur eigenen Wichtigkeit die freundliche oder feindliche Achtung der profanen Welt genossen, reimte er 1751 lustig die Beichte des dummen Buben Hans, der nichts vorzubringen hat als ein verstecktes Vogelnest; mit der Moral:

Ich kenn' ein drolligt Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren.
Hör' auf, leichtgläub'ge Schaar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf, mit Ernst in sie zu dringen!
Wer kein Geheimnis hat, kann leicht den Mund verschließen,
Das Gift der Plauderei ist nichts zu plaudern wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Märchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wol spricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir gesagt, und ich's von euch begehrt?

Zwei Jahre darauf gab er, um gar keinen Zweifel über das Ziel dieſes reſpectwidrigen Hiebes zu laſſen, eine Fußnote bei: „Die Freimäurer"; zwei Jahrzehnte ſpäter ſtrich er das Gedicht, denn er war ſelbſt unter die Maçons gegangen.

Auch ihn, deſſen Polyhiſtorie weit geringere Fragen durchſtöbern konnte, intereſſirte das von Myſterien, Sagen, Fälſchungen und Halbgeſchichte umhüllte Werden und Wirken der in England, Frankreich, Deutſchland ſo mächtigen Logen. Als hiſtoriſcher Forſcher, nicht als Einlaß Begehrender trat er vor ſie hin, um dem behaupteten Zuſammenhang mit dem Templerorden auf die Spur zu kommen und durch etymologiſche Grübeleien über den Namen tiefer zu dringen als die Weiſen vom Stuhl. Sein erſter Entwurf iſt rein hiſtoriſch; kühl geht er am Geheimnis vorbei, das weder den Weg zum Himmel, noch den Weg zur Hölle bedeute. Der Beſſerwiſſer Nicolai zuckte die Achſeln, Bode aber, ein ungemein eifriger Bruder, kannte Leſſings ſchroffe und raſche Selbſtändigkeit zu gut, als daß er ihm nicht den Eintritt in den langſamen Reigen widerrathen hätte, nachdem die Beſchäftigung von außen dem Betrachter doch eine Umſchau dadrinnen empfahl.

Die Wiege der Freimaurerei ſtand in England. Aus den mittelalterlichen Handwerksgilden der free masons, (Steinmetzen), die ſich im ſiebzehnten Jahrhundert auch Unzünftige als accepted masons zugeſellten, ging allmälig unter Abſtreifung des Zunftmäßigen, außer in Namen, Bräuchen und Symbolen, von duldſamſter Aufklärung beſchienen, 1717 die vereinigte Große Loge London hervor. Ihr gab Anderſon, indem er Mittelalter und Neuzeit zwar mit kritikloſem Glauben an die Sagen der Bauhütten (lodges), doch ſehr geſchickt zu vermählen wußte, eine 1723 auf 24 anerkannte Verfaſſung, die Magna Charta der Freimaurerei, liberal, tolerant, human. Männer der höchſten und der mittleren Kreiſe reichten einander die Bruderhand. Aber die einfachen und weitherzigen Grundſätze erfuhren, je weiter die Bewegung um ſich griff, manche Wandlungen; ſie wurden verbrämt und verengt, und die Logen nicht bloß durch Syſtemſucht und allerlei neue kaſtenhafte Grade, ſondern öfters auch durch den Zudrang zweideutiger Bewerber geſchädigt.

In Deutſchland bildete Braunſchweig früh einen wichtigen Vorort. Hier fand Friedrich II. noch als Kronprinz ſeine Aufnahme, der, nachdem

er den Thron beſtiegen, in Berlin die Loge Aux trois globes eröffnen ließ und ihr ſeine Huld auch über die eigene thätige Theilnahme hinaus erhielt. Mit ganzer Seele ergab ſich Herzog Ferdinand von Braunſchweig der Maurerei. 1740 aufgenommen, führte er dann ſeit 1772 den Hammer als Großmeiſter der altſchottiſchen Obſervanz, unklar genug, wo er von geheimer Weisheit orakelt, ſchlicht und herzlich in all ſeinen Rundſchreiben und Reden, welche die Pflichten des echten Maurers in die thätige Menſchenliebe ſetzen. Sein hohes Amt ward ihm oft recht ſauer. Wieviel Herrſchſucht und Cabale wühlte doch in den Logen, wie mancher verkappte Beutelſchneider ſuchte darin im Trüben zu fiſchen, denn noch immer ſpukte die lichtſcheue Alchymie mit ihrem Goldſtein und Allheilmittel, wie verzwickt wurden die Syſteme, wie theatraliſch die Ritterceremonien, wie ſpielerig die lateiniſchen Ordensnamen, wie verworren die Berichte vom Urſprung und Fortgang ſeit Salomo oder Noah, wie hohl die tiefſinnigen Myſterien, hinter deren Schleier Finſternis und Mummenſchanz lagen! In den ſiebziger Jahren that erſt Schrepfers gemeiner Geiſterſchwindel den deutſchen Logen Abbruch, dann ſuchten die vielgeſchäftigen, von edlen Schwärmern wie G. Forſter angeſtaunten Roſenkreuzer ein Bündnis, und die Illuminaten, namentlich in Baiern mächtig, wollten auch den biederen Herzog Ferdinand überrumpeln, ſpäter machte Bahrdt viel Weſens von ſeiner Deutſchen Union, bis die Heißſporne der Aufklärung gar Jeſuiten hinter den Logen aufzuſchnopern wähnten. Es ſcheint beſonders in Hamburg eine geſunde Tendenz den Kern der Freimaurerei gegen das Brimborium vertheidigt zu haben, wenn etwa ein Bürger vom Schlage Sievekings 1789 den Hammer nur unter der Bedingung ſchwingen wollte, daß „ſtatt der bisherigen langweiligen Verſammlungen" die Brüder von Zeit zu Zeit formlos zuſammenkämen, gemeinnützige Dinge — ſagen wir: wie in Franklins Junto — beſprächen und das Logengeld der ſtädtiſchen Armenanſtalt überwieſen. Was freilich Schröder, ein raſtloſer Maurer, bekämpfte, um die Hieroglyphen als unentbehrlich zu retten, doch mußte er ſelbſt hinterdrein zugeſtehen, es brauche keine Vereidigung, da es kein Geheimnis gebe. Und Bodes vom Illuminatenthum angeregte Reformvorſchläge zielten 1790 auf einfacheren Ritus und ſtärkere Gemeinthätigkeit.

Seit den dreißiger Jahren hatte ſich das Logenweſen in Hamburg

entfaltet. Im Januar 1770 ſtiftete Rittmeiſter v. Roſenberg als Filiale der großen deutſchen Landesloge, alſo auch der engliſchen Mutterloge, von der die ſtricte Obſervanz der Ferdinand und Bode abgelöſt war, die regelmäßige Loge zu den drei Roſen. Am 14. October 1771 wurde Leſſing von Baron Roſenberg im Beiſein des befreundeten Münzmeiſters Bruder Knorre „hiſtoriſch aufgenommen" und brachte es auf drei Grade, zog ſich aber alsbald hier wie in Braunſchweig völlig zurück. Ihm folgten dann, als Toby Mumſen den Hammer führte, Claudius, Schönborn, Miller, Voß, Stolberg, Bernſtorff; Voß 1774, durch Leſſings Beiſpiel ermuntert, unter dem mannhaften Vorbehalt völliger Geiſtesfreiheit, während Miller nach ſeiner flachen Art nur ein Getändel mit den Ritterhandſchuhen für die zukünftige Geliebte trieb. Die bündiſchen Schwärmer aus Göttingen geſtanden ſich bald, daß ihnen die Loge nichts biete, drehten der Sinnbildnerei den Rücken und ließen als paſſive Mitglieder ihre Namen in den Liſten fortlaufen. Was vielen Jünglingen die Logen verleidete, ſpricht eben zur Zeit der Leſſingſchen Schriften der Deutſchdäne Zoëga am ſchroffſten aus: einmal die mächtige Rolle, welche Fürſten, „Tyrannen des menſchlichen Geſchlechts", darin ſpielten, dann der gängelnde Zwang und der Geheimcult: „juſt dieſe Prahlerei von der Freimaurerſchaft aller edlen und weiſen Männer ſeit dem Tage der Schöpfung iſt es, was mich wider dieſe Leute einnimmt. Kann nicht jeder Marktſchreier desgleichen von ſeiner Abſtammung und ſeinen Geheimniſſen rühmen, und folgt nicht für ihn daraus eben ſo viel als für ſie, ſo lange ſie im Verborgenen bleiben? Wer öffentliches Lob will, handle am Tage; das Lob des Nächtlers iſt in der Nacht ... Ich rechne viel auf geheimen Werth; aber wer ihn hat, hält's bei ſich und iſt ſtille, läßt's ahnden von ſeinen Handlungen, verführt kein vag Geſchwätz." Ablehnend verhielt man ſich auch im Reimariſchen Hauſe: Vernunft hat keine Ceremonien, meinte der Doctor, und Sokrates, den es nicht nach den eleuſiniſchen Weihen verlangte, wäre in unſern Tagen auch kein Freimaurer geworden. So ſprach, um zu den Größeren fortzuſchreiten, Wieland nicht ohne Ironie von dem geheimen Gottesdienſt und unverletzlichen Stillſchweigen ſeiner Scheſchianer, obgleich er ſelbſt ein „Initiirter" war und ſein Hinſcheiden endlich zur geiſtreichſten und unbefangenſten aller Logenreden Anlaß gab. Es muthet uns lächerlich an, daß unſern erſten Dichtern und

Denkern durch irgend einen Mann im Schurzfell die Binde vom Auge hätte gelöst werden sollen. In der That suchte Goethe 1780 allein aus geselligen Gründen, wie er unumwunden gestand, die Aufnahme nach; der lang blühenden, freien und friedlichen Weimarer Loge zur besonderen Weihe: in ihrem Kreis hielt er jenen meisterhaften Nachruf auf Wieland, diesen Brüdern und Schwestern sandte er durch den Sohn würdige Festgesänge, und wie er in ernsten Reimen eine höhere Symbolik kundgab, so faßte er in einer Denkrede menschlich das Menschliche zusammen: daß dieser Bund die Lebenden gleich mache, indem er sie zu vereintem Wirken aufrufe, deshalb jeden erst auf sich selbst zurückweise und sodann auf das Ganze hinleite zu Gunsten allgemeiner Zwecke.

Wer wäre in diesem weiten Sinne lieber Freimaurer gewesen als Lessing? Schade nur, daß ihn gleich auf der Schwelle ein Gruß voll anmaßender Bevormundung überraschte und ein Pröbchen verdächtiger Brüderlichkeit gab. Da war in Berlin seit den sechziger Jahren Herr v. Zinnendorff, der von einem Edelmann adoptirte Stabsarzt Joh. Wilh. Ellenberger, durch Umsicht und Rechtlichkeit, mit reger Autoritätssucht verbunden, zu einer maßgebenden Rolle gelangt, aber auch viel und heftig angefochten; so geraume Zeit her von Bode, bis übers Grab von Schröder. Als Haupt der Großen deutschen Loge hatte er bei der Gründung der Hamburger Rosenloge seine Hand gehabt und mochte jetzt, wo Bode ihm von neuem den rücksichtslosesten Krieg ansagte, sich leicht Übels von dem, mit Bode nah befreundeten, Neophyten versehen, dessen scharfe Feder nach dem Gerücht an die heilige Freimaurerei rühren wollte. Sobald ihm daher sein Sendling Rosenberg den bedenklichen Zuwachs meldete, schrieb er umgehend (19. October 71) dem Bruder Lessing einen Brief mit beiderseitigen Glückwünschen und einem mahnenden Nachwort: „Sie haben" durch diesen Schritt „eine Bahn betreten, die, ich getraue es mir zu behaupten, die einzigste in ihrer Art und diejenige ist, welche Ihnen beim Ziel derselben alle Zufriedenheit gewähren kann, die Dero forschbegieriger Geist zum allgemeinen Wol der Menschen auszuspähen und zu ergründen je gewünscht hat" — hier wird Lessing belustigt vor sich hingelacht haben, antwortete er doch in eben diesen Tagen dem Baron Rosenberg auf die freundliche naive Frage: er habe doch sicher nichts gegen Staat und

Religion in der Loge gefunden? sehr ketzerisch: wenn ich nur so etwas fände, dann fände ich doch etwas! Zinnendorff aber gab sogleich seiner Saraſtroarie die Wendung, daß Lessings Scharfsinn weder jetzt nach den ersten Weihen, geschweige denn schon bevor ihm die Binde abgenommen, bereits alle Weisheit, Schönheit und Stärke — wisdom beauty strength, die freimaurerisch-allegorischen Könige in Goethes „Märchen" — entdeckt habe. Darum möge er wol auf der Hut sein und sich nicht wie Sokrates durch Überschreitung der gezogenen Schranken verderben, sondern, eingedenk daß alle Maurerei hinter verschlossenen Thüren walte, eine Erklärung ausstellen und dem Berliner Oberrichter die Schrift vorlegen, „welche Sie vor Eintritt in den Orden durch den öffentlichen Druck ganz unrecht bekannt zu machen den Vorsatz gehabt haben sollen." Also war durch Lessings Eintritt in den Orden der Aufklärung, Duldung und Menschenliebe eine Art Entmündigung über ihn verhängt und jedem hochmögenden, hochmüthigen Confrater das Recht gegeben, Deutschlands ersten Kritiker zu katechisiren und zu verwarnen wie einen Schulknaben? Zinnendorff schien die Obedienz, die ein Bruder Schubart einst von ihm gefordert, nun von Lessing zu heischen.

Lessings Antwort ist erst 1778 ergangen, denn weder gab die erste Braunschweiger Zeit Muße dafür, noch empfahl der Tact einen ungestümen Vorstoß unter den Augen Herzog Ferdinands. Die Ausarbeitung der Freimaurergespräche zog sich hin, ihre endgiltige Redaction entbehrt sicherer Daten, und bei großen Bruchstücken ist es geblieben, die jedoch in fünf Nummern alle Absichten kund thun und den Verlust scharfsinniger, aber irrthümlicher Ergänzungen zur Geschichte verschmerzen lassen. Im November 1777 kannte Moses die Schrift, im nächsten April ging das schon von Bode geprüfte, auch in Braunschweig durch die Hände der stricten Observanz gelaufene Glaubensbekenntnis zum zweiten Mal unter Claudius' Adresse nach Hamburg, und hier ließ im September 1778 Lessing drei von den fünf fertigen Dialogen drucken: „Ernst und Falk, Gespräche für Freymäurer"; ohne seinen Namen, aber „Wolfenbüttel" stand als Heimatsschein auf dem Titel, „Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand" war das Büchlein mit einem Vorwort, das beiläufig Lessings einzige Widmung ist, zugeeignet. Das letzte Blatt gab dramatisch spannend „Zur Nachricht. Der Funke hatte ge-

zündet: Ernst ging, und ward Freimäurer. Was er vors erste da fand, ist der Stoff eines vierten und fünften Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet."

Schon die Broschüre von 1778 brachte die „Vorrede eines Dritten", der zweifelsohne kein anderer als Lessing ist; ob aber auch die „Vorrede eines Dritten" in der 1780 erschienenen Folge eine von Lessing selbst vorgebundene Maske bedeutet, das läßt sich nicht mit gleicher Sicherheit behaupteu. Freilich hat Lessing nirgends ein abfälliges Wort über diese zweite Veröffentlichung, die, gegen seinen Wunsch geschehen, doch eine unleidliche Indiscretion wäre, andrerseits ist ihm weder das Selbstlob „so viel herrlicher Wahrheiten", noch der Seitenblick, den die Worte „daß derselbe höheren Orts einen bittenden Wink bekam, dieselbe nicht bekannt zu machen" auf Ferdinand werfen, ohne Bedenken zuzutrauen; man müßte denn hierin und in der Betheuerung, der Herausgeber sei kein aufgenommener Freimaurer, ja in der ungelenkeren Sprache die Absicht eines undurchdringlichen Versteckspiels wittern. Gewiß ist nur, daß diese Vorrede noch nicht die insgeheim umlaufende Abschrift begleitete, mehr als wahrscheinlich, daß Lessing dem Druck nicht ganz fern stand, wenn auch dessen Fehlerhaftigkeit eine Revision durch den Verfasser kaum glauben läßt. „Das weitere davon und wichtigste bleibt fürs erste noch Manuscript" meldete Elise ihrem Hennings im Herbst 1778, und Lessing selbst schrieb an Karl, der die erste Reihe in der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung nicht ohne schale Einwände besprochen und brieflich die Widmungsworte dünkelhaft angefochten hatte, im März 1779: „Meine Gedanken über den Ursprung des Ordens kann ich dir nicht wol mittheilen, denn sonst hätte ich sie in dem vierten und fünften Gespräch bereits selbst bekannt gemacht, welches ich aus nöthigem Menagement für unsern Herzog Ferdinand lieber unterlassen wollte"; der Bruder könne sie bei seinem nächsten Besuche lesen. Dennoch verlieh er die Blätter nach auswärts; so an Campe, ja durch diesen weiter an einen adeligen Obermeister der Loge im Mecklenburgschen (November 79) mit dem Wink, die Fortsetzung stehe für jedermanns Einsicht zu Diensten, „nur würde es mir empfindlich sein, wenn sie ohne mein Vorwissen abgeschrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzog Ferdinand versprochen, beides ohne sein Vorwissen nicht zu thun, und er würde mir

nimmermehr glauben, wenn es geschähe, daß es ohne mein Zuthun geschehen wäre". Sollte am Ende doch Freund Campe, bei nachträglicher halber oder ganzer Einwilligung des Urhebers, seine Hand im Spiele haben? Aus Hamburg heimgekehrt, ging die Abschrift einige Zeit darauf nach Weimar zu Herder, auf dessen dringende Bitte, die von Hamanns Lob der ersten Gespräche begleitet war, und mit Lessings ausdrücklicher Erlaubnis im März nordwärts zu dem einsamen Königsberger Magus. Der hatte das Heft von 1778 in der Königsberger Zeitung seinen Landsleuten wiederholt und lieferte nach Lessings Tod auf Grund jener von ihm sorglich copirten Blätter ebenda (Nr. 37) einen saubern, textgeschichtlich wichtigen Abdruck der letzten Gespräche, während Göckingk mit einem von Lessing selbst durchgebesserten Exemplar und einem erheblichen Zusatz prahlte, ohne die gerügten Fehler nun auch danach öffentlich zu tilgen und seinen Geheimbesitz allen Lessingfreunden zu gönnen.

„Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubnis erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst", so lautet die Widmung. Freimaurerische Redeweise klingt durch; mußte doch 1782 der gute Herzog von Berliner Brüdern die Schmähung über sich ergehen lassen, er habe das Unglück gehabt aus einer äußerst unreinen Quelle zu schöpfen. Die Vorrede verspricht eine „Ontologie" der Freimaurerei, einen die zahllosen bislang erschienenen Schriften an Bestimmtheit übertreffenden Begriff ihrer Wesenheit, wie sie gesunden Augen sich zeige, und schon diese Sätze, sammt dem beigefügten theologischen Vergleich mit der späten Entstehung systematischer Lehrbücher, verrathen etwas von der überaus feinen Ironie, welche die folgenden so knappen, wie gehaltvollen Bogen würzt. „Nichts geht über das Lautdenken mit einem Freunde" — darum hat Lessing, hie und da echt sokratisch, aber von Platons Symphonien möglichst weit und bewußt entfernt, die Form des leicht eröffneten, scheinbar nachlässig unterbrochenen, mit dialektischer Meisterschaft geleiteten Gesprächs erkoren. Ein skeptischer Freimaurer höheren Stils Falk — scharfäugig ist er in der That — und sein offenbar jüngerer, suchender Freund Ernst, der nur einmal an seinen Namen erinnert zu werden braucht, sind die Unterredner. Dieser fragt, jener antwortet. Morgengänge bei einer Pyrmonter Cur geben die Gelegenheit; die Natur dient

zur einsilbigen Symbolik dieser Untersuchungen: die erquickende Frühe dem Verlangen nach lichter Wahrheit, ein flatternder Schmetterling der Mühe sie zu haschen und zu halten, ein Ameisenhaufen dem Bilde der Gesellschaft. Das Gespräch wandelt mit den Spaziergängern auf und ab und rückt doch planvoll der Frage nach dem Endzweck wahrer Freimaurerei immer näher. Es bringt in den Kern, ohne der Hüllen vom hergebrachten Costüm und Mysterium zu achten, denn Falks zurückhaltende und andeutende Weise hat mit „Bruder Redner" nichts gemein. *οὔτε λέγει, οὔτε κζύπτει, ἀλλὰ σημαίνει* gilt auch hier, wo der Eine scheinbar in Räthseln spricht, die sich dem Andern nach und nach während des Gedankenaustausches lösen. So folgt gleich auf die Erkundigung, ob Falk Freimaurer sei, kein Ja oder Nein, sondern ein überlegenes „Ich glaube es zu sein", denn nicht jeder irgendwie, irgendwo, von irgendwem Aufgenommene ist ein echter Freimaurer, das heißt: die höhere, wahre Freimaurerei wird hier von Anfang an in keine Logen gebannt. Ein leichter Sarkasmus umspielt die unausgesprochenen und unaussprechlichen Geheimnisse ihrer Tempel; von ihren Reden und Liedern heißt es respectlos, daß sie mit andern schalen Reden und Liedern das Schicksal theilen, schöner gedruckt als gedacht und gesagt zu sein; ihre Worte, Zeichen, Gebräuche erscheinen als willkürliches Nebenwerk — aber die Freimaurerei an sich wird nothwendig, unentbehrlich, ewig genannt; sie wirkt und wirbt durch Thaten. Was sind ihre Thaten, oder vielmehr nach dem ersten Lauf dieser Gespräche, was sind sie nicht? Nicht die jedem Bürger ziemende Erweisung der Freundschaft, der Gemeinnützigkeit, des Gehorsams, der Vaterlandsliebe, zu denen die Freimaurerei bloß einen die innere Triebkraft vielleicht nur abschwächenden besondern Antrieb, wol gar nicht ohne Eigendünkel giebt, nicht ihre Thaten ad extra, die der Menge ins Auge fallen und fallen sollen, wie daß hier ein Findelhaus, da eine Klöppelschule, dort eine Zeichenanstalt oder ein Philanthropin unterstützt werde; nein, ihre Thaten sind alles Gute, was in der Welt ist und sein wird. Ernst findet sich, eben da der Sommervogel vorbeifliegt, mit dem dunklen Spruch entlassen: „Die wahren Thaten der Freimäurer zielen dahin, um größten Theils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen." Das will sagen: die fortschreitende Humanität, der die Logen dienen sollen, leitet die Menschen zu einer sittlich reinen Höhe

hinan, wo die einzelne, hervorstechende, namhaft gemachte Gutthat verschwindet im großen allgemeinen Dienste des Guten, wo man nicht dies und jenes Gute vollbringt, sondern gut ist und gut handelt. So löst der ketzerische Freimaurer Falk, der nicht mit der äußeren Gemeinde geht, schon im ersten Gespräch, während er scheinbar dem Orden alle Ehrentitel giebt, ihm das mythische Alter und den Segen der Werke bestätigt, den Kreis der abgeschlossen bestehenden Freimaurerei auf, um ins Unendliche der menschlichen Erziehung zu schauen.

Bald treffen die Freunde wieder zusammen und betrachten die geschäftige Ordnung eines Ameisenhaufens, wo keins das andre behindert, und eine insgemein arbeitende Gesellschaft wirkt ohne die Regierung des königlichen Bienenstaates, der ja schon manchen Denker auf menschliche Analogien gebracht hatte. So gilt denn das zweite Gespräch dem Staat.

Das siebzehnte Jahrhundert vermachte dem achtzehnten zwei widerstreitende Auffassungen: den allgewaltigen absoluten Rechtsstaat des Hobbes und Locke's liberale Vertragslehre, die nicht nur den Rechtsschutz aufpflanzte, sondern sogar mit einer nothgedrungenen Lösung seitens des Volkes rechnete. Auf England, das classische Land des Parlamentarismus, richteten Voltaire und Montesquieu den Blick. Neben den Rechten des Volkes buchte Wieland, der politischeste Kopf unter Deutschlands Dichtern, die Pflichten des Herrschers in seiner goldenen Verfassung, und König Friedrich, theoretisch ebenfalls von der naturrechtlichen Gleichheit ausgehend, sah im Staat den Einheitskörper mit dem Fürsten, dem ersten Diener, als Oberhaupt, während Jean-Jacques utopistisch seinen Contrat social schloß, indem er statt von niedrigsten Entwicklungsstufen der Vergesellschaftung auszugehen eine staatlose Vorzeit annahm. Das Naturrecht trübte das Verständnis für die geschichtliche Entwicklung und Eigenart der Völker. Träume von einem undenkbaren und unmöglichen Weltreich bewegten den Kosmopolitismus des philosophischen Humanitätszeitalters, wie denn Kant endlich, im Anbruch der langwierigsten, erschütterndsten Kriege, den Fortgang zur staatsbürgerlichen, dann aber zur weltbürgerlichen Verfassung und damit kraft einer allgemeinen völkerrechtlichen Übereinkunft zum ewigen Frieden verfolgte. Das ist auch Lessings letzte Perspective, wenn Ernst und Falk gelassen die Übel der Trennung in Staaten und der Trennungen im Staate besprechen.

Er war von Sachsen ausgegangen, dessen Litteratur wol ein zaghaftes Kniebeugen, aber keinen hochgemuthen Patriotismus kannte, auch jenen der Gegenwart entschwebenden noch nicht, der, seit Klopstock seinem angestammten Heldenkönig den Rücken gekehrt, im Barbenhain cheruskische Eichenkränze flocht und mit unsäglichem Stolz Teutona neben Ingles gegen Galliette und ihre Schwestern aufrief. Solches Schwärmen und Übernehmen war Lessings Sache nicht. Mochte die rasche Jugend von Hermann und der Barden altem Vaterland, dem Vaterland der Treue, singen und sagen oder von den Göttingern bis zur Burschenschaft Brutuseide gegen die Tyrannen schwören! Er empfand sich als Deutscher, ja sein deutsches Weltbürgerthum konnte doch dem Nachbar das starke Nationalgefühl beneiden, wenn er unmuthig im heiligen römischen Reiche die Nation nicht fand. Selbst schürte er unmittelbar und mittelbar durch schriftstellerische Großthaten wie die bloße Existenz seiner wuchtigen Persönlichkeit das Bewußtsein der Deutschen, die im Respect der Dichter und Denker erhöhte Achtung in sich und um sich gewannen. Welches Licht die „Expatriirung" Klopstocks auf Deutschland werfe, sprach er mehrmals markig aus. Die „Dramaturgie" vor allem wirkte als patriotische That, jeder Schlag gegen Voltaire als Probstück deutscher Hiebe. Lessing aber kannte keinen Teutonismus, wie auch der Humor jener Predigt über zwei Texte bestätigt. Der Schöpfer des windigen Riccaut verstand und ehrte das reiche französische Geistesleben. Es war ja gerade eine echtdeutsche Gabe, auf geistigem Gebiet einen weltbürgerlichen Drang der Empfängnis und Verarbeitung zu bethätigen, und die darin am stärksten waren, bedurften als schöpferische Genies am wenigstens der Mahnung: sei nicht allzu gerecht! Die Dichtung gab vielen Deutschen zu dem gemüthlichen Heimatsgefühl, das ohne staatlich-politische Motive einen engen Bezirk als „Vaterland" umfing, ein erhöhtes starkes Deutschthum; sie führte wiederum hinaus in die Posaträume von kommenden Jahrhunderten. Was ist deutscher als „Götz von Berlichingen"? und derselbe junge Reichsstädter, dem diese farbensatte, landskräftige Historie der Vorfahren mit ihren politischen Schlagschatten gelang, bekreuzigte sich damals vor der Riesengestalt des „Römerpatriotismus": „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland?"

Wer hat lauter als Herder von der Nation gezeugt und wiederum unermüdlicher der grenzenlosen Humanität geopfert? Erst unter der langen Zwingherrschaft wurde die Einladung zu kosmopolitischen Zügen ins Weite mit dem Rufe zum Anschluß ans theure Vaterland vertauscht, nachdem während der Revolutionszeit auch heranwachsende Führer der preußischen Staatsarbeit über die Welthändel ohne jedes staatliche Interesse gesprochen hatten und früher eine nicht preußische, sondern „fritzische" Gesinnung dem Heroencult entsprungen war.

Preußens Dichtern gab, wie die Xenien sagen, ihr Cäsar den Stoff. Im siebenjährigen Krieg, als Friedrich und seine Schaaren den ungleichen Ringkampf bestanden, hat auch den entlaufenen Sachsen ein Hauch der Freude am aufsteigenden Staat und dem großen Führer gestreift, doch strammpreußischen Kameraden zum Trotz nannte er den Patriotismus eine heroische Schwachheit und bekundete durch weithergeholte spartanische Vergleiche, wie fremdartig ihm doch dieses Schauspiel erschien. Die rastlose einsame Friedensarbeit des Siegers blieb ihm ehrwürdig: er sah in Friedrichs Staatsdienst eine glorreiche Sclaverei, aber die Form des aufgeklärten Despotismus, hier gebietende Obrigkeit, da stumm beherrschte Unterthanen, empörte seinen Freiheitssinn, dem persönliche Conflicte mit dem alten Polizeistaat nicht erspart wurden. Der Freund des Grenadiers und des Majors, der gerechte Dichter der „Minna von Barnhelm" konnte das Militär des friedericianischen Staates nicht mit andern Augen ansehen, als fast ausnahmslos alle bürgerlichen Deutschen, bevor die Freiheitskriege das Volk in Waffen aufforderten und einen allgemeinen Wehrstand schufen. „Erster Lohndiener des Staats in Heldenlivrey!" höhnte Herder 1774: worauf ruhen Fürstenhut und Krone der neueren Jahrhunderte? — der berühmteste Sonnenadler aller Münzen zeigt es ja: auf Trommeln, Fahnen, Kugeln und immerfertigen Soldatenmützen. So schrieb Lessing, gewiß um die Zeit der Freimaurergespräche, den kleinen spitzen Dialog über die Soldaten als Beschützer des Staates und die Mönche als Stützen der Kirche mit gleichmäßig vertheilter Ironie hin, oder ließ, ungeachtet jener eignen spartanischen Kriegsrufe, seinen Ernst den „vortrefflichen" Ausspruch thun: Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth; ein humanes, aber unwahres Wort Franklin's, denn hatte nicht eben erst das Neuland Amerika die Bluttaufe seiner Unabhängigkeit empfangen?

Den „Großen" grollend, wie so viele Zeitgenossen, hat Lessing über die einzelnen Staatsformen bestimmtere Bekenntnisse nicht abgelegt. Zwar scheint ihm das Gemeinwesen der Ameisen besser zu gefallen als die Monarchie bei den Bienen; daß er aber nicht unbedingt das Ideal in der Republik, mit der seine Tragödien vom „Henzi" bis zum „Spartacus" nach links und rechts zu schaffen hatten, gegeben fand, wie ja der ganze Gedankengang Falks und Ernsts überhaupt keinen idealen Staat zuläßt, erhellt auch aus dem Lob, womit seine Collectanea eine Auseinandersetzung der Barclayschen Argenis, des altberühmten politischen Romans, festhalten: die Krankheit des Fürstenthums könne ein besserer Nachfolger heilen, während die Gebresten eines aristokratischen Senats nicht mit dem Tod eines Einzelnen abgeschnitten würden. Dieselben Sammelhefte zeugen für seine Verehrung des Constitutionalismus als eines alten germanischen Erbgutes, dessen Verkümmerung unter allem Protest bekämpft werden müsse. „Deutsche Freiheit" ist das Schlagwort dieses Eintrags. „Deutsche Freiheit, von der man jetzt überall eine sehr geringe Meinung hat; die niemand mehr übertreibt, als der Verfasser des Testament politique du duc de Belle-Isle, der vorgiebt, daß alle deutsche Unterthanen serfs wären, die ihre Herrn schinden könnten, wenn sie wollen". Bitter schränkt der Galotti-Dichter seinen Widerspruch gegen den Franzosen mit der Bemerkung ein: „Wenn er von dem redet, was geschieht, so dürfte er fast Recht haben". Daß dieses die Einrichtung des deutschen Staates gar nicht sei, will er sich an der Hand der reichsständischen Deductionen des alten tapfern Hallenser Staatsrechtlers v. Ludewig und neuerer Darlegungen Strubes erklären. Nach Tacitus war die Zuziehung des Volkes bei allen wichtigen Unternehmen der Könige und Herzöge eine ausgemachte Sache: „Ebenso ausgemacht ist es, daß in den mittleren Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen worden und ihr Rath und ihre Einwilligung unumgänglich nöthig war; z. E. wenn neue Steuern oder Kriege beschlossen werden sollten." Das beweist ihm Strube. Er ist nun nicht gemeint, bei geschichtlichen Notizen stehen zu bleiben, ohne Schlüsse auf die Gegenwart. „Das Historische in dieser Abhandlung ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto schlechter und sclavischer. Denn warum sollten nicht auch noch heutigen Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor drei-

oder vierhundert Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit zwei- oder dreihundert Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgends mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Wenn aber das geschieht, sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestiren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht sprechen?" Darum schreibt Lessing neben Strubes klare Begründung, wodurch die Landstände so zurückgedrängt worden seien, die gegen den aufgeklärten Despotismus gerichtete Frage: „Aber sind alle diese Ursachen nicht selbst Mißbräuche oder schlimme Folgen einer sonst guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Übung zum rechten Gebrauche wird?"

Das zweite Freimaurergespräch geht nicht auf die politischen Zustände der Gegenwart ein, sondern bewegt sich in allgemeinen Sätzen. Zum ersten Mal in der ganzen deutschen Aufklärungsphilosophie wird hier das Hysteronproteron des Wolffschen Rationalismus, dem Leibniz selbst Vorschub geleistet, die Zurückführung der Glückseligkeit auf Vollkommenheit und die Obenanstellung der letzteren überwunden, die Glückseligkeit ohne weiteres als Princip der praktischen Philosophie aufgestellt. Damit rückt die große Erkenntnis der modernen Schule heran, daß nämlich alle Werthurtheile in Gefühlen und nicht in Relationsbegriffen des Verstandes beruhen, die man bloß deshalb für die Quelle der Werthschätzungen hielt, weil man ihren ursprünglichen Gefühlsinhalt außer Acht ließ. Was Lessing minder klar und entschieden schon früher der Aesthetik zugebracht hatte, indem er, die alten metaphysischen Definitionen verabschiedend, den Maßstab des Vergnügens im Einzelnen anlegte, fordert er mit voller Bewußtheit und Präcision in der philosophischen Sociologie. Hinter ihm liegt die Auffassung der Schrift über die Höllenstrafen. Die principiellen Sätze des zweiten Dialogs sind so klar und scharf wie möglich ausgeprägt, und die Eigenthümlichkeit dieser Keime einer Lessingschen Staats- und Gesellschaftsphilosophie beruht in ihrem rückhaltlosen Individualismus, der segensreichen Frucht Leibnizischer Anregungen, nicht in ihrer Teleologie. Denn die Menschheit als das Reich der Zwecke und menschliche Einrichtungen unter dem Zweckbegriffe zu betrachten, liegt dem Denker des

achtzehnten Jahrhunderts, nach der Ueberwindung willkürlicher Naturconstructionen und vor einer dumpfen, rückläufigen Romantik, nahe genug. Da nun die Individuen in der geselligen Sphäre thätig ihre Glückseligkeit als Zweck verfolgen, begründet auch der Individualismus jene teleologische Auffassungsart, die sich nicht mit einer Erklärung des Werdens der Institutionen begnügt, sondern zur Abwägung ihres Werthes fortgeht und das Recht der gewordenen prüft an ihrer Dienlichkeit zur Erreichung der Zwecke aller Einzelnen, das heißt: an der Dienlichkeit zur Beförderung der allgemeinen, summirten Wolfahrt. Es ist klar, wie sehr diese immanente Teleologie von der theologisch gewandten der „Erziehung" abweicht. So nun raisonnirt Lessing: Die bürgerliche Gesellschaft ist Mittel, nicht Zweck, der Staat für die Menschen, nicht die Menschen für den Staat geschaffen. Die Vereinigung bewirkt, daß jeder Einzelne seinen Theil an Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne, und die Summe der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staates, jede andere aber, bei welcher einzelne Glieder leiden, bloße Bemäntelung der Tyrannei. Die Natur kann — das wird gewissen staatsrechtlichen Constructionen entgegnet,— nicht die Glückseligkeit eines Abstractums, wie Staat, Vaterland, vor die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens stellen; ebenso Herder im Eingang der „Ideen". Aber alle menschlichen Einrichtungen, darunter der Staat, sind mangelhaft, also erscheint auch die denkbar beste Staatsverfassung mit Nachtheilen verbunden. Gesetzt, daß alle Welt in dieser besten Staatsverfassung lebte, so wäre doch die Regierung eines allumfassenden Weltstaates unmöglich, demgemäß die Trennung in verschiedene Völker, Deutsche, Franzosen, Engländer u. s. w. auch unter der Annahme einer bei allen gleichen Verfassung, nothwendig und damit eine Collision der Interessen gegeben, welche das unbefangene Verhalten von Mensch zu Mensch ohne Unterschied aufhebt. Die Annahme einer allen gemeinsamen Verfassung weist Lessing bündig mit den schon vor Montesquieu auch ihm so geläufigen Gründen von dem Einfluß des Klimas auf Bedürfnis, Lebensart, Sittenlehre, Religion, Gesetz, Staat ab. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen, mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen; keine Vereinigung ohne Trennung, keine Trennung ohne Scheidemauern und Klüfte. Und innerhalb des einzelnen Staates wird die Trennung nothwendig bis

ins Unendliche fortgesetzt, da ungleicher Antheil an der Regierung, wie nicht anders möglich, vornehmere und geringere, die ebenso nothwendige ungleiche Entwicklung ursprünglich gleicher Besitztheile reichere und ärmere Glieder trennen muß. Das sind nothwendige Übel, weil die Menschen nur durch Trennung vereinigt werden können, und ein nothwendiges Übel ist Lessings Staat. Keine Rede von allen segensreichen Triebkräften der Sonderart, nichts über die Vermählung von Freiheit und Gebundenheit im Staat.

Bürgerliche Gesetze, an Staatsgrenzen gebunden, können den schädlichen Folgen der Trennungen nicht steuern — — nun entrollt Lessing die Fahne des Weltbürgerthums, zu dem er sich schon 1758 bekannt hatte: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das letzte ist, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich ein Weltbürger sein sollte." Er declamirt nirgends wie der Malteser, sondern entwickelt aus der vorgetragenen Lehre von den einseitig angeschauten Staatsübeln die Pflicht der Weisesten und Besten in jedem Staate, das opus supererogatum der Heilung freiwillig zu übernehmen. Ernst und Falk stimmen überein, es sei recht sehr zu wünschen, „daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret", die dem Vorurtheil einer angeborenen Religion nicht unterlägen, die von bürgerlicher Hoheit nicht geblendet, von bürgerlicher Niedrigkeit nicht angeekelt würden. Das Staatsgespräch schließt mit der überraschenden Frage: „Wie, wenn es die Freimaurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich zusammen zu ziehen?"

Die Frage hat durch das Wörtchen „mit" eine behutsame Formulirung empfangen, denn an dem Geschäft der Freimauerei hängt so vieles, ad extra wie es oben hieß, was diesen Endzweck der höheren Ordnung verschleiert. Mit der Erörterung des Falkschen Gedankens, die Freimaurer hätten es freiwillig auf sich genommen, den unvermeidlichen Übeln des Staates überhaupt, nicht den jeweiligen dieses und jenes Staates, entgegenzuarbeiten, leitet Ernst das dritte Gespräch

ein. Die Übel sind nothwendig, also nicht ohne Vernichtung des Staates völlig zu heben, ja sie sollen nicht den Unempfindlichen auf einmal zum Bewußtsein gebracht, sondern leise und allmälig aufgefaßt und behandelt werden, und zwar ohne Nachtheil des Staates. Ist aber Falks System nicht bloße Hypothese, so müssen, wie Ernst, noch immer mißtrauisch, einwirft, einzelne greifbare Handlungen oder doch gewisse Eigenthümlichkeiten der Freimaurer auf ihre große Sendung hindeuten. Nun, ein vor den Augen der ganzen Welt geübter Grundsatz der Logen geht ja dahin: „jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen". Das schlägt durch: obwol Falk-Lessing schon eine kluge Zwischenrede gethan hat, des unumwundenen Inhalts, daß man, auch ohne Freimaurer zu heißen, die unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend durch das abwägende Studium jener Übel besiegen könne, geht Ernst hin und wird Freimaurer.

Sehr enttäuscht wechselt er bei der nächsten Begegnung mit Falk den brüderlichen Händedruck. „Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet." — „Dein Verdruß", erwidert der Freund, nun immer offener, „dein Verdruß macht dich sehr ungerecht. Ich sollte mit dir von der Freimäurerei gesprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verstehen zu geben, wie unnütz es sei, daß jeder ehrliche Mann ein Freimäurer werde — wie unnöthig nur? — ja, wie schädlich? — Ich sollte dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Mäurerei erfüllen könne, ohne ein Freimäurer zu heißen? — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen?" Seine eigenste Erfahrung spricht Lessing hier in der kühneren zweiten Folge aus, und ein ätzender Sprühregen der Ironie rieselt auf Rituale und Grade, Geisterbeschwörung, Goldmacherei, Tempelrestauration, kurz all die Tonnen für die jungen Walfische herab. Falk soll nicht einwenden, das seien bloße Grillen und Spielzeuge der Neulinge, nicht die Waffen der Männer, denn der erbitterte Ernst hat wirklich nur derlei Kindereien gesehen und gehört, während seine durch Falk gereizte Sehnsucht nach jenem höheren, die Trennung überbrückenden Weltbund immer und aller Orten dem tiefsten Stillschweigen begegnet ist. Die Hoffnung,

unter den Freimaurern ihr Grundgesetz der Gleichheit ohne alle bürgerlichen Einschränkungen aus ganzer Seele mitzugenießen, ist auf den brutalen Widerspruch der Thatsachen gestoßen, die Lessing höchst sarkastisch seinen Ernst den Logen ins Gesicht werfen läßt. Er mochte unter anderem wissen, daß bei Stiftung der Hamburger Rosenloge ein Makler mit dem unzweideutigen Namen Abraham Israel Baruch eingetragen, aber schleunigst wieder verschwunden, oder daß laut Protokoll einem Bewerber der Zutritt ausdrücklich geweigert worden war, weil er in seine Winkelloge auch Juden aufgenommen hatte. Daher die schneidende Lection: „Laß einen aufgeklärten Juden kommen und sich melden! ‚Ja', heißt es, ‚ein Jude? Christ wenigstens muß freilich der Freimäurer sein'. Es ist nur gleichviel, was für ein Christ. ‚Ohne Unterschied der Religion' heißt nur, ‚ohne Unterschied der drei im heiligen römischen Reiche öffentlich geduldeten Religionen' — Und die brüderlich aufgehobenen Standesunterschiede? Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leisten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachs), laß ihn kommen und sich melden! ‚Ja,' heißt es, ‚ein Schuster!' freilich ein Schuster. — Laß einen treuen, erfahrenen, versuchten Dienstboten kommen und sich melden — ‚Ja', heißt es, ‚dergleichen Leute freilich, die sich die Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst wählen — Wir sind unter uns so gute Gesellschaft' —", worauf dann noch eine Definition der guten Gesellschaft ungefähr im Sinne des boshaften Goethischen Distichons folgt. Auch Falk trägt sein Theil zu der Anklage wider den jetzigen Zustand der Logen, ihre Capitale, ihre Privilegia, ihre Unterdrückung der Brüder einer andern Observanz bei, aber er dringt wieder esoterisch wie von der Kirche zur Religion, so von der Loge zur Freimaurerei. Die jetzige Loge mit ihrer gewählten Gesellschaft, ihren zahlreichen zu jenem großen Zweck wenig berufenen Staatsbeamten, und alles was „Schema, Hülle, Einkleidung" ist, mag ein Ende nehmen; äußerlicher Wolstand ist kein Beweis innerer Gesundheit. Der einleitende Gedanke von der Ewigkeit der Freimaurerei und der Unbedeutendheit des Freimaurer-Heißens springt von neuem in spitzen Fragen hervor: „Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimäurer immer Freimäurerei gespielt? Mit andern Worten. Meinst du denn, daß das, was die Freimäurerei ist, immer Freimäurerei geheißen?"

Die Geschichte soll im letzten Dialog darauf antworten, nachdem der vierte durch zahlreiche Sternchen und Punkte schon die Verwandtschaft der Freimaurer und Tempelherren angedeutet hat.

Der von Lessing mit vielen initiirten und profanen Zeitgenossen getheilte Glaube an diesen Zusammenhang ist vor der kritischen Geschichtsforschung längst zerstoben. Als ihn Nicolai 1782 belesen, aber confus in seinem „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, und über dessen Geheimnis; nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimäurergesellschaft" zu erweisen suchte, haben Herders Merkur-Briefe ihm sogleich, an mehreren Stellen mit übertriebener Heftigkeit, heimgeleuchtet und im Vorbeigehn auch Lessingsche Behauptungen leiser angefochten, deren vertrauliche Lectüre Herder zu dem ihm schon länger interessanten Gegenstand zurückgeführt und trotz dem Widerspruch gegen die vorgetragene Ontologie „durch die Unterhaltung eines so sinnreichen gelehrten Mannes" mannigfach gefördert hatte. Aber auch Nicolai erkannte einzelne Irrthümer Lessings, schon als dieser ihm nach der italienischen Reise in Berlin seine Geschichtshypothesen vortrug. Alles was Lessing hier und schon im nichtdialogischen Entwurf, mit der beliebten Wortgrübelei über Masc: Tisch, Masonei masony: Tafelrunde, mason: nicht Maurer, sondern Tischgenoß, darlegt, um den Namen Masonry zum bloßen Mißverständnis zu stempeln und die Freimaurerei von uralten Clubs herzuleiten, sind unfruchtbare Einfälle, gleich Herders späterer Etymologie von spanisch mazoneria (gothische Kunst). Sein prüfender Blick durchschaute richtig, daß in der Überlieferung der Logen gar vieles „Staub sei, wie Anderson's nachgesprochene Hüttensagen, die vermeintlichen Privilegia Karls XI. von Schweden, das freilich noch lang als recht vertheidigte Freimaurerexamen Heinrichs VI.; auch ist es voreilige Rechthaberei, wenn Nicolai die Behauptung, vor Anfang des achtzehnten Jahrhunderts komme der Name free mason nicht vor, mündlich und schriftlich widerlegte, da seine Citate das Wort nur im Sinn eines zünftigen Maurers enthalten, Lessing aber wolweislich gesagt hatte: „der Name Freimäurer, ein Glied unserer geheimen Gesellschaft anzuzeigen." Genug, der historische Theil der Ontologie ist auf Sand gebaut, und auch die letzten, seit den Berliner Gesprächen eingeschränkten Combinationen über die „Masonei" nächst der Pauls-

kirche erwarben sich keinen Beifall. Schon Nicolai blickte verständig auf das Gildenhaus der Maurer, Mason's Hall, schon Herder widersprach triftig der Schilderhebung Christopher Wren's zum Vater der Freimaurerei und wollte Nicolai gegenüber „vom engen Handwerksspaß des Baumeisters" der Paulskirche nichts hören. Gleichwol bilden Lessings Irrthümer zuletzt ein schönes, hochgewölbtes Portal für den alten neuen Bund, der Inschrift „Tretet ein, denn auch hier sind Götter" würdig gleich dem „Nathan". Um zu sagen, wie die Freimaurerei ward, will er in den Gedanken des erfindsamen und thätigen Wren lesen: „Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wissenschaften entwerfen helfen, welche speculativische Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben ersprießlicher machen sollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Gesellschaft bei, welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe. ‚Dort', dachte er, ‚würde untersucht, was unter dem Wahren brauchbar, und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundsätze der Masonei exoterisch machte? Wie, wenn ich das, was sich nicht exoterisch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desselben Handwerks versteckte, und was man jetzt unter dem Worte Masonry versteht, zu einer Free-Masonry erweiterte, an welcher mehrere Theil nehmen könnten?' — So dachte Wren." So dachte nicht Wren, sondern Lessing. Die menschliche Gesellschaft durch Stärkung und Erweiterung der sinnenden und thätigen, geistigen und ethischen Kräfte in den Individuen human zu erziehen und mit dieser umfassenden Humanität den nothwendigen Übeln der staatlichen Ordnung abzuhelfen, das ist die neue Sonne, die, als der Tag zur Rüste geht, dem Freimaurer Ernst aufsteigt. Die Pforten der großen Menschenloge sind nun aufgethan. Auf ihrer Schwelle grüßt uns Herder neben Lessing. In der Ferne winkt Schillers „ästhetische Erziehung" mit dem Versprechen, die seit den Griechen entbehrte Totalität unserer Natur wieder herzustellen und so den Staat der Noth in den Staat der Vernunft zu verwandeln.

Nur wenige Stimmen zeugen von der nächsten Wirkung dieser Dialoge. Feinfühlig gab Moses, auch er kein Begehrer verheimlichter Logenweisheit, sein Votum ab (11. Nov. 77), überschwänglich Campe. „Eine der besten Schriften, die ich seit langer Zeit gelesen habe",

urtheilte Lichtenberg, als er am 29. August 1778 die Handschrift der ersten Gespräche kennen gelernt hatte. Nicht satt lesen, trotz manchem Kopfschütteln, konnte sich Hamann, wie er sich auch am „Nathan" weidete, den sein Landsmann Kant als bloßes Folgestück der „Juden" ablehnte. Dann wurden „die Brüder von Ernst und Falk" in Weimar und Königsberg gleich willkommen geheißen, nachdem Herder seine Competenz kühl genug geltend gemacht hatte: „Wenn Freimäurerei dazu gehört, es zu lesen, so bin ichs leider auch". Die Journale glitten nur über die Oberfläche hinweg, unfähig das Esoterische herauszuschälen oder mehr zu sagen, als daß der Verfasser so wenig ein Freimaurer sei wie der Wolfenbüttler Fragmenten-Schreiber ein Christ. Ein läppisches „dialogisirt zum Küssen; reizend" schien den Frankfurter gelehrten Anzeigen zur Würdigung dieser männlichen Gesprächskunst genug; für untergeschobenes, schwankend geschriebenes, unoriginell gedachtes Machwerk erklärte die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung das zweite Heft. Ein obscurer Briefsteller rieb sich an der Altersphilosophie des superklugen Herrn Lessing, ein kläglicher ungarischer Theolog, Johann Gertinger aus Epperies, ließ 1780 in Hamburg das von Bibelsprüchen, Moralverslein, Sprachfehlern und Schimpfwörtern wimmelnde Scharteken ausgehn: „Brüderliches Sendschreiben an dem wider die Religion Jesu und seiner Jünger Gift sammlenden und wieder ausstreuenden Verkehrt Gelehrten Herrn Hofrath Leßing von einen zwar ungelehrten Mann, doch Gottes in Jesu Ehre und Lehre vertheidigenden Christen". Im Eingang seiner Verhetzung der Loge und Geistlichkeit, bevor er den Bösewicht an das unselige Ende des berüchtigten Religionsspötters Voltaire erinnert, bekennt der blöde Fechter ganz gemüthlich, daß Lessing ihm im vorigen Winter zu Braunschweig einen höchst nöthigen Reisepfennig geschenkt habe. Diese Sumpfpflanze mag nur darum erwähnt werden, weil der leichtgläubige Gleim dann besagten Gertinger für Lessings Mörder hielt!

Niemand hat den Gedanken der Freimaurergespräche eifriger und unablässiger nachgehangen als Herder. Nicht in Utopien und Träumen der Menschheit in Abstracto, sondern im emsigen Wirken, wo jedes einzelne Glied des Staates mehr als Maschine zu sein sucht, im beglückenden und bildenden Familienbunde des Menschengeschlechts, „diesem in unsern Staaten so tief verachteten Augenmerk", werde die

Humanität regieren. Ihrer Beförderung dient sein wiederholtes geistreiches Vertiefen und Erweitern der so menschenfreundlichen, schlicht praktischen Junto-Satzungen Franklin's, die er dem vertrauten weimarischen Kreis und dem großen Publicum auslegte, und insgesammt die „Briefe zu Beförderung der Humanität", die in den „Bund der Humanität" rufen und das „Gespräch über eine unsichtbar-sichtbare Gesellschaft" zur Hälfte aus Lessing entlehnen, mit Klagen über die allgemeine Zerspaltung in Deutschland. An „Ernst und Falk", Lessings Geschichtsforschung und Dialogform dachte Herder noch in den Anfängen des neuen Jahrhunderts, als er für Schröder die Freimaurergespräche Horsts und Fausts zu Papier brachte. Den templerischen Idealismus Lessings hatte er 1782 am schönsten in der Handschrift des vierten Briefes gegen Nicolai entfaltet, wo er von den Tempelherrn sagt: „Wie, wenn sie durch eine schöne Mischung von Tapferkeit und praktischer Weisheit sich über die abscheulichen Vorurtheile ihrer Zeit erhebend, das Feinste und Wahreste aus Morgen- und Abendlande in ihren Seelen vereinigt hätten und wirklich der Staat im Staate, die von Nationalvorurtheilen unabhängige Tempelloge, die edle Maſonei gewesen wären, dazu Lessing sie und ihre Nachfolger, die Freimäurer, gern erheben möchte? Da sind wir auf dem glänzenden Punkt, dem schönen Licht- und Luftbilde seiner Gespräche; die schönste Schrift, die für beide Gesellschaften geschrieben worden und die der noch lebenden Ideal und Gesetzbuch sein sollte, wenn sie's — sein kann, wenn sie's auch als Nachruhm der abgelebten sein könnte".

Geistreich und paradox trat F. Schlegel an „Ernst und Falk" heran, auch hier Lessing — und Schlegel im Lessing suchend.

Ein Verständnis der theologisch-philosophischen Bestrebungen Lessings ist ohne Verständnis seiner Subjectivität unmöglich. Tiefere innere Gründe kamen zu dem Reiz des eigenthümlichen Vortrags. Contraste, schwer zu reimende Widersprüche, scheinbare Symptome unsicheren Schwankens in seiner Gedankenwelt fordern uns auf, die wesentlichen Merkmale dieser Geistesverfassung zu durchdringen. Ist es doch eine paradoxe Thatsache der Litteraturgeschichte, der sich wenige gleich befremdende an die Seite stellen, daß derselbe Dichter und Denker, den die Orthodoxen seiner und der folgenden Zeit aufs

heftigste befehdeten, die Masse der Nation aber als einen der vornehmsten geistigen Befreier Deutschlands gewohnter Weise verehrt, doch wieder von Männern der Rechten für sich in Anspruch genommen, von Männern der Linken vermeinter Halbheit wegen abgelehnt werden kann; daß während Tausende in ihm das Muster tapferster und entschiedenster Aufklärung feiern, hier ernste und gewissenhafte Leute eine der ihrigen, ja der Goezischen verwandte Gesinnung begrüßen, dort mit gleicher Auffassung, aber entgegengesetztem Urtheil andere über seine zwar gebildete nnd tolerante, aber scholastische Denkweise zur Tagesordnung übergehen. Derselbe Mann, der feindlichen Parteien als conservativ oder reactionär erscheint, wird von einem gemischten Chor zum Reformator oder Revolutionär gestempelt, ein Prophet monistischer Weltanschauung genannt, von David Strauß brüderlich umarmt, von Wanderpredigern als der johanneische Herold und Wegmacher Ludwig Feuerbachs dargestellt. Auch würde der Verfasser der „Theogonie" sich diesen Vorläufer wol gefallen lassen, denn die „trefflichen polemischen Schriften Lessings gegen die Theologen" waren ihm besonders lieb, und sein Ehrgeiz, einen Platz unter Deutschlands classischen Schriftstellern zu erringen, zielt gewiß in erster Linie auf die Nachbarschaft Lessings. Andrerseits hat es ein hervorragender, aber leidenschaftlich befangener Philosoph unserer Tage doch nicht bloß mit Juden und Halbtheologen zu thun, wenn er den Ruhmeskranz von Lessings Denkerstirn reißen und in den Staub treten möchte. Woher der großen öffentlichen Meinung und, was mehr ist, den Ansichten einer einträchtigen Forscherschaar gegenüber die Möglichkeit solcher klaffenden Widersprüche? Hat Lessings Geistesanlage Eigenthümlichkeiten, durch welche eine Art Zweideutigkeit der Gedankenentwicklung oder Darstellung begründet, eine Quelle von Misverständnissen seiner wahren Gesinnungen und Absichten eröffnet wurde? In der That, Lessing gerecht zu werden, gilt es die Natur seines Intellects zu begreifen. Wer das Unbefriedigende der Haltung mancher theologischer und philosophischer Bekenntnisse zur Handhabe nimmt, um den Kritiker in den Dienst eines halben Obscurantismus, den Streiter unter die Zagen zu verweisen, verwickelt sich unzweifelhaft in die bedenklichsten Widersprüche und muthet Fahnenflucht, berechnende Unterordnung, „feiger Gedanken bängliches Schwanken" einem Schriftsteller zu, der wahrlich genug unantastbare Beweise von

Festigkeit, Unabhängigkeitsdrang und stolzem Mannesmuth gegeben hat. Die Zeit verlangte eine gewisse Taktik, die bewegliche Unternehmungslust seines Geistes beförderte sie, jenes seltene, große, nicht ungefährliche Geschenk der Natur, durch dessen Besitz und rührige Verwerthung sich Lessing vor allen auszeichnet.

Die speculative Begabung Lessings ist ebenso über jeden Zweifel erhaben, wie seine ungemeine Denkschärfe. Selbst wenn gegen alle, schon durch Naumanns briefliche Inhaltsangabe ausgeschlossene Möglichkeit das „Christenthum der Vernunft" einer viel spätern Zeit als 1753 angehören sollte, so blieben doch, auch aus frühen Jahren, genug Beweise dafür übrig, wie tief der Drang, über die allgemeinsten und größten Fragen des Daseins Klarheit zu erlangen, in Lessings Innerem wurzelte. Deshalb scheint auch das aus Heblers vorzüglichem Buch oft wiederholte Schlagwort „Gelegenheitsdenker" nicht recht passend für einen Geist, der zwar das Spiel mit Einfällen nicht verschmähte und auf systematische Erschöpfung nicht ausging, aber lang vor der „ernstlichen Epoche seines Lebens" philosophirte und dieselben Probleme ohne bloße zufällige Nöthigung des Augenblicks wieder und wieder anpackte. Das alte Bruchstück über die Herrnhuter mit seiner sokratischen Grundstimmung, seinem streitbaren Vorstoß gegen die Weltweisheit als rein theoretische Speculation ist eben durch den Angriff auf das zwecklose, der Bestimmung des Menschen zuwiderlaufende „Vernünfteln" (μετεωρολογίζειν) ein Zeugnis echtphilosophischen Sinnes, da eine Ansicht über das Verhältnis der Theorie zum Leben, den Werth der vita contemplativa und der vita activa offenbar selbst dem Gebiete der hohen theoretischen Speculation angehört, mag gleich die lebensfremde Theorie in ihr eine so klägliche Rolle spielen wie im Lebensideal Luthers. Auch die innige Freundschaft mit Mendelssohn spricht beredt für Lessings natürliche Ausstattung zur Philosophie und Symphilosophie. Kein Denker ersten Ranges, behauptet Moses doch seinen Platz unter den achtbarsten Vertretern der Aufklärung vor Kant, und seine „Briefe über die Empfindungen" bergen noch unerschöpfte anregende Sätze zur Aesthetik, aus denen Lessing unter anderen Vortheil zog. Moses selbst hat es nun mit edelster Bescheidenheit nach dem Tode seines Freundes der Welt sagen wollen, daß in diesem Bunde Lessing vornehmlich der gebende, führende Meister, er der nehmende, geführte Schüler war.

Wer Lessingen den Tiefsinn nur in blitzartigen Gedanken zuerkennt, der hält entweder Tiefe für den Gegensatz scharfer Klarheit oder meint es relativ im Verhältnis zu gründlicheren philosophischen Köpfen, relativ aber auch im Verhältnis zu anderen intellectuellen Vorzügen Lessings.

Unter den Eigenschaften, welche Lessings in philosophischen Schriften ausgeprägte geistige Anlage zur Schau trägt, steht zweifellos die Schärfe voran. Ihre Kehrseite ist ein, auch von Mendelssohn, dem treuen Beobachter, hervorgehobener Hang zu Willkürlichkeiten, kühnen dialektischen Versuchen, spitzfindigen Paradoxien. Lessing war ein großer Analytiker, wofür man ihn angesprochen, nicht vornehmlich in dem Sinne, daß ihm eine besondere Kunstfertigkeit eignete, aus einem verfitzten Knäuel von Thatsachen und Bedingungen die einzelnen Fäden unversehrt herauszulösen, das Gewebe durch kunstvolles Zusammenschlagen der Theile neu entstehn zu lassen und so die wahre Structur ganz durchsichtig zu machen. Lessings Stärke als Analytiker ruht namentlich darin, daß er einen überaus geschärften Blick für Unterschiede und eine rege Freude am Sichten hat: daher übertreibt er nicht selten die wahrgenommenen Differenzen oder Gegensätze, arbeitet sie mindestens oft einseitig heraus, ohne sich hinlänglich um die Ergründung des Mechanismus zu bemühen, durch den solche Antithesen vermittelt und ohne logischen Widerspruch in einem und demselben Gegenstande vereinigt werden. Er neigt dazu, ohne weiteres ihre Unvereinbarkeit zu behaupten, einen entwirrbaren Knoten zu zerhauen. Er ist oft mehr schneidig als subtil, mehr gewandt und entschieden in schroffen Abgrenzungen als behutsam. Nach einem scharfen Schnitt weiß er bestechend Recht und Nothwendigkeit der Schnittführung darzuthun, und sein Geschick, zerstreute Hilfsmittel von allen Seiten her einem Zweck dienstbar zu machen, ist bewundernswerth. Diese erstaunliche Umsicht in der energischen Begründung einer den Thatsachen nur theilweis entsprechenden Anschauung geht nicht immer Hand in Hand mit jener andern, dem Philosophen noch werthvolleren Umsicht, die von vornherein jede Einseitigkeit vermeidet und zur unbefangenen, durchaus entsprechenden Auffassung der wirklichen Verhältnisse hinführt. Die Gewaltsamkeit der Scheidung wird manchmal verdeckt, nicht aufgehoben. Lessings „simplificirende" Tendenz tritt in vielen und mannigfaltigen Schriften

klar zu Tage; das von Gervinus beigefügte Prädikat „reinhaltend" jedoch läßt erwarten, daß Leſſing eine Vermengung nur da zu hindern ſuchte, wo geſonderte Gegenſtände durch einander gemiſcht, alſo entſtellt würden. Leſſing aber trennt und ſprengt auch Dinge, die wirklich mehr oder weniger innig und unlösbar zuſammenhangen und deren Scheidung nur gewaltſam von Statten geht. So iſt Schiller durch die Antitheſe des Naiven und des Sentimentaliſchen zu einem unhaltbaren, gleich an Goethes dichteriſcher Geſammterſcheinung eingeſtandener Maßen zerſchellenden Dualismus getrieben worden, und Leſſing arbeitete viel ausgreifender mit der Antitheſe. „Sein Scharfſinn zerſetzte mehr, als ſein Tiefſinn feſtſtellte" ſagt Jean Paul. Wer vorurtheilslos die äſthetiſchen Maßſtäbe und Methoden der Gegenwart an den „Laokoon" legt, wird auch in dieſem Meiſterwerk jene Kehrſeite eines außergewöhnlichen Vorzugs bemerken. Nur ein Scharfſinn wie der Leſſingſche konnte eine, von der heutigen Kunſtübung freilich oft über jede Gebühr verläugnete, gewiß einſeitige Vorſtellungsart mit ſolcher Überzeugungskraft ausſtatten, daß lange Jahrzehnte hindurch die bedeutendſten Köpfe voll bewieſene und erſchöpfte Wahrheit darin fanden, was er ſelbſt mit dieſen Fermenten gar nicht leiſten wollte. Daneben fehlt es unter den Scheidungen ſeines kritiſchen Scharfſinnes auch an ſolchen nicht, die mit dem Effect einer Offenbarung auf einmal eine bisher rathlos im Dunkeln geſuchte Wegſcheide hell beleuchteten und feſte Entſchließung, frohgemuthen Fortgang an die Stelle der Wirrſale und taſtenden Zweifel ſetzten. Kein Semler konnte z. B. die Religion Chriſti und die chriſtliche Religion ſo ſonnenklar ſichten, wie es dieſer Gedankenſchärfe und dieſer Präciſion des Vortrags gelang.

Sein Scharfſinn bot ihm die Mittel, Stellungen dialektiſch zu behaupten, deren Vertheidigung vielleicht jeder andere als völlig ausſichtslos aufgegeben hätte. Er verleitete ihn öfters, Bedingtes für unbedingt, Ausgleichbares für unverſöhnlich zu erklären, nackte Gegenſätze zu behaupten, wo Schattirungen in einander verfließen, wie er andererſeits nicht bloß ſcheinbare Riſſe zu heilen, ſondern auch wirkliche Klüfte durch die Brückenbogen einer kühnen Conſtruction, in deren innerſtes Triebwerk man hineinſchauen muß, um ſie richtig zu faſſen, zu verbinden wußte. Die akademiſche Preisfrage war doch ſo ungereimt nicht, wie das Leſſing-Mendelsſohnſche Heft „Pope ein Meta-

physiker!" sie überaus denk- und sprachgewandt hinstellt. Gewiß: ein anderes ist ein Dichter, ein anderes ein Philosoph — aber dieser Poet behandelt metaphysische Probleme, und die als unwiderleglich gebrachte Darlegung der Unterschiede zwischen Pope's Auffassung der Übel und Unvollkommenheiten und der Leibnizischen, zuerst gewiß von Lessing ausgewittert, macht verschiedene Standorte zu fundamental verschiedenen Ansichten, während Leibnizens Teleologie die Causalität Pope's nicht ausschließt, und umgekehrt, und beide ihre von Lessing zugeschliffenen Formeln austauschen könnten. Mindestens läßt sich Pope's causale Ansicht durch eine einfache Erwägung der göttlichen Allmacht zur finalen hinleiten, wenn auch Pope, selber unklar, durch ein trennendes or der Lessingschen Disjunction beider Erklärungsarten Vorschub leistete und ihm die Karten right und good zum Stechen in die Hand gab, so daß allerdings die Antithese ohne genauestes Zusehen zwingend und unüberbrückbar erscheint. Ferner ist in den herausgehobenen zweiten Satz Pope's von den unendlichen Vollkommenheitsstufen mit künstlicher Wortwendung etwas ganz anderes, als der englische Dichter gedacht und gesagt hat, eingeschoben, ein mehrdeutiger Ausdruck „geordnet" willkürlich auf eine räumliche Ordnung bezogen worden; es versteht sich für Lessing und Moses von selbst: ohne jede Absicht einer entstellenden Unterlegung oder gar bewußten Fälschung. Nein, die löbliche Tendenz, Poesie und Philosophie auseinanderzuhalten, ließ den scharfsichtigen Prüfer Mängel und Unterschiede bei Pope auch da schußgerecht auftreiben, wo sprachliche Kunstgriffe sie eben erst geheckt hatten. Im Hintergrunde spornte noch der Wunsch, die Herren von der Akademie einer Albernheit zu überführen, das kritische Gelüst zur behendesten Parforcejagd.

Die eigenthümliche Fähigkeit Lessings zu distinguiren hat wiederum in andern Fällen einen nachspürenden Forscher wolbegründete Scheidung für falsche Spitzfindigkeit erachten lassen, weil er zu sehr unter dem Eindruck dieses mehrfach zu belegenden wissenschaftlich-litterarischen Verhaltens stand. „Das Christenthum der Vernunft" soll in der Hauptsache, die skizzirten Motive der römischen Christenverfolgungen sollen durch und durch sophistisch sein, denn die Unterscheidung „die Christen wurden nicht wegen ihrer Religion, sondern wegen der Übertretung der Gesetze bestraft" besage nicht andres als: sie wurden wegen

der Ausübung ihrer Religion bestraft. Lessing hat aber seine Ansicht, sie sei richtig oder verkehrt, ausdrücklich mit den nächtlichen Zusammenrottungen begründet, diese ausdrücklich als in der christlichen Religion nicht vorgeschrieben, mit der Religionsübung nicht nothwendig verbunden bezeichnet. Das Künstliche und Gezwungene in dem unglimpflichen Versuche, die Römer zu „retten", ward gefühlt, aber an der unrechten Stelle getadelt: liegt doch die Frage allzunahe, warum denn die Christen bei völliger Religionsfreiheit ohne Noth durch nächtliche Schmäuse sich den ernstesten Gefahren hätten aussetzen sollen? Lessing setzte über den simplen Einwand sprungweise hinweg, um eine neue, verblüffende Behauptung zu verfechten.

Ein Kopf von so selbständiger Schärfe, die leicht eigenwillig werden kann auch bei der aufrichtigsten, Lessingen eingewurzelten Wahrheitsliebe, hat eine natürliche Neigung, die Dinge auf besondre Art, anders als andre Leute anzusehn, und das eigenrichtige oder im Gespräch herausfordernde Abweichen von der breiten Heerstraße wird ihn um so lebhafter reizen, um so angenehmer befriedigen, je gefährlicher der neue Pfad, je nothwendiger und selbstverständlicher das Fortschreiten im allgemein befahrenen Geleise scheint. Freund Moses wußte das wol, wenn er auch arg daneben schlug, als er Lessings spinozistische Äußerungen für bloße Schäkereien und vorbeiprasselnde Gedankenschwärmer erklärte: „Er war gewohnt, in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zusammen zu paaren, um zu sehen, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dieses ohne Plan hin und her Würfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte". Auch habe er mehr Vergnügen darin gefunden, einen ungereimten Satz mit Scharfsinn behaupten, als die Wahrheit schlecht vertheidigen zu hören. Wenn die Genossen mit aller Welt sagten „Niemand wird läugnen" . . ., so rief er: ich bin dieser Niemand; wenn einer die allgemeine Weisheit aufs Tapet brachte, so hatte er große Lust das Gegentheil zu behaupten, im Gespräch natürlich viel verwegener, als mit der Feder, die Bleibendes für einen größeren Kreis schafft. Aber die unbetretensten Wege sind auch die gefährlichsten. Eine Wahrheit ist nicht minder wahr, weil sie jedermanns Wahrheit und deshalb mühelos und trivial ist. In solchen Fällen wird das Abweichende, „gemeinen Augen Befremdliche", eben

der Schwierigkeit zu überzeugen, der Anstrengung zu vertheidigen halber, bevorzugt, nicht etwa aus bloßer Gedankenspielerei, sondern im guten Glauben, der Irrthum sei Wahrheit oder führe doch zu ihr hin, die Hypothese beseitige wenn nicht für die Menge, so doch für die Weisen das Hindernis. So erklären sich auch gewisse Lessingsche Paradoxien und seltsame Begriffsbestimmungen. Ein kleines Beispiel aus der brieflichen Symphilosophie: Moses hatte Rousseaus Perfectibilität vielleicht nicht ganz treu, aber verständig erklärt — dem setzt Lessing (Jan. 1756) aus eigenen Mitteln eine Vervollkommnung entgegen, die sich genugsam bewähren würde, wenn sie die Menschheit immer auf gleicher Stufe hielte, und liefert so, wie nicht näher gezeigt zu werden braucht, eine in sich ganz verfehlte und absurde Definition. Freilich sind ihm solche, auch vom Halbdenker gleich zu ertappende Irrthümer äußerst selten entschlüpft, wenn er laut seinem Epigramm verfuhr „Man würze wie man will mit Widerspruch die Rede." Und hätte er die Würze zur Kost gemacht, so wäre seine Schriftstellerei nicht in der Nation lebendig geblieben.

Lessing hat in jungen Jahren mit Vorliebe Mathematik getrieben, wie zuverlässige Zeugnisse bekunden. Gewiß mußte ein so kräftiger und elastischer Geist sich lebhaft von einem Studium angezogen fühlen, das nicht wie andere Disciplinen dem Gedächtnis Stoff zuführt, sondern die Verstandesthätigkeit herausfordert. Auch lehren bedeutsame Belege, daß der seit der Schulbank und dem Umgang mit Kästner und Mylius den exacten Wissenschaften fernstehende Humanist noch im reifen Alter eine Art mathematischen Calcüls anwandte, wo der Gegenstand zur zahlenmäßigen Betrachtungsweise kaum anzureizen scheint. Wenn er 1757 du Bos' Lehre von dem auch mit den allerunangenehmsten Leidenschaften verbundenen Lustgefühl „ein wenig philosophischer" ausdrückt und die Grade des Realitätsbewußtseins abmißt, so unterscheidet er sich von ihm weniger durch die rationale metaphysisch-psychologische Begründung im Geiste Wolffs und Bilfingers, als durch die auffällige arithmetische Exemplification, welche das Umschlagen der Unlust in Lust oder den umgekehrten Vorgang im Bewußtsein erklären soll. Als gehe Lessing daran, die Stärke der Regungen durch Zahlengrößen auszudrücken und mitten in die Streitfragen der modernsten Psychologie und Aesthetik hinein zu springen; aber es

handelt ſich doch nur um eine nicht ſtreng ſachlich zu nehmende Erläuterung, nicht um eine prophetiſche Stellungnahme zur Meßbarkeit ſeeliſcher Vorgänge. Bei anderer Gelegenheit jedoch war ihm die mathematiſche Auffaſſung mehr als ein bloßer veranſchaulichender Behelf, es ergab ſich ihm aus ſolcher Auffaſſung wirklich der genauere Charakter eines Problems, das ſonſt gleichfalls den Rechner fernzuhalten ſcheint. Die von jedermann gefühlte Bizarrerie ſeiner Anſichten über die Zahl der Sinne fällt nicht ſowol der Idee der Metempſychoſe zur Laſt, als der mathematiſchen Künſtelei, den abſonderlichen, unwahrſcheinlichen Vorausſetzungen arithmetiſcher Combinationen. Man erinnere ſich, daß Leſſing gelegentlich in ſokratiſcher Verſtimmung gegen die unnütze Theorie, als er das praktiſche Chriſtenthum an den Herrnhutern darlegte, den Newton und Leibniz ihre Einführung des Calcüls in die Erforſchung des Univerſums gar ſehr verübelte und den „Algebraiſten" nicht gnädiger anließ als den Aſtronomen und den Metaphyſiker. Anderswo, wie in dem Entwurf über die Ausbreitung des Chriſtenthums, wird dagegen der Mathematik die höchſte Anerkennung gezollt, ja gerad heraus geſagt, ihre Schule ſei dem Philoſophen unentbehrlich, weil „ſie unſern Geiſt an Ordnung und deutliche, genaue Begriffe gewöhnt und ihn lehrt, was demonſtrativ iſt." Im October 1756 zeigt die gegen Moſes ausgeſprochene Befürchtung, er möchte den Aufſatz über die Wahrſcheinlichkeit nicht recht verſtehen, den vorzeitigen Abbruch ſeines lieben Knabenſtudiums und zugleich, welchen Werth er der mathematiſchen Schulung beimaß. Seine bis ſpäthin bleibende Luſt zu elementar-mathematiſchen Entwicklungen, wo ſie nicht einmal ſo recht am Platze ſcheinen, zu einer Arithmetik, deren ſich niemand verſieht, entſpringt dem Triebe möglichſt vielſeitiger Bethätigung des Verſtandes und dem Streben, möglichſt ſcharfe, beſtimmte, von einander abgegrenzte Vorſtellungen zu gewinnen. Dies ſo verdienſtvolle Streben ergab mitunter falſche Grenzen, zu ſcharfe Sonderungen. Der in den letzten Beiſpielen ausgeprägte, beim erſten Blick unweſentliche und bedeutungsloſe Zug fügt ſich nun erhellend und verſtärkend in das Geſammtbild dieſes eigenartigen Intellects; ihm ſind die arithmetiſchen Spiele geiſtige Turnübungen, und auch darin ſteht er vor uns als der große Verſtandesgymnaſtiker, der die Gabenfülle ſeiner Natur mannigfaltig, nicht zuletzt in ſchneidigen Trennungen, kühnen, noch

unversuchten und deshalb um so reizvolleren Combinationen erproben muß. Am Schachbrett saß er gern mit seinem philosophischen Freunde: der eigenthümliche Schachspielerscharfsinn regt sich auch in einigen philosophischen Versuchen, wie in den abgebrochenen Constructionen von der veränderlichen, die Fünf übersteigenden Zahl der Sinne. Die Jugendliebe erkaltete nicht völlig, da ein tiefer Zug der Gemeinsamkeit seine Art mit der Weise des Mathematikers verbindet, die nicht vom Gegenstande der empirischen Wissenschaften gefesselte, selbständige Verstandesthätigkeit.

Lessings Eigenart muß vor allem bedacht werden, wenn man kritisch an seine religionsphilosophischen Bekenntnisse und seine Religionspolitik herantritt. Wer die anscheinenden Halbheiten, Compromisse, Zugeständnisse, die einen streng logischen wissenschaftlichen Sinn verletzen, aus Achselträgerei, Furcht vor der Macht, Sucht es zwei Parteien recht zu machen herleitet, wird die Wahrheit gröblich verfehlen, weil er die Persönlichkeit misversteht. Wer umgekehrt Lessings Verhalten durch dick und dünn scrupellos billigte und dem modernen philosophischen Bewußtsein durchaus unbedenklich fände, würde sich einer sachlich nicht zutreffenden Auffassung schuldig machen. Die Zeitverhältnisse, mit denen jedenfalls gerechnet werden mußte, wenn mehr geschehen sollte als eine Predigt in der Wüste, sind oben dargestellt. Der Strateg konnte nicht mit allen Feinden rechts und links auf einmal anbinden. Galt es dem Rationalismus, so war die Orthodoxie schonender zu behandeln; galt es die Zwingburg zu cerniren, so mußten alle Truppen der Aufklärung heran. Die wichtigsten Ansprüche der Rechtgläubigkeit zugebend, traf er sie neckisch aufs Haupt, setzte sie vor dem Publikum ins Unrecht, gab sich zur ohnmächtigen Wuth des Gegners den Märtyrerschein eines Opfers blindwüthiger Verfolgung. Aber diese politischen „Evolutiones", die hie und da zu unphilosophischer Nachgiebigkeit führten, diese kleinen Manoeuvres sind wahrhaftig nicht der Haupthebel zum Verständnis seiner eigenthümlichen Haltung. König Odysseus war viel mehr als bloß verschlagen. Den voreiligen Folgerungen aus Lessings Taktik gebietet Einhalt seine sittliche Tüchtigkeit, sein allzeit reges Gerechtigkeitsgefühl, sein mächtiges Bedürfnis der Geistesfreiheit, dem nichts unerträglicher wäre als von Parteileidenschaft geknebelt zu werden, seine tiefe Sympathie mit allem Ganzen, Folge-

rechten, Charakterfesten. Nicht Halbheit, Unselbständigkeit, übergroße Empfänglichkeit, die Lessing so meilenfern liegen, vielmehr der Hang zu kühner, spontaner Verstandesthätigkeit treibt in seinen befremdlichen Zugeständnissen und Anpassungen. Das große Leibnizische Beispiel mag das Seinige beigetragen haben; wer weiß, ob Lessing sich ohne dies gefährliche Vorbild ein so weites Abbiegen von der geraden Straße erlaubt hätte? In dem Aufsatz über die ewigen Strafen steht zu lesen, wie er vom Verfasser der „Theodicee" lernte, die esoterische Lehre hinter der exoterischen für gemeine Augen zu bergen, anders zu denken und anders zu reden. Wolverstanden: nicht im Sinne des sophistischen τὸν ἥσσω λόγον κρείσσω ποιεῖν und alles zu beweisen, sondern dieselbe gute Sache nach verschiedenen Methoden zu führen, in freier philosophischer Weise und in speculativer Vertiefung des Dogmas, also auf der Bahn, die sich von Augustin bis zu Hegels Religionsphilosophie hinzieht. Der exoterische Vortrag will jeden auf dem Wege, wo der Lehrer ihn eben fand, weiter leiten zur Wahrheit, das eigene Feuer, wie Lessing sagt, zwar nicht im Kiesel verbergen, aber selbst aus dem ungeschicktesten Quarzstück Funken schlagen, eine verkehrte Meinung so lange wenden und pflegen, bis ihr Vernunftgehalt herausgelockt, die Sonnenseite an ihr gefunden ist. Leibnizens wichtiges Beispiel allein würde doch Lessing kaum zu allen waghalsigen Operationen vermocht haben, die bei dem Einen Staunen und Bewunderung, bei dem Andern Ärger und Entrüstung, bei der Menge manch drolliges Misverständnis hervorrufen, hätte in seiner Individualität nicht eine besondere Gabe das Fremde zu adoptiren gelegen. Den gymnastischen Kopf vergnügte und konnte nichts mehr reizen, als jenes durchdringende Ausdeuten, jenes logische Modeln und Umgestalten, das der Überlieferung das Gesicht nach einer anderen Seite dreht und schließlich die gesuchte Idee überall zu finden und aufzuzeigen gestattet. Seine mächtige Vorliebe für scharfe Trennungen sträubt sich nicht wider ein solches Amalgam, denn die Verbindung der Gegensätze bleibt locker und meist auf Eine Schlinge beschränkt, wo der behende Dialektiker die Widersprüche behoben, die Contraste zum Schmelzen gebracht hat. Im übrigen findet der zertheilende Scharfsinn hier erst recht das Feld für seine Übungen und Triumphe, da es weit schwerer hält, eine Vorstellung von ihrem überwiegenden Inhalt, ihrer allgemeinen bisherigen

Geltung zu lösen, als anerkannte, jedem Auge deutliche Gegensätze zu bemerken und nochmals zu sichten. Die Schwierigkeiten, die Lessing überspringen muß, um scheinbar, da er doch den einen Fuß weit hinaussetzt, mit beiden Füßen von dem Wippbrett aus den christlichen Standort zu gewinnen, um die Vernünftigkeit dieses und jenes Dogmas zu erweisen, um eine Umwälzung an die conservativste Überlieferung anzuknüpfen, sind so groß, daß die willige Bewunderung des formalen Gelingens kaum zurückbleibt hinter der unwilligen Verwunderung über das Unternehmen, wenn man dieses nur exoterisch betrachtet.

Einzelne Forscher haben gerad aus dem viel tieferen Gegensatz, in welchem sich Lessing zur positiven Orthodoxie befindet, seine im Vergleich mit der Kritik rationalistischer Aufklärer oft mildere Beurtheilung ableiten wollen. Allerdings konnte er keineswegs auf dem Standpunkte des damaligen Rationalismus beruhigt stehen bleiben. Allerdings sagt er paradox: „Je gröber der Irrthum, desto kürzer der Weg zur Wahrheit". Allerdings äußert er sich auf seiner höheren Warte manchmal so, als seien die Vertreter beider Parteien von oben gesehen ziemlich gleich, da sich die Übel der Orthodoxie verkleinerten, die Gebrechen ihrer Gegner vergrößerten. Auch ist es psychologisch begreiflich, daß wie im politischen Widerstreit, so im theologischen — man denke an Strauß — der Vorgeschrittenste mehr Sympathie für die fernen „Ganzen" als für die „Halben" zeigt. Dadurch aber wird die nähere Zugehörigkeit zur Linken nicht aufgehoben, so verstimmt und verächtlich er sie auch behandelt, und die Hauptschläge hat doch die Rechte gefühlt und nimmer vergessen. Die höchste, in Wirklichkeit doch so hoch nicht vorhandene Entrücktheit des Betrachters könnte das Bild nicht ins Gegentheil verkehren, das Fernere näher, das Verwandtere fremd zeigen. Keine Politik, wenn anders sie den Vorwurf der Felonie scheut, dürfte zur Befehdung eines Dritten mit dem Todfeind gemeine Sache machen und diesen über die tiefen Gegensätze täuschen. Warum sollen wir heute der Orthodoxie eine unmögliche Waffenbrüderschaft aufdrängen und Lessing von der Aufklärung wegsprengen, da wir doch die Zeit- und Kriegsläufte kennen, da uns Lessings Sonderart bewußt ist? In der Sprache der Christgläubigkeit Gedanken entwickeln, die aus Leibnizischer Sphäre in spinozistische oder halbspinozistische hineinragen, entschiedene Aufklärung fördern mit Hilfe eines bisher ganz anders gebrauchten

Rüſtzeuges der Rückſtändigkeit, Wunder und Offenbarungen behaupten mit Worten, die ihre Unmöglichkeit einſchließen, das ſind Triumphe der gewagteſten, ſchwierigſten Dialektik. Sind ſie aber nicht mehr als große Kunſtſtücke des Witzes? Gewiß. Der neue Wein ſoll die alten Schläuche ſprengen, der Leſer ſoll nach ſeinem Verſtändnis raſcher oder ſachter ins Eſoteriſche bringen. Das Amalgam kann, wie Leſſing am beſten wußte und im Motto der „Erziehung" deutlich genug ausſprach, doch immer nur zur Hälfte gelingen. Es erfüllt den, der alles klipp und klar buchſtabirt haben will, mit Misbehagen, es wird der unverſtändigen Maſſe nicht zum Ärgernis, es führt den Mitdenker allgemach aus der exoteriſchen Darſtellung an die wirkliche Überzeugung heran, freilich ohne ihm jeden Zwieſpalt, Sprung und Widerſpruch innerhalb der einzelnen Schrift und des Complexes zu benehmen und ſich ihm rückhalt- und lückenlos zu erſchließen.

Betrachten wir in dieſem Zuſammenhange nochmals ein frappantes, von den berufenſten Richtern beredt gewürdigtes Beiſpiel Leſſingſcher Gedankenentwicklung, deſſen Hauptergebniſſe oben zuſammengefaßt worden ſind, den Aufſatz Über den Beweis des Geiſtes und der Kraft. Seine erkenntnistheoretiſche Tendenz geht offenbar darauf aus zu zeigen, daß etwas, das auf Grund hiſtoriſcher Zeugniſſe für ein Factum, eine Wahrheit gehalten werden müßte, kein Factum, keine Wahrheit iſt, ſobald es mit der Vernunft oder der allgemeinen, noch jetzt durch Beobachtung und Verſuch controlirbaren Erfahrung in Widerſpruch geräth, daß dann aus einer ſolchen vorgeblichen hiſtoriſchen Thatſache philoſophiſch nichts gefolgert werden kann, was ſich nicht auch ohne ſie erweiſen ließe, daß demgemäß auf die bloß berichteten, nicht ſelbſterlebten Wunder der Bibel kein allgemeiner Schluß, welcher Art auch immer, zu gründen ſei. In der That, dieſe Abſicht iſt ſo vortrefflich, die Grenzen der Beweiskraft auch der verläßlichſten Geſchichtszeugniſſe, ſind ſo gut und richtig abgeſteckt, das Verhältnis zwiſchen hiſtoriſchen Ausſagen einerſeits, der Vernunft oder allgemeinen Erfahrung andererſeits erſcheint durch die unbedingte Unterordnung aller mit der rationellen Weltanſicht unvereinbaren Ausſagen ſo ſcharf gekennzeichnet, daß der Abhandlung, zumal wenn man das nachgelaſſene zweite Schreiben an Schumann hinzulegt, das ihr von Strauß und eindringlicher von Dilthey geſpendete Lob vollauf gebührt. Hat aber

Lessing wirklich nichts anderes gesagt, als was er seiner eigentlichsten Tendenz nach sagen wollte, sagen mußte? was knappe wesentliche Berichterstattung ihn sagen lassen darf? Durch den ganzen Aufsatz läuft der Ausdruck und Begriff „historische Wahrheit" oder „Geschichtswahrheit". Lessing braucht aber das Wort nicht bloß so, daß der Ausfall des anfangs beigefügten Adjectivs „vorgeblich" sich von selbst versteht, sondern er behandelt diese vorgeblichen, vermeinten Wahrheiten in gewisser Hinsicht doch als voll, richtig, unzweifelhaft. Er spricht davon, daß er sie gelten lasse, nichts dawider einzuwenden habe, die Folgerungen anderer sich gefallen lasse und sich selbst vorbehalte, andere historische Dinge danach zu schätzen. Der Ausdruck ist für einen Theil der Lessingschen Darlegung unpassend, weckt den Argwohn einer uneigentlichen, abgekürzten Bezeichnung und entspricht doch wieder dem Inhalt, indem er die Zweideutigkeit der Begriffsfassung spiegelt. Mit den gezwungenen Wendungen konnte das volle Ziel nicht erreicht werden. Die Sache liegt doch so: sind geschichtliche Facta, was sie nach ihrer strengen Bezeichnung sein müssen, echte Wahrheiten, echte Thatsachen, dann gestatten sie eben so gut sichere Folgerungen wie jedes Factum von heut oder morgen, und das Perfectum, das Tempus überhaupt macht keinen Unterschied. Wäre es, wie Lessing dem Gegner zu weit entgegenkommend einräumt, wirklich historisch unläugbar, daß Christus Wunder gethan hat, so entfiele das Recht, Consequenzen daraus abzulehnen, die sich aus der Thatsächlichkeit eines gegenwärtigen Wunders logisch ergeben würden. Lessing verdeckt die Blöße seiner Erörterung sehr geschickt, indem er bald den Gegensatz der historischen und der nichthistorischen Wahrheiten auf den Gegensatz der zufälligen Geschichtsthatsachen und der nothwendigen Vernunftwahrheiten reducirt, bald unvermerkt diese Vorstellung nothwendiger, empirisch unerweislicher Wahrheiten bei der Frage unterschiebt, ob die geschichtliche Erfahrung zur Begründung allgemeiner Lehrsätze tauglich ist. Eine schiefe, rationalistische Methode, die Lessing in dem Nachleben der Wolffschen Speculation gefahrloser anwenden mochte, als die Metaphysik nur Vernunftwahrheiten umfassen sollte, welche so streng wie logische und mathematische Wahrheiten von keiner Empirie gestützt oder erschüttert werden können. Daß in den religiösen Fragen allerdings Raum für die Erfahrung sei, übersah Lessings Scharfblick durchaus nicht, er

hat ja fort und fort aufs schönste und tiefste mit der Erfahrung des Christen gerechnet. Darum vertauscht er hier immer wieder — die Kritik der einmal concedirten Wunder Christi kam ja anderweitig zu ihrem Recht — den Begriff der historischen Wahrheit als einen der aprioriſchen Vernunftwahrheit entgegengesetzten mit dem Begriff des eigentlich, nach dem gemeinen Wortsinn historischen Factums und erobert so gewaltsam sein Ziel. Denn nur die niemals ganz zu tilgende Unsicherheit geschichtlicher Angaben, bei denen, wie Lessing am Leben Alexanders zeigt, dichtende Phantasie mitgearbeitet haben kann, verbietet, metaphysische Ansichten auf derlei Zeugnisse, falls diese der allgemeinen Erfahrung des Tages widerstreiten, zu bauen. Wenn Lessing gleichzeitig doch den geschichtlichen, d. h. nach den Quellen dafür zu nehmenden Wahrheiten und Thatsachen den Charakter echter, wirklicher Wahrheiten und Thatsachen ließ, konnte es ihm unmöglich darauf ankommen, den Glauben an historische Pseudothatsachen zu nähren, sonst hätte er der unverkennbaren Grundabsicht seines Aufsatzes aufs widerspruchsvollste entgegengearbeitet. Seine Warnung, auf geschichtliche Berichte kein metaphysisches Lehrgebäude zu gründen, wäre in den Wind gesprochen, wenn sich einmal die Überzeugung von der Thatsächlichkeit des Inhalts festgesetzt hätte und der Inhalt zugleich so beschaffen wäre, daß er mit zwingender Logik die herrschende Metaphysik durchbräche. Lessing legt großes Gewicht auf den Umstand, der seiner dialektischen Entwicklung in der That sehr zu Statten kommt, daß zwischen Christi Wundern, der Auferstehung u. s. w. und Hauptsätzen der christlichen Metaphysik, selbst dem der Gottessohnschaft, kein nothwendiger innerer Zusammenhang bestehe; so hätten denn die Wunder des Urchristenthums, die er für wirklich zu halten vorgiebt, nur die Bedeutung gehabt, die frühere Menschheit auf die neuen Heilswahrheiten aufmerksam zu machen, während sie logisch diese Wahrheiten schon damals so wenig begründen konnten wie heute. Aber auch das muß Lessingen dazu dienen, jenen Facten, deren metaphysische Beweiskraft er läugnet, die Thatsächlichkeit scheinbar zu wahren, obwol dies Zugeständnis, consequent ausgebeutet, doch die gewichtigsten Schlüsse, von Lessing selbst in der Rettung des Cardan erörtert, für das Conto der Positiven ergeben müßte. Es war eben nur scheinbar, dieses Zugeständnis, und weit entfernt, seine Zwecke durch schwankendes

Ungeschick zu vereiteln, legte Lessing die größte Geschicklichkeitsprobe ab, da trotz Paraden, Sprüngen, Windungen die Gesammtleistung unfehlbar dasteht. Daß er innerlich von der völligen Unabhängigkeit empirischer Thatsachen und metaphysischer Sätze so wenig durchdrungen war wie von der Gewißheit der vorgeblichen Geschichtswahrheiten, lehrt ja das nachgelassene zweite „Sendschreiben" an Schumann, worin jener Gegensatz fehlt, aber ein um so stärkerer Nachdruck auf die Verschiedenheit des Selbsterlebten, Selbstvernommenen und des bloß von fern her Berichteten gelegt ist. Lessing hat erst hier seine siegreiche Darlegung, daß der Beweis des Geistes und der Kraft weder Geist noch Kraft mehr habe, sondern nur Menschenzeugnis von Geist und Kraft beibringe, rein vorgetragen, nachdem sie anfangs unter Vermengung heterogener Gesichtspunkte und der bedenklichen Flagge der „historischen Wahrheit" ausgelaufen und doch in den Hafen gekommen war.

Und nochmals: es ist nicht allein die kluge, dem Gegner nicht jede Seite auf einmal bietende, den noch befangenen Schüler nicht auf einmal durch und durch fortreißende Taktik und Pädagogik, die denn doch ihre großen, in der That alsbald bemerklichen Gefahren hätte. Es ist immer wieder jene Besonderheit seiner geistigen Anlagen und Neigungen, lieber das Verwickelte als das Plane, lieber das Paradoxon als den ohne weiteres zugänglichen Gemeinplatz, lieber das Befremdende als das jeglichem Auge Einleuchtende zu suchen und reich gewürzt aufzutischen.

Ein solcher Geist konnte weder dem bequemen Rath Philosophandum est sed paucis folgen, noch sich häuslich in einer philosophischen Schule niederlassen um darin systemgläubig zu altern und seine Arbeit genügsam im Archiv der -aner und -isten niederzulegen. Er liebte später an dem jungen Jerusalem, was er selbst besaß: „Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist; und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte."

So wenig Lessings Jugenddichtungen frei über der zeitgenössischen

Production thronen, so wenig stand er von vorn herein als selbständiger Denker den zeitgenössischen Philosophen gegenüber. Wolffs Lehren waren ihm zunächst schon auf der Meißner Schulbank propädeutisch dargeboten worden, wie die kindlichen Beweise der „Glückwünschungsrede" verrathen. Der Hallenser Lehrmeister, 1740 von Friedrich dem Großen rehabilitirt, beherrschte die deutschen Katheder. Seinen Einfluß hat Lessing vollauf erfahren, wenn er auch als Student unmittelbar aus Leibniz schöpfte, bald an Bayle herantrat und um Wolffs Todesjahr, 1754, bereits die eigenen Schwingen zu rühren versuchte. Nicht zwei Perioden, des Werdens und der abgeschlossenen Reife, wollen bei ihm geschieden sein, vielmehr eine Periode der mit überkommenen Begriffen zufriedenen, allerdings in einigen Fragen schon ketzerischen Schulgenügsamkeit, die, auch wo sie stärker abweicht, noch an den Leibniz der Wolffschen Überlieferung anzuknüpfen ist, und eine nicht zu beruhigtem Abschluß gelangte, sondern in ihrer Gedankenarbeit abgebrochene Periode des Ringens um eine freie Weltanschauung, die endlich spinozistisch mit der Ablehnung des personalistischen Theismus und der Verwerfung der Teleologie rechnet. Genannt oder, weil fast selbstverständlich, nicht genannt, spielen Leibniz und Wolff die Hauptrolle in den unbedeutenden kleinen Recensionen der Vossischen Zeitung. Sehr conservativ heißt es 1752: „Das Neue sollte uns in den speculativischen Theilen der Weltweisheit alle Zeit verdächtig sein"; als er den Satz ein Vierteljahrhundert später wiederholte mit dem getrostesten Schlagwort der Aufklärung: „Die erste und älteste Meinung ist in speculativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel", geschah es, um seine bizarrste und befremdlichste Hypothese anzukündigen, und so manche kühne Ritte in unbekanntes Land waren gethan. Wie treu Lessing anfänglich im Wolffschen Geleise fortging, erhellt 1755 aus der Streitschrift über Pope und Leibniz, worin das „Gedicht" ganz zeit- und schulgerecht definirt wird, aus einigen Begriffsbestimmungen der Fabelaufsätze, aus den Noten zu Burke 1758, deren Sätze unter der Überschrift „Was erhaben und schön heißt" den reinsten und unzweideutigsten Wolffianismus in bekannter Terminologie darbieten, obwol es diesen Anmerkungen an Spuren der Selbständigkeit im Einzelnen, an Meinungsverschiedenheiten gegenüber Wolff wie Mendelssohn nicht fehlt. Erst seitdem sein Leibnizstudium sich bedeutend vertieft hatte,

wies er fast verächtlich auf die Kluft zwischen dem Meister und dem Schüler und trennte überscharf Leibnizens System von „der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit" Wolffs. Seine aufrichtige Verehrung des Meisters aber hat er jederzeit unumwunden bekannt: im Pope-Aufsatz grenzen die Worte „der Wahrheit und zugleich Leibnizen näher kommen" an Orthodoxie, in den Litteraturbriefen wird das überall gleich verbreitete Licht seines Verstandes der Nation vor Augen gehalten, in den Wolfenbütteler Beiträgen, den Zusätzen zu Jerusalem, den Gesprächen mit Jacobi seine „große Art zu denken" mannigfach gefeiert. Als 1765 die Veröffentlichung der Nouveaux essais sur l'entendement humain gegen Locke auch seiner Leibnizforschung neue Sporen gab, beschied er sich nicht mit Auszügen, sondern begann eine offenbar für den Druck bestimmte Übersetzung und in französischer Sprache einen Aufsatz über das ihm besonders interessante Verhältnis des Philosophen und des Theologen Leibniz, wobei nothwendig auch das Esoterische und Exoterische schon vor den Soner- und Wissowatiusbeiträgen erörtert worden wäre. Zu einer Lebensgeschichte Leibnizens hat er gesammelt und sich nicht auf äußere biographische Daten beschränken wollen. Seine eigene Speculation ist ohne das Leibnizische System unverständlich.

Der jugendliche Aufsatz über das praktische Christenthum der Herrnhuter mit der bleibenden Lebenslosung, der Mensch sei zum Thun, nicht zum Vernünfteln geboren, verfolgt seine hitzige speculationsfeindliche Tendenz der Kraftbethätigung doch im Gedankenkreise der Monadologie, nach welcher Substanz Kraft und jede Monas in Ewigkeit thätig ist. Er theilt mit Leibniz, zugleich mit Aristoteles, der durch seine analytische Methode der Aesthetik den größten, durch seine Metaphysik höchstens einen secundären Einfluß auf Lessing gewann, die Auffassung der Seele als einer Entelechie. Bedeutsamer wird das vervollkommnende Thun bald darauf in der zwiespältigen Skizze „Das Christenthum der Vernunft" (1753) gefaßt. Schon Mendelssohn erkannte darin die Ketzerei und gedachte der alten Vorlage, als die „Erziehung des Menschengeschlechts", vorher der Wissowatius-Beitrag, eine gewohnte Bahn mit neuem Rüstzeug beschritt. Ernste Zweifel, ob die leidige Halbheit der auf Leibniz gestützten Vermittlungstheologie Vernunft und Offenbarung zu dauerhafter Aussöhnung bringe, müssen

schon in dem jungen Bayle-Leser erwacht sein; aber kein Bayle oder Voltaire lehrte ihn, von Leibniz ausgehend, nach dem Vernunftgehalt der christlichen Dogmatik fragen, ohne kurzweg abzusprechen und auch den historischen Drang und Werth aller Etappen des Geisteslebens zu verkennen wie die Aufklärung des „selbstklugen Jahrhunderts". Daß sein erster Umdeutungsversuch mehr als bloß verwegen sei, darf freilich kaum behauptet werden, soweit das Geheimnis der Trinität in Frage kommt, dessen Rationalisirung aus Wolffschem Fahrwasser hinaussegelt. Mit einem Gedanken, in dem man Beziehungen zu Aristoteles gefunden hat, setzt er ein: Das einzige vollkommenste Wesen hat sich von Ewigkeit her mit nichts als mit der Betrachtung des Vollkommensten beschäftigen können, also, da Gott selbst das Vollkommenste ist, von Ewigkeit her nur sich selbst denken können. Wenn nun im dritten Paragraphen Vorstellen, Wirken und Schaffen in Eins gefaßt und der schöpferische Charakter der Vorstellungen Gottes behauptet wird, so meldet sich schon die spätere Idee von der Wirklichkeit der Dinge in Gott an, ein „Panentheismus", wie man es nicht schön, aber treffend nennt, der leicht in Pantheismus übergehen kann. Leibniz sieht in der Welt ein aus unzähligen Einzelsubstanzen, vorstellenden, von einander verschiedenen, unter einander im steten continuirlichen Zusammenhang bedingten, durch unendliche Vervollkommnungsstufen veränderlichen Monaden zusammengesetztes, prästabilirtes harmonisches Ganze, dem die Gottheit von Anbeginn seine unwandelbare Ordnung mitgegeben hat. Das alles findet sich, bis zu wörtlichen Übereinstimmungen mit Leibnizens System, auch bei Lessing; aber seine Paragraphen sind keine Wiederholung, wie am klarsten Zeller gezeigt hat. Der vierte scheidet: Gott kann sich nur auf zweierlei Art denken; entweder er denkt alle seine Vollkommenheiten auf einmal und sich als den Inhalt derselben, oder er denkt seine Vollkommenheiten zerlegt, eine von der andern abgesondert und jede von sich selbst nach Graden abgetheilt. Die erstere Möglichkeit ergiebt ein identisches Bild Gottes: man lasse die Scholastik von der natura naturans Gott, der natura naturata „Sohn Gott" und der Harmonie Heil. Geist aus dem Spiel, und man hat den Grundgedanken für die „Wirklichkeit der Dinge in Gott", einen Leitfaden zu dem noch unbekannten Spinozismus hin, die Idee der Einheit von Subject und Object im absoluten Er-

kennen. Ganz leibnizisch klingt, was über die Möglichkeit unendlich vieler Welten und die nothwendige Wahl der besten, die geschlossene Continuität und Unendlichkeit u. s. w. gesagt wird — unleibnizisch die Erklärung der Monaden nicht nach der prästabilirten Harmonie, sondern als zertheilt gedachter göttlicher Vollkommenheiten, der Vollkommenheit Gottes ähnlich wie Theile dem Ganzen. Ist aber jeder Gedanke bei Gott eine Schöpfung, ist der Gedanke der zertheilten Vollkommenheiten Gottes und ihr mit diesem Gedanken nothwendig identisches Dasein die Welt, dann müssen doch die göttlichen Vollkommenheiten an sich kosmischer Art sein: der sich selber ganz vorstellende, die Summe seiner Vollkommenheiten auf einmal denkende Gott denkt und schafft also die ganze Welt, die Summe aller einzelnen Dinge. Die Selbstverdopplung Gottes in der Vorstellung seiner selbst, im göttlichen Selbstbewußtsein und die Weltschöpfung sind nur noch in der Betrachtung, nicht real unterscheidbar; sonst müßte man auch eine Verdopplung des materiellen Kosmos, zwei gleiche Welten nebeneinander annehmen, hier das Universum, dort sämmtliche Theile, hier die Summe, dort alle Summanden. Daß nun das Ganze nicht als etwas von den einzelnen Theilen getrennt und unabhängig Existentes gedacht werden kann, daß das Ganze, wie auch Moses gegen Jacobi geltend machte, nur in der Auffassung seitens eines denkenden Subjectes von den Theilen verschieden wird, bedingt den naturalistischen Charakter jedes ernsthaften Pantheismus. Unmöglich war Lessing über die Consequenzen des § 13 und seines Abweichens von Leibniz schon im Klaren, vielmehr finden wir ihn noch weit entfernt von entschiedenem Pantheismus. Die Idee eines unmittelbar schaffenden, im Denken selber seine Objecte ins materielle Dasein setzenden Intellects nämlich ist streng logisch undurchführbar und nach zwei Richtungen fortzubilden: entweder macht man Ernst mit dem Begriff des Intellects und nähert sich dann dem gewöhnlichen Gottes- und Schöpfungsbegriff um so mehr, je entschiedener man das Moment des Selbstbewußtseins in den Vordergrund drängt; oder man legt das Hauptgewicht auf die unmittelbare materielle Existenz der Gedanken, um sich dann zu sagen, daß die Vorstellung, die das leibhaftige Ding selber ist, ohne den Gegensatz von Subject und Object, ohne die Verdopplung des Gegenstandes im Bewußtsein, ihren Namen mit Unrecht führt, daß ein als solcher und von vornherein

schöpferischer, also mit der Existenz des Gegenstandes zusammenfallender Gedanke gar kein wahrer Gedanke ist. Leibniz legte die erstere Stellung nahe. Auch darf in Lessings logisch durchgeführten Religionsschriften nicht alles für exoterische Maske und Anpassung erklärt werden, wiewol schon in der früheren Zeit nichts Lessings eigentliche Lehre sein kann, was einen über die teleologische Weltanschauung des Deismus hinausgehenden, die Naturgesetze mit Wundern durchbrechenden Supranaturalismus ergeben würde. Bei ernster innerer Übereinstimmung mit der teleologischen Grundlage Leibnizens und der Deisten, giebt es für Lessing nichts Übernatürliches nach der ersten Ursache, keine Wunder im Gebiete der secundären. Beweis auch die Skizzen „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion", worin so consequent wie möglich der Inbegriff aller natürlichen Religion der conventionellen Zuthaten der positiven entledigt wird, „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion", worin mit jener Hochschätzung der mathematischen Demonstration aller Schwärmerei gegenüber, ebenso consequent und ausgesprochen emancipirt, nicht Offenbarung, sondern natürlicher Lauf der Dinge zum Rechte kommen soll, bis zur „Neuen Hypothese über die Evangelisten", die auf Bruno Bauer vordeutet.

Von Leibniz entfernt sich Lessing noch in einem anderen Punkte des „Christenthums der Vernunft", in der Aufstellung des ethischen Cardinalgesetzes; dieses aus der eigenen Natur der moralischen Wesen nehmend und dabei die wahre Quelle des imperativen Charakters der Sittlichkeit, nämlich ihren socialen Ursprung übersehend, formulirt er es in dem Satze: „Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß". Dies Gebot, eine nähere Bestimmung seines Herrnhuter-Imperativs „Der Mensch ist zum Thun, nicht zum Vernünfteln geboren" und von ihm fort und fort wiederholt, fußt auf den Monaden als sich vervollkommnenden, thätigen, das All nach ihrer individuellen Art spiegelnden Seelen, athmet aber einen ethischen Individualismus, der noch über Leibnizens individualistische Tendenzen hinausgeht. Mit diesem entschiedensten Individualismus in der Menschheit rechnend, lernt Lessing „jedes Ding nach seiner Absicht beurtheilen", wie die Dramaturgie sagt, wirkliche Duldung üben, wie Montesquieu, Winckelmann, Herder andre Weisen als berechtigt und nothwendig begreifen, während

die Aufklärung die Dinge über einen Kamm scherend „will Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen". Dieser Individualismus kämpft in „Ernst und Falk" und lehnt durch erschöpfende Bethätigung der persönlichen Anlagen die Glückseligkeit eines weichen und erschlaffenden Eudämonismus ab. So war die Monadologie sittlich ausgebeutet; metaphysisch erscheint sie wieder in dem Bruchstück „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können": die Seele ist ein einfaches, unendlicher Vorstellungen fähiges, diese Vorstellungen in einer unendlichen Zeitfolge nach Ordnung und Maß erlangendes Wesen, die ganze materielle Welt bis in ihre kleinsten Theile beseelt, was Grenze setzt heißt Materie.

Leibnizisch ist bei Lessing die Continuität und Evolution. Leibnizisch, ohne das Drehen und Winden der „Theodicee", ohne ihren „anleitenden", nicht zwingenden Grund, sein streng causaler Determinismus, der auch in die Dichtwerke hineinspielt, wenn Orsina keinen Zufall kennt, Emilia dem Unvermeidlichen nur durch den Tod entflieht, Nathan den Satz „Kein Mensch muß müssen" ausbeutet. Jerusalems „Philosophische Gespräche", deren Metaphysik nirgends die Leibnizische Schule verläugnet und deren Empfindungslehre von Mendelssohn ausgeht, bieten als Mittelstück eine Abhandlung „Über die Freiheit", aus mündlichen Gesprächen in Briefform zusammengefaßt; dieselbe, welche der gute Kestner tiefbewegt auf dem Pulte des Selbstmörders neben „Emilia Galotti" gefunden hatte. „Wir können nichts wollen ohne zureichenden Grund" setzt Jerusalem gegen alle moralischen Einwände auseinander: „dies scheint mir also unumstößlich zu sein, daß wir die Lehre von der Freiheit nicht behaupten können, ohne die ersten Gründe aller unserer Erkenntnis über den Haufen zu stoßen; die Folgen davon mögen auch sein, welche sie wollen." Natürlich ergiebt sich dem Leibnizianer so die Frage nach der göttlichen unmittelbaren Ursache des Bösen, die Nöthigung zur Theodicee, welche dann mit einer Ableitung der tugendhaften Handlungen aus deutlichen, der lasterhaften aus unklaren Vorstellungen recht unzulänglich versucht wird. Es hört also mit der Unfreiheit nicht jeder Unterschied zwischen Tugend und Laster, alle Verbindung zwischen unserm gegenwärtigen Verhalten und unserm Zustand nach dem Tod auf, wie die Gegner immer wieder behaupteten und noch behaupten. Daran schließt Lessing in den „Zusätzen"

beistimmend, aber seinerseits die Unerträglichkeit des „Zufalls" betonend, eines der bündigsten und wichtigsten Bekenntnisse seiner Philosophie.

Schon früh scheint er sich von den Vorurtheilen gegen den Determinismus losgemacht zu haben, denn aus einer im März 1753 geschriebenen Recension (17, 38) blickt deutlich die Überzeugung hervor, daß der Läugner der Willensfreiheit wenigstens kein Feind der Religion zu sein brauche, und Lessing würde die Bemühungen seines Autors, darzuthun, daß im System der Nothwendigkeit das Dasein des Bösen sich keineswegs auf die moralischen Eigenschaften des höchstens Wesens erstrecke u. s. w., kaum so eingehend gerühmt haben, falls er von ihrer Verkehrtheit und Erfolglosigkeit durchdrungen gewesen wäre. Es bedeutet dem gegenüber wenig, daß er dem Übersetzer des fraglichen Buches beipflichtet, wenn dieser die „Fatalität" des Autors nur als eine bedingte Nothwendigkeit anerkannte, und noch weniger, daß der Verfasser selbst sein System der Fatalität auf die menschlichen Handlungen eingeschränkt hatte. Denn nur diese stehen beim Determinismusstreit in Frage; die Zufälligkeit des Geschehens, insbesondre im Bereiche menschlicher Willensentschließungen ist es, wogegen sich der strenge Causalitätsgedanke auch Lessings sträubt. Er glaubt an das servum arbitrium so fest wie einst Luther, wenn auch aus andern Gründen, und giebt endlich einen Fingerzeig, der, 1776 unverständlich, erst 1780 durch die „Erziehung" aufgeklärt wurde, aber fortwährenden Mißdeutungen ausgesetzt ist. Wie gar noch heute jemand in Lessing einen Anhänger der Willensfreiheit erblicken kann, scheint den Urkunden gegenüber mehr als paradox.

„Der dritte Aufsatz" sagt der treue Herausgeber „zeiget, wie wol der Verfasser ein System gefaßt hatte, das wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrieen ist, und gewiß weit allgemeiner sein würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tugend und Laster so erklärt; Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas — wenn es Etwas ist — was wir nicht brauchen, was wir weder zu unserer Thätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegen-

theils nimmermehr machen kann. — Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nehmlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehltritte noch thue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also, von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen eben so befremdendes System heben ließen? Das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte und mit wenigen hier nicht zu fassen stehet."

Es scheint, wie gesagt, unbegreiflich, daß solche Aussprüche mißverstanden werden konnten. Und doch hat man, wo möglich mit Berufung auf gewisse Redewendungen, die Lessing mit dem allgemeinen Sprachgebrauch theilt, bald seinen Determinismus ganz abläugnen, bald diese seine Denkweise durch andre widerstreitende Vorstellungen beschränkt finden wollen, weil man im ersten Falle den Determinismus mit dem crassesten und unvernünftigsten Fatalismus verwechselte, im andern Falle gerad umgekehrt nur die Nöthigung durch Beweggründe der Vernunft für die wahrhaft dem System des Determinismus entsprechende, von ihm geforderte hielt. Hie Danzel, hie Ritter. Aber bleibt die Nothwendigkeit, welche der Vernunfteinsicht entquillt, darum minder Nothwendigkeit? hört das Müssen des Guten und Richtigen aus Erkenntnis auf ein Müssen zu sein? Nicht warum ich muß, sondern ob ich muß oder nicht muß, das ist die Frage, wie Hebler den Widersachern zugerufen hat, und nur der Wahn, eine Nothwendigkeit könne allein als brutale Gewalt von außen kommen, nicht aber aus innersten Gesetzen, hat den Determinismus zum Popanz gemacht. Für den Unbefangenen giebt es in der That nur Eine Auslegung der Lessingschen Worte; denn daß man für das Beste nicht danken könnte, wenn man es wirklich bloß müßte, daß der Mensch nur für die ihm verliehene Möglichkeit, seine Freiheit zu bethätigen, dankbar sein könnte, behauptet

allein Danzel. Als sei der Erzogene nicht dankbar für den Zwang der Erziehung, der Gerettete nicht der Hand verpflichtet, die ihn, ohne seiner Freiheit den mindesten Spielraum zu lassen, mit mechanischer Gewalt aus dem Wasser riß? Freilich hieße es Lessing mißverstehen, wollte man ihm die Vorstellung unterschieben, alle Nothwendigkeit des Handelns habe ihren Grund im unwiderstehlichen Zwange von Erkenntnissen. So wenig eine solche Vorstellung dem strengsten Sinne nach von dem Leibniz-Wolffschen System gefordert war, welches die Wirksamkeit der Affecte und Triebe immerhin zuließ, wenn es diese seelischen Vorgänge gleich in undeutliche Vorstellungen verwandelte, so wenig herrscht sie bei Lessing. Das hat der Philosoph, der zuerst nach Jacobi den Determinismus Lessings, wenn auch mit einer seltsamen Ansicht des Princips, das in Wahrheit Determinismus zu heißen verdiene, doch mit triftigen Einschränkungen der im Ganzen so unverkennbaren Bestimmungslehre unseres Classikers, ausdrücklich hervorhob, das hat Ritter dargethan. Der Gegensatz zum ersten Wolfenbütteler Fragment, die Deutung des Dogmas von der Erbsünde, in welchem „die Macht unserer sinnlichen Begierden, unserer dunkeln Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntnis zur kräftigsten Anschauung" gebracht werden soll, beweist ja, insofern die Umdeutung zugleich Rechtfertigung sein will, unwidersprechlich, daß Lessing noch andere den Willen bestimmende Ursachen, als bloße Vernunftgründe kannte. Und man denke auch hier an das „Blut" der Emilia Galotti! Lessing wäre nicht der tiefe Kenner des menschlichen Herzens gewesen, wenn er zu glauben vermocht hätte, daß eine unabweisbar in That sich umsetzende Würdigung des Besten die einzige Form der Bewährung des Causalitätsgesetzes im Bereich des bewußten Wollens sei. Daß nun diese nicht in deutliche Einsichten aufzulösenden Triebe mit geringerer Nothwendigkeit wirken sollten als die vernünftigen Motive, hat Lessing nirgends gesagt, nirgends sagen können. Alles in allem mag man Lessings Determinismus durch ein Stück Fatalismus beschränkt finden: die Vernunftnothwendigkeit hat ihre Grenze nicht an irgend einem Spielraum des ursachlos freien Wollens, sondern an einer anderen, härteren, sinnlicheren Nothwendigkeit; der Zwang der Erkenntnis wird, zumal auf niederen Stufen, aber auch bisweilen bei geistig und sittlich höher gebildeten Menschen, von der force irrésistible der Naturtriebe durch-

brochen. So wäre jene Auffassung, mit der Lessing nach dem ersten wissenschaftlichen Deuter seiner Philosophie den Cirkel des richtigen Determinismus verlassen hätte, nicht eine Entfernung von Spinoza, sondern eine Annäherung: der Determinismus der vernünftigen, sittlichen, zweckthätigen Ursachen verschmilzt nicht mit einer dem Zufall holden Freiheitslehre, sondern mit dem Determinismus der irrationalen Triebe und Gemüthskräfte, die ihre Wurzeln auch in die physische Natur hinabsenken.

Aber nun zum letzten Theil jener denkwürdigen Anmerkung! Das angedeutete System kann natürlich nicht der Determinismus oder Spinozismus sein.

Das zweite, gemeinen Augen eben so befremdliche System ist das der Seelenwanderung, der Metempsychose. Mit Jerusalem, also in der ersten Wolfenbütteler Zeit erörtert, trat es erst 1780 auf den Blättern über „Die Erziehung des Menschengeschlechts" ans Licht, nachdem 1777 die Gegensätze zu den Reimarischen Fragmenten nur den alttestamentlichen Theil der „Erziehung", und zwar als die ersten Linien eines ausführlichen fremden Buches gebracht hatten: unter einem gewissen Cirkel von Freunden sei vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift herumgegangen, die scheinbare Heterodoxie werde schwinden bei einstiger Herausgabe des ganzen Aufsatzes oder gar des vollendeten Buches. Daß er die Abhandlung, denn nur um eine solche Skizze handelt es sich, nie für seine Arbeit erkennen wolle, hat Lessing auch brieflich bestimmt erklärt. Der Grund liegt nicht in ihrer echtlessingischen Tendenz und in dem befremdlichen System, sondern, noch abgesehen von Lessings 1780 vielleicht geänderter Weltanschauung, in dem mehr als irgend anderswo exoterischen Vortrag, der gleich mit dem Titel anhebt, da diese Erziehung eigentlich keine Erziehung ist.

Lessings Einkleidung, den Gang der erziehenden Offenbarung durch eine Reihe von Entwicklungsstufen zu verfolgen, knüpft an altchristliche Weisheit, mittelalterliche Schwärmerei und moderne Geschichtsphilosophie an. Paulus lehrte im 3. Capitel des Galaterbriefes: wir waren im Gesetz verwahrt, bis uns der Glaube geoffenbart werden sollte; „also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum . . . Nun

aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister". Indem die Patristik mit dem großen Heidenapostel das mosaische Gesetz als einen *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν* betrachtete, bildete sich im Widerstreit der Ansichten die Würdigung des Mosaismus, wol auch des Hellenismus, als einer vorbereitenden Durchgangsepoche zum Christenthum, namentlich bei den Häuptern der alexandrinischen Theologie, weiter aus, eine Lehre der Heilsökonomie, Anpassung, Erziehung. Schon Johannes Müller erinnerte an Epiphanius. Lessings Liebling unter den Vätern, Irenäus, überschaute die steigende Offenbarung des einigen Gottes und sah, wie den Einzelmenschen vom Bade der Taufe, so das ganze Geschlecht von Adam bis zum Heiland und heiligen Geist fortschreiten. Er entrollte die Erziehung der Menschheit von den Juden her, teleologisch die göttliche Tendenz der Heilsvollendung verfolgend in den beiden Gesetzen, dem alten, das zeitlich straft, dem neuen, das die Knechtschaft löst. Clemens Alexandrinus faßte, woran neuerdings Walch erinnerte und Lessings „Brief" gegen diesen Gottesgelehrten anknüpfte, im Paedagogus die Menschen als Schüler, Gott als Erzieher, das mosaische und das apostolische Gesetz als die Unterrichtsmittel des Logos Christus für die stetige Bildung des Menschengeschlechts. Erst den Juden gegeben, that, so lehrte man mit der christlichen Erfahrung, die Logosoffenbarung eine Weltreise unter den Völkern. Ihre Stufen betrachtete Origenes: wie das Kind die Wahrheit in Bildern lernt, so bedarf es der Besserung durch Lohn und Strafe, bis drüben die Menschheit über das geschriebene Evangelium hinaus zum ewigen gelangt und sich in Gott vollendet. Auch Tertullian, wie Epiphanius, konnte im Erdenlauf Jesu, der da gesagt hatte, nach ihm werde ein größerer Paraklet kommen, nicht die Endschaft der erziehenden Offenbarung finden. So ward der Blick auf eine dritte Staffel der Heilsleiter, eine dritte Verbriefung der Heilslehre gerichtet. „Und ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium, zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und allen Heiden, und Geschlechtern, und Sprachen, und Völkern", so hatte die Apokalypse gepredigt. Als ein Evangelium aeternum liefen wirklich unter dem Namen des calabrischen Abtes Joachim von Floris prophetische Schriften durch das dreizehnte Jahrhundert, der Franciscaner Gherardino fand im Christenthum der Kirche

kein Genügen. Das neue, dritte, Reich des heiligen Geistes sollte nun die Erfüllung bringen. Demselben Zeitalter trug ein Tractat des Pariser Bischofs Wilhelm von Auvergne wiederum die allmälige Pädagogik Gottes vor, der der Kindheit Israels einen „Elementar- oder Alphabetarunterricht" gegeben habe.

Die göttliche Accommodation war Frommen und Unfrommen eine allgeläufige Vorstellung. Spinoza bedient sich ihrer sowol im Einzelnen, um den verschiedenen, philosophischen oder judenzenden, Vortrag der Apostel, als im Großen, um Gottes „Offenbarung" zu erklären: Gott spricht zu den Patriarchen ihrer Fassungskraft gemäß, Gott giebt aus pädagogischer Rücksicht dem kindlichen Volk Israel ausschließliche Verheißungen, Gottes Königthum, da doch alles aus der Gottnatur fließe, ist eben dem schwachen Verstand angepaßt, Christi Lehre desgleichen, die Bibel zweitheilig, erst Einem, dann allen Völkern „geoffenbart" nach ihrem Begriffsvermögen. Nicht minder schaltet Semlers Kritik fortwährend mit solcher Accommodation, wenn er paulinisch die göttliche Haushaltung in ihrem Gang betrachtet, dem Apostel das Gleichnis von den Kindern, Jünglingen und Männern in Christo, der Kindermilch und der Männerspeise nachspricht und mit ihm von den σαρκικοί zu den πνευματικοί fortschreitet. Anders liest Herder die Genesis, anders der. poesielose Semler. Ihm ist die mosaische Schöpfungsurkunde „für ehemalige Juden, als für Kinder eingerichtet . . . Schon Philo sagt es: daß nur ganz einfältige Leute jene Vorstellung hätten"; aber im Bilde der Kindheit und dessen Verfolgung trifft er mit dem schwärmenden Entzifferer der ältesten Hieroglyphen überein, da er weiter von den „Anfangsgründen für die alte Welt" und einem „Abc" spricht, das der Unterstufe diente. „Wenn Kinder die Fertigkeit des Lesens schon haben, führt man sie nicht immer wieder zurück in das Abcbuch." Seine Theologie läßt das Testament der Juden dahinten: „Es bleibt allemal wahr, daß Gott durch dieses Volk einen besondern Theil seines Plans, in Regierung des menschlichen Geschlechts, erreicht hat; wenn gleich das Einzelne, das nur zum Charakter der Zeit und des Volkes gehört hat, von den Gliedern des neuen Bundes in jener Zeit und Gegend liegen gelassen wird." So faßte, gleichfalls mit starker Teleologie, der Hallenser Kritiker die biblische Offenbarung des Lehrers Gott.

Anders, teleologisch zwar, aber nicht historisch-kritisch wie Semler, nicht exoterisch einkleidend wie Lessing, Pascal. Nach einer Musterung der Religionen Asiens, deren Moral und Beweisgründe ihm nicht genügen, hält er sich, müde Gott nur durch das Raisonnement zu suchen, an die Schrift und betrachtet das isolirte älteste Volk, das jedes andere durch die jahrhundertelange Überlieferung seiner Geschichten übertrifft, einen Gott anbetet, das Gesetz Jehovahs befolgt und des verheißenen Befreiers harrt. Ehrfürchtig schaut er es an, dies ewige Volk und sein uraltes, göttliches Buch, das es mit beispielloser Aufrichtigkeit bewahrt, obwol Israels Laster darin verzeichnet stehen. Auch er schreibt in großen Zügen die Erziehungsgeschichte der Menschheit. Gott bestellte nach der Sintflut ein eigens gebildetes Volk auf Erden, das dauern sollte bis zu dem Geschlecht, welches der Messias durch seinen Geist erleuchten würde; ein „fleischliches Volk", alternd in „irdischen Gedanken" von Abrahams gesegnetem Samen und einem weltlichen Messias, von Propheten durch pädagogische Verhüllung geistiger in zeitliche Güter angetrieben, ein Volk geschaffen dem Heiland als Zeuge zu dienen. Pascal hat drei Stufen: die Heiden kennen Gott nicht und lieben nur die Erde; die Juden kennen den wahren Gott und lieben nur die Erde; die Christen kennen den wahren Gott und lieben nicht die Erde, denn das Himmelreich ist nicht im Fleisch, sondern im Geist. Christus hat das Heil erfüllt: „Als die Welt in fleischlichen Irrthümern gealtert war, kam Jesus Christus zur vorhergesagten Zeit." Moses am Eingang, Christus am Ausgang der göttlichen Bahn.

Nun erwäge man, wie Leibniz im Vorwort zur „Theodicee", mit stärkster Rücksicht auf die erst allmälig entschleierte Unsterblichkeitslehre, von den abergläubischen Heiden zu den monotheistischen Juden, die in einem kleinen Erdenwinkel aufgeklärter waren als die ganze übrige Menschheit, und zu dem Vollender Mosis, Jesus Christus aufsteigt, der die göttliche Güte und Gerechtigkeit durch Belohnung in einem anderen Leben krönt. Schon diese Sätze allein hätten Lessings Darlegung bestimmen können, aber die göttliche Erziehung und die Entwicklung zur harmonisch wirkenden Humanität war neuerdings auch durch Herder mannigfach mit größter Beredsamkeit zur Sprache gebracht worden.

In Herders taumelnder Schrift über die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" wurden die Urworte der heiligen Frühe gedeutet. Ein Jahr später, 1774, söhnte trotz dem gläubigen Standpunkt und manchen Schwärmereien sein Buch „Auch eine Philosophie zur Geschichte der Bildung der Menschheit", der jugendliche Vorläufer der „Ideen", selbst die Reimarer mit dem „phantastischen Genie" der Ältesten Urkunde aus. Daß Lessing diesen Beitrag und seine theologischen Nachbarn las und verarbeitete, kann nicht zweifelhaft sein. Dort war eine, in den „Ideen" als Spiel preisgegebene, Allegorie der menschlichen Lebensalter auf das Wachsthum der Menschheit angewendet, indem die Patriarchenzeit die Kindheit, die ägyptische die Knabenjahre, Griechenland den Jüngling, Rom den Mann bedeuten sollte, und mancher phylogenetische Schluß fand sich aus der Ontogenie gezogen, mit bitteren, faustischen Beschwerden über den Geist der gegenwärtigen Aufklärung. Entwicklung, Fortgang, Stufen der Leiter wollte der Geschichtsphilosoph zeigen, ein durch die Verhältnisse bedingtes Band von Schwächen und Vorzügen im kämpfenden Ausschreiten, Continuität auf dem irdischen Schauplatz einer leitenden Absicht, die also zur rechten Stunde es für gut befand, den gährenden Säften das Ferment des Christenthums zuzuführen und diesen menschenliebendsten Theismus nach vieltausendjähriger Vorbereitung zur Religion des Weltalls auszubreiten. Der ganze Bauplan allmächtiger und allweiser Vorsehung liegt klar vor dem Allanblick des begeisterten Teleologen, der den Gang der göttlichen Offenbarung durch die Nationen durcheilt und von der Kindheit der Naturvölker nochmals zurückschaut auf seine Urkunde der Menschenkindheit: „Unterweisung des Vaters selbst an diese Kindheit". Wieder ein Jahr später ist es dem Erläuterer des Neuen Testaments heilige Überzeugung, daß das Menschengeschlecht, so wenig es ohne Schöpfung werden konnte was es ist, eben so wenig ohne „göttliche Erziehung" wissen konnte was es weiß, und Aufschluß des Menschengeschlechts in seiner Bestimmung liest er aus der Bibel, um den Seligmacher Jesus inbrünstig anzubeten. „Erzieher der Menschen, erziehe Gott nach" lautet das A und das O seiner Pädagogik. Beruhigt und gereift legt Herder dann, nach Lessings Tod, in den „Ideen" die Metamorphosen der Menschheit und des Menschen dar, wie eine große Kette alle Geschlechter verbindet und das Zusammenwirken der Indi-

viduen uns allein zu Menſchen macht. „Erziehung des Menſchengeſchlechts" iſt der Geſichtspunkt geblieben: die Erde das Erziehungshaus unſerer Familie, zwar mit vielen Abtheilungen und Klaſſen, aber doch nach einem Typus der Lectionen, denn der Vater unſeres Geſchlechts beſtimmt als Lehrer unſeres Geſchlechts den Unterricht. Herders Humanitätsevangelium preiſt den Sterblichen glücklich, der durch die Strahlen ſeines ſtillen Beiſpiels auf die ſchönere Humanität ſeiner Brüder fortwirke und ſo, der bildenden Tradition Gottes einverleibt, in den Seelen der Menſchen thätig fortlebe. Auch das iſt leſſingiſch gedacht.

Altgewohnt, dazu kürzlich im Sturm und Drang erneut war demnach der Gedanke einer ſtufenweiſe zum Ziel führenden göttlichen Erziehung mittelſt der Offenbarung. Wenn Reimarus das Alte Teſtament als einen ganz verkehrten Kinderkatechismus herabdrückte und behauptete, Gott würde, um den unwiſſenden Kindern etwas zu offenbaren, ſeinen Schreibern „auf einmal, und vom Anfange ein kurzes und klares Lehrbuch in die Feder dictiret haben", ſo brauchte Leſſing nicht erſt jedes Wort der Erwiderung zu erfinden. Nannte doch auch der junge Goethe auf ſeinen waghalſigen theologiſchen Streifzügen die Juden einen wilden unfruchtbaren Baum, dem der ewige Gärtner das edle Reis Jeſum Chriſtum zur veredelnden Pfropfung und Befruchtung aller übrigen Bäume eingepflanzt habe. Und es ſei geſtattet in dieſen Zuſammenhängen noch zwiefach an Goethe zu erinnern: einmal, zu ſagen, wie unendlich hiſtoriſcher, poetiſcher, ſinnreicher, ſinnlicher, als die Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts, Herders alter Genoß, der Bibelleſer von Kind auf, nicht blind gegen Züge von Wildheit und Grauſamkeit die hoffnungsvolle Religion der Erzväter und die Entwicklung des Volkes Iſrael inmitten ſeiner eigenen Knabengeſchichte malte; weiter aber ſeine beliebte Betrachtung des Judenthums als des Typus ethniſcher Religion auch in der tiefſinnigen Conſtruction der pädagogiſchen Provinz Wilhelm Meiſters aufzuſuchen. Stufenweiſe bewegt ſich hier die Erziehung durch drei nicht auf Furcht, ſondern auf Ehrfurcht gegründete Religionsphaſen: Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, lehrt die heidniſche Religion; Ehrfurcht vor dem, was uns gleich iſt, der das Höhere herab, das Niedere herauf ziehende philoſophiſche Mittelzuſtand des Weiſen;

Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, die christliche Sinnesart. Zu allen dreien muß man sich bekennen, denn zusammen bringen sie die Religion der obersten Ehrfurcht hervor, der Ehrfurcht vor uns selbst: daß der Mensch emporgestiegen sich auf der Höhe des höchsten Geschöpfes halte, ohne dünkelnd und selbstisch wieder ins Gemeine zu sinken. Aus dem Credo der christlichen Dreieinigkeit weiß der Vorsteher speculativ die Trinität der Ehrfurchten zu lesen, den Zöglingen aber nach ihrer wachsenden Fassungsgabe die Lehren erst in sinnlichen Zeichen, dann mit symbolischen Anklängen, endlich philosophisch gefaßt zu überliefern.

Lessing macht auf zwei Stufen des göttlichen Lehrplanes Halt und schaut zur dritten empor, die noch nicht erklommen ist. Auch er nimmt den Makrokosmos Menschheit wachsend, lernend, denkend, handelnd wie den Mikrokosmos Mensch, auch er stellt teleologisch und optimistisch, im Gegensatze zu dem alten, schon im Meißner Glückwunsch abgelehnten Märchen von den goldenen, silbernen, eisernen Altern, zu Rousseaus culturfeindlichem Abstieg, zu Schillers rasch widerrufener Nänie auf die schönere Welt der Götter Griechenlands, die Zielentwicklung der Menschheit dar, auch er gestattet es sich, indem die Antike geistreich nur leise gestreift, Buddhismus und Islam ganz ignorirt wird, nach alter, durch christlich-religiöse Beweggründe bestimmter Methode die Sittlichkeit allein im sogenannten auserwählten Volke Gottes und im welterobernden Christenthum zu messen. Der Gang ist auch durch Reimarus nahe gelegt. Dieser hatte im Alten Testament keine Religionsoffenbarung finden können, vor allem den mangelnden Unsterblichkeitsglauben aufgestochen und die göttliche Ungerechtigkeit gegen die vorausgegangenen Geschlechter für unüberwindlich erklärt. Dem setzt Lessing exoterisch den weisen Stufengang der Offenbarung und die fortschrittlich ausgleichende Metempsychose entgegen, seine „Theodicee der Geschichte", wie Kuno Fischer so treffend sagt.

Auf einem Hügel stellt Lessing sich dar, in die unermeßliche Ferne schauend und, da schon die Dämmerung seinem eigenen Leben nahte, einen Fingerzeig aus diesem sanften Abendroth heimbringend. Die positiven Religionen sind der Entwicklungsgang des menschlichen Verstandes. Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele: nur bei unsern Irrthümern nicht? Nun rücken die knappen, dem Ende zu in lauter leidenschaftliche Fragen gefaßten Paragraphen heran, denen das Motto

aus Auguſtin auf den Weg mitgegeben iſt: Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. Was iſt Kern, was iſt Schale? was eſoteriſch, was exoteriſch? was Meinung, was Einkleidung? Der lateiniſche Wegweiſer allein hätte den Antiſemiten Schopenhauer vor der Parodie „Erziehung des Judengeſchlechts" warnen und auch den Trug verhüten ſollen, hier hauſe ſcholaſtiſcher Unſinn, jüdiſch-chriſtliche Mythologie, und es könne niemand den wiſſenſchaftlichen Werth einer Schrift ernſt nehmen, deren drittes Wort „Gott" ſei. Leſſings letztes Bekenntnis proteſtirt gegen die orthodoxe Erſtarrung wie gegen Reimarus' Offenbarungskritik und die Anſicht der Aufklärung, indem es Entwicklung zeigt im Bilde pädagogiſcher Offenbarung. Die Menſchheit wird wie ein lernendes Individuum, die ganze Summe von geſchichtlich begründeten Fortſchritten der Erkenntnis, durch welche die Menſchheit zur Höhe ihrer geiſtigen und ſittlichen Vollendung gelangt, als Erziehung durch Gott genommen, als Offenbarung, dieſe aber damit von vorn herein ihres Offenbarungscharakters im kirchlichen Sinn entkleidet. Gott erzieht das Menſchengeſchlecht — ſo durfte Leſſing ſprechen und ſchreiben, ohne an etwas anderes zu denken als an natürliche Vervollkommnung der Erkenntnis und des ſittlichen Lebens, ſelbſt wenn er ſchon mit voller Entſchiedenheit den ſpinoziſtiſchen Standort, wo ihn ſein Gaſt 1780 traf, eingenommen hätte; denn auch dann, ja dann erſt recht wäre ihm ein wunderloſes, den ewigen Weltgeſetzen entſprechendes Geſchehen als göttliches Thun erſchienen. Iſt die Natur ſelber Gott, ſo darf und muß alles als Wirken Gottes aufgefaßt werden, und dieſes Wirken nach Analogie bewußter menſchlicher Thätigkeit darzuſtellen, bliebe ein harmloſer Tropus, eine unſchuldige Poeſie; kaum daß die Gefahr drohte, das Bild für die Sache, das Dichterſpiel für die lautre Wahrheit zu nehmen. Aber, handgreiflich genug, iſt nicht bloß nach den Grundſätzen des Weiſen, der im Deus sive natura den Kern ſeiner Lehre niedergelegt hat, die von Leſſing angewandte Bezeichnung zuläſſig. Der Deiſt mit ſeinem im Voraus berechneten göttlichen Plan der Welt und aller Geſchehniſſe hätte ein noch ſtärkeres Recht, angeſichts der Menſchheitsentwicklung von einer Erziehung durch Gott zu ſprechen, da auf ſeinem Standpunkt wirklich ein bewußtes, zweckthätiges Veranſtalten der letzte Grund alles Geſchehens iſt und alle Umſtände, die

den geistigen und sittlichen Fortschritt bedingen, sammt den nothwendigen Folgen von Gottes Weisheit an rechter Stelle seinem Weltplan eingefügt sind. Eingefügt sind allerdings ohne ein besonderes Handeln, das in die ewige ursprüngliche Anordnung eingriffe . . . aber auch da würde Lessings Denk- und Darstellungsweise sich mit der Bewunderung des Weltplanes wol vertragen. Alle Vorwürfe fallen, insofern sie sich nur auf Lessings beständiges Reden von Absichten Gottes, göttlicher Erziehung, Offenbarung gründen. Sie wären dann berechtigt, wenn der Nachweis gelänge, daß Lessing mit dem Erziehungsgedanken seiner alten rationalen Weltansicht untreu geworden sei und eine der gesetzmäßigen natürlichen Entwicklung widerstreitende Einwirkung und Offenbarung angenommen habe. Aber wie? Giebt unsre Schrift der Zeugnisse nicht die Hülle und Fülle, daß Lessing allerdings eine wunderbare Aufhebung der Gesetze zugab? Stellt er nicht fort und fort die Offenbarung der Vernunft entgegen und läßt die Offenbarung das schneller geben, worauf die Vernunft von selber erst in längerer Zeit kommen würde? Schreibt er die Offenbarung nicht Einem auserwählten Volke zu, während er sie allen andern alten Völkern unzweideutig abspricht? Und wie verträgt sich das mit der Annahme, ihm habe gleichwol nur die natürliche Ausbildung der religiösen und sittlichen Begriffe vorgeschwebt? Wenn Offenbarung und Vernunfterkenntnis eins sind, wie kann die eine die andre beschleunigen oder sonst irgendwie abändern? Warum sollte man den natürlichen, vernunftgemäßen religiösen Fortschritt aller Nationen außer der Einen nicht als Frucht der Offenbarung anerkennen, wenn diese Offenbarung ein bloßes Bild für die Stufen eben dieses Fortschrittes ist?

Lessing hatte für seine Person den Offenbarungsglauben längst in den älteren theologischen Bruchstücken abgelehnt und blieb bei der Ablehnung, wie unter anderem der „Nathan" sammt den kleinen Selbstbekenntnissen über den Endzweck dieses Gedichts sattsam bezeugt. Der Glaube an geoffenbarte Wahrheiten geht dem vernünftigen Erkennen voraus — so und nicht anders kann im Grund unsere Schrift esoterisch lehren, oder man müßte allen Ernstes behaupten, Lessing habe, da er die „Erziehung" schrieb, selbst rückläufig zur Retirade in den Schoß der Orthodoxie geblasen, er habe alles in den Wind geschlagen, was sein Privatarchiv über die Entstehung der geoffenbarten Religion ver-

wahrte, und nur die alte Rechnung, daß eines jeden Menschen natürliche Religion nach dem Maß seiner Kräfte verschieden sei, gläubig umgeschrieben. Man müßte ernstlich behaupten, nicht bloß die einstigen Voltairischen Grillen über Gewaltthaten und Kunstgriffe neuer Religionsstifter seien geschwunden, sondern auch die ganze geschichtliche Ansicht von „Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion". Lessing hätte nicht mehr im Sinne der Entwicklung gemeint: „Es ging der Religion wie der Weltweisheit", das „Christus kam also" des Herrnhuter-Aufsatzes nicht mehr wie im Breslauer Fragment dahin aufgefaßt: Christus konnte zu keiner bequemeren Zeit kommen, d. h. ohne „theologische Assertion" nach den Geschichtsumständen beurtheilt, sondern nach dem Bibelwort: als die Zeit erfüllet war. Nein, die Wiederaufnahme der patristischen Erziehungsidee bedingte das Umwandeln der causalen historischen in eine finale ethische Nothwendigkeit: das „Es konnte nicht anders sein" ward zum „Es war am besten so". Man erinnere sich bei dieser gewiß einer strengen Wissenschaft nicht einleuchtenden Umwandlung, daß auch Montesquieus optimistische Geschichtsphilophie den gleichen Fehler beging, was derselbe scharfsinnige Schriftsteller neuerdings hervorhebt, der über Lessing als Teleologen schonungslos den Stab bricht. Dahingestellt bleibe, ob Lessing diesen mit der deistisch-teleologischen Grundansicht der deutschen Aufklärung getheilten Fehler innerlich schon völlig überwunden hatte; zweifellos aber ist alles Wunder in der „Erziehung" bloße Redeweise, wie denn sogar ein philosophischer Erzfeind der „Überschätzung Lessings" nur die Seelenwanderung als abergläubischen Bestandtheil unserer Schrift anstreicht.

Auch vergesse man nicht, daß nicht bloß schon 1780 die Orthodoxie, als deren unberufener Vertreter ein gewisser Schobelt an Lessings Text gottsjämmerliche Noten hängte, vor dieser „Erziehung" sich bekreuzigte, sondern auch Hamanns Ehrfurcht für die jüdische Geschichte als einzige Universalgeschichte einmal übers andere, erst ohne Kenntnis des Verfassers, dann von Lessings Autorschaft unterrichtet, diese „Erziehung" als alten Sauerteig der Modephilosophie verwarf: „Nichts als Ideenwanderung in neue Formeln und Wörter. Kein Scheblimini, kein rechter Reformationsgeist, keine Empfängnis, die ein Magnificat verdiente."

So gut Lessing die anthropomorphische Auffassung des religiösen

und sittlichen Entwicklungsganges der Menschheit überhaupt ohne Thaumatologie scheinbar festhalten konnte, eben so gut durfte er auch im Einzelnen sich jener schlichten volksmäßigen Betrachtungsweise anbequemen, welche die Offenbarung für die wahrhaftige unmittelbare Kundgebung der Gottheit nimmt. Am einfachsten, wenn er sich auf den Standpunkt des Offenbarungsglaubens eines bestimmten Volkes stellte, das denn kein anderes sein konnte als das jüdische, dessen religiös-sittliche Wandlungen ihn zunächst beschäftigten, und wenn er alles, worin Israel zu gewissen Zeiten göttliche Offenbarung gesehen, als Offenbarung gelten ließ, andrerseits allem solche Anerkennung weigerte, dem sie der jeweilige Volksglaube versagt hatte. Ein derartiges Verfahren, rein formell durchaus zulässig, obgleich nicht unzweideutig, hatte, wenn überhaupt die Metapher der Erziehung und Offenbarung fortgesponnen werden sollte, sogar den Vorzug der größeren logischen Consequenz: es wurde dem innern Wesen des Offenbarungsglaubens gerecht, der seiner Natur nach ebenso exclusiv ist als er unmöglich, ohne sich selbst preiszugeben, je den Gegensatz zur Vernunft austilgen kann. Dies Verfahren zwang weder zur wirklichen Fälschung von Thatsachen, noch ließ es wirkliche Mißverständnisse befürchten. Wer einmal den Schlüssel zu Lessings Chiffern besaß, konnte sich leicht die Vorlage aus der Bildersprache in den Sinn des Urhebers zurückübersetzen: die Offenbarung war die Summe von Lehren, welche dem Volk von seinen menschlichen Erziehern, den nächsten Werkzeugen des göttlichen, als Offenbarung dargeboten und vom Volke selbst gläubig dafür gehalten wurden; das Verhältnis dieser Lehren zu den übrigen Vernunfterkenntnissen ist jederzeit gemeint, wenn das Verhältnis zwischen Offenbarung und Vernunft zur Sprache kommt. Alle vorhin aufgeworfenen Fragen beantworten sich dann von selbst. Die Vernunfterkenntnis, die als solche in wenigen auserlesenen Geistern gereift war, kann recht wol, wenn sie von diesen Erleuchteten dem Volk als Offenbarung mitgetheilt wird, den religiösen Entwicklungslauf beschleunigen und den Weg der denkträgen Masse verkürzen. Gleichfalls ist es kein Widerspruch, wenn eine auf die Geschichte des Judenthums und seiner Fortbildung zum Christenthum beschränkte Untersuchung nur eine jüdische und christliche Offenbarung kennt und alle religiösen Anschauungen andrer Völker von vorn herein als einfache Erzeugnisse des Menschengeistes betrachtet: hätte Lessing

die Religionsgeschichte der Aegypter oder der Griechen zum Gegenstande gewählt, so würde er seiner Methode gemäß zuvörderst bei diesen Völkern wirkliche Manifestationen der Götter verzeichnet und die Offenbarung des Juden- und Christenthums nur insoweit berührt haben, als hier etwa der antike Polytheismus selbst das Walten fremder Gottheiten zugeben mochte.

Übrigens ist Lessings Gedankengang vollkommen durchsichtig. Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem Menschengeschlecht; Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht. Jede Erziehung befolgt eine gewisse Ordnung, also auch die göttliche Offenbarung. An die symbolisch gedeutete Genesis und an Leibnizens Theodicee schließt sich die Construction aus der natürlichen Religion der Deisten: wie der dem ersten Menschen verliehene Begriff eines einigen Gottes verloren ging, nachdem die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, das Unermeßliche in lauter Ermeßliches zerlegte; wie Gott dann der eingerissenen Vielgötterei abhalf, indem er in der ausgebreiteten Menschheit nicht mehr den Einzelmenschen Adam, sondern ein einzelnes, und zwar ein recht verwildertes Volk zur Erziehung erkor. Ebenso hatten die „Gegensätze" gegen Reimarus der höchsten Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung denjenigen Weg zugeschrieben, auf welchem in der kürzesten Zeit die meisten Menschen ihres Genusses fähig wurden, denn kein Volk hätte mit dem anvertrauten Pfunde der Offenbarung mehr gewuchert, als es das jüdische ohne neidischen Geheimdienst oder Kaltsinn that, um diesen Eifer den christlichen Völkern zu übermachen, insofern sie — das Goethische Bild — auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren. Die Neologie hantirte, wie gesagt, fortwährend mit der göttlichen Accommodation an den Standpunkt der Menschen; nur Semler zeigte am Neuen Testament unumwundener, daß eben der menschliche Geschichtschreiber, wie endlich Lessing ganz rückhaltlos die Evangelisten ansah, aus seiner Zeit und Art heraus sprach. Statt zu sagen, daß ein rohes Volk sich eine rohe Theologie bildet, erklärt Lessing, daß Gott sich dem rohen Volk in roherer Weise zunächst als Gott seiner Väter ankündigte, ihm durch Wunder seine Macht kund that und es ganz allmälig zum Begriff des einigen Gottes hinanleitete. Statt zu sagen, daß auf

niedrigen Stufen ein niedriger Anthropomorphismus herrscht, spricht Lessing von einer dem „Alter der Kindheit" angepaßten Erziehung und, wie Möser gegen Rousseaus savoyischen Vicar die Bändigung des ziegelbraunen Volkes durch den Mosaismus dargelegt hatte, von einer mit unmittelbaren sinnlichen Strafen und Belohnungen wirkenden Pädagogik.

Glaubte Lessing wirklich noch mit Deisten und Christen an die Ursprünglichkeit des Monotheismus, der erst in Polytheismus ausgeartet sei, wie auch Jacobis interessanter Merkurbrief (August 1774) über Pauws Recherches philosophiques sur les Égyptiens et les Chinois einen „verdorbenen Lehrbegriff" behauptet? oder war er nicht vielmehr mit Hume's Dialogen von der Ursprünglichkeit des Polytheismus überzeugt, der seinerseits sich wiederum über Fetischismus und Schamanismus erhebt? Dann sind eben auch die Thesen des sechsten und siebenten Paragraphen nur der landläufigen Anschauung angepaßt.

Er führt uns in eine Elementarschule, wo nichts der unreifen Vernunft Unzugängliches gelehrt wird. Die langsame Entwicklung der Cultur erscheint als echte Pädagogenweisheit, die gründlich unterrichten, aber nicht nach dem Fehler eitler Lehrer das Kind prahlerisch übereilen will. Charakteristisch ist, daß Lessing, schon in Meißen ein so rascher Schüler, einmal aus Leibnizischen Worten über die Wege des Autodidakten die geringe Nothwendigkeit eines allzusorgfältigen und methodischen Unterrichts für die menschliche Seele gegen moderne Pädagogen folgert. In Breslau hatte er nur von „aller möglichen didaktischen Klugheit" der urchristlichen Lehrart gesprochen. Gott mußte mit Israel in Aegypten ganz von vorn anfangen, „um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts." Da ist der *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν*, der Erzieher auf Christus, denn aus dem Judenthum ging ja das Christenthum hervor. Darf aber auch diese an einen bestimmten Gang gebundene Geschichte der Menschheit und der ethischen Stufen das Christenthum lediglich am Judenthum messen und die ganze antike Welt, die gesammte Weltanschauung und Ethik der Hellenen zumal, völlig aus dem Spiele lassen? Lessing kann bei seiner Einkleidung die

andern Völker nur ſtreifen und berührt fein ſowol die vorchriſtlichen Verhältniſſe wie die chriſtliche Überwindung der alten Welt: wie ſich ſelbſt überlaſſene Kinder blieben einige Völker ganz roh (die ſogenannten Wilden), andere bildeten ſich zum Erſtaunen ſelbſt (offenbar in erſter Linie die Griechen), doch dieſe glückliche Naturbegabung wurde von dem Kinde der Erziehung langſam, aber ſicher überholt.

Die altteſtamentlichen Schriften ſind „Elementarbücher für das rohe und im Denken ungeübte iſraelitiſche Volk". In dieſem Abcbuch, mit Semler zu reden, iſt für die Vorſtellung der Unſterblichkeit noch kein Platz. Reimarus hatte in der Offenbarung einer beſeligenden Religion und im Verſchweigen der Erkenntnis der Seligkeit einen unlösbaren Widerſpruch gefunden, den ihm Warburton's Beweis für die göttliche Sendung Moſis, daß der von Gott regierte jüdiſche Staat der Unſterblichkeitslehre nicht bedurfte, keineswegs ſchlichten konnte. Leſſings „Gegenſätze" waren der Anſicht des Fragmentiſten, das Alte Teſtament wiſſe von keiner Unſterblichkeit der Seele, von keinen jenſeitigen Belohnungen und Strafen, beigetreten, ja noch um einen großen Schritt, die Behauptung nämlich, daß die vorexiliſchen Schriften nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gäben, weiter gegangen, ohne jedoch die Folgerungen des Fragmentiſten zu ziehen. Schon hier war ein Seitenblick gefallen auf die indiſchen Veden und auf die keiner Zeit und keinem Lande fehlenden privilegirten Geiſter, die über die Sphäre der Zeitgenoſſen hinausdenkend dem größern Licht entgegeneilten und ſcheinbar der Bibel die tiefſten Wahrheiten vorwegnahmen. Es war vielmehr von dem nämlichen Seligmachenden der nämliche Begriff, die nämliche Offenbarung unterſchieden worden — nun folgte die Hypotheſe der „Erziehung des Menſchengeſchlechts" in ihrem erſten, altteſtamentlichen Theil. Leſſing erklärt mit Warburton, den ſchon ſein Aufſatz über die Elpiſtiker reſpectvoll nennt, und gegen Warburton das Fehlen der Unſterblichkeits- und Vergeltungslehre pädagogiſch, d. h. genetiſch, aus der wolberechneten Art eines Elementarbuchs, deſſen der Unterſtufe gemäße Unvollſtändigkeit doch den Weg zu den weiſe noch vorenthaltenen Wahrheiten nicht verſperrt oder verlegt. Die Jahre machen klüger. Das in die Fremde geſchickte Kind lernte in der Gefangenſchaft unter dem weiſen Perſer die Vorübungen, Anſpielungen, Fingerzeige des bei Seite geſchobenen Elementarbuchs

besser lesen und mit Morgenländern und Griechen die vom Pädagogen der Vorstufe nur angedeutete Unsterblichkeit, aber bloß sectenweise, erfassen. Es lernte im Verkehr mit dem Parsismus Jehovah nicht nur als mächtigsten Nationalgott, sondern als einigen Gott kennen. „Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung", d. h. man hörte auf, das Elementarbuch nach dem Buchstaben, nicht nach dem Sinn zu lesen. Lessing tritt an Herders Seite, wenn er, den bald planen und einfältigen, bald poetischen und tautologienreichen Stil der ältesten Urkunde bezeichnend, die Einkleidung des Abstracten in Allegorien und als wirklich erzählte Begebenheiten darlegt: Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages — „Herdern wollte man dies schöne Bild nicht gelten lassen", schaltet Campe ein; Ursprung des Übels unter dem Bilde vom Baum der Erkenntnis und der Schlange; Sprachverschiedenheit unter dem Bilde des Babelthurmes. So hatte das Elementarbuch alle guten Eigenschaften sowol für Kinder, als für ein kindisches Volk; aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Der fortlaufenden Parallele zwischen der Schule des Kindes und dem Offenbarungsglauben der jungen Menschheit bedarf es nicht, vielmehr erweist Lessing im Hinblick auf die rabbinischen Niederschläge des jüdischen Geistes, wie man, um das seinem Buch entwachsene Kind länger festzuhalten, allegorisirend, deutelnd, pressend einen spitzfindigen Verstand beförderte.

„Ein besserer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. Christus kam". Bis zu diesem tiefsten Einschnitt in der Weltgeschichte hatte die Mittheilung der Paragraphen 1777 einen Vorschmack des Ganzen gegeben, um dem ungenannten Kritiker der alttestamentlichen „Offenbarung" zu antworten. Das herausgeschälte Ergebnis wäre kurz: auf primitiven Stufen waltet sinnlich-bildliche offenbarungsgläubige Religion und eine durch gewisse Verbote „du sollst nicht" im Bunde mit diesseitigen Belohnungen, diesseitigen Strafen geleitete Sittlichkeit, ohne geistigere Erkenntnis und reinere Selbstzucht, die vom Sollen und Müssen zum Wollen sich aufschwingt. Das Kind wird nun Knabe und sieht ein, daß es zu seinen moralischen Handlungen edlere Motive hat als irdische Drohung und Verheißung. Wiederum begegnet Lessing durch einen raschen Seitenblick dem Einwand: wo bleibt die Antike, die ganze nichtjüdische

Welt? Mit dem Wink, ſchon hätten die beſſeren Elemente des nicht in den Einen Erziehungsplan eingeſchloſſenen Theiles der Menſchheit ſich gewöhnt einem Schatten edlerer Beweggründe zu folgen, wird der Griechen und Römer lockende Nachruhm angedeutet, der in der Renaiſſance von neuem ſein ſtolzes Haupt gegen die chriſtliche Demuth und Weltverachtung erhob und der Fortentwicklung des Chriſtenthums nicht ſo fern bleiben konnte wie den chriſtlichen Urlehren von Sünde und Erlöſung. Es iſt Leſſings gutes Recht, in ſeiner nach einem beſtimmten Ziele ſteuernden Skizze die Unſterblichkeit zum alleinigen Angelpunkt zu machen und die anderen großen poſitiven und negativen Tendenzen des Urchriſtenthums, ſeinen Altruismus, ſeine Leidenslehre, ſeine Welt- und Culturfeindſchaft zu übergehen, weil ſich alles im urchriſtlichen Gegenſatz von Hüben und Drüben, Fleiſch und Geiſt, diesſeitiger Reſignation und jenſeitiger Erfüllung, irdiſchem Sterben und himmliſcher Wiedergeburt umfaſſen läßt. Vom vierten Reimariſchen Fragment als dem Henkel und von Leibniz abgeſehen, iſt der Nachweis der Offenbarungsſtufen an dem beſonderen Beiſpiel der Entwicklung des Unſterblichkeitsglaubens theils aus Ideenaſſociation zu begreifen, indem Leſſings ſchon bereit gehaltene Löſung des Problems die Darſtellung des Problems mitbeſtimmt und ſo alles planvoll ſeinen geheimen Gang vorwärts geht; theils aus der ungeheuren Wichtigkeit, die Leſſing folgerichtig den Unſterblichkeitsvorſtellungen zuerkennen mußte.

Aber freilich muß man zur richtigen Würdigung begreifen, daß dies Problem ſchon nach dem erſten Anlaß und Zweck einer antireimariſchen Apologie der Mängel der altteſtamentlichen Offenbarung, kein anderes ſein konnte als die Vereinbarkeit einer in unzulänglicher Offenbarung begründeten ethiſch unzulänglichen Entwicklung zahlloſer Geſchlechter mit der Güte Gottes, und daß ſich als einfachſte Löſung der Frage Leſſingen der Unſterblichkeitsgedanke in Form der Theodicee darbot. Gewinnen alle Menſchenſeelen, wenn auch erſt nach mehrmaliger Einkörperung, ſchließlich doch die reinſte und höchſte Offenbarung und damit das letzte Ziel ſittlicher Vervollkommnung, dann iſt der Vorwurf der Härte und Ungerechtigkeit gegen einen Theil ſeiner Geſchöpfe endgiltig vom Schöpfer abgewehrt. So ward die Unſterblichkeit, die Wiederkunft Angelpunkt der Theodicee Leſſings, deſſen

freier Geist sich von den gewöhnlichen Unsterblichkeitsideen himmelweit im kühnsten und doch eigentlichen Wortsinn entfernen mochte.

Er selbst schrieb einmal ketzerisch: das, womit die geoffenbarte Religion sich am meisten wisse, die unzweifelhafte Gewähr der Unsterblichkeit, mache sie ihm gerad am verdächtigsten! und wenn er mit der Idee eines persönlichen schlechterdings unendlichen Wesens, im unveränderlichen Genuß allerhöchster Vollkommenheit, eine solche Vorstellung von unendlicher Langerweile verknüpfte, daß ihm angst und weh dabei wurde, so konnte er auch für seine Seele keinen Platz unter den Vollendeten des himmlischen Jerusalem begehren. Himmel und Hölle der christlichen Metaphysik waren ihm nichts Reales; seine geistige Auffassung ohne die groben Strafen im Jenseits, seine Verinnerlichung und nichtdualistische Abschattung von Gut und Böse hatte er in Leibnizens Anti-Soner hineininterpretirt, anders als Leibniz die unendliche Schuld ins Evangelium. Ein großer Fortschritt in der Theodicee des moralischen Übels.

„Es war Zeit, daß ein andres, wahres, nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewänne. — Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele." Die Zuverlässigkeit wird scheinbar orthodox mit dem Beweis des Geistes und der Kraft und mit der Auferstehung Christi erhärtet; freilich scheidet Lessing sogleich seinen theologischen Streitschriften gemäß die einstmalige Wichtigkeit für die Annahme der Lehre und die jetzige Wichtigkeit für die Erkennung der Wahrheit dieser Lehre, läßt es dahingestellt, ob die Prophetie, ob Wunder und Urstend noch heute beweisbar seien oder nicht, und geht der Gottessohnschaft aus dem Wege mit dem kühlen Sätzchen: „so wie ich es dahingestellt sein lasse, wer die Person dieses Christus gewesen." Das Beiwort „praktisch" trägt auch hier den Hauptaccent, denn nicht auf Speculationen über die Unsterblichkeit kommt es an, sondern auf das Regiment der innern und äußern Handlungen durch die Unsterblichkeit: „Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten." Die neutestamentlichen Schriften, worin sich diese Lehren „nach einiger Zeit aufbewahret fanden" — man beachte die behutsame beiläufige Stellung der Kanonfrage —, gaben also das „zweite bessere Elementarbuch" ab, dessen Nützlichkeit und Gehalt Lessing auch dem

seinen schwächeren Mitschülern vorausgeeilten, schon am letzten Blatte stampfenden und glühenden Individuum vorhält, um dann von neuerlichem Abwägen der Offenbarungs- und der Vernunftwahrheiten aus seine alten Versuche metaphysischer Umbildung der Dogmatik reifer fortzusetzen.

„Das Christenthum der Vernunft" und der Wissowatius-Beitrag sind Stationen vor dem vielberufenen 73. Paragraphen der „Erziehung". Mit dem philosophischen Geheimnis, dem Erkenntnisgehalt der Trinitätslehre ringend, erneuert Lessing die Conceptionen, die zum Panentheismus hin führen. Nichts von dem Dilemma Leibnizens, die Einheit der Substanz unbekümmert um die Einheit der drei Personen zu verfechten; sondern die göttliche Einheit eine transscendentale Einheit, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt und deren Verdopplung in der vollständigen, nothwendig wirklichen Vorstellung, dem Spiegelbild vergleichbar, nicht faßlicher und schicklicher als unter dem Namen eines von Ewigkeit gezeugten Sohnes populärisirt werden möchte. Jawol: populärisirt. Es konnte niemand entgehen, daß hier die Gottessohnschaft pure Redeweise und in Wahrheit nicht der christliche Mittler, sondern das Universum gemeint sei, zumal die gleich darauf völlig umgebogene Genugthuungslehre diesen Gott-Sohn faßt als den „selbständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verschwindet". Keine Silbe berührt mehr den heiligen Geist. Pure Redeweise und Hülle, wenn das Dogma von der Erbsünde damit gerettet werden soll, daß uns alles überführe, der Mensch sei auf der ersten und niedrigsten Stufe schlechterdings nicht so Herr seiner Handlungen, um moralischen Gesetzen folgen zu können, während Leibnizens „Theodicee" die Seelen alle aus dem Protoplastus Adam, mit Zuhilfenahme der Leuwenhoekschen Samenthierchen, entwickelte; durchaus exoterisch und sofort als exoterisch erkennbar, wenn im Folgenden die trotz jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen ihm von Gott gewährte moralische Gesetzgebung und die Verzeihung aller Übertretungen aus der Rücksicht auf die Vollkommenheit des Sohnes, will sagen: des Universums, abgeleitet und so scheinbar die christliche Genugthuungslehre gestützt wird. Nie hat Lessing radicaleren Gebrauch gemacht von dem, was er bei Leibniz gefunden: „daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von

einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſei, weswegen er denn oft die Gefälligkeit gehabt hätte, dieſe Meinung ſo lange zu drehen, bis es ihm gelungen, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen". Nie aber hat Leſſing zugleich in einer öffentlichen, zwar anonymen, aber unverkennbaren Schrift einen ſo weiten Schritt über Leibnizens Subſtanzenlehre zum Panentheismus gethan und ſich ſo gerüſtet zum Eintritt in den Pantheismus der Subſtanzeinheit gezeigt, wie hier, wo § 75 es beſtätigt, daß die im „Chriſtenthum der Vernunft" monadologiſch vorgetragene zweite Art Gottes, ſeine Vollkommenheiten nicht auf einmal, ſondern nach unendlichen Graden zertheilt zu denken, nichts anderes als die Welt der endlichen Dinge bedeuten kann, wo jedoch dem Spinozismus gegenüber allerdings die Annahme einer als einheitliches Subject vorſtellenden Gottheit feſtzubleiben ſcheint.

Luther haßte und würgte die Beſtia Vernunft; Leſſing preiſt das Heil der Speculation und nimmt den freieſten Spielraum für ſie in Anſpruch. Was er ſelbſt als Schriftſteller betrieb, ſucht er auch in dem Teſtament: wir ſollen kein fertiges Ergebnis finden, ſondern rechnen lernen. Verclauſulirte Übergangsſätze, dem exoteriſchen Vortrag angepaßt, führen empor zum 80. Paragraphen: mit der Aufklärungsphiloſophie wird das Ideal im Bunde völliger Geiſteshelle und derjenigen Herzensreinheit geſucht, die uns befähigt die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben. Intereſſen- und prämienloſe Tugend, ohne den Durſt nach irdiſchem Lohn, wie das alte Teſtament ihn bot, ohne einen Wechſel auf die Zukunft, wie ihn der Urchriſt zog, die Tugend, die beſſere Belohnung in ſich findet und aus innerer Pflicht gut handelt, iſt das Ziel dieſer den höheren Geiſtern alter und neuer Zeit gemeinen Ethik. Soll man Gutes thun und Laſter meiden, um mit Zinſen bezahlt zu werden? fragte der Araber. Dieſer Ethik ſteuerte der proteſtantiſche Kampf gegen Werkgerechtigkeit und Kauſeligkeit zu bis hinauf zu Schleiermacher. Sie fand Leſſing bei dem chriſtgläubigen Pascal wie bei dem Juden Spinoza: beatitudo non praemium virtutis, sed ipsa virtus. Kein Wort der Ethica war Goethen ſo aus tiefſter Seele geſprochen als der wundervolle Spruch gegen die Selbſtſucht: Qui deum amat, conari non potest, ut deus ipsum contra amet; er muß auch Leſſing vor anderen lieb geweſen

sein. Dieser Ethik huldigte der Virtuoso Shaftesbury, nachdem er vor Lessing die Unterstufe der kindlichen Leckereien und Schläge, die Mittelstufe frommer Belohnungen und Strafen überschritten hatte, wie andere Engländer, wie so manche Franzosen, wie Friedrich II., der immer wieder das Gute als Pflicht des Menschen gegen sich selbst ohne Furcht oder Hoffnung bestimmte. „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt", rief Schiller, schon bevor er, nach seinem Bekenntnis, im Hauptpunkte der Sittlichkeit vollkommen kantisch dachte, in dem Grundsatze nämlich, gut sei, was aus reiner Achtung vor der Pflicht gethan werde, und nur die Härte des kategorischen Imperativs liebenswürdiger faßte in Aufsätzen, Dichtungen, Xenien, um ein Solon neben Drakon-Kant zu sein. Ein solcher Solon war auch Lessing. Bildung der Menschheit, durch Bildung der Individuen ist das Ziel seiner drei letzten Spenden, im Einklang mit den andern Großen des Zeitalters der Humanität.

Eine leidenschaftliche Rhetorik übertönt nun die bisher so ruhige Erörterung. Wie Lessing gegen eine windschiefe Preisfrage Wielands die kalte Untersuchung und zugleich die Akme des Enthusiasmus gepriesen hat, so entfesselt er hier den Enthusiasmus der Darstellung, und der Leser kann nicht anders verfahren als der von Lessing gegen die Schwärmer und Spötter des Teutschen Merkur aufgerufene Philosoph: er unterscheidet; er bewundert den Enthusiasmus der Darstellung und prüft den Enthusiasmus der Speculation.

„Soll das menschliche Geschlecht auf diese höchsten Stufen der Aufklärung und Religion nie kommen? Nie? — Laß mich die Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen." Nun die von F. Schlegel in pathetischen Versen auf den Hercules Musagetes wiederholte Betheuerung: „Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen . . . die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird." Das dritte, das reife, offenbarungslose, uneigennützige, Religion in Moral auflösende, verstandesklare, herzensreine Mannesalter der Menschheit muß eintreten. Nochmals wendet Lessing sein pädagogisches Zeitmaß an im Fingerzeig auf jene voreiligen mittelalterlichen Schwärmer vom Evangelium aeternum, das ja dem

achtzehnten Jahrhundert auch durch den von Lessing warm geschätzten Pietisten Petersen nahe gebracht war, und der langsame Gang der Entwicklung — „wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt" — heißt ihm wieder weise Methode der Erziehung. „Geh deinen unmerklichen Schritt, weise Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte scheinen sollten zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist." Lessing glaubt, entschiedener als Leibniz, an eine von Anbeginn gleiche Vollkommenheit des Weltplanes. Mitten in seiner dramaturgischen Kritik der Favart und Marmontel wird Gott das höchste Genie — „es sei mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch sein edelstes Geschöpf zu bezeichnen" — genannt und die Weltordnung causal als eine Folge von Ursachen und Wirkungen, abzweckend zur allgemeinen Wirkung des Guten definirt, wie er mitten in der Kritik des Weißischen Richard fordert, das Ganze eines sterblichen Schöpfers solle ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein, jedes Geschehnis habe seinen Grund im ewigen unendlichen Zusammenhang aller Dinge, in diesem Zusammenhang sei Weisheit und Güte, Rundung und Befriedigung. Er huldigt der fortschreitenden Perfectibilität innerhalb der Menschheit, aber wie die flüchtigste Höhenmessung in den Reichen der Kunst von der Antike zur Neuzeit kein stetiges Steigen, sondern Berge und Thäler bemerkt, so deuten seine Worte über scheinbare Rückschritte auf die Wellenbewegungen im Wachsthum der geistigen und sittlichen Aufklärung.

Wie aber, so hatte auch der Fragmentist gleich vielen anderen gefragt, soll der Ausschluß zahlreicher Menschengeschlechter von dem Segen einer fortschreitenden Offenbarung mit der Allgütigkeit Gottes gereimt werden? Lessing antwortet mit seiner Theodicee. Es ist nicht die Leibnizische, die sich beim besten Plan, bei der Offenbarung, bei den unerforschlichen Wegen Gottes zu beruhigen sucht, wenn der Gegner einwendete, daß viele Völker den Heroldsruf Christi nicht hörten, und ob „die draußen", οἱ ἔξω, eben deshalb verdammt seien, wenngleich sie alles leisteten was sie von Natur vermochten? Aber Lessings Theodicee hängt zusammen mit seines alten Meisters Lehren von der Verbindung ewig veränderlicher vorstellender und materieller Monaden, der Continuität, der Evolution, der Metamorphose. Le présent est

chargé du passé et gros de l'avenir. Auf der anderen Seite konnte das Studium Spinozas, wie Dilthey treffend hervorhebt, das Verlangen nach einer Theodicee nur schärfen: denn ist alles in der Gottheit enthalten, giebt es nur Eine Substanz, herrscht das ἓν καὶ πᾶν, — woher das Übel? Oder um die Frage vielleicht noch präciser und philosophisch unanfechtbarer zu stellen, wenn diese alleine Substanz in ihrem innersten Wesen das Übel einschließt, was für ein Recht hat man noch, sie Gott zu nennen? Lessings Theodicee tritt, wie schon angedeutet, als Lehre von der Seelenwanderung auf.

Der Gedanke der Seelenwanderung hat selbst roher oder geistiger eine Metempsychose durchlaufen von Aegyptern, Griechen, Indern bis in moderne Tage. Zu Lessings Zeit lag er dem Geschichtsphilosophen, sei es auch nur zu allegorischer Einkleidung des einheitlichen Entwicklungsprocesses, nahe genug: „Immer verjüngt in seinen Gestalten blüht der Genius der Menschheit auf und zieht palingenetisch in Völkern, Generationen und Geschlechtern weiter", sagt Herder; der Genius der Menschheit aber ist doch eine Summe der einzelnen sich ablösenden Menschengeister. Eine halbmaterialistische und dabei doch fromme, apologetische Naturphilosophie, die von Genf her das nahe Ferney, Voltaires Burg, beschoß, schien die fortwährende Wiedergeburt wissenschaftlich zu stützen. Charles Bonnet, der Schüler des unsterblichkeitsgläubigen Euler, hatte La palingénésie philosophique, ou idées sur l'état passé, et sur l'état futur des êtres vivants vorgetragen, Lavater daraus den besondern erweiterten Theil über die Beweise des Christenthums übersetzt und Lessings jüdischem Freund unter die Nase gehalten. Alle Wesen bilden sich aufwärts aus dem Fleischlichen ins Aetherische, ohne in der unverwesbaren Zukunft das Bewußtsein der Vergangenheit einzubüßen, denn den Bildungsstoff giebt das Gehirn, in dem das Gedächtnis und eben durch das Gedächtnis die Persönlichkeit liegt. Diese wundersame Zellentheorie der ganzen Weltgeschichte läßt jeden künftigen Zustand dem germe primitif im Hirn entsteigen, wie der Schmetterling kein veredelter Raupenkörper sei, sondern erneut aus dem zerfallenden herausfliege. Bonnet, dessen Keimtheorie von der Monadenlehre abstammt, vertritt die Vorausbestimmung so fest wie Leibniz und stützt die Vernunft durch die göttliche Offenbarung und ihre von Ewigkeit prädeterminirten Wunder,

diese zur rechten Zeit spielenden Federn in der Maschine des großen Werkmeisters. Sie legitimiren den Erlöser. Der reine, gute, Gott dienende Mensch im neuen pneumatischen Leib ist die letzte Perspective der Palingenesie.

Das Aufsehen, das Bonnets krause Apologie rechts und links machte, erleichterte Lessing den Vortrag seines Systems der Metempsychose. Er berief sich im Disput auf die naturphilosophischen Scheinbeweise des Genfers, der einen neuen *λόγος σπερματικός* deducirt hatte, wie sich Goethe, gewiß kein Leibnizianer, auf die Monadologie berief, um das ewige Seelenleben zu erklären, als ihm Wielands Abscheiden die Fortdauer der Persönlichkeit, das Eingehen neuer Verbindungen im Weltall und das Durchlaufen früherer Zustände im Gedächtnis so eindringlich zur Frage stellte. Auch ihn hatte die Seelenwanderung in den ersten weimarischen Jahren innig bewegt: wie ist es möglich, rief der überwältigte Lyriker seiner alles in ihm mitfühlenden, alles beerbenden Freundin zu, daß das Schicksal uns band so rein genau? —

Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau!

„Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. — Ja, wir waren einst Mann und Weib! — Nun wissen wir von uns — verhüllt, in Geisterduft. — Ich habe keine Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All" (an Wieland, April 1776). Ein geheimnisvolles Ahnen, Ofterdingens Phantasien verwandt, ging den Stunden voraus, wo er 1782, ein Jahr nach Lessings Tod und den unklaren Speculationen seines Schwagers Schlosser, die Theages und Charikles Herders ihre Gespräche Über die Seelenwanderung für und wider halten hörte, mit ihnen in die dunklen Erinnerungen eines vorigen Zustandes und die fernen Träume erster Eindrücke tauchte, Aegypter- und Pythagoräerlehren aus dem traulichen Verkehr der jungen Menschheit mit den Thieren gedeutet, aber auch die Theodicee der Seelenwanderung berührt fand, bis die wahre Palingenesie dieses Lebens in der Erziehung des Herzens hervortritt.

Das zweite, gemeinen Augen befremdliche System, die Metempsychose, ist vor den Gesprächen mit Jerusalem nicht nachzuweisen. Was der jugendliche Recensent einmal über den Weltweisen der Mendels-

sohnschen Briefe sagt, der den Tod nicht als Zernichtung, sondern als Übergang in eine andere, vielleicht glücklichere Art von Fortdauer betrachte, und der gleichwol den Selbstmord ablehnen müsse, könnte höchstens als dunkle Vorahnung einer späteren, fest bestimmten Ansicht hierher bezogen werden. Wie in jenen Wolfenbütteler Verhandlungen bei Gelegenheit des Ursprungs der Sprache von Lessing zuerst der Güte des Schöpfers ein Weg des Unterrichts beigemessen wird, so begegnete Lessing damals mit seiner Hypothese zuerst den Schwierigkeiten des Determinismus und auch der Frage des jungen Freundes: durfte Gott den Menschen, dessen Wesen in der Kraft besteht sich die Welt vorzustellen, mit Vollkommenheiten erschaffen, zu denen er, vermöge seines Wesens, nur allmälig gelangen konnte? Wie sich aber die Unterredner mit einander vertrugen, ist nicht gebucht worden. Dachte Jerusalem daran, als er in der letzten dunklen Stunde seine und Lessingsche Blätter noch einmal anschaute, nicht ahnend, daß der Selbstmord ihm die dichterische Metempsychose und Unsterblichkeit bescheren sollte?

Nicht der Unsterblichkeitsgedanke, wie Guhrauer will, liegt im Problem der „Erziehung des Menschengeschlechtes": die Palingenesie — nochmals sei es gesagt — ist vielmehr das Mittel zur Lösung des Problems, weil eine Rechtfertigung Gottes nur in der vollkommenen Erziehung aller einzelnen Menschen, auch der vergangenen Geschlechter, beruht. Die Metempsychose erscheint hier wenn auch nur hypothetisch, so doch streng sachlich gedacht. Es wäre ja die einfachste Lösung, sie mit Goethes Spruch „Die schönste Metempsychose ist die, wenn wir uns im andern wieder auftreten sehn" als ein bloßes Bild für das Fortleben in der Menschheit zu nehmen, eine bloße Metapher für das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, die keine Entelechie zu nichts zerfallen läßt. Dies herauszulesen und sich so Lessings befremdliches System anzueignen, auch die Vererbung und Anpassung der Naturwissenschaften und ihre Biogenese behutsam heranzuziehen, an den Stufengang des Unterrichts besonnener als es wol geschehen zu erinnern, fühlt man sich stark versucht. Bei der Schwierigkeit, daß ein durchaus esoterisches Bekenntnis auch in den neben der „Erziehung" erhaltenen Bruchstücken nicht vorliegt, die Hypothese aber, wie sie dasteht, in der That für gemeine Augen seltsam genug ist, daß Lessing endlich mit dem Ausdruck „gemeine Augen" selbst zu einem unge-

wöhnlichen, unwörtlichen Verständnis auffordert, möchte der Leser gern Lessingen interpretiren wie Lessing den Leibniz und die christliche Metaphysik. Die Metempsychose, angedeutet in dem Aufsatz über die ewigen Strafen, beherrscht als ernste Grundansicht die nachgelassenen Anmerkungen zu Campes „Philosophischen Gesprächen" (1773) wie das nicht völlig zu Ende denkbare Fragment „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können" und ist bestens bezeugt durch die eingehende Berufung auf Bonnet 1780. Viel Mühe für eine bloße Metapher! Campes oder seines Agathokles Erwiderung auf die Frage nach dem Grunde der von Gott beliebten Bildungsunterschiede, diese Frage gehöre offenbar nicht hierher, hat Lessingen im Herbst 1778 angetrieben eine „Grille" für Campe aufzusetzen, die mit beredten Gedankenstrichen abbricht: „Denn wie, wenn ich aus der Unbeantwortlichkeit der Frage schlösse, daß der Gegenstand der Frage ein Unding sei? Wie, wenn ich sagte, daß jeder Mensch oder jede Seele, so lange sie als Mensch erscheint, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung seiner Fähigkeiten gelange? Ist es denn schon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es denn schlechterdings so ganz unsinnig, daß ich auf meinem Wege der Vervollkommung wol durch mehr als Eine Hülle der Menschheit durchmüßte? Vielleicht war auf [?] diese Wanderung der Seele durch verschiedne menschliche Körper ein ganz neues eignes System zum Grunde? Vielleicht war dieses neue System kein andres als das ganz älteste — — —".

Nicht so stark wird das System in dem Bruchstück, „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können" durch solche „vielleicht" als bloße Hypothese vorgetragen. Es heißt da nicht allein unter Berufung auf Platon, Pythagoras und die Weisen des Orients das älteste aller philosophischen Systeme, sondern auch geradezu das einzig wahrscheinliche („wie ich glaube"), das nur durch zwei Dinge „verstellt", d. i. nach Lessings Sprachgebrauch: entstellt worden sei. Diese zwei Dinge nennt aber das schwierige Fragment nicht mehr, und eine einigermaßen sichere Ergänzung ist versagt. Die Definition der Seele als eines einfachen, unendlicher Vorstellungen fähigen Wesens fußt auf Leibniz, dessen Lehre auch in den folgenden Thesen durchschlägt; aber neu erscheint die Verbindung des Begriffs der Organisation mit dem Begriff der Sinnlichkeit, wonach „ein organischer Körper die Ver-

bindung mehrerer Sinne" ſein ſoll. Befremdlicher noch als dieſe Anſicht vom Weſen der Organismen, ja ſehr paradox dünkt uns die mathematiſche Ausführung der Hypotheſe. Mit der Vorſtellung, daß die Vollkommenheit der Organiſation durch die Zahl der Sinne beſtimmt, ſolcher Sinne jedoch außer den uns bekannten noch viele andere, zur Erfaſſung irgend welcher Naturkräfte dienende möglich ſeien, vermählt Leſſing den Gedanken der Metempſychoſe und conſtruirt eine Stufenfolge der Ausſteuer, welche die menſchliche Seele im Laufe der Zeiten durchwandelt. Dergeſtalt, daß damit alle möglichen Combinationen der Sinne, deren Einzelbeſitz die erſten durchlaufenen Geſchlechter gekennzeichnet hätte, alle Amben, Ternen, Quaternen u. ſ. w. der Reihe nach erſchöpft würden. So erſcheint die gegenwärtige Sinnenausrüſtung des Menſchen natürlich als eine bloß zufällige Quinterne in einer langen variablen Folge der Vergangenheit und Zukunft. Und Leſſing treibt die Bizarrerie dieſes Rechenexempels noch weiter, indem er, ſeine übrigen Vorausſetzungen feſthaltend, eine wenigſtens negative Beſtimmung der keineswegs als unendlich zu denkenden Zahl der Elementarſinne giebt. Er gründet ſie einerſeits auf die Unmöglichkeit einer in irgend einem Zeitpunkte durchlaufenen oder abgeſchloſſenen unendlichen Reihe, andererſeits auf die Thatſache, daß die gegenwärtige Organiſation wirklich ſchon eine Mehrheit zuſammenwirkender Sinne aufweiſt, während nach jenen Prämiſſen bei einer Unendlichkeit von urſprünglichen Einzelſinnen die Entwicklung doch nicht einmal bis zu Amben hätte führen können. Neben dieſen Sonderbarkeiten birgt das Fragment tiefe und ſchöne Gedanken. Durch die Exemplification auf die denkbaren Sinne zur Auffaſſung elektriſcher und magnetiſcher Krafteinflüſſe bewährt Leſſing ein treffliches Verſtändnis für den allgemeinen mechaniſchen Typus ſämmtlicher Naturwirkungen, die, durch irgend einen Sinn percipirt, ein ſpecifiſches, ſubjectives Gepräge erhalten, außerhalb ſolcher ſubjectiven Verarbeitung aber nur ihrer mechaniſchen Grundlage nach ſich erkennen laſſen. Es iſt ſomit ſchwer zu begreifen, wie ein geiſtreicher Kopf Leſſingen als Motiv ſeiner Gedanken das Bedürfnis zuſchreiben mochte, das Hereinwirken eines myſtiſchen Seelenreiches in unſere Welt als dereinſtigen Gegenſtand wirklicher Anſchauung und Wahrnehmung zu faſſen. Der im Fragment ausgeſprochene Entwicklungsgedanke reimt allerdings nicht mit dem Deſcendenzprinzip der

heutigen Biologie, und das Urtheil eines andern hochverdienten Auslegers, Lessing habe die Entwicklungsidee der Naturwissenschaft vorweggenommen, ist nur aus dem Geist einer Zeit zu verstehen, die noch immer die vagen Schemata der Naturphilosophie mit Naturwissenschaft verwechselte. Die nach Maßgabe der Leibnizischen Monadologie gedachte Seelenwanderungslehre verfolgt ja im Gegensatze zur Descendenz das Beharren eines Elements durch die bunteste Fülle von Gestalten hindurch, ohne über deren physischen Zusammenhang eine Vermuthung darzubieten. So viel zwar unterliegt kaum einem Zweifel, daß Lessing, wenn er auch die organischen Körper, in denen die Monade eines Menschengeistes der Reihe nach Einkehr hält, vielleicht nicht gerad als Glieder einer einzigen, in ihrer Form wandelbaren Folge von Geschlechtern aufgefaßt, doch an keinen anderen Schauplatz für diese wechselreichen Verkörperungen der Seele als an unsere Erde gedacht hat. Die seit dem siebzehnten Jahrhundert verbreitete Vorstellung, daß einzelne der Seele zum Aufenthalt dienende Organisationen fremden Planeten angehören möchten, wird von ihm selbst mit keiner Silbe berührt und könnte nur willkürlich in seine Gedanken hineingedeutet werden. Verhält es sich aber so, dann muß die Idee einer Descendenzverbindung zwischen den auf einander folgenden Herbergen der Monas ziemlich nahe erscheinen, wenn sich Lessing die Reihe dieser organischen Verkörperungen nur halbwegs der Abstammungslehre gemäß vorgestellt hätte. Doch wie wenig dies der Fall, wie grundverschieden seine Betrachtungsart von dem Transformismus war, erhellt daraus, daß jene Reihe keineswegs bloß immer vollkommenere, weil immer sinnenreichere Gebilde vorführt. Vielmehr bezeichnen die einander ablösenden Phasen größtentheils dieselbe Vollkommenheitsstufe, mit gleicher Zahl verschiedener, ungleichartiger, unvergleichbarer Sinne, also die eine mit Gesicht und Gehör, die zweite mit Geruch und Geschmack u. s. w. Man halte ferner nur das Fragment und die „Erziehung des Menschengeschlechts" selbst zusammen, so warnt diese Schrift, die es mit einer Wanderung durch menschliche Individuen zu thun hat und damit die Möglichkeit eines genealogischen Bandes gewährt, eindringlich davor, mehr als eine bloße Verträglichkeit, höchstens eine leise Neigung sich zu verbinden, im Verhältnis beider getrennter Ideenkreise, der Metempsychose Lessings und des naturwissenschaftlichen Transformismus, zu

ſehen. Denn nicht einmal innerhalb des Menſchengeſchlechts iſt die pilgernde Seele an eine ſtetige Geſchlechterfolge gebunden: ſie braucht ſich nicht an einen Stamm, eine Familie zu halten, ſondern kann in verſchiedenen Stämmen ihren Wohnſitz aufſchlagen und gleichſam in weiten Sprüngen zu demjenigen zurückkehren, von deſſen Gliedern ſie eines vordem belebt hatte. Unausgemacht iſt ſogar nach dem Vortrag der Hypotheſe und nach dem Grundgedanken der ganzen Schrift über die Hauptperioden der „Offenbarung", ob die Einkörperung nicht lange Pauſen, die Seele nicht durch unbeſtimmte Zeiträume einen Dornröschenſchlaf erleiden könnte, bis ſie von neuem in ſinnbegabte organiſche Körper, aus der Gebundenheit erlöſt, einkehrte. Um wie viel weniger braucht dann die Folge ihrer Erſcheinungen dem Deſcendenzverhältnis zu entſprechen!

Leſſing ſuchte alſo ſeiner Hypotheſe, die Seele erlange ihre Vorſtellungen nach und nach in Ordnung und Maß der Sinne, ſie ſteige von einem zu zweien, dreien, vieren und ſo weiter in allen möglichen Combinationen, jede Schwierigkeit von Seiten der Theodicee durch die Hypotheſe von der Seelenwanderung zu benehmen, wonach das Individuum durch alle untern Stufen zu der gegenwärtigen und den künftigen gelange. Leſſing ſucht in der „Erziehung" mittelſt derſelben Hypotheſe jedes Individuum am Fortſchritte der Cultur zu betheiligen. Es iſt geſagt worden, der Erziehungsgedanke ſelbſt wäre für Leſſing ohne die Metempſychoſe undurchführbar geweſen, denn Erziehung des Menſchengeſchlechts ſei ein leeres Wort ohne die Identität des erzogenen Subjects. Erziehung ſetzt freilich ein Subject voraus, das mindeſtens ſo lange beharrt, als ſie ſelbſt dauert; wenn aber der Begriff der Erziehung auf das Menſchengeſchlecht angewendet, wenn die Menſchheit als Ganzes erzogen werden ſoll, iſt dann das Beharren des Subjects nicht ohnehin verbürgt und bedarf es der Fortdauer des einzelnen Individuums? Eine ſolche rein formelle Erwägung genügt nicht für die anderen Argumente, durch welche die Metempſychoſe ſo urſprünglich mit der Erziehung verſchmolzen werden ſoll. Rößler in einem kleinen ſcharfſinnigen Aufſatz meint, kurz geſagt, daß zu Leſſings Zeiten eine ſittliche Erziehung, ein ſittlicher Fortſchritt an und für ſich ohne Metempſychoſe nicht ausdenkbar geweſen wäre: denn erſt Hegel habe durch die Idee objectiver Zuſtände und Einrichtungen, der Nieder-

schläge des Allgemeingeistes, das Verständnis für eine Überlieferung erschlossen, die den Erwerb einer bestimmten Generation, auch den sittlichen, ohne Continuität der Individuen oder Einzelgeister den folgenden Geschlechtern erhalte. Zu viel Ehre für den Erkenntniszuwachs des neunzehnten Jahrhunderts. Sollte das achtzehnte wirklich die so leicht zu begreifenden Triebe der ethischen Entwicklung noch ganz übersehen, sollte die Welt wirklich nöthig gehabt haben erst von Hegel zu lernen, wie sittliche Grundsätze, die eine Generation sich erarbeitet, in der nächsten dadurch, daß sie schon der zarten Kindheit des folgenden Geschlechts eingeimpft werden, zu erhöhter Geltung und Wirksamkeit gelangen? Eines aber ist wahr und schon früher von der Forschung bemerkt worden, daß nämlich der Erziehungsgedanke an Schärfe, Kraft und Fülle gewinnt, wenn zu dem pädagogischen Mittel der auf die künftigen Geschlechter vererbten neuen Grundsätze sich noch das andere einer Fortdauer der innern seelischen Anlagen, wie sie die Bethätigung der Grundsätze schafft, hinzugesellt. Und eine solche Fortdauer böte die Metempsychose auch beim Erlöschen jeder Rückerinnerung eines früheren Daseins: denn die Anlage haftet bekanntlich nicht an der lebendigen Gegenwart ihrer Ursachen in der Seele, sie liegt im Grunde des Geistes, dessen persönlich-identisches Fortbestehen daher auch ihre Erhaltung ermöglicht, während bei völlig individueller Verschiedenheit der Subjecte die von einer früheren Generation erworbenen Anlagen für die folgende verloren wären, falls nicht dennoch eine unbegreifliche Vererbung die Übertragung vermittelte.

Sei dem, wie ihm wolle. Die Metempsychose dient Lessingen nicht als Vehikel des Erziehungsgedankens, sondern sie ist von ihm concipirt als Mittel zur Lösung des Problems, das Reimarus aufstellte und auch die patristische Erziehungsidee nur unzulänglich erledigt, wenn eben nicht die Seelenwanderung zu Hilfe kommt. Diese Auffassung erklärt, wie schon Dilthey sah, das Perfect in dem Satze „Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben" gerade so gut, ja weit besser als die Deutung, nur die Frage nach der Möglichkeit eines sittlichen Fortschrittes des ganzen Geschlechts habe Lessingen bekümmert. Nicht soll gesagt sein, daß die einzelnen Menschen persönlich alle Vorstufen durchlaufen haben müßten, damit die Menschheit eine neue Staffel des sittlichen Fortschritts er-

klimmen könne; sondern die Überzeugung will sich wirklich kundgeben, daß das Menschengeschlecht erst dann wahrhaft zur Vollkommenheit gelangt, wenn alle Individuen die Höhe geistiger und sittlicher Vollendung erstiegen haben. „Die ganze Bahn" ist im strengsten, unbeschränktesten Sinne gemeint: nicht das ganze Stück unterhalb einer beliebigen herausgegriffenen Staffel, sondern die ganze Leiter von der untersten Sprosse bis zu ihrem höchsten, unübersteiglichen Ende. Die Metempsychose giebt hier das entscheidende Hilfsmittel der Theodicee, das abschließende letzte Wort zur Vertheidigung der scheinbaren Offenbarungsmängel; daß sie außerdem noch dem Erziehungsgedanken, der diese Gebrechen zunächst entschuldigte, sattere Farben leiht, macht sich Lessing nur als erwünschten Nebengewinn zu Nutze.

Fein knüpft er die erste Andeutung frageweis an die „Schwärmer" des alten Evangelium aeternum: „Kömmt er wieder? Glaubt er wiederzukommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!"

Fortschritt des Ganzen folgt aus dem Fortschritt der Theile, oder bildlich gesprochen: das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, wird durch die kleineren schnelleren Einzelräder in Bewegung gesetzt. Jeder einzelne Mensch durchläuft die Bildungsbahn der Menschheit. Ist es nicht möglich, in einem und demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ zu sein — warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Diese Hypothese heißt auch hier die älteste des menschlichen Verstandes. Frage folgt auf Frage:

„Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen? Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet? Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wol mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf

itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Mit diesen enthusiastischen Worten schließt der hundertste und letzte Paragraph der letzten Schrift, welche die Nation, die Menschheit von Lessing empfing. „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" Eine Entelechie ist unendlich. Nichts Geistiges geht im gesammten Geistesleben verloren, das ist Lessings Hoffnung und sein fester Glaube.

Und es begab sich, daß mehrere Jahre nach Lessings Tode seine geistige Arbeit im bloßen Bericht eines Dritten die Geister aufs mächtigste erregte, den Blick gewaltig auf ein großes philosophisches System hinlenkte, der Forschung bis heute besondere und allgemeinere Probleme stellte, ihn selbst im strebenden Bemühen zeigte. Lessings Todesjahr ist das Geburtsjahr der Kantschen Kritik. Als diese ihren langsamen Lauf nahm, fiel wie eine Bombe der Allarm ein: Lessing war Spinozist! Friedrich Heinrich Jacobi brachte diese Enthüllung 1785 in dem Büchlein „Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn".

Eine weiche, reichgebildete, gern verehrende und sich hingebende, liebenswürdige Persönlichkeit, die, seit die lebensfrischen Frauen seines Kreises vorgebaut, auch Goethes Verachtung der brüderlichen „Jackerls" besiegte und trotz schweren Conflicten seine Freundschaft festhielt, hatte der sechsundzweißigjährige Düsseldorfer 1779, nachdem schon früher grüßende Botschaften gewechselt und Jacobische Urtheile über die „Älteste Urkunde" in Wolfenbüttel mit Interesse aufgenommen worden waren, zutraulich und enthusiastisch wie ein Jüngling „Fülle der Liebe" Lessingen entgegengebracht und nicht vergebens bei ihm angepocht. Den alternden Mann beglückte diese aufrichtige Stimme aus der neuen Generation, dies unbegrenzte Vertrauen auf seinen Rath und Beifall, dieser warmherzige Anschluß. *Δός μοι ποῦ στῶ*, das Motto der Jacobischen Spinozaschrift, ist auch die Losung seiner Correspondenz und Gespräche mit Lessing. Das Schwanke des Grazienpriesters Johann Georg, war auch dem jüngeren Bruder nicht erlassen, der noch in späten Jahren seinen Widerstreit, er sei mit dem Verstand ein Heide, mit dem Gemüth ein Christ, zu dem klärenden Beichtiger Schleiermacher trug, wie

ehedem dasselbe Dilemma sammt allen Autor- und politischen Sorgen zu Lessing. Der französischen Schulung des Lyrikers George entspricht bei Fritz die Sympathie mit dem zarten, weltmännischen, empfindungsvollen Platonismus eines Hemsterhuys. Werthers blasse Romanvettern, Allwill und Woldemar, unplastische wortreiche Abbilder Jacobis und Goethes, leben und weben in einer sentimentalen Welt sublimirter und destillirter Empfindungen, welche unter den Männlein und Weiblein ein ewiges Anziehen und Abstoßen ergeben und weit hinwegirren von der Naturgewalt des Goethischen Kunstwerkes, aber mit ihrer casuistischen Selbstbeobachtung Lessings psychologische Theilnahme weckten, so daß er nicht bloß nach „Woldemars" Anfängen echt lessingisch für die „gefühlvolle und unterrichtende" Stunde dankte, sondern auch den müden, durch eine böse Absage Goethes tief verwundeten neuen Freund mit Erfolg zur Fortsetzung beider Seelenromane anspornte. Im innersten Grunde gingen sie weit auseinander: Lessing der den Rationalisten durch freieres Verständnis der Dinge überlegene Aufklärer, kritisch, folgerichtig — Jacobi der Gefühlsphilosoph, ängstlich vor strengen Consequenzen des Verstandes, durch unüberwindliche Bedürfnisse seines Gemüthes aus der kalten Sphäre des Wissens in die warmen Lüfte des Glaubens getrieben, fromm und gläubig dem Übersinnlichen zugewandt. Nach Lessings Tod hängte er sein Herz an Hamann.

Während der Händel, die sein Bericht über Lessing heraufbeschwor, schrieb ihm Goethe einen herrlichen Brief, so duldsam wie entschieden: „An dir ist überhaupt vieles zu beneiden! Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde und ein langes p p p p. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wol werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen. Übrigens bist du ein guter Mensch, daß man dein Freund sein kann ohne deiner Meinung zu sein, denn wie wir von einander abstehn, hab ich erst recht wieder aus dem Büchlein selbst gesehen. Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten p. 77 und überlasse euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt ibid. Wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben p. 101, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva spricht, und sagt: Hoc

cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum; so geben mir diese wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen werde und was mir zugeschnitten ist."

Jacobi hatte sich eifrig, mit der Absicht einer Widerlegung dieser ihm die consequenteste scheinenden Philosophie, in das Studium Spinozas versenkt. Nach Bundesgenossen suchend, kam er im Sommer 1780 gen Wolfenbüttel, noch voll von dem „unsäglichen Vergnügen", das ihm die „Erziehung des Menschengeschlechts" bereitet, voll auch von Scrupeln über § 73, um mit Lessing zu philosophiren und „in ihm die Geister mehrerer Weisen zu beschwören, die ich über gewisse Dinge nicht zur Sprache bringen konnte." Gleich am 5. Juli war unter ihnen lebhaft von Atheisten, Deisten, Christen die Rede. Am nächsten Morgen reichte Jacobi, noch mit Correspondenzen beschäftigt, seinem Besucher ein Gedicht aus der Brieftasche, damit Lessing, der so manches Ärgernis gegeben, auch einmal eins nehme. Das Gedicht war Goethes „Prometheus", den Jacobi dann 1785 warnend und mit leidigen Vorsichtsmaßregeln seinem Spinoza-Buch einverleibte; aber Lessing nahm kein Ärgernis an den „sehr harten Ausdrücken gegen alle Vorsehung", im Gegentheil: „ich find' es gut . . . es gefällt mir sehr" antwortete er dem betroffenen Gast. Sein Beifall geht ins Innere: er bekannte sich zu dem Gesichtspunkte, den Goethes titanische Zeilen der armen Göttermajestät, der allmächtigen Zeit und dem ewigen Schicksal gegenüber behauptet hatten, und erklärte, das schon lang aus erster Hand zu haben. Das Prometheusdrama des Aeschylus, wie Jacobi berichtigend nachtrug, war auch zur Sprache gekommen. „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. *Ἓν καὶ πᾶν*! Ich weiß nichts anders." Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden, fragte Jacobi in wachsender Bestürzung. „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern" lautete Lessings hypothetische Antwort, und am nächsten Vormittag begann er das zufällig unterbrochene Gespräch über das *Ἓν καὶ πᾶν* und Spinoza von neuem. Er hatte Jacobis

jähen Farbenwechsel wol bemerkt. Als nun Jacobi seine Verwirrung über das „so platt herausgesagte" Glaubensbekenntnis eines Mannes zugab, von dem er Hilfe gegen Spinozas Bedrängung hoffte, da konnte Lessing nicht anders, er mußte die Meinung des Partners, daß consequentes Denken zum Spinozismus führe, in die Aufforderung kleiden: „Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es giebt keine andere Philosophie als die Philosophie des Spinoza." Vom bündigen Determinismus aus versenkte sich die Unterredung in die schwersten Fragen des Systems, das beiden wolvertraut war. Jacobi rettete sich hinter seine unverlierbaren theistischen Schanzen: „Im Spinoza steht mein Credo nicht?" — „Ich will hoffen, es steht in keinem Buche" schaltete Lessing überlegen ein, so seinerseits wie mit jenem obigen „Wenn" ein ganzes Genügen und Zuschwören abweisend. Und als der andere den Glauben an eine beständige persönliche Ursache der Welt bekannte, reizte ihn Lessing mit einem neckischen „O desto besser! Da muß ich etwas ganz neues zu hören bekommen", worauf der gläubige Philosoph sein unmittelbares Ergreifen des Übersinnlichen mit größter Naivetät als Rettung durch einen Salto mortale kund gab, jenen berühmten Kopfsprung, den F. Schlegel, vor seinem eigenen und schmählichen, der Friedrich-Heinrich-Jacobiheit so höhnisch zu Gemüthe führte. Lessing höhnte nicht, dazu war ihm der liebreiche, wahrheitsuchende, unterrichtete Gast zu werth, aber er schraubte den Springer ein wenig, während das Gespräch über das „Kopfunter", das er nicht nachmachen wollte, weiter lief und Jacobi den causalen die finalen Ursachen entgegenhielt und den Fatalismus, denn das war ihm Spinozas Lehre, analysirte. Lessing pries Spinoza gegen „unsere elende Art, nach Absichten zu handeln", ja er schickte der Frage nach den Vorstellungen einer persönlichen außerweltlichen Gottheit gleich die nähere nach: „Etwa nach den Vorstellungen des Leibniz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist", was er erst noch bekräftigte, dann aber, recht wie es im eifrigen an- und abschwellenden Widerstreit zu geschehen pflegt, als etwas zu viel gesagt abschwächte, da Jacobi mit Recht vor der Hypothese schwindelte, Leibniz habe keine überweltliche, sondern nur eine innerweltliche Weltursache geglaubt. Dagegen fand Jacobi keinen Unterschied zwischen Determinismus und Fatalismus, Leibnizischer und spinozistischer Psychologie und berief sich auf Mendelssohns Erweis,

die prästabilirte Harmonie stehe schon im Spinoza, ohne Widerspruch Lessings, der ihn weiter reden ließ und seine alten gebrieften Scrupel gegen Moses zurückhielt. Er vernahm gern, daß der andere nach ernsten Studien gar nicht ins gemeine Horn stieß, von Spinoza nicht sprach „wie von einem todten Hunde"; aber die neue Erklärung, Jacobi ziehe sich aus einer vollkommen skeptischen Philosophie zurück, unterbrach er wieder ironisch mit der Frage „Und ziehen dann — wohin?", um seinerseits der innigen Überzeugung von den Endursachen, dem „ich thue was ich denke" und einer allerdings „durchaus unerklärlichen Quelle des Denkens und Handelns" seinen festen Determinismus ganz köstlich entgegenzusetzen: „Sie drücken sich beinah so herzhaft aus, wie der Reichstagsschluß zu Augsburg; aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte 'den mehr viehischen als menschlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Will sei'" — Worte des katholischen Ausschusses — „worein der helle reine Kopf Ihres Spinoza sich doch auch zu finden wußte." Umsonst versuchte Jacobi auf Grenzen der Erklärung und deutliche Begriffe zu bringen — „Worte, lieber Jacobi, Worte" rief ihm Lessing zu wie Hamlet und wollte kein freies Feld für Träumerei und Unsinn eröffnen, bis er endlich den Mann von Kopf scherzend bat, ihn bei dem befördernden Kopfunter doch mitzunehmen, „wenn es angeht". Jacobi warb: „Wenn Sie nur auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so gehts von selbst" — Lessing schüttelte das Haupt: „Auch dazu gehörte schon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopf nicht mehr zumuthen darf."

Es blieb dabei, daß Jacobi eine natürliche Philosophie des Übernatürlichen läugnete, Lessing „sich alles natürlich ausgebeten haben wollte". Pantheistisch-kabbalistischen Scherzen folgte eine hypothetische Betrachtung der Gottheit: „Wenn sich Lessing eine persönliche Gottheit vorstellen wollte, so dachte er sie als die Seele des Alls; und das Ganze nach der Analogie eines organischen Körpers", und auch daran wurde die Palingenesie geknüpft. Das Ἓν καὶ πᾶν hörte Jacobi als den Inbegriff Lessingscher Theologie und Philosophie und sah es von seiner Hand als Wahlspruch geschrieben; die Idee eines persönlichen unendlichen Wesens im unveränderlichen Genuß allerhöchster Vollkommenheit fand er von Lessing aufs unzweideutigste abgelehnt. So

erst meinte er nach diesen Gesprächen den 73. Paragraphen der „Erziehung" zu begreifen: spinozistisch, nicht aus dem Deismus, oder gar einem rechtgläubigen Theismus, unter dessen Fahne, wie Jacobi bislang immer gehört hatte, Lessing marschiren sollte.

Jacobi ist nun nach Lessings Tode durchaus loyal verfahren. Er wandte sich an die treueste, auch ihm so werthe Freundin und an den ältesten philosophischen Genossen des Entschlafenen, ohne ungestümen Eifer sein geheimes Wissen zu Markte zu tragen, sondern um ernsten Gedankenaustausch bemüht. Als er 1783 von Elise, die in Berlin gewesen war, erfuhr, daß Moses die Hand an sein versprochenes Werk über Lessings Charakter und Schriften lege, erkundigte er sich nach dem Umfang der Mendelssohnschen Kenntnis von Lessings religiösen Gesinnungen: „Lessing sei ein Spinozist gewesen." Da Lessing so warm von dem Berliner gesprochen und sich zugleich so offen gegen den neuesten Ankömmling ausgelassen hatte, da die Wahrscheinlichkeit, daß noch mehrere um seinen Spinozismus wüßten, groß, andererseits von Lessing selbst mündlich nur einer flüchtigen Behauptung seines Lehrgebäudes — § 73 der „Erziehung" und das alte „Christenthum der Vernunft" sind gemeint — Moses gegenüber gedacht worden war, hielt Jacobi es mit Recht für angemessen, dem Biographen über Hamburg hin einen Wink zu geben. Mendelssohn erstaunte, denn es wollte ihm, wie er seinen Lessing kannte, nicht ein, daß dieser ohne weiteres dem System irgend eines Mannes zugeschworen hätte. Darum erbat er nähere Bestimmungen des Was und Wie, um in seinem Buche dann die volle Wahrheit darlegen zu können. Ein lebhafter Briefwechsel entspann sich. Jacobi brachte die Wolfenbütteler und Halberstädter Gespräche zu Papier. Moses opponirte und entschloß sich 1784, während der metaphysische Ehrenkampf, wie Friedrich Heinrich sagte, ritterlich unter den Augen einer verehrten Dame und Hennings' ausgefochten werden sollte, das biographische Werk bei Seite zu schieben, um erst einen Gang mit den All-Einern des Spinozismus zu thun. Er erhitzte und verbitterte sich mehr und mehr, und das ist psychologisch ebensowol zu begreifen, wie Elisens freundschaftlich frauenhafte Abneigung gegen einen öffentlichen Proceß über Lessings Weltansicht, gegen den Druck seiner vertrauten Bekenntnisse, die nur den Intimen oder den „Stärkeren im Volke" bleiben sollten, gegen die Verwandlung

eines edlen Wahrheitsstreites in einen sichtbaren Privatstreit zur Freude der Gegner Lessings. Um so thörichter schimpfte Karl (laut Briefen im v. Mendelssohnschen Hausarchiv) über den Eindringling, der 1784 seine Schreiben an Lessing zurückforderte; mit Recht, da es ihm darauf ankam, aller Verhandlungen Herr zu sein. Karl wühlte damals unordentlich im litterarischen Nachlaß des Bruders und hatte keine Ahnung von der Wichtigkeit der Jacobischen Aufschlüsse. Moses aber war allerdings in der überaus peinlichen Lage, entweder einem ehrenwerthen, philosophisch unterrichteten Mann Mißverständnis über Mißverständnis vorzurücken, oder sich sagen zu müssen: der große Todte, mit dem du dich fast dreißig Jahre lang so innig und rückhaltlos verbunden wähntest, hatte sich dir allmälig entzogen, hatte dir nicht erschlossen, was nun ein Fremder von ihm zu wissen vorgiebt! Man kann diesen Conflict nicht ohne reges Mitgefühl ansehen, aber die auch von Karl beifälligst begrüßte Lösung, Jacobi sei lediglich geschraubt worden und Lessing habe bloß das Gegentheil von der Lieblingsmeinung des Partners behauptet, nur für eine höchst einseitige und ganz unzulängliche erklären. Mendelssohns „Morgenstunden" mit ihrer Lessing-Episode sind in der That, nicht allein einem Hamann, ein lendenlahmes, kraft- und saftloses Buch, für unsern Fall interessant nur durch die Hervorhebung des alten „Pantheismus" in jenem Jugendaufsatz Lessings. Der Gram zehrte an seinem Leben. Er konnte der „Morgenstunden" zweiten Theil nicht mehr vor die Welt bringen. Am 4. Januar 1786 starb er. Als sein Testament gab Engel das Heft heraus „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Herrn Jacobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza". Hier ist trotz der blinden Hitze manches gute Wort über Lessings Geistesart und über Jacobis Katechetik gesagt, und ergreifend klingt die Beschwerde des Sterbenden, der von seinem Lager zu Lessings Büste aufschaute, wie tief ihn nach so langer Freundschaft und Gemeinschaft die Einbuße eines Vertrauens demüthigen müßte, das ein anderer Mensch in ein paar Tagen gewonnen hätte. Nichts erkennt er in Jacobis Aufzeichnungen an. Die abenteuerlichen Prometheusverse soll Lessing gelobt haben? — „Armer Kunstrichter! wie tief mußtest du gesunken sein, diese Armseligkeit im Ernste gut zu finden!" Man könne Lessing eben so gut für einen Dummkopf erklären, wie für einen Spinozisten, Atheisten, Gotteslästerer, Heuchler.

Ein Streit um den Leichnam Mosis wogte durch Deutschland. Die Briefwechsel sind voll davon. So kämpft Voß für die Berliner, Fritz Stolberg feinfühliger für Jacobi, und die tiefe Verschiedenheit der Freunde malt sich in ihren Blättern. Als die beiden dann im Alter jenes häßliche Duell ausfochten, wo unser Verstand auf Vossens Seite stehn mag, unser Herz aber nur für Stolbergs Ritterlichkeit schlägt, blickte Goethe von diesem Zwiespalt zurück auf „die unglückliche Entdeckung von Lessings geheimer spinozistischer Sinnesart durch Friedrich Jacobi, worüber Mendelssohn in buchstäblichem Sinne sich den Tod holte. Wie hart war es für die Berliner Freunde, die sich mit Lessing so innig zusammengewachsen glaubten, auf einmal erfahren zu sollen, daß er einen tiefen Widerspruch vor ihnen zeitlebens verheimlicht habe!" Und im fünfzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" hatte er nicht vergessen daran zu erinnern, wie bedeutend sein Prometheusgedicht in der deutschen Litteratur wirkte, weil, dadurch veranlaßt, Lessing sich über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens erklärte: „Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte: Verhältnisse, die ihnen selbst unbewußt in einer höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufälligkeiten, einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren".

Hitziger hatte Goethe im Februar 1786 das „jüdische neueste Testament" unausgelesen in die Ecke geworfen und in seinen Abendsegen aus Spinozas Ethik fort und fort das Lessingsche Testament Johannis eingeschlossen. Daß ihm diese Ethik so vertraut und zur Hand war, dankte er Jacobi und Lessing. Es ging Jacobi recht wunderbar mit dem Spinozismus. Er reiste zu Lessing, um ihn für ein Schutz- und Trutzbündnis zu werben, und fand einen „Spinozisten"; er wandte sich gegen Ende 1783, noch bevor er die Claudius Hamann Lavater mit größerem Glück einweihte, mit seiner Handschrift nach Weimar und begeisterte Herder und Goethe, dem er einst am Rhein in trunkenen Stunden das *Ἓν καὶ πᾶν* verkündigt hatte, für Spinoza. Sie schlugen sich ganz auf Lessings Seite. Wenn nun Spinozas Ethik die weimarische Bibel und Spinoza der heilige Christ wurde, wie Humanus-Herder Weihnachten 1784 in den Begleitversen an Frau

v. Stein sagte, wenn Briefe an Jacobi gingen und tiefe Bekenntnisse in Poesie und Prosa keimten, so war Lessing mit unter ihnen. Und als Herders „Gott" einen halben Pantheismus predigte, laufen auch im Schiller-Körnerschen Briefwechsel die Namen Spinoza Lessing Herder Jacobi durch einander. Der zweite und dritte Theil des Büchleins „Über die Lehre des Spinoza", Hemsterhuys' großer Sendbrief und Jacobis Zergliederung des Systems mit dem Schlußruf zum Salto mortale, dienten gar vielen als erste Einweihung in den Spinozismus, als Quelle der Kenntnis bis zur Paulusschen Edition und bis zu Schleiermacher, der seinen frühesten Einblick auch der Jacobischen Analyse verdankte. So bedeutete denn das Gespräch vom Juli 1780 wirklich eine Auferstehung. Niemand redete mehr von Spinoza als von einem todten Hunde.

Jacobis Wiedergabe des Gesprächs jedoch wurde bis auf den heutigen Tag bestritten. In frivoler Weise von Schelling, den 1812 Mittheilungen F. L. W. Meyers darin bestärkten, auch das über Lessings Verhältnis zu Mendelssohn Gesagte sei grundfalsch. Man berufe sich nicht auf Jacobis Wort an Campe (1. November 1782), ihm fehle zum Schriftsteller außer vielem anderen die erste und allernothwendigste Eigenschaft, die: sich verständlich zu machen, oder auf die Erfahrung, daß Menschen einander am leichtesten in Gesprächen über die höchsten Fragen der Speculation mißverstehen. Jacobi hat nur wiedergegeben, was sein Gedächtnis „in Absicht der Einkleidung und des Ausdrucks" sicher festhielt; seine Erklärung, daß er, wenn Lessing das Gegentheil des Spinozismus behauptet hätte, von jedem bedeutenden Wort bessere Rechenschaft würde geben können, mag manchem wunderlich vorkommen, bestärkt aber nur die Glaubwürdigkeit der Reproduction. Er gab den zehnten Theil, weil er das Ganze nicht zuverlässig genug geben konnte und viel Detail verloren gegangen war. Die schraubenden und neckischen Wendungen, die er selbst als solche empfunden haben muß, denn er war nicht so albern sich zu vermessen, einem Lessing die Würmer aus der Nase zu ziehn, erhöhen gleichfalls die Authentie. Das unbedingte erste Vorbringen, das Einschränken, das hypothetische Behaupten ist ganz lessingisch, und es sind, um nur an das Augsburger Sprüchlein zu erinnern, der individuellsten, charakteristischesten Worte, die kein Berichterstatter erfinden könnte, so

Ein Streit um den Leichnam Mosis wogte durch Deutschland. Die Briefwechsel sind voll davon. So kämpft Voß für die Berliner, Fritz Stolberg feinfühliger für Jacobi, und die tiefe Verschiedenheit der Freunde malt sich in ihren Blättern. Als die beiden dann im Alter jenes häßliche Duell ausfochten, wo unser Verstand auf Vossens Seite stehn mag, unser Herz aber nur für Stolbergs Ritterlichkeit schlägt, blickte Goethe von diesem Zwiespalt zurück auf „die unglückliche Entdeckung von Lessings geheimer spinozistischer Sinnesart durch Friedrich Jacobi, worüber Mendelssohn in buchstäblichem Sinne sich den Tod holte. Wie hart war es für die Berliner Freunde, die sich mit Lessing so innig zusammengewachsen glaubten, auf einmal erfahren zu sollen, daß er einen tiefen Widerspruch vor ihnen zeitlebens verheimlicht habe!" Und im fünfzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" hatte er nicht vergessen daran zu erinnern, wie bedeutend sein Prometheusgedicht in der deutschen Litteratur wirkte, weil, dadurch veranlaßt, Lessing sich über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens erklärte: „Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte: Verhältnisse, die ihnen selbst unbewußt in einer höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufälligkeiten, einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren".

Hitziger hatte Goethe im Februar 1786 das „jüdische neueste Testament" unausgelesen in die Ecke geworfen und in seinen Abendsegen aus Spinozas Ethik fort und fort das Lessingsche Testament Johannis eingeschlossen. Daß ihm diese Ethik so vertraut und zur Hand war, dankte er Jacobi und Lessing. Es ging Jacobi recht wunderbar mit dem Spinozismus. Er reiste zu Lessing, um ihn für ein Schutz- und Trutzbündnis zu werben, und fand einen „Spinozisten"; er wandte sich gegen Ende 1783, noch bevor er die Claudius Hamann Lavater mit größerem Glück einweihte, mit seiner Handschrift nach Weimar und begeisterte Herder und Goethe, dem er einst am Rhein in trunkenen Stunden das *Ἓν καὶ πᾶν* verkündigt hatte, für Spinoza. Sie schlugen sich ganz auf Lessings Seite. Wenn nun Spinozas Ethik die weimarische Bibel und Spinoza der heilige Christ wurde, wie Humanus-Herder Weihnachten 1784 in den Begleitversen an Frau

v. Stein sagte, wenn Briefe an Jacobi gingen und tiefe Bekenntnisse in Poesie und Prosa keimten, so war Lessing mit unter ihnen. Und als Herders „Gott" einen halben Pantheismus predigte, laufen auch im Schiller-Körnerschen Briefwechsel die Namen Spinoza Lessing Herder Jacobi durch einander. Der zweite und dritte Theil des Büchleins „Über die Lehre des Spinoza", Hemsterhuys' großer Sendbrief und Jacobis Zergliederung des Systems mit dem Schlußruf zum Salto mortale, dienten gar vielen als erste Einweihung in den Spinozismus, als Quelle der Kenntnis bis zur Paulusschen Edition und bis zu Schleiermacher, der seinen frühesten Einblick auch der Jacobischen Analyse verdankte. So bedeutete denn das Gespräch vom Juli 1780 wirklich eine Auferstehung. Niemand redete mehr von Spinoza als von einem todten Hunde.

Jacobis Wiedergabe des Gesprächs jedoch wurde bis auf den heutigen Tag bestritten. In frivoler Weise von Schelling, den 1812 Mittheilungen F. L. W. Meyers darin bestärkten, auch das über Lessings Verhältnis zu Mendelssohn Gesagte sei grundfalsch. Man berufe sich nicht auf Jacobis Wort an Campe (1. November 1782), ihm fehle zum Schriftsteller außer vielem anderen die erste und allernothwendigste Eigenschaft, die: sich verständlich zu machen, oder auf die Erfahrung, daß Menschen einander am leichtesten in Gesprächen über die höchsten Fragen der Speculation mißverstehen. Jacobi hat nur wiedergegeben, was sein Gedächtnis „in Absicht der Einkleidung und des Ausdrucks" sicher festhielt; seine Erklärung, daß er, wenn Lessing das Gegentheil des Spinozismus behauptet hätte, von jedem bedeutenden Wort bessere Rechenschaft würde geben können, mag manchem wunderlich vorkommen, bestärkt aber nur die Glaubwürdigkeit der Reproduction. Er gab den zehnten Theil, weil er das Ganze nicht zuverlässig genug geben konnte und viel Detail verloren gegangen war. Die schraubenden und neckischen Wendungen, die er selbst als solche empfunden haben muß, denn er war nicht so albern sich zu vermessen, einem Lessing die Würmer aus der Nase zu ziehn, erhöhen gleichfalls die Authentie. Das unbedingte erste Vorbringen, das Einschränken, das hypothetische Behaupten ist ganz lessingisch, und es sind, um nur an das Augsburger Sprüchlein zu erinnern, der individuellsten, charakteristischesten Worte, die kein Berichterstatter erfinden könnte, so

viele, daß in der That hier Leſſing leibhaft — „eine köſtliche Figur“ ſagte Goethe — vor uns tritt und mit lebendigem Athem zu uns ſpricht. Herder, nun erſt ganz eingeweiht in Leſſings Inſchrift Ἓν καὶ πᾶν, bekannte ſich nicht nur als Glaubensgenoſſen dieſes philoſophiſchen Credo, ſondern gab auch das gewichtige Zeugnis: „Übrigens iſt Leſſing ſo dargeſtellt, daß ich ihn reden ſehe und höre.“ Von dieſer Seite alſo iſt Jacobis Überlieferung geborgen. Innen aber ſtimmt der Determinismus ſo trefflich mit den andern Urkunden überein, und es läßt ſich, was über Gott und Welt geſagt iſt, ſo gut feſter oder loſer an die übrige Philoſophie Leſſings anknüpfen, daß nur die Frage bleibt, mit welchem Recht Jacobi ihn für einen vollen Spinoziſten erklären konnte, welche Fortentwicklung der Weltanſchauung vielleicht aus dieſen Geſprächen zu leſen ſei.

Es iſt nicht richtig, daß ohne Jacobi niemand auf Leſſings „Spinozismus“ hätte kommen können, wenn es gleich richtig iſt, daß ohne Jacobi wol niemand ſtatt Leibnizens den Spinoza zum eigentlichen Leitſtern Leſſings gemacht haben würde. Auch Mendelsſohn gedachte ja ſchon früherer Anläufe. Was verſtand das achtzehnte Jahrhundert unter „Spinozismus“? Und auch dieſe Frage wurde von Mendelsſohn berührt. Man las den Spinoza kaum, ſondern was Leibniz als philoſophiſcher Widerſacher, was Bayle in noch ſchärfer ausgeſprochener Gegnerſchaft über ihn geſchrieben hatte. Spinozismus war Atheismus. Im Sinne Jacobis und ſeiner Zeit: ein Spinoziſt war, wer keinen überweltlichen Gottesbegriff vertrat.

Leſſing ſprach im Pope-Aufſatz über das „irrige Lehrgebäude“ des „berufenen Irrgläubigen“ ſo zuverſichtlich ab, wie er den Juden Mendelsſohn einen zweiten Spinoza ohne die Fehler des erſten genannt hatte und 1755 ſeines Freundes noch von Jacobi wiederholte Behauptung, Leibniz habe die Harmonia praestabilita nur mit einem neuen Namen aus Spinoza entlehnt, als Voſſiſcher Referent unbeſehen hinnahm. 1763 freilich iſt er mit dem erſten „Philoſophiſchen Geſpräche“, wie er brieflich erklärt, „nicht mehr ſo recht zufrieden. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es ſchrieben, auch ein kleiner Sophiſt, und ich muß mich wundern, daß ſich noch niemand Leibnizens gegen Sie angenommen hat“. Das that er denn gleich ſelbſt, indem er auf Grund eines ſorgſamen Conceptes auseinanderſetzte, daß Spinoza

Leib und Seele für dasselbe halte, das man sich nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorstelle, Leibniz hingegen mittelst der Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen als Leib und Seele zu lösen suche. Er hat dafür ein sehr subtiles, leider abgebrochenes Gleichnis von zwei Wilden, die sich im Spiegel beschauen, die nämlichen Bewegungen in der nämlichen Ordnung wahrnehmen und den Parallelismus aus Einem Grunde herleiten müssen, aber offenbar diesen Einen Grund verschieden fassen: der eine — so ergänzt Danzels Scharfsinn — wird leibnizisch die Übereinstimmung der beiden für sich bestehenden Bewegungen aus einer verborgenen Macht, der prästabilirten Harmonie herleiten; der andere spinozistisch nur Eine zweimal an verschiedenen Orten erblickte Bewegung behaupten. Was er selbst annimmt, sagt Lessing nicht, und man kann höchstens bemerken, das Zünglein der Wage neige sich nach Spinozas Seite, aus dessen Hauptwerk Lessing nun citirt und interpretirt, „was ich nur kürzlich von seinem Systeme gefaßt zu haben glaube." Damals in Breslau fand er den Spinozismus in Dippels tiefsinnigem Fatum fatuum am besten begriffen, während Bayle ihn am wenigsten verstanden habe, und beschaute mit dem Schwarmgeist die spinozistischen Creaturen als „Weisen und Stellungen des göttlichen Wesens". Seiner eigenen panentheistischen Ansätze wurde oben mehrfach gedacht. Panentheismus, nicht Pantheismus spricht ebenfalls, ähnlich wie Herders „Spinozismus" oder Fausts Hymnus auf den Allumfasser zu verstehen ist, aus dem Breslauer Bruchstück „Über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott" und § 73 der „Erziehung". „Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, so muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann . . . Ist in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, alles zu finden, was in dessen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen, so sind beide Wirklichkeiten Eins, und alles, was außer Gott existiren soll, existirt in Gott."

Lessings Annäherung an den Pantheismus wurde durch äußere litterarische Einflüsse gefördert, unter denen nach herkömmlicher, wolbegründeter Meinung das Studium Spinozas der stärkste war. Sollten jedoch die pantheistischen Triebe von dem einzigen Spinoza gekommen

ſein? Dieſe Frage beantwortet Spitzer mit einem überraſchenden Hinweis. Es ſteht feſt, daß Leſſing ſchon früh ſich mit den ältern italieniſchen Philoſophen bekannt machte, und wie gründlich, lehrt die „Rettung des Cardanus". Vergleicht man nun ſeine Lehren mit denen des berühmteſten all dieſer Italiener der Renaiſſance- und Reformationszeit, des Giordano Bruno, ſo iſt der erſte Eindruck der Zuſammenſtellung ein frappanter. Nach Bruno haben alle Dinge ihre Subſtanz in dem Acte des göttlichen Denkens — bei dem Nolaner findet ſich alſo die Grundidee des Panentheismus. Bruno ſchreibt der Materie in all ihren Geſtaltungen eine Seele zu — ein Hauptgedanke des Fragments über die Zahl der Sinne iſt alſo ſchon bei ihm zu leſen. Bruno lehrt in der „Austreibung der triumphirenden Beſtie" aufs Beſtimmteſte die Metempſychoſe — er vertritt alſo auch die Vorſtellungsart, welche im metaphyſiſchen Denken Leſſings eine ſo bedeutſame Rolle ſpielt und des öfteren von ihm zur Löſung der tiefſten Fragen aufgeboten wird. Bruno hegt mit Vorliebe den Gedanken von Contractionen und Expanſionen des göttlichen Weſens — ſollte von hier aus ein helleres Licht auf jene Expanſionen und Contractionen Gottes fallen, die in den Geſprächen mit Jacobi ſo wunderlich erſcheinen, daß die einen darin bloße Scherze Leſſings, die andern unabſichtliche Einſchiebſel, Gedächtnisſchnitzer Jacobis vermutheten, obwol gerade das Abgeriſſene und Seltſame eine ſolche Täuſchung des Berichterſtatters ausſchließt. Dieſe ſtarken Übereinſtimmungen werden kaum Geburten des Zufalls ſein, ſondern die Annahme empfehlen, daß ein früh erfahrener und nicht verwiſchter Einfluß des Giordano Bruno entſchiedener hervordrang, je mehr ſich Leſſing von überkommenen, entgegenwirkenden Anſichten befreite, und es möchte auf dieſer Spur reichere Beute zu gewinnen ſein, als man aus der Metaphyſik des Ariſtoteles an unmittelbarer Wirkung auf Leſſing ableiten oder aus den tiefſinnigen Speculationen des Tertullian für die Weltanſchauung des modernen Aufklärers einheimſen wollte.

Bei einem Schriftſteller von der Wucht und Macht Leſſings iſt es ja kein Wunder, daß die Forſchung unabläſſig Beziehungen zu früheren und ſpäteren Denkern herausſucht: zu ſpäteren, um die Formen ſeines Einfluſſes feſtzuſtellen und die Mündungen dieſes Laufes zu beleuchten; zu früheren, um die Wurzeln einer ſo ſtarken Kraft und Wirkſamkeit

bloßzulegen. In der That hat man sich nicht begnügt, fort und fort die alte Streitfrage wieder aufzunehmen, ob Lessing mehr mit Leibniz oder mit Spinoza gemein habe, sondern den großen Kritiker mit den verschiedensten älteren und neueren Philosophen oder philosophischen Richtungen, von den Griechen bis zu Fichte und Schelling und weiter, bald in näheren, bald in entfernteren Zusammenhang gebracht; als hätte sich im Brennpunkt seines Geistes die Philosophie der Vergangenheit verdichtet und als wären von diesem Focus wieder alle Strahlen ausgegangen, deren Licht die philosophischen Bahnen der Folgezeit bescheint. Dabei haben sich so viele Misverständnisse eingeschlichen, so viele schielende und spielende Analogien sind hervorgeholt und so viele wesentliche Beziehungen und Unterschiede darüber vergessen worden, daß es sich lohnt, hier wenigstens ein paar der dünnsten Fäden zu zerreißen, die auch nach der behutsamen Arbeit Heblers und seiner Genossen hin und her geschlagen werden. Wer wollte z. B. gewisse formale Eigenschaften verkennen, die Lessing mit Aristoteles theilt, und seine ästhetische Methode nicht an den Stagiriten anknüpfen? Aber die Metaphysik! Weil die ersten Paragraphen des „Christenthums der Vernunft" vernehmlich an aristotelische Sätze vom Selbstbewußtsein der Gottheit anklingen, wird eine directe Herübernahme und in ihrem Gefolge eine umfassendere Schülerschaft der Speculation behauptet. Indessen dürfte bei zahlreichen christlichen Philosophen die Lehre vom Selbstbewußtsein Gottes mehr oder minder wörtlich zu jenen Thesen stimmen, und die Aufpflanzung des Vollkommenheitsbegriffes entspricht so sehr dem Geiste der Leibniz-Wolffschen Philosophie, worin dieser Begriff eine leitende Rolle spielt, daß der berechtigte Hinweis auf Aristoteles gewiß kein directes Abhängigkeitsverhältnis begründet. Zudem findet sich in den einschlägigen Äußerungen des antiken Metaphysikers manches, was Lessing mindestens nicht ausgesprochen hat. Der Grund, aus welchem nach Aristoteles τὸ κράτιστον sich selbst denken müsse, nämlich die Unmöglichkeit von einem noch mächtigeren Object abzuhangen, fehlt nicht nur bei Lessing, sondern dieser hat sogar allem Anschein nach eine etwas abweichende, wenn auch bloß um eine feine Nuance verschiedene Begründung im Sinn, sofern er die Nothwendigkeit, daß Gott nur sich selbst denken könne, ohne weiters aus dem Axiom ableitet, daß das Vollkommenste auch das Vollkommenste zum Gegenstand habe. Hat

nun Leſſing die nähere Beſtimmung des göttlichen Sichſelbſtdenkens als Denken des Denkens, auf welche Ariſtoteles das Hauptgewicht legt, einfach weggelaſſen, oder iſt vielmehr ſeine Auffaſſung der Weltſchöpfung als einer Manifeſtation des göttlichen Selbſtbewußtſeins mit der ariſtoteliſchen unverträglich? Und hätte Leſſing in der That den Anfang ſeines Fragments aus der „Metaphyſik" des Stagiriten gewonnen, ſo wäre damit die ganze Abhängigkeit im metaphyſiſchen Vorſtellungskreis erſchöpft. Die ariſtoteliſche Definition von den Naturreichen, deren jedes alle Eigenſchaften des nächſtniederen Reiches, vermehrt um die neuen ſpecifiſchen Differenzen, beſitze, zum Urbilde der Leſſingſchen Anſicht von den unendlichen Gradabſtufungen der Weſen zu machen, iſt mehr als gewagt. Obwol nämlich das Verhältnis jener Naturreiche zu einander und die von Leſſing behaupteten Beziehungen der einzelnen Weſen zuſammen ſtimmen, darf nicht überſehen werden, daß es der Naturreiche bei Ariſtoteles nur wenige, der Vollkommenheitsgrade bei Leſſing unzählige giebt, daß die an ſich allerdings gleiche Beziehung dort zwiſchen großen umfaſſenden Gattungen, hier zwiſchen individuellen Weſen ſtattfindet, daß endlich die Ableitung von Leibniz viel näher und leichter iſt.

Ein anderes. Leſſing war gewiß ſeit Breslau in den Kirchenvätern vortrefflich beſchlagen und hatte im letzten Jahrzehnt fortwährend mit der Patriſtik zu ſchaffen, vor allen mit Tertullian. Manche feine Beziehung aufgedeckt zu haben, bleibt Bergmanns Verdienſt, wenn er auch die Sehne zu ſtraff geſpannt hat. Das große duldſame Wort des Karthagers Humani juris et naturalis potestatis est unicuique quod putaverit colere. Nec alii obest aut prodest alterius religio. Sed nec religionis est cogere religionem war dem Anwalt der Toleranz ſelbſtverſtändlich aus der Seele geſprochen. Abgeſehen von ſolchem Einklang und einigen kirchlichen Fragen ohne philoſophiſchen Hintergrund bleiben andere Punkte inniger Berührung: der halbſpinoziſtiſche Charakter der Leſſingſchen Weltanſchauung, weit entfernt das Band zu ſprengen, knüpft es nur feſter. Das klingt ſehr paradox; aber man gedenke der höchſt eigenthümlichen Haltung Tertullians in der Frage nach der Natur Gottes und der Exiſtenz geiſtiger Weſen, jener metaphyſiſchen Sätze Omne quod est, corpus est sui generis; nihil est corporale, nisi quod non est, die Strauß im

„Alten und neuen Glauben" auf seine Mühle des Materialismus treibt; und wie weit auch Lessings Vorstellungen eines Gottes, dessen Gedanken greifbare, körperliche Dinge sind, in dessen Wesen das materielle und ideelle Dasein zusammenfällt, dessen zeitliche Präexistenz unmöglich ist, von der orthodoxen Heerstraße abschwenken, wie fragwürdig sie vielen erscheinen mögen — vom Standpunkte der Tertullianischen Metaphysik sind sie nicht abzuweisen. Aber weder liegt eine Schülerschaft vor, noch ist mit dieser Parallele die Frage erledigt, deren andere Seite doch so sonnenklar erscheint, daß weitläufige Besprechung das überflüssigste Geschäft von der Welt wäre. Hier der aufklärerische, unpositive Sohn eines äußerst rationalistischen Jahrhunderts — dort der Urheber des aus seinem Zeitalter und seiner Gesinnung heraus mit allem Ernst zu begreifenden Grundsatzes Credo quia absurdum! Zwischen zwei Männern so extremer Anschauungen und Epochen mögen Berührungen stattfinden — eine Übereinstimmung nimmermehr, man presse und dehne noch so stark Einzelheiten ohne größere metaphysische Tragweite und lege poetischen Ausdrücken des Kirchenvaters über Mutterpflanze und Baum noch so findig die Vorstellung einer allgemeinen Beseeltheit unter, oder man mache Lessing mit aller Gewalt zum Wundergläubigen, der er sicher nicht war. Das Wasser ist viel zu tief. Beide verwerthen eine ähnliche Voraussetzung, die Nichtexistenz ganz körperlicher Geister, in schnurstracks zuwiderlaufender Weise: der Kirchenvater mit dem nacktesten Spiritualismus, der sogar den Begriff einer Thätigkeit oder Beziehung alsbald in die Vorstellung eines substanziellen, leibhaftigen Wesens verwandelt — der Aufklärer, um aus der natürlichen Grundlage alles Seins auch die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit aller Vorgänge und Geschehnisse zu folgern . . . Lessing ein Jünger Tertullians! Nochmals: es ist absurd, es kann nicht sein.

Dagegen liegt auf der flachen Hand, was Lessing als Gegner des Wunder- und Offenbarungsglaubens, des die Naturgesetze durchbrechenden Supranaturalismus, wie als Gegner einer in der Religion mehr auf dogmatisches Raisonnement denn auf Ethik dringenden Partei mit den Deisten gemein und nicht gemein hatte. Verschiedenheit des religionsphilosophischen Standpunkts und freieres historisches Verständnis löste nicht die Bande der Weltanschauung, in der Lessing, vom Spinozismus fortgezogen, allmälig noch weit über die Deisten

hinauszugehen scheint. Und all die harten Worte gegen den deutschen Rationalismus, der, soweit er nicht durch Wolffs Vermittlung einfach seinen Stammbaum auf Leibniz zurückführt, einen Abklatsch des englisch-französischen Deismus darstellt, heben den innern Zusammenhang und die trotz alledem selbst für Bahrdts neumodisches Lutherthum bekundeten Sympathien nicht auf. Unter den Franzosen hat Lessing Bayle und Voltaire, Diderot und Montesquieu näher gekannt und von letzterem sich gewiß seine schon aus den Alten wie aus Huarte gewonnene geistige und politische Klimatologie befestigen lassen.

Lessing ist ebenso ein metaphysischer Dogmatiker wie seine Zeitgenossen, die französischen Aufklärer, ja fast noch mehr: denn unter diesen bewähren mindestens einzelne, um nur Condillac zu nennen, eine kritische Haltung, und auch die andern treten doch nicht ganz unbekümmert um die Grenzen des Intellects an die metaphysischen Aufgaben heran. Unter Locke's Einfluß kann selbst ihr naiver Materialismus kritischer Einschläge nicht ganz ermangeln, während sich Lessings auf anderen geschichtlichen Grundlagen, von Leibniz bis Spinoza, ausgebildete Weltanschauung kühnlich über behutsame erkenntnistheoretische Erwägungen hinwegsetzte und keine Rechenschaft ablegte über die Gründe und Grenzen des Erkennens. Wie fremd und unsympathisch ihm die Betrachtungsweise eines Locke und Hume blieb, beweist der Wissowatius-Aufsatz durch die unfreundliche Art, womit Locke, der Ahnherr der neueren kritischen Philosophie, ein „seichterer" Denker als Leibniz genannt wird; denn mag Locke in noch so vielen Beziehungen hinter dem Universalismus des Deutschen zurückstehen, so giebt ihm doch die Entschiedenheit des kritischen Verfahrens ein mächtiges Übergewicht und einen Ehrenplatz in der Geschichte vor Kant. Darauf hat Lessing nicht geachtet.

Er kannte und schätzte Hume's nachgelassene Dialoge über die natürliche Religion, auf deren zweite Abtheilung er Jacobi im Gespräch über transscendentale Apperception, reines Bewußtsein verwies und die ihn, nach Jacobis unantastbarem Zeugnis, in der letzten Phase seines Philosophirens von der angestammten Teleologie mächtig entfernten. Diese Absage giebt aber auch dem spinozistischen Bekenntnis eine erhöhte ernste Bedeutung. Gleichwol ließ er die erkenntnistheoretischen Hauptwerke der Hume und Berkeley allem Anscheine nach

unbeachtet, sonst hätte es nahe genug gelegen, bei Jerusalems zweitem Aufsatz an die damit übereinstimmenden Ergebnisse ihrer Begriffskritik zu erinnern. Selbst die erkenntnistheoretischen Anläufe seines Leibniz hat Lessing, Bestandtheile der Leibnizischen Philosophie geistvoll und scharfsinnig weiterbildend, nicht verfolgt, so daß auch von dieser Seite, wie von Seiten der genannten Briten, mit denen er sich einseitig oder gar nicht befaßte, Lessing nur unter den stärksten Vorbehalten zum Vorläufer Kants gestempelt werden darf; des Versuchs einer Schilderhebung Lessings als Philosophen über den Urheber der „Kritiken" zu geschweigen. Eine Abhängigkeit Kants, der in Lessings theologische Schriften eingelesen war und mannigfach auf sie anspielt ohne sie zu nennen, von Lessings Philosophie scheitert ja schon an den Jahreszahlen. Es bliebe also nur die durch Schaarschmidt viel gründlicher als durch J. Jacoby erörterte Übereinstimmung der Geistesart beider, eine wurzelhafte Gleichheit des Strebens, ein nahes Heranstreifen Lessings an den Urquell der kritischen Philosophie. Mag nun mit vollem Recht dem Wolfenbütteler wie dem Königsberger „dieselbe Idee der energischen Selbständigkeit der Vernunft, die sich selbst und an ihr alles andere mißt" zugeschrieben werden, so läuft diese Charakteristik offenbar auf eine in allen bedeutenden Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts lebendige Grundtendenz hinaus und wird dann durch weitere Parallelen einer freithätigen, über das unmittelbar Gegebene beharrlich hinausstrebenden Ausprägung der Vernunft kaum bestimmter, durch den Vergleich zwischen einem kritischen Philosophen und einem kritisirenden Schriftsteller schwerlich präcisirt. Der seine Ansichten meist in polemischer Auseinandersetzung entwickelnde Kritiker ist als solcher noch kein Geistesgenosse des Kriticisten, der die subjectiven Erkenntnisfactoren von den Bestimmungen des Dinges an sich scheidet. Die sokratische Weise, die namentlich das Herrnhuter-Fragment erfüllt, verbindet die beiden Pfeiler des modernen deutschen Geisteslebens doch nicht fester als der gemeinsame Rationalismus, und nur die äußerste Übertreibung kann bereits in dem Weckruf jenes jugendlichen Bruchstücks zur That, nicht zum Vernünfteln, den Sieg der praktischen Vernunft und den kategorischen Imperativ vorweggenommen finden, wenn auch Lessings Ethik der Kantschen verwandt erscheint.

Abenteuerlicher dünkt uns die Zumuthung, Lessing habe der

speculativen Philosophie, dem transscendentalen Idealismus der Epigonen Kants vorgearbeitet! was nur aus seinen exoterischen Wendungen und Accommodationen und dem äußern Charakter seiner Geschichtsauffassung, welche die causalen Beziehungen zu ignoriren und das unbewußte ethische Ziel als die auch alle rückwärts gelegenen Ereignisse bestimmende Macht anzuerkennen scheint, begreiflich wäre. Was Wunder, daß Begriffsconstructionen, wie sie das „Christenthum der Vernunft" und die berühmten Paragraphen 73—75 der „Erziehung" zum besten geben, den Beifall Schellings fanden; aber diese Dreieinigkeitslehre war leider, wie der Schöpfer der Identitätslehre in den „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" (8) mit stiller Klage bemerkt, „vielleicht das Speculativste, was er überhaupt geschrieben". Und eine Anmerkung zur Rede Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur macht Lessingen das sehr zweifelhafte Compliment „höchster Meisterhaftigkeit im Denken über die Dinge", nachdem eben erst dies Denken als niedrigere Geistesart der höheren, welche die Dinge an sich selbst nach ihrer lautern Nothwendigkeit erkennen will, entgegengestellt ist. Aus allen romantischen Lobreden auf Lessing lugt der Pferdefuß. Es war taktisch ungemein geschickt, ihn zum Tort der Nicolaiten ganz vom Rationalismus abzulösen, dem er doch bei aller Überlegenheit angehört; es war taktische Berechnung, wenn derselbe Schelling, der in der akademischen Rede den gepriesenen Lessing eigentlich zum Urbild einer subalternen Geistesrichtung stempelt, als Gegner Jacobis diesen Lessing mit Lobsprüchen überschüttet, um seinen Collegen durch Contrastwirkung eine recht klägliche Figur spielen zu lassen. Da ist denn Lessing nicht nur „ein deutscher Mann, ein Mann erster Größe, herrlich von Geist, durchaus tüchtig von Charakter", sondern auch „der echte Philosoph, der sich seiner Profession nicht schämt, ob er gleich bekanntlich noch einige andere verstanden"; aber das letztere Prädicat soll, wie zum Überfluß eine Erklärung in Sperrdruck hervorhebt, Lessingen nur das allgemeine, dem Gefühlsphilosophen Jacobi fremde Erfordernis zuerkennen, daß kein wahrer Denker Glaubensvorstellungen, die dem Verstand nicht einleuchten, annimmt. Daß der echte Philosoph auch inhaltlich die echte Philosophie besessen, der wahre Denker auch die Wahrheit gedacht habe, davon schweigt der Anti-Jacobi. Nicht minder bedingt und fragwürdig ist das Lob,

womit F. Schlegel die „Miscellen und Fragmente von Philosophie" bei Lessing als „Productionen und Resultate des bloß natürlichen" d. h. des ungeschulten, systemlosen „philosophischen Geistes" ansieht; und was Fichte, der äußerste Gegenpol zum Spinozismus, der leidenschaftlichste Judenfeind dazu, hochtönend über Lessings „rastloses Streben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen" verkündigt hat, ergiebt fürwahr kein inneres Einverständnis. Schellings jenen arroganten Worten über die minderwerthige Geistesart angehängte Clausel, Lessing habe bei aller Subjectivität doch, wiewol unbewußt sehnend, sich als Entdecker Spinozas und als Anreger besonders in der „Erziehung" nach der andern Sinnesweise geneigt, kann die Ablehnung des ganzen Lessingschen Philosophirens nicht wett machen. Dieses Haupt der Speculirer war sich also der Lessingschen Vaterschaft seines Idealismus keineswegs bewußt, und der rationalistische Gesammteindruck, wie er dem Tertullian gegenüber betont wurde, verbietet schlechterdings eine unbewußte Abstammung anzunehmen und aus etwaigen einzelnen Übereinstimmungen oder halben Lobsprüchen dieselben Tendenzen von Lessing her in das Bett der speculativen Philosophie zu leiten. Was dieser die Hauptsache ist, betreibt sein Verstand gelegentlich als Experiment und Beispiel, und die den Nachfolgern Kants willkommene Zweideutigkeit des exoterischen Vortrags fällt doch wahrlich nicht zusammen mit ihrer Methode der Zweideutigkeit, des wortspielenden, schillernden, unterschiebenden, verwischenden Phantastrens in Begriffen, denn auch in der kühnsten Maskerade hat Lessing jede Haltung, jede Bewegung vermieden, die ein unwiderrufliches Eintreten für die fremden Anschauungen bedeutet, Begriffe im Ernst verwechselt und nach seiner innern Überzeugung geradezu unwahre Dinge von dem gewählten Standpunkt aus für absolut richtig erklärt hätte. Er sagte z. B. wol „Offenbarung" und meinte: natürlich gereifte Vernunftserkenntnis, aber er hütete sich gar sehr, die Consequenzen dieser exoterischen Redeweise zu ziehen und den Vorgang mit Kennzeichen auszustatten, die schlechterdings nur der Offenbarung gemäß, mit der natürlich entstandenen Vernunfteinsicht aber unverträglich gewesen wären. Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts durchleuchtete auch diese Form und ließ in dialektischer Verkleidung einen festen, rationellen Kern unerschüttert, ohne das wüste Durch-

einander des ſpeculativen Unweſens. Kaum bedarf es noch einer Wiederholung des beſondern Nachweiſes, wie die ungeheuerliche Vergötterung Jacob Böhmes durch die Romantik und ihre Philoſophen, ja noch die äußerſte Überſchätzung des religionspſychologiſch ſo anziehenden Myſtikers bei Hegel, andererſeits bei Feuerbach, in den Hohnworten Leſſings über die wiſſenſchaftlichen Schwärmereien des erleuchteten Schuſters von Görlitz (Rettung des Inepti Religiosi) das denkbar ablehnendſte Echo findet. Dieſer Hohn beweiſt das antimyſtiſche Gepräge ſeines Denkens und damit die unüberſteigbaren, durch keine künſtliche Wendung zu umgehenden, mit keiner mehr oder weniger belangloſen Ähnlichkeit zu durchbohrenden Schranken, die ihn von der nachkantiſchen Speculation ſcheiden. Oder ſollte wirklich ein beſonders den Geiſteswiſſenſchaften zugewandtes Streben den Zuſammenhang herſtellen, wie Ritter will, der mit Guhrauer auf dieſe Analogien erpicht iſt? Als wären nicht zahlreiche kritiſche oder materialiſtiſche Philoſophen des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gleichfalls vornehmlich um die Geiſteswiſſenſchaften bemüht, als könnte die philoſophiſche Richtung nach dem mit Vorliebe gepflegten Gebiete beſtimmt werden, da doch jedermann begreifen muß, daß dieſe Pflege im verſchiedenſten Sinn, den abweichendſten theoretiſchen Standpunkten gemäß ſtattzufinden vermag. Auch auf die Teleologie darf man ſich nur mit größter Vorſicht berufen; ſelbſt wenn alle teleologiſchen Wendungen Leſſings voller Ernſt wären und ſeine letzte Berufung auf Hume nicht zu Recht beſtände, würde es doch dabei bleiben: ſo wenig etwa die Reimarer, Vater und Sohn, mit ihrer teleologiſchen Auffaſſung des organiſchen Lebens das Banner der Schelling oder Oken oder Steffens entfalteten, ſo wenig die ältere Teleologie überhaupt ſich der unſeligen ſogenannten Naturphiloſophie näherte, ebenſowenig wäre Leſſing ein Bahnbrecher der ſpeculativen Philoſophie, falls er wirklich innerhalb der Geſchichts- und Religionswiſſenſchaft eine Vorſtellungsart durchgeführt hätte, die den ausgezeichneten Rationaliſten für das Verſtändnis des Leben unerläßlich ſchien. Zudem hat Schelling auf die ſchlichte Zweckidee des Rationalismus faſt noch verächtlicher herniedergeblickt als auf die ſtreng mechaniſche Weltanſchauung. Kurz geſagt: was die Nachfolger Kants betrifft, ſo läßt ſich ohne Verdunkelung und Zerrung der Thatſachen bei Leſſing in Wahrheit nur eine Verwandtſchaft mit allgemeinen Zügen

Hegelscher Geschichts- und Religionsphilosophie feststellen. Wer ihn als den „Vater des deutschen Idealismus" begrüßt, thut ihm zuviel, im Guten oder im Schlimmen, wie man es nehme. Und Lessing steht zum Grundgedanken der Hegelschen Religionsphilosophie wie zum Grundgedanken der Kantschen Ethik. —

Lessing hatte im vergleichenden Studium der mehrseitigen Beziehungen zwischen Leibniz und Spinoza das Band nicht zerschnitten, aber weiter als schon vorher gelockert, das ihn selbst mit dem ersteren verknüpft. Er hatte Fäden hinübergesponnen zu Spinoza hin: durch den beiden Systemen gemeinsamen, von Lessing consequent verfolgten Determinismus, durch den Fortgang zum Monismus, durch das Ἓν καὶ πᾶν, durch die Auflehnung gegen eine persönliche extramundane Gottheit, die, nachdem sie den großen Automaten von außen aufgezogen, im ewigen, unendlich langweiligen Genuß ihrer Vollkommenheit gleichsam auf dem Altentheil säße, durch die Abkehr von der Teleologie. Das und viel weniger genügte der Zeit Jacobis und Herders, der im „Gott" auch die Persönlichkeit aufhebt ohne deshalb Pantheist gleich Spinoza zu sein, Lessing einen Spinozisten zu heißen, wie er sich selbst zu nennen keinen Anstand nahm, „wenn er sich nach jemand nennen sollte". Jacobi erblickte alle verstandesmäßige Demonstration, ohne den Springstock des Glaubens, auf dem Wege zum Spinozismus, aber auch Lessing sah, vager mit seiner Zeit denkend, als heute gestattet wird, Spinozismus da, wo er nicht ist. War ihm doch Hemsterhuys' Aristée offenbarer Spinozismus, während Jacobi in dem Gallitzinschen Haus- und Hofplatoniker den gesuchten Secundanten wider Spinoza fand und endlich über Hemsterhuys weg dem faselnden Lavater das letzte Wort in einem Buch ertheilte, das von Spinoza Lessing Goethe ausging. Fast möchte Lessings Beurtheilung des Holländers die Vermuthung wecken, daß er seit der Pope-Schrift mehr seine eigenen Ansichten, als seine Auffassung des Spinozismus geändert habe: stimmt doch die Einreihung des Hemsterhuys, in dessen Aristée der Raum seiner Einheit und Unendlichkeit wegen als ein Attribut Gottes bezeichnet wird, unter die Spinozisten aufs Haar zu dem Satze von 1755, niemand außer Spinoza habe die „Ausdehnung der Natur für eine Eigenschaft Gottes gehalten".

Lessings überleibnizischer Individualismus scheidet ihn von Spinoza; eine persönliche Fortdauer der Seele durch Metempsychose ist jedenfalls

dem Geiſte des ſpinoziſtiſchen Syſtems völlig zuwider; und ob Leſſing bei dem Vorſtellen, das er der Gottheit zuſprach, nicht doch etwas anderes im Sinne hatte, als Spinoza mit dem Attribute des Denkens, bleibt fraglich, denn einmal läßt uns die Überlieferung im Stich, andrerſeits hält es ſehr ſchwer, ſich von der Art, wie Spinoza Gott als materia cogitans gedacht habe, einen klaren Begriff zu machen.

Leibniz und Spinoza ſind in Leſſings Geiſtesgeſchichte zwei Kreiſe, die einander ſchneiden, und die Scheibe Spinozas rückt vor. Wie weit? das wollen theils verhüllte, theils zerbrochene Bekenntniſſe nicht zur Genüge verrathen. Sein letztes Wort hat Leſſing nicht geſagt, und er konnte kein endgiltiges letztes Wort ſprechen, weil ſeine Weltanſchauung unabgeſchloſſen im Fluß und Guß war. Kein ſatter Gaſt ſaß er am Mahl des Lebens, ſondern allzeit hungrig nach Überzeugung, allzeit durſtig nach Wahrheit, und immer gern hungrig und durſtig. Betrachten wir die nächſte und fernere Fortwirkung und im Kampfe der Geiſter ſich mitvollziehende Läuterung dieſer Entelechie, wie ja tiefſinnig der greiſe Goethe Fauſts Unſterbliches eine Entelechie nannte, ſo erſcheint uns das lebendige Wort am Ziel der Laufbahn Leſſings immer gewaltiger: „Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?“

„Welch ein Gewinn, welche Entſchädigung für ganze Jahre von Dürre, Mangel und Mißwachs!“ rief Herder beim Genuſſe des Heftchens über die „Erziehung“. Als dann Gleim mit unverſtändiger Wuth des ſchwachgewordenen Jacobi Geſchreibſel über den Spinozismus ſchalt, nur die Sanftheit des Gottesmannes Moſes bedauerte und mit der alten Garde greinte: dieſer Fremdling hat unſern Leſſing nicht gekannt, da las Herder dem Guten ſehr von oben herab den Text: „Über Spinoza, liebſter Gleim, geben Sie ſich zufrieden . . . Gegen Jacobi ſagen Sie, was Sie wollen, aber gegen Spinoza ſagen Sie mir nichts. Ich bin ein Spinoziſt, trotz Leſſing, und habe mich kindiſch gefreut, meinen Bruder in Spinoza ſo unvermuthet hier zu finden. O daß ich bei Ihnen geweſen wäre, da er Sie zum letzten Male beſuchte und er alle die Blasphemien ſprach! Gott hab' ihn ſelig, den guten, braven Theologen; wenn ich Gelegenheit wüßte, ſendete ich ihm den philoſophiſchen und theologiſchen Doctorhut nach.“

„Ernſt und Falk“, „Nathan“, „Die Erziehung des Menſchen-

geschlechts" drei Humanitätsblätter auf einem Stengel. An alle die drei, an Spinoza, an Herder erinnern Goethes Stanzen „Die Geheimnisse": durch einen humanen Orden geleitet uns der herzensgute Klosterbruder, jeder Treffliche ehrt Gott auf seine eigene Weise, die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen des Menschengeschlechts sind in diesen Hallen ausgeglichen und im würdigsten Einklang vertreten, alles athmet Gottes- und Nächstenliebe, die christliche Überlieferung wird wundervoll symbolisirt. Der fragmentarische Zustand des Gedichtes forderte Goethen selbst im Alter zur fortwebenden Deutung auf, und jeder sinnige Leser knüpft seine geistigen und sittlichen Ideale mit- und weiterdenkend an die abgebrochene Botschaft. Nachgelassene Fragmente haben einen besonderen Reiz.

Es dürfte wenige Denker geben, deren subjective Eigenart von innen und von außen das Augenmerk so fesselte, wie bei Lessing der Fall ist. Zum Theil liegt der Grund darin, daß seine Schriftstellerei weit mehr Entwürfe und Anläufe als ausgetragene Spenden zur Philosophie bietet, und je andeutender, skizzenhafter, unsystematischer eine Untersuchung auftritt, um so mehr das reinsachliche Interesse am Ergebnis hinter dem Interesse an der persönlichen Auffassung und Behandlung zurücksteht. Probleme können bruchstückweise doch so weit ins Reine gebracht sein, daß auch der minder Scharfsinnige nun auf eigene Hand das entfallene Gewebe zu Ende führen mag. Oder ihre Beantwortung kann schon in den Anfängen abbrechen, aphoristisch hingeworfen, hypothetisch erledigt sein; dann aber hält den Leser die Persönlichkeit fest, die solche Nüsse zu knacken giebt, und kritische Köpfe kommen prüfend und ergänzend heran mit der Frage: wo will dies hinaus? wie ist jenes gemeint? Lessing war in erster Linie Schriftsteller, der nicht sowol bloßer Förderung der Wissenschaft mit den einfachsten Mitteln dienen, als in die Weite wirken und zugleich seine Gedanken ästhetisch befriedigend darstellen möchte. In dem Sinne, wie L. Feuerbach die Gemeinschaft mit den classischen Prosaisten dem Platzrecht in der Zunft der Fachleute vorzuziehen kein Bedenken hatte und Schopenhauer mit aller Schulsprache brach. Eine künstlerisch befriedigende Darstellung aber bringt die Subjectivität des Urhebers zu vollerem charakteristischem Ausdruck. Individuelle Züge fesseln den Leser, denn der Autor, der

ſchön ſchreiben will, legt mehr von ſeiner Beſonderheit in die Darſtellung, als wer ſeine Gedanken unbekümmert um gefällige Prägung auf die Bahn bringt. Wir haben Gelehrte, die es eigens darauf anlegen, die Menge abzuſchrecken und auch allgemeinere Fragen mit ſpröder Zurückhaltung möglichſt ſchwer zu behandeln, andererſeits Forſcher, die ſelbſt ein Stückchen Grammatik poetiſch aufquellen laſſen und ihren individuellen Reichthum darin kundgeben. Das auf künſtleriſche Wirkung eingerichtete Werk wird ein treuerer Spiegel der Perſönlichkeit, die im ſtrengſten, ſachlichſten Vortrag zurücktritt, in den Formeln der mathematiſchen Wiſſenſchaften ganz verſchwindet. Wo der Kritik die Eigenthümlichkeit des Schriftſtellers formal zu unmittelbarerer Anſchauung kommt, wird ſie ihrerſeits ſich einer ſorgfältigen Würdigung dieſes formalen Charakters befleißen. Je feſter die Haltung des Autors, je einheitlicher und geſchloſſener ſein Weſen, je urſprünglicher und ſelbſtändiger dem Durchſchnitt gegenüber ſein Stil iſt, deſto leichter und lockender erſcheint die Charakteriſtik, deſto lieber wird die Kritik bei der Form verweilen. Exacte Schulſprache in knappen einfachen Worten ladet dazu nicht ein. Leſſings wiſſenſchaftliche Schriften dagegen zeigen im Großen und im Kleinſten eine ſcharfgeſchnittene, ungemein ausdrucksvolle und belebte Phyſiognomie, ſo daß ſchon aus Gründen des Stils, ja grammatiſcher Eigenheiten „Ernſt und Falk", „Über den Beweis des Geiſtes und der Kraft", „Die Erziehung des Menſchengeſchlechts" einzig und allein dieſer, keiner andern Feder zugewieſen werden könnten, ganz abgeſehen von dem Inhalt. Ein ſolcher Schriftſteller fordert zur Analyſe ſeiner Form heraus. Dieſe „Leſſingheit" zu ſtudiren, ward Zeitgenoſſen und Nachlebenden eine reizvolle Aufgabe.

V. Capitel. Sprache.

„So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing Deutsch geschrieben." Herder 1781.

„Einen Gedanken verfolgen — wie bezeichnend dies Wort! Wir eilen ihm nach, erhaschen ihn, er entwindet sich uns, und die Jagd beginnt von neuem."
Marie v. Ebner-Eschenbach, Aphorismen.

Drei Großmächte, das Kaiserthum, der Bücherdruck, die Reformation, haben die neuhochdeutsche Schriftsprache aus der Taufe gehoben. In Kanzleien und Officinen vorläufig normirt, durch den neuen weiten litterarischen Verkehr hier rascher, dort langsamer zur κοινή erhoben, vom Latein manchmal zwangsweise gebändigt, Romanisches eindeutschend, sprachgewaltigen Männern unterthan, wußte sie bald Wucht und Traulichkeit, Grobianisches und Erbauendes, Scheltrede und Schwank zu treffen. Sie wurde durch Virtuosen in groteske Ringelreihen gerissen, durch die Ausländerei der „Sprachverderber" alamodisch ausstaffirt, von sorgsamen Grammatikern gegängelt, von Gelehrten mit fremden Brocken durchsetzt, und, obwol die vollsaftige Landskraft, z. B. im Simplicissimus, nicht versiegte und mancher treue Deutsche seine uralte „Heldensprache" gegen Maskerade wie Schulzwang herzhaft zu schützen suchte, wurde sie auch weithin ein Opfer des gleißenden Marinismus, der ihr Kleid mit Blümchen überschüttete, und der unpopulären Gelahrtheit, die im theologischen Gefilde das Pfund Luthers vergrub, nur daß einzelne Satiriker oder stille Bekenner kräftiger, reiner damit wucherten. Welch ein Abstand zwischen Deutschland und Frankreich, wo eine classische Beredsamkeit von der Kanzel tönte und Pascal seine vollendete Kunst streitbarer und klar untersuchender Prosa bewährt hatte. Zwei Stilrichtungen setzten

ſich ins achtzehnte Jahrhundert hinein fort, die einander als Niedrig und Verſtiegen bekämpften; jene wollten ſchlecht und recht deutſch reden wie ihnen der Schnabel gewachſen war, dieſe ſuchten ſtatt der hellen Sonne ein künſtliches brillantes phébus und verſchnitzelten und verſchnörkelten die einfachen Träger des Denkens und Sprechens. Einen Mittelweg ſchlugen bewundernde Kenner der neuen Pariſer Litteratur ein; ihr Führer hieß Boileau. Verſtand und Geſchmack waren die Hauptgebote, welche die franzöſiſche Proſa, gepflegt im Schoß einer hochentwickelten Geſellſchaft (la ville et la cour), an das alte apte et distincte des römiſchen Lehrers erinnerten. Die Schlagworte dieſer in Voltaire gipfelnden geſelligen Proſa ſind bon sens, raison, netteté, clarté — „Klarheit und Nettigkeit" macht Leſſing einmal dem Schriftſteller zur Pflicht — und ein rien n'est beau que le vrai wies überſtreng die Unbotmäßigen aus dem Salon, deſſen Pforten erſt von Rouſſeau, der Revolution, der jungen Romantik geſprengt wurden, da unterbundene Triebkräfte ſich allmälig gegen dieſe ſaubere, vornehme, discrete Rede ſträubten.

Das mathematiſche Jahrhundert ſchulte die Sprache im durchſichtigen, folgerechten Aufbau. Da iſt Descartes, Spinoza, Locke, deſſen „Eſſay" theoretiſch zum klaren Stil antrieb und praktiſch ihn meiſterlich handhabte. Bei uns ging Leibniz, ohne Sinn für die freie Sprache der Poeſie, auf eine zweckmäßige Proſa aus und entfaltete ſelbſt die lang vermißte Gabe wiſſenſchaftlicher Darſtellung, ſo daß die Philoſophie, den andern Fächern darin ſehr überlegen, bei ihm ohne kauderwälſche Schulwörter ſich ausſprechen lernte, bis Wolff, weil er, ohne ſeinen Jüngern das geringſte Mittelglied einer Reihe zu erlaſſen, auch das Klarſte erklärte, läſtig und ermüdend wurde. Le secret pour être ennuyeux c'est de tout dire. Man ſehnt ſich nach einem friſchen Ruck, nach ſtarken Accenten, wie ſie des Thomaſius holprige Gangart bietet. Scharf wurden die Grenzen zwiſchen gebundener und ungebundener Rede franzöſiſchem Muſter gemäß, doch ohne ſeine ſchöne Sicherheit auf beiden Seiten, abgeſteckt, obwol im landläufigen Roman noch eine weite Strecke der Schlendrian niederer Umgangſprache, welche das Luſtſpiel voller Redensarten der Gaſſe übte, und eine hochtrabende Rhetorik durcheinander ſtolperten. Das Vernünftige wurde nur zu leicht platt, die Deutlichkeit im gemeinen Sinne proſaiſch

und weitschweifig, dem Leser oder Hörer muthete man blutwenig eigene Denkarbeit und Schnellkraft zu, und die Sachsen, deren Prosa alles so ehrlich herausſagte, daß nichts nachzuschöpfen blieb, entkleideten den Vers, wie sich ja der französische Alexandriner der Prosa nähert, nicht bloß seiner schlesischen Flitter, sondern auch des edleren Weiheschmuckes. Dem Wässrigen hielt Haller seine noch uncorrecte spröde Prägnanz, der Steifheit Hagedorn und die leicht in leere enfilades de rimes ausartende Anakreontik ein bewegliches Geplauder entgegen; Klopstock wetteiferte dann mit dem gemessenen Schwung antiker Oden, der rauschenden Erhabenheit des Psalters. Es war immer ein Zeichen, daß man ernstlich auf die Form achtete, wenn über dichterische Gleichnisse hin und her gestritten wurde und der unmäßige Kampf gegen den Schwulst zwar blindlings weder Gerechte noch Ungerechte schonte, aber eine Vorlage bis ins Einzelne zergliederte, oder wenn die Frage der Participialconstructionen im Deutschen so verzweifelt streng genommen wurde. Gottsched, unfähig sammt seinen Getreuen Bombast und Erhabenheit zu unterscheiden, erwarb sich durch akademischen Unterricht, Zeitschriften und Lehrbücher kein geringes Verdienst um die Fortbildung der Gelehrtensprache seit Thomasius. Anmuthige Gelehrsamkeit hieß das unerreichte französische Ideal. Seine Sprach- und Redekunst hat den Ausdruck manches Candidaten gebessert, die Predigten erschienen lichter, der theologischen Litteratur kam das Beispiel Mosheimscher Sauberkeit zu gute, während Jurisprudenz und Staatshistorie noch lang altfränkisch und curial zurückblieben. Wochenschriften drangen in die Bürgerhäuser, die Lectüre wurde gewählter, der deutsche Brief strebte aus der galanten Verschnörkelung heraus. Freilich ahnte der Professor der Redekunst, wenn er Muster über Muster aufpflanzte, nichts von dem Drang der Persönlichkeit und wies allenfalls im Nebensätzchen das schläfrige Naturell auf den innerlichen Lehrmeister hin; freilich war seine Sprachkunst fernab vom ewigen Born der Redegewalt durch und durch papieren. Daß es eine Zeit gab, wo die Dichterseele nicht schrieb, sondern sprach und „noch schreibend lebende Sprache tönete," wo man nicht las, sondern hörte, haben erst die Hamann und Herder wieder verkündigt; daß jeder rechte Deutsche eine selbsteigene, lebendige Gramatik über allen Sprachmeisterregeln sei, sollte Jacob Grimm erst betonen. Jene ältere Sprachlehre

dictirte, was gut und ſchlecht, richtig und falſch ſei, und für Gottſched waren ſogar die Zeitwörter, die wir ſo triftig die ſtarken nennen, „unrichtig". Die beſte Mundart fand er in der Reſidenz, bei Hofe; wo deren mehrere ſind, in der mittleren Hofſtadt. Der Königsberger wurde, zwar nicht ſo ausſchließlich wie ſpäter Adelung, Herold des Oberſächſiſchen, der Meißner Sprache. Ohne jeden eigenen Gedanken ſah er doch, daß der hergebrachte Verweis auf Luthers Bibel im Grammatiſchen eine abgenutzte Phraſe, und vom „Reichsſtil", deſſen Kanzleiworte „Ausgleichung" „Berichtigung" „Abſchluß" u. ſ. w. er verpönte, kein Heil zu erwarten ſei. Maßvoller Puriſt, zurückhaltend in der Auffriſchung alter Wörter voll Kraft und Nachdrucks, Feind der „Provinzialredensarten" und der ſchriftſtelleriſchen Eigenrichtigkeit, ſah er im Volk den Pöbel, in den „beſten Scribenten" die Meiſter ſeines nur geſchriebenen Deutſch, dieſer Schul- nicht Mutterſprache, und gab die Loſung: wir werden „in Deutſchland ohne Zweifel der churſächſiſchen Reſidenzſtadt Dresden, zumal des Hofes angenehme Mundart mit den Sprachregeln und kritiſchen Beobachtungen verbinden müſſen, die ſeit vielen Jahren in Leipzig gemachet und im Schreiben eingeführet worden, um durch beides die rechte Wortfügung im Deutſchen feſt zu ſetzen." Dem Stil wurde Deutlichkeit, der Sprache Correctheit zur oberſten Pflicht gemacht. Das Regelbuch gab, ſo dürr und pedantiſch es iſt, eine Menge anerkannter Weiſungen, und der Meißner Vorrang, dem auch Gottſched noch gar manches nur mundartliche Fäſerchen abzuklauben hatte, wird durch gleichzeitige bairiſche Schriften oder das franzöſiſch durchwirkte Schweizerdeutſch der „Zürcher coteurs" ſehr beſtätigt. Aber mit gutem Fug vertheidigten litterariſch zurückgebliebene, doch kraft- und ſaftvolle Mundarten ihr Lebensrecht gegen das Privileg des Einen Ringes in der Sprachfamilie; hat doch ſelbſt Paris in der ganz und gar centraliſirten franzöſiſchen Litteratur ſich, vom Emporrücken des Argot abgeſehen, die Einfuhr aus der Provinz gefallen laſſen. Leipzig und Dresden, wie Berlin, brachten aus den mittlern und untern Schichten nur ſtädtiſche Redensarten heran, und die verjüngende wie bewahrende, erfriſchende, unverbrauchte, ſinnliche, nach der Ackerkrume riechende Fülle der Mundart war am wenigſten dem oberſächſiſchen Dialekt eigen, der unter den deutſchen der einzige iſt, worin allein die Parodie hauſt, aber die Geiſter des frohen und

ernsten Volksliedes keine Stätte haben. Im Schriftdeutsch jedoch führte Sachsen an.

Lessing kam aus der Lausitz, die im Wortschatz viel Eigenthümliches hatte und unverkümmerter alter Lieder und Bräuche nicht entbehrte, nach Meißen. Seine erste Sprachregel ist das Glaubensbekenntnis der aus Frankreich bezogenen, von Gellert so gefällig geübten anmuthigen Natürlichkeit: schreibe wie du redest, so schreibst du schön; womit freilich keine zwanglose Selbstherrlichkeit gemeint war. So schulte sich dann Wolfgang Goethe, als er „aus'm Reich" kam, in der Sprachhauptstadt Leipzig, um flugs seiner Schwester das Heft zu corrigiren, wenn etwas Curiales oder Provinziales, kurz etwas Ungellertisches ihrer Feder entschlüpft war, bis er seiner fränkischen Fraumutterſprache wieder Thür und Thor öffnete und nach abgethaner Unbändigkeit doch den frischen Duft vom Rhein und Main her sich als köstliches Eigenthum wahrte. Solche Entwicklung hat Lessing nicht durchgemacht. Er taucht weder entfernt so tief in den Quickborn der Mundart, noch ist er entfernt ein so königlicher Wortschöpfer wie Goethe. Sein Schulerbe war das rechte Meißner Deutsch, seine ersten Stücke sind im sächsischen Ton gehalten, nur daß der werdende Charakteristiker schon die Gesetze der Abwandlung nach Personen und Situationen bedenkt, daß ein individuelles Temperament in der Sprache vordringt und auch die Gesetze Gottscheds oft in den Wind schlägt. Er behielt zeitlebens heimatliche Merkzeichen in Laut und Flexion, Wortschatz und Satzfügung, die ältern Entwürfe wimmelten von dialektischen Incorrectheiten, und gewohnte Wendungen der mündlichen Rede wie „Es kommt doch nischt dabei heraus" zeugten für die Dauerbarkeit seiner Jugendsprache, wenn er auch das absonderlich Meißnische abzustreifen ernst bemüht war.

Er hatte bereits in jenem altklugen Neujahrsaufsatz den kleinen scharf gliedernden, zuversichtlich behauptenden Logicus bewährt. Der Journalismus spannte ihn an und ab. Wie altfränkisch, umständlich, trotz sichtbarem Streben nach kurzen Sätzen mit wie schwerfälligen Relativen erscheinen die Plautusarbeiten von 1749, wo er doch dem Allzutrocknen ausweichen will und den Vorwurf erhebt, ein Jahrhundert sei „zu wenig artig". „Wir wollen nun" „ich komme nun" „wir wollen ein ander mal" heißt es recht schulmäßig, und wie im Lustspiel die sächsischen „nu nu" und „je nu" sich breit machen, so schmecken

im gelehrten Feuilleton die „nunmehro" und „bis nachhero" nach der Kanzlei, mag der Verfasser auch den alten „pedantisch-galanten" Museumsstil von sich weisen. Bayle lehrte ihn den Text entlasten; noch der Wolfenbütteler Beitrag über Ölmalerei bietet einen Anhang von Noten, „um den Leser weder durch Anführungen noch durch Nebendinge zu unterbrechen". Das war ein starker Damm gegen die sächsischen Wasserfluten, eine fördernde Übung im concinnen Abwägen des Wichtigen und Unwichtigen. An Voltaires Hand schritt er eifrig weiter. Die Conseils à un journaliste empfahlen ja Bayle als erstes, aber zu saloppes Muster, sie warnten vor dem gothischen Stil der Kanzleien, vor Stilgemisch und unnützen Neubildungen, sie entwickelten aus der breiten Wirkung aufs Publicum die Pflicht des Zeitungschreibers, sich sprachlich nicht gehen zu lassen.

So gläubig blickt der Schüler zu seinem Meister empor, daß er selbst an die Vers techniques zur Einprägung der Kaiser mehr einen Spott gegen Deutschland knüpft, dessen Nationalgeschmack sich Herr von Voltaire anbequeme, als gegen den großen Schriftsteller, der einen ganz eigenen historischen Vortrag habe: „denn niemand weiß so gut als er, die wichtigsten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewissen Spitze zu sagen, die den zum Geschichtschreiber gewordenen Poeten nicht unverrathen läßt". So möchte er selbst seine Sätze pointiren und die Mitarbeit des Dichters in wissenschaftlicher Darstellung herbeirufen, möchte plaudern, nicht Schulhefte ablesen, denn er verachtet im deutschen Historiker den „docirenden Professor". Was seine Vorrede zum übersetzten Laokoon über die französische Vollkommenheit sagt, war in seiner Jugend ganze Wahrheit: La langue allemande, quoiqu'elle ne lui cède en rien, étant maniée comme il faut, est pourtant encore à former, à créer même, pour plusieurs genres de compositions dont celui-ci n'est pas le moindre. Und dem Deutsch der ersten Hälfte des Jahrhunderts warf Friedrich mit gutem Recht seine diffuse Schwerfälligkeit vor, wenn er hinüber sah auf die leichte, elegante, logisch entwickelnde Satzbildung der Franzosen.

Wie hingebend Lessing von Voltaires Prosa gelernt hat, sieht man nur aus genauer Vergleichung der „Kleineren historischen Schriften" (1752) mit den Vorlagen. Es ist schwer, diesen Meister gut zu übersetzen, darum thut Lessing sein Bestes und giebt sich nur noch einmal,

als er 1753 die drei Lettres au public des Königs ehrgeizig verdeutscht, die gleiche Mühe. Wohl nöthigen ihn, der seiner Sprache nicht gern Fremdes zumuthet, die bequemen französischen Participia zu vielen schleppenden Zwischensätzen, und langsamer ist der Gang all dieser Feuilletons zur Geschichte geworden, aber die Periode schmeidigt sich merklich, die Gegensätze werden blank, die Pointen spitz, der leichte Weltton dieser wirklich anmuthigen Gelehrsamkeit findet oft einen unverfälschten Widerhall, die Wortwahl ist, trotz kleinen Verstößen, bis in puristische Bemühungen sorgfältig, seine dienende Treue versagt sich die nothwendigen Freiheiten auch in gelegentlicher Kürzung nicht. Nun nimmt seine eigene Tagesschriftstellerei einen rascheren Flug und epigrammatischeren Ton, soviel Hingeworfenes auch darunter ist; 1754 steht der Durchschnitt der Recensionen beträchtlich unter den „Rettungen". Unverkennbar war der vorausgegangene Fortschritt von den Theater-Beyträgen zum „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" — der Titel forderte ja zur Entfaltung des esprit auf. Lessing ist sich der französischen Überlegenheit bewußt; wie hatte ihn als reimenden Knaben der Einblick in Fontenelles Prosa beschämt! Nun pries er laut die französische „Reinigkeit", bereit auch untergeordnete Darsteller, die daheim keinen sonderlichen Werth hatten, zu überschätzen, erfreut dann und wann selbst einem Pariser eins auszuwischen. 1753 heißt es von Marigny: „Daß er über dieses die Kunst wol zu erzählen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken werde in der Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser Nation wenigstens das Verdienst nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wann sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeigen". Geschmack — das Hauptwort des Boileau, das seit Wernicke, Canitz, König in Deutschland umging und nach und nach ekel wurde.

Nicht so unbedingt wie an Voltaires Prosa, glaubt Lessing an die zügellosere des jüngeren Frankreich. Diderot heißt ihm 1751 ein unordentlicher Schriftsteller, der überall ausschweife und im letzten Worte der Periode einen genügenden Übergang finde; aber, fügt er hinzu, seine Excurse seien voll neuer und schöner Gedanken. Deshalb verzeiht er die Lässigkeit, studirt genau, zu eigenem Vortheil, die frei-

im gelehrten Feuilleton die „nunmehro" und „bis nachhero" nach der Kanzlei, mag der Verfaſſer auch den alten „pedantiſch-galanten" Muſeumsſtil von ſich weiſen. Bayle lehrte ihn den Text entlaſten; noch der Wolfenbütteler Beitrag über Ölmalerei bietet einen Anhang von Noten, „um den Leſer weder durch Anführungen noch durch Nebendinge zu unterbrechen". Das war ein ſtarker Damm gegen die ſächſiſchen Waſſerfluten, eine fördernde Übung im concinnen Abwägen des Wichtigen und Unwichtigen. An Voltaires Hand ſchritt er eifrig weiter. Die Conseils à un journaliste empfahlen ja Bayle als erſtes, aber zu ſaloppes Muſter, ſie warnten vor dem gothiſchen Stil der Kanzleien, vor Stilgemiſch und unnützen Neubildungen, ſie entwickelten aus der breiten Wirkung aufs Publicum die Pflicht des Zeitungſchreibers, ſich ſprachlich nicht gehen zu laſſen.

So gläubig blickt der Schüler zu ſeinem Meiſter empor, daß er ſelbſt an die Vers techniques zur Einprägung der Kaiſer mehr einen Spott gegen Deutſchland knüpft, deſſen Nationalgeſchmack ſich Herr von Voltaire anbequeme, als gegen den großen Schriftſteller, der einen ganz eigenen hiſtoriſchen Vortrag habe: „denn niemand weiß ſo gut als er, die wichtigſten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewiſſen Spitze zu ſagen, die den zum Geſchichtſchreiber gewordenen Poeten nicht unverrathen läßt". So möchte er ſelbſt ſeine Sätze pointiren und die Mitarbeit des Dichters in wiſſenſchaftlicher Darſtellung herbeirufen, möchte plaudern, nicht Schulhefte ableſen, denn er verachtet im deutſchen Hiſtoriker den „docirenden Profeſſor". Was ſeine Vorrede zum überſetzten Laokoon über die franzöſiſche Vollkommenheit ſagt, war in ſeiner Jugend ganze Wahrheit: La langue allemande, quoiqu'elle ne lui cède en rien, étant maniée comme il faut, est pourtant encore à former, à créer même, pour plusieurs genres de compositions dont celui-ci n'est pas le moindre. Und dem Deutſch der erſten Hälfte des Jahrhunderts warf Friedrich mit gutem Recht ſeine diffuſe Schwerfälligkeit vor, wenn er hinüber ſah auf die leichte, elegante, logiſch entwickelnde Satzbildung der Franzoſen.

Wie hingebend Leſſing von Voltaires Proſa gelernt hat, ſieht man nur aus genauer Vergleichung der „Kleineren hiſtoriſchen Schriften" (1752) mit den Vorlagen. Es iſt ſchwer, dieſen Meiſter gut zu überſetzen, darum thut Leſſing ſein Beſtes und giebt ſich nur noch einmal,

als er 1753 die drei Lettres au public des Königs ehrgeizig verdeutscht, die gleiche Mühe. Wohl nöthigen ihn, der seiner Sprache nicht gern Fremdes zumuthet, die bequemen französischen Participia zu vielen schleppenden Zwischensätzen, und langsamer ist der Gang all dieser Feuilletons zur Geschichte geworden, aber die Periode schmeidigt sich merklich, die Gegensätze werden blank, die Pointen spitz, der leichte Weltton dieser wirklich anmuthigen Gelehrsamkeit findet oft einen unverfälschten Widerhall, die Wortwahl ist, trotz kleinen Verstößen, bis in puristische Bemühungen sorgfältig, seine dienende Treue versagt sich die nothwendigen Freiheiten auch in gelegentlicher Kürzung nicht. Nun nimmt seine eigene Tagesschriftstellerei einen rascheren Flug und epigrammatischeren Ton, soviel Hingeworfenes auch darunter ist; 1754 steht der Durchschnitt der Recensionen beträchtlich unter den „Rettungen". Unverkennbar war der vorausgegangene Fortschritt von den Theater-Beyträgen zum „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" — der Titel forderte ja zur Entfaltung des esprit auf. Lessing ist sich der französischen Überlegenheit bewußt; wie hatte ihn als reimenden Knaben der Einblick in Fontenelles Prosa beschämt! Nun pries er laut die französische „Reinigkeit", bereit auch untergeordnete Darsteller, die daheim keinen sonderlichen Werth hatten, zu überschätzen, erfreut dann und wann selbst einem Pariser eins auszuwischen. 1753 heißt es von Marigny: „Daß er über dieses die Kunst wol zu erzählen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken werde in der Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser Nation wenigstens das Verdienst nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wann sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeigen". Geschmack — das Hauptwort des Boileau, das seit Wernicke, Canitz, König in Deutschland umging und nach und nach ekel wurde.

Nicht so unbedingt wie an Voltaires Prosa, glaubt Lessing an die zügellosere des jüngeren Frankreich. Diderot heißt ihm 1751 ein unordentlicher Schriftsteller, der überall ausschweife und im letzten Worte der Periode einen genügenden Übergang finde; aber, fügt er hinzu, seine Excurse seien voll neuer und schöner Gedanken. Deshalb verzeiht er die Lässigkeit, studirt genau, zu eigenem Vortheil, die frei-

heitliche Abhandlung über die Inversionen und lauscht Diderots feinfühligen Worten über den Klang. Übersetzt hat er „Das Theater des Herrn Diderot" nachher bei weitem nicht so gut, als in unreiferer Zeit den Voltaire oder die Schnurren des Königs, ja es ist, „in der Eil" wie er sagen würde, mehrmals ein höchst ungefüges Deutsch für ein klares und lebendiges Französisch eingetreten. 1751 drang auch Rousseaus „männliche Beredsamkeit" zu ihm, und einige Jahre später weiß er diese Sprache des Herzens von dem Ton feiler Sophisten zu scheiden, sie wiederzugeben aber in all seinen Auszügen kaum besser als Moses, dem auch die heiße Rhetorik der Neuen Heloise fremd blieb. Wol dachte Lessing, von Jean-Jacques dazu angetrieben, über den Ausdruck der Leidenschaft nach und suchte in den „Rettungen des Horaz" ihre Unruhe zu malen — seiner eigenen verstandesmäßigen Prosa war solches Sprudeln durchaus zuwider. Völlig versagt blieb ihm die gelassene unpersönliche Kunst epischer Erzählung; wo er sie ganz unselbständig probirt, treten kurze Sätze, dramatisch unterbrochen, einander auf die Hacken, und steif berichtet er auch den Lebenslauf eines englischen oder französischen Dichters. Im achtzehnten Jahrhundert hat der Deutsche bedeutend mehr und besser als heute die Sprache der Nachbarn gehandhabt, wie vor allem die Briefwechsel auch unserer Litteraten beweisen. Lessing schreibt an Richier einen sehr correcten französischen Brief und zeigt im Palaion Pariser Schule, zwar nicht ohne Schnitzer und Germanismen, sein Riccaut muß wol oder übel als Landsmann anerkannt werden, im Laokoonfragment verräth ein stilloses risquons donc le paquet, daß der Wunsch, recht lebhaft zu reden, den feinen Sprachtact überrannte. Gallicismen begegnen hie und da in Lessings Deutsch, obwol er, früh ein strenger Sprachrichter, der in Recensionen Fehler dieser Art ankreidete, das „französisch Deutsch" nicht liebte.

Seine Kritik geht bald mit dem sächsischen Stil ins Gericht, den Complimenten und Schnaken, Baron Schönaichs Unkenntnis der großen Welt und ihrer Sprache, den kriechenden und pöbelhaften Trauerspielversen, dem plumpen Alltagsjargon und dem „respectuösen Ceremoniell" der Komödie, der altfränkischen Grobheit des Leipziger Gebieters, dessen Sprachkunst er gern tödten möchte. Auch die Bewunderung für Gellerts Musterbriefe ist ihm rasch vergangen. Überhaupt kann er das Schulmäßige nicht leiden und weist gleich dem Stylus

curiae oder „Kanzeleyenstil" — „Kanzeleystil der Liebe" muß sich dann Voltaire vorwerfen lassen — die methodischen Leitfäden, topischen Einfälle, studirten Empfindungen, staubigen Realia, künstlichen Perioden der Magister und Schulknaben von sich, wie noch seine theologischen Streitschriften über Katheberdisputationen und dergleichen spotten. Während er selbst außerhalb des ehrwürdig langweiligen Museums philologische, litterar- und kirchenhistorische Essays schrieb, ging Freund Moses an die Reform des philosophischen Vortrags, dessen Wolffsche Schulsprache Lessing barbarisch schalt, um dafür Mendelssohns Aufsätzen Über die Empfindungen den in Deutschland so seltenen Bund gründlicher Gedanken mit anmuthiger Form laut nachzurühmen. Die gelehrte Bildung sollte nicht länger so gar düster und allen Grazien so gar feind sein.

Darum gefiel ihm in der Poesie Uzens gedankenvolle Leichtigkeit, Hagedorns sparsames Funkenschlagen, und der Freund der Freiheit verfolgte weit einsichtiger als die plumpen Gottschedianer oder die nörgelnden Kästner und Nicolai Klopstocks neue Dichtersprache im verzückten Schwung des „Messias", dem manchmal „zu erhabenen" Odenflug, dem Fiasco der Gebete und Geistlichen Lieder. Was die blinden Gegner in einen Topf warfen und im Neologischen Wörterbuch zu einem eklen Ragout rührten, schied Lessing: das Schöpferische und die Nachahmung, das Erhabene und das Dunkle, das Neue und das Verwegene, das Rührende und das Romanhafte, seinerseits kritisch gegen lateinisch-deutschen Zwang oder das wallende Prachtgewand kleiner Gedanken. Selbst gar nicht auf diesen Ton gestimmt, unrührsam kalt wo er den Tod eines Freundes darstellt, die Sprache zerhackend wo sie bei Klopstock in langen Wellen strömt, kann er doch sogar im Ausdruck sein Verständnis Klopstockscher Sprachtechnik kundthun: in den Versen vom Ölberg stößt er auf eine abgebrochene Zeile — „dieser Ruhepunkt läßt dem Dichter Zeit, sich von der Last dieses schwangern (d. i. prägnanten) Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen". Er bewundert diese in der That großartige Periodisirung, diese starken Inversionen, diese unabläßig wandelnde und streichende Bemühung um volleren Klang und durchsichtigeren Satzbau, während er den Einbruch einer empfindsamen, mit Hyperbeln um sich werfenden Überschwänglichkeit abwehrt: „Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht

gewohnt, dieſes Wort ſo zu mißbrauchen" heißt es unzweideutig in ſeinem „Teſtament Johannis". Dagegen hielt er, wie Voß noch 1817 bezeugt, Klopſtocks ſchmuckloſe, männliche Proſa, die wir in der „Gelehrtenrepublik" doch recht manierirt finden, für die vorzüglichſte Deutſchlands.

Er ging aus jenen hochgewölbten Hallen und Hainen in den Salon, wo Wielands wortreiches Parlando ohne ſtarke Accente ſo flüſſig plätſcherte, daß der ſchmiegſame Mann in ſeiner von der Leſſingſchen grundverſchiedenen Entwicklung ſelbſt den greulichen Zyrcher Patriarchenſtil eine kleine Strecke mit forttragen konnte. Seine Perioden zogen lange Schleppen, die Leſſing den „Briefen von Verſtorbenen" mit grauſamem Spotte beſchnitt. Er begleitete dieſe raſtloſe Production von ihren Anfängen bis zum Oberon und verkannte nicht, was Wielands Stil, ein dem genial verarbeitenden Autor ſo angemeſſener Stil aus zweiter Hand, eine Form, welche den adeligen Deutſchfranzoſen des Südens zum erſten Mal verblüffende Eindrücke deutſcher Sprachfähigkeit gab, für unſere Cultur bedeute.

Leſſing ſelbſt zeigte ſich in der zweiten experimentreichen Periode beſtimmbar. So „holprichte ſchändliche" Satzgefüge wie die „Sara" boten die ältern Abhandlungen trotz ihren ungelenken Relativen faſt nirgends, auch große Abſchnitte der „Theatraliſchen Bibliothek" ermüden durch ſtockende Breite. Seltſam, da ſchon der Recenſent Jöchers die Unart, „gar zu viele und noch dazu verſchiedene Sachen in einen Perioden" zu bringen, tadelt. Nun hatten es ihm langſame Engländer doch angethan. Begreiflich genug wird der Rückſchlag in ſeiner erſten Wucht ein ganz übermäßiger, wie auch die unbillige Verurtheilung des Cramerſchen Kanzelſtils bezeugt: labyrinthiſche Perioden, bei denen man dreimal Athem holen müſſe, deren verſchränkte und verſchraubte Glieder und Einſchiebſel das Auge nicht ohne Schwindel verfolgen könne! Alſo hatte Leſſing mit herber Scheu vor allem Überflüſſigen den ſchweren lakoniſchen Panzer angelegt, der Fabel die äußerſte Präciſion Aeſops befohlen und ſparſam ſeinen lyriſchen Hauch hineingedämpft, dramatiſche Entwürfe gepreßt und geſpitzt, bis in den Litteraturbriefen das ſtolze Ich ohne den gezwungenen Geiz allen Gewinn der kritiſchen Vorübungen zog, und der franzöſiſchen Maut wie dem Klopſtockſchen Schlagbaum ein Paß entgegengehalten wurde:

„Der einzige Deutsche hat die Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt". Er schrieb den „Laokoon", das erste große deutsche Werk, das Kritik mit freier Bewegung, Schärfe der Definition mit dichterischer Anmuth ohne eine Spur von ästhetisirender Salongelehrsamkeit verband. Er schuf, wie sofort alle Welt anerkannte, in der „Minna" eine Komödiensprache, die dem sermo classicus der Höheren wie dem sermo proletarius der Niedern Herberge bot. Er hob die Polemik zu den Gipfeln berühmter Abschnitte der ungleichmäßigen „Dramaturgie" und der wuchtigen persönlichen Erklärungen in den Antiquarischen Briefen. Die Sätze, anfangs durch Unmaß, dann durch Magerkeit gestört, gehen nun schlank einher, die Wortstellung ist freier und leichter, ausgeführte Bilder beleuchten den Spaziergang oder Kriegspfad.

In dieser Periode hämmerte Abbt, zur Wuth der Adelung, seine künstliche schmiedeeiserne Prosa, und Herder, von Winckelmanns Prophetenstil und Hamanns Sibyllinen angehaucht, zog mit fliegenden Fahnen auf, ein Redner Gottes, kühn, eigenwillig, aus voller Seele predigend wie ihn der Geist trieb, ganz Leidenschaft für die Sache, von Andeutungen seiner Interessenfülle triefend, stürmisch, enthusiastisch, fortreißend. Lessing konnte Herder mit Genuß lesen, den orakelnden Hamann nicht, weil er diesen subjectivsten, krausesten, räthselhaftesten aller Schriftsteller, der selbst von seinem dummen Tiefsinn sprach und ahnungsvoll durch die Nacht dem Leitstern des Daimonions nachtappte wie die Magier im Morgenlande, nicht begriff, mindestens nie gewiß war diese — so schrieb er einmal an Herder — zur Prüfung von Panhistoren abgefaßten Werke zu verstehen. Er, der doch damals die wirren, überwucherten Wege des Sternischen Shandysmus gern beschritt. Das „Hamannisiren" griff um sich. Es erfaßte Gerstenberg und wirkte in die Geniezeit hinüber. Die Hallenser glaubten sich berufen, diese ostpreußische Faction der Hamänner und Hamännchen, wie man höhnte, zu verjagen, als Lessing im antiquarischen Waffengang den neuen Journalistenstil züchtigte. Was er ihm vorwirft, bezeichnet negativ sein eigenes Ideal des Ausdrucks. Der hat nichts Schielendes und Schwankes, der ist weder pompös noch lendenlahm, nicht trivial, langweilig, verworren, undurchdacht, und seine Briefe schließen den artigen, süßen, liebkosenden Complimentirton aus. Der Mannhafte

vermißt in der Deutſchen Bibliothek alles, was ein Mann hätte ſchreiben können. Der Selbſtändige ſchilt: „Keiner hat auch nicht einmal ſeinen eigenen Ton, alle ſchreiben ſie ein Deutſch, das nicht kraftloſer, diſſoluter ſein kann". Dem Parteiführer wollte er die „lächerliche Nachahmung des Winckelmanniſchen Enthuſiasmus" vorrücken, auch „von dieſem überhaupt" reden. Leider iſt es nicht dazu gekommen; nur erſchließen läßt ſich eine auf tiefer Verſchiedenheit der Naturen beruhende Abneigung, wie ja Leſſing auch keine Sympathie für Winckelmanns vergötterten Platon hatte.

Leſſing ſchrieb nie im Sturm und Drang improviſirender Erleuchtung. Wie er des Bruders Ruſchelei und Sprachfehler unnachſichtig anſtrich und die eilfertigen Jedermannsgedanken daheim zu laſſen rieth, ſo lehrte er: „Man muß nie ſchreiben, was einem zuerſt in den Kopf kömmt." Daß aller Anfang ſchwer ſei, zeigen etliche ſeiner Entwürfe. Der Beginn der „Hermäa", „Hermäa hieß bei den Griechen alles, was man zufälliger Weiſe auf dem Wege fand. Denn Hermes war ihnen auch der Gott der Wege und des Zufalls", hat ſich erſt aus vier, fünf Skizzen entwickelt, worin entweder das Titelwort noch nicht einladend an der Spitze ſtand oder die Conjunctionen „denn" „und" „weil" nicht leicht genug ſchienen. Ähnlich iſt 1778 der Eingang Über den Beweis des Geiſtes und der Kraft mit ſeiner knappen Zuſpitzung aus mehreren Varianten herausgearbeitet worden. So durchgreifende Umgeſtaltungen, wie ſie Goethe, der Stilgeſchichte zum größten Gewinn, an einer Reihe von Werken vornahm, indem er den „Gottfried von Berlichingen" bändigte, „Werthers Leiden" jätete und eine neue ſtilgerechte Epiſode hineinpflanzte, „Fauſts" Genieproſa dem ſtets idealiſirenden Vers unterwarf, „Iphigeniens" freirhythmiſche Rede in die Harmonie der Jamben tauchte — ſolche oder nur von fern ähnliche Umgeſtaltungen begegnen uns bei Leſſing nicht, denn die erſte „Emilia Galotti" iſt verloren, wie der erſte „Taſſo" und mit „Wilhelm Meiſters theatraliſcher Sendung" leider ein höchſt wichtiges Mittelglied deutſcher Proſa. Die Faſſungen des „Miſogynen" lohnen den Vergleich wenig, und die während der zweiten Periode vollzogene Säuberung zahlreicher Jugendpoeſien ſammt der Reviſion der „Sara" zeigt nur inſofern den reifenden Sprachmeiſter, als Leſſing, jedoch ohne irgend principiell durchzugreifen, ſtrich und beſſerte, indem er hie und da ein veraltetes Wort,

eine mundartliche Flexion, eine steife Verbindung, einen Latinismus, eine lässige Synkope oder Apokope, einen störenden Hiat ausmerzte. Derlei kam doch mehr oder weniger bei ihm wieder vor, denn er schrieb, wie streng auch sonst im Großen und Kleinen, bald so, bald so. Daß bei Lessing, zumal in den Handschriften seiner Jugend, meißnische Sonderart mannigfach zu Tage tritt, ist bereits oben angedeutet und könnte nur in einer, sehr wünschenswerthen, Monographie nach Gebühr dargelegt werden, während hier bloß Stichproben aufrücken dürfen und auch nicht für jeden Fall beizufügen ist, ob die Erscheinung ganz eigenthümlich, obersächsisch, mittelbeutsch, dem allgemeinen Deutsch des vorigen Jahrhunderts gemäß sei. Verbindungen wie „schmeicheln" (flatter) „klatschen" (applaudir) mit dem Accusativ wurden schon von Zeitgenossen getadelt, eine Menge anderer kam allmälig abhanden. Vieles in Wortschatz, Laut, Form, Syntax befremdet uns heute oder bedarf geradezu der Erklärung gegen Mißverständnisse. Diese Sprache enthält zahlreiche jetzt veraltete oder veraltende Elemente.

Der Lausitzer braucht, bis zuletzt in gemächlichen Briefen, manches doch selbst im „Nathan" bewahrend, sein abluxen ausgattern begeizen ruscheln sielen stankern sterlen, sein gewandsweise (beiläufig, niederdeutsch quanswys: quasi vero), sein Tocke Flatschen, und Dajas allgemeine große Zeitbestimmung „viele zwanzig Jahre" ist mehr dem Kamenzer, als dem gemeindeutschen Ohr geläufig. Nur in Leipzig versteht man Lisettens scheuchendes „Kätz weg" oder ihr vulgäres „schwube", den sächsischen Fuhrmannsruf für „links"; was „Kolster" (Schleim) heiße, war gewiß schon vielen Lesern beim ersten Erscheinen der „Kleinigkeiten" ein Räthsel, wie heute auch der Sprachforscher seine Zuflucht zu Rudolf Hildebrands ausgezeichneten Artikeln im Deutschen Wörterbuch nehmen muß, um etwa Lessings „Kuhlparse" als den Fisch Kaulbars zu erkennen. Seine Lustspielleutchen machen „bsch" wie die sächsische Kinderfrau, der Mitteldeutsche läßt es „bunt über Ecke gehn" wie der Märker Heinrich Kleist, er sagt „alleweile" statt „jetzt" wie Gellert oder Carl August, wo der Schwabe Schiller „wirklich" sagen würde, und es geschieht etwas „Zeit genug" d. h. eben recht. Unser Wörterbuch bringt gar nicht selten als spätestes Beispiel eines Wortes, einer Wortform, einer gewissen Bedeutung Lessingsche Belege, weil er Absterbendes noch festhielt oder erst später mit den Emporkömmlingen der

Sprache vertauschte. Lessing kennt z. B. das „Mittelalter" noch nicht, sondern nur die „mittlern Zeiten", wie er nicht „Zeitgenoß" schreibt, sonder „Zeitverwandter", „Religionsverwandter". „Witz" hat auch bei ihm noch den Sinn von esprit: „Genug wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freien Künste das Reich des Witzes ausmachen", in dem nun die Vossische Zeitung zum „Vergnügen", will sagen: zur anregenden Befriedigung ihrer Leser, arbeitet; Lessing selbst giebt sein „witzig" im französischen Laokoon mit ingénieux wieder. Er gründet eine Zeitschrift „zur Aufnahme des Theaters", d. h. zur Beförderung oder Reform, dient dem „Aufnehmen der Wissenschaft" und betrachtet noch 1777 die „Aufnahme der Dichtkunst" im staufischen Zeitalter, wofür er auch „Zeitpunkt" sagen könnte. „Einnehmen" kann bei ihm so viel sein wie „verstehen" (ich nehme eine Sache ein) oder wie „aufnehmen" (die Stadt nimmt einen Besucher ein, der sich in ihr „besieht", nicht umsieht). „Schuldner" oder „Schuldmann" (wie Kundmann neben Kunde) heißt nicht bloß, wer eine Summe entliehen hat, sondern öfter auch der Gläubiger. „Ausschweifung" geht erst spät aus dem örtlichen Sinne der Abschweifung, des Excurses ins Sittlich-Sinnliche über. „Kosen" bedeutet nur schwatzen, ihm ist „Witzbold" nur aus dem Frühneuhochdeutschen bekannt, „Thatsache" ein neues Wort, Wielands „der erste beste" eine auffällige, nun auch von Lessing bisweilen benutzte, Abkürzung der Formel „der erste der beste". Modernem Gebrauch fremd erscheint ein ganzes Wortheer bei Lessing: Auszug (Ausbund), anzüglich (anziehend), abgesetzt (veraltet), Auffetzerin (coiffeuse), behandeln (marchander), beläftigt (belastet), Beschluß (nicht nur für Ende oder Votum, sondern auch für Verschluß), beglauben (beglaubigen), betreibsam, Belag, Geburt (Werk), Gewächse (Wuchs), Mittel (Mitte, Mittelstand), thätig (thätlich) und Thätigkeit, Buhlerin als nichtsynonym mit Buhlschwester, sich bloß geben, in Abrede sein, in Willens sein oder haben, erdreistet (ermuthigt), Folge (Folgerung), geräumlich, das Geschwister collectiv, Hauptwerk (Hauptsache), Besorgung (Besorgnis), link oder links (gauche, linkisch), March (Grenze, Mark), Neige (Verneigung), Kundschaft (Kenntnis), Sehe (Gesicht), verhören (überhören), im Treugen (Trocknen), Wehrmann oder Währmann (später auch Gewährsmann), kostbar (précieux), Wendung (gezierte Redensart), wichtig (gewichtig, dagegen geschlank, geruhig),

würdigen (daigner, geruhen). Wir sagen nicht mehr: hämtückisch, Mahn (Mohn), Holunke, Bollenbeißer, misgönstig, Stillestand, Erzt und Harzt, ölbäumen, Helfenbein, Feye, Landstörz; Lessing selbst geht von Nebenbuhl Druckerfehler u. a. zu den neueren Formen über. Seine Participia nachgebend nachsehend ausdrückend gefallend anschauend sind den Adjectiven nachgiebig . . . anschaulich gewichen, und ein unzuvergnügend unzuverfolgend ununterrichtend dürfte sich heute nicht mehr sehen lassen. Das Urthel, der Wahle (Wälsche), der Franz (Franzos) erscheinen völlig archaisch. Vielfach befremdet das Geschlecht, das Lessingsche Wörter ausschließlich oder neben dem heute — auch damals schon in der Schriftsprache — üblichen tragen: die Brocke, die Bekenntnis Erfordernis Gefängnis Vereinständnis, der Faser, der Heft, die Dotter, der Fessel, die Gedanke, das Klotz, die Schooß, die Schwulst oder Wulst, das Maculatur, die Zinse, der Zeug, die Kleinmuth, die Colorite (neben: das Colorit), die Monologe oder Monologue (neben: der Monolog). Lessing ist gleich Herder, auch Klopstock, stark in Verbalsubstantiven: „Gebackensherumträger" hat er auf der Leipziger Straße gefunden, selbst gebildet Anbringer Bemerker Bevollmächtiger Entscheider Ertheiler Steller (eines Briefes) Folger Probirer („oder Wardaien") Verzieher Verhunzer Vorweser Zweizüngler, Sinnverdreher Rückenhalter Quellenbraucher Lexikonsmacher Geschichtschmierer Widerspruchklauber. Übler ist seine Fülle an Thätigkeitsworten auf —ung, die das Bedürfnis und die Bequemlichkeit ohne wahre sprachschöpferische Kraft erzeugen: Auskramung Befremdung Beerbfolgung Entfliehung Entnervung Kitzlung Harschung Sichtbarwerdung Unsichtbarwerdungen Schadloshaltung Wiederangedeyung, oder: nach Maßgebung (Maßgabe) Rügung (Rüge) Theilnehmung (Theilnahme) Verstoßung (Verstoß) verliebte Ausdrückungen (Ausdrücke). Dazu kommen die lebhafteren Täuscherei (Illusion) Jukserei (Spaß) Töserei (Halbschlaf), die schweren Eigenschaftswörter Düsternheit Besondernheit Bestandheit Allengefallenheit oder Flatterkeit Sättigkeit Neugierigkeit (neben Neubegierde und Neugierde) Ungestümigkeit (neben Ungestümheit) Menschengefälligkeit Geringschätzigkeit. An Adjectiven auf —igt oder icht, wie sie der Mitteldeutsche liebt, und auf —isch ist Lessing reich und hat auch darin, seinen eignen aus dem Vogelleben übertragenen Ausdruck anzuwenden, eine neue Hecke. Viele Prägungen Lessings entbehren

freilich des Goethiſchen Stempels, denn „weibbar" iſt ein künſtliches Seitenſtück zu „mannbar", Hirngedicht Hirngeburt Hirngeſpinſt, Mißbegriff Mißgeſchmack kommt aus der Werkſtatt des Denkers, nicht aus der friſchen Münze der Natur. Da aber Leſſing mit freiem Eigenwillen über die meißniſchen Schlagbäume hinwegſetzte, erwarb er unter allen deutſchen Schriftſtellern des Jahrhunderts vor der neuen Generation den größten Wortſchatz und iſt in ſeinem Proſareich den meiſten Nachfolgern weit überlegen geblieben, wie ſehr ihn auch im Pathos nach Klopſtock die Kunſt Schillers, mit einem an ſich geringen Vorrath zu wuchern, und im Maleriſch-Muſikaliſchen Goethe und die Romantik hinter ſich ließen.

Leſſing gewann unter anderm einen Vorſprung durch die Schätzung der Dialektrechte. Er „nationaliſirte" Provinzialwörter, rühmt ihm Möſer nach, der Osnabrücker Patriot. Kein großer Schriftſteller Deutſchlands ohne Zuſammenhang mit dieſem Nährboden; hat doch auch in Frankreich die geiſtreiche Frau, die auf ihr Bernichon ſtolz ſich daraus den üppigen Rabelais, dies atroce cochon, erklärte, George Sand die Mundart über die Schriftſprache erhöht, weil jene wahrer, beiwortreicher, einfacher in der Wiedergabe der Gedanken und echten Leidenſchaften, der Emphaſe minder geneigt ſei. Leſſing ehrte die ſeinem Lauſitziſch nahverwandte ſchleſiſche Provinzialſprache ſchon wegen der großen Vortheile, die ſie den Dichtern des vorigen Jahrhunderts geboten. Er beneidete den Schweizern, wie heut ein Berliner dem Springbrunnen G. Kellers gegenüber empfinden müßte, die vielen „nachdrücklichen Wörter von gutem altem Schrot und Korne, die den meiſten Provinzen Deutſchlands fremde geworden ſind", rühmte und ſtudirte den Vorrath der Geßner und Zimmermann und hätte ſicherlich, anders als der junge Wieland zunächſt ſehr gegen Leſſings Wunſch verfuhr, einem Zürcher Aufenthalt manche „gute nachdrückliche Wörter" und „körnichte Redensarten" abgewonnen. „Und erinnere ich mich bei Gelegenheit der Schweizer, ehmals eine gute alte Teutſche Redensart dieſes Volks bemerket zu haben, die unſern beſten Sprachsverbeſſerern nicht leicht beifallen ſollte" ſtand ſchon in Leibnizens Unvorgreiflichen Gedanken zu leſen. Leſſing, der den Oberdeutſchen nur ſpät und flüchtig nahe kam, legte ſeiner mitteldeutſchen Habe in Hamburg ein bischen Niederdeutſch zu und nutzte weiterhin das minder altkräftige Platt der

Braunschweiger Lande, wenn auch nicht durchweg haarscharf geschieden werden mag, was den verschiedenen Perioden und Aufenthalten Lessings anheimfällt und ob er die Wörter blaffen dösig Döserei drall Fuschelei Nücke Knubbe schnacken gerad an der Alster aufgefangen hat. Daß so ein niederdeutsches Snickschnack gar ins Trauerspiel eindrang, konnte Adelung nicht oft genug tadeln; seine Proscriptionslisten des „Unedlen" treffen überhaupt vor allem die Neigung Lessings, auch dem Volk lutherisch aufs Maul zu sehen. „Wenn Lessing", so lehrt der Magister, „aus Vorliebe zur niedersächsischen Mundart unter andern auch ‚Schnickschnack, Wirrwarr' u. s. f. aufnimmt, so zeigen sich diese Wörter sehr bald als niedrige Provinzial-Ausdrücke, weil sie bei keinem andern guten hochdeutschen Schriftsteller vorkommen." Aber auch die „Augendiener" der Orsina, das aus den Tiefen des Volksgemüths geschöpfte und von Lessing gleich „mutternackt" u. s. w. oder Compositis wie „blutselten" geliebte „mutterseelenallein" verpönt unser Sprachmeister, dessen Buch „Über den deutschen Styl" die Gleichnisse Lessings bis auf eine Allegorie todtschweigt, als unedel. Vulgär heißt das Wort „schmeißen", das Lessing sich, auch unserm Sprachgefühl zuwider, selbst im „Nathan" erlaubte, wie er in vertraulicher oder streitbarer Rede die Worte ausfenstern ausfilzen aushunzen lubern nutschen mukfen, holkericht schlumpicht, Grützkopf Hundsfott Querl Racker Rummel Schwarte (Buch), Gikkelgackel Larifari Wischiwaschi nach Lust anwandte. Doch nicht jedem Volksausdruck oder Provinzialwort gab er den Freischein. Er rügte 1757, daß eine sonst leidliche Übersetzung Ulmer Herkunft ihren Geburtsort verrathe, und stellte anderswo die Regel auf, die Provinzialismen, deren ein Schriftsteller sich bediene, müßten eine Gewähr ihres alten Stammes aufweisen, keine neuen Astergeburten sein. Er borgte vom Waidmann das „ankörnen", vom Niedersachsen das später durch Voß gerettete „glau" („welches wir auf alle Weise in unsre Büchersprache aufnehmen sollten"). Aus der obersächsischen Umgangssprache möchte er gern „aber" im Sinne von „wieder" für „Schriften zur Nachahmung des gewöhnlichen Lebens" wahren und, Luthers feierlicherem Gebrauch folgend, es auch der hohen Poesie wieder zuführen. Auf Luthers Fülle sah er begehrlich hin, schon vor der Zeit, wo junge Klopstockianer dem marklosen Gellertdeutsch eine Lutherische Kraftbrühe einflößen und „Machtwörter" der Altvordern

beleben wollten. Es behagte ihm, daß der Grenadier sich der conservativen Volkssprache zuwandte; es erregte sein Mißfallen, daß hervorragende neue Schriftsteller viele gute brauchbare Worte preisgaben, um bei Franzosen und Engländern zu Gaste zu gehen. Die „alte lautre und reiche Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts" studirte er emsig und, wie schon früher gezeigt, mit praktischem Bemühen in seinem lieben Logau, seinem überschätzten Scultetus, um auf der „Bahn des Natürlichschönen" rückwärts zu gehen zu den derben Prosaikern des Humanismus und der Reformation. Gar manches fiel ihm bei unsern Alten auf, was in anderen Landschaften noch geläufig war und heut in der Schriftsprache gang und gäbe ist. Weise mehrte er den eigenen Besitz. Logaus „Wegelagerer" z. B. tritt in der Dramaturgie als „Weglaurer" auf, sein „feiern von" (auch dem Hamburger Richey für feriari mundgerecht) leitet die Ankündigung des „Nathan" ein; an einer berühmten Stelle erneuerte er Luthers „überschreien", anderswo dessen „irrherzig" („mit Luther zu reden"). „Ein alter Degen; stolz und rauh; sonst bieder und gut" heißt Odoardo; „Degen" und „bieder" stammen aus dem Wörterbuch. Aber so oft sein lexikalisches Studium ein schönes, ein gutes altes Wort ergriff oder unter den Zeitgenossen, bei Hagedorn, den Schweizern, in Wielands „glücklicher Wörterfabrik" Umschau hielt, ging er doch nur auf „bescheidene Nachahmung" aus und machte weder den Vorredner des Turnerdeutsch noch der kühn andringenden Neologismen. Auch Purist ist er nur vorübergehend gewesen, wenn es galt, als Dolmetsch Voltaires den Ausdrücken der Schriftstellerei und Staatslehre deutschen Ersatz zu schaffen, wobei denn einiges schief gerieth, oder in den Jahren der Logauarbeit und des preußischen Krieges. „Wir können Roßbach sagen" — geistreich und vaterländisch sperrte so Kästner die fremde Hippokrene ab.

Lessing rügte französischen Unfug in Wielands Jugendschriften und ächtete damals, in der strengen Logauzeit, auch Wörter, die bei ihm selbst nicht selten sind. Der Schlendrian der Umgangs- und Gelehrtensprache war an ihm keineswegs spurlos vorbeigezogen. In den fünfziger Jahren errichtete er einen Deich gegen die fremde Überschwemmung: Anekdote wird geheime Nachricht, Politik: Staatsklugheit, Talent: Geschicklichkeit, Kritik: Beurtheilung, Geometer: Meßkünstler, Anatom: Zergliederer, Botaniker: Kräuterkundiger, Naturalist: Naturforscher

(„sie hören es gern, wenn man sie Naturforscher nennt"), Astronomie: Sternkunst wie schon früh Komet: Schwanzstern, Compaß: Richtscheit, Vagabund: Herumschweifer, Pension: jährliches Gehalt, Luxus: Pracht, Industrie: Fleiß — nicht immer glücklich, da die rechte Deckung der Begriffe fehlt oder Zusammengesetztes das Einfache umständlich ausdehnt. Die „Theatralische Bibliothek" trotz ihrem fremden Titel setzte Theaterstreich, Auszierung oder Verzierung (Decoration), Stellung (Situation), seitab und Seitab, Fügung (Composition), Abstechung (Contrast) ein und gab einiges für die Dramaturgie weiter; anderes entfiel mit Recht auf diesem Rain internationalen Kunstverkehrs. Die Vertreter der deutschen Litteratur hatten das abscheuliche „Schriftthum" noch nicht erfunden. Hier und da verdrängt bei dem Grammatiker Lessing die „mehrere Zeit" „den Pluralem", das Perfectum heißt „vollendete Zeit", sogar das Hysteronproteron verwandelt sich einmal in ein seltsames „Hinterstzuvörderst". Ein Epigramm ist nicht „pointirt", sondern „zugespitzt", wogegen nichts einzuwenden wäre, oder „pünktlich", was wir kaum noch verstehen. Lessing witzelt über sein, Menanders wegen beibehaltenes, „Misogyne", er sagt „weinerlich" für larmoyant mit spöttischem Nebensinn, er prägt „empfindsam" treffend für Sterne's sentimental und bewährt dem unersätzlichen Wort „Humor" gegenüber jene weise Vorsicht, die dem thatenlustigen Sprachreiniger, dem „Puritaner und Reindünkler" wie Leibniz sagt, fremd ist. Die Theatralische Bibliothek verdeutschte humour mit dem heimischen Wort „Laune": „weil ich nicht glaube, daß man ein bequemeres in der ganzen deutschen Sprache finden wird", die Dramaturgie jedoch widerruft das mit ausführlicher Begründung des Begriffsunterschiedes und warnt vor der weiteren Verbreitung des unpassenden Ersatzwortes.

In seinen zweiten Fassungen giebt es durchaus keine Fremdwörterhatz, kaum daß einmal das allzusehr nach Happel und Weise schmeckende „curiös" dem „neugierig" weicht. Die lässigen „spendabel" „Recompenz" „egal" „kurtisiren" seiner Erstlinge kehren allerdings in der Folge nicht wieder. Wie Schiller in Briefen das zeitgenössische Übermaß französischer Ausdrücke wuchern läßt, seine Poesie aber rein davon hält, so ist auch bei Lessing ein großer Unterschied: die Poesie steht strenger auf der Wacht als die Abhandlung, wie natürlich. An manchen Stellen kann niemand über den Grund des Fremdworts zweifelhaft

sein: beaux-esprits wird gesagt mit der tüchtigen deutschen Erklärung „d. i. wahrhafte seichte Köpfe"; es scheint wolüberlegt, daß Lessing auf die Schriften religiöser Schöngeister das flache „amüsiren" anwendet, Petersens Pietismus mit schlichten deutschen Worten wie „edle Einfalt", Wielands Plaudereien dagegen durch „affectirte Tiefsinnigkeiten" und „profane Allusionen" bezeichnet. Wie sollte ers besser ausdrücken als: Bolingbroke, der Lord, spreche oft „ziemlich cavalièrement" von der Bibel? Er schreibt: „Persifflage (ich brauche dieses französische Wort, weil wir Deutsche von der Sache nichts wissen)", „Politesse" weil es sich um Pariser „Etiquette" oder „Rangordnung" handelt, „Caressen des französischen Publicums" und „Distinction" weil die höfische Theaterwelt des Herrn v. Voltaire gemeint ist. Oder die „Abwechslung synonymischer Wörter", bei dem Dichter eine „Schönheit", bei dem Prosaisten ein Mittel gegen Eintönigkeit, ruft Fremdwörter herbei: „Sittensprüche" wechselt mit „Moralen" „Maximen" „Sentenzen", „Ergoteur" mit „Vernünftler". „Nüance" „brüskiren" „chicaniren" „croquiren" und Ähnliches mögen auch wir, seit Reinigung und Bereicherung selbander fortgeschritten sind, nicht ganz entbehren, doch eine große Schaar Lessings, die „Plaisanterie" „Manöuvre" „Balanse" „Tome" coup de main (wo „Handstreich" ganz am Platze wäre) „Contenance", die „superficiell" „volatil" „contraband", die „cabaliren" „turlupiniren" haben den Abschied, die „scandalöse Chronike" das „specifique Gewicht" neue Formen, die „personifirt" „simplifiirt" „verificirt" gleichmäßige Regelung erhalten. Die Culturvölker würde niemand mehr „polirte" Völker nennen, die Schauspieler heißen längst nicht mehr „Acteurs" und „Actricen". So aber sprach damals alle Welt; für die „Dramaturgie" ist außerdem sowol die Eile als die Masse französischer Gegenstände zu bedenken. In den antiklotzischen Schriften und sonst überwiegt das gelehrte Fremdwort aus dem langen lateinischen Alter der Wissenschaften. Der Schriftsteller ist ein „Scribent", was, für uns ohne weiteres verächtlich, zu Liscows und Lessings Zeit erst durch das Beiwort „elend" den Sinn von „Scribler" bekam. Der Criticus hat es mit Phrasesdrechslern Tachygraphen Polygraphen Litteratoren Novellatoren Compilatoren (oder „Zusammenschreibern") Falsarien, mit Calumnie Kakozelie Oscitanz Futilität zu thun. Verstanden es wol die biederen Leser der Vossischen, wenn ihr Bericht-

erstatter, ohne daß die Vorlage zu solchen Worten aufforderte, in Einem Satze von transcendentalischen Ideen, distillirter Zärtlichkeit und thelematologischer Anatomie der Leidenschaften sprach? Hier waltete ja keine spöttisch-mimische Absicht, wie wenn anderswo ein Königsberger Schulmann bei dem Actu im akademischen Auditorio mit einem Senatsattestate von einem Themate voll miraculöser Geschicklichkeit reden muß. Das abgekommene lateinische „insulirt" wechselt noch mit dem durchgedrungenen romanischen „isolirt". Neben geläufigen Wörtern rücken gesuchtere auf: eine „Hypothes" ist „salebros", ein kleiner Tadel soll nicht „Krokylegmus" sein, und sehr altmodisch berührt es uns, „ein Ephemeron von einem Könige" oder die „prächtigen Ruder" (rudera, Ruinen) eines Kaiserpalastes zu sehen. Auch die oft gebrauchte lateinische Flexion wirkt heute magisterhaft.

Jeder zollt seiner Zeit den Tribut. Auch Lessing, wie genau er über die Form wachte, wie scharf er das „Schnitzern" gegen das Genie der deutschen Sprache und ihre grammatischen Gesetze rügte, wie laut er den Nutzen der Wortgrübelei betonte. „Mir ist es selten genug", sagt er in den Antiquarischen Briefen, „daß ich ein Ding kenne, und weis, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich darauf"; dann schließt er seinen Excurs: „Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt. Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet". So treibt der Antiquar nach alter Regel nie res sine verbis. In den „orthographischen Richtigkeiten", die er allein oder mit Ramler feststellte, spielte ihm allerdings die liebe Etymologie mehr als einen üblen Streich: hartnäckig schrieb er sein Leben lang „betauern" nicht „bedauern", weil das Wort von „trauern" abstamme! Andererseits konnte ihn die mundartliche Aussprache bis zu dem Verlangen beirren, man solle mit den Vorfahren schreiben, wie man spreche: „Wundsch", nicht „Wunsch"; doch hat er es selbst bei einem „wüntscht" in der Jugend bewenden lassen und nicht etwa wie ältere Landsleute „Mendschen"

geſchrieben. Aber wir finden „ſprüen" „bejaen" und läſſig erleichterter Ausſprache gemäß „gilſt" (giltſt) und, wie auch Goethe in Briefen es hinwarf, „hälſt" (hältſt), die im Mitteldeutſchen häufigen Superlative „gegründeſten" „ungeſitteſten" „ſelteſten" „redenſten" neben „unterrichteteſten" „trockneſten" „rührendeſten", die zuſammengezogenen Formen die bei ihm faſt Regel ſind „einzeln" „ſilbern" „albern" für „einzelnen" u. ſ. w., ſogar „Wuchern" für „Wucherern", ſächſiſches „Oden" (Odem) „vollens", das bequemere „Märterthum" und „Beförderin", das mundartliche „ſchiſchen" neben „ziſchen". Selbſt von dem Eigennamen „Stoſch" wird mit Winckelmann und Herder ein leichteres „Stoſſiſch" abgeleitet. Er apokopirt, ſynkopirt, contrahirt anfangs trotz Gottſched ſo wie er es hörte und ſelbſt redend übte: Eil, ſächſch ſchalkſch patriotſch, redt belaſt't geheft, in (in den, in'n) u. ſ. w., „zum" für pluraliſches „zu den". Sein Vocalismus hat zumal in der Frühzeit, aber auch ſpät noch, viel Unregelmäßiges, das zum Theil aus jetzt verſchollenen Nebenformen, zum Theil aus perſönlicher Unſicherheit des Sachſen den i und ü, ei und äu gegenüber zu erklären iſt; alſo: wehnen wegen zehlen, hägen wäben knäten, verdrüßen kützeln ſchmünken ſchlüßlich flüßen ſtücken ſtrücken nüchtig gefrührt dück Rübbe, ſpieren gebiehren Schnierbruſt Kriepel Wieterich ziegellos überfließig Betriebnis erſchittern ungeſtiem (ungeſtimm, ungeſtümm, ungeſtüm) wirzen, durchſäugen heuſchen keufen heuter käumen ſtreuten ſträucheln Gekreuſch dreuſt (Treuſtigkeit, dreiſte), ſchleinig ſchleidern beigen zeigen, wo aber faſt überall das Normale nach und nach wenn nicht zur Alleinherrſchaft, ſo doch zum Oberrang kommt und viele Belege nur den Jugendhandſchriften angehören. Auch in dieſer Beziehung bleiben die Eigennamen nicht unangetaſtet: wie C. F. Weiße oft als Herr Weiß, Kloſe als Klos, ſo figurirt der Dichter Krüger als Herr Krieger. Nicht minder war Leſſing von der ſächſiſchen Erbſünde, der Verwechſelung von Tenuis und Media, angekränkelt: „Wie ſollte der Bediente P und B unterſcheiden können, da es der Herr nicht kann?" ſchreibt er 1780 zur Berichtigung eines Irrthums an Eſchenburg. Den verbreiteten Formen Belz Bilz Berle Brunk Blunder Braß waden, dem ſchleſiſch-lauſitziſchen tumm püffeln Prezeln Klöckchen ſchließt ſich Anwald Grümel begränzet (coronat) Drennung Daſſe und mehr an. Schreibt er auch nicht wie ein früherer ſächſiſcher Lyriker „Butelgen", wo keine kleine Bouteille,

ſondern ein Schoßhund gemeint iſt, ſo weicht doch auch bei ihm der „Budel" erſt ſpät dem „Pudel".

Er theilt mit allen Zeitgenoſſen ältere Eigenthümlichkeiten der Declination, deren manche noch weit in unſer Jahrhundert hineinreichen, wie die ſtarke Adjectivform nach beſtimmtem Artikel und Ähnliches, was bei ihm principlos ſchwankt, oder die ſchwache Femininflexion: der Seelen Höllen Erden eine Lügen, die volleren Endungen, wie auch in der Conjugation (nennet, genennet) das zuſammenraffende Streben noch lange nicht den heutigen Curs inne hat. Der Mitteldeutſche, der als Recenſent einem Berliner den Unterſchied von „mir" und „mich" zu Gemüthe führte, handhabte ſeinerſeits das -m des ſtarken Dativs mit größter Nachläſſigkeit und ſetzte faſt immer: in Kurzen, von ganzen Herzen, auch ſeitdem er die Subſtantiva correcter abwandelte, alſo nicht mehr ſchrieb: die Bäre, einem Herze, dem Pfaue, der Monden, des Knabens, eines Weſen. „Bey Sie" freilich hat er auf gut Sächſiſch ſich nur als Anfänger entſchlüpfen laſſen, aber „gegen" oder „ohne" mit dem Dativ zu verbinden, „während dem Jahr" neben „während des Jahres" zu ſagen, „für" und „vor" durch einander zu werfen, obwol die Sprachlehren eine klare Scheidung machten, blieb ihm vertraut, nachdem er längſt in der „Sara" ein „fürchte mich für den Augenblick" corrigirt hatte. Er ſteigert manchmal unorganiſch genug: öftrer größrer neurer, und heimatlich: ungerner ungernſt, oder zeigt ſich im Umlaut nicht correct. Neben den alten vollen Adverbien ſtehen die überſchüſſigen Adjectivformen des Dialekts braache dünne alleine unnütze, die Subſtantiva Gedichte Geſpenſte, Narre Chriſte Soldate Poete, die Zahlwörter zweie dreie, die vulgären Zeitangaben Punkte drei, heute Vormittage. Vergebens hat Gottſched gegen die meiſten dieſer Erſcheinungen ſein Anathema „So ſpricht und ſchreibt kein Menſch" oder die ſchöne Rüge „Welches in guten Ohren ſehr häßlich klingt" geſchleudert; es war auch nicht zutreffend, daß „nur die Herren Niederſachſen", mit denen dann auch Adelung unermüdlichen Streit vom Zaune bricht, die Plurale Kerls Mägdgens Säbels brauchten, auf die Leſſing ſo wenig wie Goethe ganz verzichtete. Aber „des Thomſons ſeine", „der Alten ihre Denkungsart", derlei pleonaſtiſche Fügungen ſchwanden, ohne daß Leſſings Behandlung des Genitivs, beſonders bei Eigennamen, ſpäterhin ſchon dem heutigen Uſus völlig entſpräche.

Wie ihm kein Gottsched das „Verbeißen" gewisser Silben, die „lächerliche Modesucht" substantivischer Adjectiva, die gute deutsche doppelte Verneinung wehren konnte, wenn er schalt: „Allein heut zu Tage spricht nur noch der Pöbel so. Artige Leute vermeiden es, und zierliche Scribenten noch mehr", so schierte ihn auch der über die, noch dazu vom Latein und Französischen her empfohlenen, Participialconstructionen verhängte Bann keineswegs. In der Conjugation nimmt er, besonders was die Präteritalformen der starken Verba anlangt, einen älteren Standpunkt ein und bleibt mit Formen wie „gänge" „willt" auf dem Boden der Mundart, mit den nach falscher Analogie gebildeten „rung" „schwung" oder mit „trunken" „sturben" auch Gottsched zufolge correct, obwol „trank" von diesem edler, „trunk" pöbelhafter befunden wird. Er hat manche schwache Form („biegte") mehr für sich, andre wie „rufte" mit vielen gemein. Die lästigen Überformen sahe flohe geschahe erscheinen noch bei Adelung als Regel, der aber ein „wir seyn" „ich furchte" und derlei zahlreiche Anomalien, „geschicht" „sicht" so wenig gutheißt wie die Participien „er träumt wachende" „zitternde" „stammelnde". Gottsched billigt, Adelung bemäkelt Lessings stetes „kömmst" und „kömmt", das dieser endlich um so hartnäckiger festhielt, ja in den Anti-Goeze wie ein kostbares Eigenthum gegen Wittenbergs Krittelei vertheidigte: „Wenn man in der vertraulichen Sprechart" — so lehrte Adelung — „spricht, du kömmst, er kömmt: warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andre sprecht und schreibt? Ich ersuche euch höflich, Else, allen euern Gevattern, bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch so schreiben soll?"

Diese Eigenrichtigkeit hielt ihn nicht ab, auch in seine Syntax hie und da bessernd einzugreifen, sei es durch bloße Umstellung, sei es durch stärkere Correctur. „Ich bin es schon, was Sie mich haben wollen" in der „Sara" wurde geändert: „ich bin schon, was Sie aus mir machen wollen". Das war deutscher. Aber lateinische und französische Infinitivconstructionen wurden keineswegs ausgerottet, und kleine

Schrullen, wie die steife Behauptung, es müsse lauten „Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte sein", nicht „diesen Gesandten", finden sich auch auf diesem Gebiet unter zahlreichen veralteten Wendungen und Idiotismen.

Dabei war Lessing doch geneigt, verständigen und wolwollenden Sprachrichtern zu lauschen und von ihnen zu lernen, denn für unfehlbar hielt er sich nicht. Er erkannte den wackeren Heynatz als berufenen Kritiker seiner Form an, dessen „Briefe die deutsche Sprache betreffend" Lessingen ein classisches Ansehen in grammatischer Richtigkeit und Reinheit beimaßen, aber triftig allerlei anstrichen, worin er nicht musterhaft sei. Er verschloß sich nicht gegen die Einwände, welche von Günstigen und Mißgünstigen gegen die Sprachmanieren der „Emilia Galotti" am Ende seiner zweiten großen Schriftstellerphase erhoben wurden. „Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln" — die Spitze dieses Schillerschen Xenions kann nur auf Lessing zielen, der vom „Philotas" an den Dialog oft zu geflissentlich abgewogen und gewürzt hatte. Da folgte im „Kleonnis" den Worten „der kalte Mörder seiner Tochter" sofort die Correctur „der Tochter frommer Opferer. Das Gebot des deutlichen Orakels —" und dieser augenblicklich die Anticorrectur „Das Gebot der deutlichen Natur war älter". Da bauten sich in der „Fatime" Reden und fragende Einwürfe mit sehr gesuchtem Parallelismus auf: „Du kennst ihn ja, wie argwöhnisch er ist — Ist Abdallah so argwöhnisch? — Du fragst noch, Fatime?" . . . „Du weißt ja, wie eifersüchtig er ist — Ist Abdallah so eifersüchtig? — Und auch das fragst du noch, Fatime?" bis zur Addition „Dieser argwöhnische, dieser eifersüchtige Abdallah kömmt wieder." Da hüpfte in der „Matrone" der Dialog gern auf Sinnsprüchen, wie Heyne es der „Emilia" nachsagte, worin die letzte Consequenz des epigrammatischen Stils gezogen ist. Silbenstechende Eingänge spannen den Verstand, künstliche Wortgeflechte dienen zu witziger Anknüpfung der nächsten Rede, Fragen zersetzen eine vorausgegangene Reihe, abgezählte Perioden sind unter mehrere Sprecher vertheilt, das eben Gehörte wird grübelnd oder spöttisch wiederholt, ein einzelnes Wort, „Ton" „gleichgültig" „Zufall", völlig ausgeschöpft, eine inhaltschwere Sentenz oder Meldung geht von Mund zu Munde, der Anfang der Schlußscene ist durch und durch auf Responsion der Worte berechnet, Antitheſen — „eine Lieblingsfigur

Leſſings, welche nahe an die Paronomaſie grenzt" ſagt Adelung — ſchärfen den dramatiſchen Diſput, und einen „Hauptflecken" dieſer „Ohr und Verſtand beleidigenden Manierart" nennt der dreiſte Herr v. Klein „die Correction, weil ſie ewig bis zum Ekel vorkömmt": „Deſto ſchlimmer — beſſer, wollt' ich ſagen", „Was für ein Unglück, oder vielmehr, was für ein Glück, — was für ein glückliches Unglück". Ihm war der quellenreiche Strom pathetiſcher Rede verſagt, und nicht nur in einer Überſetzung aus Banks' „Eſſex" wollte Leſſing ſich mehr vor dem Schwülſtigen hüten als vor dem Platten, einen Gedanken lieber proſaiſch faßlich ſagen, als poetiſch ſtiliſiren. Die Phraſe von dem „ſingenden" Dichter wird auch der gedankenloſeſte Schwätzer nicht auf ihn anwenden. Er kann wie ſein L. Sterne manchmal die lächelnde Thräne herauslocken, aber nicht lachen und weinen wie das zur Mutter Natur eilende junge Geſchlecht. Im letzten Jahrzehnt erreicht ſeine polemiſche und lehrende Proſa eine freie, luftige Höhe, auf der bislang nur der style agréable, railleur et divertissant heimiſch geweſen war, welchen Pascal, um ſeinen „Briefen" Gehör zu ſchaffen, ſtatt des style dogmatique angewandt hatte. Aber die nächſten Dichtergenerationen rufen einander zu: ich verſtehe dich nicht; als Leſſing noch den ſteifen Scultetvers auf die Lerche „In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren" als ein Kleinod deutſcher Dichterſprache hegte, ſtiegen ganz andere Lerchen in die blauen Lüfte, wohin er nicht folgen konnte. Und ſeiner Versproſa

Ich weiß, wie gute Menſchen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menſchen tragen.

antwortet aus dem Weimariſchen Gartenhaus in vollen Accorden einweihender Muſik Iphigeniens Rede über die Stimme der Wahrheit und Menſchlichkeit:

Es hört ſie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Buſen rein
Und ungehindert fließt.

Derſelbe Gedanke in zwei Stilwelten.

So falſch der Ruf war „o Shakeſpeare Leſſing", ſo unzutreffend declamirt Ebert in demſelben Gedicht, dem Leſſing das Bild von Schwamm und Moos für ſeine „Kalmäuſereien" entlehnte, über einen vom höchſten Verſtand beherrſchten Stil:

Der allgewalt'ge Zauberstab,
Den Phöbus in dem Stil ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren
Und Dorngesträuch mit Rosen zieren.

Diesen Zauberstab trug Goethes Hand, nicht Lessings. Jenem Liebling der Musen war es verliehen, auf allen Saiten der Empfindung zu spielen, die zierliche Grazie zu haschen und den derbsten Holzschnitt wiederzugeben, den Götz und Werther, den Faust und Prometheus den Mund zu lösen, in Liedern und Hymnen jede Falte im Labyrinth der Brust ahndevoll zu berühren. Lessing hat nie das geheimnistiefe: Es dichtet etwas in uns, gefühlt; er ist nie gleich dem jungen Besessenen wie ein Toller aus dem Bette gesprungen, um eilends festzuhalten, was ihm der Genius zurauschte; er hätte nie mit Herder und Goethe sagen können: ich lalle mein Gefühl, fasse es, wer da mag! Nein, sein Bekenntnis lautet: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit", oder, wenn er es französisch ausdrückt, sein Stilideal geht dahin d'être clair et précis. Er ist vollkommen davon durchdrungen, daß die Sprache alles sagen kann, was wir deutlich denken, und mißtraut der tastenden, taumelnden Empfindung, wenn der Schwärmer lebhafte Gefühle für deutliche Begriffe nimmt. Immer hat die Kritik ihr scharfes Auge auf seinen Blättern: hier giebt's zu unterscheiden! wie Nathan mahnt. Ex fumo dare lucem könnte er als Wahlspruch ins Wappen schreiben, denn ausdrücklich verwirft er einen nur ruckweis aus Rauchwolken blitzenden Geist. Er will nicht ahnen, sondern sehen, nicht tasten, sondern greifen. Die Sprache soll unzweideutig sein. Wie oft hat er wirre Definitionen zerrupft und da, wo es auf faßliche Erklärung ankommt, ein gerades Wort statt figürlicher Umschweife gefordert. Allem wortreichen tautologischen Gesalbader wirft er ein Mal übers andre sein Lieblingsurtheil „Gewäsche!" entgegen, denn „welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sichrer als die Anwendung grade nur so vieler Wörter, als eben zum vollständigen Ausdrucke unentbehrlich sind?" Oder in einer lexikalischen Bemerkung: „Für mich ist schon die möglichste Kürze Wolklang. Wenigstens ist dem Wolklange leicht nichts hinderlicher als überflüssige Partikeln." Daher hat er in seinen Perioden, in denen man häufig ohne Kenntnis der historischen Syntax zuviel Klang- und Accentberechnung wittert, nie auf Kosten des Ge-

dankenbaus melodischen Fall gesucht, daher sich aller vagen Einschiebsel, jener schielenden „gewissermaßen" und „beinahe", „es soll" und „man sagt" und ihrer Sippschaft peinlich enthalten. „Das fast ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas ungereimtes sagen, und zugleich auch nicht sagen will"; wo er es aber braucht, braucht er es mit Nachdruck: „Ich sage: ungefähr so, nicht ganz so." Das siebzehnte Jahrhundert hatte, im sogenannten style épithété schwelgend, die Satzstämme Hauptwort und Verb von den Beiwörtern wie von buschigen Schmarotzerpflanzen überwuchern lassen, obgleich schon Quintilian solche mit Adjectiven beladene Sätze einem Heere vergleicht, wo hinter jedem Soldaten sein Kammerdiener einherginge. Lessing wägt die Beiwörter und begründet mehrmals ausdrücklich die Wahl, wie seine Auslese insgesammt sich auf die Überzeugung gründet: „vollkommene Synonyma giebt es nicht". Er häuft nicht selten wie Luther starke Beiwörter an, aber er rechnet mit der im „Laokoon" verzeichneten Thatsache, daß die Vorderstellung der Adjectiva im Deutschen, ehe man das Subject erfährt, ein schwankes Bild gebe. Wie versteht er auch hier zu steigern: engbrüstig, lahm, schielend wird die neue Evangelienharmonie genannt, diese Summe von Mißgestalt im Wort „thersitisch" zusammengefaßt, dies Wort „thersitisch" dann von außen und innen gedeutet. Niemals ist bei ihm, nach Voltaires Bonmot, das Adjectiv der Feind des Substantivs. Er springt ungnädig mit dem Declamator, dem treulosen Berichterstatter, dem verwässernden Paraphrasten um. Das Wort sie sollen lassen stahn, heißt es auch hier. Deshalb wird der Stab allzustreng über den doch nicht allein burlesken, sondern auch sprachgewaltigen Abraham a Sta Clara gebrochen — denn „was ist pöbelhafter als Wortspiele?" Lessing haßt das „Kostbare", die „Blümchen", jene Erbschaft des Hotel Rambouillet, dessen gezierte Gemeinde, von Moliere ausgehöhnt, „auch keine Kleinigkeit ohne Wendung sagen kann". Lessing will das Ding beim rechten Namen nennen, ohne Scheu vor dem „delicaten" Geschmäckchen: schon der junge Plautiner zieht das Handfeste dem unvermerkten Gift des „Schalkhaften" vor, das die feinen Köpfe kredenzten. „Eine allzu zärtliche Empfindung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der strengsten Zucht und Schamhaftigkeit übereinstimmen", konnte ihn nicht abhalten auch in den derben und groben Besitzstand deutscher Art

und Kunst hineinzugreifen, wenn es die Gelegenheit empfahl. Mochte nun falsche Vornehmheit bei dem Wort „Hure" die Nase rümpfen oder Pfeffel der „Emilia", Lessingen ungeschickt mit Rembrandt vergleichend, des détails mesquins et des platitudes indignes du cothurne nachrechnen; dieser Deutsche war nicht gemeint, den heiligen Codex der Würde und bienséance anzuerkennen, vielmehr hielt ers mit dem Römer: Vim rebus aliquando ipsa verborum humilitas affert. So brauchte er eine Menge „unedler" Worte und Wendungen, die von den Sprachmagistern Jahr für Jahr als Unkräutchen im Beet geächtet wurden. Andererseits trat zu Tage, daß Lessing auch niedere Personen leicht zu gescheit nahm und ihnen spitzsinnige oder abgezirkelte Sätze in den Mund legte. Unnatürlich z. B. wie Franciska den fünf Hauptwörtern „die Karossen, die Nachtwächter, die Trommeln, die Katzen, die Korporals" genau entsprechend ihre fünf Verba „zu rasseln, zu schreien, zu wirbeln, zu mauen, zu fluchen" nachschickt, da denn eine kleine Verwirrung der Schauspielerin nur zum Verdienst gereichen würde. Unnatürlich auch, daß die beiden Theile des Gesprächs zwischen Just und Franciska die Diener Wilhelm Philipp Martin Fritz nach einem genauen Schematismus aufrufen.

Lessings Aufbau ist lichtvoll; aber die alten chrienmäßigen Schulreihen „die lassen Sie uns nunmehro fallen". Wenn es nur zum Selbstdenken leitende Gedanken sind, mögen die Fermente immerhin unverbunden, ja widersprechend scheinen. Der Spaziergänger erklärt paradox, es sei unwahr, daß die geradeste Linie immer die kürzeste sei, und will lieber geschwind den linken wie den rechten Weg ein wenig vorauslaufen, um zu sehen, wohin sie beide führen. In der scheinbaren Unordnung liegt ein Hauptreiz Lessingscher Dispositionen. „Man erlaube mir gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun" bittet der junge Autor; zwanzig Jahre später gesteht er gern den Ausgang von der unerheblichsten Kleinigkeit zu nehmen, wenn er sich von da wie von einem Sprungbrett mitten in die Aufgabe hinein schnellen könne. Den besondern Vorzügen des ihm angeborenen dialogischen Stils zählt er schon 1751 die ungezwungenen Zwischenfälle und die zur Natur des täglichen Gesprächs stimmenden Übergänge bei, „die angenehme Unordnung, welche eben so weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt ist". Nachlässig heißt es manchmal „ich will

einige Gedanken hinwerfen". Nicht wie der Goethische Philosoph tritt er herein und beweist euch, es müßt' so sein, indem er Ober- und Untersätze an den Fingern abzählt, sondern er kündigt an: Erstlich Anderns Drittens, Eins Zwei Drei, um dann mit Drei zu beginnen: „Ich will bei dem letzten zuerst anfangen", „Doch will ich das letztere zuerst thun, weil ich alsdann etwas kürzer sein kann", „Gleichwol aber muß ich mich für den letzten Punkt zuerst erklären". Er zieht die rasche Hand wieder zurück, um den Nachtisch nicht vor der Suppe zu verzehren, er kehrt wieder um statt vorwärts zu gehn, er weiß, daß der logischen Gedankenreihe die Folge der Mittheilung an andre nicht immer entspricht und daß die liebe Ordnung der Faulen ermüdend wirkt. Im „Vademecum" bittet er, treu nach dem französisch-sächsischen Briefideal, um Verzeihung „daß ich in einem Briefe so ordentlich sein muß", anderswo wird der Dichter ausdrücklich von der „sclavischen Ordnung" des Philosophen losgesprochen; aber in wissenschaftlicher Darlegung Paragraph auf Paragraph zur enggeschlossenen Kette zu vereinigen, die Folgerungen Schlag auf Schlag zu liefern, eine Hypothese vorn in knappen trocknen Worten aufzurollen, ist ihm ebenso geläufig. Schnell bringen asyndetische Sätze vor, wenn er definirt, im Streite Trumpf ansagt, den letzten Schluß zieht. „Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben kein Publicum". Starke Accente, wie sie kein Gellert je zur Verfügung hatte, erhöhen die Hauptsachen. Mit dem wiederholten Wort „Dichter" „Dichter" „Gedicht" wird das Leitmotiv des Pope-Aufsatzes so kräftig wie möglich angeschlagen. Niemand kann noch markten und zweifeln, wenn diese laute Stimme ihm nach all den kurzen „Ich will" „Ich schließe so" „Exempel mögen mich leiten" zuruft: „Der Dichter ist Herr über die Geschichte ... Ich sage: er ist Herr über die Geschichte" oder „Aber das ist grundfalsch ... wie gesagt: es ist grundfalsch". Alle Mittel des überzeugenden Nachdrucks, von der einfachen Wiederholung des Generalnenners im Satz an, stehen ihm zu Gebote. Und das stumpfste Begriffsvermögen muß durch die beliebten „ein anderes — ein anderes" „der eine — der andre" „dieser — jener" zur Kritik aufgerüttelt, durch die hellen „warum — darum", durch anaphorische oder epiphorische Leuchten auf dem Wege festgehalten werden. Lessings Kunst, den Leser auf der Schwelle zu erregen und erwärmen, verräth sich schon in

manchen Titeln: „Gelehrte Kretze" freilich soll nicht gelobt werden, aber wie lockend klingt „Hermäa", wie sinnlich und bündig ist „Laokoon" gewählt, wie packt das „Vademecum" mit dem ersten Handgriff seinen Mann, wie kurz sind die Fehdebriefe „Anti-Goeze" überschrieben, wie epigrammatisch kündigt sich die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage" an, wieviel Funken schlägt Lessing aus dem Schilde „Duplik" heraus! Für seine Dramen genügte meist der einfache Name, und das Wort „Ein schöner Titel ist einem Buche noch nöthiger, als einem Menschen ein schöner Taufname" hat ihn nicht zu spanischen Aushängetafeln verführt.

Der Einsatz ist sehr lebhaft oder führt gelassen treppauf, je nach Bedarf. Liest man etwa den Entwurf gegen eine im Teutschen Merkur ausgegangene Preisaufgabe — er gehört zum Allerbesten, was Lessing geschrieben hat —, so zwingt uns eine siegreich zerlegende „Wortgrübelei" über Schwärmer Schwarm schwärmen Schritt für Schritt wie Lessing will zu setzen, denn niemand hat die Wortausbeutung und -ausnutzung so verstanden. Gern leitet sein Beweis durch negative Instanzen, vom Falschen zum Wahren. Die ganze Dramaturgie bewegt sich um die Angel des falsa cognoscere, vera intellegere. Wieviel polemisch aufzugreifen sei, hat er sicher überlegt, denn „man ist in Gefahr sich auf dem Wege zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; aber man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmert".

Lessing entwickelt. Er giebt nie den Schluß vor den Prämissen, die zu ihm leiten, das Ganze vor den Theilen, die es bilden. Früh wurde seine Darlegung, daß Homers Kunst den Schild nicht als vollendet, sondern als werdend male und damit das lebendige Bild einer Handlung gebe, auf ihn selbst und seine Entfaltung werdender Gedanken angewandt. „Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertiget . . . Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, der es machen sehen." So nennt Herder in vielberufenen, auch hier unentbehrlichen Worten Lessings Stil den Stil eines Poeten im eigentlichen Wortsinne des Schaffenden: „nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will,

ſondern uns vordenket. Wir ſehen ſein Werk werdend, wie den Schild des Achilles bei Homer. Er ſcheint uns die Veranlaſſung jeder Reflexion gleichſam vor Augen zu führen, ſtückweiſe zu zerlegen, zuſammenzuſetzen — nun ſpringt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgeſatz kommt näher: das iſt das Product der Betrachtung. Jeder Abſchnitt ein Ausgedachtes, das τεταγμένον eines vollendeten Gedankens: ſein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Einſprüngen und Epiſoden, immer in Arbeit, im Fortſchritt, im Werden".

Boileau mahnte die Schriftſteller: Avant donc que d'écrire apprenez à penser. Leſſing hat gedacht, wenn er ans Pult geht, um den Marſch der Gedanken zu befehligen; ſagt er doch, man könne ſehr albern ſchreiben, indem man die Gedanken erſt unter der Feder reifen laſſe. Scribendi recte sapere est et principium et fons. „Ich will ja nur darüber nachdenken," ſchreibt Leſſing einmal, „wie kann ich aber einer Aufgabe nachdenken, ohne ſie vorher durchzudenken? Wie kann ich die Auflöſung zu finden hoffen, wenn ich von der Aufgabe und ihren Theilen keinen deutlichen, vollſtändigen, genauen Begriff habe?" Er wiederholt den durchlaufenen Proceß auf dem Papier, ohne doch alles und jedes beizubringen und dem Mitdenker gar nichts zuzumuthen. Er verfolgt den Gedanken und läßt nicht ab, wie Kepler einmal ſo ſinnlich ſeine Entdeckerarbeit mit dem Haſchen der lockenden und ſich neckiſch entwindenden Galatea vergleicht. Leſſing, der uns Corneilles Rodogune ironiſch im Werden zeigt, erſcheint bei der Arbeit und lädt uns zur Theilnahme am Werk ein. So wandert ſein Gleichnis einmal vom Seidenwurm bis zum fertigen Beutel, der das Gold birgt. Wir machen die Meſſiaslectüre vom erſten Aufſchlagen an mit, wir entdecken den Boner mit, wir finden den Marchtaler mit, wir ſuchen die „Nachtigall" mit, wir folgen der Neugier dieſes λόγος προτρεπτικός und ſtehen mit auf dem Anſtand. Uns gilt die Frage „Was ſagen Sie dazu?" und all die perſönlichen Wendungen unterwegs, und am Ende wird oft ohne objective Luſt an dem bloßen Stoff und Ergebnis dem Manne gedankt, der Sprödes in Fluß bringt, Todtes durch ſein lebendiges Wort auferweckt. „Das Vergnügen einer Jagd iſt ja allezeit mehr werth als der Fang." Alſo nicht in endgiltiger Auskunft, ſondern in Anregung der Denkkräfte, im geiſtigen Turnen und Ausgreifen liegt der Gewinn dieſes Verkehrs,

wie denn ein Antipode Leſſingſcher Proſa, Jean Paul, ſagt: „So oft ich Leſſing geleſen, ſpürt' ich mehrere Tage eine beſondere dialektiſche Kraft und Leichtigkeit des Diſtinguirens. Ich habe weniger Wahrheit vielleicht aus ihm gelernt, als viele Wege, zu ihr zu gelangen." Auch ein Wort Schopenhauers in ſeinem Hauptwerk iſt hier gut am Platze: „Man werfe das Buch weg, bei dem man merkt, daß man in eine dunklere Region geräth, als die eigene iſt; es ſei denn, daß man bloß Thatſachen, nicht Gedanken aus ihm zu empfangen habe. Außerdem aber wird nur der Schriftſteller uns Gewinn bringen, deſſen Verſtehen ſchärfer und deutlicher iſt, als das eigene, der unſer Denken beſchleunigt, nicht es hemmt, wie der ſtumpfe Kopf, der den Krötengang ſeines Denkens mitzumachen uns nöthigen will; alſo jener, mit deſſen Kopf einſtweilen zu denken, uns fühlbare Erleichterung und Förderung gewährt, bei dem wir uns getragen fühlen, wohin wir allein nicht gelangen konnten. Goethe ſagte mir ein Mal, daß, wenn er eine Seite im Kant leſe, ihm zu Muthe würde, als träte er in ein helles Zimmer."

Die Schriften ſind Abdrücke ſeines Selbſt, Kundgebungen einer großen, nie ſtarren Perſönlichkeit, die allem ihren eigenen Stempel aufprägt, auch wo ſie nur gymnaſtiſche „Evolutiones vormacht". Seine Freunde erkannten ihn am bloßen Anklopfen, ſeine Leſer erkennen ihn unter den Zeitgenoſſen am erſten Federzug.

Und nochmals, nicht ſowol Federzug, als geſprochene Sprache iſt es, was Leſſings beſte Proſa uns giebt. Die accentuirte Wortſtellung und die, man darf ſagen, phonographiſche Interpunction, die, jetzt verloren, im achtzehnten Jahrhundert bei viel reicherer Anwendung der Strichelchen und Pünktchen Sinn und Schall bezeichnet, lehren noch heute, Leſſing leſſingiſch zu ſprechen, auch ohne den zum „Nathan" geplanten Aufſatz über dramatiſche Interpunction. Dieſe Fülle dient nicht nur mit ihrer üblichen Abhebung adverbialer Beſtimmungen und dergleichen analytiſch der Logik des Satzes, ſondern modulirt auch den Athem und die Tonſtärke. Auf Gedankenſtrichen ruht die ausklingende Überlegung wie der abbrechende Hohn und die ſpannende Dramatik, feine Unterſchiede walten endlich zwiſchen — und . . ., die Ausrufungs- und Fragezeichen ragen und flattern wie Lanzen und Fähnlein aus dem Wortgeſchwader empor, fehlendes Komma treibt an, eine raſche Folge der Kommata giebt lauter kleine Einſchnitte des Vortrags, leichtere

Stimmſenkung innerhalb der Periode gebietet das Semikolon, auf der Höhe zu bleiben vor einem Aufſchluß, einer Folgerung ſagt Leſſings Liebling, das Kolon, an. Man leſe nur einmal laut einen Anti-Goeze, eine Scene des Nathan. In der ruhigſten Darſtellung interpungirt Leſſing phonetiſch: „Es iſt der, welcher die endloſe Dauer der Strafen, aus der unaufhörlichen Fortſetzung der Sünde herleitet" „Daß ſchon eine einzige dieſer Sünden, dieſe unendliche Strafe verdiene" „Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit, Gott wirklich zukömmt" „In ſolchen Fällen iſt mir das Würdigſte, das Wahrſte", wo heute kein Menſch ein Komma ſchreibt, aber doch ein Komma ſpricht. Anders: „Daß es nicht ſeine, nicht ſeine Wittenbergiſche Vorſtellung iſt: das weiß ich" „Zugegeben; und herzlich gern! hätte ich ſodann eben ſo kurz antworten können" — wir hören Leſſing.

Bewegung giebt oft die Pirſch nach dem einzelnen Wort. Er ſucht es, langt aus, zieht zurück, corrigirt ſich, erachtet es nicht ſtark, nicht treffend genug, „findet kein beſſeres", geht mit einem „was ſage ich?" weiter und erklärt endlich „man erlaube mir dieſes Wort". Auch in fremdem Revier wird das geſuchte entdeckt: „— — wie ſoll ich mich gleich rund genug ausdrucken? Ich will, mit Ihrer Erlaubnis, einen Ausdruck aus dem Hudribas borgen". Prachtvoll iſt der Anſtieg in der „Duplik": „Dieſe Widerſprüche — Nein, nicht dieſe Widerſprüche — die Antworten, die ſein Scharfſinn ſo ſonder alle Mühe auf dieſe Widerſprüche fand, — dieſe ſeine, — wie man will —, kunſtloſen oder kunſtreichen Antworten, — was ſpott' ich? — dieſe ekeln Mißgeburten ſeines eigenen Gehirnes"; nun erſt rollt die Periode durch einen an den letzten Fund angeknüpften Vergleich ihrem Ende zu.

Unendlich oft, nicht bloß in den eigentlichen Ich-Schriften, ſpricht Leſſing in erſter Perſon. Man ſieht ihn auf dem Poſten: „Hier bin ich alſo". Er ſagt unmittelbar, daß er weit aushole oder nicht alles erſchöpfe, als langſamer Deutſcher frage oder wiederum es kurz machen wolle. Man ſieht ihn abſchweifen, einlenken, anhalten und folgt ſeinem Lieblingswort „ſchnurſtracks". Ein „Hier ſind ſie" giebt uns Beweiſe und Belege gerad in die Hand, ein „Weiter" treibt uns, bis die Definition „kurz und gut in Bauſch und Bogen" reif iſt und „Mit Einem Worte" feſtgeſtellt wird. Das aufnehmende „ſag' ich" erweitert ſich zur ſtärkſten Bekräftigung: „Ohne dieſe Bücher, ſage ich. Ich ſage

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

nicht: ohne den Inhalt dieſer Bücher. Wer mich dieſes ſtatt jenes ſagen läßt, läßt mich Unſinn ſagen, um das große, heilige Verdienſt zu haben, Unſinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne dieſe Bücher". Dieſes beſtändige „Sagen" haucht lebendigen Athem, es iſt Rede, nicht Buchſtab. Und ſtreitbar dringt Leſſings Ich allenthalben hervor. „Ich getraue mir zu behaupten" heißt es ſchon im erſten Knabenaufſatz, „Ich bleibe dabei" erklärt die friſche Zuverſicht, „Wie leicht wird es mir ſein" der dreiſte Muth. Gravitätiſch legt er in der Plautusarbeit dar, was ihn ſo verwegen mache, der Einſicht vieler Kunſtrichter ſeine Wenigkeit entgegen zu ſetzen, doch eben dieſe iſolirte Stellung liebt der Kämpfer vor allem, der nicht ins gemeine Horn ſtoßen mag. „Ich bin dieſer Niemand" ſteht an der Spitze des berühmten Manifeſtes. Er fordert heraus: „Ich verſpreche" „Ich biete aller Welt Trotz" „Man nenne mir doch" „Man zeige" „Herr X. iſt der Mann nicht" „Ich wage es, hier eine Äußerung zu thun, mag man ſie doch nehmen wofür man wolle". „Mit Ihrer Erlaubnis" führt er den Streich; die Frage „Was giebt mir Herr N.?" leitet über; ein kühnes Wort fällt als Tonne unter die kritiſchen Walfiſche; „Was gilt die Wette?" wird noch hinzugeſetzt, er wettet Tauſend gegen Eins oder gar eine Million Jahre ſeiner Seligkeit. Jawol muß dann die Behauptung „unwiderſprechlich", „unſtreitig" erſcheinen, auch wenn ſie das gerade Gegentheil des bisher Geglaubten erhärtet: „Er ſagt, es ſei ein höchſt böſes und gottloſes Büchelchen. Ich aber ſage, es ſei ein ſehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen". Leſſing ſpaltet, ſein Gedankengang iſt zweiſchenklig, „denn jede ſcharfſinnige Unterſuchung läßt ſich von einem, der ſeiner Sprache nur ein wenig mächtig iſt, in eine Antitheſe kleiden." So ſind manche Leſſingſche Werke durchgeführte Antitheſen von der erſten bis zur letzten Seite, und Gegenſätze oder Unterſchiede, zwiſchen Genie und Witz, Paſtor und Bibliothekar, können unmöglich ſchneidiger geſichtet werden. Auch die ſeltenen Wortſpiele dieſes Polemikers beruhen faſt immer auf der Antitheſe: überſchreien und überſchreiben, Auslegung und Ausleerung.

Leſſing führt als Anwalt einen Proceß, gern für eine aufgegebene, nicht „allzu leichte" Sache, lieber für die causa victa als die causa victrix; wir ſind die Schöffen, der Advocat des Gegenparts wird zum Worte gerufen, der Angeklagte verhört, ein verdächtiger Zeuge abgelehnt

zu Gunsten des unverdächtigen, ein Alibi dargethan, die Echtheit einer Urkunde geprüft, ein Beweisstück herbeigebracht, wie wenn Acten auf den Tisch des Hauses gelegt werden gerad im Augenblicke größter Spannung — „Und nun bitte ich um Revision des Processes". Ausdrücklich fordert er auf, einen Satz besonders zu beherzigen, „diese drei Umstände wol zu erwägen", und sorgt durch directe Anreden für das Hört, hört! Einmal soll sich der Gegner noch acht Tage auf das versprochene Confect spitzen, ein ander Mal trifft die Erklärung plötzlich ein: „Wie geschah das? . . . ohne weitere Umschweife: es geschah so, wie ich nun sagen will". Er ruft: Zur Sache! Mit der Sprache heraus! Genug! Geduld! Hurtig! Mit nichten! Nimmermehr! Possen! Larifari! Jämmerlich! auch wo er keinem bestimmten Gegner ins Auge schaut. Selbst im Lesen alter Scholiasten schreit er auf: „Daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger!" Zureden bemeistert aber die Hitze, wie der Kamenzer Pastor oder der alte Knabe Odoardo sein Ruhig! vor sich hin spricht. „Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen fortfahren" oder „Es würde ein wenig ekel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren".

Überreich sind die Figuren des Abbrechens vom einfachsten haec hactenus bis zum Bilde des Vomitivs. Ein Genug wird potenzirt „Ja wirklich genug und allzu viel" oder in den barschen Befehl gefaßt „Gnug mit dem Herrn X. gesprochen". Da giebt es eine lange Stufenleiter: Lassen Sie es gut sein; ich habe wichtigeres zu thun; ich bin müde; ich bin es herzlich satt; mir graulet; mich ekelt . . . Mitten im Satz gegen Taube oder alte Weiber hält er inne, sogar ein ruhiges Laokooncapitel schließt mit einer Aposiopese, eine Theaterkritik läuft in den Scherz aus „Denn Aristoteles sagt — hier ward meine Kunstrichterin unterbrochen". Das Abbrechen bekundet die schroffste Verachtung: „Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Katechismusmilch meinem Leser vorkauen zu wollen"; „Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist leicht abgewartet". Es dient zur verächtlichsten Per-

ſifflage des Gegners, wenn deſſen endloſe Geſchwätzigkeit als eine anſteckende Krankheit auch Leſſings Abwehr ungebührlich zu dehnen droht.

Die Rede, dem Zwiegeſpräch genähert, beflügelt ſich, manchmal bis zur Manier, mit Fragen und Ausrufen. „Die Erziehung des Menſchengeſchlechts" wird in einen Schwarm von Fragen aufgelöſt. Fragen führen ſokratiſch weiter, zerfaſern ein wirres Geſpinnſt, legen Breſche in einen Wall, dienen zum Abſchluß einer hypothetiſchen Schrift. Der Zweifel taucht auf: wie denn? denn was? denn wann? Ein letztes Wort wird mit einem Fragezeichen im neuen Satz lebhaft aufgenommen, oder zwei, ja drei wie Rädelsführer aus der Menge herausgegriffen. Das Schlußſtück der Hamburgiſchen Dramaturgie beginnt als Commentar zu der übergeſchriebenen Nummer mit der Frage: „Hundert und erſtes bis viertes?" Schon das beredte Ausrufungszeichen „Pope ein Metaphyſiker!" iſt ein Trumpf gegen die akademiſchen Weiſen. Das Verblüffende, Ironiſche, Erſchreckende, Empörende, Zermalmende ſpiegelt ſich in einer Reihe von Ausrufen. Interjectionen, ein ſchalkhaftes Ey, ein in Emiliens Munde ſtörendes Huy, ſpringen zahlreich hervor. „Heyda" beginnt der achte Anti-Goeze, wie wenn die Tonart gleich mit einem Allegro bezeichnet werden ſollte. Leſſing ſtellt Betrachtungen über dieſe natürlichen, in den verſchiedenen Sprachen übereinſtimmenden Zeichen der Leidenſchaft, die Urlaute der Menſchheit, an und rechnet in Laokoonnotizen ihren Reichthum zur Vollkommenheit einer Sprache, mißbraucht von elenden Köpfen, doch nur von einer froſtigen Anſtändigkeit verbannt. Bis in kleine Einzelheiten bringt ſeine Beobachtung theoretiſch und praktiſch. Auf einem lexikaliſchen Streifzug merkt er ſich an: „Ah! dieſe Interjection verdient auf alle Weiſe aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche übergenommen zu werden, weil ſie ſich weder durch unſer ach! noch o! geben läßt, und faſt der natürliche Ton bei gewiſſen Ausrufungen des Verdruſſes und Widerwillens iſt, mit welchem weder Schmerz noch Verwunderung verknüpft iſt, daß ſie dort durch ach! hier durch o! ausgedrückt werden könnte"; er bedient ſich denn dieſes Ah in ſeinen Dramen, ſchon in der „Fatime" und „Minna von Barnhelm". Wie oft hat er durch ein „O des . . ." den ſtaunenden oder richtenden Blick auf eine Perſon geheftet, wie oft die Apoſtrophe angewandt, leichthin, oder pathetiſch wenn Luthers Geiſt vor den Epigonen beſchworen wird.

So greift er mit Vorliebe zu halbdramatiſchen Formen der Darſtellung, die auf den Kampfplätzen des Humanismus und der Reformation und gedämpfter in den Feſten, wie ſie Frankreichs geſelliger Eſprit der mündlichen und ſchriftlichen Converſation gab, ausgebildet worden waren. Der Brief iſt ein einſeitiger Dialog, „weil man ſich würklich mit einem Abweſenden darin unterhält, den man aber nicht zum Wort kommen läßt, ſo oft auch darin ſteht: Sagen Sie, mein Herr; werden Sie antworten, mein Herr. Figürlich iſt es die allerkommodeſte Art von Buchmacherei; obgleich darum eben nicht die ſchlechteſte. Was ſie durch Mangel an Ordnung verliert, gewinnt ſie durch Leichtigkeit wieder: und ſelbſt Ordnung iſt leichter in die Linien hinein zu bringen, als Lebhaftigkeit in eine didaktiſche Abhandlung, die an niemand gerichtet iſt, als an alle, und von niemand ganz ſich herzuſchreiben ſcheint, als von der alten ruhigen Wahrheit ſelbſt.“ Dieſe Programmſätze ſind in ihrem Lehrgehalt nicht originell, ſondern wiederholen weitverbreitete franzöſiſch-deutſche Meinung. Die Geſchichte des deutſchen Briefes iſt, ohne näheres Eingehen auf die litterariſche Kunſtform, von Steinhauſen jüngſt gründlich und gefällig entwickelt worden. Als Leſſing ſeine erſten Schreibübungen machte, „ſchrieben alle wolgeſittete Leute franzöſiſch“ — die Gelehrten lieber lateiniſch —, ohne mit der fremden Sprache zugleich den beſchwingten Stil der claſſiſchen Pariſer Epiſtelkunſt zu erfaſſen. Leicht zu plaudern, zierlicher und witziger Rede froh nicht ſowol der Sache als der Form wegen die Cauſerie zu üben, ſcheint den Deutſchen insgemein bis auf wenige Ausnahmen verſagt. Wir haben einen Schatz herrlicher, vieltöniger, individueller Briefe deutſcher Männer und Frauen, aber nur Eine Briefkünſtlerin Caroline, während Frankreich einen ausgeglichenen, durchgebildeten Briefſtil beſaß und zum Theil auch während des allmäligen Bankbruchs ſeiner ältern Proſa noch beſitzt. Der Deutſche Leſſingſcher Zeit rang noch immer mit jenem „galant“ ſein wollenden, umſtändlichen und unwürdigen Complimentirton, der in Unterſchriften ein tiefes Ducken des geringen Selbſt, nach weitſchweifigen Präambeln eine ausgiebige Weihrauchſpende verlangte. Im Stillen flatterten die pietiſtiſchen Seelencorreſpondenzen durch das Land, deren Schauindich die Gefühlsanalyſe bereicherte. Den „abgeſchmackten Junkers und aberwitzigen Neukirchs“, wie Leſſing ſagt, kurz allen Eſelsbrücken und geſchmackloſen

Briefstellern trat 1751 Gellert mit Lehre und Beispiel entgegen. Er machte den Brief in Deutschland zu einem Gradmesser der Bildung. Ideal war eine gesuchte Natürlichkeit, ein absichtlicher Stegreif, eine möglichst zwanglose Gliederung, als schreibe man „wie man spricht", vielmehr wie man sprechen sollte, und folge sich gehen lassend dem „eigenen Naturell". Alles woltemperirt, ohne Aufschwung und ohne Niedrigkeit, wortreich, artig, gedanken- und kraftlos, „plan" wie der saubere Sachse sich gern ausdrückte. So schrieb Gellert, mit großem Verdienst um den Schliff der Umgangssprache, an seine adeligen Gönner oder seine bürgerliche Sévigné, Demoiselle Lucius. Oft genug kam nur eine Wassersuppe auf den Tisch. Eine Briefwuth lief durch Deutschland, man bat um die Ehre eines Briefwechsels, man suchte ständige Correspondenten in Hauptstädten und Bildungscentren, auch zum Ersatz der dürftigen Zeitungen, und bald tänzelte von Frankreich auch eine, namentlich ausgewachsene Männer gar übel kleidende, anakreontische, gern zwischen Prosa und Vers spielende Mode herein. Lessing hat Gellerts matten Landkutschenwitz verhöhnt, die Tändelbriefe verachtet, die telegraphirten Freundschaftswerbungen der schönen Seelen von sich gewiesen. Es ist bezeichnend, daß gleich der erste von ihm erhaltene Brief mit „Ich" anfängt, jener elenden Demuthsregel ganz zuwider, die ein solches unmittelbares Hervortreten des Selbst als unhöflich verpönt. Auch in etwas steifen Briefen an die Eltern oder einen Gönner regt sich Lessings Selbstbewußtsein wie seine dem Gellertstil fremde lebhafte Dialektik. Er läßt sich wirklich gehen und folgt dem eigenen Naturell. Zu erzählen und beschreiben ist seine Sache nicht; ein Epigramm springt ihm oft von den Lippen, ein Erguß der Empfindung sehr selten. Er kann übermüthig sein, hitzig, zornig, neckisch, freundlich, aber eine herbe Schamhaftigkeit des Gefühls hält volle Beichten zurück, so daß er auch darin ein Gegenfüßler Goethes ist. Die meisten Briefe sind sachlich, mit ein paar nachlässigen persönlichen Zuthaten, und im ausgesprochenen Contrast zu den „Schwätzern" kurz angebunden. Oft genug bekennt Lessing seine unüberwindliche Abneigung gegen lange Episteln. Er antwortete säumig oder verstummte gegen die Liebsten ganz, so daß seine Freunde die Vernachlässigung beinah als einen Beweis der Intimität ansehen mußten. Für Kästner den Beobachter an der Spree zu machen, wie Mylius als Briefjournalist gethan, lehnte

Leſſing ab; er wurde vor den Zeiten Evas ausgiebiger und regelmäßiger faſt nur, wo es auf die Fortführung großer äſthetiſcher Fragen ankam und der Brief an die Stelle des Geſprächs oder der Abhandlung trat. Leſſing gehört dergeſtalt nicht zur Gellertſchen Schule, die durch Aufſtellung von allerlei Muſterbriefen in Widerſpruch mit dem Natürlichkeitsideal gerathen war. Schon der günſtige Voſſiſche Recenſent erklärt: „Den beſten Briefſteller zu machen wird nichts erfordert als zu beweiſen, daß man keinen Briefſteller braucht, und die ganze Kunſt ſchöne Briefe zu ſchreiben iſt die, daß man ſie ohne Kunſt ſchreiben lernt.“ Er theilt aber mit Gellerts Lehren den Hang zur ſcheinbaren Unordnung und natürlichen Improviſation.

Das ſechzehnte Jahrhundert hatte den „Sendbrief“ als polemiſche oder volksmäßig belehrende Flugſchrift ausgebildet, das ſiebzehnte in Pascals Provinciales gegen die Jeſuiten ein Meiſterwerk moderner Polemik gezeitigt, das achtzehnte, auch an Briefromanen ſo fruchtbar, den offenen Brief Englands und Frankreichs, ſei es in der Form von Sammlungen, ſei es einzeln, auf alle Gebiete des Staats- und Geiſteslebens angewandt. Der briefliche Eſſay begünſtigte einen leichteren Gang, auf dem nicht alles aufgepackt und erledigt werden mußte, und als einſeitiges Geſpräch eine lebhafte Rede ohne Gravität und unliebſame Belehrung des Katheders. Man wendete ſich an eine wirklich vorhandene Adreſſe oder fingirte einen Empfänger oder ſchrieb ins Weite: au public. Leſſings Gelegenheitsſchriften in ſolcher Form gehen als Berliner „Briefe“ trotz Voltaires Vorbildern noch ziemlich ſteif einher, im „Vademecum“ nehmen ſie einen zu burſchikoſen Trab, in den „Litteraturbriefen“ und den „Antiquariſchen“ iſt der Stil ſehr ungleich, denn die Form wird namentlich in letzteren nicht feſtgehalten, ſondern durch lange, unintereſſante Auseinanderſetzungen geſprengt, bis ſie die Vollendung der „Anti-Goeze“ erſteigt und ruhiger die „Briefe an verſchiedene Gottesgelehrte“ beherrſcht.

Man hat von Leſſings Monologen geſprochen, aber das eigentliche Selbſtgeſpräch ſetzt keinen Zuhörer, mit deſſen Verſtändnis zu rechnen iſt, und keine andere Reſonanz als die des leeren, verſchwiegenen Raumes voraus. Monologe ſagt oft genug der einſame Leopardi vor ſich hin, wahrhafte Monologe ruft Novalis in die Todesſtille der Mutter Nacht, während Leſſing, außer im Drama, nur einmal einen echten

Monolog geschrieben hat: als er im stillen Zimmer seine jugendlichen religiösen Gemüthskämpfe dem Papier anvertraute. Er bedarf des Partners, sei es auch nur ein schattenhafter Gast, wie der Vater selig warnend vor dem verstörten Sohn erscheint und von ihm angerufen altvertraute Reden wiederholt. Lessings Weise ist gleich der Lutherschen eine dialogische, die das Denken gesellig macht und eine ideelle Unterhaltung herbeiruft. So erzählt uns Goethe, daß er gern im Geist einen Bekannten zu sich lud, niedersitzen hieß und dann auf und ab gehend zu ihm sprach. Lessing unterhält sich mit leibhaften oder nur gedachten Partnern oder wendet sich in den mannigfaltigsten, unerschöpflichsten Wendungen an den Leser, so daß wol ein förmliches „Ich" und „Du", „Ich" und „Er" Rede und Gegenrede bezeichnet, bis er dem Andern sagt: „Tritt ab." „Der bloße Einwurf „man könnte sagen", die kürzeste einsilbige Frage „Wie?" ist an eine sichtbare oder unsichtbare Gegenwart gerichtet. Lieber als den einverstandenen Freund holt der „kritische Schriftsteller" sich einen Andersgläubigen heran und sucht, mit wem er streite. Er porträtirt, carikirt den Gegner durch Vergleiche — „das wahre Bild . . ." — damit man ihn nicht bloß höre, sondern auch sehe, seine Gebärden beobachte, wie er selbst die Mimik des Zuschauers bemerkt und das eigene Mienenspiel. Seine Schriften wimmeln von unmittelbaren Anreden: mein Herr Pastor, senex abcdarie, ehrwürdiger Mann, Nachbar, gutes Mütterchen; der achte Anti-Goeze variirt die Zurufe an das Altonaer Roß: mein gutes Pferd, lieber Gaul, edler Houyhnhnm, komm an Scheckchen! Von den höflichen Prädicaten hat Lessing selbst einmal erklärt: „ein guter, mit welchem Beiworte man oft eine kalte Ironie verbindet." Ohne einem den Klotzianern so scharf angerechneten Klatsch zu verfallen, macht er sich persönliche Motive gern zu nutze. Lange ist Landpastor, er hat einen Schulmeister, der hat Schulknaben die Chorus machen müssen, sein Vater war Theolog und Grammatiker, ein stummes Spiel wird possenmäßig durchgeführt. So in der „Duplik" die Schlaftrunkenheit des Nachbars; pathetisch aber im zehnten Anti-Goeze die Abstimmung der versammelten Väter wie auf einer Bühne mit Einzelfiguren und Massen. Lessing giebt ein „Nachspiel" zum besten oder besteigt vor der Gemeinde die Kanzel um Yorickisch zu predigen. Er treibt den Feind durch Fictionen und mimische Satire zur Selbstvernichtung, indem er Gottsched

zu Worte ruft oder Dusch nicht als Dichter im Tempel der Natur, sondern als Savoyarden mit dem Schönheraritätenkasten vorführt, Voltaires aalglatte Phrasen in sein gerades Deutsch übersetzt oder drei Fraubasen ein parodistisches Theatergeschwätz herplappern läßt. Manchmal bricht er plötzlich los und fährt sein „windschief" fragendes Opfer an: „Was schnacken Sie?" Wie fein er die Technik des Gesprächs studirt hat, zeigt auch seine Niederschrift über „Unterbrechung im Dialog", wo er mit Home gegen Voltaire das Recht der Ungeduld anerkennt, aber die leichte Ausfüllung der points poursuivants für Leser und Hörer fordert. Seine eigentlichen Dialoge, den schnurrigen „Kanzeldialog" nicht zu vergessen, nehmen durch ihre anspannende Sparsamkeit, ihren trockenen Witz, ihren gesammelten Scharfsinn eine Sonderstellung in der alten Gattung ein und bilden den äußersten Gegensatz zur Fülle eines platonischen Symposion, denn Lessing machte sich „aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel". Seine Freimaurer reden so, wie er selbst mit Moses, Jerusalem, Jacobi redete; mögen Raphael und Julius philosophische Briefe schreiben wie Schiller und Körner, der „Sammler und die Seinigen" sich aussprechen wie die Weimarischen Kunstliebhaber — „das laute Denken mit einem Freunde" hat eben seinen individuellen Stil.

Lessings Stil ist sehr bewußt. Es wird licht um uns, so oft wir zu ihm gehen. Er kennt den verschleiernden Dämmerschein, das romantische Halbdunkel nicht, dem Dichter zum Schaden, der verstandesklaren Prosa zum Gewinn. Weiter Raum im Reiche der deutschen Sprache ist seinen Zeitgenossen und Nachfolgern zur Entdeckung und Pflege geblieben, der ihm fremd war. Er „distinguirt" immer, und Novalis fand seinen Blick zu durchdringend. Hinter ihm Nacht und vor ihm Tag, weiß er genau, was er will, was er kann. „Wer mit Wortgrübelei sein Nachdenken nicht anfängt, der kömmt, wenig gesagt, nie damit zu Ende". Er glaubt an Recht und Kraft des Genies: „daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein welche es will, eine Form ertheilen kann welche es will". Die eigenen Grenzen waren ihm unverhohlen: daß es mit dem Vers hapere und die Versification, ganz abgesehen von sehr bösen Tragödienalexandrinern, hie und da den Meister über ihn spiele, hat er offen eingestanden. Seine scharf im Zaum gefaßte, manchmal zu künstliche Sprache geht ihm nicht durch.

Ohne allen Parenthyrsus schaltet er mit den rhetorischen Figuren, hebt die Sätze bis zur obersten Staffel einer Klimax empor, unterstreicht die Hauptsachen und weiß die logischen Accente der Rhetorik dem rhythmischen Fall seiner Perioden vortrefflich anzupassen. Alles ist erwogen, auch in der größten Lebendigkeit. „Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache" steht in seinen zahlreichen Sprachbekenntnissen zu lesen, denn er beobachtete sich selbst und gab sich und andern Rechenschaft, warum er in dieser oder jener Sache gerade so, nicht anders geredet habe. Seine Absicht soll zum vollen Bewußtsein kommen: „Das sind schlechte Satiren, über die man es ausdrücklich schreiben muß, daß es Satiren sein sollen". Aber gern und oft charakterisirt er ausdrücklich die Tonart, bittet um Erlaubnis ein wenig possierlich zu sein, nennt die Weise der „Litteraturbriefe" streng, einen Ausfall gegen Klotz höhnisch, bemerkt ironisch, daß er die fremde Melodie schlecht treffe, will mit sehr kaltem Blut, ruhigstem Vorbedacht, langsamster Überlegung spöttisch, bitter und hart erscheinen und hängt zum Schrecken der Widersacher auf dem Kunstrichterschild seine Tonleiter aus. Man hatte diesen Stil „oft mehr als bloß satirisch" genannt — Lessing erwidert: „Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satirisch sein. Und was soll er mehr sein, als satirisch? Treffend". Und der Hauptpastor empfängt auf eine anzügliche Beschwerde über diesen Stil die Antwort: „Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil, so wie seine eigene Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe." Trotzdem kündigt Lessing seine leidenschaftlichen Wallungen bewußt an und sagt, wie der Grieche sein *Θέλω θέλω μανῆναι*, „Ich muß, ich muß entbrennen" oder fühlt sich, wenn ihn wirklich einmal, wie im Verlaufe der „Duplik", ein Fieber übermannt hat, wenigstens nachher den Puls. Er weiß, daß er hitzig ist, und arbeitet mit dieser Hitze; er weiß, daß er witzig ist, und braucht diesen Witz bis in heilige Sphären hinein, denn „wozu hilft das Salz,

wenn man nicht damit ſalzen ſoll?" Auch der Kunſt zu dämpfen war dieſe bewußte Sprachmeiſterſchaft ſehr mächtig, wie die antiquariſche und die theologiſche Fehde mit ihren Regenbogen nach den Gewittern zeigten.

Am ausführlichſten hat ſich Leſſing über die hervorſtechendſte Eigenſchaft ſeines Stils geäußert, die wachſende Neigung zum Gleichnis. „Von der Wahrheit laſſen Sie uns ſprechen, und nicht vom Stil.", fährt er im zweiten Anti-Goeze fort, „Ich gebe den meinen aller Welt Preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wol, der ihn von ſo manchen andern Stilen auszeichnen ſoll: und alles, was zu merklich auszeichnet, iſt Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunſtrichter, die ihn von allen ſeinen Fehlern ſäubern wollten, gerade für dieſen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er iſt nicht ſein Fehler, er iſt ſeine Erbſünde. Nehmlich: er verweilt ſich bei ſeinen Metaphern, ſpinnt ſie häufig zu Gleichniſſen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus; wodurch er ſich nicht ſelten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Dieſen Fehler mögen auch gar wol meine dramatiſche Arbeiten mit verſtärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben; weil es wol gewiß iſt, daß in den wirklichen Geſprächen des Umganges, deren Lauf ſelten die Vernunft, und faſt immer die Einbildung ſteuert, die mehreſten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Dieſe Erſcheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geſchmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am beſten weiter bringen kann!" Die Metapher alſo iſt in der Proſa ein der natürlichen Rede vertrautes, die Gedanken beförderndes, Unbekanntes ans Deutliche ſchließendes Vehikel, nicht ein Schmuck wie in der Poeſie. Seiner Neigung, von dieſem Fahrzeug zu häufigen und bisweilen zu feinen Gebrauch zu machen, iſt ſich Leſſing wol bewußt, aber die Vortheile dieſer Erbſünde überwiegen zu ſehr ihre Fehler, als daß er nicht rüſtig der Naturgabe frönen ſollte. Noch einmal beſtimmt er in den Anti-Goeze (8) Art und Abſicht ſeiner Bilder: „Ich ſuche allerdings, durch die Phantaſie, mit auf den Verſtand meiner

Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden; und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verstehet, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden". Das Bild des Prosaisten, der auf klare, anschauliche Überzeugung ausgeht und die Phantasie als Medium zu Hilfe ruft, sammelt die Lichtstrahlen in einem Focus. Es concentrirt und steigert den Glanz der Wahrheit und macht das scharfe Schwert der Polemik blank. Allerdings geben die Bilder der lehrenden und streitbaren Prosa ein poetisches Element, das bei Lessing, wo er persönliche Zustände malt wie im Bild von der einsamen Mühle, sich der Lyrik nähert und einen Hauch jener dichterischen Fülle athmet, welche den ergreifendsten Pamphleten unseres Jahrhunderts, Claude Tilliers, ihre unwiderstehliche Wirkung verleiht. Lessing, der Feind der Blümchen, des „gefirnißten" Stils, will die Prosa nicht so streng umzirken wie die ältern Franzosen und Sachsen oder Klopstock, immer aber ist sein Bild Brennpunkt des innern Interesses, nicht Zierrath. Die Sinnlichkeit der Rede eines Luther, Hans Sachs, Fischart war im siebzehnten Jahrhundert, wenige kräftige Federn ausgenommen, hinter einem aufgebauschten, gedankenlosen, wie Haller sagt „auf Metaphoren als auf Blasen schwimmenden" Bombast verschwunden, der im Grunde sehr arm und erfindungslos erscheint, wenn man seine Vorräthe auf Rubriken bringt. Die Dichtersprache litt an einem langwierigen Ausschlag. Wer nach Günthers aus eigenster Erfahrung geschöpftem Spott ein Gleichniswort vom Missisippi her holte, freute sich seiner ungenießbaren Großthat vor dem verdutzten Leser. Dann brach auf der einen Seite ein radicaler Bildersturm los, auf der andern wollte man von den Hitzblattern des Marinismus beim Studium Homers genesen. Gleichnisse statt Lohensteinschen Ambras und Zinnobers, Hoffmannswaldauschen Alabasters und Zuckers fanden in der Schweiz, wo einst Zwingli das „Tropen und Troppeln" mit den Waffen antiker Rhetorik bestritten hatte, den höchsten Preis. Und es war natürlich, daß die religiöse Poesie Klopstocks, nach all den Orgien falscher Sinnlichkeit und gegen die steifen Klunker des Gottschedianismus, im Unkörperlichen, Unsinnlichen ihre Triumphe suchte: die Illustration war oft dunkler als das zu

Illustrirende, die scheinbare Erklärung nur eine weithergeholte Umschreibung; wie Lessing einmal sagt: „Erklärungen bekannter Dinge sind wie überflüssige Kupferstiche in Büchern". Aber der Marinismus als herrschende Mode starb dahin, jener Schwulst, den Lessing im „Leben des Sophokles" treffend bezeichnet: „Was macht einen Dichter anders schwülstig als die allzuhäufige, allzugesuchte Anwendung der kühnsten Tropen?" Jene waren gedankenarm; er bewährte im Gleichnis den scharfen Blick für Ähnlichkeiten und ein tiefes Verstehen, das alle Verhältnisse anschaulich hervorheben kann: *τὸ ὅμοιον θεωρεῖν*, wie es der Stagirite als Kennzeichen des Genies gerühmt hatte. *πολὺ δὲ μέγιστον τὸ μεταφορικὸν εἶναι*! Ein Gleichnis Lessings muß seine Gleichnisse bestimmen: der Begriff ist der Mann, das sinnliche Bild des Begriffes das Weib, die Worte sind die Kinder dieser Ehe.

Unser bildlichster Dichter und Schriftsteller ist Goethe. Von der Kindheit seiner Muttersprache an bis ins höchste Greisenalter, wo so manches Mal die schon lang verdorrte Sinnlichkeit eines Wortes von seiner Symbolik bethaut wieder aufquoll, war es ihm Bedürfnis, sich figürlich und gleichnisweise auszudrücken. „In Gleichnissen laufe ich mit Sancho Pansas Sprichwörtern um die Wette" sagt er der Freundin. Er hat das ganze Gebiet des Niedern und Hohen, Drastischen und Weihevollen unumschränkt durchmessen, ein „Gleichnismacher", dem Volksrede und Weltlitteratur und alle Naturreiche willig ihre Schätze zollten. Auch Lessing könnte mit ihm sagen:

> Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren,
> Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.

aber bei geringerer Naivetät seiner Gleichnisfülle hat er Bild und Gleichnis erst unterwegs in Pflege genommen. Er freut sich des Sprichworts, in dem die Volksweisheit sich oft so anschaulich zur comprimirten Fabel verdichtet, und bedient sich so mancher populären Klugrede unbekümmert um die Geschmäckler, die derlei Wendungen gleich den biblischen trivial und unfein fanden. Gottscheds kleine Sammlung sächsischer Sprichwörter enthält eine ganze Reihe Lessing geläufiger Nummern, auch Contis „Die Kunst geht nach Brot." „Nach dem Sprichworte zu reden" sagt er allzeit gern. In den Anfängen bietet seine Sprache, nicht selten in Frageform und zur Schlußpointe, zwar

viele knappe figürliche Wendungen und Anspielungen, darunter höchst anzügliche; aber er steckt doch noch in altmodischer Allegoristerei, wenn er 1751 mythologisirt: „Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem Momus in die Hände gefallen", oder in den „Rettungen des Horaz" recht schulfüchsisch einem Vergleich aus der Schifffahrt durch Bemühung des Aeneas und Aeolus Bleigewichte anhängt. Sein erstes glücklich ausgeführtes, vielleicht durch Leibniz (Hempel 18, 337) angeregtes Gleichnis findet er, ohne je auf die Messias-Gleichnisse einzugehen, für Klopstock und die Nachahmer; was nicht hindert, daß im „Pope" Begegnung und Kleidertausch des Philosophen und des Dichters auf halber Parnaßhöhe geistreich gedacht, doch mühsam gesagt ist, oder in der Vorrede zum Thomson ein überaus anschaulicher Vergleich, des Merchant of London mit einem Buckligen, und ein malerischer Bilderschwall dieselbe Seite einnehmen. Kein Zweifel: klärend und bereichernd wirkte die theoretische, besonders die selbstthätige Beschäftigung mit der Fabel. Der letzte Schwulst ward hinausgefegt, das Auge geschärft, die Wendung gerundet. In den sparsamen „Litteraturbriefen" fällt einmal die kluge Berechnung auf, womit das biblische Bild vom Kahlkopf und den Bären und ein etwas steif wiedergegebener Vergleich aus Butler dem biblischen Brief eines englischen Schriftstellers angepaßt sind; andererseits erscheint als Frucht der neuen Gedrängtheit der Protest gegen die „schülerhafte" Ausdehnung. „Noch nicht aus?" heißt es zu einem Gleichnis des Nordischen Aufsehers — „Ja; nun ist es einmal aus, das ewige Gleichnis. Der Aufseher fährt fort: Ebenso ist es mit denjenigen beschaffen ꝛc. und Gott sei Dank, wir sehen wieder Land. Was sagen Sie dazu? Giebt es bei allen guten und schlechten Scribenten wol ein ähnliches Exempel, wo man, über das Gleichnis, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verliert?" Basedows Widerspruch gab Anlaß, die „ekelhafte" Ausdehnung dieses „ausgereckten" Gleichnisses nochmals durchzuhecheln. Stets auf der Hut, daß er nicht über dem Ausspinnen die Verbindungsfäden zerreiße, will er doch den Homer nicht tadeln, wenn bei ihm das Gleichnis lebhafte Züge annimmt, die nicht ganz zum Verglichenen stimmen; nur völlige Unwahrheit dürften derlei beiläufige Züge nicht werden. So schaltet Lessing selbst,

der ſich wie Homer „oft ein wenig in ſeine Gleichniſſe verliebt". Doch iſt er im „Laokoon", wo er die Künſte als Grenznachbarn behandelt und einen Gleichnisfund bei Plutarch macht, noch enthaltſam, in der „Dramaturgie" ausgeſprochener Feind luxurirender Gleichniſſe der Bühnenſprache, wie denn auch die „Emilia Galotti" ihre conciſe Rede nur mit unausgemalten figürlichen Zuthaten, von der gebrochenen Roſe, dem Tropfen im Eimer, der brüllenden Löwin, würzt. Der Hamburgiſche Kritiker faßt im knappen Bilde ſein Urtheil zuſammen: ein Rieſe exercirt mit dem Cadettengewehr, ein Gemengſel von Zärtlichkeit und Cermoniell ſchmeckt wie Honig und Citronenſaft, und dergleichen mehr. Schon aber greift die Luſt am durchgeführten Gleichnis hier wie in den Antiquariſchen Briefen um ſich. „Ich erkläre mich an einem Gleichniſſe" „Ich will bei dieſem Gleichniſſe bleiben" „Ich bleibe alſo in der Vergleichung". Man ſieht ihn aus der „abgezogenen" Rede in die ſinnliche hineinwachſen und aus der figürlichen zur abſtracten zurückkehren. Dieſe Erſcheinung verkennt, wer dem Nathanvers „Ein großer Mann braucht überall viel Boden" . . . mit Schlimmbeſſerungen wie „Baum" oder „Stamm" zu Leibe geht, denn das Wort „Boden" wird ein Erdreich für das im erſten Anfang noch nicht vorgeſehene Bild von den einander in allzugroßer Nähe zerſchlagenden Äſten. Ein Gleichnis ruft mittelſt der Analogie das andere herbei: „Ein Bund Stroh aufzuheben muß man keine Maſchinen in Bewegung ſetzen; was ich mit dem Fuße umſtoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine ſprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anſtecken, um eine Mücke zu verbrennen" — ſo wird der Widerſpruch zwiſchen kleinem Zweck und ungereimtem Kraftaufwand dreimal verſinnlicht. Der Ausdruck „einer Überſetzung aus alten Sprachen den Puls fühlen" geſellt ſich gleich den zweiten mediciniſchen, und zwar mit draſtiſcher Steigerung, zu: „einer aus den neuern Sprachen das Waſſer beſehen". Eine ganze Kette ſchließt ſich Glied in Glied, um Shakeſpeare und den deutſchen Nachtreter zu contraſtiren: die engliſche Tragödie iſt eine Freske, die franzöſelnde eine Miniatur, eine Scene des Briten der Ärmel eines Rieſenkleides, den man nicht zum Ärmel eines Zwergenrockes nutzen kann, die Entlehnung gleicht der Flocke im Faden, die künſtleriſche Verwendung eines Motivs der vom Rohwerth unabhängigen Goldarbeit, endlich wird das große Originalſtück zum

Spiegel für die Flecken der Pfuscherei, und antithetische Worte über Scharfsichtigkeit des Dichters und des Kritikers machen den letzten Ring dieser unwillkürlich weit erstreckten Kette. So strömen Lessingen eben da, wo er sich die lebendige Quelle der Poesie abspricht, analoge Bilder der Bedürftigkeit unerschöpflich zu, von dem Druckwerk, dem fremden Feuer, den Kunstgläsern, der Krücke. Der Titel „Nachtigall" giebt den Vogel, den Phönix, die Stimme, das Bauer an die Hand, der Name „Reichspostreuter" einen ganzen Bilderschwank mit Gaul und Schwager. „Bei diesem Gleichnisse zu bleiben", nimmt er das verwaiste Werk nicht bloß kurzweg für ein ausgesetztes Kind, sondern schafft es ins Findelhaus und zur Taufe und schreibt ihm die liebkosenden Gebärden eines Säuglings zu; dadurch inspirirt, daß sein Gegner auf die väterliche Pflege von Mißgeburten gestichelt hatte. Er spricht von Klotzens Weihrauch, als ihm Wernickes sinnliche Wendung, einem das Rauchfaß um den Kopf schmeißen, einfällt und die Phantasie sofort weiter zum Ungeschick des Schwenkenden, den Beulen des Getroffenen führt. Oder im gleichen Zusammenhang: der Schmeichler kitzelt, der Gekitzelte krümmt sich, denn seine Haut ist kein Elefantenleder, man wird ihn todt kitzeln. Der abstracte Eindruck, sein Opfer sei ein Egoist, giebt sich in bildlichen Fragen und Invectiven kund: „Sie preisen die Felsenkluft wol nur des Widerhalls wegen? Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle", und dem glücklichen Bilde muß noch ein gleichfalls antithetischer Untersatz dienen: „Was mir Würgen verursacht, geht bei Ihnen glatt herunter". Noch viel reicher wird im „Absagungsschreiben" der Tonwechsel des erst leidlich mäßigen, nun blind wüthenden Gegners ausgebeutet: dort murmelt er sauersüß, hier verleumdet er aus vollem Halse; dort geht die Katze um den Brei, hier läuft der Eber in den Spieß; dort nennt er weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken schlägt, hier wird Lessing bei jedem Krampf der orthodoxen Finger geknippen; dort regt er das Wasser kaum, hier macht er Plumps.

Neben derlei Aufgebot analoger bildlicher Wendungen erscheinen die phantasievollen, großartig einheitlichen Frescogemälde, wie jene von der Mühle gegen die Klotzianer, oder vom Sturm gegen die Orthodoxen, das hier als Meisterstück fortreißender tropischer Beredsamkeit stehen soll (3. Anti-Goeze): „O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern

aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anders am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun; um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaun vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?"

Prosaischer wird bisweilen ein Gleichnis auf Ort und Umgebung des Adressaten berechnet: also vernimmt der Hauptpastor der Handelsstadt ein kaufmännisches von Brutto und Netto, Tara und Emballage, oder „ein Exempel, das ihm ganz nahe ist" durch eine Parallele der Bibel und der Klefekerschen Gesetzsammlung. Geht Gleichnissen dieser Art die plastische Kraft ab, welche den Rottenführer und seinen feilen Trupp als den Alten vom Berge mit seinen Banditen in Scene setzt, und die derbe Sinnlichkeit, die vom stinkenden Fette der Wassersuppen oder den eklen einander auffressenden Spinnen redet, um die Phrasen dort und die Widersprüche da zu illustriren, so hat Lessing auf der einen Seite die knappste Bildlichkeit in Prägungen wie „abbangen" „hinausverfolgen" „angestorben" „zerstreiten", auf der andern eine Neigung zum Subtilen. Seine Gleichnisse aus dem Kinderleben entbehren der Naivetät oder erscheinen zu sinnig, als daß der mit bunten Kieseln spielende Kleine sich auf den Klotzischen Kampfplatz schicken möchte. Die Ausmünzung des Fabelsprichwortes von der blinden Henne verliert sich ins mineralogische Detail von Kröten- und Luchssteinchen, die nicht jedermann kennt; das schöne Wort vom elektrischen Funken der Glaubensseligkeit klingt mit der Anrufung Franklins und Nollets ins gelehrte Revier hinüber; was die Optik über Strahlenbrechung ermittelt hat, wird auf Stand und Streich im Duell angewandt, oder die Schnauzen und Kragsteine, Simse und Architrave der Baukunst müssen, ebenda vor dem letzten „Fragment", die Stelle des Bruchstücks im geistigen Gebäude bestimmen helfen. Ja, das viel ältere Gleichnis

von den zwei Wilden, die in den Spiegel gucken, hat ganze Abhandlungen über seinen Tiefsinn herausgefordert, obwol Lessing im Plauderton anhebt: „Wollen Sie mir ein Gleichnis erlauben?" Jenes Bild der „Duplik" vom Hause, dessen Grundfestigkeit nicht durch Aufwühlen der Fundamente dargelegt zu werden braucht, wird durch das angefügte Gleichnis vom ephesischen Dianatempel, seinem Kohlengrund, der Art dieser Kohlen, den Zeugnissen des Plinius, Pausanias, Vitruv allerdings „nicht verdorben", was die geistreiche Meinung anlangt, aber in die dünne Luft der höchsten Bildung emporgehoben, wo dem ungewohnten Leser der Athem zu stocken droht. Selbst in Briefen fehlen neben den realistischen Sätzen über den einfallenden Bau der Kirche, das schmutzige Wasser der Theologie künstlicher geschliffene Facetten nicht. Nur ein paar Striche, und sein Blatt an Ebert vom 12. Januar 1773 über das gegebene Thema „Moos und Schwämme" dürfte neben der nachdenklichen Geschichte, wie Minervas Vogel sich von Mäusen nährte, unter Lessings Prosafabeln stehn; auch die Moral springt am Schluß epigrammatisch hervor: „Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln".

Wenig mehr wäre nöthig, um den Kräuterkenner und den Schäfer aus der antigoezischen „Bitte" im Bereich dieses neuen witzigen Aesop anzusiedeln oder den bildlichen Excurs der „Parabel" über Fuhrmann und Befrachter mit einer jener knappen Nutzanwendungen, in welche Lessings Apologen so gern auslaufen, selbständig zu machen. Und wie reich Phantasie und Empfindung die paraboliſche Fiction der frommen, auf inhaltlose Überreste eines Katechismus beschränkten Inselbewohner ausmalen könnten, lehrt ein Blick von solchen sparsamen Umrissen des Verstandes hinüber auf die tiefe Symbolik urchristlicher Einfalt, die uns in Tolstois Legende „Die drei Greise" umfängt.

Der Streit mit Goeze hat Lessing einmal veranlaßt, sich in der „Nöthigen Antwort" streng „aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen" zu enthalten, nachdem dieser Streit eine seit Luthers bilderfrohem Kriegsspiel mit dem Bock Emser nie dagewesene Fülle gezeitigt hatte, die ihre kräftigste Nahrung eben aus den Wechselfällen des Kampfes zieht. Bestellt war der Boden von den jugendlichen Waffengängen an, in Hamburg werden größere Garben gebunden, in Wolfenbüttel fahren hohe Erntewagen in die Scheuer. Gerade diese Gleich-

niſſe verbannen durch die bewegteſte Anſchauung handelnder Perſonen jede lahme Schilderungsſucht. Der Dramaturg vergleicht einen Feind ſeines Diderot mit dem Turnierſtecher, der in der Hitze des Anſprengens die Lanze gerad am Ring vorbei ſtößt, der Antiquar freut ſich, Klotzens „lateiniſche Schanzen" fallen zu ſehn. Wie ihm die Ilias das verächtlich umgewandte Bild des ins Gewehr tretenden abgelebten Neſtor bietet, ſo ruft er die antiken Helden auf in ſeinem Heereszug gegen den Scheinkönig der neumodiſchen Alterthumswiſſenſchaft. „Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum ſogleich aufgiebt, weil man vorausſieht, daß ſie in die Länge doch nicht zu behaupten ſei. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore ſtürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen". Ihm iſt Schutz- und Trutzfehde gleich geläufig. Er ſpielt den Krieg aus den Vertheidigungsmauern in Klotzens eigenes Land und rückt der „ganzen Artillerie von Vorausſetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen" entgegen. Der Fragmentenſtreit für und wider die Religion erſcheint ihm im großen Bild eines Feſtungskrieges. Da ragen Baſtionen empor, hier wird ein Außenfort angerannt, dort zum Sturm auf ſämmtliche Werke gerüſtet, man belagert, cernirt, entſetzt, man führt alles Geſchütz auf einen Punkt, man zieht ohne Gegenwehr auf ein anderes Werk oder wirft ſich ins verlaſſene zurück — Ausdeutung iſt nicht von Nöthen: der Leſer werde ſchon in der neueſten Litteratur leicht „die Exempel zu jedem Gliede dieſer Allegorie" finden. Die einzelnen Motive des Eröffnungsmarſches bringen im Verlaufe des Feldzugs wieder ans Ohr. Auch die „Duplik" erzählt von dem „Hauptſturme" des Ungenannten und ſeinen Sturmleitern, deren viele nicht neu, einige durch zerſchmetternde Feldſtücke der Belagerten ſchadhaft geworden ſind: „Doch was thut das? Heran kömmt, nicht wer die Leiter machte, ſondern wer die Leiter beſteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wol eine morſche Leiter." Um wie viel gelaſſener und epiſcher als all dieſe Kampfſignale erſcheint Goethes dem ungeſtümen Grimm noch gebietende große Schilderung der „alten Burg" oder „Baſtille" Newton's und ihrer Geſchichte; wol das ausgeführteſte Bild im Schatze des Gleichnismachers. Lutheriſcher läßt der Secundant des Ungenannten ſeinen lahmen Nachbar links abmarſchiren und ſelbſt-

vergnügt Victoria ſchießen, höhniſch Goezes heilige Fauſt das chriſtliche Banner über ſich ſchwenken. Er ſelbſt lockt mit leichten Truppen vor der langſameren Hauptarmee den Orthodoxen aus der Verſchanzung, ſagt das erſte Treffen an, giebt eine „ritterliche Abſage", reizt den berittenen Bundesgenoſſen durch ein ſpielendes Komm an, und, vertraut mit der Sprache der Vauban wie mit den Schlagworten des deutſchen Fechtbodens: der glitſchenden Menſurbrechung des Simulanten und dem Hinzaubern des Klopffechters, bereit dem andern in die Parade zu fahren, ſteht er da und freut ſich, daß der Gegner endlich vor die Klinge kommt. In dieſer Haltung hat ihn die Nation am liebſten geſehen.

Hier war in ſeltenſter farbenreicher Fülle dargeboten, was Friedrich der Große damals bei ſeinen Deutſchen nicht finden wollte: abondance de termes métaphoriques, si nécessaires pour fournir des tours nouveaux, et pour donner des graces aux langues polies, wenn auch Grazie und Schliff nicht das vornehmſte Ziel der letzten klirrenden oder mit geſammelter Prägnanz ihre humane Weisheit ausſprechenden Proſa und der hellen, warmen Nathanverſe Leſſings ſein konnten. Hier war ein ganzer deutſcher Mann, ſein Stil der vollendetſte Ausdruck der deutſchen Aufklärung, ſo daß ihm auch in den Jahren, wo neue Weiſen durch unſere Litteratur und Geſellſchaft tönten, von einem Stimmführer des jungen, vorwärts drängenden Geſchlechts der ſtolze Ehrenname eines Prometheus der deutſchen Proſa zuerkannt wurde. Früher hatte Herder, der mit ſeiner eigenthümlichen Mundart zwiſchen der Leſſing-Klopſtockſchen Generation und der Geniezeit zu Worte kam, Leſſings Deutſch als das urſprünglichſte nach Luther, ſeinen Eigenſinn als Eigenſinn der Sprache ſelbſt gerühmt. Eine ruhige geſchichtliche Betrachtung mag, wie oben geſchah, wirkſamer Jugendlehrſtunden bei den Franzoſen gedenken, deren Enkel heute auf Leſſings Proſa gern das Prädicat der netteté anwenden — ſo iſt doch das Erlernte wahrhaft eingedeutſcht worden, und die Hauptmacht liegt in dem, was auf geiſtigem Gebiete durch Vererbung und Anpaſſung nicht erſchöpft werden kann, im Reifen und Blühen des Individuellen. Auch die Sprache erringt, wie Goethes großartiges Selbſtbewußtſein von der ganzen menſchlichen Exiſtenz ſagt, als höchſtes Glück der Erdenſöhne die Perſönlichkeit. Die Gaben ſeiner Perſönlichkeit voll und rein heraus-

zuarbeiten, ſich ſo kund zu geben, ſchriftſtelleriſch den „eigenen Charakter zu cultiviren" war Leſſing vergönnt in aufſteigender Bahn, ohne Sinken. Seinen ganzen Scharfſinn, der die ſchwierigſten Fragen in rund hundert Paragraphen auseinanderlegt und jedes Wort wägt, und zugleich ſeinen ganzen lieben Enthuſiasmus der Darſtellung, der im letzten Viertel die gar nicht thränenſelige Reimarerin wie mit elektriſchen Schlägen überwältigte, bot die „Erziehung" 1780. Von dem Druck vorzeitigen Siechthums erfuhr die Nation nichts, ein gelähmtes Daſein aber hat ihm der Tod in dem Lebensalter geſpart, da andere Schriftſteller ihre erworbene Macht gemächlicher zu verwalten ſich anſchicken.

VI. Capitel. Lebensausgang.

Dies in lite. Wahlspruch Lessings 1780.

„Ich wüßte nichts, was mich so traurig machte, als die Ruinen eines großen Mannes zu sehn".
Elise Reimarus, 6. October 1780.

Als Goethe von der Höhe seines Daseins auf die Geniezeit zurückschaute, bezeichnete er dies ungestüme, leidenschaftliche Wollen mit dem weisen Spruch: es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wie rasch hatte der Sturm mehr als einem der jungen Gesellen das Schifflein zerbrochen, wie mancher hatte studentischen Überschwang für epochemachende Genialität genommen, war zurückgeblieben, seitab geirrt oder auch besonnen in sich gegangen, weil es im Geistesleben nicht mit ein paar neuen Schlagworten und jugendlichen Explosionen, sondern mit nachhaltiger Arbeit und ernster Schätzung des überlieferten Erbes gethan wird. Goethe verschwand in Weimar für das große Publicum, daß von dem Widerstreite des Dichters und Staatsmannes kaum etwas erfuhr und beim Empfang vereinzelter kleiner Poesien nicht wissen konnte, was dort am Ilmufer langsam der Zukunft entgegenreifte. So behielt Lessing sein Wolfenbütteler Jahrzehnt hindurch trotz alledem das unbestrittene Ansehen des ersten deutschen Schriftstellers, auch auf dramatischem Gebiet, und der Ruhm des Kritikers wuchs während der Anti-Goeze nur noch gewaltiger empor. Von Hamburg bis Wien, von Berlin bis Heidelberg genoß er seltener Ehren. Er fühlte, was er fort und fort schuf und bedeutete, und hatte das Glück seine Kräfte von Grund aus zu manifestiren, auch nachdem Evas Tod seinem Leben einen traurigen und jähen Abstieg gab. In

ihrem Sterbezimmer, hinten auf das ſtille Gärtchen hinaus, deſſen Grün den müden Augen wolthat, ſchlug er fortan ſeine Werkſtatt auf, umſpielt von einem Kätzlein und manchmal durch eine friſche Kinderſtimme von der Arbeit abgerufen, oder einſam grübelnd über dies ewige Einerlei. Beſchäftigung, die nie ermattet, war auch ſeine Reſignation. Die wilden Klagen, mit denen er einſt um den Beſitz der theuren Frau gerungen, verſtummten; ſelten nur brach in den Kriſen des Fragmentenkampfes ein verzweifeltes Ungeſtüm los, aber es greift uns ans Herz, wie er ſanft hinüberwinkt in ein verlorenes Eiland des Glückes und des Wandsbecker Boten liebes Hausgeſindel grüßt, „in welchem ich mir Sie ſo innig verwebt denke". Er ließ ſich 1778, als die gefährliche Spannung jener auf ſeine Streitſchriften gelegten Acht ihm den Abſchied aufzudrängen ſchien, doch willig vorhalten, daß Wolfenbüttel immerhin dank herzoglicher Gunſt und den Bücherſchätzen nebenan ein unverächtlicher Poſten ſei, wie bitter es auch für den geſelligſten Menſchen war, jeden Genuß des Lebens ſo „ausmäkeln" zu müſſen und freie Heiterkeit des Gemüths nur als ſeltenen Gaſt zu bewillkommnen.

Unverdroſſen und leidenſchaftlich, als müſſe in einer kleinen Spanne Zeit die ganze Aufgabe erſchöpft werden, ſaß er über der Arbeit, doch blieb „Nathan" ſein letztes Werk, denn die „Erziehung" war ſchon früher druckreif geweſen, die Fabelſtudien und andere Kalmäuſereien des Bibliothekars traten in den Hintergrund. Der Dienſt ward ihm immer läſtiger. Er ließ ihn laufen, und ſein ſtörriſcher, in ewiger Geldklemme befangener Gehilfe v. Eichin, der ſpäter einer ſtrengen Zucht bedurfte, war der letzte, den genialen Director zu erſetzen. Nur den Beſtand der Guelferbytana vertheidigte Leſſing gegen Helmſtedter Aneignungsgelüſte. Nichts wurde regelmäßig fortbezogen, faſt nur Theologiſches angeſchafft, die Bibliothek ſtagnirte völlig, ſo klagte der Nachfolger, da er „mit heiligem Horror auf das vorgefundene Labyrinth" blickte. Leſſing, der ganz anders als Goethe gar kein Talent zum Regiſtrator hatte und ſich nie zu regelrechten Tagebüchern und Briefwechſeln aufgelegt fühlte, trieb die Geſchäfte ganz beiläufig ohne Syſtem. Als ein Doublettenkatalog eingefordert wurde, ſchickte er, was zufällig zuſammengeſchrieben war, und bemerkte, das alte Verzeichnis liege wahrſcheinlich im Wuſt eines Nebenraumes begraben. Er hatte Größeres

zu thun als in ſtrengen Bureauſtunden Buch zu führen über Bücher. Sorglos wie in ſeinen eigenen Angelegenheiten verlieh er ohne Schein, trug nicht ein was er ſelbſt an Drucken und Handſchriften entnahm, forderte nichts zurück, weil er für ſeine Perſon Jahre lang auswärtige Sendungen behielt. In ſeinem Nachlaß fand man nach acht Jahren einen Stoß alter Kupferſtiche und Holzſchnitte aus dem Braunſchweigiſchen Cabinet, und Heyne hatte Mühe der Göttinger Bücher wieder habhaft zu werden. Bis zu Schönemanns pedantiſcher Abrechnung ſaßen die Herren Collegen über die Amtsführung des großen Todten zu Gericht. Dieſe Banauſen vergaßen, daß Leſſing ihre Rotunde mit Glanz umgeben und von Rechts wegen eine Ausnahmeſtellung inne gehabt hatte, für welche der Amtseid eine bloße Formel geweſen war. Freilich rächte ſich auch hier das in mittelloſen Kleinſtaaten beliebte Verfahren, eine wiſſenſchaftliche oder Kunſt-Anſtalt mit einem berühmten Namen zu ſchmücken, ohne zugleich für ausreichende fachmänniſche Arbeitskräfte zu ſorgen. Leſſing ſelbſt empfahl dringend die Anſtellung Ernſt Theodor Langers, um für ſich in aller Form nur einen Ehrenpoſten zu behalten. Der Miniſter erwog im Sommer 1780 bei unüberwindlichen finanziellen Schwierigkeiten ernſthaft die Ernennung eines wirklichen Bibliothekars in der Perſon Langers, der, nicht zum erſten Mal, an ſeiner künftigen Wirkungsſtätte erſchien und etliche Monate ſich umthat; ein weitgereiſter Schleſier, Goethes Studiengenoß in Leipzig, eine ſubalterne Perſönlichkeit, aber von gründlichen und angenehmen Kenntniſſen. Auch Leſſing legte ein anfängliches Vorurtheil ab und würdigte dieſen geborenen Bibliothekar ſeines vertrauteren Umgangs; Langer durfte ihn bei langſamer Arbeit, ſchreibend und umſchreibend, beobachten, und auch die letzten poetiſchen Pläne wie gewiſſe Mängel der „Emilia“ wurden mit dem ſpäteren conſervativen Richter claſſiſcher und romantiſcher Dichtwerke beſprochen. Langer trat 1781 die Erbſchaft im Rundbau an, nach der ſo mancher begehrlich die Hand ausſtreckte: Johannes Müller, Voß, der unſelige Wildling Wetzel, durch das Berliner Hinterpförtchen wie ſchon 1770 der dreiſte Bahrdt. So oft dann Langer über Leſſings geniale Wirthſchaft murrte, dem Schriftſteller hat er lebenslang öffentlich gehuldigt, wenn er es auch hypochondriſch zuwege brachte, den gedruckten Briefwechſel mit Eva König, in deren Sterbezimmer er die Blätter las, ſchnöde zu

benörgeln. Heut ist in Wolfenbüttels Bibliothek und Archiv eine pietät- und verständnisvolle Lessingforschung heimisch.

Im Hause blieb Malchen und der kleine Fritz, nachdem Engelberts (geb. 1765) Unbändigkeit der Obacht des Cantors überliefert worden war. Theodor König, der älteste (geb. 1757), wollte schon 1776 schlechterdings nur Soldat sein; damals faßte Lessing für ihn braunschweigisch-englische Dienste, lieber als österreichische, ins Auge, und 1778 verwandte er sich beim Herzog Ferdinand, der sich für den Jüngling interessirte und dem Gerücht nach eine maßgebende Rolle im bairischen Erbfolgekrieg spielen sollte. Der Stiefsohn war gründlich vorbereitet, des Französischen vollkommen mächtig, im Besitz guter mathematischer Kenntnisse, deren Befestigung und Erweiterung Lessing früh durch Rathschläge gefördert hatte, „sehr gesetzt und sehr formirt": „An seiner Person und Aufführung ist nichts auszusetzen". Doch über den Sorgenkindern Evas walteten keine holden Gestirne. Theodor, den wir beim Tode der Mutter in Berlin, dann in Wien antreffen, ist als Kaufmann verschollen und soll in Geistesstörung einen Selbstmord verübt haben. Irrsinnig endete Engelbert. Fritz (geb. 1768), der mit dem ältesten Bruder und der Schwester die musikalische Begabung theilte, blieb nach munteren Anfängen einem bösen Sturz zufolge zurück, und ist als greiser Vicar 1855 in Braunschweig gestorben. Malchens (geb. 1761) Loos ward das glücklichste: sie heiratete 1782 einen braven Mann, den Braunschweigischen Postrath Henneberg, genoß eines friedlichen Hausfegens und theilte noch im höchsten Alter — sie starb 1848 — gern und beredt ihre Erinnerungen an den „treuen Vater", seine Fürsorge, seine Scherze, seine Lebensweise, seine letzten Stunden mit.

Schlicht und warm schreibt Lessing an die Kinder; auch hier machte, nach dem Nathanwort, das Herz, nicht das Blut den Vater. Mitten in den heftigsten Kämpfen oder der schwersten Überlegung dachte er auch an Federbälle oder ein bischen Putz für seine Lieben. Er hütete ihr Vermögen peinlich, wie er schon vor seiner Heirath darauf bestanden hatte, daß ihm kein Antheil an Evas Renten werde und die großmüthige Schenkung eines Pfälzer Oheims den Kindern allein verbleiben müsse. Er selbst hat nie einen Heller davon für seine Person und den Haushalt, „eine so weitläuftige und kostbare Wirthschaft", angerührt und erst vom Erlös des „Nathan" dem rechtschaffenen, klugen Weseley

dreihundert Thaler heimzahlen können, die er eben zur gemächlichen Ausarbeitung des Gedichts so nöthig gehabt und der Kaufherr, nachdem Bruder Karl bei einem andern Geldmann vergebens angepocht, auf neckische Art angeboten hatte. Nur die niederträchtigste Klatschsucht konnte munkeln, Lessing mache sich das Königsche Vermögen zu nutze, oder das ebenso thörichte und boshafte Gerücht herumtragen, er betrachte sein aufblühendes Malchen, deren Madonnengesicht und sanfte Augen J. G. Jacobi, ein Kenner weiblicher Anmuth, bewunderte, mit andern Blicken als denen eines zärtlichen und sorgsamen Pflegevaters. Elisens Trost, „Sehn Sie, lieber Lessing, so lohnt sich doch das Jahr, das Sie einst theuer erkauft hießen, noch mit einigen Zinsen", mußte er ein halbes Jahr später (7. Mai 1780) mit einer langen Vertheidigung gegen das Geträtsch der Welt beantworten, da man auch in Hamburg den „Gecken von Stiefvater" zu bespötteln schien, während er doch schon vergnügt das Herz der Jungfrau für einen fernen Geliebten schlagen hörte und sich sagte, ein Mädchen sei bestimmt, ihr Glück durch die Augen eines Einzigen, nicht durch die Stimme des Publicums zu machen. „Kurz, liebste Freundin, denn ich plaisantire nicht gern über etwas, worüber sich so leicht plaisantiren läßt — kurz, schaffen Sie dem armen guten Mädchen einen Mann, oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den sie kennt und liebt, sie zu sich verlangt, oder auch, daß eine verständige und gefällige Freundin in Hamburg sie bei sich zu haben wünscht: und sehen Sie, wie ich dann handeln werde! Nur antragen soll sie, mit meinem Willen, sich Keinem von diesen; und ich will es durchaus nicht sein, der sie nöthiget, sich stockfremden Leuten in die Arme zu werfen oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurückwollte. Wer diese meine Gesinnung gegen sie Liebe nennen will, der kann seine Worte brauchen, wie er will! Auch ist es allerdings Liebe, und ich gestehe es gern, daß mir das Mädchen diese Liebe auf alle Art, die ich nur wünschen kann, erwidert. Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnere, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häusliche Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich leider so fortführen muß, noch erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht gethan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, ob ich ihn

ſchon meines eigenen Nutzens wegen keinen Augenblick verſchieben will. Denn ich werde in eine ſchreckliche Einſamkeit zurückfallen, in die ich mich ſchwerlich mehr ſo gut möchte finden können als ehedem."

Dabei vergaß er freilich all ſeine bitteren Beſchwerden von ehedem über die unerträgliche einſchläfernde Öde und den dürftigen Erſatz, den einzelne Beſuche für den Umgang mit vertrauten Menſchen brächten. Der Wolfenbütteler Verkehr war nach wie vor nicht ſehr ergiebig. Sein Hausarzt kam dann und wann zu einer Schachpartie. Am nächſten ſtand immer der Droſt v. Döring, ein freiſinniger Mann und harmloſer Dichterling, deſſen Gemahlin ebenfalls kleine litterariſche Neigungen hatte. Durch Leſſing ſuchte ſie in Berlin den Schöpfer des vielbeſprochenen „Sebaldus Nothanker", Nicolai, kennen zu lernen; ihr zu Liebe fügte Leſſing aber auch gewichtigen Worten über den Zweck ſeines „Nathan" eine Blumenbeſtellung bei. Es waren warmherzige, anhängliche Menſchen, bei denen Malchen König dann in den Trauertagen ihre erſte Zuflucht fand. Mit Döring ließ ſich auch ein Wort über ſchriftſtelleriſche Angelegenheiten reden, nicht bloß wenn Göckingk durch den Droſt den berühmten Wolfenbütteler um Beiträge für Journal und Almanach drängte und einmal ſein Gewerb in Perſon anbrachte.

Gäſte mancher Art und Herkunft ſprachen, vor allem durch Leſſing angelockt, in Wolfenbüttel vor. Auch ein Franzoſe fehlt in dieſem Zuge nicht: ſchon 1773 war François Cacault, der künftige Dolmetſch der Hamburgiſchen Dramaturgie, nach einem langen italieniſchen Aufenthalt, mit Empfehlungen von Berlin und Halberſtadt ausgerüſtet, ein Vierteljahr hindurch faſt allabendlich von Leſſing, gewiß nicht nur mit deutſcher Philoſophie, bewirthet worden. Er hatte eben einiges aus Ramler überſetzt und war noch in manchen Vorurtheilen befangen; nun ſtach ihm Leſſing den Staar. Der „philoſophiſche Reiſende" zog von Leſſing weiter gen Bückeburg, um in Herder die Fülle deutſchen Originalgeiſtes zu ſchauen; er ſtammte aus demſelben Nantes, wo Herder vor ein paar Jahren dieſe Fülle ſeiner Intereſſen in einem unſchätzbaren Tagebuche geſtaut hatte. So ſchlangen damals die Bildungsreiſen und Beſuche Netze von Land zu Land, von Ort zu Ort, von Mann zu Mann. Im gleichen Jahre war der Holſte Schönborn, Gerſtenbergs Freund, durchgefahren auf dem Wege zu Goethe. Hatte

C. F. Cramer flüchtig die Göttinger Genies vertreten, so erfuhr im April 1777 der Theaterdichter Klinger als Repräsentant des rheinischen Kreises neben seinem Principal Seyler, wie leicht mit Lessing trotz allen Klüften des Geschmacks und Stils zu verkehren sei und daß auch der heftigste Kraftmann sich nicht gegen die Bekanntschaft dieses freien Menschen sperren solle. Natürlich führte manche Begegnung nicht über ein paar oberflächliche Worte hinaus, da Lessing keine Neigung hatte, für die Fremden geistreiche Redensarten bereit zu halten und seine Unruhe oft dazwischen sprang. So schreibt Zoëga (an Esmarch 10. Juli 79): „Herrn Lessing habe ich in Wolfenbüttel gesehn, oder wenn man will gesprochen, nämlich wo die Herren herkommen und wo sie hingehn, und schiavo. Er ist auch der einzige, dem ich diesmal qua Gelehrsamkeit die Cour gemacht habe, und soll auch der einzige bleiben. Es ist ein langweilig, unerträglich Ding, wenn man ohne Introduction mit so einem Manne zu reden hat." Dagegen fanden, wie F. H. Jacobi bezeugt, im Sommer 1780 zwischen Lessing und Marchese Luccheſini, dem Diplomaten des Fürstenbundes, den Goethe dann in Italien als vollendeten Weltmann kennen lernte, sogleich bedeutende philosophische Gespräche statt, deren Lessing lebhaft und unter Lobeserhebungen des „sehr hellen Kopfes" gedachte.

Seinen ersten Besuch wiederholte der artige, reich gebildete und litterarisch erfahrene Boie im Mai 1778, wo er Lessing „theologischen Ketzereien hingegeben" fand und Einblick in germanistische Vorarbeiten erhielt. Ihm hatte Eschenburg eine Abschrift jenes furchtbaren Briefes über den Tod des Lessingschen Söhnleins geschickt und der begehrliche Redacteur darauf hin seine Sehnsucht nach Beiträgen Lessings gezügelt, den er durch den doppelten Schlag in tiefen Schmerz versunken wußte. Für Boie war alles Meisterwerk, was von Lessing kam. Er that viel zur Verbreitung des „Nathan" und ließ es sich nicht anfechten, daß die seinem eigenen, der Beihilfe so werthen Unternehmen, dem Deutschen Museum, von Lessing versprochene Mitarbeit ganz ausblieb. Mit ihm fand H. P. Sturz gastliche Aufnahme für einige angeregte Tage, einer unserer saubersten Prosaiker, den Lessing seit langem schätzte und dessen in die Kopenhagener Katastrophe verwickeltes Schicksal er mit freundschaftlicher Theilnahme verfolgte. Sturz hatte auch England und Frankreich bereist, er konnte aus persönlicher Bekanntschaft von Dr. Johnson

und Garrick wie von Diderot und dem Pariser Theater erzählen, er war in Bernstorffs dänischem Kreise heimisch und mit Klopstock intim, ein kluger Mittler zwischen der älteren und der jüngeren Generation, voller Interessen bis zu kleinen altdeutschen Gedichten und neugefundenen Leibnizbriefen. In Fragen des „Laokoon" wie der „Dramaturgie" hatte er feinsinnig eingegriffen, immer mißtrauisch gegen das eigene Urtheil, wenn er sich mit Lessing uneins fand, und diesem gehuldigt auch in parodirten französischen Nachtischgesprächen, dem homme à talens que ce Le Singe — „Welcher Franzos vereinigt so viel gründliches Wissen mit so viel Genie als Lessing!" Schon ein Jahr später, 1779, sollte Deutschland Sturzens allzufrühen Tod beklagen. Eilends strich im Januar der unruhige Georg Forster durch Braunschweig; aber „ein Mann, der um die Welt gereiset ist" durfte eine schlechte Fahrt zum Wolfenbütteler Schmause nicht scheuen, nachdem geselliges Beisammensein an Eschenburgs Tisch ihn Lessingen empfohlen hatte. Von Jugendfreunden kam Gleim manchmal herbei oder schickte aus dem Weghaus ein Zettelchen, daß er wieder bei Angott in Braunschweig absteige. Der Brave war als freundlicher Onkel Malchens Liebling, und man neckte sie, wenn in ein Gespräch der Männer ihre angelegentliche Erkundigung nach Gleim naiv hineinplatzte, dessen flache Schwatzhaftigkeit reife Geister leicht ermüdete.

Gesprächig von Natur, hatte Lessing keineswegs die Neigung allein das Wort zu führen, so daß der berühmte Anatom vom Haag, Peter Camper, nach einem Besuche lustig über den verfluchten Kerl polterte, der immer des andern Rede in Fluß bringe, da man doch komme ihn selbst zu hören. Aber auch unberühmte Wanderer fanden Tisch und Bett und mehr bei dem Großen, dessen Güte und Geduld nicht geringer war als seine Streitlust und Hitze. Da erschien im Sommer 1779 ein halbverrückter cynischer Philosoph, der Deutschrusse Könemann, und wurde sammt seinem entsprechend struppigen Hund, einem Pendant zu Justs Pudel, monatelang von Lessing unterhalten, auch auf Besuch nach Braunschweig mitgenommen, ohne daß die Lächerlichkeiten, die unangenehmen Manieren und die tolle, in scheußlichem Deutsch geschriebene Metaphysik des armen Teufels seinen Wirth je störten. Er wußte sehr gut, daß der Livländer das Buch, zu dessen Vollendung er sich Unterschlupf erbeten, nie zuwege bringen würde, ohne jeden Schaden

für die Welt, und lächelte zu der auf seine Bemängelung der Sprache gegebenen Antwort, dies Gebrechen möge man ja einfach in der Vorrede zugestehen. Hatte Könemann sein Brot mit dem verhungerten Köter getheilt, so wollte Lessing seinen letzten Wecken mit dem Philosophen brechen. Dieser kündigte, als die Tage sich wieder längten, plötzlich seine Abreise an und zog nicht ohne ein Viaticum aus Lessings offenem Beutel von dannen. Der uns diese Episode, vielleicht mit einzelnen journalistischen Ausschmückungen, als Augenzeuge erzählt hat, ist der Jude Alexander Daveson, von dem wir nicht wissen, wie weit Charakterschwäche, wie weit widrige Zufälle sein Geschick in die Irre führten. Halb Kaufmann, halb Litterat, mannigfach gebildet, aber haltlos, ist er im Vagabundenleben verdorben, gestorben. 1779 that er in Braunschweig eine Kunsthandlung auf für Vasen und Medaillons, Gemmen und Terracotten, Londoner Abgüsse von Antiken, Kupferstiche, physikalische Instrumente, und sein Laden verführte, wie es scheint, den alten leichtlebigen Herzog zu unnützen Ausgaben. Als nach Karls Tode der Thronfolger und Sparmeister, schon länger über derlei verschwenderische Käufe und Schenkungen grollend, Cabinetjustiz übte und Daveson ins Gefängnis warf, da bemühte sich Lessing nicht bloß in Braunschweig für seinen Bekannten, der sich ihm gleich Madame Daveson manchmal gefällig erwies und bei dem er auch ein Spielchen nicht verschmähte, sondern bot dem seiner Haft entlassenen Nachbar längere Zeit ein Asyl, ohne Furcht, dadurch oben ein Ärgernis zu geben. Und als der Jude, von rechts und links bedreut, im December 1780 das widerspänstige Glück anderswo suchen wollte, schrieb Lessing eine schöne Empfehlung an Mendelssohn: „Der Reisende, den Sie mir vor einiger Zeit zuschickten, war ein neugieriger Reisende. Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, ist ein emigrirender. Diese Klasse von Reisenden findet sich unter Yoricks Klassen nun zwar nicht; und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, die hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klasse gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wol immer fehlen lassen. Eigentlich heißt er Alexander Daveson, dieser Emigrant; und daß ihm unsre Leute auf Verhetzung der Ihrigen häßlich mitgespielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von

und Garrick wie von Diderot und dem Pariſer Theater erzählen, er war in Bernſtorffs däniſchem Kreiſe heimiſch und mit Klopſtock intim, ein kluger Mittler zwiſchen der älteren und der jüngeren Generation, voller Intereſſen bis zu kleinen altdeutſchen Gedichten und neugefundenen Leibnizbriefen. In Fragen des „Laokoon" wie der „Dramaturgie" hatte er feinſinnig eingegriffen, immer mißtrauiſch gegen das eigene Urtheil, wenn er ſich mit Leſſing uneins fand, und dieſem gehuldigt auch in parodirten franzöſiſchen Nachtiſchgeſprächen, dem homme à talens que ce Le Singe — „Welcher Franzos vereinigt ſo viel gründliches Wiſſen mit ſo viel Genie als Leſſing!" Schon ein Jahr ſpäter, 1779, ſollte Deutſchland Sturzens allzufrühen Tod beklagen. Eilends ſtrich im Januar der unruhige Georg Forſter durch Braunſchweig; aber „ein Mann, der um die Welt gereiſet iſt" durfte eine ſchlechte Fahrt zum Wolfenbütteler Schmauſe nicht ſcheuen, nachdem geſelliges Beiſammenſein an Eſchenburgs Tiſch ihn Leſſingen empfohlen hatte. Von Jugendfreunden kam Gleim manchmal herbei oder ſchickte aus dem Weghaus ein Zettelchen, daß er wieder bei Angott in Braunſchweig abſteige. Der Brave war als freundlicher Onkel Malchens Liebling, und man neckte ſie, wenn in ein Geſpräch der Männer ihre angelegentliche Erkundigung nach Gleim naiv hineinplatzte, deſſen flache Schwatzhaftigkeit reife Geiſter leicht ermüdete.

Geſprächig von Natur, hatte Leſſing keineswegs die Neigung allein das Wort zu führen, ſo daß der berühmte Anatom vom Haag, Peter Camper, nach einem Beſuche luſtig über den verfluchten Kerl polterte, der immer des andern Rede in Fluß bringe, da man doch komme ihn ſelbſt zu hören. Aber auch unberühmte Wanderer fanden Tiſch und Bett und mehr bei dem Großen, deſſen Güte und Geduld nicht geringer war als ſeine Streitluſt und Hitze. Da erſchien im Sommer 1779 ein halbverrückter cyniſcher Philoſoph, der Deutſchruſſe Könemann, und wurde ſammt ſeinem entſprechend ſtruppigen Hund, einem Pendant zu Juſts Pudel, monatelang von Leſſing unterhalten, auch auf Beſuch nach Braunſchweig mitgenommen, ohne daß die Lächerlichkeiten, die unangenehmen Manieren und die tolle, in ſcheußlichem Deutſch geſchriebene Metaphyſik des armen Teufels ſeinen Wirth je ſtörten. Er wußte ſehr gut, daß der Livländer das Buch, zu deſſen Vollendung er ſich Unterſchlupf erbeten, nie zuwege bringen würde, ohne jeden Schaden

für die Welt, und lächelte zu der auf seine Bemängelung der Sprache gegebenen Antwort, dies Gebrechen möge man ja einfach in der Vorrede zugestehen. Hatte Könemann sein Brot mit dem verhungerten Köter getheilt, so wollte Lessing seinen letzten Wecken mit dem Philosophen brechen. Dieser kündigte, als die Tage sich wieder längten, plötzlich seine Abreise an und zog nicht ohne ein Viaticum aus Lessings offenem Beutel von dannen. Der uns diese Episode, vielleicht mit einzelnen journalistischen Ausschmückungen, als Augenzeuge erzählt hat, ist der Jude Alexander Daveson, von dem wir nicht wissen, wie weit Charakterschwäche, wie weit widrige Zufälle sein Geschick in die Irre führten. Halb Kaufmann, halb Litterat, mannigfach gebildet, aber haltlos, ist er im Vagabundenleben verdorben, gestorben. 1779 that er in Braunschweig eine Kunsthandlung auf für Vasen und Medaillons, Gemmen und Terracotten, Londoner Abgüsse von Antiken, Kupferstiche, physikalische Instrumente, und sein Laden verführte, wie es scheint, den alten leichtlebigen Herzog zu unnützen Ausgaben. Als nach Karls Tode der Thronfolger und Sparmeister, schon länger über derlei verschwenderische Käufe und Schenkungen grollend, Cabinetjustiz übte und Daveson ins Gefängnis warf, da bemühte sich Lessing nicht bloß in Braunschweig für seinen Bekannten, der sich ihm gleich Madame Daveson manchmal gefällig erwies und bei dem er auch ein Spielchen nicht verschmähte, sondern bot dem seiner Haft entlassenen Nachbar längere Zeit ein Asyl, ohne Furcht, dadurch oben ein Ärgernis zu geben. Und als der Jude, von rechts und links bedreut, im December 1780 das widerspänstige Glück anderswo suchen wollte, schrieb Lessing eine schöne Empfehlung an Mendelssohn: „Der Reisende, den Sie mir vor einiger Zeit zuschickten, war ein neugieriger Reisende. Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, ist ein emigrirender. Diese Klasse von Reisenden findet sich unter Yoricks Klassen nun zwar nicht; und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, die hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klasse gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wol immer fehlen lassen. Eigentlich heißt er Alexander Daveson, dieser Emigrant; und daß ihm unsre Leute auf Verhetzung der Ihrigen häßlich mitgespielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von

Ihnen nichts, lieber Moſes, als daß Sie ihm den kürzeſten ſicherſten Weg nach dem europäiſchen Lande vorſchlagen, wo es weder Chriſten noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber ſobald er glücklich da angelangt iſt, bin ich der erſte, der ihm folgt". Daveſon verließ Braunſchweig bei Leſſings Lebzeiten nicht. Seine Treue ſteht außer Zweifel, und dieſer Umgang ehrt Leſſings Herz, mag auch Gleim dem Hauſe Davidſohn einen ungünſtigen Einfluß auf Malchens Ton und Kleidung nachſagen und das weitere Leben des unſteten Schlemihl recht zweideutig erſcheinen. Auch in England war ſeines Bleibens nicht. Nach der Rückkehr wurde er in Schröders Theater grauſam ausgepfiffen, als er in einem „attiſchen Declamatorium" die Bühnen- und Parlamentsberedſamkeit Londons den Hamburgern zu Gehör bringen wollte. Unter fremden Namen, Lindemann, Lang, meiſt Karl Julius Lange, ſchrieb er in Bayreuth die Reichs- und Staatszeitung, redigirte aus Franken verjagt in Altona ein neues Journal, und Nicolai beobachtete 1803 ſeine Spur im Kotzebue-Merkelſchen „Freymüthigen", wo „Profeſſor Lange" alles mögliche zum beſten gab, über Nationalökonomie und deutſchen Purismus, eine Art Novelle, Anekdoten, etliche friſch erzählte Leſſingiana. Die Noth ſcheint den unſeligen kleinen Publiciſten ins franzöſiſche Lager getrieben zu haben. Er hatte weder Glück noch Stern ſchon in jüngeren Jahren, und Leſſing als guter und getreuer Nachbar fragte nicht peinlich nach dem Verdienſt, wo er helfen konnte.

Über alle Entbehrungen ſiegte immer wieder das vollſte Bekenntnis ſeiner geſelligen Humanität, das im 88. Stücke der „Dramaturgie" prangt; er konnte nicht glauben, daß ſo ein Diderotſcher Held dreißig Jahr durch die Welt geirrt ſei, ohne die Zärtlichkeit eines Menſchen empfunden, ohne irgend jemand angetroffen zu haben, der die ſeinige geſucht hätte: „Wolle der Himmel nicht, daß ich mir je das menſchliche Geſchlecht anders vorſtelle! Lieber wünſchte ich ſonſt, ein Bär geboren zu ſein, als ein Menſch. Nein, kein Menſch kann unter Menſchen ſo lange verlaſſen ſein! Man ſchleidere ihn hin, wohin man will: wenn er noch unter Menſchen fällt, ſo fällt er unter Weſen, die, ehe er ſich umgeſehen, wo er iſt, auf allen Seiten bereit ſtehen, ſich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, ſo ſind es geringe! Sind es nicht glückliche, ſo ſind es unglückliche Menſchen! Menſchen ſind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Waſſers berühren

darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu verfließen: Das Waſſer heiße, wie es will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ocean".

Auf das Weltmeer werden wir freilich nicht hinausgeführt, ſondern zunächſt übers Weghaus, das beliebte Stelldichein, nach Braunſchweig. Oben, nicht allzu häufig, empfing ihn der Hof des Herzogs, der Herzogin-Mutter, in Vechelde war er Ferdinands Gaſt — unten machte ein wackerer Buchhandlungsfactor ſeinem wertheſten Herrn Leſſing das Compliment, die Frau Factorin Flörke habe ihn ſo lieb, daß ſie ihm wol gar einen von ihren Jungen zukommen ließe.

Leſſing hatte, wie bekannt, ein Abſteigequartier in dem Gaſthof des Weinhändlers Angott am Ägidienmarkte gemietet, wo er, zur Bequemlichkeit ſeines Bedienten daheim, ſich mit einem Lohndiener behalf und auch bei dieſer guten Seele ſehr in Gunſt ſtand. Braunſchweig erfreute ſich einer regen Geſelligkeit. Eifrig theilnehmend vergaß hier Leiſewitz, erſt 1778 als Landſchaftsſecretär beſtallt, ſeiner Hypochondrie und würzte einen ſehr langen Brautſtand durch freundſchaftliche Genüſſe, deren heitre und ernſte Zwiſchenfälle der genaue Mann, auch zum Frommen der Leſſingforſchung, im Tagebuch verzeichnete. Der Hauptverſammlungsort war Rönckendorffs Weinkeller in der Breitenſtraße. In dieſer 1778 eröffneten „großen auberge unter dem Namen Hôtel d'Angleterre" ließ ſich erſt ein freier Verein nieder, um vom Herbſt 1780 an als Großer Club mit feſten Satzungen faſt alle namhaften Männer der Stadt und einige Nachbarn zu umfaſſen, Hofherren, Officiere, Beamte, Kaufleute, Gelehrte, unter dem Vorſitz des lebensfrohen Herrn von Kuntzſch. Auch Hardenberg, der ſpätere Staatskanzler Preußens, auch Jeruſalem ſchloß ſich nicht aus. Da wurde bei einem guten Tropfen die Karte gerührt oder ein buntes Geplauder getrieben von Politik, Religion, Litteratur; manchmal ging es recht ausgelaſſen zu, ſo daß Hardenberg meinte: die Heiden toben gewaltig, und dann ſaß Leſſing mit am luſtigen Ende, ein trockenes Witzwort in die Tafelrunde werfend, wie daß der prunkhafte Dichter des „Renommiſten", Zachariä, doch kein Z auf ſeine Kutſche malen ſolle, denn man werde ſagen, es ſei nichts dahinter. Leſſing traf im Club auch die Freunde, deren häusliche Gaſtlichkeit er gern annahm. Schmid, den alten braven Anakreon und Büchermann, der launig beſcheiden Leſſings Falkenauge

und sein eigenes Maulwurfsgesicht verglich; Eschenburg, mit dem nicht bloß ältere deutsche Dichter und Shakespeare ein allzeit ergiebiges Thema waren; Ebert, der unentwegt die Liebe zu Lessing mit der Vergötterung Klopstocks und Stolbergs paarte und die Begeisterung für Wieland obendrein gab, zumal für den auch von Lessing bewunderten „Oberon", den leichten, melodischen Fluß, tanzend in der Kette des Reims, und „seiner Prosa süßen Klang, harmonisch fest wie sein Gesang". Dann stimmte selbst Leisewitz, obwol ihm vom Göttinger Bund her wenigstens eine dämpfende Kühle gegen Wieland geblieben war, bei im Preise dieser Wellenlinie des Stils, dieses herrlichen Meisterstücks, dessen Anregungen aus der englischen Poesie er sofort gewahrte und dessen Mühelosigkeit er beneiden mochte, denn ihm selbst gedieh nichts: all seine historischen, litterargeschichtlichen, satirischen, dramatischen Plane stockten. Kaum daß er einen Aufsatz über Wechsel zu Papier brachte und mit Lessing durchsprach; beide hatten Erfahrungen auf diesem Gebiete. Als der Karlsruher Allerweltsmann und Vielschreiber Ring im Spätsommer 1780 in Braunschweig von Thür zu Thür lief, um das Handwerk zu grüßen, notirte er sich neben Leisewitzens Verzicht auf weitere Schriftstellerei: „Lessing munter, witzig, macht sich nichts aus dem Ruhm und vielem Geschrei, zweifelt ob er wieder was herausgeben werde". In Gesellschaften, wo Musik gemacht wurde, traten wol Lessing und Leisewitz „in der gehörigen Entfernung" zu einem Privatgespräch zusammen. Bei diesen Braunschweigern fanden die neuen Propheten keine Gnade, man ging mit Lavater ins Gericht, auch die Physiognomik, das spielende Lieblingskind des genialen Individualismus, war nicht nach Lessings Sinn. Ein ander Mal stritten Lessing, Leisewitz, Schmid, Kuntzsch über die Liebe: „Wir waren", so meldet das Tagebuch, „ungemein aufgeräumt, raboliren, lachten, philosophirten, seladisirten und verbanden die beiden letzten Dinge in einem Discours über die Liebe. Ich behauptete, alles bei der eigentlichen Liebe laufe auf physische Bedürfnisse heraus, Lessing war anderer Meinung"; auch dies ein Zeugnis, daß es ihm nicht so gar Ernst um jene paradoxen Trümpfe gegen Werthers Liebespein gewesen war. Wie seine humane Neigung, keinen Menschen so behandelt zu sehen, daß auch nicht ein gutes Haar an ihm bleibe, sondern bei jedem etwas Liebenswürdiges, Nachahmungswerthes zu suchen, den Tagesklatsch läuterte, zeigt ein von Davison überliefertes

Geschichtchen: in Braunschweig hatte sich ein ausschweifender Stallmeister erschossen und zärtliche Abschiedsworte an ein Freudenmädchen hinterlassen; man verwünschte ihn darum und schalt über die feile Dirne; Lessing aber wollte den Brief als ehrenden Beweis einer aufrichtigen Anhänglichkeit würdigen und fragte die Tugendkrittler, ob sie denn wüßten, was dies Mädchen, aus Noth eine Dirne für Fremde, mit ihrer Liebe dem Stallmeister gewesen sei?

Gelegentlich stieg man tiefer in der geselligen Lust. So hatten die Genossen, unter ihnen Graf Marschall, 1778 in einem elenden Bauernkrug bei Bier und Taback sich ein erbärmliches Puppenspiel gefallen lassen, wo Prinz Castilio von Castilien seine Prinzeß vom Drachen befreite und Hanswurst alles mit geistreichen und lieblichen Reden durchwirkte. —

Neben dem persönlichen Verkehr lief oder schlich der briefliche. Bruder Karl machte übereifrig den Berliner Berichterstatter, viel seltener ließ sich Theophilus hören, dem Lessing nicht einmal Evas Tod gemeldet hatte. Der Justitiarius Gottlob erfuhr diesen Trauerfall erst nach einem vollen Jahr und schrieb einen entsetzlich philiströsen Beileidsbrief, während die einsame Schwester in ihren ewigen Nöthen dem Bruder ohne jedes Zartgefühl vorhielt, er könne ja leicht helfen, da er weder Weib noch Kind, sondern nur seine Person zu versorgen habe. Alte Fäden wurden fortgesponnen mit Gleim, mit Ramler, dem Gehilfen beim „Nathan", mit Moses. Wol war sich Lessing bewußt, daß dem Treuen gar vieles in seiner Theologie fremd sein müsse und die Mittheilung aller neuen Gedanken ihren Bund schwerlich fester schlingen werde; aber ein Lob Mendelssohns sättigte ihn doch, er „kaute und nutschte" an so einem Briefchen und hegte die „Zurückerinnerung an unsere bessern Tage", wie jeder alternde Mann gern in Jugendfreundschaften eintaucht und den Gefährten seiner frischen Wanderjahre die Hand drückt, wär's auch nur um sich am schwachen Abglanz eines lang entschwundenen Morgenroths zu trösten. Gegen Nicolai freilich wurde er immer einsilbiger und kühler. Die Theologie, von andern Hindernissen abgesehen, machte auch da ein Loch, ja Lessing stellte dem Verleger der Allgemeinen deutschen Bibliothek schroff die Frage, ob er die Partei seiner geistlichen Kämpen nehme, die den Fragmentenstreit anfangs todtschwiegen, bis er mit größerem Ärger sah, „wie armselig die

Blindſchleiche (Lüdke) daher gerutſcht" kam. Es iſt ein Vorklang der Xenien und der romantiſchen Treibjagd, wenn Herder es nun freundſchaftlich als eine nachwirkende Schuld Leſſings hinſtellte, daß er ſich einſt in den „Litteraturbriefen" habe die Schuhe von Nicolai nachtragen und verſchleißen laſſen. Er ſelbſt war der großen Berliner Recenſirmaſchine unmuthig entronnen. Leſſing verläugnete den alten Cumpan oder vertheidigte ihn drollig: Nicolai kümmere ſich im Grunde viel mehr um einen guten Braten und eine lächerliche Schnurre als um Kunſt und Wiſſenſchaft — und wenn ihr ihn nicht leiden mögt, warum ſchafft ihr ihn nicht bei Seite? Eben focht Nicolai auch mit Wieland einen unerfreulichen Strauß aus.

Leſſing ſtand jetzt weit näher zu Weimar als zu Berlin. Es waren die zehn Weimariſchen Jahre, wo das Geſtirn Herders und Goethes neben dem für unſer Auge mehr als billig verdunkelten, der damaligen deutſchen Welt heller ſtrahlenden Lichte Wielands emporſtieg. Wieland, einſt ſo böſe wegen der gegen Zürich gerichteten „Rache" der Litteraturbriefe, dann ſo gelehrig und auch für den Beiſtand des Dramaturgen ſo dankbar, hatte dem „großen Mann" einen überſtrömenden Huldigungsbrief geſandt; Leſſing mit ungewöhnlicher Wärme geantwortet, er achte dieſen Verehrer unendlich hoch, zur vertrauten Freundſchaft fehle ihnen nur der perſönliche Umgang. Sie ſahen einander nicht, und auch Goethe konnte nicht mehr nachholen, was ſein knabenhafter Eigenſinn einſt in Leipzig verſäumt hatte. Er ſchätzte „Nathan", wie er brieflich den Schöpfer nach dem Geſchöpf nennt, auch als Kämpfer mit wachſender Theilnahme, bis er im Alter allen obſcuren Mißwilligen den kräftigen Spruch zurief:

Sie haben Leſſing das Leben verbittert,
Mir ſollen ſie's nicht.

Als Leiſewitz, um trügeriſche Hoffnungen zu verfolgen, im Sommer 1780 Thüringen bereiſte, fragte ihn alle Welt nach ſeinem großen Freund: Anna Amalia, die Braunſchweigerin, die von Leſſing einmal durch die Rotunde geleitet worden war, ihr Wieland, die gebildeten Männer und Frauen des Muſenhofes; nur in Gotha, wo „Emilia Galotti" Anſtoß erregt hatte, fand ein begeiſterter Nathanfreund wie Prinz Auguſt doch, daß dieſer deutſche Zeitungsſchreiber gar zu un-

säuberlich mit den lieben Franzosen fahre. Gewiß erzählte der Heimgekehrte auch von Goethe, der ein Gespräch über Voltaires Aufklärungsarbeit „mit der größten Achtung" zum Verfasser der Anti-Goeze und des Nathan fortleitete und den Deutschen ihre Unfähigkeit, Laune zu empfinden, auch im Hinblick auf Lessing vorwarf.

Leisewitzens Niederschriften über reiche Stunden bei Herder melden gleichfalls, daß „besonders von Lessing" die Rede war. Es sind auch der äußeren Zeugnisse übergenug vorhanden, wie warm Herder im Privatkreise seine Liebe und Theilnahme kundgab, mochte er später seinem treuen Georg Müller den Nathan erläutern und „unverbesserlich fein" recitiren oder die Bitterkeit in theologischen Händeln aus Lessings Jugenderfahrungen begründen und zusammenfassend „dem ehrlichen, biedern, kalten Deutschen" huldigen. In den „Volksliedern" fand Lessing seinen Namen mit Ehren genannt, ein Exemplar der „Plastik", die er im theologischen Wirrwarr leider bei Seite schieben mußte und nicht beurtheilte, empfing er mit der Widmung „Dem Verf. Laokoons vom Verf.", und Grüße inniger Gemeinschaft wurden zwischen den beiden Humanen gewechselt: „Es ist niemand in Deutschland, der Sie mehr hochschätze und theurer halte als ich" schreibt Herder — „Da ich Sie so von Herzen hochschätze" bekennt Lessing und fragt sich, wenn er etwas Neues in die Welt schickt, sogleich: „Was wird Herder dazu sagen?" Der letzte Brief an Lessing, von dem wir wissen, kam aus Weimar, ein herzlicher, unerfüllbarer Wunsch: „Leben Sie wol, lieber Lessing, und werden ja bald und völlig gesund."

Herders Erinnerung verweilte gern und andächtig bei dem kurzen Zusammensein in Hamburg. Dort wußte Lessing die Treusten der Getreuen als „Brüder" und „Schwestern" zu einer Gemeinde in seinem Namen vereinigt, voran Elise, und nur in einer dunklen Stunde, da körperliche und seelische Leiden ihn übermannten, konnte er einmal bitterlich klagen, selbst die, um deren Hand er nicht vergebens geworben haben würde, verlasse ihn jetzt, nur im ersten Ärger die Nachlässigkeit eines jungen Reimarus, der auf der Durchreise in Wolfenbüttel den Vertrauten des Hauses, den Pfleger der „Fragmente" überging, als ein Erkalten der Familienfreundschaft beargwöhnen. Vor den Hamburgern schüttete er sein Herz aus, wenn es springen wollte, wie im Kriegsjahre 1778 (9. August): „Ich bin mir hier ganz allein überlassen.

Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von neuen Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte" — pecuniären Eigennutzes — „nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen als andere Menschen. Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt. — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage . . . Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. — Gnug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!" Und die kluge, warmherzige Freundin, die sonst ruhig zum Guten sprach, empfand es tief, daß einer so empörten und in sich zurückgepreßten Gemüthserregung nicht immer gelassener Rathschlag, sondern bisweilen auch eine heftigere Sympathie fromme; deshalb wallte, als sie 1780 durch die Regensburger Ränke Lessings ganze Existenz gefährdet sah, ihre Theilnahme leidenschaftlich über: „Um Gotteswillen, was für eine Nachricht! Und an dem allen sind wir — — der Gedanke verfolgt mich wie Todschlag. Verfluchen möchte man jeden Schritt, der zur Aufklärung der Wahrheit für diese Welt geschieht! — Es soll ja finster drin bleiben." Jeder Brief, jede Nachricht fand bei ihr einen wolthuenden Widerhall, und die beständige Umfrage in der Gemeinde, ob denn niemand etwas von Lessing gehört habe, erquickte seine einsamen Stunden.

Als der Goezekrieg alle Hamburger in Athem hielt, erschien er, nicht bloß um Geldgeschäfte der Stiefkinder abzuwickeln, als Anti-Goeze in Person. Elise staunte über seine Aufnahme, denn selbst wer ihn seit der Herausgabe des letzten Fragments wie die Erbsünde zu hassen schien, empfing ihn nun als alten Freund; er hätte dem Hauptpastor keinen ärgern Streich spielen können. Der Nöthigen Antwort erste Folge brachte er außer den Freimaurergesprächen als geheimes Gastgeschenk mit, wohnte aber vorsichtshalber nicht bei den Kindern des großen Ungenannten und wollte seine Besuche mehr nach Klugheit als nach Neigung einrichten. Am 12. September 1778 war er mit Malchen

eingetroffen, auf vierzehn Tage, die sich aber in Folge einer Erkrankung der Tochter bis zum 18. October ausdehnten; auch mag die Eile, das liebe Hamburg mit Wolfenbüttel zu vertauschen, nicht groß gewesen sein. Am vertrauten Theetisch, der noch in der französischen Revolution und später eine bedeutsame Tafelrunde vereinigte und wo der Schwabe Reinhard Stinchen Reimarus zur Braut gewann, verstand man auch Lessings „Grillen" und „Galle". Da wurde vom Nathanentwurf gesprochen und von der verhaßten Censur, von der orthographischen Influenza und dem für gemeine Geister unerschwinglichen Sinn neuer Klopstockverse, von Basedows Pädagogik und Gibbon's Geschichtswerk, stets in der klaren, geraden Weise, die hier daheim war. Elise berichtete über die empfindsamen Aufklärungskämpfe Hennings' und wollte gern eine ungleiche Allianz zwischen dem älteren und dem jungen Freunde schürzen. Daß von Goeze fleißig die Rede war, versteht sich von selbst. Ebendamals sollte dem sel. Alberti ein ländliches Denkmal gesetzt werden; Ebert dichtete die Inschrift auf den Unvergeßlichen, dem kein Ketzermacher das Himmelreich rauben könne.

Zu alten Genossen wie Claudius traten rasch gewonnene neue Freunde wie Joachim Heinrich Campe. Der hatte die Dessauer Philanthropinirrungen hinter sich und führte, auch von Schuback brav gefördert, nun ein stilleres und behaglicheres Pädagogenleben, das Häuflein der 1779 im „Robinson" verewigten Knaben unterrichtend und einer Schriftstellerei für Kinder hingegeben, die trotz mancher üblen Mischung von Erzählung und zopfiger Katechisation vielen tausend Kleinen zum Segen ward, obwol Goeze auf der Kanzel dagegen wetterte, daß Campe die liebe Jugend verderbe und in die freie Natur hinaus spazieren führe statt nach St. Katharinen. Der „Robinson" wurde Fritzchen König als Geschenk des Verfassers nicht vorenthalten. Ein Opfer liberaler Theologenbildung im Sinne der Teller und Semler, war Campe rasch mit den Reimarern gut Freund geworden, den „guten, köstlichen Menschen, die einen Misanthropen mit dem Menschengeschlechte aussöhnen könnten", und stimmte innerlich zur Gemeinde auch durch seine alte Verehrung für Lessing. War diese Bewunderung schon bei Lessings Berufung nach Braunschweig in überschwängliche, recht geschmacklose Verse ausgeflossen, so pries er fortan verständig „Nathan", „Ernst und Falk", die „Erziehung". Als er eben dabei war sein

Schriftchen über die letztgenannte Spende abzuschließen und so an dem Baum voller Geistesfrüchte zu schütteln, ereilte ihn die Nachricht, Lessing sei nicht mehr: „Wer ihn als Dichter gefühlt und als Denker gefaßt hat, wird seinen Verlust beklagen. Beredter mag es mancher, aber inniger wird es so leicht niemand thun, als ich, der ich seit zwanzig Jahren in dem Gange seines Geistes jeder Spur mit Ängstlichkeit gefolgt bin, und die Bildung des meinigen dieser Nachwanderung danke. Dies Geständnis sei mein Kranz um seine Urne." Er widmete dem Todten nicht bloß eine schlichte Nänie, sondern sorgte als Braunschweigischer Schulrath für die würdige Herstellung und Erhaltung des Grabes. Die „furchtbare Waschfrau" der Xenien, in denen ja auch Hennings arg gezaust wird, war in der Lessingzeit noch nicht zur großen Säuberung der Teutsprache, welche seine lexikographischen Verdienste beeinträchtigt, vorgeschritten und in Briefen selbst auf bequemen Fremdwörtern zu ertappen. Er gab sich durchweg als ein wackerer Mensch, der lieber mit Profanen Gutes thun als mit aufgeblasenen Logenherren über die Rechtstitel eines Dürftigen streiten wollte. Lessing erörterte gern mit ihm mündlich oder schriftlich die gemeinsamen Interessen der Theologie und Freimaurergeschichte, zollte den älteren Philosophischen Gesprächen Lob und Kritik, und, schläfrig im Kreise von Schöngeistern, war er lebhaft und aufgeknöpft gegenüber dem „festen, unschwärmerischen Mann", harmlos neckisch gegen Frau Lotte. Wie er ihre kleinen Anfälle von Herrnhuterei bespöttelte, zur selben Zeit, da er mit dem Gatten ernst die Unsterblichkeitsfrage erwog, hat uns Elise hübsch erzählt: als die Campe ein Auferstehungsfest auf dem Barbyer Kirchhof schilderte, wie da die Namen der verstorbenen Brüder und Schwestern feierlich aufgerufen worden seien, fiel Lessing trocken ein: „und sie antworteten eins nach dem andern: hier" — ein reimarisches Gelächter machte der Andacht der Stillen im Lande den Garaus.

Mit Campe ging's auch nach Wandsbeck hinüber zu Claudius und Voß, eben als das idyllische Hausen der beiden aus weichem und aus hartem Holze geschnitzten Männer sein Ende fand, und weil der bescheidene Hausrath schon für das Land Hadeln verfrachtet war, saß man fröhlich auf Kisten beisammen. Der Dolmetsch Homers, begeistert für die „ganze Lessingheit", die Goezen gepackt und zermalmt habe, schaute nun ohne Beklemmung in die „Tigeraugen" und folgte trotz

aller häuslichen Bedrängnis gern der Einladung nach Hamburg. Ein luſtiger Streit, wie die zwei Wandsbecker hommes de lettres, um nicht gegen alle Höflichkeit die Ehrenplätze einzunehmen, ſich den Mietern der Kutſche auf den Schoß ſetzten und in dieſer Gruppirung lachend abfuhren, blieb Frau Erneſtinen in Erinnerung. Aber noch ein ander Bild hielt ſie feſt und hat es uns in ihrer ſchlichten, reinen Art überliefert: Leſſing wurde einmal bei Büſchs mitten im lebendigſten Geſpräche, das aller Aufmerkſamkeit auf ihn heftete, vom Schlaf übermannt und nach Malchens Bitte, man möge ihn nicht durch rückſichtvolles Schweigen verſtimmen, ſich ſelbſt überlaſſen: „Er hatte den Kopf auf den Tiſch gelegt; als er erwachte, war er verlegen, ſeine ſchönen hellen Augen hatten allen Glanz verloren, und er redete wehmüthig mit Klopſtock über dieſe Schwäche, von der er durch die Reiſe Heilung gehofft hatte". Auch was Stolbergs „Jamben" von dem Beſuch eines jungen Dichterlings erzählen, deſſen Elegie Leſſing, aus dem Schlaf auffahrend, durch ein höfliches Gelächter unterbrach, weil er ſchon während der vorausgegangenen Recitation eines Scherzgedichtes eingenickt war, kann wol auf einem damaligen Vorfall beruhen.

Neidiſch mochte Leſſing den reiſigen, wetterharten Klopſtock anſchauen, ſo wenig ihm auch die jüngſt beſorgte und nun jahrelang fortgeſetzte Vergötterung des Sängers und des Menſchen durch Cramers weihrauchduftige, dithyrambiſche Bände „Tellow an Eliſa" und „Klopſtock. Er und über ihn", die das Neueſte aus Plundersweilern ſo köſtlich verhöhnt, behagen konnte. „Er", im Vollgefühl ſeiner Dichterwürde und erhöhten Menſchheit, nahm dieſe Abdrücke, Notenſchwärme und Denkwürdigkeiten hin wie der Gott ein frommes Opfer. Klopſtock achtete nach wie vor Leſſingen mit einer gewiſſen Scheu. Auch der unreife Thyrſosſchwinger wahrte einen gezwungenen Reſpect, obwol die alte Kritik gegen Vater Cramers „Nordiſchen Aufſeher" unvergeſſen war: Racheſchwüre trafen Nicolai, den „Erb- und Erzfeind meines Hauſes", und ſeinen Samen, Leſſing jedoch erſchien als der Löwe, der einmal mit dem Eſel jagte. Klopſtocks Cirkel nahm Leſſing ſchon deshalb für keinen rechten Dichter, weil er nicht einzig und allein Poet war und die Wiſſenſchaften nicht bloß als gelegentlichen Sport betrieb. „Seit Leſſing", ſo hatte Tellow-Cramer zwei Jahre vor dem Nathan öffentlich erklärt, „als Bibliothekar die Wolfenbüttler Selten-

heiten durchkramt, bleibt er immer der Ersten einer in seinem Fache. Aber seitdem er keine Emilien mehr macht, hat er aufgehört Deutschlands Shakespeare zu sein. O daß der Brutus so eingeschlummert ist." —

Erfrischt kehrte Lessing im October 1778 nach Wolfenbüttel zurück, seine krankhafte Schlafsucht schien überwunden, neue Kraft durchdrang nun den „Nathan". Einiger Gäste, die ihn während der theologischen Nachwehen aufsuchten, wurde bereits gedacht, nach seiner innern Bedeutung schon gewürdigt der Eintritt Friedrich Heinrich Jacobis am 5. Juli 1780. Er kam mit seiner Halbschwester Helene und gefiel auch den Braunschweigern sehr, sowie er bald darauf in Hamburg, wo er mit der „vortrefflichen Familie des alten tiefverdammten Reimarus" enge Freundschaft schloß, und in Wandsbeck den besten Eindruck machte. Das Seltsame hatte sich begeben: ein Nachzügler des „Werther" fand, von Goethe unfreundschaftlich genug ausgehöhnt, Gnade, Wolgefallen, Ermunterung bei Lessing, und freudig beschämt empfing Jacobi den „Nathan" als Gegengabe auf sein „grillenhaftes Ding", den „Woldemar". Die Art, wie er Lessings Begleitzeilen als einen freundschaftlichen Händedruck mit überwallenden Schwüren und Herzensergüssen an den „König unter den Geistern" beantwortete, war echt, ohne jede Mache, denn in dem weichen Wesen des Gefühlsphilosophen lag, selten nur durch jene Hartnäckigkeit, die des Schwachen Stärke ist, beirrt, ein tiefes Bedürfnis zu verehren. Er hatte den Jugendfreund in Weimar verloren, nun durfte er Lessing umarmen und traf ihn über alles Hoffen erschließend und theilnehmend. So war es auch natürlich, daß Jacobi halbe Worte Lessings über Goethe und Wieland ganz in dem Sinne nahm, den seine damalige Verstimmung suchte: Wieland sei leichtfertig, weil er eine preisende Epistel auf den zauberischen Ankömmling Wolfgang gedichtet; sein planloser Oberon habe nur Detailschönheiten; Goethe werde, wenn er je zu Verstand komme, nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Mensch werden . . . Gewiß konnte Lessing weder das Frankfurter Genie noch den Weimarischen Dichter-Staatsmann recht verstehen — aber hielt er den für toll oder für mittelmäßig, dessen „Prometheus" ihn sowol auf Aischylos als auf Spinoza zu reden brachte und dem Hauptthema eines folgenschweren Verkehrs Schwung gab? Die Absicht mit Jacobi nordwärts zu reisen wurde,

nachdem schon früher ein Plan auf Berlin sich zerschlagen hatte, nicht ausgeführt; doch Jacobi holte rasch seine Söhne aus Claudius' Schule der unverfälschten Natur ab und sprach wieder bei Lessing vor, der dies Jahr auch den Bruder Johann Georg schon einmal in Wolfenbüttel beherbergt hatte und ihm im December eine neue launige Einladung zum Wohnen sandte — aber die nächste Unterkunft des empfindsamen Reisenden im Braunschweigischen war Lessings Sterbezimmer, wo er anakreontisch trauerte. Friedrich Heinrich gewann auch Leisewitz, doch widmete er, was Lessing ihm an Enthusiasmus übrig ließ, vor allem dem Abt Jerusalem, den er in einem Brief an Heinse als Urbild der Würde und Heiterkeit schildert. Bei Jerusalem sollte er den letzten Abend nach dem Theater mit Lessing speisen; Lessing, aller Theologie müde, schützte Kopfschmerzen vor und blieb weg, obgleich der liebenswürdige Greis über den Retter seines Sohnes verbindlich gesagt hatte: er ist wol in den Bann gethan, aber man kann doch mit ihm essen. Am 1. August ging's zu Gleim nach Halberstadt; Lessing, Jacobi, Lene, die zwei Knaben, deren einer schon erstaunlich Shakespearefest war. Dumpfe Schwermuth und beschwingte Mittheilsamkeit wechselten bei Lessing während der Fahrt. „Sein Gesicht wurde entsetzlich", erzählt Jacobi aus diesen Tagen; ein krampfhafter Widerstreit gegen innere Leiden verzerrte die Züge, keineswegs, wie Jacobi wähnte, das Gefühl der Ohnmacht im Disput oder Gram über religiösen Zwiespalt mit der todten Eva, seiner „vernünftigen Frau". Noch bewältigte er kräftig die nagende Pein, die an seinem Mark zehrte. Die Philosophie riß immer wieder siegreich alle Zügel des Gesprächs an sich und blieb Herrin auch am Ziel der Reise. Leicht wäre Herder der Dritte im Bunde gewesen; nur die Unbestimmtheit der Jacobischen Einladung, die nichts von Gleims Herberge und nichts von Lessing als Gefährten enthielt, hinderte ihn herbeizufliegen, wie er dann schmerzlich gestand. Und dies Bedauern wuchs, als Jacobis Briefaufsätze ihm erst meldeten, wie „greulich bei dem alten Anakreon metaphysicirt" worden sei: „denn seine gutherzige Jungfräulichkeit hat mir wahrscheinlich aus einer Art von Scham und Schonung von allen diesen Blasphemien nichts gesagt". Der Wirth störte die beiden Philosophen, die ihre Probleme ohne sonderliche Rücksicht auf uneingeweihte Tischgenossen fortwälzten und bis heute deshalb von tiefer blickenden Litterarhistorikern der Unhöflich-

keit gegen Gleim und Gleminde, die von Jacobi kaum eines Wortes gewürdigte „Huldgöttin", gezihen werden, oder aus Schläfrigkeit und Hals- oder Kopfweh verſtummten, als ihr Gaſtfreund ſeine harmloſen Späßchen zum beſten gab. Obwol der liebe Mann, der ihnen nicht von der Seite wich und neben den am Sonntag auch noch Klamer Schmidt trat, ſie in ſeiner ängſtlichen Bemühung „wirklich dauerte", behaupteten ſie „im Fall der Noth, daß die Metaphyſik zu allen Dingen nütze ſei." Verdutzt horchte Gleim auf, wenn Leſſing, als es zu regnen anfing, mit einer geheimen Anſpielung auf jene Geſpräche über Gott und die Welt lächelnd ſagte: das thue ich vielleicht, und Jacobi antwortete: oder ich. „Gleim", ſo erzählt Jacobi in ſeinem Buch entſchuldigend, „ſah uns an, als ob wir unklug wären; wie er denn die dreimal vierundzwanzig Stunden, die wir bei ihm zubrachten, große Noth mit uns gehabt hat, ohne müde zu werden, uns beſtändig nur ſeine heitere ſinn- und geiſtreiche Laune, ſeinen lachenden Witz, und immer liebevollen, wenn auch ſcharf treffenden Scherz entgegenzuſetzen". Auf die Tapetenthür des Hüttchens, die zum Stammbuch diente, ſchrieb Leſſing nicht nur ſein Dies in lite, ſondern auch ſein Ἓν καὶ πᾶν. Gleim verſtand den tiefen Sinn nicht; ſelbſt Herder, als er den Wahlſpruch zuerſt mit eigenen Augen las, wußte ihn noch nicht Leſſingiſch zu erklären: „Siebenmal würde ich ſonſt mein Ἓν καὶ πᾶν heruntergeſchrieben haben, nachdem ich ſo unerwartet an Leſſing einen Glaubensgenoſſen meines philoſophiſchen Credo gefunden". Spät noch zeigte der Alte eine einſame Ecke in dem anmuthigen Gärtchen am Stadtwall als Leſſings Lieblingsplatz, und ſein kleines Mauſoleum nahm 1781 zur Urne Kleiſts auch die Urnen Leſſings, des Anakreontikers Götz und des — Horazianers S. G. Lange auf.

Leſſing konnte ſeinem Malchen, die bei Verwandten weilte, melden, die kleine Luſtfahrt ſei ihm ausnehmend gut bekommen. Gleichwol ſchritt das innere Leiden vor, er alterte und mochte ſchon, als Voltaire, als Rouſſeau dahin ging, und er dem Meiſter Arouet die zweiſchneidige Grabſchrift widmete, ſeines eigenen Endes denken.

Daß ich mit Epigrammen wieder ſpiele,
Ich armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle,
Das macht: ich werde alt.

Und genöthigt sich in einem Stammbuch einzuzeichnen, scherzte er über das Kreuzchen, das ein Verstorbener hier statt des Leichensteins bekomme. Auch hätte Elise kaum so heftig bei den schwungvollen Fragen der „Erziehung" über die Palingenesie geweint, wenn vor ihrem Blick nicht „die Ruinen eines großen Mannes" und die Ahnung des schmerzlichsten Verlustes aufgestiegen wären. Wie unablässig er arbeitete und dem Memento vivere folgte, oft fühlte er sich gelähmt, der alten Beweglichkeit seines Geistes beraubt, stumpf, zerschlagen. Schon vor der Ehe hatten ihn Beklemmungen und Augenschmerzen hart angefochten. Was er 1764 geschrieben, Kränkeln sei schlimmer als Krankheit, für gesund gelten, ohne es zu sein, unerträglich, mußte er in den letzten Jahren, die ihm gegönnt waren, bitter genug auskosten. „Alles ist zu überstehen und zu übersehen, wenn man nur gesund ist", rief er einst der Freundin zu. Er wurde es nicht mehr. Nur sein Schlaf blieb ihm treu, der zeitlebens über ihn kam, sobald er die Augen schloß; der traumlose, denn eigenthümlich: die nächtige Thätigkeit einer unzusammenhängenden, dem Wahnsinn verwandten, halbbewußten Phantasie ruhte ganz bei diesem mit wachem Verstand arbeitenden Dichter und Denker. „Er hat mich oft versichert, daß er nie geträumt hätte", bezeugt Leisewitz im Schreiben an Lichtenberg. Aber der Schlaf drang ja auch unersehnt herbei als krankhafte Sucht, die mit tragischer Ironie den Erwecker eines neuen geistigen Lebens, den unruhigsten Mann, den lebhaftesten Sprecher immer häufiger, selbst in angeregten Kreisen, übermannte, ein mahnender Vorbote des dunklen Genius mit der gestürzten Fackel. „Von ferne, von ferne, da kommt er, der Bruder, da kommt er, der — Tod", wie die grauen Geschwister im „Faust" summen.

Im Juli 1779 war er bettlägerig gewesen, und gegen Ende des Jahres befand er sich wieder „recht sehr übel. Es soll zwar nur ein Flußfieber sein. Aber ich habe den Henker davon, wie die Dinge heißen, die uns das Leben so unangenehm machen". Nicht krank, sondern bloß — nicht gesund fand ihn das neue Jahr, bald folgte eine Unpäßlichkeit der andern, so daß er nach einem Bräuneanfall die Gratulation, er könne von Glück sagen, so davon gekommen zu sein, bitter entgegennahm: so sei es denn Glück, auch nur zu vegetiren ohne freien Gebrauch der Seelenkräfte. In den Jacobischen Tagen schwankte offenbar sein Befinden zwischen furchtbarer Abspannung und ungemeiner Erregung.

Als Leſſing dann am 7. October 1780 auf drei Wochen nach Hamburg kam, was nur durch eine Anleihe bei ſeinem bewährten Freund und Wirthe, dem Münzmeiſter Knorre, zu ermöglichen war, gingen ihm traurige Poſten voraus. Die Gemeinde machte ſich auf einen letzten Abſchied gefaßt, fand ihn aber beim Wiederſehen über Erwarten munter, obwol die Kälte unterwegs dem Reiſenden ſo zugeſetzt hatte, daß er ſich manchmal, wie Malchen vernahm, nach ſeiner Hausordnung zurückſehnte. „Jeden Tag, daß er hier iſt", berichtete Eliſe, „hat er gewonnen, theils durch den Umgang mit Freunden und theils durch körperliche Bewegungen, wozu Arzt und Freund ihn hier verdammen. Doch ſteh' ich nicht dafür, daß er nicht in ſeinen Seelenſchlaf zurück fällt, ſo bald das ewige Einerlei ſeiner Lage in Wolfenbüttel wiederkömmt, und dazu ſeine Bequemlichkeit, nichts zu thun, was ihn aus dieſer Lage reißt. Es iſt nicht wahr, daß ſein Kopf nicht ganz der alte iſt, ſobald er will — aber ſein Wille iſt ſchläfrig — und die Sphäre der Dinge, die ihm intereſſant ſind, verengt ſich nach Maßgabe, daß ſein Geiſt ſich an Kenntniſſen ausgebreitet hat". Und die Doctorin ſchrieb gleich nach ſeiner Abreiſe, Leſſing habe ihr erzählt, daß Euler ſeine Rechnungen, von Weib und Kindern umgeben, betreibe — „Armer Mann! dachte ich, dein Kopf würde heller ſein, wenn du es auch ſo haben könnteſt. Jammer iſt es den Leſſing zu ſehn, ſo viel Geiſt, und dabei ſo viel Zerbrechlichkeit, immer ſitzt er da, als ob er einſchlafen wollte, und es kömmt mir vor, daß er niemals wacht". Bedrohliche Nachrichten drangen ins Weite, Claudius meldete Schlimmes an Hamann, dieſer wiederum an Herder. Schon perſönlich hatte Jacobi inſtändig zu einer Erholungsreiſe nach Pempelfort eingeladen: wenn nicht alsbald, da eben die Kirchengeſchichte ihr Recht forderte, ſo doch im Frühling müſſe Leſſing kommen. Er wiederholte alle Lockungen dem durchreiſenden Malchen und zeigte ihr die gaſtlichen Räume, die ſie mit dem Vater bewohnen ſollte, auch den großen pechſchwarzen Kettenhund als Wächter und Schutz „vor allen andern großen pechſchwarzen Kettenhunden". Dann warb er Eliſen für ſeinen Plan. Ihr ergreifender Bericht an Helene Jacobi iſt handſchriftlich erhalten: bei der Stelle aus Friedrichs Brief (5. September 1780), er lebte ſchon lange nicht mehr, „wenn es keine Bäume" — — fiel Leſſing, der kein Naturſchwärmer war, ein: „die gehören nun zu meinem Leben nicht"; deſto ſchlimmer, meinte

Elise und las weiter: „und keine Kinder und Kindesgleichen gäbe", herrliche Worte über dies beseligende Heilmittel gegen Ekel, Menschenhaß und Blutvergiftung — da hob sie den Blick zu ihrem Hörer und sah, was sie kaum je an Lessing zu sehn erwarten durfte, sein Antlitz feuerroth und seine Augen in Thränen schwimmend; „Es ist ausgemacht, wenn Leib und Geist ganz genesen soll, muß er nach Pempelfort, und Segen Gottes über alles, was dort lebt und Jacobi heißt!" Im December erließ Jacobi eine neue, hinreißend herzliche Einladung: Lessing dürfe nicht in Wolfenbüttel zu Grunde gehen, er wolle ihn in Osnabrück abholen, mit ihm im Frühjahr die Rheinlande bereisen und vielleicht im nächsten Winter Paris besuchen, vorher aber alles herbeischaffen, was nur die Genesung befördern könne, leise Munterkeit, ruhiges Leben ohne Todtenstille, sorglichste Pflege, doch nicht über Wunsch, grenzenlose Freiheit, eine recht gute, bequeme Lage; „aber Recha muß mitkommen". Der ganze Brief athmet die köstliche Liebe, Wärme, Behaglichkeit dieses rheinischen Hauses. Jawol hätte die emsige Küchenmutter Lene den müden Gast herrlich gepflegt im Wetteifer mit ihrer treuherzigen Schwester Lotte, Frau Betty sich auch ihm bezeigt, so wie sie Goethen lieb und werth war: „Heiterkeit, thätiges Wesen, keine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, an Rubenssche Frauen erinnernd", des Hausherrn reine Verehrung und schöne Bildung ihm wolgethan! Wie athmete ein paar Jahre später der vielgeprüfte Hamann nach allem Königsberger Packhofelend im Pempelforter Garten auf, wo heute der „Malkasten" sein frohes Wesen treibt, bei Jonathan-Jacobi: „Was für ein Ausbund von menschlichen Herzen, in deren Mittelpunkt ich lebe!" Der nordische Magus hat das letzte Bett im fernen deutschen Westen gefunden. „Ach, Sophie", schrieb Jacobi im August 1781 an Frau von La Roche, „wenige Leute haben diesen Lessing gekannt. Weil er kein sinnlicher, in Begierden aufbrausender Mensch war, so hieß er ihnen kalt. — Hätte er nur so lange noch gelebt, daß er hier in meinen Armen gestorben wäre".

Lessing ist den herzerfreuenden Rufen nicht gefolgt. Noch einmal suchte er seine sieche Kraft dem Bühnendämon, der keinen losläßt, zu verschreiben oder spiegelte sich doch die Möglichkeit neuer theatralischer Gebilde vor. Als er 1778 nach Hamburg, der Stätte seiner Drama-

turgenenttäuſchung kam, ſtand Schröder als erſter deutſcher Schauſpieler da; Altmeiſter Ekhof war vor wenigen Monaten in Gotha begraben worden. 1780 feierte er Schröder in den bekannten Verſen und zeigte ſich willens, für ihn und das durch befreundete Familien, auch die Reimarer, geförderte Actientheater — man hatte es der Mad. Ackermann abgepachtet — thätig zu ſein. Unter den Darſtellern war ihm z. B. Borchers und die Starke, unter den Leitern Bubbers von lang her bekannt. Die Initiale ſeines Namens, allen voran, las er auf dem neuen Zimmermannſchen Vorhang, der zwei Epochen andeutete: auf einer der oberſten Stufen zum Tempel der Wahrheit, Schröders Göttin, ſah man Shakeſpeare in erwartender Haltung, unten die Gruppen Emilia und Odoardo, Götz und Bruder Martin. Wirklich ſchloß Leſſing im Auguſt 1780 einen Vertrag, kraft deſſen die Hamburger Bühne von ihm jährlich zwei Stücke zu je fünfzig Louisd'or mit dem alleinigen Aufführungsrecht für eine Spielzeit erhalten ſollte. Näheres iſt nicht bekannt, da ſeine Briefe an Schröder geſtohlen und verſchwunden ſind. Aber wie das oder die Nachſpiele zum „Nathan", ſo blieben auch der „Nero", der „Londoner Verſchwender" und ein Ehebruchsdrama wieder im Vorſatz ſtecken, obwol Leſſing bald nach ſeiner Rückkehr von Hamburg Anſtalten zur Abfertigung dieſer Plane machte. Die Stimmung ließ ſich nicht commandiren. Langſam wurde nur die eine Vorfrage, ob der Prodigal beſſer eine Tragödie oder ein Schauſpiel abgäbe, mit Al Hafi Abraham dahin entſchieden, daß „der Kerl das Menſch haben ſolle". Zur Noth möchte Eliſe als Nachfolgerin Adelgundens mit der altmodiſchen „Genie" einſpringen; ſie gab ſich unnütze Mühe um Addiſon's „Cato", Voltaires „Alzire" und die ſchon von Eſchenburg neu bearbeitete „Zaïre". Leſſing aber nahm mit der Vorrede zum zweiten Druck ſeines deutſchen Diderot Abſchied vom Theater, ſo wenigſtens mittelbar mit einem Gruß an Schröder, den bürgerlichen Dichter mehr noch als den weiter ausgreifenden Darſteller. Schon pochten junge Fäuſte dröhnend an die Pforte: Leſſings Todesjahr iſt das Geburtsjahr der Schillerſchen „Räuber", und demſelben Intendanten, der dieſem kraftgenialen Trupp das Thor aufthun ſollte, Dalberg, meldete Schröder, im Widerſpruch mit den Journaliſten, die auch von einer dem Hamburger Theater in nahe Ausſicht geſtellten Fortſetzung der „Emilia" fabelten, am 1. November 1780 entſagend: „Leſſing iſt drei Wochen hier geweſen, ſeine

Gesundheit hat gelitten, und ich befürchte, sein Geist auch — fürs Theater haben wir wenigstens nichts zu erwarten". Ein Gleiches mußte sich 1780 Madame Starke sagen, als der Schöpfer ihrer berühmtesten Rolle, der Claudia, in einer Braunschweiger Gesellschaft durchaus ihr Tischnachbar sein wollte, dann aber die ganze Mahlzeit lautlos verstreichen ließ.

Umsonst seine beruhigenden Versicherungen, es gehe ihm recht gut und er hoffe auf einen ersprießlichen, fleißigen Winter, wie er, noch gestärkt durch den Hamburger Aufenthalt, der ihm die verlorene Gesundheit und Laune wiederbringen sollte, schrieb. „Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft einen Einzigen hier hätte!" Die geselligen Unterbrechungen daheim hielten nicht lange vor. Er fühlte sich gebrochen und gezeichnet: „Auch ich war damals" — in den Jugendtagen mit Mendelssohn — „ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin itzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus". Seine Bekannten beobachteten eine an Lähmung grenzende Schwere, ein Versagen der Rede, krankhafte Verwechslungen, wie auch seiner Feder die Buchstaben manchmal nicht mehr gehorchten. Was lange nur ein Augenblicksübel gewesen, setzte sich fest und griff gierig immer weiter, so daß er die wachsende Unfähigkeit zu denken und arbeiten mit herben Worten beklagte. Seine Stimme ermattete, sein Gang schleppte, das Feuer seiner Augen erlosch. Traurig sah Döring dem täglichen Verfall zu, als der „edle, brave, über alles werthe" Mann nur mit äußerster Mühe gehn und Athem holen konnte.

Trotzdem fuhr Lessing, der auf Hamburger Weihnachtsfreuden schweren Herzens verzichtet hatte, am 28. Januar 1781 nach Braunschweig, verbrachte den Abend im Club, traf sich am nächsten Tag mit Leisewitz bei Eschenburg und war im Stande, den 1. Februar beim regierenden Hofe, den 2. bei der Herzogin-Wittwe zu speisen. Noch stand sein Geist den litterarischen und politischen Aufregungen des Tages offen. Es liegt ja oft eine tiefe Bedeutung in den Legenden, welche die letzten Stunden großer Männer umschweben und ein zufälliges Wort symbolisch erweitern oder eine nie gethane Äußerung erfinden, um darin die Summe des ganzen Daseins zu ziehen. In diesem Sinn ist der Ruf „Mehr Licht!" des sonnenhaften Goethe volle Wahrheit. Die Welt verlangt, daß die Lippe, die soviel Köstliches gespendet, noch

im Todeshauch ein geistiges Vermächtnis ausspreche. Denen, die an Lessings letzte Lebensneige solche Fragen richten, giebt die karge Überlieferung ohne mythisches Spiel zwar einsilbigen, aber gehaltvollen, seiner würdigen Bescheid.

Am 3. Februar empfing Leisewitz von Jerusalem eine Broschüre, die ihm Lessing, im Beisein des Urhebers, sogleich voll Interesses abdrängte: ein dünnes und dürres Heft, die laue, von der alten Herzogin gewünschte Erwiderung des Abtes auf ihres königlichen Bruders offenen Brief De la littérature allemande vom November 1780. In der Ursprache oder in Dohms Übersetzung war dies Sendschreiben damals den Deutschen insgemein und den von Friedrich weniger verkannten denn ungekannten Schriftstellern schwerer zu beurtheilen, als uns heut zu Tage. Friedrichs Bildung in Kunst und Wissenschaft war französisch, Deutschlands geistige Arbeit ihm nur durch vereinzelte ungünstige Mittheilung in seiner Jugend und ein paar Zufälle geläufig. Ein wahrhaft königlicher Hofstaat schöner Geister umgab ihn, als Lessing voll Sehnsucht in Berlin umherspähte und unter anderm auf die sorgsame Übersetzung der Lettres au public verwegene Hoffnungen gründete. Auch im siebenjährigen Kriege las und schrieb der König nur französisch; dann würzte die reiche Litteratur von Corneille bis Voltaire die Mußestunden des solitaire de Sans-Souci, der dem patriarche de Ferney 1775 ein Vorspiel jenes großen, an Herzberg gerichteten Litteraturbriefes gab: wie der Mangel an Sprache und Geschmack den Erfolg deutschen Ehrgeizes so zweifelhaft mache, Schulton und Schwulst vorherrsche, und der Wahn, sich im Drama auszuzeichnen, durch unvollkommene Versuche Lügen gestraft werde; man sei allenfalls im öffentlichen Recht tüchtig, aber seit Leibniz und Wolff unbekümmert um Philosophie — doch gelte es, wie einst in Frankreich unter Franz I., künftiger Geister zu harren: „Der Boden, der einen Leibniz erzeugt hat, kann andre erzeugen. Ich werde diese schönen Tage meines Vaterlandes nicht schauen, aber ich sehe ihre Möglichkeit voraus . . . Was mich betrifft, so tröste ich mich damit, im Zeitalter Voltaires gelebt zu haben; das genügt mir.“ Und wieder prophezeit er, ohne die Zeichen der Zeit zu belauschen: nach den Nöthen des dreißigjährigen Krieges und seiner eigenen Ablenkung durch die schlesischen Feldzüge nahe jetzt erst eine Morgenröthe, Griechen und Römer und

Franzosen seien die Helfer der Geschmackbildung, zwei oder drei Genies würden die Sprache befreien und des Auslands Meisterwerke bei uns heimisch machen — er, der König, aber auf dem Abstieg seines Lebens diese glücklichen Zeiten nicht erblicken. 1778 starb ihm in Voltaire der letzte große Erbe des siècle de Louis XIV., dessen Mark Friedrich als edelste Nahrung des Geistes pries; er selbst hielt die akademische Lobrede und sah Öde ringsum. Eine deutsche Renaissance schwebte ihm vor; daß sie schon lang im Werden war, wußte er nicht und konnte es nicht wissen. Nur diesem großen König war es erlaubt, seine hohen Zukunftswünsche mit solcher Unkenntnis alles bereits Erblühten und alles Keimenden als ein „Fremdling im Heimischen" auszusprechen und an d'Alembert bei Übersendung der Lettre zu schreiben, vielleicht würden in Deutschland gute Schriftsteller erscheinen, wenn er im Elysium dem Schwan von Mantua Geßners Idyllen und Gellerts Fabeln überreiche; worauf der Franzos einen schweizerischen Geschichtschreiber, „Herrn Mayer", empfiehlt, Friedrich aber die deutsche logon diarrhoea dieses Mayer, soll heißen: Johannes Müller, kritisirt. Man sage, was man will: es mußte die gebildeten Deutschen schwer bedrücken, daß der große, geistreiche, aufklärerische, schriftstellernde und dichtende König nur ein Wörtlein über den längst vermoderten Canitz hinwarf und neben der faden, glatten „Mädcheninsel" eine schale Komödie Ayrenhoffs, den „Postzug", als Nothnagel rühmte, die deutsche Sprache halbbarbarisch schalt, Shakespeare weit über Voltaire hinaus mit Verachtung strafte und den „Götz von Berlichingen", nach bloßem Hörensagen von einer Berliner Aufführung, dem Briten hinterdrein schleuderte — 1780, als Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe und manche andere seit Jahrzehnten oder in junger Kraft am Werk waren! Man kommt doch immer wieder auf die müßige Frage: was hätte gerade dieser Fürst der Aufklärung zum „Nathan", zu den „Anti-Goeze" gesagt, warum drang keine Silbe davon an sein Ohr?*)

*) Hier, nicht in den Anmerkungen hinten, wo sie mancher übersehen möchte, finde nachträglich eine — auch für die „Minna" — wichtige, mir von Schüddekopf mitgetheilte Stelle des Quintus Icilius an Ramler (Potsdam, 20. April 1765) Platz, ohne Commentar: „Sie erfreuen mich mit der Hoffnung unsern Herrn Lessingk in Berlin zu besitzen. Ich habe große Absichten auf ihm, die die Ehre unserer Schaubühne betreffen. Vielleicht finden wir ihn geneigt dazu. Se. Majestät kennen ihn, und werden ihn unterstützen. Hätten wir nur noch den freundschafftlichen Gleim in der Nähe."

Da klagte denn der treue Gleim: dies Meisterstück „Nathan" hätte der große Landesvater verstehen müssen, um besser über die deutsche Dichtung zu reden und nicht den „Postzug" für unser Eins und Alles zu rühmen. Du kennst unsere Sprache und Litteratur nicht, sagte Herder ruhig dem ins gelobte Land ausschauenden alten „Moses". Die führenden Geister in der Umgebung seiner Nichten und Neffen waren für ihn gar nicht vorhanden, als er trotz alledem mit hoffnungsfrohem Nationalstolz der Zukunft entgegensah, wo die deutsche Litteratur eine Weltmacht, die Sprache neu gebildet, der akademische Unterricht in allen hier reihum geprüften Gebieten und die Mittelschule, deren Reform er 1779 Herzberg anbefahl, wesentlich durch eine gesunde Pflege classischer Bildung zur Blüte gelangt wären. Noch fehlte nach dem Wahn des Königs in den Jahren der Lessing und Herder unseren Schriftstellern ein gründliches Studium der Alten, die Fähigkeit sie zu lesen und zu übersetzen. Und ohne dem nachzufragen, was hier und dort von Fürsten bereits gethan war, als Freund und Gönner seiner einstigen französischen Gäste unbekannt mit dem freien edlen Wettbewerb stipendienloser Genies, schloß Friedrich diese für die Gegenwart so blinde, für die Zukunft in manchem Betracht so prophetische Schrift mit einem Mahnruf an die Souveraine: que nous ayons des Médicis, et nous verrons éclore des génies. Des Augustes feront des Virgiles.

Längst hatte Lessing seine bittre Ode an Mäcen niedergeschrieben; ein überstolzes Capitel „Von den Mäcenaten" stand in Klopstocks „Gelehrtenrepublik" zu lesen; vor vier Jahren wies Leisewitz in der „Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter" tapfer den Mäcenen und den Kriechern die Thür: denn — wie er, Schillers berühmte Verse vorwegnehmend, erklärte — „kein Fürst schafft Talente, die deutsche Litteratur sei Zeuge! Da waren keine Mediceer, die die Flecken ihres Ruhmes mit kastalischem Wasser auswuschen, kein eitler Ludwig, der unsterbliche Dichter ergriff, um sich mit ihnen in den Tempel der Unsterblichkeit einzudrängen. Aber bei uns war der Funke des Himmels. Die deutsche Litteratur wand sich mit eigener Kraft aus ihrem Chaos hervor, und ward durch sich, was sie ist. Ohne Unterstützung schwimmt sie durch ihre weite Sphäre, wie ein Erdball, gestützt durch sich selbst, gehalten durch ihre Schwere". So dachte, sprach, that auch Lessing. Leisewitz aber ließ 1781 den Plan einer Entgegnung fallen, wie Hamann,

wie Goethe, der nach Suphans überraschendem und schön ausgebeutetem Fund mit Dialogen zwischen einem Deutschen und einem Franzosen an der Frankfurter Wirthstafel antworten wollte, anfangs spöttisch gestimmt, dann so ernst, wie es einem solchen Autor und so hohen Zielen gegenüber sich gebührte. Ihm stand Herders Rath zur Seite. Nicht zufällig hatte Goethe eben damals im Sinn, Lessing zu besuchen: De la littérature allemande würde ihr erstes Gespräch gewesen sein.

Derweil in der Stadt, die einen Goethe geboren und einen Voltaire einst in schmählicher Gefangenschaft gesehn, zwar keine Tabled'hôteunterhaltung höheren Stils gepflogen wurde, sondern nur ein zorniges Mutterherz über das „schöne Geleise des Königlichen Verfassers", der bei aller Größe doch nur ein Mensch sei und sich, selbst nach Philisterurtheil, prostituirt habe, empört war, hatte Jerusalem im höchsten Auftrag seine in Filzsocken einherschlürfende Antwort erlassen, deren Friedrich trotz einer französischen Übersetzung nicht achtete: „Über die Teutsche Sprache und Litteratur. An Ihro Königliche Hoheit die verwittwete Frau Herzogin von Braunschweig und Lüneburg". Einen Schritt vor, zwei zurück, umgekehrt als bei der Echternacher Springprocession. „Ein armer, alter, stumpfer Mann", wie er sagt, war er ohne Lust und Muth an die Arbeit gegangen, bis zum Äußersten nachgiebig, mattherzig in allen Einwürfen, mit der schüchternen Behauptung, daß seit der Zeit, da der König aufgehört sich um deutsche Litteratur zu kümmern, gerade seine Regierung Epoche gemacht habe. Vergebens sucht man die Namen Herders und Goethes neben den Berlinern und Braunschweigern. Lessing ist mehrmals genannt: als deutscher Phädrus, als Alterthumsforscher im Gefolge Winckelmanns, als Dramatiker nach — Ayrenhoff und Engel, als Dramaturg, dessen Hauptschrift auch Voltaire „hie und da mit kleinen Unruhen gelesen haben würde". Nirgends aber steht ein handfestes, charakteristisches Zeugnis, und sammt den theologischen Streitschriften wird „Nathan" weislich verschwiegen, während Freund Tralles in einem unglaublich thörichten „Schreiben" Lessing zwar hoch über Herrn v. Ayrenhoff stellte, aber bedauerte, daß der Meister sein reines Deutsch im „Nathan", von Goethes Unarten angesteckt, geflissentlich verderbt habe! Im Gegensatze zu dem lavirenden Hofprediger, der dem König möglichst und unmöglichst weit entgegenkam, sagte Möser gerad und mannhaft und gedankenvoll seine Meinung

heraus, indem er den reformatorischen Ruhm des preußischen Namens würdigte, aber auch den „Götz" pries, England und Frankreich einsichtig verglich, Deutschlands Sprachentwicklung ins rechte Licht setzte und, jeder Generation gerecht, nur einen neuen Hercules-Lessing zur Säuberung des Genieparnasses verlangte. Auch der nachher von Friedrich belobte Danziger Jude Gomperz überholte den Braunschweigischen Officiosus weit mit praktischen Rathschlägen und besonderer Hervorhebung von Nathanversen und Herderscher Prosa. Goethes erschöpfendes Urtheil lautete: „Jerusalems deutsche Litteratur ist da. Wolgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt, kalt und warm". Nicht anders werden die Clubgenossen in Braunschweig sich ausgesprochen haben.

So trat der alte König noch einmal vor Lessing hin, der umsonst zu ihm aufgeschaut und öfters seiner Bewunderung einen Tropfen Galle beigemischt, nie aber aus verletzter Eitelkeit oder ausschweifender Deutschthümelei den großen Einsiedler geschmäht hat. 1774 meinte er gar: wenn Ramler über den „Götz" französisch aburtheile, geschehe ihm recht, daß der König seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachte. —

Lessings letzte Lectüre war dem Kampf der Aufklärung gegen einen unerhörten Gewissenszwang gewidmet, der ihn und seine Gesinnungsgenossen schon seit einiger Zeit empörte. „Eine halbe Stunde, ehe er starb, hatte er noch Besuch bei sich und ließ sich aus Schlözers Briefwechsel das dumme Verfahren der Jülich- und Cleveschen protestantischen Geistlichkeit vorlesen", weiß die Familie Jacobi zuverlässig zu berichten. Diese Zeitungsblätter verdienten, den entfliehenden Geist des großen deutschen Journalisten noch ein Weilchen festzuhalten. Seit 1776 gab Schlözer zu Göttingen seinen „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhaltes" heraus. Ohne sonderlichen Reiz der Form spendete diese weit verbreitete censurfreie Zeitschrift statistische Belehrung und religiös-politische Aufklärung, ein ehrenwerthes Denkmal deutscher Professorenpolitik, und zum ersten Mal in Deutschland wurde die Redensart von der Großmacht Presse eine unläugbare, willig oder widerwillig anerkannte Thatsache. Hier beobachtete ein wolunterrichteter, freisinniger, gewissenhafter Wächter die Verwaltung der europäischen Staaten und hatte das gleiche Augenmerk für den wirthschaftlichen Ertrag eines deutschen Landes wie für Frankreichs Flotte, bald ein ruhiger Rechner, bald ein lauter Rufer im Streit, wenn eine rückläufige Bewegung

drohte. Nicht selten läßt er die nackte Thatsache reden, indem er etwa einen hessischen Erlaß über landesväterlichen Soldatenschacher ohne jede Kritik abdruckt oder josephinischen Reformzwang durch bloße Mittheilung beleuchtet. Mit kräftigen Worten nehmen Schlözers Hefte die Partei aller Opfer der Reaction, sei es gegen starre Lutheraner, sei es gegen ränkevolle Jesuiten, doch wissen sie fast überall besonnen abzuwägen: das mäßige Verhalten eines Rohan in protestantischen Angelegenheiten wird belobt, die unsinnige Gleichstellung von Sokrates und Jesus bei den Rationalisten scharf abgewiesen. Lessing zählte zu den treuen Lesern dieser vornehmsten norddeutschen Zeitschrift, der seine Sonderart natürlich nicht durch Dick und Dünn folgte. In dem letzten Handel aber zeigte er sich ganz eines Sinnes mit dem Göttinger Publicisten: es war von allgemeiner Bedeutung, die von der Landesbehörde unterstützten hierarchischen und ketzerrrichterlichen Gelüste der Jülich-Bergschen Pastoren, dieser neuesten „Patriarchen", wuchtig zurückzuschlagen. Das am 20. Januar abgeschlossene Heft berichtete an der Hand mehrerer vom Kriegsschauplatze gekommener Flugschriften über die vorjährigen Synodalansprüche. Die Synode unter Leitung des Inspector Westhoff beklagte heftig die immer weiter greifende frevle Verachtung des Gottesdienstes und der heiligen Sacramente und rief gegen solche Ruchlosigkeit den weltlichen Arm an, da die Kirchenzucht nicht ausreiche und Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses die oft unschuldigen Hinterbliebenen stärker treffe als den todten Atheisten. Der Kurfürst möge demnach verfügen, daß wider alle Feinde des regelmäßigen Kirchenbesuchs und Abendmahls außer der geistlichen Censur zunächst eine erkleckliche Geldbuße, bei weiterer Verstocktheit aber Leibesstrafe und Landesverweisung zur Anwendung komme, und seinen Beamten thatkräftige Förderung der mit unterthänigster Submission ersterbenden Synode anbefehlen. Einer ziemlich allgemein gehaltenen Zusage der Regierung war von den Kanzeln herab das maßloseste Proclama ganz im Geiste des „Friß Vogel oder stirb" gefolgt. Da wurde gegen die wachsende Verachtung des Heiligen mit Ausblicken auf die Höllenpein gezetert, das gemeinsame Interesse von Staat und Kirche drohend erhärtet und jeder Seelenhirt angefeuert, sein Strafamt gemäß dem Erlaß des gnädigsten Landesherrn ohne Menschenfurcht auszuüben. Die Gemeinden mußten sofort den Vorrath der frommen Strafen zur Warnung kennen lernen: erst Geldbuße,

dann Entziehung der Kirchenämter und Sacramente; bei andauernder Hartnäckigkeit sollten die Sünder „von der christlichen Gemeinde mit Namen und Zunamen von öffentlicher Kanzel ausgeschlossen, und von dieser für Heiden und Zöllner gehalten" werden, denen auch ein ehrliches Begräbnis nicht zustehe; unverbesserliche freche und verwegene Bösewichter endlich würde Se. Kurfürstliche Durchlaucht mit noch härterer Pön zu treffen geruhen. Den Schluß dieses racheschnaubenden Kanzelukas machte ein inbrünstiges Gebet zu Gott um richtige Leitung der durch Jesu Blut theuer erkauften Pfarrkinder.

So mörderlich donnerten die lutherischen Päpstchen im deutschen Westen. Ein einstimmiger Schrei der Empörung mußte das Echo bei allen Freiheitsfreunden sein, nicht nur in der unmittelbarer berührten Nachbarschaft, wo der sanfte J. G. Jacobi sich als „Erzengel Michael" zu einer besondern Gegenschrift ermannte, sondern auch in der Ferne: die Reimarer machten ihrer Entrüstung kein Hehl, Lessing hatte schon vor der Abkündigung „sich fast wüthend über diesen unlutherischen Schritt" gezeigt und aus Pempelfort wiederholte Nachrichten bezogen. Inquisition in Jülich-Berg! Der freisinnige Kanzler v. La Roche in Coblenz abgesetzt! Censur über die Universität Gießen verhängt! . . . Da erschien der Reimarischen Gemeinde das Wachsthum einer aufgeklärten Toleranz nur als schöner Traum, und ingrimmig fragte Elise, was ihr Freund denn zu den „heiligen Eseln" meine? Lessing dachte wie Schlözer. Im „Briefwechsel" wird der ehrwürdigen Synode sehr eindringlich zu Gemüthe geführt, daß für „Verachtung" der Kirche besser „Versäumung" stünde, daß sie aber mit ihrem Drohwort der „Verdammnis" Zwangsmaßregeln über die christliche Liebe und, gegen jedes evangelische Princip, äußerlichen Kirchendienst über innerlichen Gottesdienst gesetzt habe. Ein ernster Laie erinnert diese gewaltthätigen Pastoren an die Sendung der Apostel. Er hält ihnen die Unklarheit ihrer Forderung „ordentlichen" Kirchenbesuchs und Sacramentgenusses vor und brandmarkt die Entziehung nicht eines kirchlichen, sondern eines ehrlichen Begräbnisses als einen vom Verfolgungsgeiste dictirten anmaßenden Eingriff in die Gerechtsame des Staates. Gegen solche Wölfe im Hirtenkleid, ihre Werkheiligkeit, ihre Ketzergerichte, denen nur noch der Scheiterhaufen fehle, gegen das „entsetzliche" Schlußgebet wird die versöhnende Liebe Jesu Christi und die Gnadenlehre Luthers, dem

jeder geiſtliche Zwang ein Greuel geweſen, aufgerufen. Herzensglaube, Liebe, Duldung, Eintracht, ſo grauſam und blindlings verkannt von Weſthoffs Pfaffen, kamen wieder zu ihrem Recht in den Göttinger Blättern, denen Leſſing ſeine letzte Andacht widmete. Der Jude Daveſon las dem Nathandichter die Schande neuer Patriarchen vor in ſeiner Todesſtunde. So ſollte der Anti-Goeze proteſtirend bis zum letzten Athemzug aus dem Kampf in die ewige Ruhe eingehn und ſich noch einmal zu ſeinem theuren Johannisworte bekennen: Kindlein, liebet einander! —

Am Abend des 3. Februar 1781, den er im Club und bei Daveſons verbrachte, wurde Leſſing von einem Stickfluß befallen und zeitweilig auch der Sprache beraubt. Man trug ihn in ſein Quartier. Er wollte weder Arzt noch Diener bei ſich haben. Tags darauf ließ er ſich friſiren, um nach Wolfenbüttel heimzufahren. Ein Beſucher trat dem entgegen und holte den Doctor, der einen Aderlaß und ähnliche Mittel anwandte. Leſſing ſpie Blut, doch ſchöpfte Leiſewitz noch Hoffnung auf Geneſung, während der Kranke ſelbſt, treu ſeinem tapfern Wort, er werde vielleicht in ſeiner Todesſtunde, aber nicht vor ſeiner Todesſtunde zittern, dem zu einem Begräbnis beſtellten Lohndiener ſagte, daß er ſich ſputen möge, denn nun komme an ihn die Reihe. Alle ärztliche Kunſt wurde aufgeboten, Malchen eilte zur Pflege herbei, das getrübte Bewußtſein ſtellte ſich raſch wieder her, viele Theilnehmende ſprachen vor, auch der Hof zog häufige Erkundigungen ein. In einſamen Stunden ſammelte Leſſing ſeine Gedanken, „und er iſt dem Tod wie ein Held entgegen gegangen", ja mitunter vernahmen der Hofmedicus, der Hauswirth, Daveſon harmloſe Scherze von ſeinen Lippen. Nach der Lectüre des Schlözer am 15. Februar konnte er noch einmal das Zimmer verlaſſen, doch als er zurückkam, lehnte er, die Haare von Todesſchweiß benetzt, ſein müdes Haupt an den Thürpfoſten und ſprach, in den Gedanken der beſtürzten Tochter leſend: Sei ruhig, Malchen! Darauf reichte er, wieder gebettet, den Arm zum Aderlaß, und als man ihm ſagte: ängſtigen Sie ſich nicht, entſchlummerte er mit lächelndem Blick — „Daß ihn alle Goezen geſehen hätten, dieſen Blick, damit ſie von ihm lernen ohne Verzerrung des Geſichts zu ſterben und ſterben zu laſſen" fügt Eliſe, auch im tiefſten Schmerz ſtreitbar, ihrem Bericht (an Hennings, 27. Mai) bei, der gleich der Erzählung Betty Jacobis

(an Sophie v. La Roche, 9. März) auf Mittheilungen des Augenzeugen Daveſon fußt. Er ſtarb, bekräftigt dieſer, „ſo wie er gelebt, als ein Weiſer, entſchloſſen, ruhig! voll Beſinnung bis in den letzten Augenblick.“ Es war nach ſieben Uhr Abends.

Amalie Henneberg erzählte als Greiſin — und unſer Gewährsmann mag ihre Erinnerungen ein wenig ſtiliſirt haben, — wie ſie vor der Schwelle des Krankenzimmers geſeſſen, um ihrem gepreßten Herzen durch geheime Thränen Luft zu machen: „Da öffnete ſich die Thür, und Leſſing tritt herein, ein Bild des herzzerſchneidendſten Anblicks! Das edle Antlitz, ſchon durch hippokratiſche Züge markirt und von kaltem Todesſchweiße überdeckt, leuchtet von himmliſcher Verklärung. Stumm, und unter einem unausſprechlich ſeelenvollen Blicke, drückt er ſeiner Tochter die Hand. Darauf neigt er ſich freundlich gegen die übrigen Anweſenden, und mit ſo entſetzlicher Anſtrengung es auch geſchieht, nimmt er ehrerbietig ſeine Mütze vom Haupte. Aber die Füße verſagen den Dienſt; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch den ängſtlichſten Beſorgniſſen noch überraſchend, das theure Leben.“

Die Section ergab Bruſtwaſſerſucht mit ungewöhnlich ſtarken Verknöcherungen.

Erſt im Laufe des nächſten Tages (16. Februar) erfuhren die meiſten Braunſchweiger Freunde, daß der Große von ihnen genommen ſei. Am 20. wurde er auf dem Magnikirchhof unter einer Tanne beſtattet. Ebert, Eſchenburg, Schmid, Leiſewitz, Kuntzſch, Graf Marſchall, auch ein paar Männer aus dem Volke wohnten dem vom Herzog würdig ausgerichteten Begräbnis bei. Leiſewitz ſchrieb einen einfachen, ſachlichen Bericht über Leſſings letzte Wochen für Lichtenbergs „Magazin“, und es iſt nur allzumenſchlich, daß in ſeinem Tagebuche ſich Hoffnungen auf den erledigten Poſten unter warme Erinnerungen miſchen. Schmähworte und Lügen des orthodoxen „Kirchenboten“ ſammt dem darin erwähnten Volksgerücht, Leſſing ſei vom Teufel geholt worden, oder der Sage, die Ärzte hätten einen ſo böſen Menſchen abſichtlich ſterben laſſen, gingen klanglos dahin. Daß der Religionsfeind Leſſing dem Stahl eines frommen Mörders erlegen ſei, konnte außer einigem Pöbel einen Augenblick nur Gleim für wahr halten, der womöglich gar an einen „gottesfürchtigen Maroniten“ des Patriarchen Goeze dachte und

bald in überschwänglichen Grabverslein Trost fand. Ebensowenig aber bewahrheitete sich das Gerücht, der Herzog wolle Lessingen ein Denkmal aus Harzer Marmor errichten; vielmehr blieb es dem Schauspieler Großmann vorbehalten, sieben Jahre später sich selbst echtkomödiantisch durch einen Aufruf in Scene zu setzen und mit der Miene des trauernden Busenfreundes bei den Collegen herumzubetteln, aber kläglich Fiasco zu machen, wie er 1791, ohne jedoch seinen Klingelbeutel einzuziehen, aller Welt darlegte. Dann wollte Nicolai mit den Braunschweigischen Getreuen der beschämenden Zudringlichkeit im Stillen zuvorkommen. Frau Rath meinte verständig, man habe in diesen Kriegsläuften zuviel an die Lebenden zu denken, auch möchte sie einmal ihr Herz über die nichtssagende Verherrlichung großer Todten durch Obelisken, Urnen und dergleichen ausschütten, nur nicht bei Gevatter Großmann, der alle Briefe drucken lasse. So wartete Braunschweig denn auf Meister Rietschel, den Landsmann Lessings.

Ein die berühmten Duplik-Worte über die Wahrheit umschreibendes Gedicht des Wolfenbütteler Rectors Heusinger wurde von der vorsichtigen Behörde unterdrückt, auch an andern Orten regte sich eine bevormundende Censur, aber die Bühnen Deutschlands eilten, den Dichter und Dramaturgen und natürlich in ihm sich selbst zu feiern, mit Katafalken, Trauermusiken, poetischen Nachrufen; hatte doch Bonn schon im December 1779 sein kleines Lessingfest gehabt, als den Kurfürsten ein Gelegenheitsstück begrüßte, das mit begeisterten Worten über den „Nathan" anhob. Voran ging am 24. Februar 1781 der allzeit rührige und anhängliche Döbbelin in Berlin, wo Demoiselle Döbbelin, umgeben von dem schwarzgekleideten Personal, ein im Ganzen unbedeutendes Gedicht Engels recitirte. Lessings Bildnis war hinten auf einem schnörkelhaften Monument zu sehen, und das dichtgefüllte Haus antwortete mit „dumpfem Bravo" den Versen, die ein öffentliches Denkmal und ein Grab Lessings in der Fürstengruft für selbstverständlich erklärten, wenn er ein — englischer Dichter wäre. Ein politisches Wetterleuchten flackerte überall um diese Bahre. Viele hundert Berliner waren vergebens gekommen, so daß die Gedenkfeier wiederholt wurde und ihr Erfolg auswärtige Theater anspornte. In Schwedt ließ der Macher des „Grafen Walltron", Möller, all seine sinnfälligen Künste spielen: die Bühne war ebenfalls schwarz verhangen, ein Tempel der

Unsterblichkeit ragte unter Eichen empor, zwei Trauerbarden lagerten auf seiner Schwelle, Lessings Urne und Büste schmückten den Altar, Bildsäulen verkörperten die Natur, Erziehung, Toleranz, Poesie und was der öden Allegorien mehr war, die Mimen schritten mit Lorbeer und Weihrauch herbei, Herr Möller als Odoardo trug den im Preise des unsterblichen Dichters und nicht minder des musenholden Markgrafen schwelgenden Bombast eines gewissen Laur vor. Dann erschien seltsam genug Lessings bekränzte und umflorte Büste im Cabinet des Prinzen von Guastalla wieder, und die Zeitungen erzählten, diese feine Idee habe die angenehmste Wirkung auf Kopf und Herz gethan. Der Markgraf aber ließ die Brustbilder Lessings und Shakespeares auf den Vorhang malen, beide mit der Unterschrift „alt 52 Jahr." Am 25. März feierte das Ellricher Privattheater Lessings Tod mit einer Aufführung der „Sara", während sonst überall „Emilia Galotti" zur Darstellung kam; voraus ging unter Musik und Gruppenbildung ein nach Art des Göttinger Hains leidenschaftlich gegen Fürlefanz und Menschenquälerei der Großen ausklingender Dithyrambus von Gökingk. Gleim wohnte der Feier bei und hatte sein Mayssches Lessingportrait mitgebracht, das ein Genius mit gesenkter Fackel auf der Bühne hinter dem Sarg emporhielt.

Auch Hamburg blieb am 9. März bei dem Apparate der Urnen, Trauergewänder und dumpfen Musik, doch was man hier von Schröders berufenen Lippen vernahm, war würdige Poesie in tiefgefühltem Vortrag. Das geistliche Ministerium hätte beim Senat gegen die Feier protestirt, wenn nicht Goeze, so wurde wenigstens erzählt, dafür eingetreten wäre, daß niemand dem Todten die elende Ehre, von Komödianten gerühmt zu werden, rauben solle. Der Theaterverein bestand tapfer auf seinem Gedenkfest und setzte es durch: nur gedruckt sollte kein Bericht, kein Vers werden. „O der dicken, dicken Dummheit!" seufzte Elise, nach deren Sinn freilich das theatralische Aufpflanzen einer Lessingurne als Decorationsstück vor ein paar hundert armen Sündern nicht war; aber sie belobte und copirte die Rede Unzers, „denn sie war mehr als leerer Panegyristenstil, und betraf auch sein Verdienst um Wahrheit und Aufklärung", die von den Reimarern über alle künstlerischen Gaben gestellten Palladien. Dieser Nachruf sprach ernste Gedanken aus, schwulstlos, ohne die verdächtigen Hyperbeln der

litterarischen Klageweiber, und er wußte Lessings Verherrlichung mit einem tactvollen Fingerzeig auf den ungenannten, noch lebensfrischen und ins neue Jahrhundert hinüberwallenden Dichter Hamburgs, auf Klopstock, zu verbinden:

Deutschland kann sich trösten,
Es hat der großen Männer mehr,
Vielleicht noch Einen, der wie Er
Sich selbst allein des Ruhmes Hütte baute,
Vor Fürsten, Fürstendienern nie gekniet,
Tief in der Menschen Heimlichkeiten schaute,
Und niemals eine schadenfroh verrieth.
Der was Er einmal war, mit Ehre
Und Nachsicht doch für Andre blieb,
Und den nicht jeder Sturm der Lehre
Aus der erkannten Wahrheit trieb.
Der Gleißnerei und Prahlsucht kühn verscheuchte,
Aus Furcht und Haß an keiner Meinung hing
Und wenn er auch Gewißheit nicht erreichte,
Doch immer nah an ihrer Ferse ging.

Nur unverwunden bleibt die Trauer,
Mit welcher unsre Kunst den Schlag beklagt,
Denn diese klagt um mehr, ist um die Dauer
Der vaterländ'schen Kunst verzagt.
Sieht nur den kleinen Troß von weiten,
Hofft, daß noch Dichter ferne stehn,
Die nur den einzigen bewährten Richter scheuten,
Und kühner nun auf seine Pfade gehn . . .

So kraftgenial und ungestüm sprang im gleichen Jahre Schiller hervor, daß der Sprecher dieses Hamburgischen Epilogs von den Kolossen und Extremitäten der neuen Räuberfreiheit den Untergang des deutschen Theaters befürchtete.

Mochte auch manche wolfeile Phrase und manches äußere Komödiengepränge bei diesen Feiern unterlaufen, es geschah doch zum ersten Male, daß Deutschland auf die Bahre eines freien Schriftstellers Ehren des Nationaldanks häufte, wie sie nur Voltaire, noch bei Lebzeiten, erfahren hatte, und große öffentliche Versammlungen sich einmüthig verpflichteten, das Erbe zu hegen, den Muth des Kämpfers fortzupflanzen nicht zuletzt im religiösen und politischen Bereich.

Ergreifend tönen die leiſeren Nachrufe der Freunde und mitſtrebenden Genoſſen. Wie eine Sonnenfinſternis umſchattete Leſſings Tod ihr Daſein, nachdem ſie ſo lang und freudig den hellen, warmen Schein ſeines Weſens und Wirkens genoſſen hatten.

Den Einen, unſern Stolz, den haben wir verloren,
Ihn, der der Nation beim Ausland Ruhm erwarb.
Es werde Licht! ſprach Gott, und Leibniz ward geboren;
Es werde Finſternis! ſprach Gott, und Leſſing ſtarb.

dichtete Gleim; „Was klagen wir den Untergang der Sonne!“ rief Campe; „ins Reich der Nacht“ führt uns eine von heftigen Gegenſätzen bewegte und mit heiligen Schwüren „trotz Vorurtheil und Fürſt und Pfaffen“ beſiegelte Nänie Eliſens; „Es ſoll Finſternis bleiben! Es war alſo auch Plan der Vorſehung, dieſes Licht in ſeinem vollen Leuchten zu erſticken, da andere bis auf den letzten armſeligen Docht ausſchwelen?“, ſchreibt ſie an Hennings, „Nun ja, wer's nur ausharren kann, bis wir's ſchauen, wo es weiter fortbrennt . . . sleep and die, das liebſte Wort in meinen Ohren. Aber Sie haben Recht — wir wollen wirken, thun, handeln jeder nach ſeinen Kräften, in einem engen oder weiten Kreiſe, und wär's auch nur zum Zeitvertreib, bis — wir's beim ewigen Lichte taxiren können. Wer nur den Gedanken erſt etwas hinunter hätte: und wir hofften, er ſolle Israel erlöſen!“ Ihr Gelöbnis aus ſtarker Seele war nicht in den Wind geſprochen, das Haus Reimarus blieb eine Herberge der Aufklärung. — Im fernen Rom dichtete der Maler Müller einen ſchmerzerfüllten Nachruf, in Berlin K. Ph. Moritz. Gewichtig zollte Klopſtock ſein Beileid nach Braunſchweig: „Leſſings Tod iſt mir innig nahe gegangen“, und an Leſſing erinnern uns die Verſe von 1781:

Weiter hinab wallet mein Fuß, und der Stab wird
Mir nicht allein von dem Staube, den der Weg ſtäubt,
Wird dem Wanderer auch von Aſche
Näherer Todten bewölkt.

Den ſchönſten Nachruf ſandte Weimar. Denn Leiſewitzens „Hiſtoriſche Lobſchrift“ blieb dieſem Zauberer auch in der umgearbeiteten Faſſung liegen, der trauernde Mendelsſohn kam nur noch zu einigen „Hauptzügen“, nicht aber zu der von ihm erwarteten und geforderten Biographie. Herder jedoch gab eine Fackelbeleuchtung, wie nur er es vermochte, und ſo wurde Leſſings Lob in ſeinem Munde die würdige,

inhaltschwere Antwort auf Friedrichs Klagen über unsere geistige und sprachliche Armuth.

Am 20. Februar traf die Todesbotschaft in Weimar ein. „Mir hätte nicht leicht etwas fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist. Keine Viertelstunde vorher, eh die Nachricht kam, macht' ich einen Plan ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben", mit diesen Worten sendet Goethe die Trauerpost, wie alles was ihn bewegte, weiter an Frau v. Stein, und fragt später in demselben Zusammenhange Lavater nach der Schrift des alten Königs, betheuernd: „Lessings Tod hat mich sehr zurückgesetzt, ich hatte viel Freude an ihm, und viel Hoffnung auf ihn." Weit stärker getroffen war Herder. „Ich kann nicht sagen, wie mich sein Tod verödet hat; es ist, als ob dem Wanderer alle Sterne untergingen, und der dunkele wolkigte Himmel bliebe" lautet sein schönes Gleichnis für das Erlöschen der Einen Leuchte, in einem Brief an Gleim, „Hundert, ja tausend sind mit ihm gestorben" sein Zuruf an Voigt; auch Hamann hörte Herders Klagen über Lessings Hingang, „der mir sehr bitter gewesen ist und den ich noch nicht vergessen kann. So wenig ich mit ihm im engen Briefwechsel gestanden, so eine große Gestalt war er doch in unsrer litterarischen Welt für mich, die ich mir oft nahe fühlte, zumal ich ihn persönlich und sehr freundschaftlich, männlich und bieder in Hamburg kennen gelernt hatte. Wenig Tage vor seinem Tode, Ende Januars, habe ich noch einen Brief von ihm und dachte nicht, daß es der letzte sein würde. Die große Lücke steht nun da und die Melchior Götze und andre Unbeschnittene freuen sich in der Stille. Der Nicolaische Trupp hat jetzt, wo möglich, noch weiter Feld: und wie lange wird's sein, daß für Deutschland wieder ein Lessing geboren wird?"

Schon das Märzheft des Wielandschen Teutschen Merkur brachte namenlos Herders erstes Todtenopfer, in drängenden Ausrufen, da er, betäubt wie er war, noch keine ruhige Würdigung geben, sondern nur danken konnte für soviel Licht und Kraft und all die Feste des Geistes und des Gemüths, mit der bekümmerten Frage, welcher Denker, Schriftsteller, Kritiker, Menschenkenner uns einen Lessing ersetzen werde? — „und man wird sich keine Antwort geben können." Aber diese Grabrede war nur der rasche Vorklang einer umfassenden Charakteristik, die, eingerahmt von dem Nachruf auf Winckelmann und einigen Seiten zu

Sulzers Gedächtnis, als Kern- und Kronstück im Octoberheft desselben „Merkur" erschien und mit den Aufsätzen über das Epigramm und die antiken Todesbilder später in die Zerstreuten Blätter überging. Keine Pyramide der Unsterblichkeit wolle er errichten, nur ein paar rauhe Steine, nach Art der nordischen Heldengräber, auf diesen Todtenhügel wälzen und dann schweigend von dannen gehn. Um so lauter war der Dank: Gleim jubelte dem „Herzensbruder" zu, Mendelssohns unstillbare Trauer klärte sich zu einem begeisterten Liebeserguß nach Weimar, Carl August schrieb „Sie haben Lessingen ein herrliches Denkmal gesetzt, daß er es wirklich nicht besser erkennen könnte, als wenn er Ihnen sein Bild aus Elysium schickte." Was will da des Propheten Lavater Mäkeln in Briefen an Jacobi, er wünsche die Gründe der Goethischen Theilnahme, der Jacobischen Trostlosigkeit zu wissen, denn er für seine Person könne wol die Gelehrsamkeit, den Verstand, die körnige classische Sprache Lessings verehren, doch weder Akme noch Genie an ihm finden: „ein ganzer Mann schien er mir — aber zu wenig Mensch." Herder war nun der erste und langhin der einzige, der mit einer beobachtungsreichen, stets den Hauptsachen zugekehrten Übersicht der gesammten Werke Lessings eine hinreißende Würdigung seiner „Menschheit" verband; in dem freien, besonnenen Abschnitt, worin er sich als Theolog über den Fragmentenstreit erklärte, stieg er zu den Formeln der warmen Kälte, der leidenschaftlosen Leidenschaft für Wahrheit hinan, um endlich rednerisch entflammt den Abgeschiedenen selbst anzurufen und so auch hier das Necrologium, wie er einmal sagt, in ein Athanasium und Mnemeion zu verwandeln:

„Und wo bist du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst du jetzt? Dein erster Blick, da du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdenebels hinwegwarst, in welch anderm, höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hienieden sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unsrer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie

wolthätig ſein will oder ſein kann; am meiſten (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, ſchläfrigen Halbwahrheit, die wie Roſt und Krebs in allem Wiſſen und Lernen von frühauf an menſchlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingſt du, wie ein Held, an und haſt deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, feſten Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, ſo lange Wahrheit Wahrheit iſt und der menſchliche Geiſt das, wozu er geſchaffen iſt, bleibet — ſie werden aufmuntern, belehren, befeſtigen, und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, ſelbſt wo ſie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß ſie am Ende doch gute, erquickende, ſchöne Wahrheit werde. Wo du irrteſt, wo dich dein Scharfſinn und dein immer thätiger, lebendiger Geiſt auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Menſch warſt, warſt du es gewiß nicht gern, und ſtrebteſt immer ein ganzer Menſch, ein fortgehender zunehmender Geiſt zu werden."

Homburg v. d. H., Engliſcher Garten, September 1891.

Anmerkungen.

Auf die Titelblätter dieses Buches habe ich ein gut Stück eigener Lebensgeschichte schreiben müssen, Wien Weimar Berlin, und es erklärt sich daraus die langsame Vollendung namentlich des letzten Bandes, da mir, von andern Pflichten abgesehen, in Weimar die erste Verwaltung des Goethe-Archivs, hier aber große Arbeiten zum „Faust" oblagen. Meinen Eltern, in deren Schwarzwälder Landhäuschen manche Seite geschrieben ist, und Wilhelm Scherer kann ich nun den Abschluß nicht mehr überreichen.

Beim ersten Bande hat A. Sauer, beim zweiten mit so manchem kleinen Wink E. Redlich die Correctur mitgelesen, wofür ich auch hier herzlich danke. Überhaupt hat es mir an erbetener und an freiwilliger Unterstützung nie gefehlt.

Heute würde ich, zumal in den früheren Partien, mit der freien Selbstkritik, die uns die Jahre eigenen Versuchen gegenüber zulegen, und dank fremder Thätigkeit auf dem so reich bebauten Felde der deutschen Litteraturgeschichte, manches anders fassen, Unerledigtes vertiefen und befestigen, Accente verrücken und verstärken, Maschen weiter ziehen, aber auch etwas Ballast hinauswerfen, und den Ausdruck, der nun einmal mein ungesuchter Stil ist, wenigstens einiger Mängel, sei es übergroße Prägnanz, seien es studentische Reste, zu entledigen streben. Alles Wesentliche bliebe unberührt. Eine große Monographie kann nicht den Ton einer Festrede durchführen, und der Vorwurf, Lessings Charakter sei auch von mir nicht unangetastet geblieben, läßt mich völlig kalt. Schlimm freilich, wenn diese Untersuchung der Wärme entbehren sollte; ich hoffe nicht.

Ich gebe im Folgenden einige Litteratur mit ein paar Nachträgen und Verbesserungen, ohne irgend nach bibliographischer Vollständigkeit zu trachten, die hier nur vom Übel wäre. Die Sache liegt für Lessing viel einfacher als etwa für Schiller, dessen neuester trefflicher Biograph Minor sich seiner gelehrten Nachweise laut rühmen durfte. Manches wird mir trotz den bequemen Hilfsmitteln entgangen sein, vieles soll aber schweigend bei Seite geschoben werden, denn wem frommen die Listen vermoderter Bücher, gehaltloser Aufsätze, wiederholungsreicher Programme? Die neue Auflage von Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" 4, 129 hätte in minder verworrener Anordnung theils weniger, theils mehr geben sollen. Sehr zu gute ist ihr Strauchs Bibliographie (für die Jahre 1884—1889) zur Zf.*) Band 29—34 gekommen.

---

*) ADB: Allgemeine deutsche Biographie ed. v. Liliencron und Wegele 1875 ff. — Anz.: Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur (zur Zf.) ed. Steinmeyer, Roethe 1876 ff. — Archiv: Archiv für Litteraturgeschichte ed. Schnorr von Carolsfeld (1 Gosche) 1865—87. — DlD: Deutsche Litteraturdenkmale ed. Seuffert 1881 ff. — VJS: Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte ed. Seuffert 1888 ff. — Zacher: Zeitschrift für deutsche Philologie 1869 ff. — Zf.: Zeitschrift für deutsches Alterthum (und deutsche Litteratur) 1841 ff.

In naher Aussicht steht nun der „Jahresbericht für deutsche Litteratur“ von Elias, Herrmann und Szamatolski.

Im großen Stil hat zuerst Herder 1781 seinen Freund gewürdigt; aus dem folgenden Geschlecht durch Darstellung und Auslese, nicht ohne sophistisches Drehen und Deuteln, Friedrich Schlegel: 1797 im „Lyceum der schönen Künste“, mit neuem Schluß 1801 in den „Charakteristiken und Kritiken“ (Minor, F. S. Jugendschriften 2, 140, 415), wozu die Beigaben in den drei Bänden „Lessings Geist aus seinen Schriften“ 1804 traten. Hier erscheint Lessing viel zu sehr als Revolutionär, der er, ein Reformer, nicht war, und der romantische Kampf gegen das Zeitalter der Aufklärung giebt einen unhistorischen Gesichtspunkt, doch ist die „productive Kritik“, der „wissenschaftliche Witz“, der „höhere Cynismus“, die „denkende Freiheit des Protestantismus“ nie beredter betont worden; der Dichter wird geopfert, wie auch in Wilhelms „Vorlesungen“.

Einen „Grundzüge“ betitelten Entwurf Mendelssohns nahm Karl Gotthelf Lessing auf in „G. E. Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse“ 2, 14, drei Bände 1793—1795. Die unordentlich und seicht geschriebene, aber an wichtiger Überlieferung reiche Vita ist jetzt in Reclams Universalbibliothek Nr. 2408 f. wieder abgedruckt. 1789 begann die Veröffentlichung der Briefwechsel, die nach französischem Muster zum ersten Mal umfassend den Werken eines deutschen Schriftstellers beigesellt wurden. Entwürfe, Skizzen, Collectaneen durften nicht in der Klatsche bleiben. Nur Klopstock hatte, er noch bei Lebzeiten, seinen Hausinterpreten gefunden, und E. Schlegel in kleinerem Maße den brüderlich sammelnden Herausgeber. Man verfuhr nach Lessings eigenster Überzeugung, die Welt müsse, was sie einmal habe, so ganz als möglich besitzen. Nicolai machte, widerwillig zwar, den Anfang Lessings nachberlinische Kritiken auszulesen (vgl. Akademische Blätter 1884 S. 285); Karls Vita versah er im Stillen mit absprechenden Randbemerkungen (Werner, Archiv 12, 533). So entstand ein Corpus, das zu weiterer Abrundung aufforderte, wie Herder (4, 232) der Methode, einem Schriftsteller durch eine Auswahl ein Ehrendenkmal zu setzen, die Methode, uns chronologisch und vollständig in den Schriften des Mannes ein Portrait seines Geistes, die Geschichte seines Denkens und Schaffens zu bieten, vorgezogen hatte.

Die „Xenien“ rufen in Schillers Meistercyclus Lessing als Achill auf. Über der Huldigung vergesse man doch die Beize nicht, denn das nachgerade in Motti und Schlüssen abgenutzte Distichon

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter,
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

schnellt den ironischen Pentameter gegen die „jungen Nepoten“, Schlegels und Genossen, die in Lessings geistiges Erbe so zuversichtlich hineinsprangen. Den Schillerschen Spott

Edler Schatten, du zürnst? — Ja, über den liebloſen Bruder,
Der mein modernd Gebein läſſet im Frieden nicht ruhn.

macht später Goethes freundliche Anerkennung gut (Archiv des Dichters und Schriftstellers, Hempel 29, 238): „Mehr als einmal während meiner Lebenszeit stellte ich mir die dreißig niedlichen Bände der Lessingschen Werke (— 1794) vor Augen, bedauerte den Trefflichen, daß er nur die Ausgabe des ersten (Vermischte Schriften I 1771) erlebt, und freute mich des treuergebnen Bruders, der seine

Anhänglichkeit an den Abgeschiedenen nicht deutlicher aussprechen konnte, als daß er, selbstthätiger Litterator, die hinterlassenen Werke, Schriften, auch die kleineren Erzeugnisse, und was sonst das Andenken des einzigen Mannes vollständig zu erhalten geschickt war, unermüdlich sammelte und unausgesetzt zum Druck beförderte". So verlangte Goethe auch eine historisch-kritische Wielandausgabe mit den ältern Lesarten (29, 240).

Goethe selbst legte im 7. Buche von „Dichtung und Wahrheit" den Grund zur geschichtlichen Auffassung Lessings aus seinem Jahrhundert und dessen politischer Umwandlung.

Schinks Duodezausgabe 1825 ff. ist so elend wie seine darin erneuerte Biographie von 1791.

Dann brach Karl Lachmann die Bahn für eine auf philologischen Grundsätzen sicher fußende Behandlung moderner Schriftwerke. „Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften" Berlin, Voß 1838—1840 in dreizehn Bänden zeigten einen gewahrten und gemehrten Text mit sparsamen, leider in Betracht der Handschriften zu geizigen Lesarten, eine weise Mitte zwischen chronologischer und sachlicher Anordnung, eine Fülle des Neuen, die Briefe in zeitlicher Folge auf zwei Schlußbände vertheilt. Zum ersten Mal, freilich mit zu spätem Einsatz, trat der Vossische Recensent wieder ans Licht. Wol spürt man hie und da, nicht bloß in allzurascher Erledigung der Breslauer Papiere, eine gewisse durch die drängenden Verleger erzeugte Abspannung, Versehen der Textkritik, Lücken im gedruckten Material, aber das Ganze war an sich Lessings würdig und weithin epochemachend für die Verwaltung unsers litterarischen Erbgutes. Das unliebsame Nachspiel behandelte Lachmann in dem Heft „Ausgaben classischer Werke darf jeder nachdrucken" 1841. — „Neu durchgesehen und vermehrt" nannte Wendelin von Maltzahn die von ihm, Stuttgart bei Göschen 1853—1857, besorgte zweite Auflage; Lachmanns 13. Band, die Briefe an Lessing, fiel unter den Tisch; die Recension des Textes bewies, namentlich in den „Litteraturbriefen" und den Collectaneen (Guhrauer, Blätter für litterarische Unterhaltung 1843 Nr. 244 ff.), daß wer eine feine Spürnase als Handschriftensammler und Bücherliebhaber besitzt, deshalb doch der philologischen Elemente völlig bar sein kann. — Nach umfassender Vergleichung aller Drucke und Handschriften besorgt jetzt Franz Muncker die dritte Auflage, von der bis 1891 sechs Bände (Stuttgart, Göschen) erschienen sind, wichtig in erster Linie für die Berliner Recensionen und die dramatischen Fragmente. Vgl. Sauer, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 40, 36; E. Schmidt, Anz. 17, 136; Redlich, VJS 2, 277. — Vor der 3. Lachmannschen Ausgabe war abgeschlossen die Hempelsche, Berlin o. J. (1868—1879) in zwanzig Theilen, mit sacht modernisirter Schreibung, ohne philologischen Apparat, aber mit erläuternden Einleitungen und Anmerkungen. 1—5 (Poesie) und 7 (Hamburg. Dramaturgie) sind werthlos; dazwischen steht schön die vortreffliche Arbeit am „Laokoon". Was namentlich Alfred Schöne für das Archäologische, Christian Groß für die Theologie, Carl Christian Redlich für die Litteraturbriefe und, von anderem abgesehen, für die am Schluß in zwei ebenso unhandlichen wie unschätzbaren Bänden gebotene, überaus vermehrte, musterhaft erklärte Correspondenz gethan hat, kann niemand dankbarer anerkennen als ich. In der sachlichen Anordnung finde ich mich nach jahrelangem Gebrauch noch heute mühsam zurecht. Zum Briefwechsel (vgl. Sauer, Anz. 6, 173) gab Redlich 1886 im gleichen Verlag „Nachträge und Berichtigungen". Ferner: Lessing an Lippert 4. Jan. 77 Vossische Zeitung 15. Apr. 1888, an v. Breitenbauch 12. Dec. 55 VJS 2, 271 (zuerst Voss. Zeitung 10. Febr. 1889); an J. A. H. Reimarus

22. Aug. 69 VJS 4, 263; Ebert an Lessing 15. Dec. 70 ebda. 260, Gleim 28. Dec. 77 ebda. 265 (S. 272 Kästner über seine Correspondenz mit Lessing). Der Briefwechsel mit F. H. Jacobi liegt, nachdem er aus der Maltzahnschen Auction in C. R. Lessings Besitz übergegangen ist, vervollständigt in der Voss. Zeitung 15. Juni 1890 vor, darin zum ersten Mal Jacobi 20. Aug. 79, 23. Juli 80, 28. Nov. 80; ebda. v. Breitenbauch 10. März 64. Ein Billet an Heyne, 14. Jan. 71, im Besitze von O. A. Schulz, mir von F. Jonas mitgetheilt, wird in der VJS erscheinen. Eine Berliner Dame hält einen längeren Familienbrief Lessings aus der leider so spärlich vertretenen schlesischen Zeit hinter Schloß und Riegel; da mir keinerlei Benutzung zugestanden wurde, habe ich auf den bloßen Anblick verzichtet. Die Briefe an F. L. Schröder sind durch Diebstahl verschwunden (Uhde, Histor. Taschenbuch 5. Folge 5, 277), die an Claudius hat dessen Sohn verbrannt (Mönckeberg, L. als Freimaurer 1880 S. 55).

Dem Litterarhistoriker und dem Litteraturfreund kann nicht zugemuthet werden, sich Jahr für Jahr neue Classikerausgaben anzuschaffen, die nicht das Bedürfnis, sondern kaufmännische Berechnung der Verleger und die Büchermacherei betriebsamer Editoren hervorrufen. Zu den Dichtwerken hat der an drei oder mehr Lessingausgaben betheiligte R. Boxberger in der Groteschen Sammlung 1875 allerlei beigebracht, zur Archäologie Blümner.

Redlichs „Lessingbibliothek. Verzeichnis derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der Lessingischen Werke bilden" (Hempel 19, 673, auch separat 1878) wird durch Munckers, in dieser Richtung von dem ersten Verleger Weibert bereicherte, Ausgabe hie und da ergänzt. Die Einzeldrucke übersehen wir noch immer nicht völlig. Vgl. auch Milchsack, Systematisches Verzeichnis der Lessing-Litteratur der Bibliothek zu Wolfenbüttel mit Ausschluß der Handschriften 1889 (die Autographa Archiv 1, 299). Hauptmassen der erhaltenen Handschriften sind im Besitz der Breslauer Universitätsbibliothek (dramatische Bruchstücke, Collectanea), der Wolfenbütteler Bibliothek (Germanistisches, Ahnenbilder, Briefe), der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Emilia Galotti), der Halberstädter Gleimstiftung (Briefe), des Herrn Ernst Mendelssohn-Bartholdy (Matrone von Ephesus, erster Nathanentwurf), des Herrn Geh. Justizrath C. Robert Lessing (Minna von Barnhelm, zum Laokoon, italienisches Tagebuch, Briefe).

Darstellung. In großen Zügen zeichnete historisch entwickelnd Lessings Wesen und Wirken Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung 5. A. 4, 353 ff; sein litterarhistorisches Meisterstück in Gehalt und Form, zu dem immer wieder bewundernd zurückkehrt, wen die moderne Scheelsucht gegen diesen Forscher verdrießt. Durch saubere Gliederung und esoterische Tendenz erfreut Hettner durch scharfes Urtheil fesselt Julian Schmidt, durch anmuthige, besonnene Klarheit Scherer. Wie uns schon auf der Schule Koberstein berichtend oder meisterlich vorlesend zu Lessing zog, ohne hier durch die Brille seiner geliebten Romantiker zu schauen, wird jedem Theilnehmer unvergeßlich bleiben.

Nach biographischer Fabrikarbeit erschien 1850, Lachmann zugeeignet, Theodor Wilhelm Danzels erster Band „Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Nebst einigen Nachträgen zur Lachmannschen Ausgabe"; ein Buch noch weit entfernt von der Ergründung, Rundung, Formgebung des Justischen „Winckelmann" oder der strengen allseitigen Vergegenwärtigung des Haymschen „Herder", aber, im rechten Gegensatze zu Goethes nur vom Berge zum Berge schreitendem „Winckelmann", die erste das Große und Kleine durchdringende wissenschaftliche Monographie über einen deutschen Schriftsteller, tief aus den Quellen geschöpft, umfassende Bildungsgeschichte, auch den dienenden Per-

sonen zweiten und dritten Ranges zugewandt, wolbeschlagen in ausländischer Litteratur, unzulänglich in der Analyse der Dichtwerke, philosophischen Constructionen noch allzu geneigt, übel disponirt, formlos, schweres Geschütz, und doch nicht ohne starken persönlichen Reiz, in Vorzügen und Mängeln als Ganzes ein bahnbrechendes Buch. Wie rasch war der arme brustkranke Leipziger Privatdocent aus Hamburg, der zum Lebensunterhalt sogar Schmöker wie Sue's Enfant trouvé verdeutschen mußte, seit seinem „Gottsched" von 1848 vorgeschritten! Wie viel durfte die Litteraturgeschichte sich von ihm noch versprechen! 1850 starb er, erst zweiunddreißig Jahre alt. „Gesammelte Aufsätze von Th. W. Danzel" gab Otto Jahn 1855 mit einem warmen Begleitwort heraus (auch in Jahns Biographischen Aufsätzen 1866 S. 165). Seine reichen Vorarbeiten gingen auf G. E. Guhrauer über, den hochverdienten Leibnizforscher und Interpreten der „Erziehung des Menschengeschlechts", der 1853 f. die beiden Abtheilungen des zweiten Bandes lieferte und 1854 starb. Er hat es vielfach bei unverarbeitetem Rohmaterial bewenden lassen, da ihm gegen Ende eines kümmerlichen Gelehrtenlebens Lust und Kraft versiegten. Der Band ist sehr belehrend, aber unlesbar. Eine zweite Auflage besorgten recht ungenügend Boxberger und Maltzahn 1880 f. Es hätte Danzel selbst vergönnt sein müssen, sein Werk zu beenden und dann noch einmal auf den Amboß zu legen. Ich muß auf einige holde und unholde Stimmen der Kritik erwidern, daß mein Buch das Danzelsche weder ausstechen noch ergänzen soll. Es ist Raum für mehrere Darstellungen, und es werden noch andere, jeder nach seiner Art, dieses Weges ziehen. Daß durch Danzel alle wissenschaftlichen und durch Kuno Fischer alle schriftstellerischen Ansprüche für Lessing erschöpft seien, kann nur ein Litterat behaupten, der nicht im Stand ist Danzel durchzuarbeiten und von litterarhistorischen Aufgaben keine blasse Ahnung hat. — Adolf Stahr gab mit geringer Arbeit, aber doch mit eigenen Urtheilen, in leichter, oft declamatorischer Form zwei Bände „G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke" 1859, 9. A. 1887; die Widmung ist von Johann Jacoby zum Fürsten Bismarck übergesprungen. Wer die Dünnflüssigkeit schilt, sollte wenigstens zugeben, daß viele Tausende durch das geschickte Buch zu Lessing hingezogen worden sind. Die Revision der letzten Auflage erstreckt sich bis zu dem Punkte, wo meine Arbeit 1885 abbrach. — Aus akademischen Vorlesungen ist Loebells Lessingbuch (Entwicklung der deutschen Poesie 3) 1865, ed. Koberstein, hervorgegangen. — Geradezu monströs muthet uns Heinrich Düntzers mit allerlei mittelmäßigen Holzschnitten versehenes umfangreiches Opus an, „Lessings Leben" 1882, meist kunterbunte Auszüge aus den beiden Briefbänden ohne Besprechung der Werke und ohne eine Spur von Composition. Wer die Litteratur nur ein wenig kennt, braucht diese Chronik nicht aufzuschlagen, wie ich mich aus gleichem Grunde der gemeinschädlichen sogenannten „Erläuterungen" Düntzers enthalten durfte. — Über Heinrich Pröhle, Lessing Wieland Heinse 1876, habe ich mich Anz. 3, 22 geäußert; seine Briefexcerpte sind inzwischen größtentheils durch Sauers Ausgabe der Werke Chr. Ewalds v. Kleist Bd. 2 f. (Hempel) entbehrlich gemacht. — Kuno Fischer, Lessing als Reformator der deutschen Litteratur 1881 2 Bde, hat es besonders mit dem Dramatiker zu thun; gemeinverständlich, geistreich, pointirt. Der Titel könnte leicht eine schiefe Vorstellung von Lessings dem Reformator Luther in vieler Hinsicht so fremder Reformernatur geben, wenn auch der berühmte Verfasser das keineswegs beabsichtigte. — Eine ausgezeichnete Zusammenfassung bot Redlich, AdB 19, 756. — Confessionelle Zerrbilder von jesuitischer (Baumgartner 1877) oder, an Talent viel geringer, von muckerhafter Seite

(Claaſſen 1881) verzeichne ich nicht näher, mag auch weder an der Hand Dührings (1881) „Die Überſchätzung Leſſings und deſſen Anwaltſchaft für die Juden" prüfen, die ihrerſeits oft Leſſing zum Ehren-Reformjuden ſtempeln, noch mit Biſchof Reinkens „Leſſing über Toleranz" (1883), d. h. über den lahmen Altkatholicismus peroriren hören. — Das wackere, aber wenig originelle zweibändige Werk von James Sime, Lessing. His life and writings. London 1877 (Tauchnitzausgabe 1878) hätte Strodtmann nicht, Berlin 1878, deutſch zu bearbeiten brauchen; viel unnützer allerdings als die abgekürzte Übertragung des gewiſſenhaften Sime, aus dem manche unſerer Tagesblätter altbekannte Leſſing-Geſchichtchen naiv als neue Funde auftiſchten, war Claudis ſchlechte Überſetzung (Celle 1880) eines ganz oberflächlichen Buches: G. E. Lessing. His life and his works. By Helen Zimmern. London 1878. — Crouslé, Lessing et le goût français en Allemagne 1863, wird an Geiſt und, freilich auf den Effect geſpitzter, Darſtellung überboten von Cherbuliez, Études de littérature et d'art 1873 S. 1. Eine größere Biographie fehlt den Franzoſen. Zur Aufnahme Leſſings in Frankreich vgl. Süpfle, Geſchichte des deutſchen Cultureinfluſſes auf Frankreich I 1886.

v. Treitſchke, Hiſtoriſche und politiſche Aufſätze 5. Aufl. 1886 I (Grenzboten 1863 Nr. 8). Dilthey, Preußiſche Jahrbücher 1869 19, 117, 271, ſehr bedeutend für Aeſthetik, Theologie, Philoſophie; ſoll in einer Sammlung 1892 neu erſcheinen. Scherers Aufſatz, Deutſche Rundſchau 26, 272 (Febr. 1881), beſonders den Dichtwerken zugewandt, mit einer Periodiſirung 1755 und 1772, wird dem zweiten Bande der Kleinen Schriften einverleibt. O. Ribbeck, Kiel 1863 (nicht Weinhold, wie bei Goedeke S. 136 zu leſen iſt) ſkizzirt in raſchen Zügen Leſſings Verhältnis zur Wiſſenſchaft. Wundt, Leſſing und die kritiſche Methode, Eſſays 1885. Nur des Verfaſſers wegen ſei genannt F. Laſſalles Tirade: G. E. Leſſing vom culturhiſtoriſchen Standpunkt (1853 geſchrieben) 3. A. 1880. Einem beſondern Capitel weiß ich nicht zuzutheilen die Studie von H. Groſſe, Leſſings Pädagogik, Deutſche Blätter für erziehenden Unterricht (Langenſalza) 1878 Nr. 35 ff.; W. H. Riehl, Leſſing als Univerſitätsfreund, Freie Vorträge 2 (1885), 481 (München 1873). — Zum Drama: Guſtav Freytag, Die Technik des Dramas 6. A. 1890; Bulthaupt, Dramaturgie der Claſſiker I 4. A. 1891; Richard M. Meyer, VJS 3, 298; K. Heinemann, Vorhang und Drama, Grenzboten 1890 1, 459.

Leſſings ſämmtliche Dichtungen als zuſammengeklaubte Moſaiken ohne jede „autokephale" Schöpferkraft zu zerſtückeln, iſt die fixe Idee Paul Albrechts in ſeinem auf zehn Bände berechneten Werk „Leßings Plagiate" (Hamburg 1891 ff., Selbſtverlag). Bei grundverſchiedener Auffaſſung wird man von Albrechts findiger Beleſenheit im Einzelnen noch recht viel lernen (vgl. Deutſche Litteraturzeitung 13. Dec. 90). Bis jetzt liegen mir, außer den Proben im Proſpect, erſt drei Hefte vor (Epigramme, Lyrik, Jugendluſtſpiele).

Die Recenſionen ſtellt in übler chronologiſcher Folge und unvollſtändig zuſammen Braun, Leſſing im Urtheil ſeiner Zeitgenoſſen I (— 1772) 1883.

Könnecke, Bilderatlas zur Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur 1886 S. 164, Portraits, Facſimiles.

Heimat und Schule.

Familie: Klix, Wiſſenſchaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1885 Nr. 7, 1890 Nr. 6. Der Name Leſſing iſt ſlaviſch (Kopitar, Grammatik S. 398); der Umſtand, daß ihn ſich ſpäter manche Juden beilegten, begünſtigte den Mythus von

Lessings jüdischer Abstammung. — Des Großvaters Dissertation De tolerantia religionum abgedruckt Voss. Zeitung 23. Oct. 1880. Zarncke erinnert mich daran, daß Goethes Großvater über die These disputirte: In republica non debet esse duplex potestas ecclesiastica et politica, sed politicae etiam jus sacrorum est vindicandum, Goethe-Jahrbuch 5, 345. Copie seines Kamenzer Bildes bei Herrn C. R. Lessing. Verwandtenportraits in Düntzers Buch. Über das Knabenbild (Könnecke) S. 16 Hettner, Kleine Schriften 1884 S. 429. Den Vater als Theologen bespricht Bertheau, AdB 18, 448. Die persönlichen Verhältnisse wurden durch die Hempelsche Briefausgabe neu beleuchtet. Ein wichtiger Brief Karls an den Vater, 9. Jan. 69, über Gottholds Hamburger Zustand und italienische Pläne, Neues Lausitzisches Magazin 9, 528. Eugen Wolff, Karl Gotthelf Lessing 1886 (Neudruck seines Lustspiels Die Maitresse, DlD 1887 Nr. 28). C. Kirchner, Johann Theophilus Lessing und das Chemnitzer Lyceum (S.-A. aus dem 3. Jahrbuche des Vereins für Chemnitzer Geschichte) Chemnitz 1882; Siegfried, AdB 18, 449.

Meißen: veraltet und unzuverlässig Diller, Erinnerungen an Lessing, Meißen 1841. Kreyßig, Afraner-Album 1876. Flathe, Sanct Afra 1879. Hermann Peter, Deutsche Rundschau März 1891 26, 366 (erster Druck des Gedichts an Carlowitz, jetzt Lachmann-Muncker 1, 274; das kürzlich von Th. Distel in einem Privatdruck ausgegebene „Gedicht aus Lessings Secundanerzeit" vom Nov. 1748 wird irgend einen Meißner Primaner zum Verfasser haben); Archiv 10, 285 das Urkundliche; Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Meißens I Heft 3 (S.-A. Meißen 1884): Die Pflege der Poesie auf den sächsischen Fürstenschulen in dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts.

Auf der Universität.

Werke wie Justis Winckelmann (1866—72) und allgemeinere Darstellungen citire ich nicht immer im Besondern. Für die litterarischen Beziehungen Sachsens und der Schweiz ist gerade in den letzten Jahren durch die allen Fachgenossen wolbekannten Schriften von H. v. Stein, Braitmaier, Servaes viel geschehen und dadurch die Ausbildung der Kunstlehre im 18. Jahrhundert neu fundirt worden. Eine große Monographie über Gottsched hat Waniek versprochen. — S. 36 bitte ich den Lapsus des Fabelcitats zu verbessern: Verfasser ist der Hamburger M. Richey. — Christ: F. A. Wolf in Goethes „Winckelmann"; Danzel; Justi 1, 374; Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst 1878 1, 159; Dörffel 1878 (biographisches und bibliographisches Material). Ich spreche selbstverständlich nach eigener Lectüre. — Christlob Mylius: mit Unrecht in der AdB übergangen; Lessings Vorrede zu M.s Vermischten Schriften 1754; L. Hirzels Hallerausgabe 1882 (VJS 3, 367); Kästner, Olla potrida Berlin 1778 1, 154 (v. Murr, Anmerkungen über Herrn Lessings Laokoon 1769 S. 53). Er verdiente wol eine kleine Monographie als Naturforscher und Journalist. Seine Zeitschriften, deren „Lessingiana" Mohnike 1843 untersuchte, sind sehr selten; ich benutzte meist C. R. Lessings Exemplare. „Der Wahrsager", S. 172, ist doch erhalten in der Kgl. Bibliothek, wo die 20 Stücke dem Jahrgang 1749 der Voss. Zeitung beigebunden sind; ein Berliner Neudruck war in Aussicht gestellt, scheint aber, sehr mit Recht, als unnöthig aufgegeben. S. 59 die Wendung unten ist ungeschickt, denn es giebt zwei lausitzische Reichenbach, das Pfarrdorf 1 Stunde von Kamenz auf dem Wege nach Radeberg, M.s Geburtsort, und das Städtchen im Görlitzer Kreise. — Offenfelder: AdB 24, 498. Neuberin:

Danzel, Gottsched 1848; Reden-Esbeck 1881 ganz unzulänglich; Creizenach, Grenzboten 1882 2, 75; Ossenfelders Gedicht an Lessing wiederabgedruckt und kundig erläutert von Uhde, Dramaturgische Blätter von Hammann und Henzen 1877 S. 279 (Hempel 20^2, 3) und 324.

Jugendpoesie.

1. Eine Geschichte der Anakreontik fehlt. Für Frankreich hat Ste-Beuve das Meiste gethan. Kleine Ansätze bei Witkowski, Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschland und Friedrich von Hagedorn, Leipzig 1889. Albrechts Entlehnungsnachweise verfolge ich hier nicht; L. hat allerdings manchmal wörtlich aus dem Französischen übersetzt, wie schon S. 84 vermuthet. „Die Türken" J. M. Wagners Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung 1874 S. 48, Schnorrs Archiv 6, 152; 9, 232. „Auf Brüder" Schöne, Archiv 6, 337; Kettner, Zacher 17, 245. Compositionen Anz. 17, 139. — S. 98 Lorenzin: Uhde a. a. O., J. H. F. Müllers Abschied von der K. k. Hof- und Nationalschaubühne 1802 S. 342, romanhaft H. M. Richter, Geistesströmungen 1875 S. 231.

2. Eigenbrodt, Hagedorn und die Erzählung in Reimversen, Berlin 1884 (Seuffert, Anz. 12, 68). Über Gellert und L. Anz. 2, 38; Handwerck, Studien über G.s Fabelstil, Marburger Dissertation 1891. S. 91 vgl. Poggios Eremita, s. Meyer Zs. 31, 104; zu S. 94 behauptet Meyer ebda. für das „Muster der Ehen" willkürlich eine Abhängigkeit von Pope, s. aber R. Köhler VJS 1, 492, 2, 275. Haug, Kordus und Lessing, Neuer teutscher Merkur 1793 3, 275; Krause, E. Cordus 1863 S. 53; Archiv 9, 276; das Franciscanerepigramm deutsch von L. Sandrub, Hallenser Neudrucke 10, 35. Mohnike, Lessingiana 1843 S. 48. Müller, Archiv 1, 494. Archiv 7, 24; 9, 111. Boxberger in der Groteschen Ausgabe 1. VJS 4, 268. Überall ist Albrechts Schrift zu vergleichen. Ich kenne nicht Bystron, L.s Epigramme und seine Arbeiten zur Theorie des Epigramms, Krakauer Dissertation 1889. Nachdichtungen Coleridge's, Brandl S. 264.

3. Hohenberg, Über L.s Lehrgedichte, Programm des Kgl. Realgymnasiums Berlin 1883. Hirzels Haller CCCXLVI. Muncker, L.s persönliches und litterarisches Verhältnis zu Klopstock 1880, worin besonders Lessings Kritiken, die Schönaichfehde u. s. w. spätere Partien meines Buches angehen. Seine allzuwarme Auffassung von Beider Freundschaft hat Muncker selbst in der großen Klopstockbiographie 1888 gekühlt. S. 96 lies: Wotton.

4. Creizenach, Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels 1879. Schlenther, Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie 1886. Wetz, Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung des 18. Jahrhunderts I 1 1885. Hoffory und Schlenther, Dänische Schaubühne Ludwigs von Holberg 1888; S. 112 hätte ich auf den „Erasmus Montanus" mehr Gewicht legen sollen. Minor, Christian Felix Weiße 1880. Was, ohne Vollständigkeit, bei Goedeke S. 139 Nr. 12 genannt ist, fördert wenig. Zum „Freigeist" Sauer, J. W. v. Brawe 1878 S. 34. S. 107 nicht „Mütterschule" (Nivelle de la Chaussée 1744), sondern „Frauenschule" (Moliere). S. 115 lies tapinois. S. 117 Schäferspiel: Rühle, Das deutsche Schäferspiel des 18. Jahrhunderts Halle 1885, Netoliczka VJS 2, 1. Über die Wiener Theaterbearbeitung „Der Misogyne" handelt Raab, Neue freie Presse 6. Febr. 81. Ein Erneuerungsversuch im Berliner Kgl. Schauspielhaus 7. Mai 1866 war natürlich erfolglos. S. 128 „Wir Lateiner" erst im 2. Druck. S. 129 u. Crouslé S. 396 zieht noch Destouches heran. Albrecht.

Der Berliner Litterat.

1. Die Litteratur über Friedrich den Großen (Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur S. 757) kommt hier nicht in Frage. Meine Skizze beruht nur auf der Ausgabe der Akademie. Den Horazianer charakterisirt M. Haupt, Opuscula 3, 137. — Lessing in Berlin: Julius Rodenberg, Nationalzeitung 14.—19. Febr. 1886 (als Heft 37 S.). Zahlreiche Aufsätze in den Zeitungen vom 14. October 1890 zur Enthüllung des Berliner Denkmals; Schlenther, Voss. Zeitung 12. October.

2. Plautus: Lorenz' Einleitungen in der Weidmannschen Sammlung; Sierke (Schatz) Königsberg 1870; Seldner, L.s Verhältnis zur altrömischen Komödie, Programm des Mannheimer Realgymnasiums 1884. Den „Schatz" spielte Schmidt in Hamburg noch 1816, Uhde 2, 182. „Weiber sind Weiber", Allg. d. Bibliothek 61, 147. — Recensionen u. s. w.: B. A. Wagner, Lessing-Forschungen nebst Nachträgen zu Lessings Werken 1881 (Vossische Zeitung 1879f.); Berliner Neudrucke V 1889; Danzel 1² Anhang; Lachmann-Muncker 4f. Die Diasteuasten haben neuerdings gewiß zuviel auf L.s Rechnung gesetzt. Das Hauptverdienst nach Lachmann gebührt Wagner, der auch Lessings Übersetzung der kleinen Schriften Voltaires entdeckte. S. 180 o. Novellen s. Seemüller, Zs. 24, 42. S. 182 Spanisch: B. A. Wagner, Zu Lessings spanischen Studien, Programm des Sophien-Realgymnasiums Berlin 1883; VJS 2, 136, 500.

3. Voltaire. S. 190: auf dem Titelblatt steht 1752. Proben bei Wagner, nur das Vorwort bei Muncker 5,1. Einen Neudruck, sammt der Uebersetzung der drei Lettres au public Friedrichs des Großen, gebe ich im Auftrag der Berliner Gesellschaft für deutsche Litteratur 1892 bei W. Hertz heraus. Z. 10 v. u. „Anmerkungsschmierer". Bayle, auch ein Liebling Friedrichs II., ward in seiner Bedeutung für L. zuerst von Danzel gewürdigt, der aber Voltaire kaum berücksichtigte. Stahr. C. B. Boxberger, Einzelheiten über Voltaire bei L., Programm der Realschule Friedrichstadt Dresden 1879. — Herrnhuter: Bergmann, Hermäa 1883. — Henzi: dürftige Monographie von Bäbler 1880; L. Hirzel, Im neuen Reich 1880 1, 285 und Hallerausgabe CCLXXXII, CCCXLVIII; VJS 4, 271; Archiv 6, 86 9, 425 10, 364; Rochholz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte 1877 S. 236. Ältere Litteratur, mit schroffer Wendung gegen L., G. E. v. Haller, Bibliothek der Schweizer-Geschichte 6 (1787), 69. Zur Form Herder, Lebensbild I 3¹, 37. S. 208 Borcks Caesar-Übersetzung kommt zu schlecht weg; sie ist so getreu, wie es damals in Alexandrinern nur möglich war.

4. Rettungen. Lemnius: AdB 18, 236, 796; Burstan, Geschichte der classischen Philologie in Deutschland 1, 179; Gottsched, Nöthiger Vorrath 2, 192; Archiv 10, 11; Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens 1754 St. 19, 64; Strobel, Neue Beyträge zur Litteratur, besonders des 16. Jahrhunderts 1792 3, St. 1. — Cochläus: orthodoxe Repliken Goedeke 4, 141; Krafts Theologische Bibliothek 13, 238; Otto, J. Cochläus der Humanist 1874. — Ineptus religiosus von J. B. Schupp: Borinski, Zs. 33, 220; Archiv 7, 275. — Lange: Waniek, Immanuel Pyra 1882; Sauer, DlD 22, 1885 (Freundschaftliche Lieder). Fisch, Generalmajor von Stille und Friedrich der Große contra Lessing 1885, geht in seinen Schlüssen viel zu weit; Litzmann, Anz. 12, 172. Meine Charakteristik sollte knapper sein. — Klopstock s. o. Zu S. 246: „Grandison in Görlitz" (rec. Lachmann 5, 53) ist von Bodmer verfaßt und durch Sulzer zum Druck befördert, s. Bächtold, Jubiläumsschrift der Allg. Geschichtforschenden Gesellschaft der

Schweiz 1891 S. 194; auch mit dem „Versuch einer Dunciade" hatte L. nach Muncker nichts zu schaffen.

5. Miß Sara Sampson. Zur Vorgeschichte: Wetz, Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung . . . 1885. — Lillo's Merchant erörtert Brandl, VJS 3, 47. Die Ballade Reliques 3. — Wirkung aufs Publicum, s. auch Müllers Abschied S. 20. — Caro, Lessing und Swift. Eine Studie zu Lessings Nathan 1869 S. 71; Scherer, Aufsätze über Goethe 1886 S. 131. Deutsch: Orrery, Briefe über Swifts Leben und Schriften, Hamburg 1752. — Medea: schon Ayrenhoff 5, 188 nennt „Marbot" eine „in Bürgerkleider gesteckte Medea". — S. 263 Ramlers Bericht bezieht sich auf Frankfurt a. O. Ackermanns Theaterzettel bei E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. 1882 S. 488 (S. 492 „Der Freygeist). Vgl. auch Litzmann, F. L. Schröder 1 (1890), 90. — Klotz — genauer wäre „in Hannover", nicht „in Göttingen" — bespricht die „Sara" auch im Brief an Briegleb 29. Dec. 63 (Berlinisches litterarisches Wochenblatt 1777 1, 9) mit scharfer Einzelkritik, die ich der Seltenheit und des Verfassers wegen hier nach einer Abschrift Weilens wiederholen will:

„Das Lob, welches Sie der Miß Sara Sampson beigelegt, bewog mich dieses Stück noch einmal zu lesen. Es ist wahr, die Tragödie ist vortreflich: sie reißt uns dahin, und ich wenigstens schäme mich nicht zu sagen, daß sie mir Thränen abgezwungen hat. Wo ich nicht irre, wird unsere Betrübniß vornehmlich dadurch vermehrt, daß die Marwood ungestraft ihre Bosheit ausführt. Denn wenn entweder diese sich auch erstochen hätte (ein weniger großer Geist, als Lessing würde den Plan so gemacht haben) oder von dem Mellefont wäre entleibet worden, so würde unser Mitleiden eine gewisse Satisfaction bekommen: unser Affect würde nicht so stark, die ganze Geschichte nicht so rührend, kurz die Tragödie nicht so schön seyn. Nein! daß uns der Sara Schicksaal recht rühren und zum weinen zwingen mußte, darzu war es nötig, daß Marwood ungestraft und triumphirend diese Bosheit ausführen konnte. Kurz des Sophokles Oedipus hat eine Gespielin gefunden, (wie sich Herr Butschany ausdruckt) an der Sara gefunden, oder wollen Sie recht aufrichtig hören, die Miß Sara Sampson gehört unter die Arbeiten, welche dem menschlichen Geschlechte Ehre machen. Allein einige Anmerkungen will ich Ihnen mittheilen. Sie sind nicht gelehrt, ich habe sie bei einem Glase Wein gemacht; sie beruhen bloß auf meinem Gefühl. Wie verschieden müßten diese Anmerkungen von den Noten eines Sterlejus und Barnesius über den Aeschylus und Euripides seyn! doch jene waren gewiß nicht beim Weine gemacht. Aber diese Herren endigen sich auf das dreimal heilige ius. S. 30 „Dessen Herz muß ruhiger oder muß ruchloser sein, als meines, welcher immer einen Augenblick zwischen ihm und dem Verderben mit Gleichgültigkeit nichts als ein schwankendes Bret sehen kann". Welch eine böse Periode für mich! Sie brachte mich aus der Begeisterung, in welche mich das vorhergehende gesetzt hatte. Sie that noch mehr, sie brachte mich aus der Ernsthaftigkeit. Ich erinnerte mich, daß ich eine Tragödie lese, daß Herr Lessing sie gemacht, daß er die Stelle eines griechischen Dichters nachgeahmt, welche alle Kommentatoren zu Horazens: illi robur et aes triplex etc. angeführt haben. Für mich wäre es hier besser unwissend zu seyn. Gelehrsamkeit unterbrach mein Gefühl und meine sanften Empfindungen: ich brauchte einige Minuten Zeit, mich wieder in die vorige Situation zu setzen. Doch hat denn Lessing für Criticos geschrieben? Nein! Klotz sollte sie nicht lesen, oder wenigstens beim Lesen unwissend seyn. S. 75. Hier will die Marwood den Mellefont erstechen; er entreißt ihr den Dolch! was thut sie? — sie schweigt —

sie erblaßt und ist betäubt — nein sie perorirt. Diese geschwinde Abwechselung einer von der heftigsten Leidenschaft ergriffenen Person scheinet mir unwahrscheinlich. S. 93 sagt der Diener Waitwell: „Und vielleicht ein aufrichtiges Bedauern, daß er die Rechte der väterlichen Gewalt gegen ein Kind brauchen wollen, für welches nur die Vorrechte der väterlichen Huld sind". Sollte man nicht schwören, Waitwell hätte bei dem Herrn *** das Jus naturae gehört? Ein Gedanke, den ich überdenken muß, den mir der Zuhörer, auch der gelehrte Zuhörer, nicht sogleich versteht, ist mir in einem Stück ärgerlich, wo mein Herz, nicht mein Verstand beschäftiget seyn will. Ich schwöre, da das Stück in Hannover aufgeführt worden, keiner hat sogleich dies verstanden, selbst die *** nicht. Und die schöne Antithese Vorrecht und Recht! Überhaupt redet Waitwell oft nicht als ein Diener, sondern als ein Philosoph. Lesen Sie S. 102 und 103, 193. Ich will 100 Louisd'or wetten, Herr *** philosophirt nicht so gut und so wahr. Und dieser ist doch Professor. Der arme Waitwell aber hatte nie die Logik in Tabellen gebracht. S. 176 „Hier, wo ich in bessern Zeiten die geschriebenen Schmeicheleien der Anbeter verbarg; für uns ein ebenso gewisses, aber nur langsames Gift." Um Vergebung, ein Wortspiel! und wieder um Vergebung, eine kindische Stelle! Es redet hier Marwood, da sie das Giftpulver hervornimmt — in der größten Hitze — in einer Art von Raserei — in der größten Wuth redet sie Sentenzen. S. 193 „Laß die Hülfe so wirksam seyn, als deinen Irrthum." Ist dunkel, unnatürlich, spitzfündig. S. 212 „Nein, ich will es nicht wagen, sie (die Hand) zu berühren. Eine gemeine Sage schreckt mich, daß der Körper eines Erschlagenen durch die Berührung seines Mörders zu bluten anfange." Ach Pedante! der verzweifelnde Mellefort, der sich in wenigen Minuten erstach, wird noch gelehrt. Und der scholastische Ton: Eine gemeine Sage — Was fehlte noch, als Hochzuverehrende Anwesende. Noch eins! hätte Lessing nicht einen sehr rührenden Auftritt machen können, wenn er der Sara von ihrem Vater den Seegen hätte geben lassen. Sie will es S. 200 selbst: und ich glaube, hier hätte man ein lautes Geheul auf dem Theater erregen können, wenn der alte graue Sampson seine zitternde Hand auf die Stirne seiner Tochter gelegt, und sie geseegnet hätte. Meinen Sie nicht? Und noch eins. Nun darf ich dieses Stück nicht wieder lesen. Es würde für mich keine Schönheit mehr haben. Denn ich habe es als Kritikus gelesen. Man muß es aber bloß als Mensch lesen. Die damals gehabten Kritiken würden mir wieder lebhaft werden und mein Herz verhärten. ———— Mein Freund, wie viel ließe sich über diesen Punkt schreiben! wie viel Regeln ließen sich da abstrahiren!"

Wiener Bearbeitung: Raab, Neue freie Presse 6. Febr. 81; „Der Kaufmann von Londen" (deutsch von H. A. Bassewitz Hamburg 1754), Teutsche Arien (Hs. der Wiener Hofbibliothek, Kurz-Bernardon) 1, 77. Duval, La courtisane, kenne ich nur aus dem Portefeuille Amsterdam 1883 Nr. 12. Eine von einem Braunschweigischen Prinzen, offenbar Prinz August von Braunschweig-Oels, geschriebene Übersetzung Sara Samson sujet anglois tragédie bourgeoise (darin Arabelle personnage muet) habe ich flüchtig im Nachlaß der Herzogin Amalia zu Weimar gesehen (Großherzogliches Hausarchiv unter C. A. H. Burkhardts Leitung). Crouslé S. 375. — Litterarische Nachwirkung: Sauer, J. W. v. Brawe (Quellen und Forschungen 30) 1878 S. 80 (vgl. Minor, Anz. 5, 380). Pfeil: AdB 25, 656. Angriff Bodmers, Freymüthige Nachrichten 1757 S. 307.

Theatralische Bibliothek. Der Comédien deutsch von Bertuch, Altenburg 1772, mit Berufung auf Lessing. — Seneca und Euripides sind zu breit und ohne Schärfe behandelt; ich sah das schon vor der Lectüre des wundervollen

Herakles-Buches von Wilamowitz von 1889. Die Schranken der Lessingschen Philologie mußten mehr gezeigt werden. S. 272 „Oper", vgl. Zelter an Goethe 3, 187. — S. 275 „aus der ein Blatt entfallen zu sein scheint" wäre überhaupt als lästiger belangloser Relativsatz zu streichen; die Vorrede wurde nachträglich gedruckt, und ein weißes Blatt diente zur Füllung des Bogens. Ungemein schroff fällt gegen den „dummen" Thomson W. Schlegel aus, Berliner Vorlesungen ed. Minor 2, 313: „Seine Tragödien (es gehört auch zu Lessings Jugendsünden zu einer schlechten Übersetzung derselben eine Vorrede gemacht zu haben, worin er ihnen eine große Bedeutung beilegt) sind anerkannt schlecht".

Diderot. Ausgabe von Assézat 1875 ff. Danzel wollte den Beziehungen genauer nachspüren, Guhrauer unterließ es. Rosenkranz, Diderots Leben und Werke 1866, geht nicht tief. — Die Grimmsche Correspondance in der neuen Ausgabe würde ich jetzt stärker zu nutzen suchen (Ste-Albine Le comédien 1, 112, 396; Lillo 1, 229, 489, 5, 440, 474 7, 187, 499 8, 293; Chaffiron 1, 285 2, 332; Marigny 2, 1, 126; Montiano 2, 131; Journal étranger 2, 144, 385 u. s. w.; Laokoon 2, 486 3, 78, 316, 408 4, 462; Riccaut 4, 51; Spartacus 4, 188, 227; L. und Diderot 4, 398; Hamburg. Dramaturgie 4, 417 5, 477, 501, 6, 174 7, 328 9, 273, 10, 27, Belloy 5, 92 6, 241 u. ö.; Moore 5, 175 7, 364 8, 74; Sara 7, 140; Fabel 7, 140; Erbprinz von Braunschweig 7, 144, 240, 296; Minna v. B. 10, 503). — Weyland, Lessing und Diderot, Programme Gartz a. O. 1878, 1883. Flaischlen, O. H. v. Gemmingen. Mit einer Vorstudie über Diderot als Dramatiker 1890. H. v. Stein, Die Entstehung der neueren Aesthetik 1886 S. 253.

6. Berliner Verkehr. Ramler: vortrefflich die Dissertation von Carl Schüddekopf, K. W. Ramler bis zu seiner Verbindung mit Lessing, Wolfenbüttel 1886 (S. 30 über die „Critischen Nachrichten" 1750; S. 47 erste Urtheile über L.; S. 53 Logau). — Moses: eine gute Monographie fehlt. Die Litteratur giebt jetzt D. Jacoby in seiner sorgfältigen Übersicht über die Populärphilosophen, Goedeke 4, 160. Jacob Auerbach, Lessing und Mendelssohn. Erster Abschnitt, Frankfurt a. M. 1867. Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz 1875 S. 272. Auch ich habe S. 296 die Bekanntschaft gleich allen Biographen gemäß Nicolais Angabe ins Jahr 1754 verlegt; vgl. aber Schriften 3, 8, 13, Auerbach S. 10, wonach 1753. So auch Scherer. Ganz klar ist die Sache nicht. Neue Ausgabe der Schriften in Auswahl von Brasch 1881. Minor, Fabeldichter Satiriker und Philosophen, Spemanns Nationallitteratur Bd. 73. — Pope: H. v. Stein S. 101; mein 2. Band S. 609. — Nicolai: Monographie fehlt. Der ungeheure handschriftliche Nachlaß auf der Kgl. Bibliothek. Goedeke 4, 168. Minor, Lessings Jugendfreunde (Auswahl aus Weiße, Cronegk, Brawe, Nicolai), Spemann 72, 275. Muncker, AdB 23, 580. Hübsch die jüngste Gelegenheitsschrift von E. Friedel, Zur Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung ... mit 6 Abbildungen, Berlin 1891. — Interessante Mittheilungen Prémontvals an Michaelis in dessen Litterarischem Briefwechsel ed. Buhle 1, 113.

Leipzig und Berlin.

1. Die rechte Brücke fehlt. Das Theater (Scherer, Litzmann) darf man nicht ohne weiters als Magneten bezeichnen; auch Redlich warnt davor. Doch wird die alte Liebe mindestens unbewußt im Spiele sein, und mein Übergang ist gar zu sprunghaft. — Weiße s. o. vgl. Anz. 7, 68. — Kleist: Sauers dreibändige Ausgabe der Dichtungen und Briefe im Hempelschen Verlag 1881 f. mit

schöner Biographie; Über die Ramlerische Bearbeitung der Gedichte E. C. v. Kleists, Wien 1880; Archiv 11, 457; VJS 3, 254. Chuquet, De Ewaldi Kleisti vita et scriptis 1887. S. 312 Das „umrauscht" und „stolz" ist doch zu rhetorisch für diese Entlehnung aus der griechischen Anthologie, die nach Campes Wunsch mutatis mutandis auch Lessings Grabmal bezeichnen sollte. — Gleim: Sauers Einleitung zu den Grenadierliedern, DlD 4.

2. Brawe s. o. — S. 359 Die „Virginia" ist nach Roethes Nachweis wörtliche Übersetzung aus dem Englischen des Crisp, s. unter „Emilia Galotti". — Die Texte sind mehrfach nach Munckers letzter Collation im 3. Bande zu verbessern; so heißt es in „Fatime" nicht „Sie sterbe", sondern „Sie sterben". Auch zur Datirung einige neue Winke. — Jamben: Sauer, Brawe S. 129; Über den fünffüßigen Jambus vor Lessings Nathan, Wien 1878. — Philotas: Archiv 4, 272 über das „kurze Schwert". Minor, Zacher 19, 240, vermuthet Einfluß von Calderons Standhaftem Prinzen? wogegen Roethe VJS 2, 516 bei der Regulus-Reihe sich begnügt. Laas, Der deutsche Aufsatz 2. A. 1877 S. 564. Bodmers Recension, Freymüthige Nachrichten 1759 S. 298; klug warnte Breitinger, vgl. Blümner, Mittheilungen aus Briefen an L. Usteri (undatirter S.-A.) S. 15. Daß L. an König Friedrich und dessen Vorsatz, die Schande nicht zu überleben, dachte, hätte ich nicht nur S. 318 andeuten sollen. Vgl. auch Zeller, Friedrich d. G. als Philosoph 1886 S. 184, 234. Und sogar Kant wollte mit Berufung auf Friedrichs Entschluß den Selbstmord erlauben, wenn ein Fürst dadurch sein Land retten könne. S. 347 Hamlet, vgl. D. Jacoby, Voss. Zeitung 5. Mai 89 (auch S.-A. und Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft 1889); Brauns, Die Schrödersche Bearbeitung des Hamlet und ein vermuthlich in ihr enthaltenes Fragment L.s 1890 ist irrig). — Fatime: „ein Geheimnis; vielleicht . . ." vgl. das Motiv in Hebbels „Herodes und Mariamne". — Das Horoskop S. 352: Caro hat mir briefliche Mittheilungen gemacht. — Alcibiades: ein Vergleich mit Schillers Themistokles-Entwurf ist lehrreich, interessant auch die Männerliebe in den „Malteſern". — Faust: Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust 1878. Den Zusammenhang mit Marlowe bemerkte zuerst Achim v. Arnim in der Vorrede zu W. Müllers Übersetzung 1818 S. XIII. Andere Ansicht vertritt nach H. Grimm zuletzt Bielschowsky, VJS 4, 193. Engel, Johann Faust. Ein allegorisches Drama. Muthmaßlich nach Lessings verlorener Handschrift 1877, hat ein Machwerk des von R. M. Werner nachgewiesenen Schauspielers Paul Weidmann (1775) blind überschätzt. Kuno Fischer, Nord und Süd 1, 262 (L. als Reformator 1). Goethe-Jahrbuch 2, 65. Lessing an Breitenbauch VJS 2, 272. Vorspiel s. Creizenach, Der älteste Faustprolog, Krakauer Privatdruck 1887 (der Prolog ist dem Volksschauspiel vorgeheftet aus Thomas Dekker's Friar-Rush-Drama If this play be not good, the devil is in it). S. 370 Holthausen VJS 4, 167 verweist auf Honorius' Speculum ecclesiae; das sind eben weit verbreitete Geschichten, vgl. z. B. den „Seelentrost" Zacher 6, 433. Das Phantom erklärt Sauer VJS 1, 13 aus Calderons En esta vida todo es verdad y todo mentira. In Faustischen Vorraum weisen auch die „stumpfen Furien" der Fabel Lachmann-Muncker 1, 127; für das Alter der Motivirung zeugt 1755 „Pope ein Metaphysiker!" 6, 422: „sollte Gott eines Lieblings willen — der wißbegierige Weltweise sei, z. E., dieser Liebling." Daß Lessing seinen „Faust" dem Wiener Hoftheater verkauft habe, behauptet Schubarts Deutsche Chronik 1775 S. 310.

Danzel hat Lessings Entwürfen eine „Sorabe" angereiht. Ohne eigene Prüfung der Hs. wage ich jetzt nicht mehr zu sagen als Anz. 17, 143: Mit dem

kleinen Trauerspiel Zorade macht Muncker 3, VIf. doch wol zu kurzen Proceß, freilich im Einklang mit allen Herausgebern, trotz Danzels gewichtigen Begleitworten zum ersten und einzigen Abdruck in seinem Lessing 1, 522. Es fehlt auch in der zweiten, von Maltzahn und Boxberger auf den Markt geworfenen Auflage. Die äußeren Schwierigkeiten der Überlieferung verkenne ich nicht und weiß sie nicht zu enträthseln. Daß die Correcturen und Randnoten der Schreibercopie nicht, wie Danzel wähnte, von L. stammen, müssen wir Oesterley auf seinen Sachverständigeneid glauben. Aber ich finde nicht bloß mit Danzel das Nachwort des L. lessingischer als lessingisch, sondern sehe schon in der einactigen Anlage, in den Motiven und Charakteren, in Stil und Sprache des geraume Zeit vor Entwürfen wie Fatime anzusetzenden Versuchs trotz allen Schwächen ein bei keinem Zeitgenossen wahrnehmbares Gepräge, das mich, je öfter ich zu dem Stück zurückkehre, immer stärker von Lessings Autorschaft überzeugt. Als Herausgeber würde ich die paar Seiten anhangsweise mit einem Fragezeichen aus den Breslauer Papieren abdrucken und lieber mit Danzel zu viel thun als mit Boxberger zu wenig. — S. 376 Essay on d. p. 1667.

3. Logau ed. Eitner, Bibliothek des litterarischen Vereins 1872. S. 382 lies „Nordischem Aufseher". Fabel: Herder 15, 539. J. Grimm, Sendschreiben über Reinhart Fuchs 1840. Diestel, Bausteine zur Geschichte der deutschen Fabel, Programm des Vitzthumschen Gymnasiums Dresden 1871. Die Gottsched-Litteratur. Grebel, Darstellung und Kritik von Lessings Fabeltheorie, Jenaer Dissertation 1876. Motivgeschichte der antiken Fabel s. O. Keller, Fleckeisens Jahrbücher 4. Supplement S. 309. Taine, Essai sur les fables de La Fontaine Cap. 1; Ste-Beuve, Causeries du lundi 13, 254; Crouslé S. 118; Cherbuliez, Études 1, 49. S. 393 „nie nach Gebühr": Scherer ausgenommen. Ramler, Vierzehn Fabeln von Lessing in Verse gebracht, Berliner Monatsschrift Jan. 1796 S. 1.

Briefe die neueste Litteratur betreffend.

Nicolais wichtiges Schreiben an Herder jetzt bei O. Hoffmann, Herders Briefwechsel mit Nicolai 1887 S. 31. Thiele, Thomas Abbts Antheil an den B. d. n. L. d. Halle 1879 (aus der Festgabe für J. Zacher). Hayms Herder. Koch, H. P. Sturz und die Schleswigischen Litteraturbriefe (die mit Sturz nichts zu thun haben) 1879 (v. Weilens Einleitung zum Neudruck DlD 29 f.). Wieland: Seuffert, von dem eine große Monographie zu erwarten ist, Archiv 12, 607, VJS 1, 345; Nicolai an Wieland 4. März 1793; ich hätte mich an einigen Stellen mehr von L. emancipiren sollen. Einiges Neue bietet nun L. Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli 1891 S. 38, 132, 141 u. s. w.; desselben Einleitung zu Wielands „Geschichte der Gelehrtheit seinen Schülern dictirt" 1891. S. 417: Wieland an Riedel 29. Juni 68; Sauers Einleitung zu Uz, DlD 83 ff. Klopstock: Muncker; Cramer, Klopstock. Er und über ihn 4, 496, 5, 286; S. 425 Basedows Abwehr ist selbständig (Soroe 1760), nicht in einer Hamburger Zeitung erschienen. S. 406 Meinhard: W. Schlegels Hohn, Vorlesungen 3, 82. S. 407 war zur Stelle über die Dainos noch die allgemeine Ausführung zu citiren: Poesie finde sich unter jedem Himmelsstrich ..., und auch Herders „Zeugnisse" im 1. Band seiner Volkslieder heranzuziehen.

Breslau.

Vater Lessing redet von einem „Unfall", der Gotthold von Berlin nach Breslau getrieben, was nicht mehr aufzuklären ist. Redlich fragt, ob L. wegen

seiner Beziehungen zur Voss. Zeitung wie andere Journalisten Unbequemlichkeiten von den Russen gehabt hat? — Fichte, Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen 1801 S. 98. Klose bei K. G. Lessing 1, 241. Markgraf, Grenzboten 1881 1, 509; Kutzen, L. in seinem Welt- und Kriegsleben, sein Wirken und Streben zu Breslau 1760—1765, S.-A. aus den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur 1861. Brandes, Meine Lebensgeschichte 1799 1, 287 u. ö. Der Mythus Kloses und Karl Lessings, L. habe den Frieden in Breslau ausgerufen, spukt S. 441 noch nach, obwol feststeht, daß der Oberamtssecretär Förster das am 10. März „unter Pauken- und Trompetenschall" that. Oder handelt es sich um zwei verschiedene Vorgänge? — Über das Münzgeschäft s. Preuß, Friedrich der Große 3, 529. — In Tauentziens eigenem Nachlaß fand Preuß, wie ich aus seinen hfl. Aufzeichnungen durch F. Jonas' Güte ersah, einen Brief des Leibarztes Cothenius an den König, Breslau 11. Aug. 58: „Ich muß aber noch zitternd klagen, daß der Obrist v. T. vor einer Stunde in unserer Lazareth-Conferenz den geschicktesten und fleißigsten Feld-Medicum, den Dr. Ellenberger ohnverhörter und unverschuldeter Weise unter denen heftigsten Schimpfwörtern im Angesicht aller zum Lazareth gehöriger Personen mit dem Stock ins Gesicht etliche mahl geschlagen habe. Alles bebet, die ganze Stadt zittert, und unsere besten Leute bitten sich keine andere Gnade aus, als ihre Dimission". Der Betroffene ist wol derselbe Ellenberger-Zinnendorff, der 1771 den impertinenten Freimaurerbrief an L., Tauentziens Getreuen, schrieb. Aus L.s Secretariat sollen, wie mir Fresenius auf Grund einer noch unverwertheten Entdeckung Posners sagt, weitere Actenstücke im Berliner Staatsarchiv liegen.

Portraits: J. Friedländer, Beilage zur Königlich privilegirten Berliner Zeitung 17. März 1865, Grenzboten 1868 1, 441. Soetbeer, Das in Hamburg [jetzt in Berlin bei C. R. Lessing] befindliche, im September 1777 gemalte Bildnis G. E. Lessings, Hamb. Privatdruck 1868. Das „verteufelt freundlich" S. 444 möchte sich wol auf Bauses Stich beziehen. S. 443 u.: Titelkupfer zur Poetischen Blumenlese auf das Jahr 1778, Göttingen, Graff pinx. Sturm sc. Letzter Stich von Eilers vor C. R. Lessings Prachtausgabe der „Minna von Barnhelm" 1890. Schöne Photographie im Allgemein historischen Porträtwerk von W. v. Seidlitz 5. Serie 1886. Das Berliner Lessing-Standbild von Otto Lessing wurde am 14. October 1890 eingeweiht; am besten beschrieben von L. Pietsch in der Voss. Zeitung desselben Tages (ebda. im Abendblatt meine Festrede). — Körte schickt Goethen, der am 28. August in Halberstadt verweilt und L.s Brief an Gleim Nr. 208 als Autograph mitgenommen hatte, den 20. September 1805 das Mayfche Bild und fügt als Geschenk den zweiten Abguß jener auf Gleims Wunsch geformten Todtenmaske von Krull bei: „Vor Lessings Larve lag vor fünfzehn Jahren der sel. Lavater in hoher frommer Entzückung, in Wonn' und Thränen, als vor dem heiligsten, reinsten, Kinder-unschuldigsten, Flammen-geläutertesten, Diamant-festesten Männergesicht. Die vielen Worte verdrossen mich, doch aber sollte ich glauben, daß der in großen Sinn gehüllte Ernst dieses Antlitzes selbst Lavatern aufrichtig gemacht hätte, so daß er es würklich empfunden, was der Mann sagen wolle." — Eine unbedeutende Silhouette in einem Stammbuch ist 1890 bei Albert Cohn verkauft worden. Die ausgezeichnete vor diesem Bande stammt aus F. H. Jacobis Nachlaß; mein kleiner Nachweis einer bislang unbekannten Goethe-Silhouette daselbst ist mir durch Zarncke mit Wucherzinsen heimgezahlt worden. Frau Elisabeth Jacobi zu Wetter a. d. Ruhr hat die Erlaubnis zur Reproduction freundlichst ertheilt. Die versprochene Radirung nach

Graff stieß 1885 auf Schwierigkeiten; nun wird die Silhouette, gewiß von 1780, als letztes Lessingbildnis vielen lieber sein. Ihre Spur finde ich nur im Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel ed. K. Eggers 1891 2, 304; Rauch schreibt 25. Oct. 48, die übersandten Portraits seien höchst willkommen, „namentlich das mit dem frivolen dreikantigen Hute im Haar, Gott weiß wie nicht recht auf dem jugendlichen Kopfe, wäre vollends der Autor dieses Bildes ein etwas gewissenhafterer gewesen, so wäre es gewiß dem andern vorzuziehen gewesen, indem unbegreiflicher Weise keine Spur der Grandiosität der Todtenmaske in dieser sonst gewandten Darstellung zu finden ist, die Physiognomie aber wol wahr sein mag. Gestern erhielt ich vom Freunde Tieck nach einem Bildnisse Lessings [das Profil auf dem Titelblatt Über die Lehre des Spinoza 2. A.?], welches der berühmte Jacobi nebst einer Silhouette besaß, eine gute Zeichnung von Tieck selbst copirt, zu meinem Gebrauch, dies Portrait ist auch nicht viel besser, aber die Augen verständiger für unsern Zweck, und werde sehen was ich nach allen diesen Mitteln herausbringe, denn gern möchte ich ja wie es die größte Schuldigkeit ist nach Kräften und aller Aufmerksamkeit diesen großen herrlichen Mann, dessen Schöpfungen uns noch beleben, im Zopfcostüm darstellen, so gut ichs kann und mein ganzes Bestreben dahin geht, daß dieser keinem meiner Ein und Dreißig Heldenzöpfen als Schlußstein dieser monumentalen Gesellschaft nachstehe."

Minna von Barnhelm.

Prachtausgabe in Hochquart, von C. R. Lessing im October 1890 verschenkt (vgl. Voss. Zeitung 16. Oct.), mit Facsimile einer Seite der Riccaut-Scene aus der Urschrift, die einst Engel, dann B. Friedländer besaß. Bieling, Textkritische Studien zur M. v. B., Programm des Lessing-Gymnasiums Berlin 1888. Mehrere Schulausgaben mit Noten u. s. w. Girot, Paris 1887. — Über Friedrichs Abdankung der Freicorps Anfang März 1763 vgl. Oeuvres 19, 383. Preuß hat sich mit Lübbener Localforschern wegen des Major A. R. Marschall v. Biberstein (1717—69) in Verbindung gesetzt: Briefe Neumanns lassen die Überlieferung von dem rettenden Vorschuß als alt, aber doch unsicher erscheinen; um so gewisser ist die harte Bedrückung der niederlausitzischen Stände 1757. Auf die Scene 2, 2 wirft ein Bericht Baron Scherzers (17. Nov. 1794) an den Wiener Polizeiminister v. Pergen ein interessantes Licht (mir von A. Fournier freundschaftlich mitgetheilt, Voss. Zeitung 13. Jan. 1889): „Anno 1768 war ich in Berlin und wurde sehr vertraut mit Jemanden, der bei der königlichen geheimen Polizei angestellt war. Dieser eröfnete mir im Vertrauen, daß des Königs allerbeste geheime Spionen in den großen Städten die Würthe, Traiteurs und Eigenthümer der Hotels garnis wären, für welche der König zum Theil ganz, zum Theil die Helfte des Zünßes bezahle, und wenn sie sonach etwas Wichtiges entdecken, ihnen nebst diesen noch eine angemessene Belohnung ertheilt, durch welche Einrichtung in diesen Häußern allen Fremden ihr Haab und Gut sicher und heylig ist, da die Würthe dem König mit ihrem Kopf dafür haften müssen, dahero auch von keinem Diebstahl in diesen Häußern etwas zu hören ist. Für das aber, daß der König für diese Würthe den Zünß zahlet, sind sie verbunden, von allen Zusammenkünften, Gesprächen und sogar — wenn Jemand bei ihnen wohnt, der dem Staat verdächtig scheinet — von seinen bey sich habenden Briefschafften täglich einen verläßlichen Prothocoll-Auszug der Geheimen Polizei einzuschicken, wodurch Friedrich der Große weit verläßlicher als durch die Wiener Tagzetteln täglich erfahren hat, wer in seinen Hauptstädten

angekommen und was allda seine Beschäftigung seye." — Litterarische Motive: C. Th. Michaelis, Lessings M. v. B. und Cervantes' Don Quijote, Berlin 1883 (der auf andern Gebieten verdiente Forscher verwahrt sich gegen die Absicht einer Herleitung — wozu dann der durchgeführte Vergleich sammt dem Erweis, daß L. den Cervantes kannte?). Auf Farquhar machte, ohne z. B. des Rings zu gedenken, Elze aufmerksam, Allg. Zeitung 4. Juli 69, Vermischte Blätter 1875 S. 93, und glaubte sein geistiges Eigenthum gegen mich ängstlich schützen zu müssen (Akademische Blätter 1884 S. 119, 184; ebda. S. 316 Prêt-au-vol zuerst Wendt 1868). S. 465, 476 Yorick vor Yorick, denn Sentimental journey war ja noch nicht erschienen, und zur Pudelscene wäre auch an Die beiden Veroneser 4, 4 zu erinnern. — Zelter an Goethe 6, 286 „Der Dichter hat sich selbst als gekränkter Ehrenmann darin zu Buche gebracht. — S. 473 „Reitertod Max Piccolominis" Borberger, Archiv 9, 560. — S. 478 f.: impertinent W. Schlegel, Vorlesungen 1, 392 „Localität und temporäres Interesse sehr zu loben. Sonst untergeordnete Partien besser als die Hauptsache. Gezerre mit übertriebner Delicatesse, die wieder keine ist. Übles Beispiel: ein Mädchen, die dem Geliebten nachgeht; episodische edle Handlung — Rittmeisterin Marloff — der Mann mit dem Hunde aus Menschenhaß und Reue". — Riccaut nach den Parasiten der römischen Komödie, die „Minna" das versprochene Pendant zu den Captivi! Schuchardt, R. d. l. M. Greiz 1879; dem Bruder der Manon Lescaut verglichen auch von Genschen, Studienblätter 1881; undeutlich citirt Guhrauer den Francisque Michel, L'Histoire des Grecs ou de ceux qui corrigent la Fortune du jeu 1758. — S. 484 Hechts Bericht abgedruckt von Redlich, Nachträge S. 48. S. 485: ohne Riccaut in Hamburg, der französischen Occupation wegen, 15. Sept. 1807 (Uhde, F. L. Schmidt 2, 212); Wien: Ayrenhoff gegen Riccaut 5, 61; Frankfurter Zettel s. Mentzel S. 513. Rochon de Chabannes s. auch Deutsches Museum 1780 2, 476. Eine treffliche Aufführung im Burgtheater habe ich besprochen, Allg. Zeitung 19. Sept. 84. — Herder an Caroline 20. Sept. 1770.

Laokoon.

Hempel 6. Blümner, Lessings Laokoon herausgegeben und erläutert. 2. A. 1880 (Text nach Grosses Collation, vgl. Archiv 9, 144); dagegen verschwinden die kleinen Ausgaben von Cosack (die beste, 4. A. 1890), Borberger, Gosche. Überhaupt scheint mir der „Laokoon" kein Gegenstand der Schullectüre. Ältere Litteratur bei Blümner. Auf Harris (den Lessings Freund Michler verdeutschte, Danzig 1756) ist Dilthey durch F. Schlegels richtige Beobachtung aufmerksam geworden. Vgl. auch Grosse, Wissenschaftl. Monatsblätter Königsberg 1876 4, 7 (zu Leysaht, Dubos et Lessing Greifswald 1874). Den moment frappant bei Diderot betonte Scherer, Anz. 2, 85. W. Schlegels Vorlesungen 1. — Laokoongruppe: Justi 1, 451; W. Henke, Die Gruppe des Laokoon 1862; zu Goethe 22, 53 und 28, 38, woran Stark mit dem Hinweis auf Proklos καὶ τὸν ἕτερον υἱόν anknüpfte, s. Brunn, Archäologische Zeitung 37, 167 (vgl. die Abbildung 38, 189) und Deutsche Rundschau Nov. 1881; Kekulé, Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon 1883, dagegen Trendelenburg, Die Laokoongruppe und der Gigantenfries des pergamenischen Altars 1884. Benndorf, bei dem ich mir manchmal in archäologischen Dingen Raths erholen durfte, sagt in seinem Vortrag Über die jüngsten geschichtlichen Wirkungen der Antike 1885 S. 24 gelegentlich der Dresdener Sculpturensammlung: „Noch ist der Gipsabguß nachzuweisen, an welchem Lessing Studien für seinen Laokoon vornahm oder vor-

nehmen konnte". A. Schöne bemerkt brieflich (an Benndorf) erst, daß im „Laokoon" selbst keine Stelle Kenntnis der Gruppe aus einem Abguß zeige und L., wenn er einen gesehen, ihn nur 1756 in Dresden gesehen haben könne; aber weiter: Blümner, nach Justi 1, 451, behaupte Winckelmanns Autopsie für Dresden gemäß dem mißverstandenen Brief an Uden 3. Juni 1755, doch erwähne Justi in der Anmerkung, ein Gips-Laokoon sei damals in Dresden nicht nachzuweisen und noch 1774 habe sich Hagedorn bemüht einen Abguß zu kaufen, „demnach war 1756 auch in Dresden höchst wahrscheinlich kein Abguß, und L. konnte einen solchen also nicht sehen, selbst wenn ihn, der für bildende Kunst an sich kein Interesse hatte, danach verlangt hätte. Es bleibt also nur die Möglichkeit, daß sich bereits vor 1765 ein Abguß des Laokoon in Berlin oder Potsdam befunden haben könnte, was ich nicht glaube, aber hier nicht untersuchen kann". — Herder Bd. 3, 4. Die „Plastik" fehlt noch in Suphans Ausgabe (das Dedicationsexemplar, s. hier 2, 751, besitzt P. Zimmermann in Wolfenbüttel. Haym. Kettner, H.s 1. kritisches Wäldchen, Programm Pforta 1887. — Vischer, Aesthetik 5, 455 u. ö.; Lotze, Geschichte der Aesthetik in Deutschland 1868 S. 589; über Association Fechner, Vorschule der Aesthetik 1876 passim (L.s L. und das Princip der bildenden Künste, Zs. für bildende Kunst 19, 252); feinsinnig Marty, Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinns 1879; Brücke, Die Darstellung der Bewegung durch die bildenden Künste, Deutsche Rundschau Jan. 1881; Blümner, Laokoonstudien I 1881 (Allegorie) II 1882 (fruchtbarer Augenblick, Transitorisches); Kögel, Die körperlichen Gestalten der bildenden Kunst, Hallenser Dissertation 1888; Heinrich Fischer, Lessings Laokoon und die Gesetze der bildenden Kunst 1887 (vorher sein Greifswalder Programm 1884). — S. 26 Caylus: Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst 1878 S. 147 (168 Spence u. s. w.); Rocheblave, Essai sur le comte de Caylus 1889. — Über die spätgriechische Beschreibungsmanier vgl. E. Rohde, Der griechische Roman S. 151. Heute ist besonders in Frankreich der Roman nicht selten, der nur Beschreibung enthält, nur Zustände malt. Daß darin viel schärfste und feinste Beobachtung sich kundgiebt und die Aesthetik kein absolutes Veto gegen die Beschreibung hat, kann nur läugnen, wer Laokoon-orthodoxer ist als Lessing; daß aber dies ewige Beschreiben nicht ermüde, hat noch kein Aufrichtiger bestritten. Zu Wielands Gelehrigkeit s. auch Zacher 21, 336. Zu Wolfram s. Bock, Quellen und Forschungen 33, 11. — S. 49 die Bedeutung von „Krohlegmus", wofür Lessing seine Einwürfe gegen Winckelmann nicht genommen sehn möchte, stellt endgiltig fest Blümner, VJS 4, 358: Schmeichelei durch Fäserchenabsuchen.

Hamburg.

Schröder und Cropp, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller (Lessing: 4, 450). Zeitschrift für Hamburgische Geschichte; wol das beste städtische Unternehmen dieser Art. Wehl, Hamburgs Litteraturleben im 18. Jahrhundert 1853 ist ganz oberflächlich. Heitmüller, Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottscheds 1890. Vorgeschichte des Theaters (Löwen, Geschichte des deutschen Theaters, Schriften IV 1766; Schütze, Hamburgische Theatergeschichte 1794; Meyer, F. L. Schröder 1819) s. jetzt Litzmann, F. L. Schröder I 1890, die beste Monographie unserer Theatergeschichte. — Commentare zur Dramaturgie: Schröter und Thiele 1877 mit Text; knapper und schärfer Cosack 1876, 2. A. 1891; St. 1—7 Zürn, Rastatter Progr. 1884 f. Waldberg, Studien zu Lessings Stil in der H. D. 1882. Für den Text wird Muncker manches zu thun finden (Grosse, Archiv 7, 397). Zu Hempel 7 Nachträge in 19. Die Nachdruckfirma „Dodsley und

Compagnie" hat Wustmann entlarvt, Aus Leipzigs Vergangenheit 1885 S. 236: Engelhard Benjamin Schwickert, Handlungsdiener der Wittwe Dyk, der sich 1770 selbständig etablirte. — Seyler: Uhde, F. L. Schmidt 1, 245; Ekhof: Uhde, Neuer Plutarch IV 1876; Mad. Hensel: Daten in meinem H. L. Wagner 2. A. S. 131; Mad. Mecour: Litzmann, Schröder und Gotter 1887 S. 8; ADB. — VJS 2, 137. Schlenther, Lessing und Goethe über Schauspielkunst, Voss. Zeitung 30. März 90; Henke, Die Kunst der Mimik, Deutsche Rundschau 12, 406; Wundt, Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen, Essays 1885. — S. 80: Hanslick, Die Zwischenactmusik, ihre Beurtheilung durch Lessing und die Schriftsteller unserer Zeit, Suite. Aufsätze über Musik und Musiker 1885 S. 100; A. C. Kalischer, G. E. Lessing als Musikästhetiker 1890 (zuerst Dramaturgische Blätter und Bühnenrundschau 1888 Nr. 7ff.). — Matrone von Ephesus: Grisebach, Die Wanderung der Novelle von der treulosen Wittwe durch die Weltlitteratur 2. A. 1889 (E. Rohde, Jenaer Litteraturzeitung 1877 Nr. 28. Murko, Die Geschichte von den sieben weisen Meistern bei den Slaven 1890 S. 2); Minors Weiße; Muncker 3 mit wichtigen Correcturen. — S. 99 Weilens Einleitung zum Neudruck der Schleswigischen Litteraturbriefe, DLD 29 f. 1890, Suphan, Shakespeare im Anbruch der classischen Zeit unserer Litteratur, Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft 25, 1 und Deutsche Rundschau Sept. 89; Brandl, Coleridge S. 251). — Heilsame Wirkung der H. D. auf kleine Leute wie Heusels, Zs. 22, 301, VJS 3, 502. Roschmanns Abschluß von „Olint und Sophronia", Archiv 9, 64. — Franzosen: Crouslé, Süpfle u. s. w. Ich bin nur den Quellen nachgegangen. H. Schmidt, Étude sur la dramaturgie de Lessing, Revue d'Alsace 1862 kenne ich nicht. Schlösser, Zur Geschichte und Kritik von F. W. Gotters Merope, Leipziger Dissertation 1890; die neuere Litteratur über Goethes Elpenor und Delphische Iphigenie. Großmanns boshafte Sendung an Voltaire s. jetzt Redlichs Nachträge S. 48 (20', 573). — Allgemeines: hier wären alle Poetiken (eingehend Baumgart 1887) und Aesthetiken herzuzählen. Das Verhältnis von Drama und Geschichte behandelt Vollmann, Festschrift zu der 3. Säcularfeier des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster 1874 S. 43; Lambeck, Colberger Programme 1884 f. Baumgart, Aristoteles Lessing und Goethe 1877. Gotschlich, Lessings aristotelische Studien 1876. J. Bernays, Zwei Abhandlungen über die aristotelische Theorie des Drama 1880 (die über die Katharsis zuerst 1857; vgl. Gomperz, Allg. Zeitung 4 f. Nov. 1881, ich denke mit Freuden an sein Wiener Interpretationscolleg); Spengel, Über die κάθαρσις τῶν παθημάτων 1859; Bonitz, Aristotelische Studien V 1867; zusammenfassend Döring, Philologus 21, 496, Siebeck, Fleckeisens Jahrbücher 125, 225. Zerbst, Ein Vorläufer Lessings in der Aristotelesinterpretation (Heinsius), Jena 1887. Über Platners Vorgang vgl. Köchly, G. Hermann S. 121. Batteux, Les quatre poétiques 1, 231. Goethe, Hempel 29, 490 (Goethe-Jahrbuch 6, 320). Lipps, Der Streit über die Tragödie 1891.

Theaterstreit: J. Gefficken, Zs. für Hamburgische Geschichte 3, 1 (1677), 3, 56 (1769). Ein interessanter Brief Goezes über sein Buch VJS 4, 276.

2. Klotz: ich glaube fast alle Klotzischen Schriften zu kennen und habe selbst eine größere Sammlung; die Universitätsbibliothek Halle war mir durch Hartwigs Güte sogar an einem Karfreitag zugänglich. Meusel, Mangelsdorf, Hausen (und Fuhrmann), Murr (Denkmal zur Ehre des sel. Herrn Klotz 1772, mit unbeachteten enthusiastischen Abschweifungen über Hans Sachs), Schirach (Magazin der deutschen Kritik 1772 1, 105) brauche ich nur zu nennen. Frankfurter gelehrte Anzeigen 1772, Neudruck von Scherer und Seuffert, DLD 7 f. Hayms Herder;

Hohnverse 29, 521. — Hagen, Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz 2 Bde 1773; dreizehn Nummern bei Murr; Briefe an Bahrdt 1, 56, 155 (vgl. Bahrdts Leben 1, 220 und über Riedel 2, 4, 111, AdB 28, 521 mit Benutzung von Rings hsl. Nachlaß); an Hommel (über Christ) 3. Sept. 61, Sylloge nova epistolarum 4, 406; an Briegleb Denis Mastalier 1763—70, Berlinisches litterarisches Wochenblatt 1777 St. 1, 3, 6, 10 (die daselbst S. 383 erwähnten Litterarischen Monate. Ein Journal von einer Gesellschaft zu Wien 1. Bd. Oct. 76 bis Jan. 77. Auf Kosten der Gesellschaft, waren in Wien nicht aufzutreiben; „Der Briefwechsel zwischen Klotz und Riedel, der sich im December und Januar befindet, wird manchem angenehm, manchem aber unangenehm sein"); an Gebler, Deutsches Museum ed. F. Schlegel 4, 167; Martin, Ungedruckte Briefe von und an J. G. Jacobi 1874 S. 30; an Nicolai 1. Apr. 66, Sammlung A. Meyer-Cohn; an Formey 4. Oct. 68, in meinem Besitz; über den „guten Magister" Deutsche Rundschau 18, 448, dagegen A. Schöne 19, 325; Correspondenz mit Bürger s. Strodtmann, Briefe von und an G. A. Bürger 1, 1; Rautenberg (Braunschweig) an Klotz, Olla Potrida 1782 4, 109. — Burdian 1, 445 und AdB 16, 228 unbedeutend; Eckstein, Ersch und Gruber II 37, 234; Kawerau, Aus Halles Litteraturleben 1888 S. 187. — Zur Gemmenfrage: Justi 1, 361. Oeser an Goethe s. Keil, Vor hundert Jahren 1875 1, 8. — Die Nr. 100 des Hamburg. Correspondenten 22. Juni 68 mit dem 1. Antiquarischen Brief (Hempel 13^3, 4 Anm.) ist zum Jubiläum der Zeitung facsimilirt worden. — VJS 3, 398 ein von mir bekämpfter Versuch Weilens, eine große Recension der Hamburgischen neuen Zeitung (29 ff. Febr. 68) über Hausens Reformationsgeschichte Lessing zuzuweisen; Leister? — Beiläufig: woher stammt Goethes Bemerkung über das Verdeutschen des Cellini, Hempel 30, 455 „Lessing soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben, doch ist mir von einem ernstern Vorsatz nichts Näheres bekannt geworden"? — „Wie die Alten den Tod gebildet": Zeibich, De cultu mortis et imagine (vgl. Deutsche Bibliothek 6, 696, Neue Hallische gel. Zeitungen 5, 299); Lobeck, Disputatio de diis veterum adspectu corporum exanimium non prohibitis zur Habilitation in Wittenberg 1802, wiederholt in den Königsberger Universitätsprogrammen 1876; J. Lessing, De mortis apud veteres figura, Bonner Dissertation 1861; Robert, Thanatos. 39. Programm zum Winckelmannfeste der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin 1879, Lessings und Herders auch in der Darstellung würdig. Herder 5, 656 (vgl. Schriften der Goethegesellschaft 2, 74, 376); Gedicht auf L.s Tod 28, 135. Benda, Wie die Lübecker den Tod gebildet 1891.

3. Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Boten 1881. Ein nicht bloß durch die hübschen Illustrationen ausgezeichnetes Festblatt zum 8. Sept. 1881 (Text von Redlich; bei Enthüllung des Schaperschen Standbildes). Über Bodes Buchhandel s. auch Briefe an Bahrdt 1, 118 und die daselbst verstreuten geschäftlichen Schreiben; F. H. Meyer, Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 5; Weibert, Lessing und Bode als Buchhändler, Deutsche Buchhändlerakademie 1889 S. 265; Goedeke 4, 135.

Emilia Galotti.

Text s. Archiv 11, 367. Ältere Litteratur s. Guhrauer, auch Düntzer, Lessings E. G. 1873. Kleins dreiste Abhandlung schon Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit 1780 f. Herder 17, 185; Von und an Herder 2, 127, 130. Frankreich, Mercier vgl. Berliner Litteratur- und Theaterzeitung 1780 S. 671 (Mercier,

Deutſches Muſeum 1780 2, 92), 1781 S. 140, 593. Czechiſch, Taubers Geſchichte des Theaters in Prag 2, 296. — Entſtehung: R. M. Werner, Zſ. 25, 241, Leſſings E. G. 1882 (vgl. Anz. 9, 67). Quellen: Hebler, Leſſingiana 1877 Antikes; Volkmann, Zu den Quellen der E. G. 1888 (Feſtſchrift zur 50jährigen Gedenkfeier des Düſſeldorfer Realgymnaſiums) Montiano; Roethe, VJS 2, 516 Criſp, und über andere engliſche Virginiaſtücke u. ſ. w., die L. nicht kannte. Roethe alſo hat gezeigt, daß L.s ſogenannter erſter Entwurf einer „Virginia" nur markige Proſaüberſetzung (1754?) aus Samuel Criſp's 1754 aufgeführtem Jambenſtück iſt, das in den folgenden Scenen ſehr erlahmt und erſt die Kataſtrophe wieder kräftiger und intereſſanter behandelt. Montiano gab das Motiv für die Meſſe: ſein Appius ſtellt der Verginia beim Pallilienfeſte nach, die Amme räth zum Schweigen. Criſp iſt mit der erfundenen, nur in den beiden erſten Acten thätigen Marcia, der Schweſter des Claudius, die auch den Icilius liebt und wunderlich intriguirt, kaum ein Anreger der Orſina (wie Albrecht die Rotaſcene aus dem Aelian gar zu weit herholt); aber er wirkte auf die letzte Scene Odoardos und Emilias bis zur Roſenſymbolik. Es iſt noch nicht beachtet, daß die endliche Motivirung aus Bandello ſtammt, der 2, 21 die Geſchichte der Lucretia ſehr modern darſtellt und die entehrte Gattin vor Collatin auch über den Conflict von senso und ragione und die ſtrafbare geheime Schuld des appetito concupiscibile, die Schwäche und Verführbarkeit der Frau reflectiren läßt. Max Herrmann verweiſt mich auf Salutato. Bandello nämlich giebt von der großen Rede des Collatino rasciuga, cara Lucrezia mia, le cadenti lacrime an nur eine freie Bearbeitung des Lucretiageſprächs Colluccio Salutatos, ohne Verfaſſernamen gedruckt in den Werken des Aeneas Sylvius (Baſel 1551 und 1571 S. 959; mangelhaft H. Müller, Blätter für bairiſches Gymnaſialweſen 14, 371, vgl. 16, 9); Voigt, Über die Lucretiafabel und ihre litterariſchen Verwandten, Abhandlungen der ſächſiſchen Geſellſchaft 35, 1 (vgl. Wiederbelebung des claſſiſchen Alterthums 2, 444) nennt Salutato, aber nicht Bandello. Dieſer hat ziemlich genau wiedergegeben Salutatos Num putatis nullam esse corporis corrupti voluptatem? Fatebor occultum nefas, — parce, parens, parceque, marite, et vos, dii castarum mentium, indulgete. Non potui, fateor, tantam animo concipere tristitiam nec ab illo complexu mentem adeo revocare, quin subierint male obedientium membrorum inlecebrae, quin agnoverim vestigia maritalis flammae; illa tristis et ingrata licet qualiscunque tamen voluptas ferro ulciscenda est. Grillparzer 11, 20 nennt Bandellos Lucretiarede „ein Meiſterſtück, wie man es bei Schriftſtellern von erſtem Rang kaum findet" und möchte vermuthen, „als ob Tarquin ſchon früher in ihr ein, wenn auch nur flüchtiges Wolgefallen erregt habe. Hierauf fordert ſie die Ihren zur Rache auf und tödtet ſich. Die letztern Gedanken dürften Leſſing bei dem fünften Acte ſeiner E. G. vorgeſchwebt haben". Ich zweifle nicht daran. An Grillparzers Erny habe ich ſchon im Text erinnert, ſein Meran hat viel von Tarquinius (Skizze 1819, 11, 19); auch der leiſen Motive in O. Ludwigs Genovefa und Angiolina ſei gedacht. Daß ich durchaus nicht mit Bertling an Emilias „Unwahrheit" glaube (Fleckeiſens Jahrbücher 139, 535 und 142, 513; dagegen Jeep 140, 580), liegt auf der Hand. Das verrätheriſche „Er ſelbſt" kann man nicht ſtark genug betonen, wie auch Nathan 1, 4 zeigt. — B. Arnold, Leſſings E. G. in ihrem Verhältnis zur Poetik des Ariſtoteles und zur Hamb. Dramaturgie, Progr. Chemnitz 1880, gut über die Orſina. M. Bernays, Über den Charakter der E. G., Morgenblatt 1863 Nr. 13f. Über Marinelli (Rötſcher, Seydelmann) trefflich F. L. Schmidt, Dramaturgiſche Aphorismen 1, 56 (vgl. auch Blankenburg,

Versuch über den Roman 1774); G. Buchholz, Zwei Lessingstudien 1881 (S.-A. aus den Grenzboten) S. 32. Hebbel s. noch Tagebücher ed. Bamberg 1, 147. Schopenhauer am schroffsten: Reclam 4, 412. Zu den romantischen Angriffen W. Schlegels Vorlesungen 2, 392.

S. 191 Ceci n'est pas un conte sei denen gesagt, die von einer Inhaltsangabe nicht eine Analyse unterscheiden können, wie sie die Eigenart dieses ausgetüftelten Trauerspiels verlangte. — Die Anregung des spanischen Essex verzeichnete schon Schmid, Über einige Schönheiten der E. G. 1773 S. 37, dem Gotter diese Bemerkung einer Dame mitgetheilt hatte; auch Blätter für litterarische Unterhaltung 1855 Nr. 29 u. s. w. S. 193 Auf eine Portraitscene des Théâtre italien, La fausse coquette 1, 10, verweist Herrmann, Archiv 14, 324? für den Schluß auf den „Othello" D. Jacoby, Voss. Zeitung 20. Juni 87? S. 202 „Gryphius" Anz. 7, 316. — S. 217 Absprechender Bericht über die Braunschweigische Aufführung im Beytrag zum Reichspostreuter 23. März 1772. Hamburg: Litzmann, Schröder u. Gotter 1887 S. 92. Die Theaterjournale wimmeln in den 70er und 80er Jahren von Besprechungen. Von einer der Hamburgischen Bühne verheißenen Fortsetzung der E. G. will die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung wissen 1780 S. 768, vgl. 1781 S 411.

Geniezeit: nach v. Biedermann, Goethe-Jahrbuch 1, 17 (Goethe-Forschungen 2, 199), ist L. im Verhältnis zur Goethischen Generation kurzweg ein Neidhart; ebenso tendenziös, aber geistreicher Hehn, Gedanken über Goethe 2. A. 1888 S. 56. Einsichtig Minor, Neue freie Presse 5. März 81 (vgl. zum Urtheil über „Werther" Zacher 19, 239). S. 227 „er füllt Därme mit Sand", Archiv 4, 113. — Wirkungen: s. die Monographien über die Geniedramatiker. Minors Anmerkungen zu „Kabale und Liebe" und „Fiesco", Schiller 2, 602, 598; J. Franck, Zs. 20, 366; Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts (Quellen und Forschungen XL) 1880, mit reicher Phraseologie, und Archiv 11, 618. Clavigo: D. Jacoby, Goethe-Jahrbuch 5, 323. Eine zusammenfassende Arbeit über A. M. Sprickmann läßt J. Wahle erwarten. Schubart: VJS 4, 512. — Entgangen war mir der anekdotenhafte unglaubliche Bericht Rahbeks über L.s Zusammentreffen mit Klinger in Wolfenbüttel, s. Minor, Aus dem Schillerarchiv 1890 S. 36. „Ich soll eben Lessing sehen" schreibt Klinger an Schleiermacher, 15. April 1777 (Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode 1880 S. 408). — Jerusalem: Minor, AdB 13, 785; VJS 2, 532; Koldewey, Lebens- und Charakterbilder 1881 S. 167. — S. 224 Spartacus: Grillparzers Absicht kannte ich nur aus dem ungedruckten Tagebuch; das Fragment (1810) liegt jetzt in Sauers Ausgabe 10, 141 vor, die Notizen über den Römercyclus 11, 3, vgl. 11, 81.

Der Bibliothekar. Frau Eva.

O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing. Briefe und Actenstücke 1870. In Wolfenbüttel ruht die Arbeit für Lessing nicht. Paul Zimmermann war mir ein hilfreicher Rathgeber. Neben Heinemann sind Milchsack und Schübbekopf thätig. — Hof: Stahr lieferte, auf unmuthigen Äußerungen L.s fußend, ein Zerrbild. Karl I.: Zimmermann, AdB 15, 266. Karl Wilhelm Ferdinand: Pockels 1809 (danach Justi 2², 327); Pertz, Stein 1, 93; Ranke, Denkwürdigkeiten von Hardenberg 1, 66; Zimmermann, AdB 15, 272. Leopold: M. Bernays, Allg. Zeitung 1885 Nr. 270 ff.; Suphan, Aus dem Jahrhundert der Humanität, Deutsche Rundschau 1889 Heft 2. — Sonnenburg, Gartenlaube 1881 Nr. 7 und Westermanns Illustrirte deutsche Monatshefte Febr. 1881.

Romanhaft unzuverläſſig Seventornen (pſeudonym), L. in Wolfenbüttel 1883 (vgl. Zimmermann, Grenzboten 1883 2, 131). Braun: AdB 26, 536. Féronce: AdB 6, 717. — Wohnungen: Heinemann, Das herzogliche Schloß zu Wolfenbüttel 1881 (u. Voſſ. Zeitung 1881 20. Sonntagsbeilage). S. 245 Ernſt Daniel v. Liebhabers Bericht ſ. Corvey, Frankfurter Zeitung 1. Mai 85. Unbedeutend Schiller, Braunſchweigs ſchöne Litteratur 1845. Für Schmid, Ebert, Zachariä u. ſ. w. ſind Angaben hier nicht nöthig. Biographiſche Einzelheiten ſ. auch Pröhle, Zſ. für preußiſche Geſchichte und Landeskunde 1881 S. 485 und Fleckeiſens Jahrbücher 1876 ff. — Bibliothek: Schönemann, Serapeum 5, 213; Heinemann, Die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel 1878; derſelbe, Leſſings Amtsgenoſſe in W. (Eichin), Grenzboten 1890 2, 152, 169 (dazu Riegel, Voſſ. Zeitung 19. Oct. 90; Replik Heinemanns ebda. 9. Nov. 90). Zimmermann, Ernſt Theodor Langer Bibliothekar zu Wolfenbüttel 1888; Akademiſche Blätter 1884 S. 605. — „Zur Geſchichte und Litteratur". Hirſchau: Heider, Beiträge zur chriſtlichen Typologie und Bilderhandſchriften des Mittelalters 1859 S. 11; Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes 1884 1, 41; Muther, Die älteſten deutſchen Bilderbibeln 1883; Uhland ſ. R. M. Werner, Lyrik und Lyriker 1890 S. 339 Theophilus: Schedula ed. Ilg mit Einleitung 1874; Nagler, Künſtlerlexikon 18, 320; F. L. W. Meyers beſtimmte Angabe, Fiorillo ſei Leſſings freundſchaftlicher Berather geweſen, iſt mir uncontrolirbar (Leben 2, 85). Scultetus: Redlich, Nachträge S. 57; letzte Nachleſe, Weimariſches Jahrbuch 3, 324. Herder 29, 723. Nachtigall: Deutſches Muſeum 1779 1, 61 und 2, 458, 522. S. 260 Kleiner ſeiner Almanach, Berliner Neudrucke 1 f. 1888. Boie an Bodmer (12. März 1781, auf der Zürcher Stadtbibliothek, Mittheilung Seufferts): „Leſſings Tod iſt, wie für die deutſche Litteratur überhaupt und ſo viele Wiſſenſchaften, auch für das Studium der vaterländiſchen Litteratur ein herber Schlag. Als ich vor zweien Sommern zum letztenmal bei ihm war, zeigte er mir den faſt vollendeten Entwurf einer Geſchichte der deutſchen Sprache und Litteratur von den Zeiten der Minneſinger bis auf Luthern. Obgleich die Citate und Nachweiſungen gröſtentheils beiſammen ſein mögen; wer von den Nachbleibenden wird es ausführen!" Fabel: S. 267 den Lapſus „vor Hugo" wird jeder germaniſtiſche Leſer längſt beſeitigt haben; Forſchungen Schönbachs, Gottſchicks u. ſ. w. ſ. die Compendien und Bächtold, Geſchichte der deutſchen Litteratur in der Schweiz 1884 Anm. S. 45; Oeſterley, Romulus, die Paraphraſe des Phädrus und die äſopiſche Fabel im Mittelalter 1870. S. 254 Mikrologie: gegen Bahrdt in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1773 Nr. 15 gerichtet, VJS 4, 267. Epigramm: Herder 5, 338; die Poetiken, Baumgart, Werner. VJS 4, 512. — S. 287 Reiskes Perſönlichkeit, ſein dürftiges Leben, ſeine nach vielen Seiten großartige Philologie verweilend zu behandeln, paßte nicht in den Rahmen des Buches; R. Förſter, AdB 28, 129, 140.

Eva König: A. Schöne, Briefwechſel Leſſings mit ſeiner Frau 2. A. (die erſte 1870; Karl G. Leſſing 1789) 1885 mit Portrait und vortrefflichen Erläuterungen. Thiele, Eva Leſſing 1. Lieferung 1881, wird nicht fortgeſetzt. Sauer, Frauenbilder aus der Blütezeit der deutſchen Litteratur 1885. — Wien: H. M. Richter, Geiſtesſtrömungen 1875 (Klopſtock ſ. nun Muncker); v. Hock und Bibermann, Der öſterreichiſche Staatsrath 1879 S. 63; L. und Kaunitz ſ. Raab, Neue freie Preſſe 29. Dec. 80; L. und das Hoftheater, derſelbe ebda. 13. Sept. 81; Kloſterneuburg, J. M. Wagners Archiv 1874 S. 82. Litteraten: Minors Bibliographie, Zſ. für die öſterreichiſchen Gymnaſien 37, 576; Werner, Aus dem Joſephiniſchen Wien. Geblers und Nicolais Briefwechſel 1888. — Mannheim:

Seuffert, Maler Müller 1877, Wielands Abderiten 1878, Litterarische Beilage der Karlsruher Zeitung 1879 Nr. 27ff. J. H. F. Müllers Abschied S. 132. Heigels Auszug aus den Memoiren Stephans v. Stengel, Cabinetsecretärs des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, war mir noch nicht bekannt: Cottaische Zs. für allgemeine Geschichte 1887 Nr. 6f., Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns N. F. 1890 S. 341. Ich verdanke der Güte Heigels eine Abschrift der Lessing betreffenden Hauptstelle. Stengel erzählt über das Mannheimer Nationaltheater:

„Meine Hauptabsicht war, der Bühne ihre ganze Würde zu geben, ihr ein moralisches Gewicht zu erhalten, und wegen ihrem Einfluß auf die Mundart, darauf eine gute, reine, durch Verschiedenheit der Dialekte nicht vermischte Sprache einzuführen. Am meisten kämpfte ich deswegen gegen alle einem Direktor irgend einer bis damals noch überhaupt wandernden deutschen Schauspieler-Truppe zu überlassenden Entreprises: ich schlug vor, die Direktion dem damals in allgemeiner Achtung gestandenen Herzoglich Sachsen-Gothaischen Hofschauspieldirektor Eckhof zu übergeben, das ganze aber einer unmittelbaren Theater-Intendanz unterzuordnen. Der letzte Punkt dieses Vorschlags wurde angenommen, im übrigen setzte es aber Marchand durch seine Bekanntschaften und Verbindungen im Vorzimmer des Churfürsten und bey dem Minister durch, und wurde mit seiner Truppe angenommen. Indessen behielt die deutsche Gesellschaft doch immer einigen Einfluß, und ich schrieb nachher das Tagebuch der Mannheimer deutschen Schaubühne in den Rheinischen Beiträgen. Da inzwischen die Hofkammern durch Übernahme der Baukosten wieder hatten vor den Riß stehen müßen, so nahm Minister Hompesch auch wieder Antheil an der Sache, und nun beschloß er, den bekannten Leßing nach Mannheim zu ziehen. Leßing wurde eingeladen und kam. Hompesch wandte alles an, diesem Gelehrten Deutschlands erster Größe einen würdigen Empfang und einen angenehmen Aufenthalt vorzubereiten. Ich erhielt den Auftrag, die Bedingniße mit ihm richtig zu machen. Leßing, von vielem Weihrauche, der ihm von allen Seiten entgegendampfte, betaumelt, machte den Spröden; die Direktion der Nationalbühne zu übernehmen, schlug er rund ab, nur dazu wollte er sich noch verstehen, von Zeit zu Zeit seine Meinung zu sagen, seinen Rath zu geben. Hompesch war in Verlegenheit. Leßingen konnte er so nicht fortgehen laßen, und ihn so zu behalten, schien ihm zu theuer. Jezt fiel er auf den Gedanken, ihm die oberste Leitung der Heidelberger Universität und der Studien überhaupt zu geben. Leßing nahm es an, und ließ sich in einem Hofwagen nach Heidelberg führen, um den ersten Überblick seiner künftigen Würde zu nehmen. Aber nun brach das Wetter los: die Oberkuratel der Universität und die Direktion der Studien standen unter dem Departement des Ministers Oberndorf, der diesen unvorgesehenen Eingriff seines Herrn Kollegen unmöglich dulden konnte. Pater Frank wurde benutzt, und da mußte die Sache von der gefährlichsten Seite gepackt werden, daß es darauf abgesehen seye, die ganze National-Erziehung einem Protestanten in die Hände zu spielen, und dadurch der katholischen Religion den tödlichsten Streich zu versetzen. Da der Gedanke wirklich sonderbar und abentheuerlich, und gewiß von dem ersten Berufe Leßings nach Mannheim sehr verschieden war, so war wohl vorzusehen, daß Oberndorfs und Franks Bewegungen dawider bei dem Churfürsten Eingang finden würden. Als ich daher einige Tage nachher zum Churfürsten kam, erhielt ich den Auftrag, die Sache einzuleiten, daß Leßing (doch mit guter Art) sich so bald als möglich zu seiner Nachhausreise bequemen möchte. Hompesch mußte nun gleichwohl in einen sauern Apfel beißen, und seinen Mißgriff, so gut er konnte, mit Gold bedecken. Ich

mußte Leßing sehr viel Verbindliches vom Churfürsten sagen, ihm eine mit Dukaten gefüllte goldene Dose, dann die Folge der Churfürsten von der Pfalz von Otto dem Erlauchten an bis auf Karl Theodor in goldenen Medaillen überbringen, dann wurden ihm seine Reisekosten besonders vergütet und sein Wirth bezahlt, und Leßing verschwand, wie er gekommen war. Dieß geschah im Frühjahr 1777." Eine Kritik knüpfe ich hier nicht an.

Der theologische Feldzug.

Ich beschränke mich auf die wichtigste Litteratur und übergehe Unbedeutendes wie Schiller, Lessing im Fragmentenstreite 1865. Die theologischen Encyclopädien. Karl Schwarz, Lessing als Theologe 1854. Ausgezeichnete klare Entwicklung giebt Zeller, Vorträge und Abhandlungen 1877 2, 283 (aus der Histor. Zeitschrift 23, 343). Dilthey, zu dessen Verdiensten auch die bündige Formulirung der Ergebnisse Semlers gehört. Hebler. Zur Vorgeschichte: Tholuck, Vermischte Schriften großentheils apologetischen Inhalts 1839; Lechler, Geschichte des englischen Deismus 1841. — Berengar: zu Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter 1, 91 tritt A. Harnack, Dogmengeschichte 3, 333 in beachtenswerthen Gegensatz. — Reimarus: für das Persönliche und überhaupt für L.s letzte Jahre sind eine Hauptquelle die Briefe der Elise Reimarus an Hennings, die Wattenbach, Hennings' Enkel, 1861 im Neuen Lausitzischen Magazin 38, 193 auszüglich herausgegeben hat (S.-A. 39 S.). Durch seine collegiale Freundlichkeit war mir Weiteres im Manuscript (Original in Hamburg) zu lesen gestattet. Die Echtheit hat Boden 1863 ganz thöricht bestritten: ein einziges falsches Datum sprang heraus. — AdB 27, 702. Gaedeke, De Arminii Reimari philosophumenis specimen Königsberger Dissertation 1881. E. Mönckeberg, H. S. Reimarus (und J. C. Edelmann) 1867. Apologie: Klose, Niedners Zs. für historische Theologie 1850 f.; Strauß, H. S. Reimarus und seine Schutzschrift 1862 (Gesammelte Schriften 5, 229, vgl. 2, 1 „Brockes und Reimarus"). Die von Lessing abgedruckten Stücke hat Groß in die Hempelsche Ausgabe 15 nach Gebühr aufgenommen. — S. 387 Reuser: Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz II; Kluckhohn, Friedrich der Fromme 1877—79; Taylor-Hausraths Roman Alytia. — Goeze: Röpe, J. M. Goeze eine Rettung 1860, vom streng-orthodoxen Standpunkt, gründlich nach den Quellen (schal dagegen Boden, Lessing und Goeze 1862); für Goeze Bertheau, AdB 9, 524 (großer Brief 23. Sept. 1777, Zs. des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 1878 11, 355); liberal J. Cropp, Deutsche Zeit- und Streitfragen Heft 115; Händel der Frankfurter gel. Anzeigen s. Scherers Einleitung und Dechent, Goethe-Jahrbuch 10, 169. Erklärung Gökingks über das Epigramm, Deutsches Museum 1780 1, 167. Die Goeziana minora waren mir theils in Hamburg, theils hier auf der Kgl. Bibliothek gut zugänglich. Seine Hefte gegen Lessing würden einen Neudruck verlohnen, trotz alledem. — S. 453 Jerusalem an Michaelis 27. August 1787, VJS 4, 279. S. 464 Querini (so!) s. Zimmermann, Braunschweigische Zeitung 29. Juni 89 (und S.-A. aus der Zs. des Harzvereins 1891). — S. 481 Holtzmann, Einleitung in das neue Testament 1885 war mir sehr lehrreich. — Pascal wird von Lessing einmal ganz nebenher unter „Leibniz" genannt 18, 338.

Lessings letzte Periode behandelt Richard Mayr, Beiträge zur Beurtheilung G. E. Lessings, Wien 1880; eine geistreiche, paradoxe Schrift, die vielerorten den Satz bestätigt, daß Allzuscharf schartig macht, die aber keineswegs, wie durch

Borberger im Neudruck des Danzel-Guhrauer geschehen, als Pamphlet abzuthun ist. Nichts lästiger und überflüssiger, als diese Ritter und Retter unserer Großen.

Nathan der Weise.

Prachtdruck von C. R. Lessing zum 100jährigen Todestag 1881 verschenkt. Vgl. Voss. Zeitung 6. Febr. 81 über die rechtmäßigen ersten Drucke. Riesige, meist werthlose Litteratur. F. Naumann, Litteratur über Lessings Nathan (Annen-Realschule Dresden) 1867 dürftig; Mayr S. 7. Pabst, Vorlesungen über L.s N. 1881. — S. 488 Döring: Geiger, Frankfurter Zeitung 20. Nov. 1890. — Kreuzzüge: Reuter II; Scherer, Vorträge und Aufsätze S. 328. De tribus impostoribus ed. Weller 1876. Parabel: auf das Schebet Jehuda wies zuerst Dunlop hin; M. Landau, Die Quellen des Decameron 2. A. 1884 S. 183; an Toblers Ausgabe Li dis dou vrai aniel (2. A. 1884) knüpfte H. Schuchardt eine kleine feine Besprechung, Im neuen Reich 1877 2, 481 (Romanisches und Keltisches 1886); Gaston Paris, La parabole des trois anneaux 1885 (Extrait de la Revue des études juives 11); auf Manni Istoria del Decamerone 1742 p. 155 wies mich Erdmannsdörffer hin (leider bricht der ungeschickte M. gerade da ab, wo der mir unzugängliche Dubliner Druck zur eigentlichsten Parabel rückt); Des Ormeaux schrieb 1760 den Schluß zu Du Port du Tertre, Histoire générale des conjurations, conspirations et révolutions célèbres, die Parabel 9, 479 (nach Carvacchi, Zs. für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, Münster 1855 S. 305 wäre das L.s Quelle, was natürlich unrichtig ist, obwol L. den Du Port kannte); Wackernagel, Kleine Schriften 2, 452 mit schiefen Bemerkungen über L.s Rangordnung der Religionen; rabbinerhaft Bloch, Quellen und Parallelen zu L.s N. 1880 (ultrajüdisch auch das Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch 1879); Gesta Romanorum ed. Oesterley 1872 (ablenkend R. M. Meyers These 9 im Anhang seiner Neidhartdissertation Berlin 1883); Rinckart: Hallenser Neudrucke 53 (schon von Gottsched mit Swift's Tale verbunden). — S. 512 Auf Decameron 10, 3 wies zuerst kurz Gosche, Jahrbuch für Litteraturgeschichte 1865 S. 199; Genaueres gab Caro, Lessing und Swift 1869 leider mit sehr spitzfinnigen Combinationen aus Swift's Leben. — Zur Geschichte bisher nur etliche Einzelheiten, z. B. Zacher und Borberger, Zacher 5, 443, 6, 304. — S. 544 lies „Wadsack". — Voltaire: Mayr S. 102 will den Nathanplan nicht vor den Guèbres zulassen. An N. erinnert flüchtig Waetzoldt vor seiner Schulausgabe der Zaïre 1880. — Das Gedicht: David Strauß 1864 (Ges. Schr. 2, 43) ist auffallend schwach. Kuno Fischer 1864 u. s. w. (L. als Reformator II) sagt viel Geistreiches und Anregendes über die Charaktere, construirt diese aber ganz aus der „Idee" der Selbstverläugnung heraus. Gegen Vischers „Aesthetik" (vgl. aber auch die schöne Trias Nathan Iphigenie Carlos, Auch einer 2, 121) und Strauß, gegen Schiller u. s. w. polemisirt neuestens glücklich Werder, Voss. Zeitung 8. Juni 90, 22. Juni 90 und in zwei folgenden Sonntags-Beilagen. Ich lege Werth, nicht auf die Priorität, die ich hier nirgends geltend machen möchte, weil sie gleichgiltig ist, aber auf das mehrfache freie Zusammentreffen mit Werder; das Capitel schrieb ich 1889 bei meiner Mutter in Jena. Von Dichtern haben sich zuletzt Spielhagen, Faust und N. 1867, und Auerbach, Die Genesis des N. 1881 (vgl. auch Briefe an J. Auerbach 1884 passim) geäußert. Von hervorragenden Theologen u. a. Beyschlag, N. und das positive Christenthum 1863. Unmittelbare Beziehungen des Patriarchen auf Goeze hätten nie geläugnet werden sollen;

richtig urtheilt Redlich. Die Wolfenbütteler „Fragmente" zog auch Boxberger a. a. O. heran. — Der erste Entwurf (Danzel, Maltzahn, Hempel, Muncker, alle mit kleinen Versehen vgl. Anz. 17, 141) separat ed. Boxberger 1876 (aus Hempel 11). — Erlebtes: „Ein Brief von Frau von Grothuis an Goethe ... aus dem Riemerschen Nachlaß", Europa ed. Kühne 3. Apr. 1840. — Pfeffels „Goldstück" auch in Christoph Heinrich Schobelts „Noten mit Text über die Erziehung des Menschengeschlechts von Lessing" Stendal 1780 S. 69: „Mir fällt hierbei die Fabel ein, welche sich in den Neuesten Mannigfaltigkeiten 3. Jahrg. 1. Quart. S. 191 sich befindet"; hier also wol der erste Druck, der mir nicht zur Hand ist. — Vers: Zarncke, Über den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe, Leipziger Universitätsschrift 1865; unselbständig Belling, Die Metrik L.s 1887. Ekhof an Weiße 23. Juni 1766, VJS 4, 274. — S. 571 Leipzig: Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit 1885. S. 574 Pfranger: Borgius, Barmen 1881; Ebner, Herrigs Archiv für das Studium neuerer Sprachen 73, 1. — Theater: zerstreute Nachrichten. Uhde, F. L. Schmidt 1, 340, Der Freimüthige 1803 Nr. 198; Costenobles Tagebücher 1889 passim ergänzen Laubes Geschichte des Burgtheaters reichlich. Über Döbbelin hsl. Notizen von Preuß. Daß Mad. Mecour 1783 noch die blutjunge Recha spielte, scheint mir ausgeschlossen; im Bericht der Berliner Litt.- u. Th.-Zeitung 1783 1, 285 entsprechen sich die Reihen Recha Daja Sittah: Döbbelin Mecour Böheim. Schiller: nun vortrefflich Köster, Schiller als Dramaturg 1891 S. 129, 308 (Wartenberg, VJS 2, 394); Hist. krit. Ausg. 15², 85.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Guhrauer s. u. 1841. H. Ritter, Über Lessings philosophische und religiöse Grundsätze 1847 (bedeutsam recensirt von Danzel, Neue Jenaer Litteratur-Zeitung 1848 Nr. 172—174). C. Hebler, Lessing-Studien 1862 (vgl. Philosophische Aufsätze 1869 S. 79); Dilthey, Preuß. Jahrbücher 19, 271; Zeller s. o. Vorträge 2, 283, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz 1879 S. 284. J. Jacoby, G. E. Lessing der Philosoph 1863 (in Stahrs „Lessing" übergegangen und von Frau Lewald-Stahr ungebührlich genug behandelt), fährt in der Hempelschen Ausgabe denn doch zu schlecht, wie viele Blößen das Jung-Hegelsche Schriftchen auch bietet. Tiefer steht Witte, Die Philosophie unserer Dichterheroen 1880 1, 25. Gründlich, zu systematisch, Traditionen und Leistungen übertreibend, Hauptfragen verkennend, manche Probleme fördernd G. Spicker, Lessings Weltanschauung 1883. Rehorn, Lessings Stellung zur Philosophie des Spinoza 1877. Wie kann man aber auf den Gegensatz des Temperaments soviel Gewicht legen? R. Zimmermann, Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1855 S. 377. Schaarschmidt, Lessing und Kant. Ein kleines Gedenkblatt, Philosophische Monatshefte 1881 Heft 4 (vgl. ebda. Hermann Fischer 85 S. 29, 169 und mehr). Kants Vertrautheit mit Lessings Theologie hat endlich E. Arnoldt, Altpreußische Monatschrift 26, 385 klar auseinandergesetzt. Tertullian: Bergmann, Hermäa 1883. Mayr. Kuno Fischer. Hettner. Julian Schmidt (Spinoza zu sehr abwehrend). Windelband, Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften 1878 1, 524. O. Pfleiderer, Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart 1883 S. 132. A. Riehl, G. E. Lessing. Rede, Graz 1881.

F. H. Jacobi. Werke IV 1 (vgl. Hempel 18, 17). Suphan, Goethe und Spinoza 1783—86, Festschrift zur 2. Säcularfeier des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums 1881; Goethe-Jahrbuch 12, 3. In der Heranziehung Goethischer Urtheile mußte ich mich beschränken; Briefe 7. weimarischer Bd. S. 58 (Salto mortale Jacobis), 92 (Prometheus; „Herder findet lustig daß ich bey dieser Gelegenheit mit Lessing auf Einen Scheiterhaufen zu sitzen komme"), 95, 110, 131, 173, 212, mit v. d. Hellens Anm. 321 ff., 328. Auch die weitere Polemik Jacobis gegen Mendelssohn wurde nicht verfolgt. Die Inschrift ἓν καὶ πᾶν wurde gegen Jacobis und Herders Augenzeugnis mit Unrecht bestritten von Pröhle, Friedrich d. Gr. und die deutsche Litteratur S. 288, 296 (vgl. Suphan bei Zacher 5, 242; Lessing Wieland Heinse S. 50); sie ist nur vor Pröhles Localinspection verschwunden. Ein Stammbuchblatt „*Εν εγω* [unbeutlich *εχω*] *και παντα!* Gotthold Ephraim Lessing. Hamburg den 14 Octbr 1780" besitzt mein Freund A. Köster und hat es mir im Facsimile mitgetheilt. — Karl Lessing an Mendelssohn 24. Oct. 85: „Nun, bester Freund, habe ich Jacobis Briefe über die Lehre des Spinoza ganz gelesen und bis S. 162 gereut es mich auch nicht. Aber von da an wird er einem Lavater ziemlich ähnlich, den er auch fleißig anführet. Und da er sich von da an auf seinen inneren Sinn, auf sein individuelles Gefühl, auf sein *θειον, λογον*, das die Griechen Dämon genannt, so lavaterisch beruft, so ströme ich mit meinem innern Gefühl auch herum und sage: o lavaterscher Jacobi! so zu saalbadern hättest du gegen meinen Bruder dich nicht getraut! Daß du ihn zum Spinozisten gemacht, weil du seine Schraubereyen nicht recht verstanden, ist kein großes Unglück; aber daß er dein vertrauter Freund vor der Welt gewesen zu seyn scheinen muß, Schade!" u. s. w. gegen den „Tollhäusler" und „Schwärmer", gegen die Unvernunft Lavaters und — Herders.

„F. W. J. Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen 2c. des Herrn Friedrich Heinrich Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus" 1812 S. 45. — Schelling über Lessings „Erziehung", Vorlesungen über die Methode des academischen Studium 1803 S. 184. Die Note über L.s „Meisterhaftigkeit gänzlicher Subjectivität" steht noch nicht im ersten Druck Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur 1807, wol aber findet sie sich mit andern Anmerkungen in den Philosophischen Schriften 1809 1, 388.

Ernst und Falk: Hamanns Text, Archiv 7, 184. Herder 15, 57, 626; 24, 598. Kloß, Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung 1855. Hettner, Geschichte der englischen Litteratur 1872 S. 214. Deutsche Entwicklung im 18. Jhrh.: v. Nettelbladt, Geschichte freimaurerischer Systeme 1879. Die freimaurerischen Darsteller scheuen sich, bei L. Esoterisch und Exoterisch klar zu sichten. Merzdorf, E. u. F. historisch-kritisch erläutert 1855 (1881); ganz leer Findel, L.s Ansichten über Freimaurerei 1881; C. Möncheberg, L. als Freimaurer 1880.

Erziehung speciell: Historisches bei Mayr; Bonnet (Tholuck, Verm. Schr. 1, 271) zuerst von Dilthey stärker für L. herangezogen; Seelenwanderung s. C. Rößler, Preuß. Jahrbücher 20, 268, dagegen Dilthey ebda. 439). Herder Bd. 15 u. s. w. Guhrauer, L.s E. d. M. kritisch und philosophisch erörtert 1841. Auf die längst abgethane Fabel von Thaers Urheberschaft braucht nicht

mehr eingegangen zu werden (nach Guhrauer Groß, Hempel 18, 188). — Goethes „Geheimnisse" schön, auch im Hinblick auf Lessing, commentirt von Loeper Hempel² 1882 2, 362. Goethe dichtete daran in Braunschweig 1784.

Sprache.

Eine Darstellung fehlt, denn A. Lehmann, Forschungen über L.s Sprache 1875 kann wahrlich nicht dafür gelten (vgl. Anz. 2, 38, Zacher 8, 118). Burdachs verheißene Geschichte der nhd. Schriftsprache steht leider noch immer aus. F. Kluge, Von Luther bis Lessing 1887 (2. A. 1888), führt nur ausschließlich bis Lessing. Ich sage hier „Schriftsprache" sowol im engeren grammatischen als im weiten stilistischen Sinn, obwol ich recht gut weiß, welche Verwirrung namentlich die Frage nach Luthers Stellung in der Geschichte des Neuhochdeutschen dadurch betroffen hat, daß man die Probleme durch einander warf (Rückert u. s. w.). Solche Gefahr droht hier nicht. — Einzelne Beobachtungen von Borberger, Sanders, Grosse (über L.s Interpunction: Wissenschaftliche Monatsblätter Königsberg 1879 7, 194 — s. auch ebda. 5, 40 — vgl. Archiv 11, 370) sind hier nicht aufzuzählen. Gottsched, Richey, Adelung, Heynatz habe ich natürlich durchgenommen, aus Antons zahlreichen den Wortschatz der Lausitz behandelnden Görlitzer Programmen, auch aus Albrechts Leipziger Mundart 1881 (mit Vorwort des feinsinnigsten Kenners R. Hildebrand), aus Weinholds musterhafter Skizze des Schlesischen Über deutsche Dialektforschung 1853 gelernt. Brandstäter, Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache 1874 behandelt eine Menge Worte und Wendungen aus falschem Gesichtspunkt; anderer Sprachreiniger zu geschweigen. Eine historisch-philologische Monographie über L.s Laut- und Flexionsgebrauch, Wortschatz, Syntax, mit Rücksicht auf die verschiedenen Lesarten bleibt wie gesagt zu wünschen. Ich habe viel dazu liegen. Eben geht mir Th. Längins sorgsame Freiburger Dissertation zu, Die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache, Tauberbischofsheim 1891. — Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, 1889—1891. — Lehrreich das Verzeichnis von Kanzleiworten, Deutsches Museum 1779 1, 208 (2, 528) und Gedikes Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung ebda. 2, 385 gegen Adelung. Cosack, Bild und Gleichnis in ihrer Bedeutung für Lessings Stil, Progr. der Realschule Danzig 1869 giebt eine kleine Sammlung. Gutes bei Immisch, Beiträge zur Beurtheilung der stilistischen Kunst in L.s Prosa, Fleckeisens Jahrbücher 1887 S. 331, 393. M. v. Waldberg in seiner Erstlingsarbeit „Studien zu L.s Stil in der Hamb. Dramaturgie" 1882 beschränkt sich zu sehr und sieht zu viele Absichten und Eigenheiten; um so fördernder sind seine stilgeschichtlichen Beobachtungen für das 17. und 18. Jahrhundert, Die galante Lyrik 1885, Die deutsche Renaissance-Lyrik 1888.

Lebensausgang.

S. o. die zum 1. Braunschweiger Capitel verzeichnete Litteratur. Redlichs Noten, Hempel 20. Besonders wichtig sind Leisewitzens Tagebücher (bei Heinemann 1870; vgl. Kutschera, J. A. Leisewitz 1876); sein Bericht an Lichtenberg, Sämmtl. Schriften von J. A. L. 1838 S. 113. Die Briefe der Reimarer und der Jacobi. Elisens Brief S. 770 hat mir M. Bernays freundschaftlich mitgetheilt. Der Passus soll hier im genauen Wortlaute stehen: an Helene Jacobi o. D. „Die

Campen schrieb mir neulich einen Vers aus dem Gotter zu meinem Briefe: nehmen Sie stat dessen folgende Anecdote aus dem Lessing, die auch nicht ungereimt ist, von mir. Als ich ihm die herrliche Stelle aus Ihres Bruders Brief [5. Sept. 80, Auserlesener Briefwechsel 1, 298, von Elise frei citirt] vorlas, die so anfängt ‚ich selbst lebte lang nicht mehr, wenn es keine Büsche und Bäume' — — fiel mir Lessing bei diesen Worten plötzlich ein: die gehören nun zu meinem Leben nicht — desto schlimmer! sagt ich und las weiter ‚und keine Kinder und Kindesgleichen gäbe. Aber da herum ist so was frommes und seeliges das Genügen bereitet, aus dem Handthieren damit entspinnt sich ein Hang der nicht nachläßt und der allem Eckel widersteht; die schwärzeste Mysantropie und was noch schwärtzeres seyn mag, wird dabei zur bloßen Speculation, und kann wenigstens nicht ins Blut treten' — da hob ich meine Augen auf und sahe — was ich kaum an L. zu sehn hoffen durfte: sein Gesicht war feuerroth und seine Augen schwammen in Thränen! — Es ist ausgemacht, wenn Leib und Geist ganz genesen soll, muß er nach Pempelfort und Segen Gottes über alles was dort lebt u. Jacobi heißt." — Schiller, Über G. E. L.s Persönlichkeit, Herrigs Archiv 3, 317 (abgedruckt Deutsche Reichszeitung, Braunschweig 30. Sept. 53) schöpft aus mündlicher Mittheilung der 86jährigen Amalie Henneberg-König und Friedrich Königs; werthvoll, doch nur mit Kritik zu benutzen. Döring an Gökingk, Frankfurter Zeitung 20. Nov. 1890. Davesон-Lange, Der Freimüthige 1804 Nr. 21, 25, 29 (vgl. Nicolai an Eschenburg 7. Febr. 1804, mir von Schüddekopf mitgetheilt). — De la littérature allemande (Geiger, DID 16): Scherer Litteraturgeschichte S. 756; Pröhle, Friedrich d. Gr. und die deutsche Litteratur 1872 bietet kaum etwas zur Sache; Flsch s. o. bei Lange; Gottsched s. Litzmann, Zs. 30, 204 und Creizenach, Berichte der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1885 S. 308, wonach bei mir 1, 327 unter dem Vielschreiber nicht Gottsched, sondern Ludovici zu verstehen ist; G. Krause, Friedrich d. Gr. und die deutsche Poesie 1884 bringt manches zur Dichtung des siebenjährigen Krieges bei; A. Schöne, Akademische Blätter 1884 S. 569; das Beste giebt Suphan, Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Litteratur 1888. Grillparzer, Friedrich der Große und Lessing, Ein Gespräch im Elysium (1841) 11, 197. — Jülich-Cleve: ich durfte mich an Schlözer halten; ein Nachweis der Schrift J. G. Jacobis würde mich verpflichten (s. Redlich, Nachträge S. 64). Zu S. 757: die häufige Angabe, Johann Georg sei damals mit Friedrich Heinrich in Wolfenbüttel gewesen, beruht auf einer Verwechslung mit seinem kleinen Neffen Georg; s. Redlich, Voss. Zeitung 1890 24. Sonntagsbeilage — Tod: Daß L. am 3. Februar tödtlich erkrankte (so auch Redlich), schien mir schlechterdings nicht mit Leisewitzens Tagebuch, wo der 13. angegeben ist, zu vereinigen, wie Scherer (Deutsche Rundschau Febr. 1881 S. 273) triftig bemerkt; aber die Überlieferung ist älter und besser als Scherer meint, der nur von einem Druckfehler — 3 statt 13 — bei K. G. Lessing 1, 426 spricht. Leisewitzens eigener Bericht an Lichtenberg bietet den 3. (Schriften S. 116; Guhrauer 1. A. citirt: 13.), dasselbe Datum Betty Jacobi (Zöpprtz 2, 181). Leisewitz, Betty, Elise, Malchen erzählen so, daß man trotz den nicht recht präcisen Angaben keinen bloß dreitägigen Verlauf der Todeskrankheit herauslesen kann. Aber das Tagebuch! In meiner Verlegenheit wandte ich mich nach Wolfenbüttel: die Collation ergab, daß bei Heinemann S. 141 statt 13. 14. 15. zu lesen ist 3. 4. 5. — Todtenfeier: Berlin Schwebt Ellrich, Berliner Litteratur- und Theaterzeitung 1781 1, 237 gleich Taschenbuch für die Schaubühne auf das

Jahr 1782 (Reichard, Gotha) S. 78, danach Weimarisches Jahrbuch 5, 210 Heinzmanns bloßer Wiederholung vor seinem Nachdruck der Hamburgischen Dramaturgie (1786) folgt, mit charakteristischen Zwischensätzen und Anmerkungen Suphan, Voss. Zeitung 18. Juli 1886. Hamburg: Wattenbach S. 29; Leyser, J. H. Campe 2, 35. — Großmann, Lessings Denkmal 1791 (Archiv 3, 129; Akademische Blätter 1884 S. 16). — Herder 15, 33 (ihm zuerst von Haym glücklich zugewiesen), 486. Suphans Ausgabe, die uns den ganzen Herder schenkt, während der Arbeit Band für Band zu empfangen, war mir so förderlich wie genußreich. — Und nun: i liber.

Register.*)

Abälard II. 489.
Abbt 404, 427. — II. 421, 693.
Abraham a Sta Clara II. 710.
Abramſon 444.
Abulfeda II. 516.
Acciajoli 616.
Ackermann K. E. 262, 485. — II. 64, 128, 300.
Ackermann Sophie II. 762.
Ackermann Charlotte II. 206, 218, 300.
Ackermann Dorothea II. 294.
Addiſon 166, 248, 406. — II. 25, 139.
Adelung II. 263, 698, 699, 706, 708.
Aelian 392.
Aeſchylus 406. — II. 661.
Aeſop 385. — II. 269.
Agricola 84, 158, 292. — II. 80.
Albani II. 179, 322.
Alberti II. 423 ff. 447, 753.
Ste-Albine 267. — II. 78.
Aleman 215.
d'Alembert II. 765.
Alkiphron 409.
Amadoddin II. 516.
Anakreon 25, 46, 75ff. 78, 384. — II. 35, 37.
Anderſon II. 584.
Angott II. 747, 771.
Annet II. 362, 370.
Anſchütz II. 578.
Antelmy 396.
Antonello 257.
Apion 372.
Apollonius 451.
Arcangeli II. 199.
d'Argens 91. — II. 556.
Arioſt II. 36, 43.
Ariſtophanes II. 46.
Ariſtoteles 177, 199, 289, 329f., 333, 372, 387. — II. 6. 113ff., 208, 229, 621f., 671f., 728.
Arletius 449.
Arnaud 179, 187.
Arnold 198. — II. 396.
Auguſtin II. 408, 510, 636.
Avian II. 268.
v. Ayrenhoff II. 220, 306, 765, 767.
Babrius 385.
Bach Ph. E. 90, 158. — II. 173.
Bahrdt II. 132, 137, 422f., 429, 449, 464, 468 475, 585, 739.
Balzac II. 41.
Bandello II. 236.
Banks II. 124.
Bannier 182.
v. Bar 227.
Barclay 183. — II. 595.
Barnes 377.
Baſedow 425. — II. 171, 403, 423, 753.
Basnage II. 396.
Batteux 387, 389, 429. — II. 5.
Bauer II. 624.
Baumann 428.
Baumgarten S. J. II. 360, 395, 416.
Baumgarten A. G. 330, 433. — II. 46.
Baur II. 371, 482.
Bauſe 443.
Bayle 45, 145, 194 ff., 215, 222, 377. — II. 251, 362, 367, 498, 622, 668f., 688.
Beaumont 376.
Behn II. 450.
Bekker 133, 182. — II. 362.

*) Nicht jede belangloſe Erwähnung eines Namens iſt hier verzeichnet; die Anmerkungen mußten ausgeſchloſſen werden.

Belloy II. 93.
Bentley 42. — II. 359.
Berengar II. 348 ff.
Bergmann 405.
Berkeley II. 674.
Bernard 180.
Bernays J. II. 117.
Bernini II. 14.
v. Bernstorff, Graf II. 301.
Bertram II. 144.
v. Besser 23, 35.
Ste-Beuve 234.
Bibiena 268.
Bidermann 157.
v. Bielefeld 253.
Bilfinger II. 611.
Birkholtz 32.
v. Blankenburg 369.
Blount II. 359.
Blumauer II. 429.
Boccaccio 193. — II. 500, 503 ff., 516.
Bode II. 174, 428, 584 ff.
Bodmer 55, 99, 227, 230, 241, 246, 291, 293, 348, 380, 396, 401, 416, 419. — II. 216, 264 ff., 727.
Boek J. M. II. 71.
Boek Sophie II. 73.
Böhme 222. — II. 678.
Börne II. 200.
Böttiger II. 77.
Bohadin II. 516, 532.
Boie II. 88, 287, 501, 743.
Boileau II. 34, 684, 714.
v. Boineburg II. 385.
Boissard II. 164.
Bolingbroke 405.
Bonafede II. 540.
Boner II. 267.
Bonnet II. 374, 649 f.
Borchers 485. — II. 71, 189, 762.
v. Borck 167.
Borkenstein II. 170.
du Bos 55, 153, 183, 267, 387. — II. 69, 119, 611.
Bose 219.
Bossu 388.
Bossuet 419. — II. 218.
Boysen II. 526.
v. Branconi Maria Antonia II. 217.
Brandes J C. 438. — II. 227, 324.
Brandes Charlotte 438. — II. 72, 122.
Brandes Minna 438.
v. Brandt 316.
Braunschweig, Herzog August II. 247.
Braunschweig, Herzog Karl I. II. 217, 247, 281, 334, 464 ff., 526, 745.
Braunschweig, Herzogin Philippine Charlotte II. 747, 763, 767.
Braunschweig, Herzog Ferdinand II. 282, 463, 585 ff., 740, 747.
Braunschweig, Herzog (Erbprinz) Karl Wilhelm Ferdinand, II. 181, 217, 283 ff., 314, 328, 334, 464 f., 468, 472, 745, 747, 763.
Braunschweig, Prinz Leopold II. 283, 318.
v. Brawe 316, 335 f., 343, 352, 363.
v. Breitenbauch 305.
Breithaupt 335, 352.
Breitinger 55, 386, 388. — II. 6, 47, 264 ff.
Bremer Beiträger 69.
v. Brenkenhof II. 57.
Brentano II. 433.
Brockes II. 47, 169, 355.
Brockmann II. 218, 297.
Bruck 68.
Brucker 453.
Brückner 485.
Brueys II. 91.
Brumoy 155, 270, 331.
Bruno, Giordano 196. — II. 242, 670.
Bubbers II. 68, 762.
Bürger II. 137, 260.
Büsch II. 169, 171. 300, 755.
Burg 63.
Burckhard II. 248.
Burke 298. — II. 5, 620.
Burmann II. 135, 253.
Busone II. 503.
Butler J. II. 407.
Butler S. 305. — II. 729.

Cacault II. 742.
Calau II. 293.
Calderon 170, 265, 269, 351, 373.
Caligt II. 243.
Calliachi 153.
Calov II. 396, 432.
Campe J. H. II. 589 f., 643, 653, 753 f. 776.
Campe Charlotte II. 754.
Camper II. 744.
Campistron 359. — II. 186.
v. Canitz 147. — II. 765.

Cardanus 45, 222, 226. — II. 377.
v. Carlowitz 25.
Carolo II. 122.
Carstens II. 37.
Cato, Dionysius 384.
Catull 92, 384. — II. 276.
Caylus II. 27, 36, 149, 164.
Cervantes 178, 182.
Chapelle 76.
Chapuzeau II. 400.
Chassiron 249, 277.
Chateaubrun II. 15.
Chaucer II. 268.
Chaufepié 194, 255.
Chaulieu 76.
de la Chaussée, Nivelle 112, 122, 248. — II. 95.
Chodowiecki 83, 92, 483.
v. Chotek, Graf (u. Wilczek) II. 296.
Christ 43 ff. — II. 133, 148, 150, 157, 269, 271.
Chrysostomus, Dio II. 36.
Chubb II. 359.
Cicero II. 16.
v. Cichin II. 249, 738.
Claudius 241, 485. — II. 173, 183, 213, 378, 427, 452, 473, 588, 666, 738, 754 f., 760.
Clemens Alexandrinus II. 480, 630.
Clemens XIV II. 471.
Clericus II. 366.
Cochläus 221.
Coello II. 124, 191.
Coleridge II. 374.
Collins II. 359.
Congreve 168 f., 253, 256.
Connor 350.
Cordus 92.
Corneille P. 33, 157, 161, 179, 257, 271, 274, 332. — II. 96, 101 ff., 112, 116, 120, 125.
Corneille Th. II. 106, 124.
Costenoble II. 578.
Coppel 375.
Cramer J. A. 24, 60, 421 ff.
Cramer K. F. II. 287, 449, 755.
Cranz II. 422.
Crebillon P. J. 179, 188, 271.
Crebillon fils II. 515.
v. Cronegk 119, 335, 339. — II. 74, 96, 515, 521.
de la Croze II. 55.
Crusius II. 256.
Cumberland 136.
Curtius 333. — II. 116, 118.

Dacier 159, 224, 333. — II. 116.
v. Dalberg II. 342, 575, 762.
Damm 151. — II. 144. 393, 406, 423, 454.
Dangeville 158.
Dante 406. — II. 99.
Daveson II. 745 f. 748, 771 f.
Dawison II. 216, 545.
Demosthenes 451. — II. 288.
Destouches 111, 116, 119, 158. — II. 94.
Detharding 116.
Dickens II. 41.
Diderot 180, 278, 356, 457, 479, 482. — II. 9, 41 ff., 95, 101 f., 113 f., 190, 204, 524 f., 689 f., 744, 746, 762.
Dieze II. 57.
Dionys v. Halicarnaß II. 188.
Dippel 452. — II. 362, 669.
Dodsley (Schwickert) II. 177.
Döbbelin K. Th. 217, 437, 486. — II. 300, 577, 773.
Döbbelin Caroline Maximiliane, II. 577, 773.
Döderlein II. 366, 474.
v. Döring II. 488, 505, 537, 742, 773.
Dreyer II. 471.
Dryden 376.
Duim II. 108.
Dusch 405, 408. — II. 74, 119, 147.
Duval 266.

Eberhard II. 383.
Ebert 103. — II. 181, 221, 239, 279 f., 708, 772.
Edelmann 145, 202. — II. 362.
Edzardi II. 355.
Eichhorn II. 484.
Ekhof 310, 485. — II. 69, 76 ff., 122, 189, 218, 567, 762.
Eliot, George II. 41.
Elisabeth Charlotte 248. — II. 497.
Ellenberger s. Zinnendorff.
Elmenhorst II. 128.
Engel J. J. 369. — II. 220, 542, 575, 665, 767, 773.
Engel S. 208.
Ephraim (Veitel) 435, 439.

Epiphanius II. 630.
Erasmus II. 396.
Ernesti 48. — II. 353, 395.
Eschenburg II. 181, 259, 280, 329, 431, 487, 743f., 763, 772.
Etienne de Bourbon II. 494.
Ettinger II. 375.
Euclid 29.
Euler II. 760.
Euripides 257, 270, 373. — II. 34, 110, 163, 230, 238, 446.
Eusebius II 353.
van Eyck II. 257.

Fabricius II. 168, 355.
Falbaire de Quingey 265.
Farquhar 460, 464, 487.
Favart II. 95.
Febronius (v. Hontheim) II. 471f.
Felbrich Cornelie II. 73.
Fénelon II. 101.
v. Féronce II. 282, 328.
Feuerbach II. 605.
Fichte 444. — II. 132, 677.
Fielding 179.
Finkelthaus 82.
Firmian, Graf II. 318.
Fischart 408.
Flaxman II. 28.
Fleming 382.
Fletcher 124, 376.
Flögel II. 138.
Flörke II. 747.
St. Foix 375. — II. 94.
Fontenelle 29, 193. — II. 497.
Forster II. 585, 744.
Franklin II. 585, 594, 604.
Freidank II. 490.
Fréron 249.
Freytag G. 456, 481. — II. 112, 395.
Friederici II. 428.
Friedrich II., Kaiser II. 490.
Friedrich d. Große 141, 172, 186f., 213, 232, 318, 326, 394, 404, 426, 439f., 461, 480. — II. 55ff., 107, 109, 264, 283, 352, 360, 372, 524, 584, 592ff., 648, 688, 735, 764ff.
Frisch 382.
Frischlin II. 496.

Gärtner II. 279.
Garrick II. 76.
Garve II. 50.
de Gasc 428.
v. Gebler 368. — II. 311, 316, 323 f.
Gellert 22, 24, 36, 79, 91, 96, 117, 119, 131, 136, 194, 248, 252, 277, 327, 388, 391. — II. 92, 129, 177, 687, 721, 765.
Gengenbach II. 496.
v. Gerstenberg 346 f., 403, 407, 409, 424. — II. 17, 99, 115, 302.
Gerlinger II. 603.
Gesner J. M., 152. — II. 355.
Gesner K. 408.
Geßner 419. — II. 698, 765.
Gherardi 105, 123, 125.
Gherardino II. 630.
Gibbon II. 443.
Gleditsch 215.
Gleim 79, 82, 84, 179, 230, 246, 320, 348, 383, 386, 390, 406, 409, 416 f., 429, 442. — II. 57, 59, 145, 150, 261, 287, 469, 525 f., 573, 603, 680, 744, 746, 757 f., 766, 772, 774, 776, 778.
Gluck II. 323.
v. Göckingk II. 429, 590, 742, 774.
Goethe 39, 78, 86, 255, 308, 346, 352, 357, 369, 375, 378, 407, 422, 437, 442, 463, 466, 468, 486. — II. 17, 19, 23 f., 25, 27, 32, 35, 39 ff., 53, 72, 77, 118, 127, 166, 168, 200, 206, 221 f., 226 ff., 285, 378, 395, 448 f., 535, 555, 561 ff., 568, 574 f., 579, 581, 583, 587, 634 f., 647, 651, 660 f., 665, 668, 680 f., 687, 694, 698, 704, 708 f., 715, 721, 723, 728, 734 f., 737, 748, 750, 756, 761 f., 765, 767 f., 777.
Goethe, Frau Rath II. 767, 773.
Götz 78. — II. 758, 765.
Goeze II. 129, 145, 170 f., 232, 415 ff., 468 f., 473, 480, 537 f., 752 f., 774, 777.
Goldoni 248, 375, 459, 477, 481.
v. d. Goltz 187.
Gomperz II. 768.
Goncourt II. 85.
Gotter II. 70, 98, 568.
Gottfried v. Straßburg II. 38, 490.
Gottsched J. C. 4, 23, 51, 64, 67, 95, 107, 117, 155, 174, 177, 179, 194, 245 f., 262, 326, 343, 361, 367, 379, 387, 408, 410, 415. — II. 6, 265 ff., 566, 685 f., 705 f., 728.

de Graffigny Françoise 249, 277, 335. — II. 92, 95.
Graun 158. — II. 173.
Greff 156.
Gottsched Victoria Adelgunde Luise 36, 105, 115 ff., 123, 131, 245, 277, 367. — II. 91 f.
Grabner 18. 28, 30.
Gradus 93.
Graff 442.
Gregorius 157.
Greffet 148. — II. 78, 95.
Greve II. 170.
Griesbach II. 398, 483.
Grillo 427.
Grillparzer 373. — II. 200, 214, 224.
v. Grimm F. M. 158.
Grimm J. 158, 385, 388. — II. 263, 278, 570, 685.
Groffer 3.
Großmann 4, 83. — II. 218, 337, 773.
Grotius II. 395, 462.
v. Grotthuß Sara II. 542, 548, 559.
Grynäus 419
Gryphius II. 202.
Guasco 440.
Gueudeville 159.
Günther 76, 82, 218, 449. — II. 727.
Gumpertz 138.

Haberkorn 16.
Hackert II. 322.
v. Hagedorn F. 77, 85, 91, 179, 224, 227, 375, 386, 391. — II. 169 f., 700.
v. Hagedorn C. L. II. 37, 194, 325.
Hahn J. D. II. 315, 340.
Hahn J. G. II. 340.
Haller 29, 56, 65, 77, 90, 97, 100, 174, 179, 202, 205, 209, 245, 290, 299, 425. — II. 33, 107, 364, 581, 727.
Hals II. 48.
Hamann 297, 356, 399. — II. 115, 145 f., 184, 453, 590, 603, 638, 665 f., 685, 693, 760 f., 776, 777.
Hamilton 467.
v. Hardenberg C. A. II. 747.
v. Hardenberg F. s. Novalis.
Harles II. 137.
Harris II. 8.
Hartmann 88.
Haffe 158.
Haug 92, 94.
Hauſen II. 137, 162.
Hawkesworth 255.
v. Hecht 484.
Hegel II. 656, 679.
Heine II. 502.
v. Heinecken II. 255, 266.
Heinitz 4, 16, 70.
Heinze 410.
Hemſterhuys II. 667, 679.
Henneberg II. 740.
v. Hennings II. 325, 387, 542, 664, 753 f.
Henrici 36, 115.
Henſel G. II. 71
Henſel-Seyler Friederike Sophie 263. — II. 65, 71, 77, 79, 122, 189, 218.
Henzi 204 ff.
Herbelot II. 516.
Herder J. G. 184, 383, 396, 403, 407, 418, 422, 425, 427. — II. 8, 17, 27, 51 f., 107, 115, 134, 136, 140, 159, 183 f., 216, 221, 261 ff., 273, 365, 421, 445, 477 f., 535, 567 f., 573, 590, 594, 597, 601 ff., 633 f., 643, 650 f., 666 ff., 680, 685, 693, 697, 713, 735, 742, 750 f., 757 f., 766 ff., 777 ff.
Herder Caroline II. 578.
Hermas II. 481.
Hermilly 269.
Hertz 441.
v. Herzberg II. 764, 766.
Heufeld II. 95.
Heumann 453.
Heuſinger II. 279, 773.
Heydenhaus 226.
Heydrich 68.
Heynatz II. 707.
Heyne 43, 451. — II. 34, 57, 151, 249, 288, 707.
Heyſe P. 359.
Heywood 247.
Hieronymus II. 408.
Hirſch 186.
Hirſchel 134.
Hobbes II. 592.
Höre 19, 23.
Hoffmannswaldau 406. — II. 727.
Hofmann 198.
Hogarth II. 5, 47.
Holbein II. 165.

Holberg 112, 117, 122, 127 f., 133, 178, 386 f., 480.
v. Holtei 436.
Home II. 724.
Homer 22, 418. — II. 14, 22, 27, 31, 34 ff., 43, 149, 163, 713, 729.
v. Hompesch II. 333 ff., 339 ff.
Horaz 21, 46, 86, 148, 224. — II. 6, 568.
Huarte 182.
Huber s. Lorenz.
Huet II. 406.
Hug v. Trimberg II. 262.
Hugens 29.
Hugo II. 240, 249.
Hugtenburg II. 170.
v. Humboldt W. II. 36.
Hume II. 641, 674.
Hygin 379. — II. 110.

Jachmann II 259.
Jacobi F. H. II. 472, 573 f., 641, 659 ff., 676, 679 f., 756 ff., 760 f., 778.
Jacobi J. G. 320. — II. 137, 139, 141, 143, 145, 160 ff, 185, 659 f., 741, 757, 770.
Jacobi Betty II 761, 771.
Jacobi Charlotte II. 761.
Jacobi Helene II. 756 f., 760 f.
Jacobi J. F. II. 425.
Jacobus a Teffolis II. 268.
Jean Paul II. 608, 715.
Jerusalem J. F. W. 422. — II. 279 f., 454, 465, 474, 479, 747, 757, 764, 767 f.
Jerusalem K. W. II. 233, 619, 625 f., 629, 652, 675.
Iffland 36, 136, 459, 479, 481. — II. 76, 578.
Ignatius II. 480.
Illgen II. 454.
Joachim von Fiore II. 630.
Jöcher 215, 453. — II. 387.
Johannes Junior II. 268.
Johnstone 483.
Jonson 376.
Irenäus II. 406, 442, 480, 630.
Jungius II. 168.
Junker II. 720.
v. Justi 426.
Justinus Martyr 452. — II. 480.

Kästner 41, 60, 64, 92, 95, 125, 179, 239, 291. — II. 57, 340.
Kaltschmidt II. 740.
Kant 95, 427. — II. 356, 407, 440, 592, 603, 648, 675, 715.
Karsch Anna Luise 400, 427 f. 486.
Kauke 424.
Kaulbach II. 19.
v. Kaunitz, Fürst II. 302 f., 323 f.
v. Keith 458.
Keller G. 381. — II 698.
Kepler II. 714.
Kies 292.
Kirchhof 92.
Kleefelder Katharina Magdalena 68.
Klefeker II. 732.
v. Klein II. 220, 332, 338, 708.
v. Kleist C. E. 311, 335, 343, 395, 399, 406, 409, 473 ff., 478. — II. 33, 259, 758.
v. Kleist H. 342, 391.
Kleuker II. 443, 454, 475.
Klimm 28.
Klingemann II. 88.
Klinger 22. — II. 72, 222 f., 226 ff., 574, 743.
Klopstock 21, 24, 32, 69, 79, 95, 98, 102, 147, 239, 310, 324, 344, 346, 383 f., 395, 418 ff. — II. 7, 29, 99, 172, 178, 263, 302, 323, 332, 345, 411, 423 f., 449, 593, 691, 697, 727, 753, 755, 766, 775 f.
Klose 450, 452. — II. 259.
Klotz 263. — II. 50, 125, 129, 132 ff., 694.
Knittel II. 263, 458 465.
Knorre II. 171, 300, 586, 760.
Koch H. G. 67 f., 72, 208, 262, 266, 308, 376. — II. 218.
Koch S. G. II. 578.
Könemann II. 744 f.
König Engelbert II. 171, 182, 289, 320.
König Eva II. 171, 182, 288 ff., 555, 738, 740.
König, die Kinder II. 289, 740.
König Amalie II. 330, 551, 741, 744, 746 f., 755, 760 f., 771 f.
König Theodor II. 470, 740.
König Engelbert II. 740.
König Fritz II. 330, 740, 747.
König F. W. II. 329.
König J. II. 23, 35.
König S. 205, 246.
Körner II. 667.
Kohlhardt 68, 116.
Kotzebue 464.
Krause 158.

Kretschmann 400.
Krüger 64, 120. — II. 93.
Krull 444.
Kuen 220.
v. Kuntzsch II. 280, 294, 325, 328, 747f., 772.
Kurz-Bernardon 265. — II. 90.

La Bruyere 21, 126.
Lachmann II. 265.
La Fontaine 91, 193, 386, 390. — II. 82.
La Harpe II. 107.
La Martiniere 93.
La Mettrie 97, 202, 290.
La Motte 386. — II. 82.
Lanfranc II. 349ff.
Lange J. 227, 237.
Lange K. J. s. Davesон.
Lange S. G. 227ff. — II. 161, 758.
Langer II. 739.
Langner 450.
Lardner II. 360, 482.
Laur II. 776.
Lavater II. 374, 390, 666, 679, 748, 778.
Legrand 116.
Leibniz 40, 199, 283, 298. — II. 248, 357, 382, 596, 609, 614, 620ff., 632, 645ff., 649f., 651, 653, 662, 668f., 679f., 684, 698, 701, 729.
Leisewitz II. 222, 572, 747f., 750f., 759, 763f., 766, 771f., 776.
Leiste II. 254, 279.
Lemnius 219.
Lenz 165, 486. — II. 229.
Leopardi II. 722.
Leß II. 420, 474ff.
Lessing, Großvater Theophilus 5.
Lessing, Oheim Christian Gottlob 16, 70.
Lessing, Vater Johann Gottfried 6, 27, 70, 86, 130, 152, 197, 431, 445. — II. 180, 295, 325, 349, 431, 445.
Lessing, Mutter Justine Salome 12, 152. — II. 325ff.
Lessing, Schwester Dorothea Salome 12, 72. — II 326f., 749.
Lessing, Bruder Theophilus 16, 214, 233, 242, 246, 445. — II. 325ff., 343, 445, 749.
Lessing, Bruder Karl Gotthelf 20, 273, 446. — II. 156, 180, 220, 227, 295, 376, 575, 589, 665, 749.
Lessing, Bruder Gottlob 217, 429, 445. — II. 749.
Lessing, Bruder Gottfried 310.
Lessing, Bruder Erdmann 310.
Leuschner 450.
Lichtenberg II. 228, 375, 575, 608, 772.
Lichtenstein II. 313.
Lichtwer 386, 401, 447.
Lieberkühn 324, 405.
v. Liebhaber II. 244.
Lillo 249, 255.
Limiers 159, 161.
Lindner 16.
Lippert II. 143.
Liscow 36, 57.
de Lisle 132, 375.
Livius 338f. — II. 188, 211, 217.
Locke II. 359, 391, 592, 621, 674, 684.
Löwen J. F. II. 64ff., 69, 92, 103, 123, 129.
Löwen Eleonore Luise Dorothea II. 73, 79, 123, 189.
Logau 380, 449. — II. 497, 700.
Lohenstein II. 727.
Lope 269, 364.
Lorenz-Huber Christiane Friederike 68, 72, 88, 264, 486. — II. 218, 317.
Lowth II. 365
v. Lucchesini II. 743.
Lucian 93, 95.
v. Ludewig II. 595.
Ludolf II. 254.
Ludwig 463.
Lüderwald II. 413, 465.
Lüdke II. 404, 750.
Luther 7, 219f. — II. 349ff., 422, 439, 541, 626, 663, 699 f., 710, 723, 733.

Mabillon II. 353.
Macchiavelli 45, 170.
Maffei II. 110.
Manasses II. 36.
Mangelsdorff II. 162.
Marchand II. 332, 342.
Marchtaler II. 252, 528.
Marcy II. 303.
Marigny 185. — II. 514.
Marin II 515ff.
Marivaux 108, 125, 129, 178, 203, 248. — II. 94.

Marlowe 360, 365.
Marpurg 84, 98, 158.
Marr II. 123.
Marschall v. Biberstein 461.
v. Marschall, Graf II. 749, 772.
Martene II. 353.
Martial 92, 384. — II. 278 ff.
Martini 266.
Mascho II. 392, 414, 446, 450, 458.
Maupertuis 61, 202, 290, 299.
May 442.
Mecour Susanne 485. — II. 73, 577.
Meier 98, 227, 230.
Meil 292.
Meinhard 402, 406.
Melanchthon 220.
Menander 124.
Mencke 126.
Mendelssohn (Moses) 138, 179, 296, 328, 335, 347, 363, 392, 399, 402, 413 f., 416, 419, 426, 435, 447, 472. — II. 3 ff., 11, 23, 29, 37, 46, 92, 119, 141, 220, 287, 343, 374 f., 467, 469, 535, 542, 557 ff., 567, 588, 602, 606 f., 610 f., 621 ff., 664 ff., 668, 690 f., 745, 749, 778.
Merck II. 472.
Mereau Sophie II. 516.
Meslier II. 374.
Meusel II. 137, 148, 343.
Meyer A. II. 559.
Meyer v. Knonau 386.
Meyer F. S. W., 485. — II. 667.
Michaelis 128, 174, 235, 245, 292. — II. 57, 365 f., 393 ff., 396, 398, 402, 406, 413, 454, 474.
Miller 266, 443. — II. 586.
Milton 57, 303. — II. 28 f. 46.
Mirabeau II. 283.
Möbius 221.
Möller 486. — II. 775 f.
Möser 403, 427. — II. 57, 90, 641, 696, 767 f.
Moliere 103, 115, 123, 127 ff., 406, 460, 466 f., 472, 480. — II. 94, 130, 207, 411.
Montaigne 126, 404, 406. — II. 321.
Montesquieu 183. — II. 592, 597, 638.
Montfaucon II. 2, 20.
Montiano 268. — II. 186, 200.
Moore 251.
Moreri 195, 215.
Morgenbesser 450.
Morhof 406.
Moritz II. 560, 776.
Mosheim 10, 131, 152, 422. — II. 382.
Müller A. II. 219.
Müller, Maler F. 368. — II. 226, 385 ff.
Müller G. F. II. 254.
Müller Johannes II. 264, 472, 630, 739, 765.
Müller J. Georg II. 751.
Müller J. H. F. II. 335 ff.
Müller J. S. II. 170.
v. Münchhausen 153.
Münter II. 463 f.
Mumsen II. 586.
v. Muralt 205.
Murner II. 262.
v. Murr II. 50, 162, 295.
Musäus 451.
v. Muzell-Stosch II. 179.
Mylius 59, 67, 70, 73, 81, 88, 117, 120, 126, 152, 154 ff., 167, 170, 172, 176, 193, 290.

Natter II. 150.
Naumann 68, 121, 241, 409.
v. Nesselrode 481.
Neuber J. 52.
Neuberin Friederike Caroline 52, 65, 71 f., 125.
Neukirch 28. — II. 720.
Neumeister II. 416.
Neuser II. 387 ff.
Nevelet II. 268 f.
Newton 199.
Nicolai C. F. 263, 301, 329, 335, 376, 398 f., 414, 419, 427, 430, 484. — II. 55, 177, 220, 229, 260, 375, 378 f., 427, 429, 584, 601 f., 746, 749 f., 755, 773, 777.
Nicolai G. S. 282, 238, 399 f.
Nicolini 153.
Nilant II. 269.
Noël 368.
Nölting II. 129.
Novalis II. 651, 722, 724.

Oeser II. 2, 20, 151.
Österreich, Erzherzog Ferdinand II. 319.
Österreich, Maria Theresia II. 305, 317.
Österreich, Joseph II. II. 218, 302.
Olearius II. 544.
Opalinski 351.
Opitz 380. — II. 6, 340.
Origenes II. 406, 482, 630.
des Ormeaux II. 500.

Orrery 255.
Offenfelder 68, 71, 81, 88, 120, 158, 178, 218.
Oſtade II. 48.
Otway 169, 358, 459.
Ovid 341. — II. 37, 44.
Owen II. 273.

v. Palthen 405, 408.
Papias II. 482 f.
Parſimonius II. 256.
Parviſh 192.
Pascal II. 442 ff., 632, 647, 708.
Paſchaſius Jac. 93.
Paſchaſius Radbertus II. 350.
Patzke II. 186.
Pauli 371.
Paulli II. 500.
Paulus II. 629.
Paulus H. E. G. II. 454, 484, 667.
Paulus Silentiarius II. 252.
Pauſanias 341. — II. 163.
Pauw 221. — II. 641.
v. Pergen, Graf II. 305.
Perinet II. 310.
Pernety II. 58.
Perotti 46.
Peterſen 418. — II. 649.
Petron II. 80, 165.
Petrus Alfonſi II. 268.
Pfalz, Kurfürſt Karl Theodor II. 331.
Pfeffel 204. — II. 91, 572, 711.
Pfeil 267.
Pfranger II. 574 f.
Phädrus 22, 46, 387, 390. — II. 269.
Philemon 162.
Pindar 406.
Piraſicus II. 48.
Pius VI. II. 321.
Plato 199. — II. 6, 117, 694.
Plautus 21, 46, 105, 159.
Plutarch 22, 82, 346. — II. 6, 12, 730.
Poggio 92.
Polo II. 254.
Pope 64, 99 f., 166, 299. — II. 34, 609, 620.
Pordenone II. 47.
v. Praun II. 249, 465.
Prémontval 292.
Prévoſt 367, 481.
Prynne II. 128.
Pyra 58, 227. — II. 61.

Quanz 292.
Querini II. 464.
Quevedo 331.
Quintilian II. 710 f.
Quintus Icilius II. 55, 57, 137, 765.

Rabelais 382.
Rabener G. W. 21, 36.
Rabener J. G. 22.
Racine J. 53, 272. — II. 101, 105, 194.
Racine L. 100.
Rahbek II. 88.
Ramler 92, 230, 263, 294, 364, 380, 387, 401, 429, 449, 456. — II. 220, 227, 271, 276, 566, 711, 768.
Ramuſio II. 253.
Raphael II. 19.
Rauch Chriſtian 444.
Rauch Chriſtoph II. 128.
Regnard 107, 120, 130, 161, 480. — II. 94 f.
Reich 443.
Reichel 245.
Reiffenſtein II. 322.
Reimarus H. S. II. 60, 169, 354 ff. 362 ff., 401 ff., 453 ff., 466, 476, 499, 586, 629, 634 f., 642.
Reimarus Eliſe II. 170, 172, 354, 372, 400, 410, 443 f., 453, 467, 470, 522, 547, 573, 589, 664, 741, 751 ff., 759, 760 ff., 770 f., 774.
Reimarus J. A. H. II. 172, 354, 371 ff., 453, 760.
Reimarus Sophie II. 760.
Reimarus Chriſtine II. 753.
Reinhard II. 753.
Reiſer II. 128.
Reiske J. J. 451. — II. 144, 158, 249, 253, 256, 276, 287, 353, 395, 516, 526.
Reiske Erneſtine II. 288.
Rembrandt II. 18, 48, 711.
Remer II. 465, 467, 485.
Reſewitz 427.
Reß II. 409, 432, 465, 478.
Rethel II. 165
v. Retzer II. 306.
Rheſa 407.
Riccoboni 157, 268, 375, 477.
Richardſon J. II. 20.
Richardſon S. 178, 182, 248, 252, 254, 386. — II. 188.

Richer 387.
Richey 36. — II. 169.
Richier de Louvain 185, 210.
Riedel 425. — II. 50, 137, 149, 157, 160, 304 f.
Riehm II. 466.
Rietschel 444.
Rimicius II. 270.
Rinckhart II. 496.
Ring II. 748.
Rist II. 371.
Rochon de Chabannes 483.
Rönckendorff II. 747.
Rollin 184.
Romanus II. 124.
Romulus II. 269.
Roschmann II. 74.
v. Rosenberg, Graf II. 317.
v. Rosenberg, Baron II. 586 f.
Rost 36.
Rothfischer II. 464.
Rousseau J. B. 93, 95.
Rousseau J. J. 148, 180. — II. 127, 405, 563, 592, 611, 635, 641, 690.
Rowe Elisabeth 406.
Rowe N. 415.
Ruccellai 268.
Rüdiger 173.
Ruhig 407.
Ruhnken II. 136.

Saadi II. 544.
Saal 376.
Sachs Hans II. 31, 39, 186, 262.
Sachsen-Weimar, Anna Amalia II. 285, 750.
Sachsen-Weimar, Carl August II. 280, 285, 465, 579, 776.
Sachsen-Gotha, Prinz August II. 750.
Sack 417, 432.
v. Sacken, Graf II. 325.
Sadolet II. 14.
Salomo ben Verga II. 491.
Sand, George II. 698.
Saurin 204. — II. 224.
Saxo II. 139.
Scaliger 162, 223. — II. 84.
Schadow 444.
Scheffer 406.
Scheibe II. 80.
Schelling II. 667, 676, 678.
Schernberk 367, 370.
Scherz II. 267.
Schickard II. 252.
Schiebeler II. 170.
Schikaneder II. 310.
Schiller 22, 95, 473. — II. 25, 31, 33, 37, 41, 96, 103, 105, 115, 118, 166, 198, 222f., 230, 473, 516, 531, 535, 568ff., 579ff., 602, 635, 648, 698, 701, 707, 762, 766, 775.
Schiller Charlotte II. 292.
Schirach II. 137, 140, 144, 157, 162, 254.
Schlegel J. E. 24, 54, 119, 129, 167, 204, 272, 331. — II. 47, 61, 92ff., 567.
Schlegel J. A. 182, 386, 411.
Schlegel A. W. 365, 405f. 423. — II. 19, 28, 112, 219, 567, 578.
Schlegel F. 448, 472. — II. 8, 569, 604, 648, 662, 677, 735.
Schlegel Caroline II. 720.
Schleiermacher 4. — II. 360, 485, 647, 667.
Schlözer II. 254, 449, 453, 768ff.
Schlosser J. G. II. 651.
Schlosser J. L. II. 129.
Schmelz 486.
Schmid C. H. II. 220, 226.
Schmid K. A. II. 271, 279, 348, 350, 487, 747f., 772.
Schmidt F. L. II. 123, 576 ff.
Schmidt J. F. II. 171.
Schmidt J. L. II. 362, 391, 423, 453.
Schmidt Kl. II. 423, 758.
Schnabel II. 441.
Schobelt II. 638.
v. Schönaich 95, 245, 395.
Schönborn II. 742.
Schönemann II. 64.
Schönheider II 463.
Schopenhauer 478. — II. 119, 636, 715.
Schrader v. Schliestedt II. 282, 314.
Schreyvogel II. 578.
Schröder 99, 263, 265, 464, 485. — II. 123, 212, 218, 227, 576, 585, 587, 762, 774f.
Schuback II. 171, 329, 753.
Schubart II. 333, 336.
Schuch 267, 362, 437.
v. Schütz II. 572.
v. d. Schulenburg, Graf 210.
Schultens II. 516.
Schulze Caroline 486. — II. 65, 73.
Schulz (Schulze) Therese II. 73.

Schumann II. 405, 408, 619.
Schwalb 443. — II. 171.
Schwan II. 334, 337f.
Schwarz 214, 222.
Schwedt, Markgraf von II. 774.
Schwickert s. Dodsley.
Scultetus 380, 449. — II. 259, 708.
v. Seckendorff II. 216.
Seipp II. 577.
v. Sellier 154.
Semler II. 358, 369, 371, 395ff., 406, 409, 475ff., 482, 631.
Seneca 257, 269, 342, 378. — II. 16.
Seydelmann II. 216.
Seyler II. 65, 68, 123, 185, 333, 337, 340, 342.
Shaftesbury 387. — II. 8, 358, 648.
Shakespeare 166, 207, 289, 347, 351, 365, 376, 383, 412. — II. 46, 98ff., 107ff., 556, 567, 730, 762, 765, 774.
Sherlock II. 362.
Sieveking II. 585.
Silberschlag II. 414.
Simon II. 358.
Simonides II. 6, 13, 56.
Smollet 135, 178.
Soner II. 382.
Sonnenfels 483, 485. — II. 91, 304, 308ff., 316.
Sophokles 22, 341, 345, 352, 376, 412. — II. 15, 47.
Spence II. 24, 139.
Spinoza 196, 297, 452. — II. 357, 362, 392, 561, 622, 629, 631, 636, 647, 650, 659, 661ff., 679f.
Spittler II. 343.
Sprickmann 267, 486. — II. 222.
Starke Johanna Christiane II. 218, 762 f.
Steele 248.
Steffens 348.
v. Stein Charlotte II. 651, 667.
Steinbrüchel 406, 427.
Steinhöwel II. 270.
Stella E. II. 254.
Stephanie 486. — II. 218.
Stephanus 220.
Sterne 169, 183, 465, 476. — II. 174, 427, 745.
Stieler 382.
Stifter II. 33.
v. Stille 188, 231.
Stobäus 331.
zu Stolberg, Graf F. L. II. 430, 666, 755.
Stoppe 48, 386.
Stosch F. W. II. 55.
Straube 450.
Strauß II. 359, 368, 373, 466, 484.
Strube II. 595.
Struensee II. 300.
Sturm II. 429.
Sturz II. 743 f.
Süßmilch 431.
Suidas 392.
Sulzer 176, 239, 246, 292, 307, 431. — II. 55, 475, 777.
Suppig 67.
van Swieten 303, 305, 316, 323f.
Swift 193, 255. — II. 479, 498f.
Sylvanus II. 387.

Tacitus II. 595.
Tasso II. 96.
v. Tauentzien 430, 432, 435, 439f., 445.
Telemann II. 170, 173.
Teller II. 375, 463, 478.
Teniers II. 48.
Terenz 21. — II. 124.
Tertullian II. 448, 480, 630, 672f.
Theokrit 405.
Theophilus Presbyter II. 257.
Theophrast 21.
Therbusch-Liscewska Anna Dorothea 428.
Thomas a Kempis II. 545.
Thomasius 41, 126. — II. 684.
Thomson 275, 352, 439.
Thümmel 451.
Tibull 451.
Tieck 464. — II. 33, 77.
Tillemann II. 68.
Tillier II. 727.
Tillotson 9, 419.
Timanthes II. 20.
Timokles 331.
Tindal II. 360, 392.
Tischbein J. H. 441.
Tischbein W. II. 27.
Töllner II. 478.
Toland II. 361.
Tolstoi II. 733.
Tralles II. 572, 767.
Trescho II. 421.
Triller 241, 380, 386.

Triffino 268.
Trithemius II. 256.
Trömer 480.
Trublet 419.
Tscharner 208.
Tscherning 93, 380.
Tuscher II. 150.
Tutilo II. 258.
Tyrtäus 325. — II. 139 f.

Uhland 324. — II. 140, 256.
Uhlich 118.
Ulfilas II. 263.
Unzelmann Friederike II. 578.
Unzer II. 774.
Uz 90, 179, 417.

Vanbrugh 168.
Vasari II. 257.
Vavâssor II. 273.
Vergil 21, 405. — II. 14, 23.
Villatti 158.
Vincenz v. Beauvais II. 268.
Volkmann II. 320.
Voltaire 95, 141, 148, 156, 158, 166, 170, 177, 179, 185 ff., 199, 204, 210, 219, 221, 248, 251, 343, 353, 356, 373, 385, 412, 434. — II. 81, 95 f., 101 f., 105 ff., 124, 349, 360, 367, 371 ff., 420, 499 f., 514, 520 ff., 526, 688 f., 710, 764 f.
Voß C. F. 173, 292, 431. — II. 177, 375.
Voß J. H. 383, 442. — II. 35, 263, 272, 501, 572, 586, 666, 739, 754 f.
Voß Ernestine II. 755.
v. Voß J. II. 574.

Wagner H. L. 484. — II. 452.
Wagner, Senior II. 356, 426.
Walch C. W. F. 220. — II. 360, 479, 630.
Walckenaer 234.
Walther v. d. Vogelweide II. 490.
v. Warnstedt II. 318.
Weise Christian 3, 114, 273, 365.
Weise C. F. 22.
Weiskern 264, 485.
Weiße 36, 68, 114, 168, 193, 203, 262, 308, 316, 335, 343, 379, 398, 413, 427, 466. — II. 66, 82, 95, 97, 120, 140, 229, 567.
Welcker 224, 469.
Werenfels 157.
v. Werner Paul 462.
Werner Z. II. 583.
Wernicke (nicht: Warneck) 48, 95, 157. — II. 731.
Wessely II. 66, 173, 740.
Westhoff II. 769.
Wetzel II. 739.
Whiston 29.
Wieland 24, 79, 246, 252, 304, 414, 427. — II. 39, 96, 145, 161, 216, 230, 312, 342, 472, 515, 525, 544, 556, 571, 586, 592, 648, 692, 696, 698, 700, 748, 750, 756, 777.
Wilhelm von Auvergne II. 631.
Winckelmann 34, 151, 183 f. — II. 2 ff., 12 ff., 21, 37, 42, 47, 49 f., 55, 141, 157, 163, 168, 178 ff., 285, 694, 777.
Winkler 307, 310.
Wissowatius II. 385.
Wittenberg II. 73, 171, 434, 451 ff., 460, 463, 470, 571, 706.
Wöllner II. 463.
Wolf F. A. II. 262, 485.
Wolff Chr. 40, 145, 387. — II. 355. 392, 596, 611, 617, 620 ff., 684, 691.
Wolfram von Eschenbach II. 38, 490.
Woolston II. 361, 370.
Wotton 96.
Wren II. 602.
Wulff II. 542 f.
Wycherley 168, 464.

Young 99 f. — II. 115, 395.

Zacharia 179, 285, 427. — II. 259, 279, 747.
v. Zedlitz II. 464.
Ziegra II. 421.
Zimmermann 208, 419. — II. 475, 698.
v. Zinnendorff (Ellenberger) II. 587.
v. Zinzendorff, Graf 4, 198, 200.
Zoëga II. 278, 586, 743.
Zola II. 33, 47.
Zwinger 345.
Zwingli II. 349, 727.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

UNIVERSITY OF ...

14 DAY USE

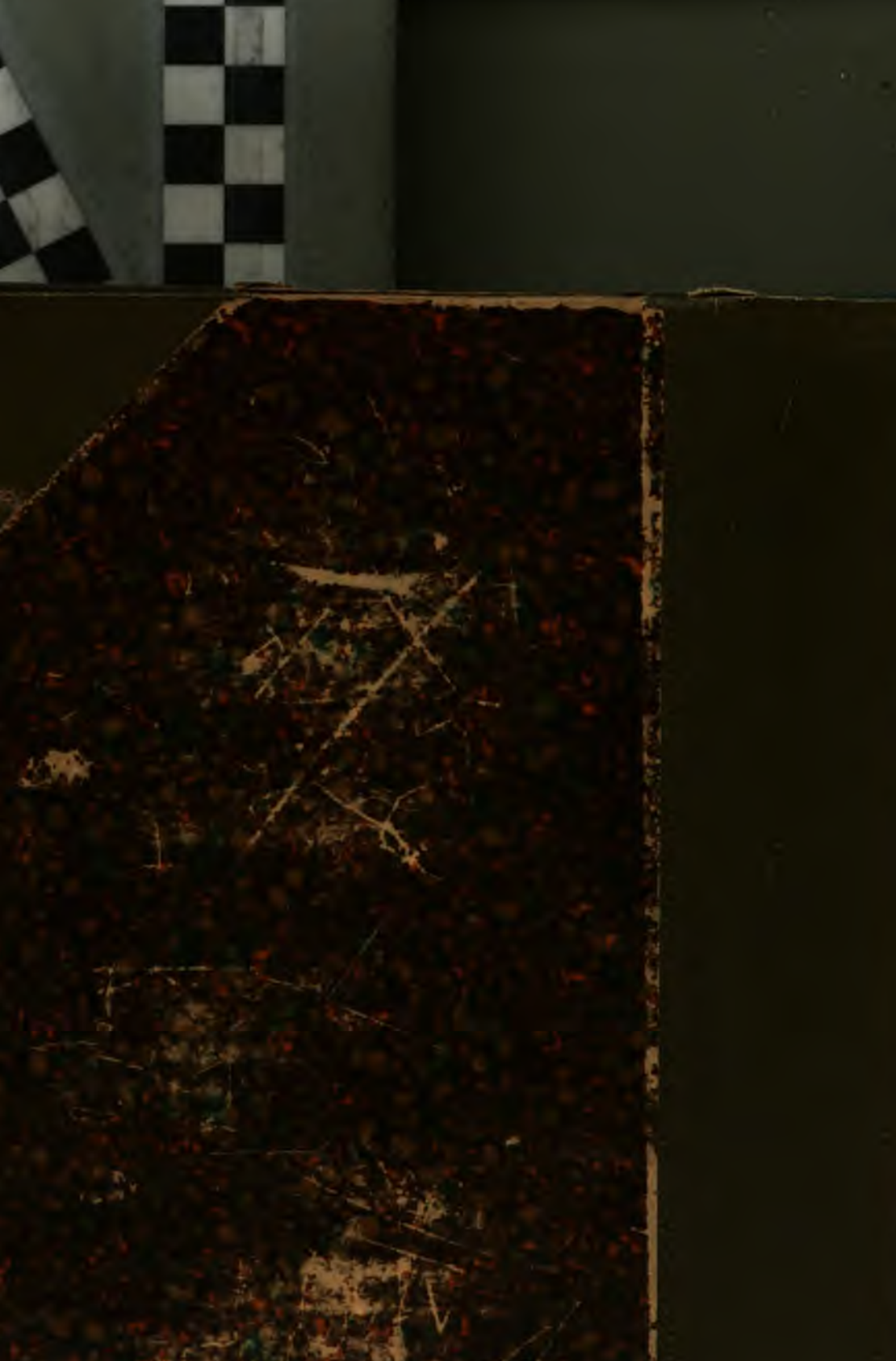
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

MAR 16 1966 7 6	
IN STACKS	
MAR - 2 1966	
MAR 26 '66 9.809	
Irving	
[illegible]	
MAY 1 0 1966	
FEB 21 1968 64	
RECEIVED	
MAY 21 '68 -5 PM	
LOAN DEPT.	

LD 21A–60m-10,'65
(F7763s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YC 71342